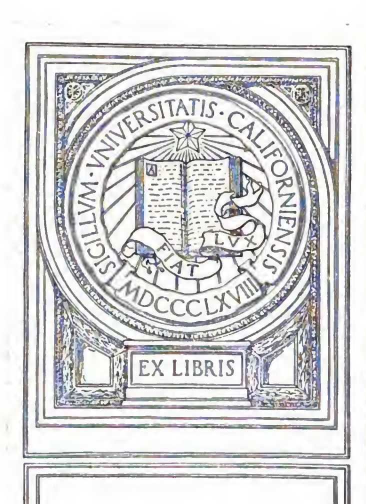



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.



Fünfundzwanzigster Band.

Der neuen Folge neunter Band.

October 1868 — März 1869.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1869.


Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
25 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

fünfundzwanzigsten (der neuen Folge neunten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Adolphi, Fr., in Breslau, 184. — Büchner, Alexander, in Caen, 523. — Carriere, Moriz, in München, 425. — Daumer, G. F., in Würzburg, 59. — Dorn, E., in Berlin, 70. — Düntzer, H., in Köln, 253. — Fischer, Wilhelm, in Ottweiler, 229. — Groth, Klaus, in Kiel, 329. — Hankel, H., in Erlangen, 281. — Heyse, Paul, in München, 341. — Hoffner, Wilhelm, in Berlin, 25, 272. — Hohenhausen, F. von, in Berlin, 139, 554. — Jensen, Wilhelm, in Flensburg, 453, 565. — Kapper, Siegfried, in Prag, 487, 603. — König, E., in Braunschweig, 169. — Lindau, M. B., in Hainsberg bei Dresden, 421. — Mädler, J. H. von, in Bonn, 164. — Malano, Adrian, in Madrid, 505. — Mohr, Friedrich, in Coblenz, 435. — Müller, Moritz, in Jena, 542. — Otto, O., in Posen, 663. — Pietsch, L., in Berlin, 98. — Pröhle, Heinr., in Berlin, 447. — Ransonnet, E. von, in Wien, 54. — Reinsberg-Düringsfeld, Otto von, in Leipzig, 615. — Riegel, H., in Leipzig, 310. — Roquette, O., in Berlin, 1, 117. — Schilling, J. A., in Schweinfurt, 533, 621. — Schleiden, M. J., in Dresden, 43, 172, 301, 386, 510. — Schmarda, K. L., in Wien, 395. — Schmidt, Julian, in Berlin, 400. — Schöbler, Fr., in Mainz, 373. — Spielberg, O., in Altona, 332. — Sonnenburg, F., in Wattenscheid, 671. — Vacano, Emil, in Tarnow, 76, 649. — Vámbéry, Hermann, in Pest, 152. — Vogel, Aug., in München, 137, 445, 645. — Waldmüller-Duboc, R., in Dresden, 214. — Weininger, Hans, in Regensburg, 144. — Wittich, Karl, in Berlin, 497, 637.

Inhalt

des fünfundzwanzigsten (der neuen Folge neunten) Bandes.

Die Freunde vom Athos. Novelle von Otto Roquette, 1. 117.
Marie Antoinette, gezeichnet von David, 23.
Die romantischen Dichter. Von Wilhelm Hoffner. 25. 272.
Die Pole und die Polarreisen. Von M. J. Schleiden, 43, 172, 301, 386, 510.
Bilder aus dem Thier- und Pflanzenleben des südlichen Ceylon. Von E. von Ransonnet, 54.
Die Mythen und Sagen von wundersamen Meergeschöpfen und Meerbewohnern. Von G. F. Daumer, 59.
Das Nitroglycerin, 68.
Burgos. Von E. Dorn, 70.
Geschichte eines Kindes. Von Emil Bacano, 76.
Ueber Ursprung und Bedeutung der Sage von Shylock. Von Rudolf Grisebach, 89.
Theodor Storm. Eine Lebensskizze. Von Ludwig Pietsch, 98.
Zur Geschichte der Glocken. Von A. Vogel, 137.
Berühmte Liebespaare. Von F. von Hohenhausen, 139, 554.
Der Dom zu Regensburg. Von Hans Weininger, 144.
Kleider und Schmuckgegenstände der ostislamitischen Völker. Von H. Vámbéry. 152.
Kepler's Denkmal. Von J. H. von Mädler, 164.
Eine chinesische Hochzeit. Von C. König, 169.
Im Stifte. Eine Novelle von Fr. Adolphi, 184.
Alfred Tennyson. Von R. Waldmüller-Duboc, 214.
Herr Elhard van Lonk-Hasselaar. Erzählung von Wilhelm Fischer, 229.
Goethe's erste Beziehungen zu Johanna Schopenhauer. Nach ungedruckten Briefen von Heinrich Düntzer, 253.
Die Astrologie um 1600, mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß Keppler's und Wallenstein's. Von H. Hankel. 281.
Eine Reise durch das innere Arabien, 294.
Die Vogelspinne, 297.
Ravenna. Von Herman Riegel, 310.
Theodor Storm's sämmtliche Schriften. Von Klaus Groth, 329.
Ein Charakterkopf aus Polen. Von Otto Spielberg, 332.
Am todten See. Von Paul Heyse, 341.
Friedrich Kohlrausch. Lebensbild eines Schulmannes. Von Friedrich Schödler, 373.
Das Hochland von Neuwara-Ellia auf Ceylon. Von K. L. Schmarda, 395.
Fernan Caballero und die spanische Literatur in Deutschland. Von Julian Schmidt, 400.
Der Monte Pincio zu Rom. Von M. B. Lindau. 421.
Das romantische Kunstepos. Von Moriz Carriere. 425.
Mehr Licht! Von Friedrich Mohr, 435.
Wasser und Kohlensäure. Von A. Vogel, 445.
Stobwasser. Von Heinrich Pröhle, 447.
Unter heißerer Sonne. Novelle von Wilh. Jensen, 453. 565.
Ritter Harant's Orientfahrt zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Von Siegfried Kapper, 487, 603.
Holland und die Holländer. Von Karl Wittich, 497, 637.
Spanische Skizzen. Von Adrian Malano, 505.
Das Cadettenhaus zu La Flèche. Von Alexander Büchner, 523.
Die Körpertemperaturen des gesunden und kranken Menschen. Von J. A. Schilling, 533, 621.
Indische Bauwerke, 539.
Aus der Zeit der Goethe-Bühne. Von Moritz Müller, 542.
Spitznamen und Scherzworte in Tirol. Von Otto von Reinsberg-Düringsfeld, 615.
Die Insel Lesina, 626.
Von den Ufern der Mangfall. Von A. Vogel, 645.
Was werden die Leute sagen? Eine Geschichte von Emil Bacano, 649.
Thorwaldsen. Eine biographische Skizze. Von D. Otto, 663.
Die finnische Kalewala. Von F. Sonnenburg, 671.
Neuestes aus der Ferne: Die Bevölkerung von Abessinien. — Die Bitteren Seen. — Die californische Halbinsel. — Wilhelm Schimper. — Der Dalai Lama zu Tibet, 113.
Eine Erforschung der Sinai-Halbinsel. — Perlmutterfischerei an der Nordwestküste von Australien. — Santa Fe in Neu-Mexico. — Neue Reiseunternehmungen. — Das Amurgebiet. — Die Indianer in Neu-Mexico. — Chinesische Einwanderung in die russische Provinz Semiretschensk, 225.
Ersteigung des Vulkans Baker. — Die Volkswirthschaft Turkestans. — Die Ruinen an der afrikanischen Ostküste. — Dalmatien. — Das alte Bibracte. — Indigocultur in Bengalen, 337.
Die Fluthwellen des letzten Erdbebens. — Die Colonisation von Palästina. — Die Dinge in Japan. — König Mongkut von Siam. — Das Zulu-Land, 449.

Das Gebiet am Jtza-See. — Neumayer's australischer Erforschungsplan. — Gerhard Rohlfs in Afrika. — Escayrac de Lauture †. — Der Scirocco, 561.
Die Schans und Pansis. — Karl von Martius. — Südafrikanische Missionen. — Das Klima an den großen Seen Nordamerika's. — Die Eiszeiten der Erde, 673.
Literarisches: Geschichte der Stadt Rom. Von Alfred von Reumont. — Friedrich Rückert. Von C. Beyer, 112.
Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Von Friedrich W. Ebeling, 151.
Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von M. Carriere, 224.
Zeitschrift für bildende Kunst, 280.
Carstens' Leben und Werke. Von K. L. Fernow. Herausgegeben und ergänzt von Herman Riegel, 335.
Oper und Drama. Von R. Wagner. — Meyer's neues Conversationslexikon. — Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. — Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde, 336.
Die Diamanten der Baronin, von M. Hartmann. — Modern, von A. von Auer, 385.
Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Von A. Bastian. — Aquarellen von Ed. Hildebrandt, 399.
Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient, 433.
Achmet, der Kifraucher, von O. Rodoëth. — Fr. Bodenstedt's Gesammelte Schriften. — Theodor Storm's Gesammelte Schriften. — Novellen von Robert Griepenkerl. — Cavalier und Jüdin, von H. von Schönau. — Fürst und Musiker, von Max Ring, 434.
Des Knaben Wünsche und Freuden, von K. Deutsch. — Tante Hedwig's Geschichten, von Louise Thalheim. — Unter hohen Breiten, von K. Müller. — Fremde und Heimath. Denksprüche in Wort und Bild von Alwine Schrödter. — Die Heilquellen und Kurorte der Schweiz. Von Dr. Meyer-Ahrens, 448.
Römische Schlendertage, von Hermann Allmers, 496.
Die Götter und Heroen der Griechen. Eine Vorschule der Kunstmythologie. Von Otto Seemann, 560.
Gerhard Rohlfs' Afrikanische Reisen. — Ergänzungsblätter, 648.
Bibliothek ausländischer Classiker, 672.
Kunstnotiz: Die Doré'schen Illustrationen zur Bibel, 334.

Namen- und Sachregister

zum fünfundzwanzigsten (der neuen Folge neunten) Bande.

Abessiniens Bevölkerung, 113.
Albany, Gräfin. Von F. von Hohenhausen, 554.
Alfieri, Graf von. Von F. von Hohenhausen, 554.
Am todten See. Von Paul Heyse, 341.
Amurgebiet, Das, 228.
Arabien, Reise durch das innere, 294.
Ariosto. Von M. Carriere, 425.
Astrologie, Die, um 1600, mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß Keppler's und Wallenstein's. Von H. Hankel, 281.

Baker, Der Vulcan, 337.
Berühmte Liebespaare. Von F. von Hohenhausen, 139, 554.
Bibracte, Das alte, 339.
Bitteren Seen, Die, 114.
Bojardo. Von M. Carriere, 425.
Burgos. Von Ernst Dorn, 70.

Caballero, Fernan. Von Julian Schmidt, 400.
Cadettenhaus, Das, zu La Flèche. Von A. Büchner, 523.
Californische Halbinsel, Die, 115.
Charakterkopf, Ein, aus Polen. Von Otto Spielberg, 332.
Chinesische Einwanderung in Rußland, 228.
Chinesische Hochzeit, Eine. Von C. König, 169.
Colonisation in Palästina, 449.
Constant, Benjamin. Von F. v. Hohenhausen, 139.

Dalai-Lama, Der, zu Tibet, 117.
Dom, Der, zu Regensburg. Von Hans Weininger, 144.

Eiszeiten der Erde, Die, 676.
Elhard van Lonk-Hasselaar. Von Wilhelm Fischer, 229.
Escayrac de Lauture, 563.

Fluthwellen, Die, des letzten Erdbebens, 449.
Freunde, Die, vom Athos. Von O. Roquette, 1, 117.

Geschichte der Glocken, Zur. Von A. Vogel, 137.
Geschichte eines Kindes. Von Emil Vacano, 76.
Goethe's erste Beziehungen zu Johanna Schopenhauer. Von H. Düntzer, 253.
Goethe-Bühne, Aus der Zeit der. Von M. Müller, 542.

Harant's Orientfahrt. Von S. Kapper, 487, 603.
Holland und die Holländer. Von K. Wittich, 497, 637.

Japan, Die Dinge in, 450.
Indianer in Neu-Mexico, 228.
Indigocultur in Bengalen, 339.
Indische Bauwerke, 539.
Jtza-See, Der, 561.

Kalewala, Die finnische. Von F. Sonnenburg, 671.
Kepler's Denkmal. Von J. H. von Mädler, 164.

Kleider und Schmuckgegenstände der ostislamitischen Völker. Von H. Vámbéry, 152.
Klima, Das, an den großen Seen Nordamerika's, 675.
Kohlrausch, Friedrich. Von Friedrich Schödler, 373.
Körpertemperaturen, Die, des gesunden und kranken Menschen. Von J. A. Schilling, 533, 621.

Lelewel, Joachim. Von Otto Spielberg, 332.
Lesina, Die Insel, 626.
Literarisches: Almers, Hermann: Römische Schlendertage, 496.
Auer, Adelheid von: Modern, 385.
Bastian, Adolf: Die Menschenrassen, 399.
Beyer, C.: Friedrich Rückert, 112.
Bibliothek ausländischer Classiker, 672.
Bodenstedt's, Friedr., Gesammelte Schriften, 434.
Carriere, Moriz: Die Kunst und die Ideale der Menschheit, 224.
Deutsch, K.: Des Knaben Wünsche, 448.
Devrient, Eduard: Erinnerungen an Mendelssohn, 433.
Doré'sche Illustrationen zur Bibel, 334.
Ebeling, Friedrich W.: Bürger und Elise Hahn 151.
Ergänzungsblätter, 648.
Griepenkerl, Robert: Novellen, 434.
Hartmann, Moritz: Die Diamanten der Baronin, 385.
Hausschatz der Länder- und Völkerkunde, 336.
Hildebrandt's Aquarellen, 399.
Meyer-Ahrens: Kurorte der Schweiz, 448.
Meyer's Conversations-Lexikon, 336.
Müller, K.: Unter hohen Breiten, 448.
Reumont, Alfred von: Geschichte der Stadt Rom, 112.
Riegel, Herm.: Carstens' Leben und Werke, 335.
Ring, Max: Fürst und Musiker, 434.
Rodoèth, O.: Achmet, der Kifraucher, 434.
Rohlfs' Afrikanische Reisen, 648.
Schlagintweit: Poetische Bilder, 336.
Schönau, H. von: Cavalier und Jüdin, 434.
Seemann, Otto: Die Götter und Heroen der Griechen, 560.
Storm, Theodor: Gesammelte Schriften, 434.
Thalheim, Louise: Tante Hedwigs Geschichten, 448.
Wagner, Richard: Oper und Drama, 336.
Zeitschrift für bildende Kunst, 280.

Mangfall, Von den Ufern der. Von August Vogel, 645.
Marie Antoinette. Von David, 23.
Martius, Karl von, 674.
Mehr Licht! Von F. Mohr, 435.
Mongkut, König von Siam, 451.
Monte Pincio, Der, zu Rom. Von M. B. Lindau, 421.
Mythen und Sagen von wundersamen Meergeschöpfen. Von G. F. Daumer, 59.

Neumayer's australischer Erforschungsplan, 561.
Neuwara-Ellia, Das Hochland, auf Ceylon. Von K. L. Schmarda, 395.
Nitroglycerin, Das, 68.
Novalis. Von Wilhelm Hoffner, 272.

Perlmutterfischerei in Australien, 225.
Pole, Die, und die Polarreisen. Von M. J. Schleiden, 43, 172, 301, 386, 510.

Ravenna. Von H. Riegel, 310.
Reiseunternehmungen, Neue, 227.
Rohlfs, Gerhard, in Afrika, 562.
Romantische Dichter. Von W. Hoffner, 25, 272.
Romantische Kunstepos, Das. Von Moriz Carriere, 425.
Ruinen an der afrikanischen Küste, 339.

Santa Fe in Neu-Mexico, 226.
Schans und Pansis, Die, 673.
Schimper, Wilhelm, 116.
Scirocco, Der, 563.
Sinai-Halbinsel, Erforschung der, 225.
Spanische Skizzen. Von Adrian Malano, 505.
Spitznamen und Scherzworte in Tirol. Von Otto von Reinsberg-Düringsfeld, 615.
Staël, Frau von. Von F. von Hohenhausen, 139.
Stifte, Im. Von Fr. Adolphi, 184.
Stobwasser. Von H. Pröhle, 447.
Storm, Theodor. Von Ludwig Pietsch, 98.
Storm's sämmtliche Schriften. Von Klaus Groth, 329.
Südafrikanische Missionen, 674.

Tennyson, Alfred. Von R. Waldmüller-Duboc, 214.
Thier- und Pflanzenleben im südlichen Ceylon. Von E. von Ransonnet, 54.
Thorwaldsen. Eine biographische Skizze. Von O. Otto, 663.
Tieck, Ludwig. Von W. Hoffner, 25.
Turkestans Volkswirthschaft, 338.

Unter heißerer Sonne. Von W. Jensen, 453, 565.
Ursprung der Sage von Shylock. Von R. Grisebach, 89.

Vogelspinne, Die, 297.

Wasser und Kohlensäure. Von A. Vogel, 445.
Was werden die Leute sagen? Eine Geschichte von Emil Vacano, 649.

Zulu-Land, Das, 451.

Nro. 49 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 145.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte

October 1868.



Die Freunde vom Athos.

Novelle

von

Otto Roquette.

„Hellas ist frei von dem Joche der Barbaren! Mit unserm Blute haben wir die Freiheit Griechenlands erkämpft! Das alte Vaterland der Hellenen ist wieder ein selbstständiger Staat, und nicht mehr der Halbmond, sondern das Kreuz der Sieger leuchtet in dem Banner, unter das wir uns auch für die Zukunft schaaren!“ Das war der immer wiederkehrende Endreim des hin- und herschweifenden Gespräches, das waren auf alle meine Einwürfe und Bedenken gegen die Lebensfähigkeit des jungen, sich aus einem Chaos erst neu bildenden Staates die abschließenden Schlagworte meiner freundlichen Wirthe, der Mönche auf dem Athosberge. Denn wir standen im Sommer des Jahres 1832, wo, nach einem Decennium der ruhmreichsten Heldenkämpfe, in der That die Unabhängigkeit Griechenlands von der türkischen Macht verbürgt war, und die europäischen Cabinette nach langem Zögern sich endlich entschlossen hatten, mitzuthun, und den Griechen einen König zu gestatten. Damit war, nach meiner Ansicht, noch nicht viel gethan, doch war ich weit entfernt, die ungeheuren, ehrenvollen Opfer, die glühende Vaterlandsliebe, den Heldenmuth, die Tapferkeit und Thatkraft der Neugriechen zu unterschätzen, jene ganze Reihe von Siegesschlachten, welche Europa zu Staunen und Bewunderung aufgerufen, und die eines neuen Homer und Aeschylus würdig genannt werden konnten. War ich doch selbst mit meiner Jugendbegeisterung, mit meinem Leben und Handeln so innig mit diesen Ereignissen verknüpft! Gehörte ich doch seit zehn Jahren dem neuhellenischen Leben mit

meinem Gut und Blut ehrlich, und trotz mancher Enttäuschung, mit ganzer Seele an!

Ueber der Lectüre der Perser des Aeschylus hatte mich, den zwanzigjährigen Studenten Gottlieb Müller aus Merseburg, einst die erste Kunde von der Freiheitsbewegung der Neugriechen getroffen. Dem geistigen Leben von Althellas mit Fleiß und Begeisterung bis dahin ergeben, wurde ich wie durch einen innersten Ruf plötzlich aus der alten Welt in die lebenfördernde neue versetzt. Je mehr der Nachrichten an mein Ohr drangen, desto größere Unruhe ergriff mich, desto mehr trieb es mich, das Vaterland des Perikles und Themistokles befreien und wiederherstellen zu helfen. Endlich hielt ich es daheim nicht mehr aus. Ich hatte einen gleichstrebenden Studienfreund, Namens Hans Neubauer. Mit dem wenigen Gelde, das wir zusammenthun konnten, entliefen wir der Universität und unsern philologischen Studien, gelangten glücklich nach Triest, von wo uns ein Schiff nach der Insel Hydra brachte, dem Sammelplatze der von allen Inseln des Archipels herbeiströmenden Griechen. Früher waren wir da, als die Legionen der Philhellenen, als die Freischaaren auch aus Deutschland dem heldenmäßigen Volke zu Hülfe kamen, wir hatten vor ihrer Ankunft uns schon in gemeinsamen Kämpfen zu Waffenbrüdern der Griechen gemacht. Unsere Bekanntschaft mit der altgriechischen Sprache erleichterte uns die Erlernung der neuen, und ich konnte — als Kyrios Myllêros, wie ich als „Herr Müller“ mich umbilden lassen mußte, oder auch als Theophilos, in der Uebersetzung meines Namens Gottlieb — schon den Dolmetsch machen zwischen den Eingebornen und den neuankommenden Schaaren aus Norden. Und welcher Schlachten, Gefechte und ewigen Ruhmes würdigen Großthaten war ich Augenzeuge, war ich sogar vom Glücke auserkoren, mitstreitender Blutzeuge und Siegesgefährte zu sein! Nicht nur jene welthistorischen Brennpunkte des Krieges, die Belagerungen und Seeschlachten von Missolunghi und Navarino, sahen die höchsten Proben der Tapferkeit und Aufopferung, nicht nur die bald gefeierten Namen der Anführer und Generale waren die allein ruhmwürdigen. Jeder Monat war mit siegreichen Gefechten der heroischen Freiheitskämpfer gegen die gewaltige Ueberzahl der Feinde bezeichnet, und Namen tauchten aus ihnen hervor, die uns Mithandelnden bald herrlicher klangen, als die später im Buche der Geschichte verzeichneten. Unter den Brüdern Hyskos erhoben sich die Akarnaner, unter Rhangos die Aetolier. Aus seinem Heerlager auf dem Olymp rief Odysseus die Macedonier zu den Waffen, und stellte sich dann in Thessalien an die Spitze der Schaaren. Durch den Peloponnes, über den Isthmus zogen wir ihm entgegen, vereinigten uns mit seinem Heere bei Plateä und schlugen die Türken unter seiner Führung auf dem geweihten Boden von Thermopylä. Hier auf altclassischer Wahlstatt des Leonidas fiel mein geliebter Freund Hans Neubauer an meiner Seite. Ich hatte kaum Zeit, ihn zu begraben auf der Stätte der alten Heldengräber, ich mußte weiter. Denn der Adler des Olymp, wie Odysseus im Heere hieß, führte uns fort nach der Ebene von Chäronea, wo die türkische Armee eine Hauptniederlage erlitt, und die Reste des stolzen Sultanheeres in wilde Flucht versprengt wurden.

Aber nicht nur waffenfähige Männer, auch Geistliche und Klosterbrüder griffen in Schaaren zum Schwerte, ja selbst die Frauen erfüllte ein Heldenmuth, der sie in die Reihen der Bewaffneten, in den Kampf drängte. Frauen, oft in Männerkleidern, waren auch in unsern Schaaren gar nichts Seltenes. Und so auch Geistliche, hohen und niedern Standes. Ihre Empörung war gleich durch den ersten Act, den der Sultan auf die Kunde des Aufstandes ausübte, auf den Gipfel gestiegen. Denn zu Constantinopel hatte dieser den dreiundachtzigjährigen Patriarchen der griechischen Kirche, Gregorios aus Morea, nach gehaltenem Hochamt und im Festgewande in der Hauptpforte der Kirche aufknüpfen lassen. Sein Leichnam war vom Pöbel durch die Straßen geschleift, dann in's Meer geworfen worden. Auf diese furchtbare Execution erhob sich die gesammte griechische Geistlichkeit. Für sie war der Kampf umsomehr ein heiliger, als er nicht nur der Freiheit, sondern auch der christlichen Kirche galt, und denkwürdige Mannesthaten wurden aller Orten auch von ihnen gethan. Vor Allem aber waren es die Mönche aus den zwanzig Klöstern des Athosgebirges, welche mit glühender Begeisterung in den

Kampf eilten. Hier auf dem Athos war einer der Hauptherde der revolutionären Bewegung. Hier auf diesen in's Meer vorgeschobenen Posten des christlichen Lebens flossen von allen entferntern Gegenden, wohin das Griechenthum versprengt war, aus Thracien, aus Constantinopel, aus Kleinasien, von den nördlichen Inseln, Geldsummen zusammen, welche nach Hellas gesendet wurden, fanden sich auch Waffenfähige ein, denen sich zugleich eine nicht geringe Anzahl der Mönche selbst zugesellte, um mit ihnen den Freiheitskampf zu bestehen. Ich hatte oft an der Seite dieser wackern Klosterbrüder vom Athos gefochten, manche von ihnen waren mir nicht allein als Kriegskameraden befreundet, und so schrieb sich von diesen Jahre langen Beziehungen auch mein Besuch in dem Kloster Paulu her. Es war, als ob die ganze Nation mit einem Ruck aus der Knechtschaft erwachte, um die Versäumnisse vieler Jahrhunderte mit den gewaltigsten Kraftanstrengungen und dem Einsatze aller Energie und alles Heroismus wieder einzuholen.

Meine Freunde im Kloster hatten wohl Recht, der Sieg war errungen, Griechenland war auf dem Wege, in die Reihe der selbständigen Staaten wieder einzutreten. Aber über die Culturfähigkeit ihres unglücklichen Landes, über die politische Möglichkeit ihres Staates unter den noch obwaltenden Verhältnissen, befanden sie sich in einer glücklichen und darum um so unglücklicheren Selbsttäuschung. Enttäuscht und verstimmt waren nicht wenige der aus Deutschland herbeigekommenen Philhellenen schon im ersten Jahre des Krieges in ihre Heimath zurückgegangen, und Enttäuschung und Verstimmung hatten sich auch bei mir an die Stelle der poetisch-phantastischen Erwartungen gedrängt. Denn der ärgste Feind des neuen Hellenenvolkes war die Parteisucht, die Zwietracht der vornehmsten Familien und Häupter, der mangelnde Wille, sich einer gemeinsamen Führung unterzuordnen. So wurde, was im Einzelnen Großes gethan war, häufig durch eine Gegenpartei wieder vernichtet, ja es kam zu Streitigkeiten, die, während man draußen gegen den Feind kämpfte, im Innern die gute Sache durch Bürgerkrieg vermehrten. Daß man dabei endlich dennoch zu so bedeutenden Resultaten und zu endlicher Einigung gelangte, ist fast wie ein Wunder anzusehen.

Ich war, nachdem ich die Feldzüge der ersten Jahre mitgemacht hatte, des Krieges unter solchen Umständen überdrüssig. Allein nach Deutschland dachte ich, trotz aller Mißstimmung, doch noch nicht zurückzukehren. Ich war ein Abenteurer geworden, für den die elenden politischen Verhältnisse daheim keine Anziehung hatten, für den sie sogar gefährlich gewesen wären. In Deutschland hatte man in jenen unseligen zwanziger Jahren, deren Physiognomie uns heute ebenso empörend als lächerlich erscheint, nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf heimliche Demagogen zu fahnden, und die Festungen mit jungen Leuten anzufüllen, die sich unterstanden, die bestehenden Verhältnisse für unvollkommen zu erklären, oder die auch nur ein buntes Bändchen getragen, ohne sich etwas Gefährliches dabei zu denken. Was sollte ich, der Abenteurer, der Kämpfer für die griechische Freiheit, die daheim als die strafwürdigste Revolution des Volkes gegen seinen angestammten Herrn und Landesvater, den Türkensultan, betrachtet wurde, was sollte ich in Deutschland! Ein unbedachtes Wort hätte genügt — ja, man hätte das vielleicht gar nicht abgewartet, um mir auf einer Festung für ein halbes Leben Wohnung zu geben. So blieb ich denn unter meinen Griechen, für deren Sache ich übrigens keineswegs erkaltet war. Es fehlte an wohlgeschulten geistigen Kräften, und so war ich mit meinen Kenntnissen und gutem Willen für die Verwaltung und Organisation der Landesverhältnisse vielleicht noch willkommener, als ich es mit den Waffen gewesen war. Ich schloß mich den französischen Ingenieurs an, welche im Auftrage der neuen provisorischen Regierung Griechenlands trigonometrische Vermessungen durch das ganze Land vornahmen, und lernte so den Boden Griechenlands mit all seinen Trümmerstätten genau kennen. War das auch für meine philologischen und Alterthumsstudien sehr ausgiebig, so erfüllte mich der Anblick dieser Verwüstung und barbarischen Verkommenheit des einst blühenden Hellas mit Entsetzen und tiefer Trauer. Unter Bergen von Schutt und Erde lagen die noch unausgegrabenen Tempel, Theater, Ringschulen und Säulenhallen, die Wälder von Götterbildern und

Heroenstatuen von Olympia, Delphi und anderer geweihter Plätze; über ihren Riesengräbern wurzelten hundertjährige Eichen, wenn nicht auch diese die Art bereits gefällt hatte. Wenige elende Städte, keine Dörfer, einsame Districte, wo wir tagelang keinem Menschen begegneten, höchstens einem Hirten, der seine Heerde auf dem Rasen über zerfallenen Städtetrümmern grasen ließ. Wie sollten von dem armen Lande die Hülfsquellen gefunden werden, sich aus diesem Verfall für eine neue Cultur wieder urbar zu machen? Man mußte kein Zeitalter des Perikles im Kopfe haben, wie damals ich, wenn man ohne schmerzliche Enttäuschungen hier seine Forschungen machen wollte. Doch brachten mich diese Wanderungen in manche Beziehungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, die in bessern Gegenden Grundbesitz hatten, Beziehungen, die noch merkwürdig in mein Leben eingreifen sollten. — Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde ich in die persönliche Nähe des Grafen Kapodistria gezogen, der als Präsident der provisorischen Regierung an die Spitze des neuen Staates getreten war. So wurde ich in das unselige Geschick dieses Mannes verwickelt, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Eifer für seine Sache, gleich ihm, mit dem Leben hätte büßen müssen.

Vielgestaltig und selten gerecht sind die Urtheile über den Mann, der doch das Beste für sein Vaterland gewollt hat. Er war nicht der Verräther, zu dem eine erbitterte Gegenpartei ihn machen wollte, nicht der Verräther, der Griechenland im Augenblicke der Befreiung an Rußland verkaufen wollte. Er war streng, er glaubte die herrschenden Parteiungen nur durch Härte bewältigen zu können, und verfuhr oft in seinem Eifer grausamer gegen die Großen des Landes, als es nöthig oder klug war. Ihm standen weder die ausreichenden Mittel, noch auch schon die besten Kräfte zu Diensten, daher er denn Manches verfehlte, und oft sein Thun den Anschein absoluter Willkür gewann. So mußte er mit seinem Streben und Dasein an der Unzulänglichkeit seiner Mittel scheitern. Doch hätte er ein solches Ende vermeiden können, wäre er fähig gewesen, ganz ohne die angestammte Parteisucht sich rein über den Gegensätzen zu erhalten. Nicht ohne seine Schuld hatte er sich die Familie Mauromichalis zu erbitterten Feinden gemacht, sie waren es daher, die ihn als den nach Alleinherrschaft strebenden Gegner der Freiheit erklärten. Noch schmachtete das Oberhaupt der Familie, Pietro, im Kerker zu Nauplia. Sein Bruder Georgios und sein Sohn Constantin hatten vergeblich auf seine Befreiung gedrungen, hatten diese endlich mit scharfen Worten als ihr Recht gefordert, und waren dafür zum Arrest in den Grenzen der Stadt verurtheilt worden. Nun war es am 9. Oct. 1831 zu Nauplia, da Kapodistria früh Morgens in die Kirche des heiligen Georg treten wollte, als Constantin Mauromichalis ihm mit einer Pistole in den Kopf schoß, während Georgios ihm einen Dolch in den Leib stieß. Drohender Auflauf und wüthendes Geschrei verkünden mir bei meiner Arbeit das furchtbare Ereigniß. Ich eile hinaus auf die Straße, erfahre, daß Constantin von dem empörten Volke unter gräßlichen Mißhandlungen umgebracht und zerrissen worden ist, während Georgios sich der Wuth des Pöbels für den Augenblick in die Wohnung des französischen Gesandten entzogen hat. Während die Woge des Volkes sich dahinwälzt, fliege ich nach dem Orte des Verbrechens. Da stürzt mir ein Jüngling entgegen — ich kannte ihn, ich mußte ihn mitschuldig glauben, wollte ihn retten, und hielt ihn auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Er aber windet sich mit wüthender Geberde aus meinen Armen, versetzt mir einen Stoß mit einem Jatagan, dem türkischen Dolche, und entflieht mir — während ich fühle, daß es schwarz vor meinen Augen wird, und bald darauf ohnmächtig zu Boden sinke. Mein letzter schmerzlicher Gedanke war, daß ich von dieser Hand den Stoß weder vermuthet noch verdient hatte.

Ich erwachte in einem mir unbekannten Zimmer. Es hieß, man habe mich vor dem wilden Tumulte an einem sichern Orte bergen müssen. Der Arzt erklärte meine Wunde für nicht lebensgefährlich, doch bewirkte der übermäßige Blutverlust, daß ich in den nächsten Tagen kaum von mir selbst wußte. Ueber Nacht war mir's, als befände ich mich auf einem Schiffe, ich glaubte das Rauschen des Meeres um mich her zu vernehmen. Tags darauf wurde wirklich gelandet, man trug mich mit aller Sorgfalt in ein Landhaus, dessen Umgebung von Kastanien und dunklen Cypressen sich

mir einen Augenblick einprägte. Nach einigen Tagen fühlte ich mich besser, und erfuhr, daß ich auf der Insel Hydra sei, derselben, auf der ich einst mit hochfliegenden Plänen den griechischen Boden zuerst betreten hatte. Ich war jetzt in sehr freundlichen Umgebungen und unter sorgfältigster Pflege, und doch fühlte ich mich im Tiefsten beunruhigt über die geheimnißvolle Hand, die sich an diesem verborgenen Orte meiner angenommen hatte. Denn leider war sie für meine Vermuthungen kein Geheimniß mehr. Ich hatte im Halbschlummer flüstern hören, ich hatte eine weibliche Gestalt, die sich über mich beugte, erkannt, so schnell sie auch bei einer leichten Bewegung zurückzuckte, und sich fortan verborgen hielt. Denn um keinen Preis hätte ich diesen Händen, so schön und verehrungswerth sie waren, etwas verdanken mögen — und jetzt war ich auf meinem Krankenlager gleichsam ihr Gefangener, und mußte über mich ergehen lassen, was ich sonst abgelehnt hätte. Innerster Ingrimm über meine Lage, die Aussicht auf kommende Verlegenheiten, das Planmäßige, womit man meine Gefangenschaft bewirkt hatte, beunruhigten mich, arbeiteten in meinem Gemüthe, und trugen nicht bei, meine Genesung zu beschleunigen. Aus den öffentlichen Geschäften sah ich mich so in peinigende Privatverhältnisse versetzt, die ich für alle Zeit abgethan geglaubt hatte. — Die Herrin meiner Haft erschien nicht wieder an meinem Lager, ich blieb ihrer Dienerschaft, die es mir an Nichts fehlen ließ, anvertraut. Allein ich kam bald zu dem Entschlusse, mit ihr zu sprechen, mich drängte es, die unklare Situation durchaus zu enthüllen, koste es was es wolle. Da erfuhr ich, daß sie bereits wieder nach Nauplia zurückgereist sei, wo sie mit dem neuen Präsidenten der Regierung, Augustin Kapodistria, dem Bruder des Ermordeten, zu verhandeln habe. Ich erfuhr ferner, daß Georgios Mauromichelis bereits zu Nauplia auf öffentlichem Platze den Tod durch Erschießung gefunden habe, während sein Bruder, der greise Pietro, im Angesichte dieses Strafgerichtes und in verschärfter Kerkerhaft noch immer schmachtete. Ach, ich war diesem Hause, das ich bei meinen Wanderungen durch die Landschaft der Maina kennen gelernt, einst so eng befreundet gewesen! Meine Dienste bei Kapodistria und die Feindschaft der gewaltigen Mainottenfamilie gegen ihn hatten auch uns zu Feinden gemacht. Ich hatte Böses durch sie erfahren, und konnte doch nicht umhin, Einen, den Jüngsten von ihnen, noch immer zu lieben, und mich um sein Geschick mit Angst und bittern Vermuthungen zu kümmern!

Meine Lage wurde mir unerträglich. Trotz der besten Pflege war ich einsam und sollte es sein, wie mein Arzt, ein alter Mönch aus dem benachbarten Kloster, es verordnete. Mich aber verlangte nach Kunde aus der Welt, ich sehnte mich nach Nachrichten aus Nauplia, ich wollte wissen, welchen Einfluß die Ermordung Kapodistria's auf die politische Lage ausübe, wie die Parteien ständen — ich konnte mich, der ich bisher mitten im politisch-diplomatischen Treiben der Regierungskreise gestanden, gar nicht finden und fassen in das entsetzliche Einerlei des Krankenzimmers.

Da tritt mein alter Arzt eines Tages ein, und ein gewisses Schmunzeln dringt selbst unter dem weißen Barte, der seine Lippen bedeckte, hervor. Er scheint mit meinem Zustande zufriedener als gestern und winkt nach der Thür hin. „Hier kommt Gesellschaft, der ich Dich anvertrauen kann, mein Sohn!“ Mit diesen Worten führt er einen andern Mönch an mein Lager und verläßt mit freundlichem Nicken das Zimmer. Ich aber schrie auf vor Freude und streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen. Denn ich erkannte meinen Waffenbruder, den Mönch Eulogios aus dem Athoskloster Paulu. Wir hatten die Feldzüge zweier Jahre miteinander gemacht, hatten bei Termopylä unter Odysseus die Türken geschlagen und gemeinsam meinen guten Hans Neubauer begraben, den auch Eulogios einst liebgewonnen. Der wackre Streiter für die Kirche war nach dem Kriege in sein Kloster zurückgegangen und befand sich jetzt auf einer Reise in Geschäften seiner Brüderschaft. Er hatte lange vergeblich nach mir gefragt, fürchtete auch mein Leben in dem Verhängniß der letzten Parteikämpfe verloren, und seine Freude war aufrichtig, mich in einem Zustande zu finden, der immer noch über seine Erwartung günstig war.

Eulogios hatte mindestens ein Decennium vor mir voraus, er mochte vierzig Jahre alt sein. Eine hohe, vornehme Gestalt, die den Kopf keineswegs gesenkt

und mönchisch trug. Die dunklen Augen über der scharf gebogenen Nase blickten klar und durchdringend. Der lange schwarze Bart gab der an sich schon charaktervollen Gestalt etwas Imponirendes. Eulogios hatte sich auf Reisen in Geschäften seines Ordens, in Syrien, Palästina, in Rußland, sogar in Deutschland, Kenntnisse und Anschauungen erworben, welche über die gewöhnliche Klosterbildung hinaus gingen. Daß er ein wenig von der deutschen Sprache verstand, und mit einer gewissen toleranten Ehrfurcht Deutschland als das Land der Bildung bezeichnete, hatte mich ihm zuerst näher geführt. Bald lernte ich den ernsten Mann noch mehr kennen und schätzen, und unsere freundschaftliche Anziehung wurde gegenseitig. Gern gestattete ich ihm die Autorität des älteren und erfahrneren Freundes über mich, während er sich die Vortheile deutscher Schulbildung an dem Jüngeren eifrig und mit Theilnahme zu Nutze machte. — Niemand konnte mir in diesem Augenblicke gelegener kommen als Eulogios, ich brauchte einen Vertrauten, einen Berather, einen Helfer.

Nachdem wir mit Kummer die unseligen politischen Ereignisse, die Verwirrungen der Parteisucht durchgesprochen hatten, kam ich dann auch auf meine eigenen Verhältnisse, setzte ihm die Beziehungen auseinander, die mich an diesen Ort wider meinen Willen gebracht, und verlangte durch seinen Einfluß die Lösung meiner Bande. Er schwieg einen Augenblick. Dann begann er: „Ich wünschte mit dieser Sirene nicht persönlich zu thun zu haben. Sie würde Dich freiwillig nicht von sich lassen, und mit Gewalt kann ich Dich nicht befreien. Fühltest Du Dich mehr bei Kräften, so müßtest Du entfliehen. Aber das ist jetzt nicht thunlich."

Ich erhob mich rasch, ich fühlte mich schon gekräftigt durch diesen Gedanken, und drang in ihn, mir die Flucht aus diesem Hause möglich zu machen.

Eulogios überlegte. „Deine Genesung dürfte an einem anderen Orte besser von Statten gehen als hier," sagte er, „und ich stehe gar nicht an, Deine Flucht zu begünstigen. Aber Du dürftest nicht nur entfliehen, Du müßtest für einige Zeit völlig verschwinden. Ueberdies — in unser politisches Parteileben sähe ich Dich nicht gern noch einmal verwickelt. Du hast Deine Kräfte für Griechenland genugsam eingesetzt, und dafür wollen wir Dir dankbar sein, allein Du wirst als Fremder hier doch niemals den Dank ernten, der Dir gebührt. Endlich wird Dir die eigene Heimath doch wieder anziehend werden, und Du wirst nach Deutschland zurückkehren. Denke also auch wieder an Dich selbst, und laß die Politik hier gehen, wie sie geht. Die Zeit, die Du noch bei uns zubringen magst, verwende auf die Erforschung derjenigen Hülfsquellen, die Dir hier für Deine Wissenschaft zu Gebote stehen. Die Bibliotheken in den Klöstern auf dem Athos sind noch reich an Fundgruben. Du findest auf dem Athos Freunde genug, und wir werden Dir, als einem verdienten Waffengefährten, gern jeden Vorschub leisten für Deine Studien. Komm also mit nach dem Athos. Dort bist Du weit genug vom politischen Schauplatze entfernt, kannst Dich erholen und kannst arbeiten. Aber freilich — schon morgen früh geht das Schiff ab, das mich nach dem heiligen Berge führt."

Ich umarmte den Freund stürmisch und erklärte mich einverstanden. In der freudigen Anspannung meines ganzen Wesens empfand ich schon nichts mehr von Schmerz oder Erschöpfung, und drängte, die Flucht nur gleich zu bewerkstelligen. Die Dämmerung senkte sich, der Augenblick schien günstig. „So komm!" sagte Eulogios, „versuchen wir die Gunst der Stunde!" Er faßte mich unter den Arm und führte mich aus dem Zimmer. Wir gelangten aus dem Hause, durchschritten die dunklen Baumgänge des Gartens, verließen das Thor, ohne einem Menschen zu begegnen. Mein Herz schlug vor Freude, und in hastigem Schritte zog ich den Führer mehr, und drängte ihn schneller zu gehen, als er mir gestatten wollte. Meine Hüter im Hause, die mich in guter Gesellschaft wußten, und denen wohl der Gedanke, der Kranke könne ihnen davongehen, noch niemals nahe getreten war, mochten noch kaum den leeren Käfig betreten haben. — In einem kleinen Kloster, dicht am Hafen, machten wir Rast. Ein griechisches Mönchskleid wurde mir übergeworfen. Jetzt fühlte ich mich zwar sicher, zugleich aber überkam eine Schwäche meinen Körper, daß ich kraftlos zusammensank. Eulogios war mit bedenklichem Gesicht um mich geschäftig, und ich las die Furcht in seinen Mienen,

er werde mich morgen nicht mit zu Schiffe nehmen können. Ich suchte dies Bedenken zu zerstreuen, meinen Zustand so leicht als möglich darzustellen, und als der Morgen kam, raffte ich alle Kraft zusammen, um mit zu Schiffe zu gehen. Ein zuverlässiger Mann im Kloster wurde noch als Bote an einen meiner Bekannten nach Nauplia ausgerüstet, um mir meine Kleider, Bücher und sonstiges Gepäck mit dem nächsten Schiffe nach dem Athos zu senden.

So stachen wir in der Frühe des nächsten Morgens wirklich in See, und hinter uns verschwand das Ufer von Hydra, und bald auch des Festlandes von Attika. Zwischen den nördlichen Cykladen steuerten wir hindurch, vorüber an Euböa, vorüber an Skyros, und durch die Farbenpracht des ägäischen Meeres, das in Bläue und Sonnenschein zu blühen schien, erreichten wir die Insel Stalimene, das alte Lemnos. Von hier aus mußte ein kleineres Schiff uns nach dem „heiligen Berge,“ zu welchem der große Verkehr nicht leitete, hinüber führen.

Immer größer traten uns die Gebirge der drei Landzungen der alten Chalcidice entgegen, am gewaltigsten die nördlichste Halbinsel, das Vorgebirge des Athos. Welch eine staunenswerthe, überwältigende Herrlichkeit der Natur begrüßte hier den Ankommenden. In wundervoll gezeichneten Linien hoben sich die Gebirge von den reinen Lufttönen ab, schwimmend in Farben und Duft, während der eigentliche Gipfel des Athos wie ein Riese bis an die letzte Spitze in das Meer hervortrat. Ewiger Schnee und Eis auf seinem Scheitel, zwischen Laubwäldern grüne Mattenteppiche um seine Schultern, während in furchtbarer Steilheit sein Fuß, felsig und unnahbar, schroff in die Wellen tritt. So steht er da als die Hochwacht des ägäischen Meeres, hinüberschauend auf das ihn umgebende Inselreich und die dahinschwindenden Küsten Thessaliens, von wo die beiden Gewaltigen, Pelion und Ossa, ihn noch am Horizonte begrüßen.

Im breiten Bogen umsegelten wir das Felsencap des Athos, dessen Brandung einst schon die Perserflotte gefürchtet hatte. Je näher wir der westlichen Seite kamen, desto mehr weitete sich der Gebirgszug aus, und die kleinen weißen Punkte, die sich zwischen Wäldergrün und Felsengrau zeigten, wurden zu deutlichem Gemäuer, bis sie sich endlich als mächtige hochgethürmte Klosterburgen, zum Theil in der kühnsten und malerisch prächtigsten Lage darstellten.

Und nun saß ich schon seit Wochen, genesen, wohlgeborgen, freundlich beherbergt, in einer Fremdenzelle des Klosters Paulu, arbeitete auch schon dies und jenes, und hielt in den Mußestunden der Klosterbrüder auch wohl politische Gespräche, wozu besonders einige der jüngeren, welche selbst die Waffen geführt hatten, immer aufgelegt waren. Meine Zelle in dem Gebäude des Fremdenhospitiums, oder wie es in griechischen Klöstern heißt, des Archontalyks, war so angenehm, als ich sie mir nur wünschen konnte. Der früh-mittelalterliche gewölbte Raum hatte eine getäfelte Wandbekleidung von gebräuntem Holze, über welcher sich byzantinische Gemälde auf Goldgrund erhoben. Tische und Stühle, schwer, massiv, alterthümlich, alle Geräthschaften aus einer Urzeit stammend, deren Kunstproducte allein auf so entlegenen Posten des Culturlebens, an welchen die wandelnden Zeitbewegungen nur eben vorüber streiften, so harmonisch übereinstimmend zusammen getroffen werden konnten. Auf dem Tische lagen neben meinen eigenen Büchern, winzige Taschenausgaben griechischer Classiker, gewaltige Pergamentbände und verstaubte Handschriften aus der Bibliothek. Allein oft, wenn ich in der tiefen Fensternische saß, über alte Manuscripte gebeugt, und mir von draußen aus der Tiefe ein Blüthenduft in die Zelle wehte, konnte ich doch nicht umhin, die Studien zu vergessen, und hinaus zu blicken über Weingärten, Wald und Bergschluchten, auf das blaue unendliche Meer, und oft genug lief ich den Büchern davon, um in der Nähe des Klosters auf den Gebirgsrücken umherzuschweifen; häufig allein, öfter aber hatte ich Gesellschaft. Denn es gab zwischen den reichlichen Andachten im Kloster auch Mußestunden, wo sich die Brüder erholen durften. Dieser täglichen Gottesdienste waren sechs an der Zahl. Viere von der Orthra bis zum Hesperinon, also zwischen Sonnenaufgang und Abend, und um Mitternacht, wenn ich längst mein Lager gesucht hatte, hörte ich zuweilen noch die Liturgie des Mesonyktikon, der längsten, dreistündigen Andacht. Doch war nicht alle zwischen diesen reichlichen Bet- und Bußübungen liegende Zeit den Brüdern zur Muße bestimmt.

Da gab es besonders für die Jüngeren und die Novizen, welche den einzelnen Beamten zugetheilt waren, Arbeit vollauf. Es galt die Wege und Bergstraßen in Ordnung zu halten, die Ernte zu sammeln, die Weinpflanzungen zu pflegen, es gab in den Gärten zu thun, Kräuter für die Apotheke zu sammeln, und manches andere Geschäft, von welchem nur die Alten und Schwachen ausgeschlossen blieben. Bei dieser stetigen Beschäftigung gab es kein läßiges Sichgehenlassen, welches den Körper erschlafft und zu jener Fülle anschwellen läßt, die oft in den römischen Klöstern so widerlich auffällt. Alle meine Hausgenossen waren eher mager, aber kräftig und rüstig, und dabei heiteren Gemüthes bei ihrer oft beschwerlichen Arbeit. Kam aber die Feierstunde, dann fühlte man sich auch zu frohem Verkehr und Gespräch gestimmt. Ich theilte an der großen Tafel, an welcher hundertundfünfzig Brüder saßen, alte und junge, das gemeinsame Mahl mit ihnen, welches die Klosterküche sehr gut zu bereiten verstand, und dem Weine, der ihnen durchaus gestattet ist, wurde fleißig zugesprochen. Die Unterhaltung war angeregt und nicht ohne Interesse. Viele der älteren Brüder hatten die Welt gesehen und besaßen eine Art von Bildung, ließen sich auch gern mit naivem Interesse über Dinge, die ihnen fremd waren, unterrichten. Mein protestantisches Ketzerthum kam natürlich auch zur Sprache, doch hatte ich bei ihrer Toleranz nichts zu fürchten. Man behauptete, mein Christenthum stehe dem ihrigen viel näher, als das römisch-katholische, schon weil sich der Protestantismus in Gegensatz zu diesem stellte. Für die griechischen Mönche aber gab es auf Erden keinen größeren Widerpart, als „den Papst zu Rom.“

Und wanderten wir dann nach dem Mahl, oder in den kühleren Stunden gegen Abend gruppenweise umher, bald unter den prächtigen Eichen, Platanen und Cypressen des Gartens, oder zu dem köstlichen Plätzchen, wo die steinernen Bänke auf der Felsenbastei zum weiten Ausblick über das Meer einladen — dann waren unsere Gespräche auch wohl vergnügter, und man erlaubte sich von Herzen zu lachen. Etwas weniger schwerfällig nahm man überhaupt hier die Banngrenzen, in welche man sich eingepfercht hatte. Denn während in den meisten Athosklöstern sich eine gemischte Bevölkerung findet, zusammengesetzt aus Repräsentanten sehr verschiedener Nationen, ist die Brüderschaft von Paulu eine Art von Landsmannschaft zu nennen, indem sie nur aus Griechen von den ionischen Inseln besteht. Dieses reine Hellenenthum, so weit man es in den modernen Generationen noch gelten lassen will, machte sich selbst unter dem Klosterkleide bei meinen Freunden noch sichtbar. Nicht nur durch die meist hervorragend wohlgebildeten Gestalten und oft fast antiken Kopf- und Gesichtsbildungen, sondern auch durch die angenehme Umgangsform, das leichtere Geblüt und die größere Toleranz in Glaubensansichten. Die Brüder von Paulu standen deshalb sogar, wie ich später erfuhr, bei den übrigen Klöstern in dem Rufe der Ketzerei und Freidenkerei. Die Beziehungen zu ihrer Heimath, die Berührung mit dem ketzerischen Westen, machten ihre Anschauungen freilich weniger eingeschränkt. Sie kamen mehr in die Welt, viele von ihnen sprachen mehrere europäische Sprachen, sie kümmerten sich um die Politik anderer Völker, und mochten nicht ganz ohne wissenschaftliche Interessen sein. Sie bildeten deshalb einen starken Gegensatz zu dem nur eine Viertelstunde entfernten, und nur durch einen gewaltigen Felsenvorsprung von ihnen getrennten Kloster Dionissiu, wo die strengste ascetische Zucht herrscht, und woher ihnen manche unbequeme glaubensbrüderliche Anfeindung erwuchs.

Auf die Gesellschaft meines wackeren Eulogios hatte ich freilich bisher verzichten müssen. Er war schon am Tage nach unserer Ankunft mit dem Hegumenos oder Abt von Paulu zur Synode nach Karyais gereist. Dieser Flecken, der einzige von Nichtmönchen bewohnte Ort des heiligen Berges, ist der Vorort der Republik von zwanzig Klöstern, welche um den Athos herum liegen. Jedes Kloster schickt seinen Hegumenos zur Tagsatzung dahin, und dieser Bundesrath wählt aus seiner Mitte auf ein Jahr den Präsidenten der Mönchsrepublik, welcher den Titel „Der Erste des Athos“ führt. Dort berieth gerade jetzt die Synode die wichtigsten inneren und äußeren Angelegenheiten. Die politische Neugestaltung Griechenlands, an der man hier so eifrig theilgenommen, hatte der

Republik die Rache ihrer Feinde nur zu sehr zugezogen, und einige völlig zerstörte und niedergebrannte Klöster zeigten, wie sehr sie auf ihrem ausgesetzten Posten von der barbarischen Rohheit des türkischen Raubgesindels zu leiden gehabt hatten. Groß war die Sehnsucht der Athosbrüderschaft, mit in den griechischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Wie zweifelhaft die Erfüllung dieses Wunsches, bei der Entfernung des heiligen Berges vom Mutterlande, auch war, so wollte die Synode doch keine Mühe und Arbeit scheuen, die politische Ablösung des Athos von dem türkischen Staate zu bewirken. Diese Mühe hat sich freilich als vergeblich dargestellt, damals aber waren die Gemüther voll Hoffnung, und mit Spannung verfolgte man die Verhandlungen zu Karyais.

Eulogios hatte mir beim Abschied einen jungen Mönch, Namens Cyrill, zu meiner besonderen Bedienung und, wenn ich einen so jungen Menschen nicht ablehnen wollte, zur Gesellschaft zugeführt. Er nannte ihn seinen Neffen. „Nimm Dich seiner ein wenig an, Theophilos!“ sagte er. „Es wäre mir von Werth, einst ein Urtheil von Dir über den Knaben zu hören.“

Cyrill war erst Novize, und hatte noch lange Zeit, um in die Priesterschaft als Hierens aufgenommen zu werden. Bei seiner empfehlenden Erscheinung nahm er mich vom ersten Augenblicke ein. Er mochte damals etwa siebzehn Jahre alt sein, und seine Gesichts- und Körperbildung erinnerte lebhaft an die Jugendideale der altgriechischen Plastik. Noch lockte sich das dunkle Haar ungeschoren über seiner Stirn, das Antlitz war rein und unschuldig, noch von fast weiblicher Anmuth, seine Gestalt, wenn auch noch nicht völlig entwickelt, schlank und elastisch. Man hätte ihn lieber in einer andern als der Mönchskleidung gesehen. Aber der Ausdruck seiner Züge hatte etwas, das dem alten Griechenthum immer fremd war und ihn als modernen Menschen kennzeichnete. Es lag etwas Melancholisches in seinen Augen, sein Antlitz sprach von einem inneren Druck, der sich zwar nur schüchtern kundgeben mochte, aber auch nicht ganz verhüllen ließ. — Der Knabe interessirte mich, und ich kam ihm freundlich entgegen. Sein Wesen schien sich bei meiner Offenheit zu erschließen, sein Gesicht wurde heiterer, und bald sah ich ihn mit einer Herzlichkeit mir ergeben, die mich rührte, und mir seine Gesellschaft werth machte. Cyrill suchte mich auf, so oft er eine Feierstunde hatte, und konnte betrübt aussehen, wenn er mich bereits mit älteren Brüdern in Unterhaltung fand, in deren Nähe er sich nicht wagte. Um so beglückter war er, wenn ich ihn zu einer Wanderung in die Berge aufforderte, wo er sich dann als rüstiger Fußgänger vor den Aelteren bevorzugt sah. Sein jugendliches Gemüth konnte sich in die Entsagungen des Klosterlebens, dem er erst seit einem Jahr angehörte, noch nicht finden. Zwar sprach er nicht aus, daß die reichlichen täglichen Andachten nicht nach seinem Sinne waren, daß er den gesunden Schlaf der dreistündigen nächtlichen Liturgie vorgezogen hätte, daß er sich die Welt draußen schöner dachte, als das Kloster; doch merkte ich seinem Wesen den inneren Zwiespalt bald ab. Er war unglücklich, daß er noch ein Kind gewesen, als man für die griechische Freiheit kämpfte, daß er von Siegen und Heldenthaten reden hören müsse, ohne selbst etwas dafür gethan zu haben.

Eines Tages fand ich Cyrill in meinem Zimmer, das er auch in meiner Abwesenheit zu betreten die Erlaubniß hatte. Er war mit hochgerötheten Wangen in das Lesen eines Buches vertieft, welches er bei meinem Eintreten hastig hinwarf, als fühlte er sich über unerlaubten Dingen ertappt. Es war die Odyssee. Ich fragte, ob ihm die Sprache seiner Vorfahren ganz verständlich sei? Er erklärte befangen, daß ihm dazu noch Manches fehle. Ich versprach, ihn darin zu unterrichten, und nahm gleich die Odyssee zur Hand, ohne viel Rücksicht, daß es ein weltliches Buch war. Cyrill, der gefürchtet haben mochte, ausgescholten zu werden — vielleicht gab ihm die Stelle, über welcher er ertappt worden war, noch mehr Grund dazu — erglühte über das ganze Gesicht vor Freude. So wurde er mein Schüler, und machte mich erstaunen über die Fortschritte und den philologischen Eifer seiner Bestrebungen. Der Homer war bald von ihm verschlungen, wir standen bereits beim Sophokles, wo ihn dann die Welt des altgriechischen Lebens, welche ich ihm dabei erschließen mußte, mit Zauberbanden fesselte. Er war glücklich in seiner neuen Welt, und schien dar-

über eine Zeit lang den Gegensatz zu seinen äußeren Verhältnissen zu vergessen.

Es war in der Frühe eines ätherklaren Morgens, als Cyrill in meine Zelle stürmte und mit erschrecktem Gesicht mir anzeigte, daß er den Befehl erhalten habe, mit einer Botschaft an den Hegumenos nach Karyais zu gehen. Ich mußte lächeln, als ich erfuhr, daß das Unglück für ihn darin bestehe, vier bis fünf Tage, vielleicht eine ganze Woche unsere Studien aussetzen zu müssen. Ich faßte schnell einen Entschluß. Es war mir interessant, den Ort der Tagsatzung auf dem heiligen Berge kennen zu lernen, ich konnte zugleich in einigen Bibliotheken der Klöster auf der Ostseite des Gebirges vorsprechen, wo ebenfalls noch Waffenbrüder zu begrüßen waren, und endlich wünschte ich meinen wackern Eulogios zu Karyais zu überraschen. Cyrill wurde dunkelroth vor Freude, als ich erklärte, ich würde ihn begleiten. Rasch ließ ich ihn das nöthigste Kleingepäck für die Ausfahrt in meine Wandertasche zusammenthun, den Homer steckte er ungeheißen hinein, man brachte mir bereitwillig eine Flasche Wein und einige Lebensmittel aus der Klosterküche, und als das Bündel geschnürt war, schlang Cyrill die Tasche um die Schultern, und wir waren gerüstet. Mit tüchtigen Gebirgsstöcken versehen, machten wir uns auf die Wanderung.

Das Kloster Paulu ist das südlichste auf der westlichen Seite. Von hier springen die Felsengrate weglos, in furchtbarer Steilheit nach dem Südcap hervor, baumlos, kahl, nur von Adlern und Seevögeln bewohnt. Um aus den köstlichen Umgebungen von Paulu nach der Ostseite der Halbinsel zu gelangen — denn ich zog diesen etwas weiteren Weg vor — hatten wir den Pfad in einer gewaltigen Felsspalte hinan zu klimmen. Eine Alpennatur umgab uns. Gießbäche stürzten von den Höhen in sprühenden Katarakten, brachen sich aus Seitenspalten Bahn, mit Schäumen und Donnern, daß die leichten Stege, die darüber hinführten, erbebten, und wir uns wie in Gewölk von feinem Sprühregen gehüllt sahen. Und fand dann ein Sonnenstrahl den Weg durch die aufstrebenden Wipfel der Eichen und Buchen, dann leuchtete es über den Wasserfällen in allen Regenbogenfarben, und die ganze üppig sprossende Vegetation dieser Schlucht strahlte in bunten und lachenden Goldtönen. Cyrill schritt bald neben, bald vor mir her und declamirte Chorstrophen aus dem Sophokles, und je lauter die Wasserstürze donnerten, desto mehr erhob er die Stimme. Zuweilen ging er in eine Art von Melodie über, die er den langgezogenen Weisen der Liturgie zu entnehmen schien. Ich horchte hoch auf. Hatte hier nicht vielleicht die naive Auffassung und Wiedergabe des griechischen Chorgesangs den richtigen Ton für die noch immer ungelöste Frage der alten dramatischen Musik gefunden? Ich habe dreißig Jahre später im Vaterlande diese Chöre in der Composition eines deutschen Tonmeisters gehört und bewundert, und doch mußte ich dabei an meines jungen Gefährten kunstlose Vortragsart zurückdenken, und es wollte mir scheinen, als hätte sich seine anspruchslose Weise mehr der antiken genähert, als die moderne, sich mit Mühe zurückreflectirende Tonsprache. — Cyrill war in der glücklichsten und gehobensten Stimmung. Ich gab mir den Anschein, auf seine Declamation gar nicht zu achten, um ihm seine Unbefangenheit zu lassen, und um so mehr davon zu hören.

Höher und höher stiegen wir, und als wir den oberen Rand der Schlucht erreichten, betraten wir eine völlig veränderte Naturscene. Wir standen in kahler Felsenumgebung. Nach Osten wendete sich der Pfad um die schroffen Grate der Südspitze, schmal, zum Theil auf Galerien über Felsenrisse und Spalten; schwindeltief unter uns die Brandung der Wellen, steil über uns die Felsenwand. Wir drangen in die wilde, öde Region der Einsiedler und Büßer.

Denn außer den Klostermönchen giebt es auf dem heiligen Berge Hunderte von frommen Entsagenden, welchen das Leben in den Klöstern noch zu weltlich und nachgiebig, noch zu sehr den Anfechtungen des Fleisches ausgesetzt ist, die sich daher zu gesteigerter Entbehrung in die rauhesten Gegenden zurückgezogen haben. Sie leben, im kirchlichen Verbande verschiedener Klöster, in Gruppen vertheilt um kleine Kirchlein und Kapellen herum, je frömmer und lebenentfremdeter, desto höher in der rauhen Felsenregion. Es giebt mehrere solcher Bußorte, Asceterien oder Skitis genannt. Schon beim Umgehen des Felsens sahen wir wohl fünfzig solcher Einsiedlerhäuschen,

wie Nester in die Spalten des Gesteins eingeklebt. Als wir über die Granitmassen dann wieder zum Walde hinaufstiegen, betraten wir die Skitis Kerasia, gerade über dem Südcap des Gebirges, den Aufenthalt der strengsten dieser Bußgemeinden. Hier leben die eigentlichen Helden der Entsagung. Auch sie arbeiten, sie üben die härteste Arbeit, indem sie hier Felsenpfade bahnen und in Ordnung halten, und dabei die selbstauferlegte Pflicht des Fastens bis zu einem Grade erfüllen, daß Manche von ihnen zu wahren Skeletten abgemagert sind.

Als wir um einen Vorsprung bogen, und über den Steg einer Schlucht gehen wollten, erblickte ich einen Greis, der mühsam an seinem Stabe dahin schritt, und sich einen Augenblick an dem Geländer des Steges festhielt. Ich ging auf ihn zu, um ihm behülflich zu sein. Er erhob sein Haupt und sah mich groß an. Als er mein Vorhaben erkannte, schüttelte er das Haupt, und bedeutete mich mit strenger Miene und abweisender Armbewegung, ihn zu verlassen. Langsam schritt er über den Steg, um eine Felsenecke, und entschwand meinen Augen.

Ich sah mich nach Cyrill um, der längst stiller geworden und in scheuer Ehrfurcht bei Seite getreten war. Jetzt sah er mich an mit einem Blicke, dessen Aengstlichkeit mich befremdete. „Kennst Du den Greis?“ fragte ich.

Er bejahte es. „Er gehört zu den „Ueberwältigern der Welt,“ sagte er, „zu den „Stummen des Herrn.“

„Wie das? Hat er ein Gelübde ewigen Schweigens gethan?“

„Das nicht, er spricht wohl, aber selten; über weltliche Dinge niemals. Man sagt, er sei über neunzig Jahre alt. Es sollen noch ältere hier oben in der Skitis sein. Aber auch viele jüngere. Sie sind streng gegen sich, nähren sich nur von Nüssen, Honig und Zwiebeln, selten genießen sie Brot. Einige haben es in der Ertödtung des Irdischen in sich so weit gebracht, daß sie mit den Engeln des Himmels verkehren, sie sind der Welt ganz entrückt. Man nennt sie daher auch „die Schaar der Körperlosen.“ Jener Greis, den Du gesehen, Gordian genannt, gehört zu ihnen. Er soll schon seit vierzig Jahren hier oben leben.“ Cyrill sah sich scheu um und beschleunigte seine Schritte.

Wilder und gigantischer wurde die Felsenlandschaft. Riesenbäume über Granitblöcken, furchtbare Schluchten mit niederdonnernden Waldbächen, welche Gestein und Baumstämme in ihrem Sturze mit hinabrissen, dann wieder ein Urwaldsdunkel und eine Wildniß der Vegetation, als habe sich nie ein menschlicher Fuß hierher gewagt. — Da war es mir, als vernähme ich einen halb unterdrückten Aufschrei. Ich wende mich und sehe eine Gestalt, in Lumpen eingehüllt, davon eilen und im Gestrüpp verschwinden. Ich sah sie nur im Rücken und nur einen Augenblick, sie war wie ein Waldgespenst aufgetaucht und wieder verloren. Fragend sah ich meinen Begleiter an.

Er antwortete nicht gleich, sondern suchte sich erst zu vergewissern, ob die Erscheinung sich unserer Nähe auch völlig entzogen habe. Dann begann er: „Der hat noch keinen Namen und ist erst kurze Zeit hier. Er muß wohl draußen—etwas begangen haben, daß er sich in diese schwerste Buße giebt. Und doch ist er kaum zweiundzwanzig Jahr alt. Es scheint, als wolle er sich auch für die Schaar der „Stummen des Herrn“ vorbereiten, denn er hat sich in die Gesellschaft des alten Gordian begeben.“

„Ist es möglich!“ rief ich erstaunt. „Ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren!“

Cyrill nickte und schien mein Befremden zu theilen. „Als ich ihn zuerst sah,“ fuhr er fort, „da erfaßte mich ein Mitleid, denn der noch Namenlose hat ein wohlgebildetes Antlitz und sah betrübt aus. Ich wagte es, ihn anzureden. Aber er sprang wüthend auf und gebot mir ohne Worte schnelle Entfernung.“

„Warum glaubst Du,“ fragte ich, „daß er draußen etwas begangen haben müsse?“

Cyrill sah sich noch einmal forschend um. Dann entgegnete er: „Ich weiß nicht — ich will ihm nicht Unrecht thun. Wer geht aber so jung schon in die Skitis? Von Denen hier oben kamen manche aus der weiten Welt, und Niemand fragt oder weiß, was sie hierhergetrieben. Zuweilen aber verlautet doch etwas davon, und so —“

Er unterbrach sich. „So auch von diesem jüngsten Büßer?“ fragte ich.

„Von dem nichts, gar nichts!“ sagte Cyrill mit ehrlichem Ausdruck.

Wir überschritten auf schmalem Stege

noch eine tiefe Schlucht, verließen damit die Region der Büßer und gelangten über breitere Bergrücken wieder in die schönste von der Sonne durchleuchtete Waldlandschaft. Cyrill, dem ich auf dem ganzen Wege durch die Skitis eine innerste Beängstigung angemerkt hatte, schien erleichtert aufzuathmen und schritt wieder munterer neben mir her, obgleich seine freie, glückliche Stimmung, die ihn bei der Ausfahrt beseelt hatte, doch nicht ganz wiederkehren wollte. — Wir kamen zu einer Waldlichtung, welche den herrlichsten Ausblick über das Meer gestattete. Blühendes Myrthengebüsch besetzte den Abhang und zahllose wilde Rosen bedeckten die sonnige Halde. „Hier laß uns Rast machen und unser Mahl nehmen!“ rief ich. Mein Gefährte packte aus, was man uns auf den Weg gegeben, und wir tafelten und ruhten aus von der Wanderung.

Da zog Cyrill verstohlen die Odyssee hervor und begann zu lesen. Es war seine Lieblingsstelle, die Geschichte der Königstochter Nausikaa und der glückseligen Phäaken. Ich ließ es mir gefallen. In das Gras hingestreckt, sah ich die blaue Wasserebene des Archipelagus vor mir, die Inseln, schimmernd im Farbenglanz und Sommerduft, und die wohlklingende jugendliche Stimme meines Gefährten zauberte mir die unvergängliche poetische Sagenwelt in die lebendige Landschaft. Noch rauschte die blaue Fluth da unten, noch standen die Umrisse der Berge rein gezeichnet da, wie einstmals, da der Griechen Fürsten sich in Aulis Bucht sammelten; noch dämmerte am Horizonte die Küste von Troas, noch schimmerten ferne Segel vom Meere herauf, wie in der Sagenzeit, da der gewaltige Dulder Odysseus vom Phäakenstrande in schönem Schiffe nach dem heimischen Ithaka entlassen wurde. Die Welt war anders geworden, Jahrtausende hatten die Generationen der Menschheit und ihre Physiognomie verändert. Die Macht der Dichtung war die gleiche geblieben. Aber seltsam! War es nicht ein Mönch, ein für das Kloster bestimmter Knabe, der mich durch sein Lesen zurückversetzte in eine Welt, in eine Anschauungsweise, die seinem Denken verboten sein sollte? — Eine Weile ließ ich es gehen. Als aber Odysseus dem gastlichen Strande Nausikaa's Lebewohl gesagt, legte ich schweigend die Hand auf das Buch und hemmte die Fortsetzung. Ich mußte meinen Gefährten in die Wirklichkeit zurückrufen, denn schon ahnten mir rauhe Kämpfe für ihn, die einer Vorbereitung bedurften.

„Cyrill!“ begann ich, „hast Du Dir auch klar gemacht, wie sehr Dein übertriebener Eifer für die dichterische antike Welt mit Deinen Pflichten im Widerspruch steht?“

Er mochte nicht erwartet haben, gerade von mir eine solche Annahnung zu hören und sah mich erst erschreckt, dann mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck der Bitte an.

„Du bist zwar jetzt noch Novize, aber Du wirst einst Klosterbruder werden,“ fuhr ich fort.

Er blickte stumm brütend vor sich nieder, die Odyssee krampfhaft mit beiden Händen festhaltend.

„Reizt es Dich nicht auch, den Grad der Heiligkeit zu erlangen, wie die Einsiedler in der Skitis?“

Er fuhr zusammen. „Nein!“ rief er. „Niemals! Mich schaudert's vor ihnen!“

„Läßt Du solche Empfindungen auch in Deinem Kloster merken?“

Er schüttelte den Kopf, und ich sah Thränen zwischen seinen langen schwarzen Wimpern. Plötzlich rückte er näher zu mir und begann mit einer gewissen Hast: „Aber Dir sag' ich es frei, Theophilos, und Du weißt es selbst längst! Da unten in den Mauern ist es öde und traurig, oben in der Skitis entsetzlich und verzweiflungsvoll für mich! Man hat mich zum Kloster gebracht, ohne mich zu fragen, und ich dachte von Kindheit auf, es könne nicht anders sein. Als ich geboren werden sollte, hat mich meine Mutter der Panagia (Jungfrau Maria) auf dem heiligen Berge angelobt. Damals war mein Oheim Eulogios gerade hier aufgenommen worden. So schickte man auch mich her. O Theophilos! wie schön muß es draußen in der Freiheit sein!“

„Und wie denkst Du Dir die Freiheit draußen?“ warf ich ein.

„Zu lernen und zu reisen, und nicht nur an sich selbst zu denken, sondern für die Welt zu wirken, etwas Großes für die Menschheit zu leisten! Und all' das Schöne — die fremden Städte, die Menschen und ihr Treiben, und dann — und dann —“

Er stockte und hohe Röthe ergoß sich über sein Gesicht. „Und dann?“ fragte ich.

Cyrill war verlegen, wollte nicht mit der Sprache heraus, und schien die Andeutung, die er sich hatte entwischen lassen, bitter zu bereuen. Ich mochte nicht weiter in ihn dringen, er aber, von neuem hoch erröthend, schlug die Augen zu mir auf, um sie schnell wieder zu senken. „Ach, Theophilos —! begann er zögernd, „ich lese von Nausikaa, von Helena, Iphigeneia, von Kalypso und allen jenen Herrlichen — wie schön müssen sie gewesen sein! Du warst so viel draußen in der Welt — und kennst auch wohl die Frauen — sind sie noch immer so schön?“

Ich würde gelächelt haben, wenn mich nicht der Ausdruck von unverstandener Sehnsucht und innerer Unschuld gerührt hätte. Und dennoch dachte ich: Armer Knabe! Wenn solche Regungen Dein Gemüth schon beunruhigen, dann wird der heilige Berg Dir bald wie Feuer unter den Füßen brennen, und dann — was wird aus Dir? Doch war ich ihm eine Antwort schuldig, und entgegnete mit der Gegenfrage: „Und Du, Cyrill, kennst sonst keine Frauen?“

„Daheim auf Zakynthos habe ich ihrer wohl gesehen, aber nicht auf sie geachtet. Ich erinnere mich gar nicht mehr, wie sie waren, und vergeblich sinne ich nach —“

Ein Geräusch unterbrach ihn. Wir wendeten uns um, und hatten einen Anblick, dessen Ueberraschendes uns beide schnell aufspringen machte. Zwei Reiter kamen durch den Wald, lenkten vom Wege ab, und auf uns zu. Wild aussehende, gebräunte, bärtige Gesellen, in prächtiger albanesischer Tracht, den Säbel an der Seite, Pistolen und Jategan im Gürtel. Sie hemmten ihren Schritt, als sie uns näher ins Auge faßten, und grüßten militärisch. Sie gehörten, wie ich erfuhr, zu den Phylakes, d. h. zu der Schutzwache der Synode und des Vorortes der geistlichen Republik zu Karyais. Sie waren angeworben worden, um den Zugang des Athos von Norden her vor gelegentlichem Eindringen der räuberischen Klephtenhorden zu schützen, die in den Gebirgen der Chalcidice hausten. Ihr Anblick war überraschend genug, denn in den Gesichtern stand zu lesen, daß ihre Vergangenheit weder mit dem sittlichen noch mit dem geistlichen Culturleben des heiligen Berges, dessen Leibgarde sie bildeten, viel zu thun gehabt hatte. Als sie jedoch meine Reisekleidung und meines Gefährten Mönchsgewand erkannten, bedurfte es kaum unserer schriftlichen Beglaubigung, daß wir in Geschäften nach Karyais reisten. Sie waren, wie sie erklärten, einigen verdächtigen Gestalten auf der Spur, die sich in Karyais auffallend und dann unsichtbar gemacht hatten.

Diese Unterbrechung zog uns von unserm Gespräch ab, und so ließ ich, als die Reiter sich entfernt hatten, das Bündel wieder schnüren, um weiter zu wandern. Ich veranlaßte Cyrill, mir von seiner Heimath und Familie zu erzählen, obgleich ich das Hauptsächliche davon schon wußte. Sein Vater lebte als Verwalter eines Klostergutes, wie die Athosklöster deren viele auf den Inseln, wie auf dem Festlande besitzen, auf der Insel Zakynthos. Ein nicht unbemittelter Mann, der das Gelübde seines früh verstorbenen Weibes zu halten sich verpflichtet fühlte, und durch den Sohn auch sein Vermögen künftig dem Kloster zugedacht hatte.

Wir waren auf unserer Wanderung an drei ziemlich hoch gelegenen Klöstern vorübergegangen, sprachen nun aber in dem tiefer unten liegenden Iwiron vor, einem mittelalterlichen Riesenwerke, wo Cyrill im Vorbeigehn etwas auszurichten hatte. Da wir uns etwas länger verweilten, galt es unsere Kräfte zusammenzunehmen, um noch bis nach Karyais zu gelangen, da Cyrill durchaus vor Abend dort eintreffen mußte. Spät und sehr ermüdet kamen wir an. Mir war empfohlen worden, mich für die Nacht in dem dicht neben dem Flecken gelegenen Kloster Kutlumusi einzuquartieren, wo ich besser aufgehoben sein würde, als in der schlechten Fremdenherberge des Ortes. So trennte ich mich von meinem Begleiter, ward willkommen geheißen, und hatte allen Grund für die Gastfreundschaft des Klosters dankbar zu sein.

Schon früh am andern Morgen erschien Cyrill, um mich abzuholen. Eulogios schickte mir einen Gruß, und ließ mir sagen, er sei für die ersten Stunden noch durch Geschäfte gebunden, inzwischen werde mir Cyrill die Sehenswürdigkeiten von Karyais zeigen. So betrat ich diese einzige Niederlassung des heiligen Berges, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem städtischen Leben in weltlichen Ländern zeigt. Ein Netz von engen, winkligen Gäßchen mit

baufälligen Häusern, voll des buntesten Handelsverkehrs. Ein Bazar reiht sich darin an den andern, worin Alles ausgestellt ist, was die Klöster von außerhalb beziehen müssen, an Nahrungsmitteln, Bekleidungsstoffen und Geräthschaften. Es kam mir vor, wie auf einem Jahrmarkte. Die Physiognomien aller Welt, hauptsächlich doch des christlichen Orients wimmelten durcheinander in geistlichem und buntem weltlichen Kleide, dazwischen die verwegenen Gestalten der Leibwache in ihrer malerischen albanesischen Tracht. Auffallend aber war doch in diesem Verkehre das Fehlen der Frauen, die überhaupt auf dem heiligen Berge keinen Zutritt haben. —

Cyrill bat um die Erlaubniß, in einen Bazar zu treten, worin er etwas zu besorgen habe. Ich folgte ihm hinein. Alles, was zum Kirchenschmuck gehört, Teppiche, Kerzen, Leuchter, Glassachen und Anderes, war in diesem Laden ausgestellt. Cyrill zog ein kleines Päckchen aus seinem Gewande, und bot dem Kaufmann den Inhalt zum Verkauf an. Es waren Rosenkränze aus Olivenkernen und Muscheln, sowie kleine Schnitzsachen, Spielzeuge für gläubige Hände.

„Hast Du diese Dinge gemacht?" fragte ich, während der Kaufmann die Waaren prüfte.

Cyrill nickte. „In unsern Mußestunden arbeiten wir dergleichen, und verkaufen es, um uns ein Taschengeld zu machen."

„Und was thust Du mit einem Taschengelde?"

„Ei, man braucht auch einmal neue Sandalen, oder gar einen Rock!" sagte er heiter. „Es kommen auch viele Arme auf den heiligen Berg. Und dann möchte ich —" (sein Blick wurde scheuer und er ging in einen Flüsterton über) „dann möchte ich gar zu gern einen Homer erwerben! O, ich könnte schon viel mehr Bücher einkaufen! Wenn Du einmal von uns fortgehen solltest, Theophilos, dann werde ich Dich bitten, mir von meinen Ersparnissen Alles einzutauschen, was Du an Büchern dafür bekommen kannst, und es mir zu schicken. Hier auf dem Athos giebt es dergleichen nicht!" So schloß er seufzend.

Der Kaufmann hatte seine Schätzung beendet, und legte dem jungen Verkäufer eine kleine Summe auf den Tisch, die dieser ohne zu feilschen einstrich, und mich dabei mit glücklichem Gesichte ansah. Daß Cyrill keine kaufmännische Natur war, erkannte ich wohl. Er hätte mehr erhalten können. Ich erinnerte mich, sonst schon erfahren zu haben, wie übermäßig theuer draußen diese Producte des Athos verkauft wurden. Doch hatte ich nicht Lust, seine bescheidene Freude zu stören.

Wir traten wieder hinaus, und gingen durch das Gewirre von Gäßchen, vorüber an den Hospitien, halb klösterlich, halb kasernenartig aussehenden Gebäuden, in welchen viele Hunderte von Arbeitern, die hier oft zusammenströmen, Aufnahme finden. Das Hauptgebäude von Karyais aber ist, überragt von einem alten Thurme, das Protaton, der Sitz der Regierung, und so in diesen Tagen der berathenden Synode. Wir betrachteten die Kirche, welche überaus reich und prächtig geschmückt, aber nicht ohne jene schrecklichen Malereien ist, in welchen klösterliche Phantasie und Ungeschmack sich hier zu ergehen lieben.

Als wir aus der Kirche traten, kam uns ein Volksauflauf entgegen. Ich erkannte jene beiden berittenen Phylakes, die gestern im Walde unsere Rast unterbrochen hatten, und jetzt ihr aufgespürtes Wild einzubringen schienen. Denn zwischen den Reitern ging ein junger Mohr, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, mit gesenktem Haupte einher. Jetzt erhob er die Augen, erblickte mich, ein Erstaunen ging durch seine Züge, und mit einem lauten Aufschrei sank er in die Knie. „Herr Theophilos!" rief er. „Er lebt! Er lebt! Ach, Herr Theophilos, mache mich frei, und Du sollst erfahren — oh, heilige Panagia! Du bist nicht todt! Du lebst!"

Auch ich erkannte ihn wieder, sprang hinzu und wollte ihn anreden, allein schon wurde er durch die rohe Gewalt der Wächter empor gerissen, um zum Gefängniß im Thurme geführt zu werden. Die Scene hatte Aufsehen erregt, der Zudrang kam von allen Seiten. Ich suchte mich, so gut es ging, der Menge zu entziehen, und wartete ab, bis man den Gefangenen in Verwahr gebracht, und die Menge sich verlaufen hatte.

Es wurde mir nicht schwer, Zutritt zu dem Eingekerkerten zu erlangen. Er lag auf dem Boden und schluchzte laut. „Diamantios!" rief ich (denn diesen prachtvollen Namen führte der Mohr), „Diaman-

tios, armer Bursche, wie kommst Du hierher?"

Er sprang auf, bedeckte, auf den Knien liegend, meine Hände mit Küssen, und stotterte zwischen lautem Weinen: „Ach, Herr Theophilos, was ist mit uns geworden! Mein Herr und Gebieter, Constantin, ist schauderhaft zu Tode gebracht! Herr Georgios zu Nauplia erschossen! Das Haupt des Hauses noch ebenda im Kerker! Frau Athanasia vor Jammer gestorben! Und mein lieber junger Herr Leon — ach, Herr Theophilos, er soll wissen, daß Du noch lebst, daß er Dich nicht todtgestochen hat!"

„Fasse Dich, Diamantios," sagte ich, „und sage mir, wie Du hierher kommst, damit ich zusehe, wie ich Dich befreien kann."

„Nachgespürt habe ich ihm, viele Wochen," stammelte er, „bis ich erfuhr, er sei hier. Und ich habe ihn hier gefunden —"

„Wen hast Du hier gefunden? Leon?"

„Ja, ja! Meinen jungen Herrn Leon! O Jammer, wie sieht er aus! In Lumpen geht er, schlechter als meine, die ich mir gewählt habe, im Staube liegt er, und wohnt im Walde und im Gestein, wie ein wildes Thier! O heilige Panagia, was ist aus uns geworden!"

Mir kam der junge Büßer in den Sinn, der gleich einem Waldgespenst an mir vorüber gehuscht war, und Erstaunen ergriff mich, gefolgt von glücklichen und kummervollen Erinnerungen. Ich wendete mich wieder zu dem Gefangenen. „Du hast Leon gesprochen?"

Der Mohr nickte. „Vor zwei Tagen zuerst. Aber er will die Höhle nicht verlassen, und sprach von Dir, Herr Theophilos, und hat bitter geweint. Gestern habe ich ihn wieder aufgesucht. Er schickte mich weg. Ich lag die Nacht in seiner Nähe, ohne daß er es wußte. Da fingen mich heute früh die Albanesen ein, und banden mich wie einen Dieb."

„Und Leon wußte gestern, als Du ihn sprachst," fuhr ich fort, „noch nicht, daß ich lebe, und in seiner Nähe sei?"

„Nein, nein, Herr Theophilos! Aber sag' es ihm bald, damit er seine Höhle verläßt und die Lumpen abthut!"

Ich konnte annehmen, daß Leon mich inzwischen doch gesehen und erkannt hatte, wennsonst er und jener junge Büßer ein und dieselbe Person waren. Vorerst beruhigte ich den bekümmerten Diamantios, versprach für seine Befreiung mein Möglichstes, und verließ das Gefängniß, um Eulogios aufzusuchen, der in mein Verhältniß zu Leon eingeweiht war und wohl auch etwas für den jungen Schwarzen thun konnte.

Um nun aber meine bald folgenden Erlebnisse auf dem Athos erklärlich zu machen, muß ich etwas weiter zurückgreifen und einige Beziehungen zur Vergangenheit anknüpfen.

Diamantios war ein heimathloses Geschöpf, welches von einem Mitgliede der Familie Mauromichalis im Kampfe mit tunesischen Seeräubern erbeutet worden war. Aus der Sclaverei kam der Knabe somit in günstigere Verhältnisse, ward getauft, und lebte im Hause als Gespiele des jüngsten Enkels der Familie, Leon Mauromichelis.

Leon und seinen schwarzen Diener, beide damals kaum sechzehn Jahre alt, lernte ich zuerst im Feldlager kennen, in Gesellschaft von Leon's Vater, jenes gewaltsamen, jetzt verfehmten und unglücklichen Constantin Mauromichalis, der seine Racheglut so furchtbar mit dem Tode gebüßt hatte. Und doch war Constantin ein um sein Vaterland hochverdienter Mann, und wenige Jahre früher nannte man seinen Namen noch mit Ehrfurcht, und seine Familie durfte sich mit Stolz eine der bedeutendsten fühlen. Constantin war einst als Gesandter des neu sich bildenden Staates nach dem Congreß zu Verona geschickt worden, um die Theilnahme der europäischen Mächte für Griechenland wach zu rufen. Nicht an ihm hatte es gelegen, wenn sein Ruf taube Ohren fand. Um so erfolgreicher machte er sich als siegreicher Führer in verschiedenen Schlachten geltend, und arbeitete dann als Mitglied der Regierung an dem Aufschwunge seines Vaterlandes. Leider aber war er einer der wildesten Vertreter der Parteisucht, bei welcher persönliche Beziehungen, alter Stammeshaß verschiedener Familien, neue Verfeindungen aus Ehrgeiz, Stolz und Uebermuth gemeinnützige Zwecke überwogen. Ich war öfter in Beziehungen zu dem imponirenden Manne gekommen, und hatte die Vorzüge und kriegerische Tapferkeit seines noch kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohnes, schon länger bewundert, ehe

ich ihm persönlich nahe getreten. Die aufgeregten Siegestage nach der Schlacht bei Navarino erwarben mir plötzlich die Freundschaft des jungen Leon, der, nach einer öffentlichen Anrede, die ich in einer Versammlung hielt, sich an mich drängte und von diesem Tage mit einer Freundschaft zu mir hielt, die ich mir kaum zu erklären wußte. Meine Person konnte für ihn weniger Anziehung haben als für mich die Erscheinung und das Wesen dieses griechischen Jünglings. Es war, als ob die Formenvollendung der antiken Bildung, wie wir sie aus den Meisterwerken der Kunst kennen, sich in ihm auf das Herrlichste habe wiederholen wollen. Zu diesen Vorzügen gesellte sich eine patriotische Begeisterung, ein Feuer der Leidenschaft in jedem Ausdruck seines Wesens, welches mir bei unserm Umgange immer neues Interesse abgewann. — Als ich darauf im Auftrage der Regierung jene Vermessungen über das Land aufnehmen half, wurde mir die Bekanntschaft mit der Familie Mauromichalis von Wichtigkeit. Sie wohnte, vielverzweigt, auf ihren Gütern und Burgen in der Landschaft der Maina, jenes wilden Gebirgsstriches, der sich vom Taygetos als eine felsige Landzunge zur Südspitze des Peloponnes hinabzieht. Hier war nun Leon (gefolgt von seinem schwarzen Schatten Diamantios) mein Begleiter und durch ihn fand ich überall gute Aufnahme. Ich lernte ein eigenthümliches Geschlecht von Menschen kennen. Rauh, wild, gewaltliebend, europäischer Geistesbildung ziemlich entfremdet, wenngleich nicht ohne ritterliche Formen. Prächtige Gestalten, liebten sie den Glanz äußerer Erscheinung. Ein thatkräftiges Geschlecht, dessen Handlungen und Motive man nur nicht immer mit dem Maßstabe des Gesetzes und der Moral zu genau prüfen mußte. Im Kampfe mit den Seeräubern, die ihre Küsten beunruhigten, aufgewachsen, mit räuberischen Klephtenhorden des Gebirges, geschah es auch wohl, daß mit dem einen dieser Feinde gegen den andern ein Bündniß geschlossen wurde, oder daß man zum Austrag von Feindschaften persönlicher Art Genossen aus den Bergen anwarb, wie es der Vortheil rieth. Indessen hatten die jüngsten Zeiten diesem Treiben wohl Einhalt gethan. Hier in der Maina war der patriotische Aufschwung glänzend und ruhmvoll gewesen, und unter den tapfern Schaaren der Mainotten hatten sich einzeln und truppweise auch die Klephten des Gebirges zu den Fahnen gedrängt.

Leon war von seinem auf Reisen und im politischen Weltverkehr umfassender gebildeten Vater dem wilderen Treiben der heimischen Stammesgenossen durch Erziehung früh enthoben worden. Allein die scharf ausgeprägte Mainottennatur machte sich bei dem Jünglinge trotz aller sittigenden Einflüsse geltend. Er sprach gern und mit unbefangenem Stolze von den Kämpfen daheim, sogar von nicht zu rechtfertigenden Gewaltthaten, und begriff meine Einwürfe, mein oft abfälliges Urtheil dagegen nicht. Das hielt ihn jedoch nicht ab, mir mit herzlicher Freundschaft anzuhangen, und ich hatte Jahre hindurch Gelegenheit, seine innere und äußere Entwicklung zu verfolgen.

Da trat jene aus politischer Parteisucht entsprungene Feindschaft zwischen dem an die Spitze des Staates gerufenen Grafen Kapodistria und der Familie Mauromichalis ein. Der erstere hatte mich in seine Dienste gezogen, und ich konnte mich nicht entschließen, eine mir zusagende und tüchtige Wirksamkeit für allgemeine Zwecke der persönlichen Feindschaft meiner Freunde aufzuopfern. Mein Verhältniß zu Leon trübte sich zuerst, ganz dem leidenschaftlich heftigen Charakter des Jünglings angemessen. Er machte mir die bittersten Vorwürfe, er bat, er drohte, und da eine allgemeinere Anschauung der Dinge ihm etwas Fremdes war, mußte er mich ebenfalls zu den persönlichen Feinden seines Hauses zählen. Ich war ihm nun ein von der Freiheit abgefallener Diener des Tyrannen. Eine unselige Geschichte war bereits dazu gekommen, uns völlig zu entzweien — das heißt seinen Haß gegen mich zu erwecken, eine Regung, die ich gegen ihn nicht theilen konnte. Leon, damals einundzwanzig Jahre, hatte eine glühende Leidenschaft gefaßt für eine Dame, die den glänzenden Mittelpunkt des bewegten gesellschaftlichen Lebens in den Kreisen der Regierung und Diplomatie bildete, eine Neigung, die von der stolzen Schönheit nur belächelt, endlich mit einer gewissen Härte abgelehnt wurde. Ich muß nun leider hinzufügen, auf die Gefahr hin, als eitel und ruhmredig angesehen zu werden, daß diese Dame sich

häufig und gern mit mir unterhielt, mich sogar vor Andern auszeichnete. Dies unglückliche Verhältniß zerriß die letzten Fäden zwischen mir und meinem jungen Freunde.

Immer mißlicher und gespannter wurde die Lage. Die Gegensätzlichkeit zwischen Leon's Familie und dem Haupte der Regierung flammte in Haß und Vergeltungssucht auf. Pietro Mauromichalis, Leon's Großvater, wurde durch seine Einkerkerung zuerst das Opfer der Feindschaft. Dann kam der furchtbare Tag, wo Leon's Vater und Oheim die Mörderwaffen gegen Kapodistria erhoben, und beide dafür ein schauderVolles Ende fanden. Leon selbst war es, der auf der Flucht vor den auch ihn verfolgenden Volkshaufen, mir, der ihn retten wollte, jenen Dolchstoß versetzte, der mich dem Tode nahe gebracht.

Diese Erinnerungen beschäftigten mich lebhaft, während ich vor der Thür des Protaton auf Eulogios harrte. Denn die Sitzung war bereits zu Ende, ich hatte den Abt von Paulu, Herrn Porphyrios, bereits begrüßt, als er den Saal verlassen, während Eulogios, wie ich erfuhr, als Secretär der Synode, durch Geschäfte noch aufgehalten wurde. Endlich kam auch er, und in kurzen Worten berichtete ich ihm über den armen Schwarzen und legte Fürbitte ein. Es bedurfte ihrer nicht. Seine Sache war bald erledigt, da sich nichts gegen ihn vorbringen ließ, als sein Umherstreichen in bettelhafter Kleidung, in welcher er seinen einstigen Herrn gesucht hatte. So wurde Diamantios noch im Laufe des Tages in Freiheit gesetzt. Doch sah ich ihn nicht wieder, obgleich ich erfuhr, daß er mich gesucht hatte. Ich speiste mit dem Abte und Eulogios in ihrem Absteigequartier, und war mir dann selbst überlassen, da der in wenigen Tagen bevorstehende Schluß der Synode meinen Freund Eulogios nur dringender an die Geschäfte fesselte. Cyrill's Mission dagegen war schneller erledigt, als er erwartet, er sollte am nächsten Morgen schon mit einem Schreiben an das Kloster heimkehren.

So schloß ich mich ihm folgenden Tages wieder an, um die Rückwanderung, und zwar auf einem anderen Wege, anzutreten. Dieser Weg sollte bei weitem näher sein, wenn er auch höher durch das Gebirge ging, und nicht so gut gebahnt sei. Doch hatten wir ihn uns genau beschreiben lassen, und hofften ihn zu finden. Nicht so rege und heiter waren heute Stimmung und Gespräch, als beim Ausmarsch. Mich beschäftigten die Ereignisse der letzten Zeit wieder lebhafter, zugleich auch die Voraussicht eines Wiedersehens und Aussprechens mit Leon, das, wie ich vermuthete, nicht ausbleiben konnte. So schritt ich schweigend neben meinem Gefährten hin, der viel zu bescheiden war, mich in meinen Gedanken durch eine Frage zu unterbrechen. Wohl bemerkte ich ab und zu, daß er mich mit einem unruhig forschenden Blicke musterte, denn er war Zeuge meiner ersten Begegnung mit dem Mohren gewesen, doch hielt ich es nicht für angethan, ihm eine erklärende Mittheilung darüber zu machen. — So schritten wir in schweigendem Brüten unseres Weges, und bemerkten darüber nicht, daß wir vom Fußsteige abgekommen waren. Er hatte sich im Gestrüpp und Waldesdickicht verloren. Cyrill blieb stehen, sah sich um, und machte mich dadurch erst aufmerksam. Die Berathung über die einzuschlagende Richtung gab uns dem Gespräch wieder, und wir beschlossen einen Gipfel zu ersteigen, wo wir eine Lichtung wahrzunehmen glaubten. Bald hörten wir nicht unweit das Rauschen der Brandung aus der Tiefe, drangen durch Arbutus- und Myrthengestrüpp vorwärts, und begrüßten mit einem lauten Ah! den Anblick, der uns plötzlich beschieden war.

Wir befanden uns auf einer schroff in's Meer sich absenkenden Felsenhöhe, auf welcher die Marmortrümmer eines zerfallenen Tempels uns überraschten. Noch standen mehrere dorische Säulen und trugen ein Stück des Architravs, dessen übrige Theile gehäuft und zerstreut zwischen dem Gestrüpp lagen. Wilde Rosen wuchsen oben auf der Säulendecke, und ließen ihre blühenden Zweige niederwehen, während andere, zugleich mit fast zum Baumstamme gewordenem Ephen, um die Säulen emporstrebten. Der Boden war zwischen den Trümmern bedeckt mit den blauen Kelchen des Asphodelos, der altgriechischen Todtenblume, während einzelne Rieseneichen näher oder ferner standen, und den Uebergang zu dem tiefer nach der Landseite sich absenkenden Walde bildeten. Sonnenschein und tiefe Ruhe lag über dieser einsamen Wildniß. Ob dieser Ort den Bewohnern des Athos unbekannt war? Ich hatte noch

nichts von dem Vorhandensein der Tempeltrümmer gehört. Mit um so größerem Eifer eilte ich, diese Reliquien in Augenschein zu nehmen. Viel davon mußte im Laufe der Jahrhunderte schon hinweggetragen worden sein. Und hatten es nicht barbarische Völkerstämme gethan, wer darf verneinen, daß nicht mit ebenso barbarischen Händen die klösterlichen Ansiedler den Marmor zerschlagen oder zu Kalk gebrannt hatten, um ihre Mauern damit aufzuführen? Nicht nur zu friedlich wachsendem Fortschreiten reicht ein Jahrhundert dem andern die Hand, das neue reißt dem absterbenden die schönste Hinterlassenschaft aus den Händen, um das Erhabenste aufzulösen und rücksichtslos der Nothdurft dienstbar zu machen. Noch waren, trotz der Verwitterung, an einzelnen Theilen des Marmors Sculpturen zu entdecken, die ich aus ihrem Netz von Epheu und Wurzeln frei zu legen bestrebt war.

Erstaunlich war der Anblick dieser Tempelreste für Cyrill, der, obgleich ein Grieche, noch niemals dergleichen Lebensspuren seiner Vorfahren gesehen hatte. Als Novize des Klosters hätte er auch wohl, als an verwerflichen Resten des Heidenthums, kalt daran vorüber gehen dürfen. Allein er war durch seinen Homer nun schon so weit mit dem ganzen inneren Leben in die Vorwelt geführt, daß das plötzliche Erscheinen einer greifbaren Spur der Antike ihn mit unbeschreiblicher Kraft ergriff. Er folgte mir in tiefem Schweigen durch das Labyrinth von Säulenbruchstücken, zwischen Dornen und ungeheuren Schlingpflanzen. Und als wir uns endlich inmitten desselben auf ein steinernes Gebälkstück niedersetzten und die Stätte der Zerstörung überblickten, verrieth mir ein tiefer Seufzer meines Gefährten innerstes Ergriffensein. Ich suchte ihm nun eine Anschauung von der Bauart und Einrichtung eines griechischen Tempels zu geben, wobei ich mich an die Umgebung hielt, soweit ich sie benutzen zu können glaubte, und erwärmte mich selbst dabei so sehr, daß wir die Stunde vergaßen und uns nicht nur das Tempelgebäude wieder erstehen, sondern das ganze in Kunst und Schönheit getauchte Leben der Generationen, die einst hier gewandelt, an uns vorüber ziehen ließen.

Da, während ich angeregt sprach, entfuhr meinem Zuhörer ein Ausruf unheimlicher Ueberraschung. Er ergriff meinen Arm und deutete nach der Waldseite hin. Und aus dem Trümmerchaos erhob sich, in abschreckende Lumpen gehüllt, die Gestalt eines Büßers, in welcher ich jetzt sogleich Leon erkannte. Er kam näher, blieb zehn Schritte von uns stehen und machte mit gebieterischer Armbewegung meinem Gefährten ein Zeichen, sich zu entfernen. Cyrill sah mich fragend an. Ich bat ihn, mich auf eine Weile zu verlassen und am Rande des Waldes meiner zu harren. Noch trat Leon nicht näher, sondern spähte dem Novizen nach, wie dieser sich durch das Gestrüpp einen Weg suchte und ließ mir Zeit, seine Züge näher zu betrachten. Quälerische Leidenschaften hatten in kurzer Zeit diesem schönen Jugendantlitze einen vertieften Ausdruck gegeben, eine innere dämonische Macht hatte die Wangen gebleicht, einen dunkleren Schatten über die brennenden Augen gezogen. Ich sah, wie alle Muskeln seines Körpers sich spannten, die Brust in Aufregung sich hob und senkte. Und plötzlich — Cyrill mochte seinen Blicken entschwunden sein — stürzte Leon auf mich zu, sank zu meinen Füßen und barg sein Gesicht laut schluchzend in meinen Händen. „Dich habe ich ermorden wollen!“ Das waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte.

Ich suchte ihn durch Zuspruch zu begütigen, versicherte ihm, daß ich noch das alte Gefühl der Freundschaft für ihn hegte und bat ihn, sich den reuevollen Schmerz über sein einst feindliches Begegnen nicht mehr zu Herzen zu nehmen. Da sprang er mit nicht minder leidenschaftlicher Hast auf, umarmte mich stürmisch und rief: „Du warst mir todt, um mich selbst aus dem Leben zu verscheuchen; Du lebst mir, um mich dem Leben wiederzugeben! Theophilos, welche Schauder sind durch meine Seele gegangen! Ich habe auf offenem Markte die Leiche meines Vaters vom Pöbel dahinschleifen gesehen — auch mein Oheim starb den Tod des Verbrechers. Aber wilder und vernichtender noch war mir die Erinnerung, daß ich den Mordstahl gegen Dich gezückt hatte, daß ich Dich gehaßt, den ich einst geliebt, daß ich nun Nichts mehr zu lieben auf der Welt hatte! Dort in der lebendigen Todtenwelt der Skitis hatte ich Zeit, über meine Schuld nachzudenken, meine Seele von Furien zerreißen zu lassen! Und als Du neulich vorübergingst, da glaubte

ich zuerst ein Wahnbild zu erblicken, wie es mir in Träumen oft schon begegnet war, bis mir eine ruhigere Fassung sagte, Du müssest es leibhaftig gewesen sein. Du kommst mich zu erlösen, Theophilos, aus der Wüste, aus dem Elende, aus der Verzweiflung!"

Es war nicht leicht, die Rede des leidenschaftlich bewegten Jünglings in die Bahn zusammenhängender Mittheilung zu lenken, denn was er seit Monaten qualvoller Einsamkeit in seiner Brust hatte verschließen müssen, all das Gefühl des Schmerzes, der Reue, der Selbstqual, wilder Auflehnung gegen seine Lage und nun endlich wiedererwachender Freude, das Alles wollte jetzt in stürmischem Drange über seine Lippen. Ich erfuhr, daß Diamantios ihm schon gestern, gleich nach seiner Befreiung, Nachricht von mir gebracht, daß er mit ihm sogleich die Skitis verlassen, um mich in Karyais aufzusuchen und mir dann auf's Gerathewohl gefolgt sei. Auch sah ich die Gestalt des Mohren bald in einiger Entfernung auftauchen.

„Du willst wissen," fuhr Leon auf meine Frage fort, „wie ich in die Felsenwüste der Büßer gerathen bin? O nicht aus freier Wahl, das glaube mir! Und nicht einen Augenblick habe ich in diesem müßiggängerischen Jammerdasein Trost oder Betäubung gefunden! Höre mich, Theophilos — und wenn aus meinen Reden noch ein Ton herausklingt, daß ich Dich einst haßte — ich kann nicht anders! Denn unerschüttert und mit grausamer Gewalt hält mein Herz noch immer die Ursache fest, um derentwillen ich Dich haßte! Also — höre mich! Als Dich mein Dolch getroffen, und ich mich aus Deinen Armen, die mich halten wollten, befreit sah, stürzte ich mich von einem gräßlichen Gefühl durchzuckt in das nächste Haus. Ich hatte es in diesem Augenblicke nicht gewählt, — durfte ich doch sicher sein, hier keine Freistätte zu finden! Und doch, als ich mich der Herrin zu Füßen warf, und sie vor mir stand — Arethusa Negri selbst, da hoffte ich auf Rettung, denn auch ihre Hand griff unwillkürlich zum Dolche, und ich lechzte danach, den Tod von dieser Hand zu empfangen. Aber es sollte nicht sein. Sie hatte von ihrem Balkon aus Dich meiner Waffe erliegen sehen, und ihre erste That war nicht Rache an mir, sondern Hülfe für Dich. Schon hatte sie ihre Diener Dir nachgeschickt, schon wurdest Du für leblos in ihr Haus getragen — ach, Theophilos, wie beneidete ich Dich noch in jener Stunde! Ja, ich beneidete dem Todten die Sorge Arethusa's, und hätte das Weib darum hassen können, wie verzehrend immer meine Liebe zu ihr war! Sie trieb den Mörder nicht aus dem Hause. Mich kaum eines Blickes würdigend rief sie ihren Dienern zu: „Berget den Mann so gut ihr könnt! Mein Haus soll ihm eine Freistatt sein, wenn er glaubt es wählen zu dürfen." Dann schritt sie hinaus. Dies Wort kalter Großmuth trieb aber auch mich hinaus. — Wohin sollte ich mich wenden? Unser Haus war vom Pöbel umringt, da fand ich keine Stätte. Durch enge Gassen wanke ich fort. Wohin? Nach der Maina! In die Berge! So ruft plötzlich eine Stimme in mir. Die Stammesgenossen und Blutsfreunde aufgerufen! Mit ihnen zur Vergeltung, zur Rache für meines Hauses Schmach hierher zurück! Das gab mir einen Augenblick neuen Lebensmuth. Da — ich gehe an der Schwelle eines Klosters vorüber — tritt Eulogios aus der Pforte, ergreift mich am Arm und zieht mich hinein. Er wußte was an uns geschehen war, nicht aber was ich an Dir begangen. Vor den Blicken Deines Freundes aber brach mein Trotz. Ich gestand ihm, daß ich Dich getödtet. Er ließ mich allein im Kloster, verschloß die Zelle, und eilte fort. Nach Stunden kehrte er zurück. Er hatte nichts über Dich erfahren. Weder Arethusa war in ihrem Hause zu finden, noch Du; die Diener wollten nichts von all dem Vorgefallenen wissen. Jetzt stand er mir gegenüber mit strengem Antlitz: „Du weißt, daß Dein Haupt dem Tode verfallen ist?" fragte er. „Mich dauert Deine Jugend! Indeß ich nachforsche, ob Theophilos noch am Leben, will ich Dich hinschicken, wo Tod im Leben ist, an den Ort der Buße. Dort in der Hut Deines Urgroßohms magst Du der Zukunft entgegen harren!"

„So brachte auch Dich Eulogios, und zwar schon vor mir, hierher?" sagte ich für mich hin, als Leon eine Pause machte. „Wer aber ist Dein Urgroßohm auf dem Athos?"

„Du hast ihn schon gesehen," entgegnete Leon. „Jener Alte ist es, hier Gordian genannt. Daheim in der Maina hieß er

Markos Mauromichalis. In den Gebirgen dort erinnert man sich noch, weshalb er endlich auf den heiligen Berg entfloh. Hier gilt er jetzt selbst für einen Heiligen."

Wir saßen Beide eine Weile schweigend nebeneinander. Dann begann ich, um ihn auszuholen: „Und Du, Leon, denkst Du Deine Tage, wie er, in der Skitis zu beschließen?"

Mit Heftigkeit sprang er auf. „In diesen Lumpen, davor mich ein Ekel erfaßt?" Bei diesen Worten ergriff er mit beiden Händen sein Gewand vor der Brust, und riß hinein, daß die Fetzen nach allen Seiten auseinander fuhren, und fast der ganze Oberkörper entblößt ward. Ich betrachtete mit stummer Bewunderung die Pracht dieser Leibesbildung, die noch unter den Entbehrungen der Skitis ihre Kraft und Schönheit bewahrt hatte. Mit funkelnden Augen fuhr Leon fort: „Seit ich Dich wieder unter den Lebenden weiß, gehöre auch ich wieder der Welt an. Rache gilt es noch zu nehmen für die Schmach an meinem Hause! An die Stelle des Tyrannen, unseres Feindes, ist sein Bruder als Verwalter des Staates getreten. Gegen ihn gilt es jetzt den Kampf aufzunehmen, und der Meinigen leben noch genug, die mit mir der Pflicht der Vergeltung gedenken!"

„Leon!" rief ich, „laß diese furchtbaren Gedanken, die nur neue Frevel in's Leben rufen! Schon ist es beschlossen, daß Griechenland einen König haben soll, Dein Vaterland wird künftig ein durch Gesetze geordneter Staat sein. Eure Pflicht ist es jetzt, der persönlichen Parteifehde zu entsagen, und vergebend und vergessend Eure Kraft zum Neubau des Vaterlandes einzusetzen." Ich führte diese Mahnworte noch weiter aus, allein davon wollte Leon nichts wissen. Sein erstes Gefühl war jetzt Rache, das Vaterland stand erst in zweiter Reihe. Ich suchte ihn zu bewegen, noch auf dem Athos zu bleiben — wenn auch nicht als Einsiedler — bis der neue König nach Griechenland gekommen. Und zwar wünschte ich es um seiner Sicherheit willen. Vielleicht, dachte ich, daß sich inzwischen das aufgeregte Gemüth des Jünglings mehr beruhigt. „Laß mich," fuhr ich fort, „vor Dir nach Nauplia zurückgehen, um zu erfahren, wie die Lage der Dinge ist, welche Wendung die Sache Eures Hauses genommen, was für Euch bei der neuen Regierung zu erwarten ist."

Leon sah mich scharf an, um seinen Mund ging ein Zucken, welches neue Aufregung verrieth. „Ich soll hierbleiben," begann er, „während Du drüben in Arethusa's Nähe sein wirst? Weißt Du, was Du mir vorschlägst? Denkst Du, daß ich sie vergessen habe, daß ich sie jemals vergessen — daß ich sie aufgeben werde? Theophilos, das ist der Punkt, wo wir Beide, Du und ich, für ein Leben lang wider einander stehen müssen! Giebt es doch kaum eine Versöhnung zwischen uns, so lange unser Beider Gedanken an sie geheftet sind, so lange jeder von uns den Freund als den bittersten Feind all seiner glühendsten Wünsche und Hoffnungen betrachten muß!"

Ich ergriff seinen Arm, gleichsam um ihm das, was ich sagen wollte, eindringlicher zu machen, seine Aufmerksamkeit fester an meine Worte zu knüpfen. Ich erklärte ihm, daß ich niemals ein Feind seiner Wünsche gewesen, daß mein Herz nicht an Arethusa gekettet sei, daß ich es als eine peinvolle Last trüge, ihr durch die Aufnahme in ihr Haus und ihre Pflege zu Dank verpflichtet zu sein — Alles in Allem, daß ich eher wünschte, ihr niemals wieder zu begegnen, als ihr möglicherweise eine Situation aufzuklären, die für sie und mich gleich beschämend, für sie sogar beleidigend sein müsse. Ich sprach ihm dies Alles mit dem Ausdruck ganzer Aufrichtigkeit aus, wie ich die Nothwendigkeit in mir fühlte.

In Leon's Gesicht spiegelte sich höchstes Erstaunen, dem auch ein Zug der Freude nicht fehlte. Bald aber sah er mich wieder halb ungläubig an, ja, es wollte sich etwas von lauerndem Hohne in seinen Augen nicht verbergen. „Du wünschest mich zu beruhigen, mich sicher zu machen!" begann er nach einer Weile. „Ich werde aufrichtiger sein als Du — darum, verlaß Dich darauf —"

Diese Art der Entgegnung stachelte meinen Groll, und mit einiger Heftigkeit unterbrach ich ihn: „Dein Zweifel und Verdacht ist beleidigend, Leon! Welche Prüfung soll meine Aufrichtigkeit zu bestehen haben, wenn Dir mein Manneswort nicht genügt? Hab' ich Dir je ein Recht gegeben, es anzuzweifeln?"

„Das hast Du nicht!“ fuhr er eifrig fort, ohne sich in seinem Wesen als der Ueberwundene zu geben. Aber selbst mit Deiner Versicherung ist für mich nichts gewonnen, bleibt Dein Vortheil immer unbeeinträchtigt. Es genügt, daß sie Dich liebt — ja, sie liebt Dich! Arethusa Negri liebt Dich und verachtet mich! Kannst Du diese Liebe von Dir stoßen? Kann man, frage ich, ein Weib wie dieses nicht lieben, als Auserwählter nicht lieben, wenn es die ganze Glorie ihrer Macht vor dem Auserwählten entfaltet? Du wirst Dich dennoch unter sie beugen, wie kalt Du jetzt auch geblieben sein magst. Ich aber werde niemals die Verachtung tragen, mit der sie auf mich herabsieht. Mein soll sie dennoch werden, die Stolze, gleichviel ob ich sie Dir dann entreiße oder wem! — Büßen soll mir dieses Weib, das ich bis zum Wahnsinn liebe, büßen soll es mir die Verachtung! Und kann ich sie nicht durch meine Liebe zwingen, so sei es — durch Gewalt! Rache will ich auch an ihr, und ich werde sie nehmen, so wahr ich aus der Wüste in das Leben des Tages zurückkehre!“

Er wendete sich, um hinweg zu eilen. Ich sprang ihm nach und rief: „Leon! laß uns so nicht scheiden, nachdem wir uns kaum wiedergefunden! Viel habe ich Dir noch zu sagen, was der Freund, nicht der Nebenbuhler hören soll!“

Leon blieb stehen, die widersprechendsten Regungen schienen in ihm zu kämpfen. Dann ergriff er meine Hand, drückte sie krampfhaft und sagte: „Du siehst den Freund noch wieder — vor dem Abschiede!“ — Dann schritt er davon, über Säulentrümmer und Gestein, nicht mehr ein Büßer, sondern die Gestalt eines Dämon in schreckenerregender Schönheit. Ich sah ihm mit Sorgen nach, denn ich wußte, daß seine Energie nicht losließ, wozu sein phantastisches Wollen ihn aufstachelte! Und wie ich ihm nachblickte — welch unerhörter Gegensatz trat in meine Gedanken. Hier der in Lumpen, jetzt nur noch in Fetzen dahinschreitende Jüngling aus der Einöde der Büßer, und drüben das strahlende Weib in allem Glanze des Lebens, in aller Macht ihres Wesens herrschend über ihre Umgebungen. Freilich, ich hatte auch Leon einst in allem Glanze des Weltlebens gesehen. Sein Haus war gesunken — wird er sich je auf dem Verfall desselben wieder erheben?

Während ich so grübelte, erscholl ein gellender Pfiff. Ich sah, wie der Mohr auf diesen Ruf seines Herrn herbeiflog, und beide darauf im Walde verschwanden.

Ich sah mich nach Cyrill um. Jener Pfiff hatte auch ihn aufgerufen. Jetzt erhob er sich von der Klippe, wo er im Angesichte des Meeres bisher in seiner Odyssee versenkt gesessen, und kam auf mich zu. Er trug einen Blumenstrauß in der Hand, wie er ihn auf unseren Wanderungen im Walde zu sammeln liebte. Er fragte mich nicht über die Vorgänge, die ihm auffallend genug sein mußten, blickte nur noch einmal auf die Tempeltrümmer, und sagte: „Wir müssen uns die Stelle merken für ein Andermal. Die Sonne steht hoch, und ich soll heute Abend mit des Abtes Briefe im Kloster sein.“

Wie liebenswürdig erschien mir in diesem Augenblicke die Unschuld des Knaben, wie wohlthuend das Pflichtgefühl, das ihn, selbst aus erwünschter Muße in die gesetzliche Ordnung zurückzog! Und er war doch auch kein Kopfhänger, und begann schon innerlich zu kämpfen gegen Bande, die ihn drückten! — Ohne viel Worte schritten wir hinweg. Ein Weg war nicht schwer zu finden, da wir das Meer als Richtschnur zur Seite hatten. Ich war auf diesem Wege noch mehr von wieder auflebenden Erinnerungen gefesselt.

Lebhafter standen die Tage vor meinen Augen, da ich sie zuerst gesehen — Arethusa Negri, wie eine Kriegsgöttin, mitten im Lagerleben und Schlachtengetümmel. Damals erschien sie in Männerkleidern, in der Nationaltracht der Neugriechen, eine Amazone, kühn und stolz zu Rosse, alle Herzen anfeuernd und erobernd. Niemand kannte ihre Herkunft, sie war plötzlich da, wie ein Meteor. Nur daß sie lange Zeit in Paris gelebt, erzählte sie selbst. Ein alter Herr, der sich ihren Oheim nannte, pflegte an ihrer Seite zu reiten. Sie trug seinen Namen, und bezeigte ihm alle Ehrfurcht. Nachdem er vor einigen Jahren gestorben, trat sie als Erbin in seinen Besitz ein, der als sehr bedeutend geschildert wurde. Trotz ihrer Jugend (sie konnte nur wenige Jahre über zwanzig sein) erschien sie nun selbständig in der ersten Gesellschaft zu Nauplia, welches bis zur An-

kunft des neuen Hofes als die Hauptstadt betrachtet werden konnte. Und bei ihrer ausgeprägten und großartig entwickelten Natur schien sie des Schutzes entbehren zu können. Liebte sie doch in politischen und diplomatischen Dingen ein Wort mitzusprechen. Daß sie, als das leuchtende Gestirn des neuen Hellas, vielumworben war, versteht sich von selbst. In den Hotels der Gesandschaften lagen Lords und Marquis zu ihren Füßen, und sie ging, trotz aller Amazonenhoheit graziös lachend an ihnen vorüber. Ich hätte gefühllos sein müssen, wenn die Gewißheit, von dieser Erscheinung mit günstigem Auge betrachtet zu werden, mein Herz nicht mächtiger schlagen gemacht hätte. Diese Gunst blendete, verwirrte mich, regte mich im Innersten auf, bis ich empfand, daß nur meine Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, mein Gemüth ohne Befriedigung dabei blieb. Ich war denn doch sehr ein Deutscher. Ich konnte am Weibe nur das Weibliche lieben. Arethusa's beste Eigenschaften waren männlicher Natur, während die weiblichen in einer Art hinter ihnen zurückblieben, die mich bald abstieß. Die Heroine fesselte mich nicht mehr, sobald die Verblendung aufhörte. Das entging ihr nicht, ich sah es oft in ihren zornig blitzenden Augen. Ich war auf irgend etwas hart Zusammenstoßendes gefaßt. Da kam meine Verwundung durch Leon, die mich willenlos in ihre Hand gab. Und nun — ? Ich hatte geglaubt, ihr entflohen zu sein. Ich war Leon wieder begegnet, und seit dieser Stunde zweifelte ich nicht mehr, daß das Verhängniß mir auch noch eine Begegnung mit Arethusa aufgespart habe. — —

Sehr spät kamen wir in Paulu an. Die Brüder sangen bereits in der Kirche ihre Mitternachtsliturgie. Ermüdet von der Wanderung suchte ich meine Zelle, während Cyrill, der arme Knabe, sogleich in die Kirche mußte. Ich gab mich dem Troste hin, daß er bei dem eintönig näselnden Gesange der Liturgie auf den dunklen Plätzen der Novizen wohl sanft einnicken werde.

Das gestand er denn am andern Morgen beschämt lächelnd ein, theilte aber zugleich mit, daß er schon wieder auf Botschaft ausgehen und unsere griechischen Uebungen entbehren müsse.

Am Abende dieses Tages kehrte der Abt Porphyrios mit Eulogios nach Paulu zurück und wurde mit Feierlichkeit von der Brüderschaft empfangen. Eulogios mußte viel erzählen und wurde von den Aeltesten häufig bei Seite genommen. Erst am nächsten Mittag konnte er mir eine Stunde widmen, und um ungestört zu sein, besuchte er mich in meiner Zelle. Ich erzählte ihm von meiner Begegnung mit Leon.

„Es war nicht ohne Rücksicht auch auf ihn," begann er, „daß ich Dich einlud, nach dem Athos zu kommen. Ihm selbst ließ ich Deine Rettung und Anwesenheit später nicht melden, denn er verdiente eine harte Buße. Doch daß Ihr einander treffen würdet, sah ich voraus. Hat er die Skitis schon verlassen?"

Ich wußte nichts darüber zu sagen, wenn es mir gleich zu vermuthen schien.

„Auch ich glaube das annehmen zu können," bestätigte Eulogios. „Denn Gordian ist ein Heiliger, der zwar zu demüthigen und furchtbar zu strafen, nicht aber zu bessern und zu erheben versteht."

Tags darauf wurde uns die Gewißheit, daß Leon dem Athos den Rücken gewendet habe. Ein Fischer aus dem kleinen zu Paulu gehörigen Hafen, der seine Ladung für den Fasttag in der Klosterküche ablieferte, sprach mich an und erzählte, daß er im Tagesgrauen dem Mohren auf der See begegnet sei, den er jüngst in Karyais gesehen habe. Er erkannte mich wieder als denjenigen, an welchen sich der gefangene Schwarze um Befreiung gewendet hatte. Auf meine Frage gab der Fischer weitere Auskunft, daß noch ein Mann mit in dem Boote gesessen, gekleidet wie die Leute, die oben im Gebirge zu den Klostermeiereien gehören. Es war also kaum zu bezweifeln, daß Leon, nachdem er seine Lumpen mit einem Schäferpelze vertauscht, das Weite gesucht habe. Ich war besorgt über sein mir unbekanntes Vorhaben.

„Was geschieht mit einem Einsiedler des Athos, welcher der Skitis entflieht?" So fragte ich Eulogios, nachdem ich ihm die Kundschaft mitgetheilt hatte.

„Nichts!" entgegnete Eulogios. „Leon war durch Nichts gebunden. Nur in der Verzweiflung seiner damaligen Lage hatte er sich meiner Autorität gefügt, und nur Schmerz und Zerknirschung mochten ihn so lange in der Skitis gehalten haben. Er

war durch Nichts gebunden, er konnte gehen. Allein gesetzt, er wäre gebunden, er hätte sogar bereits das Klostergelübde abgelegt und er ergriffe die Flucht, des Klosterlebens überdrüssig, es würde sich keine Hand rühren, ihn zurückzubringen. Der Mönch, der dem Zwange des heiligen Berges entflieht, gehört sich selbst an, und weder die kirchliche noch die weltliche Gewalt sucht ihn zu ereilen. So weit sind wir frei."

Eine Bewegung hinter mir — wir schritten gerade unter den Arkaden des schattigen Kreuzganges auf und nieder — bewirkte, daß ich mich umwendete. Cyrill stand hinter uns, die Augen wie in Ueberraschung weit geöffnet, das Antlitz lebhaft geröthet. Hatte er die letzten Worte gehört? Mir kam die Frage erst später, zumal in diesem Augenblicke mich andere Dinge in Anspruch nahmen. Ich konnte Cyrill, der, von seiner Sendung zurückkehrend, sich bei mir wieder meldete, nur kurz begrüßen, da der Abt Porphyrios uns entgegentrat und mich und Eulogios zu einem Spaziergange durch die Gärten aufforderte.

Wir betrachteten den Segen an Früchten, den die südliche Sonne an Bäumen, Spalieren und Pflanzungen ausbreitete. Von gestützten Zweigen wurden von den jüngsten Brüdern Pfirsiche und Feigen in Körben gesammelt, während andere bei der Maulbeerenernte waren oder an den Weinterrassen nach den ersten frühen Trauben für die Tafel suchten, oder auch Melonen von den wohlgepflegten Beeten hoben. Die Oelbäume standen schwer beladen, Alles gedieh in üppiger Fülle. Aus den Nutzgärten traten wir durch Cypressengänge in Parkanlagen, für welche die Natur hier das Schönste gethan hatte, und bewegten uns jener Bastei zu, wo die Meeresluft uns mit erfrischender Kühlung empfing. Hier theilte ich den beiden würdigen Männern meinen Plan mit, demnächst meine Forschungsreise durch die Bibliotheken der Klöster auf der westlichen Seite des Gebirges zu unternehmen. Der Abt versprach mir bereitwillig ein Empfehlungsschreiben. „Du solltest morgen schon die Reise beginnen, Theophilos," sagte er. „In kurzer Zeit feiern wir das Fest der Panegyris, und es wird Dich freuen, die Bergfahrt nach dem Gipfel des Athos mit uns zu machen. Bis dahin kannst Du zurück sein, denn es sind nur ein paar Bibliotheken, die Dich fesseln werden." — Ich war einverstanden und ritt schon am andern Morgen allein auf meinem Maulthiere ab.

Der Empfehlungsbrief des Abtes sicherte mir überall gastliche Aufnahme, sodaß ich in den neun Klöstern, die ich zu bereisen hatte, jeden Staub der Pergamente in den uralten Bibliotheken durchwühlen durfte. Ich lernte manchen merkwürdigen Athosbürger kennen und erregte unter den weißbärtigen Alten viel Kopfschütteln und Staunen über die Sucht nach alten Schriften, von deren Besitz sie selbst noch nichts gewußt hatten. Ueberall aber hörte ich schon viel von dem Feste reden und bemerkte ein umfassendes Rüsten zur Aufnahme zahlreicher Gäste. Und als ich nach etwa vierzehn Tagen, am Abende vor dem Feste wieder in Paulu anlangte, waren auf Schiffen aller Art und aus allen Gegenden vom Festlande, von den Inseln, von Constantinopel her bereits Fremde herbeigeströmt, weltliche und geistliche, welche in den Klöstern ein Unterkommen suchten und fanden.

Das Fest der Panegyris ist das allgemeinste der Athosfeste, und besteht in einer Wallfahrt nach dem kleinen Kirchlein Metamorphosis (Verklärung Christi), welches unweit des Gipfels in einer Region steht, die den größten Theil des Jahres mit Eis und Schnee bedeckt ist. Nicht alle die viertausend Mönche des Athos (so viel mochten ihrer damals sein) dürfen an der Bergfahrt theilnehmen, denn ebensoviel und mehr fremde Anbeter kommen zu dem Tage herbei, und der Raum um die Kirche faßt die größere Menge nicht. Jedes Kloster wählt daher durch das Loos eine Anzahl von Abgesandten zu dem Ehrenamte, die Brüderschaft würdig zu vertreten. Auch nicht das höchste Greisenalter schließt sich davon aus, denn es ist eine heilige Pflicht, diesen beschwerlichen Weg zu Berge anzutreten, wenn das Loos es befiehlt.

(Schluß folgt.)

Marie Antoinette,

gezeichnet von David.

Als am 16. October 1793 um Mittag die Königin Marie Antoinette von der Conciergerie zum Schaffot auf dem Revolutionsplatze gefahren wurde auf dem ge-

wöhnlichen Karren aller damals Verurtheilten, die Hände auf den Rücken gebunden, ihr Haar kurz vorher im Gefängniß zur Hinrichtung abgeschnitten, bekleidet, wie ein Augenzeuge sagt, mit einem „déshabillé blanc du matin, et coiffée d'une bonnette très commune," da war unter den Tausenden von Zuschauern auch der größte damalige Künstler Frankreichs, heftig verlangend, jetzt, wo Gefahr im Verzuge war, ihre Züge auf dem Wege noch aufzufangen, auf welchen auch er sie führen geholfen hatte. Jacques Louis David, damals fünfundvierzig Jahre alt, Mitglied des Nationalconvents als Abgeordneter der Stadt Paris, der als solcher auch für den Tod des Königs gestimmt hatte, er, der Maler der Revolution und durch seine großen Bilder, die Horatier, Brutus, der Schwur im Ballhause, der Tod Marat's und Le Pelletier's, auch ein Schürer der Revolution, stand an einem Fenster mit der Frau eines andern Abgeordneten und entwarf hier die Federzeichnung, welche erst in diesem Jahre



Marie Antoinette auf dem Wege zur Hinrichtung. (Handzeichnung von David.)

wieder bekannt geworden ist und welche wir hier mittheilen. Das Original gehörte der großen Sammlung von mehr als 30,000 historischen Bildern zur Geschichte der Revolution an, welche der Expriester Soulanie (geb. 1752, gest. 1813) gesammelt hatte, und es kam dann in den Besitz der russischen Großfürstin Marie. Nach einem Facsimile davon, welches ein Zeitgenosse der ganzen Revolution, ein Diplomat P. M. Hennie (geb. 1728, gest. 1807), der Pariser Bibliothek vermacht und eigenhändig beglaubigt hat durch die Worte: „Portrait de Marie Antoinette, conduite au supplice, dessiné à la plume par David, spectateur du convoi et placé à une fenêtre avec la citoyenne Jullien, épouse du représentant Jullien, de qui je tiens cette pièce,“ ist dieses Bild jetzt wieder im Facsimile erschienen in der Schrift von L. A. Dauban: „La démagogie en 1793 à Paris, ou histoire de l'année 1793, accompagnée de documents contemporains rares ou inédits etc., Paris 1868,“ und nicht ohne Grund sagt der Herausgeber: „Ce dessin est plus expressif que toutes les toiles, toutes les compositions, tous les récits des peintres et des historiens; le trait dur et ferme semble tracé avec la pointe d'un poignard; il est digne du grand peintre David.“

Wir geben das Bild hier in gleicher Größe und auch sonst genau so wieder, wie es dort steht; wir glaubten, es unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen als eine Ergänzung der Beschreibung des Endes der Königin, welche im Maihefte 1868, Seite 142 bis 145 geliefert ist, und als ein tragisches Gegenstück zu dem jugendlichen Porträt, welches wir dort Seite 144 von L. S. Boizot vom Jahre 1775 von der damals neunzehnjährigen Königin gegeben haben.

Die romantischen Dichter.

Von

Wilhelm Hoffner.

Vorbemerkung.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen lag ein großer Theil des Lebensgenusses, der persönlichen Interessen, der höheren Beschäftigungen für die Gebildeten unserer Nation in dem lebendigsten Antheil an den Werken der Dichter. Heute ist das vorüber. Wir suchen wohl Zerstreuung, auch einmal Stimmung bei dem einen oder anderen lebenden Dichter; unsere Lebensinteressen sind nicht bei ihrer Arbeit. Wir können uns nur durch geschichtliche Erinnerung in einen dem unsrigen so ganz heterogenen Zustand zurückversetzen, in dem das der Fall war.

Und auch von dem, was damals geschaffen ward unter so lebendiger Theilnahme der Nation, hat die heutige Generation nur theilweise die Erbschaft angetreten. Lessing, Goethe, Schiller sind ein bleibender Besitz der Nation geworden. Dagegen begreifen wir den Enthusiasmus schwer, welcher die Dichter der auf sie folgenden Generation neben jene stellte. Der Reichthum lebendigsten, innigsten Empfindens in ihren Werken, an welchem die Zeitgenossen sich begeistert erfreuten, ist für uns zu einer geschichtlichen Rarität geworden. Und wenn wir heute die Briefe an Tieck von so vielen seiner begabtesten Zeitgenossen durchblättern, die den concentrirten Weihrauchduft athmen, der ihm als dem Nachfolger Goethe's gespendet wird: so fragen wir erstaunt, wie so vortrefflichen Leuten zu Muthe sein mußte, damit sie so ganz über das wirkliche Bedürfniß der Zeit, über den Werth solcher Dichtungen, man möchte sagen über sich selbst und das, was in ihnen lebte, sich irren konnten.

Ueberblicken wir so die Stellung, welche einst Ludwig Tieck, Novalis, Wilhelm Schlegel, Arnim einnahmen; dann was sie uns heute etwa sind, so haben wir zwei Fragen an diese Entwicklung. Unser geschichtliches Interesse verlangt Aufklärung darüber, welches die Gründe einer so sonderbaren Entwicklung unserer Dichtung in dieser Generation waren. Ein praktisches Interesse derer, welche noch Sinn für poetisches Genießen haben, sucht eine kurze Beantwortung der Frage, was aus jener Epoche heute noch, unter so ganz veränderter Richtung des Interesses, genossen werden könne.

Diese beiden Fragen möchten wir versuchen zu beantworten. Wir wollen die Leser in die seltsame persönliche Entwicklung einiger wahrhaft genialer Menschen hineinführen. Wir wollen die Werke her-

vorholen, welche auch heute noch einen Anspruch auf ihr Interesse haben. Vielleicht, daß der eine oder andere unserer Leser es uns lebhaft dankt, wenn wir ihn angeregt haben, in einer müßigen Stunde nach diesem oder jenem halbvergessenen Buche zu greifen, das nicht verdient hätte, dem Dunkel der hinteren Reihen von Bibliotheken neben Clauren, Cramer und van der Velde zu verfallen.

I.

Ludwig Tieck.

In einer schmalen, dunklen Hinterstube, in die nur ein kärgliches Licht aus dem Hofe hineinschimmerte, in der Roßstraße, wo die Kramläden des Weinhandels von Berlin sich drängen, ist am 31. Mai 1773 Ludwig Tieck geboren. Der Vater ein wohlhabender, aufgeklärter Seilermeister; die Mutter eine stille, gute, fromme Frau. Er wuchs mit der zwei Jahre jüngeren Tochter Sophie, der später so bedeutenden Dichterin, mit dem drei Jahre jüngeren Friedrich, dem spätern berühmten Bildhauer, heran. Mit vier Jahren fing er an zu lesen; er lernte es an der Bibel; wenn die Nachbarn ihn, auf einem Fußbänkchen sitzend, die Geschichten von den Patriarchen eifrig lesen hörten, meinten sie wohl: „Wie geschickt doch das Kind thut, als wenn es lesen könnte.“ Auch das alte Norst'sche Gesangbuch, in dem die Mutter Sonntags zu lesen pflegte, ward studirt, obwohl der Vater auf das „Nun ruhen alle Wälder, es schläft die ganze Welt“ in Gerhard's berühmtem Liede nicht gut zu sprechen war, da, wenn wir schlafen, vielmehr in Amerika die Sonne scheine und die Leute wachen.

Früh fiel ihm Götz von Berlichingen in die Hände und er glaubte an dies Gedicht wie an die Bibel. Die herzhaften Reden dieser Ritter erfüllten ihn ganz und es hielt ihm schwer, zu glauben, daß diese Edlen und Frauen nicht lebten, sondern von Einem erdichtet seien, von einem Manne, der Goethe heiße und in Weimar wohne.

Der Sohn sollte etwas Besseres werden als der Vater geworden. Er ward in's Gymnasium geschickt und er kam hier bald in den Ruf eines jungen Genies. Er kam in's Theater und wachend und träumend begann er Komödien zu spielen, Puppen einzuüben. Die großen Worte aus den Räubern begleiteten ihn überall hin; Shakespeare ward von den Antiquaren zusammengekauft; auch Don Quijote ward verschlungen. So trat eins nach dem andern von den großen Werken, welche seinen dichterischen Gesichtskreis bestimmen sollten, schon vor den jungen Schüler.

Auch der Genosse seines ersten dichterischen Strebens ward ihm damals schon entgegengeführt: Wilhelm Heinrich Wackenroder, der Verfasser des „Klosterbruders.“ Der scharfe Gegensatz der Lebensverhältnisse und Naturen bei so verwandter dichterischer Begabung mußte die Beiden um so enger miteinander verknüpfen. Wackenroder war aus einer der ersten Berliner Familien, eine vornehme, in sich verschlossene Natur, peinlich fleißig bis zur Pedanterie und dabei eine ahnungsvolle, prophetische Natur, die ganze Seele von Musik und musikalischen Phantasien erfüllt. War diese Freundschaft für Ludwig's innere Entwicklung tief bedeutend, so ward es für sein äußeres Leben die mit Wilhelm von Burgsdorff, dem Sohne eines märkischen Edelmannes. Ein Stiefsohn Reichardt's führte ihn in das Haus dieses berühmten Tondichters und Schriftstellers und hier zuerst that sich ihm die Welt auf.

Mit seiner Theaterliebhaberei ward es nun, in Reichardt's Hause, Ernst. Bisher hatten die Geschwister auf improvisirten Bühnen, zu Hause wie im Freien, Stücke aufgeführt: so wurden sie einst auf einem abgelegenen Platze im Thiergarten überrascht, wo sie den Ugolino spielten. „Sie haben Ihre Sache recht brav gemacht“ — sagte ein hinzutretender Mann — „aber wie kommen Sie bei Ihrer Jugend schon zu diesem gräßlichen Stücke?“ Nun begann man in Reichardt's Hause vor größerer Gesellschaft Theater zu spielen. Der junge Ludwig überragte sofort die Uebrigen. Alle, die später das Glück hatten, seinen Vorlesungen dramatischer Werke beizuwohnen, haben einstimmig ausgesprochen, daß er das Vermögen gehabt hätte, der größte deutsche Schauspieler zu werden. Eine edle, schlanke Gestalt, eine umfangreiche klangvolle Stimme, ein ausdrucksvolles Gesicht standen einer wahrhaften Genialität dichterischen Nachgestaltens zu Gebote.

Zu dem Spielen vor den Coulissen gesellte sich bald ein zweites hinter denselben. Die jüngeren Schwestern von Frau Reich-

ardt — Töchter des bekannten Predigers Alberti von Hamburg, des Freundes von Lessing — ließen sich herbei, an den Kunstübungen der Gymnasiasten theilzunehmen, und das Feuer der jungen Schauspieler ward dadurch beträchtlich gesteigert. Damals spielte die lustige Truppe auch einmal vor dem Könige in dem Hause der kleinen Frau Rietz. Freilich vergaßen dann die tragischen Helden über dem doppelten Spiele gar zu leicht die demüthige Rolle, welche sie den Tag über auf der Schulbank spielten. Es kam durch den Verrath eines Genossen an Gedike; aber Ludwig's altkluge Rede wußte den Gestrengsten aller Berliner Schuldirectoren zu entwaffnen.

Die sonderbarsten Verhältnisse umgaben den heranwachsenden Gymnasiasten im damaligen Berlin. Da lernte er bei Reichardt den seltsamen Moritz kennen, damals den bedeutendsten Kenner Goethe's in Berlin — einen Mann, der heute seine Herrschaft über die Sprache im Romane, morgen in künstlerischer Theorie, dann gelegentlich in einer Art von theatralischen Aufführungen auf der Kanzel zeigte; da sprach er denn mit niedergeschlagenen Armen, trat einen Schritt zurück, dann wieder vor, dann plötzlich, wie hingerissen vom Feuer der Rede, streckte er die Arme heftig nach vorn aus und traf die vor ihm liegende Bibel, daß sie über den Rand der Kanzel in das Schiff der Kirche hinabfiel. Am Gymnasium selber waren einige junge Männer, welche von der dichterischen Bewegung ergriffen, den Schüler in ihre literarischen Arbeiten hineinzogen. Es war nicht gerade, was der alte Seilermeister Tieck erwartet hatte, als er den Sohn dem berühmten Gedike'schen Gymnasium anvertraute. Da war Rambach; mit der Zeit sollte er einer unsrer berüchtigtsten Vielschreiber werden; eben damals begann er den Buchhändlern nach ihrem Bedürfniß Romane, Schauergeschichten, vaterländische Dramen und Mordthaten um ein Billiges zu verabreichen; daneben aber weihte er in seinem deutschen Unterrichte die Gymnasiasten in das literarische Treiben ein, las die neuesten Gedichte vor, verkehrte mit dem genialen Ludwig und seinen Genossen auf gleichem Fuße und erkannte bald, von welchem Nutzen ihm dessen rasche Feder für seine Tagelöhnerarbeiten werden müsse. Man begreift heute schwer einen Unterricht, in welchem die Schüler angeleitet wurden, Dramen wetteifernd abzufassen. Tieck hatte hier damit begonnen, für seine Freunde zu arbeiten und hörte mit ironischem Behagen an, als sein etwas einfältiger Freund Schmohl das furchtbare Nachtgemälde „Abdallah," das später Tieck's Ruf begründen sollte, Rambach als seine Arbeit vorlegte und Rambach sich dann mit zuversichtlicher Miene vernehmen ließ: „Was wollen Tieck's Arbeiten im Vergleich mit denen von Schmohl sagen! Gegen die kommen sie gar nicht auf." Noch schwerer begreift man, wie Rambach nun wagte, Tieck für seine poetischen Tagelöhnerarbeiten in Dienst zu nehmen. In einer „Sammlung von Thaten und Freiheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies" schrieb Rambach die Geschichte des berüchtigten Wilddiebes und Räubers Mathias Klostermayer, genannt der bairische Hiesel. Selbstverständlich stellte Rambach ihn als einen Menschen dar, den nur die mangelhafte Einrichtung der Welt gehindert hatte, ein Alexander oder Cäsar zu werden. Denn damals stellte man gern welthistorische Personen als Räuber im Großen und wirkliche Räuber als Helden im Kleinen dar. Diesen bairischen Hiesel nun überließ Rambach nach den ersten Capiteln an Tieck (doch freilich nicht das Honorar für den großen Räuber); dieser führte dann das Heldenleben mit vieler Herzhaftigkeit durch; nur am Schluß nahm er seine Rache. Er schloß mit der Versicherung, daß ihm mit der Beendigung dieser Hieseliade ein schwerer Stein vom Herzen falle, denn es sei ihm sauer genug geworden, diesen Kerl als Helden darzustellen. „Warum? Weil er nichts mehr und nichts weniger war als ein Spitzbube." Ferner trat der Gymnasiast ein, als sein Lehrer in einem Schauerromane, „die eiserne Maske," alle Erfindungen der Hölle erschöpft hatte und nun sich dem Schluß gegenübersah, wo denn doch der Leser mit Recht etwas ganz Neues und Unerhörtes erwartete. In einer furchtbaren Nacht stattete Tieck diesen Schluß mit allen gedenkbaren Folterqualen des Gewissens und Schrecknissen des Unterganges aus. Das Gerücht von Tieck's Brauchbarkeit muß sich unter den federgewandten, geldbedürftigen, jungen Lehrern verbreitet haben, denn ein anderer junger Lehrer, Seidel, bediente sich seiner zur Vollendung einer Uebersetzung von Middleton's

„Leben Cicero's.“ Am längsten fesselte ihn an sich, ja nutzte ihn aus, trotz der innigsten Freundschaft, Bernhardi, sein späterer Schwager, der damals dort am Gymnasium zu unterrichten begann. Dies Verhältniß ward für Tieck bedeutungsvoll, reich an bedeutender Förderung, gemeinsamem Lebensgenuß, bitteren Enttäuschungen. Die höchsten Elemente der damaligen deutschen Bildung umfaßte Bernhardi; die kritische Philosophie, Goethe's Dichtung, Friedrich August Wolf's philologisch-historische Forschung; er kannte die Welt nur zu gut, d. h. nur zu sehr von der schlimmen Seite, er besaß eine unendliche Gewandtheit des Verkehrs der Feder. Erwägt man einen so paradoxen Gang des Lebens, eine Frühreife, welche Aufgaben und Genüsse der Reife anticipirte; Werther, Götz, Faust als erste Lectüre, die Räuber- und Schauergeschichten als Umkreis erster Beschäftigungen der Phantasie, eine fessellose Entwicklung der Einbildungskraft, ja eine Ueberreizung derselben, bevor ernste Studien, ein stetiger Lebensplan, ein fester Wille sich gebildet hatten: so erkennt man in diesem Entwicklungsgange eine Verkettung von Ursachen, welche die ganze Richtung der ungemeinen dichterischen Kraft, wie sie Tieck besaß, von vornherein bestimmten. Ist es erstaunlich, daß Ludwig einem Wechsel übermüthiger Laune und tiefster Melancholie verfiel, überreizt wie er war, fessellosem Phantasieleben hingegeben, ohne klaren Mittelpunkt des Lebens? Ist es erstaunlich, daß er eine frühe Zerrüttung seines Nervensystems, seiner Gesundheit bald erfahren sollte, mitten noch in der Kraft der Jugend? Ist es erstaunlich, daß die dämonische Gewalt der Phantasie der innerste Kern seiner Dichtung ward?

Die Stimmungen des „Abdallah,“ des „Lovell“ erhalten hier ihre psychologische Erklärung. Beide Dichtungen reichen nach ihrer ersten Conception in das letzte Jahr des Gymnasiasten zurück. Tieck erlebte damals Zustände, die nahe an Verrückung grenzten, Zustände von Bewußtlosigkeit, die ihm selber halb lächerliche, halb grauenhafte Verlegenheiten bereiteten. In einem solchen Zustande wußte er, durch die Markgrafenstraße in Berlin gehend, plötzlich nicht mehr wo er war; er sah die Menschen an sich vorübergehen, wußte, daß ihm diese Straßen bekannt seien, aber nicht, ob er sich in Berlin, in Potsdam, in Frankfurt, den Städten, die er kannte, befinde. Schüchtern trat er auf einen ältlichen Mann zu, dessen Aussehen ihm Zutrauen einflößte. Als er stammelnd eine Entschuldigung herausbrachte, er wisse nicht, in welcher Stadt er sei, erhielt er eine sehr ernste Strafrede zur Antwort. Stundenlang irrte er auf einsamen Wegen des Thiergartens umher. Oder er durchstreifte die benachbarten Dörfer, die öden Kiefernhaiden, rastete in den ungastlichen märkischen Krügen. Und das ward, als er im Frühjahr 1792 die Universität in Halle bezog (er ließ sich in die theologische Facultät einschreiben und beschäftigte sich mit Literatur) nicht viel anders. Als er dort einst seinen Freunden einen Spukroman von Grosse bis tief in die Nacht vorgelesen hatte, nun sich in der anstoßenden Kammer auf's Bett geworfen hatte, um zu ruhen, weckte ihn ein jäher Schreck: er sah Gestalten rings auf sich zuschreiten; wie von Sinnen stürzte er zu Boden. Dann kamen andere tiefergreifende Eindrücke. So auf einer Reise im Harze, unweit Eisleben, da er im Morgengrauen voranschritt und nun die Sonne plötzlich hervorbrach, war es ihm, als ob ein himmlisches Licht in ihn eindringe, Gottes Gegenwart sich ihm wunderbar fühlbar mache. Noch als Greis erzählte er: „Ich habe keine Worte für diesen einzigen Zustand. Weder vorher noch nachher habe ich je Aehnliches erlebt. Es war die unmittelbarste Gewißheit Gottes. Ein Patriarch des alten Testaments würde hier einen Denkstein errichtet haben.“ In Göttingen, wohin er nach einem halben Jahre übersiedelte, vollendete er den „Abdallah.“

Hier wie im „Lovell“ dasselbe Schema, das an den Geisterseher erinnert: eine feurige, edle, von Leidenschaften beherrschte, von der Phantasie geleitete Natur, welche einem Verführer zum Opfer fällt, der ein Netz ausgesuchter Künste über sie ausbreitet. Jener dämonische Wiesel, der neuerdings durch die entsetzlichen Briefe seiner Frau, der Geliebten von Louis Ferdinand, welche Ludmilla Assing herausgegeben hat, uns wieder näher getreten ist, eine mephistophelische Natur, soll ihm bei der Schilderung dieses Verführers zum Vorbild gedient haben. Diesem Thema sind pantheistische Stimmungen eingefügt, wie sie aus einigen furchtbaren Stellen des Werther

bekannt sind, Darstellungen der Natur als eines dämonischen, allvernichtenden Wesens.

„Diese Woge wirft das Leben an den Strand, die nächste Welle kommt, verschlingt es wieder und senkt es in die tiefsten Abgründe. Eine unendliche Schöpfung spielt itzt lebendig um Dich herum und in der folgenden Stunde liegt sie todt und verwest. Die Welt ist ein Gesang, wo ein Ton den andern verschlingt und vom nächsten verschlungen wird. — Wir tappen ängstlich umher und finden nur die Wände, die uns eingeschlossen halten. Wir sehen nichts, als daß wir Gefangene sind. Ein großer Schwung wälzt sich durch alle Theile der Natur, durch alle Wesen klingt ein Ton. Eine Kraft drängt sie zu einem Mittelpunkte: Genuß. Alles schöpft aus dem nie versiegenden Quell und legt sich dann zum Schlafe nieder." Was für Stimmungen, die im Abschluß des Gedichtes leben! Von überall dringen wie Gespenster die dunklen Gewalten hervor, ergreifen ihr Opfer. Kurz vor Weihnachten 1792 schloß er die grausige Erzählung; er hatte die Nacht hindurch geschrieben, als der Tag dämmerte, legte er die Feder weg; er trat an das Fenster, ein Streifen hellen winterlichen Morgenlichtes leuchtete über die niederen Dächer herüber, langsam und schläfrig begann sich das Alltagsleben auf der Straße zu regen, ihm aber war endlich einmal still und beruhigt, ja friedlich; mit dem Schluß des furchtbaren Nachtstückes war ihm eine schwere Last von der Seele genommen. Die Gestalten des „Lovell," grausig genug auch, aber doch menschlicher, begannen nun von seiner Seele Besitz zu nehmen.

Dieser, ein Gewebe von Lüge, Mord, Verführung, radicalem Zweifel an allem Edlen. Man wird den kurzen Inbegriff der Lovell'schen Philosophie völlig mit den Ideen des „Abdallah" in Uebereinstimmung finden. „Hoch triumphirend stehe ich oben, über das Leben und seine Freuden und Leiden erhaben; ich sehe mit stolzer Verachtung in das Gewühl der Welt hinab. Wer sind jene armseligen Geschöpfe, die so schwer und keuchend an den Bürden der Pflichten und Tugenden tragen? Meine Brüder? Nimmermehr! Die Willkür stempelt den freien Menschen. Von allen Banden losgelassen, rausch' ich wie ein Sturmwind dahin, Wälder niederreißend und mit lautem und wildem Geheul über die steilen Gebirge hinfahrend. Mag's hinter mir stürzen und vor mir wanken, was sind mir die Ruinen, die mich in meinem Laufe aufhalten sollten? Fliege mit einem Ikarus durch die Wolken, brüderlich wollen wir in der Zerstörung jauchzen, wenn unser Verlangen nach Genuß nie ersättigt wird. Wir sind unser Gesetzgeber und unsere Unterthanen: im jugendlichen Rausche wollen wir der Abendröthe entgegentaumeln und in ihrem Schimmer untersinken."

Bürger, dem genialen Dichter der „Lenore," begegnete der Jüngling in Göttingen. Gerade damals hatte sich derselbe vor Kurzem von seiner dritten Frau getrennt. Er war hager, bleich, zusammengefallen. Der Kummer sprach aus seinen Zügen, selbst seine Stimme hatte den Klang verloren. Es hatte etwas Gespenstiges, den bleichen Mann zu sehen, wie er mit seinem steifen, mageren Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte.

Hier, unter den Schätzen der Bibliothek, legte Tieck den Grund zu seinem gelehrten Studium englischer und spanischer Dichter. Schon damals zog ihn außer Shakespeare Johnson besonders an und Cervantes Don Quijote, den er später übersetzen sollte, war sein täglicher Begleiter.

Inzwischen stellte sich der Plan fest, mit Wackenroder, der unterdessen in Berlin sich zur Jurisprudenz gründlich vorbereitet hatte, nach Erlangen zu gehen. In Holtei's Briefsammlung sind neuerdings die Briefe Wackenroder's an Tieck aus diesem Jahre veröffentlicht worden. Sie bestätigen Tieck's Erzählungen über die tiefe Schwermuth dieser Zeilen; sie lassen zugleich in das liebenswürdigste Gemüth einen Blick thun.

„O Tieck" — schreibt er — „ich wollte Vieles aufopfern, wenn meine Freundschaft ein Einziges von Dir erlangen könnte. Ich weiß, daß Du das Leben nicht achtest, daß Du Dich als Einen der Welt schon Abgestorbenen betrachtest, der in einem gleichgültigen Mittelzustande lebt, Alles um sich her wie aus dem Grabe, wie durch das Gitterfenster eines düsteren Gewölbes ansieht; der ohne Ueberlegung aus Laune seinem Körper und Geiste Pönitenzen auflegt und sich selbst wie einen Nichtswürdigen behandelt, weil er nichts an sich verlieren zu

können glaubt. Wann wirst Du von dieser unseligen Krankheit genesen? Unaufhörlich stürmst Du auf die Gesundheit Deines Körpers und Deiner Seele los: wie kannst Du etwas Anderes als Unbehagen empfinden? Sollte der Himmel Dir einen erhabenen Geist blos zu Deiner eigenen Qual gegeben haben?" Die beiden Freunde ertrugen die Trennung schwer; im Herbst 1792 war Wackenroder eine Woche bei Tieck in Halle.

Schon damals entwickelte sich in Wackenroder eine literarische Neigung, welcher Tieck damals nichts weniger als sympathisch war, aber später von der größten Bedeutung auch für ihn werden sollte, wie sie denn Wackenroder's Richtung allmälig ganz bestimmte. Derselbe wandte sich der ältern deutschen Dichtung zu. Die Uebersetzungen des Ossian, der Edda u. s. w. von Denis machten den Anfang. „Sei doch nicht bange" — schreibt er dann später — „daß ich mir mit der altdeutschen Poesie meinen Geschmack verderbe. Du kennst übrigens zu wenig von der altdeutschen Literatur (so statt „den Literaten" bei Holtei zu lesen), wenn Du blos die Minnesänger kennst. Ueberhaupt ist sie zu wenig bekannt. Sie enthält sehr viel Gutes, Interessantes und Charakteristisches und ist für die Geschichte der Nation und des Geistes sehr wichtig." Dann später: „Man ißt auch einmal harte Speisen. Die Minnesänger sind, soviel ich sie kenne, freilich einförmig. Sehen wir uns, so kann ich Dir manches Schöne aus dem Heldenbuche mittheilen, das wir jetzt gelesen haben."

Wie gewann diese alte deutsche Welt für die beiden dichterischen Freunde erst volles Leben und persönliche Macht, als sie zu Ostern 1793 sich Erlangen zuwandten, das alterthümliche, schöne, üppige Bamberg, das kunstreiche Nürnberg kennen lernten, das gesegnete Frankenland mit seinen Ruinen und Ritterburgen durchzogen. In voller Kunsttrunkenheit standen sie nebeneinander vor den Häusern von Albrecht Dürer und Hans Sachs, eine versunkene Welt stieg vor ihren Augen wieder empor und ihre dichterische Phantasie bevölkerte unwillkürlich diese Straßen und Paläste mit ihren Gestalten. Die ersten Gestalten aus den „Herzensergießungen eines Klosterbruders" erhoben sich hier; der Geist, der auf diesem Namen eigensten Klanges, alterthümlichster Farbe ruht, umwehte hier Wackenroder, nach so langem, innigem Verkehr mit alter deutscher Zeit, zuerst ganz frisch, ursprünglich, mächtig. Und neben ihm stand der Freund, welcher im „Sternbald" mit noch reicherer Kraft der Phantasie diese versunkene Welt wiederaufleben machen sollte. Im Fichtelgebirge, verirrt trotz ihres Führers, erlebten sie wunderbare Abenteuer. Hier zuerst, zwischen Bäumen und Felsen, in lauen, mondhellen Nächten, kam über die niederdeutschen Jünglinge der ganze Zauber einer wunderschönen Natur, mondbeglänzten Zaubernacht mit ihren uralten, ewig jungen Märchen und Geheimnissen.

In ein sonderbares Abenteuer verstrickte dann wieder den jungen Poeten seine Theaterleidenschaft. In der Gegend von Fürth hatten Reichstruppen, die nach dem Rhein vorrücken sollten, ein offenes Lager aufgeschlagen, wo zwischen Bäumen Theater gespielt werden sollte von einer wandernden Truppe. Die Scene ward im Verlaufe des Stückes so wild, die Reichssoldaten, auf die nur als auf einen malerischen Vordergrund gerechnet war, griffen so nachdrücklich in die Scenen des Stückes selber ein, daß eine grenzenlose Verwirrung entstand; Tieck erhielt einen Schlag im Getümmel und fand sich plötzlich, von Berserkerwuth ergriffen, auf einem der Diener der Ordnung knieend. Es war ein Reichssoldat und ohne Zweifel hatte er sich eines Verbrechens an Kaiser und Reich schuldig gemacht; nur die freundliche Gesinnung des Generals rettete ihn. Wie er dann in der Nacht aufgeregt nach Hause ritt, verlor er den Weg, in der zornigen Erinnerung an das Vergangene; plötzlich sah er sich einem lodernden Feuer gegenüber, um das ein lustiges Zigeuner- und Kesselflickervölkchen gelagert war; doch kam der vagabundirende Student mit einer mäßigen Abgabe davon.

So verstrich der heitere Sommer und die Studenten dachten an die Rückkehr nach Göttingen, wo die Studien fortgesetzt werden sollten. Burgsdorff hatte sich zu den beiden Freunden gesellt, der Rhein sollte noch genossen werden; aber Burgsdorff, der den Reisemarschall machte, als Mann von Weltkenntniß und Erfahrung, nahm in der Stille den directen Weg nach der Musenstadt, da er den gemeinsamen Schatz, ebenfalls in der Stille, so weit ver-

ausgabt hatte, daß nichts übrig blieb, als in Eilmärschen Göttingen zu erreichen.

In Göttingen wurden dann, nach den lustigen Sommertagen, die literarhistorischen Studien wieder ernstlicher aufgenommen. Die Uebersetzung des „Sturmes" mit den Anmerkungen über das Wunderbare bei Shakespeare entstand. Zu Ostern 1794 reiste man nach Braunschweig und Wolfenbüttel, um die dortigen Bücherschätze kennen zu lernen und Ebert und Eschenburg, die in verwandten Studien lebten, zu besuchen. So reifte allmälig der umfassende Plan Tieck's über Shakespeare und sein Zeitalter; Materialien dazu wurden von allen Seiten gesammelt; wissenschaftlich betrachtet, war damit Tieck's Lebensaufgabe festgestellt — eine Aufgabe freilich, die er nicht lösen sollte; doch haben auch die Fragmente und Andeutungen dessen, was er hier erstrebte, mächtig auf die Zeitgenossen gewirkt. Eine gelegentliche Frucht brachte die damalige Reise, welche dem Studenten gewiß nicht unwillkommen war; Ebert machte seinen alten Freund, den Buchhändler Nicolai, auf Tieck aufmerksam und, wie durch eine Ironie des Schicksals, übernahm dieser Führer aller Freunde des gesunden nüchternen Menschenverstandes, den „Abdallah" in's Publicum einzuführen und beglückte den Autor mit einer abschläglichen Honorarzahlung.

Wem die Welt im Lichte des Wunders erscheint und wer sie so in frischer Jugend wie ein Abenteuer durchlebt, dem begegnet auch überall das Wundersame und Abenteuerliche. Es besteht hier eine gegenseitige Anziehungskraft. Für manche Abenteuer sorgte der Uebermuth der Jugend. So spielte man Wackenroder, der immer tiefer in den ahnungsvollen Bezirken des Tiefsinnigen und Mystischen, von seiner Neigung für deutsches Alterthum geleitet, sich verlor, einen Possen der lustigsten Art. Die Geschichte bezeichnet die kindliche Naivetät Wackenroder's, dieses tiefsinnigen Dichters, so hübsch, daß wir sie erzählen. Lange war Burgsdorff's Hund, Stallmeister, als Genie unter den Studenten anerkannt; nun beschloß man übermüthigerweise, Wackenroder einzureden, der Hund habe es in der Stille bis zum Lesen gebracht; während der eifrige Collegiengänger in der Vorlesung war, ward in seiner Stube, auf dem Sessel, vor einem mächtigen Folianten der Hund festgebunden. Wackenroder, der kam, um ein Heft zu holen, sah den Hund, nahm geräuschlos das Heft, schlich sich leise davon, ohne das Thier in seinen Studien zu stören. Im Vertrauen, geheimnißvoll theilte er des Abends den Freunden mit, wie es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, als von denen Schulweisheit sich träumen lasse und wie der treue Stallmeister nun wirklich lese. Andere Abenteuer stellten sich von selber ein. So wanderte Tieck einmal mit einem Handwerksgesellen in der Dämmerung, der ihm im Vertrauen mittheilte, daß er der Sohn Friedrich's des Großen sei.

Aber die Studentenzeiten gingen zu Ende. Wie sollte man sich in bürgerliche Verhältnisse schicken? Ein abenteuerlicher Plan entsprang, den Geschichten des „Sternbald" und des „Klosterbruders" entsprechend. Die drei Freunde wollten heimlich nach Italien entrinnen, und von da wollten sie nur als berühmte Leute zurückkehren. Endlich mußten sie sich entschließen, über Hamburg nach Hause zu gehen und das Weitere zu erwarten.

In Hamburg besuchten die jungen Dichter Klopstock. Sie waren die Vertreter einer zweiten Generation nach dem großen Odendichter. Aber der Sänger der „Messiade" machte auf die übermüthigen Jünglinge eher einen komischen als einen erhabenen Eindruck. Ein deutscher Gelehrter im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife in der Hand trat ihnen entgegen — das hatten sie nicht erwartet. Ein kleiner zusammengetrockneter Mann mit schneeweißem Haar, mit hellen, lebhaften Augen, der in kurzen und hastigen Bewegungen im Zimmer hin- und herschoß. Er sprach laut und rasch, im höchsten Tone, fast schneidend. Es kam auf Goethe die Rede: „Nun" — fragte er — „hat sich denn Goethe immer noch nicht todtgeschossen?" Von der französischen Revolution bemerkte er: sie habe doch ihr Gutes gehabt; die „Messiade" sei in's Französische übersetzt worden, was gewiß ohne sie nimmer geschehen wäre.

Im Herbst 1794 kehrte Tieck nach so bunten Lehrjahren zu den Seinen zurück. Er war nun 21 Jahre alt. Hier fand er lebendige literarische Gegensätze und es konnte keine Frage sein, wo zwischen ihnen seine Stellung war. Doch trat er nur allmälig in eine schärfere Parteistellung ein.

Ja, in seiner Natur hätte überhaupt gelegen, sie zu vermeiden. Mit seiner Schwester bezog er eine gemeinsame Wohnung und sie sammelten einen Kreis nahe Verstehender um sich, den Bruder Friedrich, den Bildhauer, Bernhardi, den alten Lehrer Ludwig's und späteren Gatten Sophiens. Fleck's, des großen Schauspielers, persönliche Bekanntschaft suchte er; an diesem verdeutlichte sich ihm tiefer als bisher das Wesen der von ihm so hochgeliebten Schauspielkunst. Hatte derselbe am Abend eine hochtragische Rolle zu spielen, so beherrschte ihn dieses Bild schon lange vorher; man sah ihn gehen, stehen, blicken im Geiste seiner Rolle, dagegen war, was er über die Rollen auszusprechen verstand, so unbedeutend, daß er, hätte ihn allein die Einsicht geleitet, ein mittelmäßiger Schauspieler hätte sein müssen. Das Sonderbarste, auch den Freunden Unerklärliche, blieb Tieck's Verbindung mit Nicolai. Bald nach seiner Rückkehr suchte er ihn auf und erlebte gleich die wunderlichste Scene. Nicolai, ein hagerer, trockner Mann, war in eifrigem Gespräch mit seinem Sohne Karl und Bernhardi; Tieck war erstaunt, sie in den erhabensten Schiller'schen Wendungen sprechen zu hören. Sie improvisirten eine Scene im Stile des Don Carlos, und der alte Nicolai sprach als König Philipp, sein Sohn als Carlos, Bernhardi als Posa. Tieck verständigte sich mit dem alten Kunstrichter vortrefflich, indem er ihn reden ließ. Nicolai fand darin ein Zeichen der Anerkennung, der Ehrfurcht, welche seinem Alter und seiner Ueberlegenheit gebühre, und war entzückt, einen Jüngling gefunden zu haben, der sich ebensosehr durch Bescheidenheit als durch Eifer auszeichnete.

Von neuem bestimmten nun äußere Einwirkungen Ton, Manier und Richtung seiner Dichtungen. Nichts ist für Tieck's ungemeines Talent und für seinen unbestimmten Charakter bezeichnender. Seit 1787 war eine Sammlung von Erzählungen in satyrisch-moralischer Richtung bei Nicolai erschienen; sie wurden aus der reichen französischen Literatur zusammengesucht. Musäus hatte sie begonnen. Tieck, der in diese Aufgabe eintrat und ganze Körbe französischer Geschichten von Nicolai erhielt, fand es bald behaglicher, in diesem Stile nach eigenen Einfällen fortzuschreiben. So erschienen „die beiden merkwürdigen Tage aus Sigmund's Leben." Der Alte war sehr befriedigt, wünschte aber eine genaue Nachweisung des Originals, und als Tieck gestand, ein solches existire gar nicht, kam er immer wieder darauf zurück. „Jetzt, lieber junger Mann" — sagte er einst — „sind wir allein. Nun können Sie es mir, dem ältern Freunde, offen gestehen, woher Sie jene Geschichte genommen haben?" Neue Versicherungen. Da brach der Alte das Gespräch mit den Worten ab: „Für so eitel hätte ich Sie doch nicht gehalten." Fast fünf Bände wurden so von 1795 bis 1798 gefüllt; auch die Schwester und Bernhardi steuerten bei.

Diesen französischen Erzählungen, die in Nicolai's Körben zu ihm kamen, verdankte Tieck auch den Stoff des „Peter Leberecht" oder eigentlich „Friedrich Leberecht" — denn der Peter war eine Verbesserung des scherzhaften alten Buchhändlers. Auch ohne diese Notiz merkt man der Geschichte die Verwandtschaft mit Diderot's „Fatalisten," Voltaire's „Candido" an — nur daß der Spott über die Art, wie der Zufall den Menschen in der Welt umherschleudere, hier guthmüthig geworden ist.

Inzwischen reifte das weitschichtige, seltsame Jugendwerk Ludwig Tieck's, dessen Stimmungen und Gestalten ihn seit der Studentenzeit begleitet hatten — der „William Lovell." Ein sonderbares Werk! Es waren die Stimmungen Werther's, es war der zügellose Geist seiner eigenen Gesellschaft, es war die Maschinerie des Schiller'schen Geistersehers — zu dem wüsten Taumel des hier geschilderten Lebens kam das Bewußtsein des Elends, des Verderbens, der tiefsten Entwürdigung und Vernichtung.

In dieser ganzen Fülle von Arbeiten war noch nirgends der Tieck später so eigenthümliche Ton festgehalten. Ja, als er nun nach dem Volksmärchen griff, dessen Sinn mit seinem eigensten Empfinden in tiefer Uebereinstimmung war, hatte er auch hierfür an Musäus, an seinen französischen Erzählern Vorfahren. Nun aber ward der Ton in ihm entbunden, welchen er in unsere Dichtung eigen hineinbrachte.

Was er bis dahin schrieb, verdient kaum von einem heutigen Leser auch nur durchgeblättert zu werden. Das Alles ist nicht besser als Wieland und viel schlechter als seine französischen Vorgänger. Was er

nunmehr zu schreiben begann, verdient als eigener Ton unserer Poesie immer wieder nachempfunden zu werden.

Da ist zuerst der „Blaubart.“ Die Phantasie hat in diesem dramatisirten Märchen von dem Augenblicke ab, da Agnes in dem verbotenen Zimmer gewesen, einen wahrhaft tragischen Zug. Agnes hat sich der Schwester vertraut. Rastlos irrt sie von Gemach zu Gemach, von Schauern gepeinigt. Mitten in der höchsten Spannung, da man Blaubart jeden Augenblick erwartet, erzählt Blaubart's alte Magd, Mechtilde, ihnen ein Märchen, die Stunden der Erwartung zu kürzen. „Seht“ — sagte sie — „da geht der liebe Mond unter, nun wird der Himmel recht schwarz und finster. Eure Lampe geht ja auch aus, ich will meine Laterne auf den Tisch stellen. Freilich weiß ich auch nicht viel und Erzählen ist sonst nicht meine Sache, doch ich will's versuchen. Es wohnte einmal ein Förster in einem dicken dicken Walde; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur in gebrochenen Strahlen herunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen wurde, so klang es fürchterlich in der grünen Einsamkeit. — Einen Tag in der Woche verbietet der Vater den Kindern aus der Hütte zu gehen, während ein seltsamer Lärm draußen vernommen wird. Da der Vater weg ist, wagt es dennoch das Mädchen. Nicht weit vom Hause lag ein grauer stillstehender See, um den uralte, verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegenschauen; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in die Ferne gehe, da kocht das Wasser



Ludwig Tieck

und wird schwarz und immer schwärzer — mit einemmale, siehe, springt es in der trüben Woge wie Fischlein oder Frösche, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen hervor und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin." — Agnes: „Blutig? Schwester, um Gottes willen, sieh die alte Hexe! Wie sie ihr Gesicht verzogen hat! Sieh, Schwester!" Mechtilde (die Magd): „Kind, was ist Dir?" Agnes: „Blutig," sagst Du? Ja, blutig, Du wildes Scheusal. Blutig ist Euer Leben, Ihr Schlächter, Ihr gräßlichen Mörder! Fort, ich mag Dein grinsendes Antlitz nicht mir gegenüber." Mechtilde: „Das sind ja ganz besondere Einfälle." (Geht). Anna: „Schwester, mäßige Dich doch." Agnes: „Du hast es nicht gesehen, wie sie sich unter der Erzählung verwandelte." Anna: „Du bist erhitzt, das sind Einbildungen." Agnes: „Nun, warum spricht sie auch von Blut? Ich kann das Wort nicht hören, ohne toll zu werden."

Dann ward der blonde Eckbert gedichtet, in dem die berühmten Worte die Tonart des Ganzen angeben:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut,
In ewiger Zeit,
O, wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Es ward von den Freunden viel über diese „Waldeinsamkeit," als ein undeutsch gebildetes Wort, gestritten.

Zur selben Zeit, im Jahre 1797, entstanden zwei Dichtungen ganz anderer Art, in welchen ebenfalls ein ganz neuer Ton angeschlagen wurde — der Ton übermüthigster Ironie gegenüber dem ganzen Publicum; das Theater, die Dichtung verspotten sich selber, verspotten das Publicum, die Kritiker, Alles, was die Literatur ausmachte. Zuerst erschien „der gestiefelte Kater" — der Stoff war einem Märchen von Perault entnommen; dann „die verkehrte Welt."

Diese beiden Dichtungen sind von den Genossen später sehr lebhaft bewundert worden. Die langausgesponnenen dramatischen Scherze möchten heute kaum noch recht geduldige Leser antreffen, nachdem die Anspielungen halb verdunkelt sind im Laufe der Jahre.

Anders, wie gesagt, ist es mit der Märchentonart selbst. Musäus hatte die Märchen noch mit Witz auszustaffiren für nöthig gefunden. An andern Orten, wie in „der blauen Bibliothek aller Nationen," aus welcher Tieck den „Blaubart," den „gestiefelten Kater," das „Rothkäppchen" entnahm, herrschte ein ähnlicher Ton. Für die dramatische Bearbeitung konnte er von Gozzi lernen. Der Erzählerton in seinen schönsten Dichtungen entquoll aus seinem eigenen, der Natur, den Geheimnissen des Herzens verwandten Innern.

So traten 1797 die Volksmärchen Tieck's heraus: „Blaubart," „die Haimonskinder," „der Kater," „die Magelone," „der blonde Eckbert" darin. Schon A. W. Schlegel, welchen die Volksmärchen auf Tieck besonders aufmerksam machten, gab dem „blonden Eckbert" den Preis, welchen in der That auch heute jeder wirklich poetische Leser mit Entzücken wieder genießen wird. „In dem „blonden Eckbert" fand ich ganz die Erzählungsweise Goethe's in seinem Märchen, im „Wilhelm Meister." Sie haben sich diesen reizenden Ueberfluß bei gleicher Klarheit und Mäßigung auf eine Art angeeignet, die nicht blos ein tiefes und glückliches Studium, sondern auch ursprüngliche Verwandtschaft der Geister verräth. So auch mit den Liedern. Man hätte mich mit einigen derselben täuschen können, sie wären von Goethe. Selten glaubte ich darin einen von den zerstreuten Zauberklängen in Shakespeare's Liedern zu hören." „Ich glaube" — sagt er dann mit wahrem kritischen Scharfblicke — „Sie müssen bei Ihren nächsten Dichtungen hauptsächlich darauf achten, Ihre Kraft zu einer recht entschiedenen Wirkung zu concentriren. Vielleicht ist selbst die äußere Schwierigkeit hierzu ein Mittel."

Während so eine neue Verbindung mit dem berühmten Kritiker, der sich eben anschickte, eine bedeutende Stellung in der Presse jener Tage einzunehmen, geschlossen wurde, konnte freilich die Verbindung mit dem alten Allerweltskritiker Nicolai nach den neuesten Vorgängen nicht aufrecht erhalten werden. Konnte dergleichen überhaupt Jemand, so war Tieck der Mann dazu. Das sprechen verschiedene höchst witzige Scherze seiner Freunde auf seine politische, jeder Parteibestimmtheit abholde Weise aus. „Die verkehrte Welt" brachte die Sache zur Krisis. Es war zu deutlich,

was hier vor sich ging, ein Spiegelbild der Berliner Weisheit: Apoll und der Poet sind verbannt, während ein Nützlichkeitsregent auf dem Parnasse backen und brauen läßt und die Musen sich bequemen müssen, zu brauchbaren Personen zu werden, um die Hochachtung des guten Bürgers zu verdienen. Es war offenbar, der bescheidene junge Schriftsteller, der sich anstellte, als ob er schweigsam und gehorsam seinen Lehren folge, war nichts weniger als sein Jünger, sondern ein arger Ketzer, von gefährlichen Phantastereien erfüllt. Dabei passirte denn zum Schluß noch einmal das Wunderlichste und Vergnüglichste. Tieck hatte in zwei Sendungen „die verkehrte Welt" übersandt. Nicolai glaubte zwei Stücke vor sich zu haben und nach eingehender Prüfung machte er dann den Vermittlungsvorschlag, eins von ihnen diesmal noch passiren zu lassen. Darauf konnte sich denn freilich Tieck nicht einlassen.

Und da der Absatz der Sachen seinen Wünschen auch nicht ganz entsprochen hatte, ließ der alte, vielgeübte Verleger plötzlich in zwölf Bänden Tieck's sämmtliche Werke zu herabgesetzten Preisen erscheinen. Ja, er ließ es an spöttischen Bemerkungen dabei nicht fehlen. Tieck's Freunde hatten gesagt, sie seien für den höheren Menschen geschrieben; aber um diesen den Ankauf zu erleichtern — bemerkte Nicolai — habe er den Preis herabgesetzt.

Eine bedeutende Steigerung seiner dichterischen Richtung verdankte nun Tieck dem alten Freunde und Genossen Wackenroder. Schon auf den Ton der Märchen mochte sie von Einfluß gewesen sein. Im Sommer 1796 unternahmen die beiden Freunde eine Reise nach Dresden, um endlich hier die Werke der alten italienischen Meister zu sehen und auf ihr entdeckte Wackenroder dem Genossen das Geheimniß eines dichterischen Werkes eigenthümlicher Art. Es waren die „Herzensergießungen eines Klosterbruders." Ihr Gegenstand, die Kunst, mit dem religiösen Enthusiasmus einer reinen, erhabenen Seele aufgefaßt. Hier war die Kunst zur Religion einer tiefen Seele geworden; sie war ihm eine Offenbarung des Göttlichen im Menschen; die großen Künstler: Raphael, Leonardo, Dürer, hatten seiner Anschauung nach aus der Religion das Leben verstanden, es zu einem Kunstwerke umgewandelt. Sonderbar genug verfuhren die Freunde Wackenroder's mit diesen tiefsinnigen Blättern. Tieck begann damit, den ersten Abschnitt in seiner Manier umzuarbeiten; Reichardt machte den Titel. Wackenroder, der im Kampfe mit seinem Vater um seinen Beruf seine Gesundheit untergraben, war so müde, so ganz muthlos geworden, daß er mit diesen innig gehegten, bedeutenden Blättern Alles geschehen ließ. Ein Nervenfieber endigte bald sein Leben, im Februar 1798, im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Einst in Nürnberg hatten sie den Plan gefaßt — gewiß aus Wackenroder's tiefem Gemüth — die hier untergegangene Kunstwelt wieder auferstehen zu lassen in einer Dichtung, Dürer, die großen, emsigen, ernsten deutschen Maler auf diesem Hintergrunde zu zeichnen. Noch im letzten Jahre vor Wackenroder's Tode hatten sie Beide an der Ausführung gearbeitet. Die Phantasien der letzten Tage Wackenroder's waren erfüllt von den Gestalten dieser Geschichte. Es war der „Sternbald," eine der schönsten Dichtungen Tieck's. Aus der engen Werkstatt des großen Albrecht Dürer wandert ein armer deutscher Maler nach Rom; dieser gewaltige Contrast zwei hoher Culturformen war der Gegenstand der Dichtung. Auch heute wird die schöne Stimmung, die leise, regsame, sonnige, warme Phantasie in dieser Dichtung, wo in dem Leser irgend eine verwandte Seite ist, unfehlbar ergreifen.

Tieck hatte mit diesem Romane die Höhe seines Talents erreicht. Es war der Moment, in welchem er die bleibenden Beziehungen seines Lebens knüpfte. Wackenroder hatte ihm der Tod geraubt; Bernhardi ward ihm damals immer mehr entfremdet. Tieck hatte mit der ihm in der Jugend eigenen Sorglosigkeit, wie sie mit der Art seines Dichtens zusammenhing, Bernhardi verschiedene seiner Werke überlassen, so noch eben erst „die verkehrte Welt." Bernhardi wußte das zu nützen, blieb aber dabei ein scharfer, oft bitterer Richter der Schwächen des Freundes. Er war eine von den Naturen, welche zu einem beträchtlichen Theile von den Schwächen ihrer Freunde leben. Und deren bot Tieck ungewöhnlich beträchtliche. Besonders jener Mangel an ausgeprägtem, geistigem, moralischem, künstlerischem Charakter, aus der Jugendgeschichte seines ungemeinen Talents, so wie

wir sahen, erwachsen, bot der Kritik eine breite Fläche. Zwischen entgegengesetzten Ansichten hatte Tieck sich behaglich und indifferent bewegt, mit Nicolai wie mit den Verehrern Goethe's sich innig verstanden. In diesem Sinne entwarf Bernhardi eine Satyre auf ihn: „Sechs Stunden aus Tieck's Leben.“ Sie erschien in Bernhardi's „Bomboncaden.“ Ohne Frage ist sie eins der wichtigsten Stücke dieser Sammlung. Solche geheime und offene Neckereien mußten Tieck von dem alten Genossen seiner Vergnügungen, seines Berliner Lebens scheiden. An die Stelle der alten Freunde trat nunmehr die Genossenschaft der jungen Schule, die Gebrüder Schlegel und Novalis.

Auf dem Höhepunkte dichterischen Vermögens trat hiermit Tieck in einen Kreis, der entschlossen war, der jungen Generation zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das Neue in Dichtung, Kunst, Leben, Wissenschaft ward hier mit Begeisterung begrüßt, und so wurden auch die Dichtungen Tieck's unter den mächtigen Schutz dieser Schule genommen.

Friedrich Schlegel hatte Tieck in Berlin kennen gelernt, da er im Sommer 1797 dorthin übergesiedelt war. Aus dieser ersten Zeit ist ein Blatt, worin es heißt: „Mein Bruder läßt Sie herzlich grüßen und hat große Freude an Ihren Werken und an den Nachrichten, die ich ihm von Ihnen habe geben können.“ Aus dem December 1797 scheint dann der erste Brief A. W. Schlegel's an Tieck, in welchem er für die Volksmärchen dankt und ihm seinen begeisterten Beifall ausspricht für einige unter denselben. Schon vor dieser persönlichen Berührung hatte A. W. Schlegel den „Blaubart“ und den „gestiefelten Kater“ in ihren Einzelausgaben mit lautem Beifall aus der Masse damaliger Dichtungen hervorgehoben. Er ward der Vertheidiger, fast Beschützer des jüngeren Dichters. Anfang Sommer 1798 kam er nach Berlin auf einige Wochen. Nun entstand eine Freundschaft zwischen den beiden jungen Männern, deren geistige Verwandtschaft so groß war. A. W. Schlegel, der gern den Spaß in's Große trieb, wollte mit Tieck einen Spaßalmanach herausgeben. Auch mit Steffens traf er in Berlin zusammen, an welchen ihn eine gemeinsame Naturbegeisterung knüpfte. So begannen die Beziehungen, welche seiner dichterischen Natur wirklich gemäß waren, sich zu entfalten, während Verbindungen, welche mehr der Zufall als eine innere Nothwendigkeit geknüpft hatte, zerfielen.

Auch eine langgehegte Hoffnung auf häusliches Glück ging nunmehr in Erfüllung. Die Schwägerin Reichardt's, Amalie Alberti, hatte schon den Gymnasiasten bei jenen lustigen Theateraufführungen gesehen. Aus jener Jugendzeit hatte er seine Neigung bewahrt. In diesem Jahre 1798 führte er sie heim.

Das erregte Phantasieleben, in welchem er aufgewachsen war, erscheint bei dieser Gelegenheit in einer merkwürdigen Aeußerung. Seine Braut sollte von Hamburg kommen; voll Sehnsucht wandert er ihr auf der Poststraße entgegen. Hinter Tegel, in einer einsamen Waldschenke, beschließt er sie zu erwarten. Hier hatte er einst von ihr Abschied genommen, als sie nach Hamburg zurückgekehrt war. Er kennt das Haus, seine Umgebung, den Weg dahin genau und eilt voran, ungeduldig, Verse vor sich hinsingend und sagend, wie die Fülle des Glücks und reinen Phantasielebens sie ihm eingiebt. Da erblickt er plötzlich, ganz unerwartet, viel früher als in seiner Erinnerung liegt, bevor er noch Tegel erreicht hat, das Haus vor sich; den Zaun sieht er, der es umgiebt, die Hühner auf dem Hofe, unter der Thür den wohlbekannten dicken Wirth. Nun versucht er vergebens einen Weg über den Graben, der ihn von dem Hause trennt. Er will hinüberspringen, fällt, blickt auf — und Alles ist verschwunden — weit umher nichts als Feld.

Auch innerlich schloß sich damals sein Leben zu einer zusammenhängenden klaren Empfindung der Welt zusammen. Vieles wirkte dazu.

Zuerst die Freundschaft mit Novalis. Tieck kam im Sommer 1799 nach Jena. Zunächst erschien er von Giebichenstein aus, wo er bei Reichardt gewesen war, auf ein paar Wochen. Friedrich Schlegel hatte ihm ein Jahr zuvor gemeldet, wie ihm die Volksmärchen zwei neue Freunde gewonnen hätten, Novalis und Schelling. Jetzt traten ihm Beide entgegen. Novalis und Tieck schlossen den innigsten Freundschaftsbund. Gleich am ersten Abende fühlten sie, wie nahe sie einander standen;

beim Klange der Gläser tranken sie Brüderschaft. Mitternacht war herangekommen, die Freunde traten hinaus in die Sommernacht. Wieder ruhte der Vollmond, seit den Tagen der Kindheit dem Dichter befreundet, in magischem Glanze auch über diesen neuen Gegenden; er stand wie damals, als er mit dem nun verlorenen Wakkenroder im Fichtelgebirge auf einsamem Dorfe gerastet hatte, über seinem Haupte. Eine dem Verlorenen tief verwandte Natur, nur wie entfaltet, was in der Tiefe des religiösen Gemüths von Wackenroder verschlossen geruht hatte, trat nun neben ihn und reichte ihm die Hand, wie einem Genossen, den man zu lange hat entbehren müssen. Erst im Morgengrauen schieden sie voneinander. Als man Abschied nahm, sagte Tieck: „Jetzt werde ich den „getreuen Eckhardt“ vollenden.“ „Wenn Du das kannst nach diesem Abende, nach diesem Spaziergange,“ erwiderte Schlegel, „so will ich Dich hoch in Ehren halten.“ Er löste sein Wort und theilte noch denselben Tag das wunderbare Märchen den Freunden mit. Einige Zeilen des „Phantasus,“ welche Jahre danach geschrieben sind, scheinen der Erinnerung an diesen Abend gewidmet. In der ruhigen Einsamkeit des Gartens, da ein glänzender Sternenhimmel über der Landschaft steht, lustwandeln die Freunde und Ernst sagt: „Diese heilige, ernste Ruhe weckt im Herzen alle entschlafenen Schmerzen, die zu stillen Freuden werden, und so schaut mich jetzt groß und milde mit seinem menschlichen Blicke der edle Novalis an und erinnert mich an jene Nacht, als ich, nach einem fröhlichen Feste, mit ihm durch die Berge schweifte und wir, keine so nahe Trennung ahnend, von der Natur und ihrer Schönheit und dem Göttlichen der Freundschaft sprachen. Vielleicht da ich so innig seiner gedenke, umfängt mich sein Herz so liebend wie dieser glühende Sternenhimmel.“

Hardenberg erwiderte den Besuch in Giebichenstein und lernte da Tieck's Angehörige kennen. Auf der Rückreise verweilte dann Tieck ein paar Tage, auf Hardenberg's Einladung, in Weißenfels. Im October übersiedelte Tieck mit seiner Frau und der eben geborenen Tochter Dorothea nach Jena. Er wohnte da im Hause A. W. Schlegel's und hier that sich eine weitere Einwirkung von größtem Belang auf. Denn mit Schlegel theilte Tieck den Umkreis literar-historischer Studien. In der Mitte derselben standen Shakespeare und die Spanier. A. W. Schlegel war hier Tieck ungemein überlegen und dieser durfte schon von ihm lernen. Auch die tragischen Dichter der Spanier wurden damals studirt, deren tiefe Glaubensseligkeit einen neuen Beleg zu geben schien für den Satz, den schon Wackenroder aufgestellt hatte, der auch mit Novalis' Denkart stimmte, daß nur auf dem Grunde des Glaubens, religiöser Begeisterung die große Dichtung erwachse.

In derselben Richtung bestärkte ihn endlich das Studium von Jacob Böhme. In der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin hatte er die „Morgenröthe“ des berühmten Görlitzer Schusters gelegentlich gefunden und, da dieser damals für einen Typus des Aberwitzes galt, hatte er ihn mitgenommen als eine reiche Fundgrube für Witz und Scherz. Aber der große dichterisch religiös-forschende Geist in diesem Werke ergriff ihn mächtig und von ihm ging eine begeisterte Verkündigung des Philosophen von Görlitz aus. Allmälig ward er von ihm aus weiter auf Fichte, auf Schelling geführt. Diese Studien festigten ihn wenigstens in gewissen Grundstimmungen der Natur gegenüber, so wenig geeignet sein Geist auch war, Begriffe zu bilden und zu verknüpfen. Man kann sich daher ein Gespräch, welches er mit Fichte über Böhme hatte, lebhaft genug denken. Es schien kein Ende finden zu wollen; Tieck blieb dabei stehen, daß Böhme ein Prophet, Fichte dabei, daß er ein verworrener Träumer gewesen sei. Als Tieck wieder auszuführen suchte, wie in Böhme philosophisches Denken mit dichterischer Anschauung sich unmittelbar verbinde, fiel Fichte mit den Worten ein: „Lieber Freund, Sie sind ein Dichter, und wenn Sie mir die Versicherung geben, daß Böhme ein großer Dichter gewesen sei, so will ich Ihnen das auf's Wort glauben; dagegen aber müssen Sie mir auch glauben, wenn ich Ihnen sage, er ist kein Philosoph, sondern ein großer Narr.“ „Dann machen Sie mir erst deutlich“ — so berichtet Tieck seine Erwiderung — „wie man ein großer Narr und zugleich ein großer Dichter sein kann.“ Hierauf habe dann Fichte das Gespräch abgebrochen, da eine solche Darlegung zu weitläufige Demonstrationen erfordere.

Während dieses Aufenthalts in Jena sah Tieck auch Schiller und Goethe. Doch schon fühlte er sich von Schiller innerlich geschieden, Goethe aber blieb in seiner Entfernung.

Nicht als ob Tieck mit den andern Jenaer Freunden in ihrer totalen Abneigung gegen Schiller übereingestimmt hätte. Er versuchte einmal durch die Vorlesung der Räuber sie zu bekehren. Es schien günstig genug, daß Wilhelm Schlegel verhindert war, zugegen zu sein; indessen trat er unerwartet während des Lesens ein und begann Tieck durch hingeworfene Bemerkungen zu unterbrechen; endlich schlug Tieck heftig das Buch zu. „Das ist das Beste, was Du thun kannst," meinte Schlegel. Die Gespräche mit Schiller blieben auf der Oberfläche. Auch ein letzter Versuch in Dresden im Jahre 1801 mißglückte.

Schlegel und Novalis führten dann Tieck bei Goethe ein. Der Augenblick ergriff ihn mächtig; er hatte ihn als Knabe geahnt, mit heißer Sehnsucht ihn als Jüngling herbeigewünscht. Doch mußte er sich fassen vor dem in sachlicher Zurückhaltung vor ihm Stehenden. Besuche folgten. Tieck erzählte von seinen Studien und brachte Ben Johnson an Goethe, die „Volpone." „Hören Sie, verehrter Freund" — rief ihm Goethe beim nächsten Wiedersehen besten Humors entgegen, während das Buch noch noch vor ihm aufgeschlagen lag — „das ist ja ein verfluchter Kerl, ein wahrer Teufelskerl." Und mit derselben Handbewegung: „Ja, das ist ein Schwerenothskerl, was hat der für Kniffe im Kopfe." Als dann aber Tieck noch andere Stücke Johnson's vorschlug, wehrte er es: „Nein, verehrter Freund, nun ist es genug, nichts weiter, ich kenne ihn jetzt, das reicht hin." An Goethe's Seite wohnte er auch der Aufführung der „Maria Stuart" bei. In die Begeisterung für die Goethe'sche Bühne konnte er nicht einstimmen. Er fand Alles auf ein gewisses Mittelmaß zurückgeführt. Als er mit einem Tadel gegen einen ungeschickten Schauspieler sich herauswagte, meinte Goethe trocken: „Ich kann es empfinden, er thut seine Schuldigkeit gleich allen Andern."

Ein merkwürdiges Gespräch erlebte er mit Jean Paul. Dieser hatte für den „blonden Eckbert" in den Volksmärchen mit Recht eine besondere Vorliebe, aber er schloß mit der Frage: „Gestehen Sie mir, wo haben Sie die Geschichte her?" Vergebens versicherte Tieck ihm, daß er sie erfunden habe. „Nein, nein, sagen Sie, was Sie wollen! Dergleichen erfindet sich nicht! Das muß schon vorher dagewesen sein!"

Aus der tiefen religiösen Bewegung dieser Zeiten entsprang sein Trauerspiel „Genoveva," nach der dramatischen Seite hin das Höchste, was er geleistet hat, wie die Märchen jener Epoche in der erzählenden Dichtung das Höchste waren. Ueber diese Tragödie erhob sich ein Prioritätsstreit in späteren Jahren, der ihm diesen Erfolg verleidete. Schon 1797 war ihm von einem Maler Wenger ein Manuscript mitgetheilt worden, in welchem der Maler Müller diesen Gegenstand behandelte. Es ist offenbar, daß er sowohl den Stoff als einzelne hervorragende Züge diesem Manuscript verdankte. So ist das schwermüthige Lied: „Jesus, mein Grab sei unter Weiden" und seine „Wiederkehr" aus demselben entnommen. Ein Jahr darauf kam ihm das Volksbuch zur Hand und in Giebichenstein und Jena entstand das Drama. An zwei Abenden las er auf dem Jenaer Schlosse die wunderbar mystische Tragödie Goethe vor. Goethe lobte; dann wandte er sich zu seinem Knaben und indem er ihm über die Haare strich, sagte er: „Nun, mein Söhnchen, was meinst Du denn zu all den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat? Ist das nicht recht wunderbar?"

In Hamburg entwarf er das zweite große dramatische Gedicht dieser religiösen, von den Spaniern, Novalis, Böhme, den verschiedensten Elementen angeregten Epoche. Auf dem Wege nach einem Vergnügungsorte an der Elbe, wo sich eine Gesellschaft versammeln sollte, fand er in einem Bücherkram an der Straße das Volksbuch vom „Kaiser Octavianus." Im Angesichte des heitern Flusses, in der herrlichsten Sommerluft las er das Volksbuch, und Gestalten, ein dramatischer Gang des Schicksals erhoben sich aus demselben. An keinem Werke scheint er so stetig, so nachhaltig gearbeitet zu haben; 1801 hatte er den ersten, 1802 den zweiten Theil vollendet.

Er stand auf der Höhe des Lebens. Aber schon untergruben Mächte, die von den verschiedensten Seiten auf ihn eindrangen, das volle Glück seiner damaligen Existenz. Die Gicht zeigte sich zuerst bei dem Neunund-

zwanzigjährigen. Ein Gast, der immer länger, heftiger zurückkehrte. Seine Gesundheit war von da ab zerrüttet. Von draußen drangen Verdächtigungen, Angriffe der verschiedensten Art auf ihn ein. Händel mit Falk, Händel mit Gottlieb Merkel, Händel mit Soltau, dem Concurrenten in der Uebersetzung des Don Quijote — der ärgerlichste unter diesen Händeln war der mit Iffland. Bernhardi hatte Iffland einer scharfen Kritik unterzogen und Tieck galt als der Mitschuldige. Zur Strafe erschien gegen Ende 1800 auf der Berliner Bühne ein Lustspiel „Chamäleon," von einem Schauspieler Beck verfaßt, gegen die neue Schule gerichtet. Diese ward als eine Gesellschaft von Schelmen, Tagedieben, hungrigen und verschuldeten Gesellen dargestellt. Das Spiel, einzelne eingelegte Worte thaten das Uebrige. Tieck forderte eine Erklärung von Iffland. Die Briefe, welche damals Iffland an Tieck schrieb, sind noch vorhanden, und unter der Maske der Unbefangenheit setzen sie die Injurien des Stückes fort. Tieck arbeitete an einer Antwort, welche aus den Fragmenten seines Nachlasses, soweit sie geschrieben war, veröffentlicht worden ist; aber wie der augenblickliche Zorn verrauchte, blieb das Bruchstück liegen, es war unvernünftig, daß er Angriffe solcher Art dem Urtheile des Publicums überließ. Persönliche Verluste bewegten ihn tief. Am Neujahrstage 1801 starb Novalis, um Ostern 1802 Tieck's Eltern, Vater und Mutter in derselben Woche an einer Krankheit. Und seine Schwester sah er in einem tieferen Leiden. Ihre Ehe mit Bernhardi war unglücklich, die Trennung ward wünschenswerth, Tieck zerfiel mit dem alten Freunde. Es war nöthig, die Schwester, deren Gesundheit von diesen Aufregungen zerrüttet worden war, herauszureißen.

Bei Burgsdorff in Ziebingen, dem Gute desselben, hatte er eine Zeit lang gewohnt. Er hatte dann mit diesem eine Reise durch Deutschland begonnen, aber Burgsdorff verlor an der Bank zu Liebenstein in kurzer Zeit das gesammte Reisegeld. Dann hatte man eine Zeit lang in Dresden gelebt. Nun beschloß Tieck, mit der Schwester zunächst nach München zu gehen. Dort erheiterte ihm den Aufenthalt Franz Baader, der mystische Philosoph, und der Kunstgeschichtschreiber Rumohr. Kaum erholte sich die Schwester, so warf ihn selber die Gicht heftiger als je auf's Krankenlager. Wie er sich wieder besserte, versprachen ihm die Aerzte Gesundung in den Bädern von Pisa, unter dem lauen italienischen Himmel. Mit Rumohr gemeinsam brach man nach dem gelobten Lande der Kunst auf, welches Tieck im „Sternbald" lange mit vorahnendem Auge geschaut hatte. Die erste Zeit in Rom war unendlich traurig. Mit Schmerzen ringend, schlich er am Stocke durch die Straßen, über die Plätze. Des Tages quälten ihn, wie er so umherschlich, die Gedanken an seine einstigen Träume, wie er Rom hatte sehen wollen. In schlaflosen Nächten aber, wenn die Springbrunnen so traurig murmelten, die Glocken der nahen Klöster in eintöniger Klage erklangen, brach er oft in Thränen aus. Nur allmälig weckte die italienische Sonne die gesunkene Lebenskraft. Stundenlang setzte er sich mit Behagen den vollen Sonnenstrahlen aus und ließ sich durchwärmen; mit Verwunderung sah man dem kranken Spaziergänger nach, der an der spanischen Treppe in der Mittagssonne unermüdlich auf- und niederging. Endlich erholte er sich. Nun erst öffnete sich sein Auge jenen wunderbaren Werken, welche sein „Sternbald" verherrlicht hatte. So traf er, scheinbar wiederhergestellt, nach Jahresfrist in Deutschland wieder ein, als dort ungeheure Umwälzungen sich vorbereiteten.

Es ist schmerzlich, von diesem Reiseleben weiter zu berichten, von den Irrfahrten Tieck's, die verlorene Gesundheit, die verlorene Fülle der Lebenskraft wiederzuerringen. An den verschiedensten Orten lebte er, sah die verschiedensten Menschen. Wenn Kunde der Menschen und des Weltlaufes sich durch die Fülle der mannigfachsten Eindrücke von Individuen bestimmen läßt, muß Tieck sie in hohem Grade besessen haben. Auch der unglückliche Heinrich von Kleist begegnete ihm damals. Schon war Kleist bisweilen fixen Ideen unterworfen; so erzählte Tieck, derselbe habe sich eingebildet, Adam Müller's Frau leidenschaftlich zu lieben und diesem das Leben nehmen zu müssen; so habe er eines Tages versucht, Müller von der Elbbrücke in den Fluß zu stürzen. Dann begegnete er Jacobi und fand, daß er bis dahin keinem Philosophen so nahe gekommen sei; über Baader unterhielt man sich viel, dessen Wieder-

herstellung des Christenthums damals Aufsehen machte. Die Zweizüngigkeit dieses Propheten war in München bekannt genug; zu Tieck hatte er gesagt, Fr. Schlegel sei ein zweiter Apostel Paulus; als Tieck dies Jacobi mittheilte, sagte derselbe: „Halten Sie mich für einen ehrlichen Mann? Nun wohl, treten Sie hierher. Sehen Sie auf dieser Stelle hat Baader zu mir gesagt, Schlegel sei ein wahrer Judas Ischarioth." Brentano hatte er schon in Jena kennen gelernt, wo dieser sich als Tieck's begeisterten Schüler geberdete und von den Genossen scherzweise als der „Angebrannte" bezeichnet ward. Seine Virtuositäten hatten sich inzwischen bedeutend ausgebildet; besonders wandte er sich gern an Frauen, ihnen seine inneren Zustände zu enthüllen; dann ergoß er sich in leidenschaftlichen Anklagen gegen sich selbst, ließ merken, wie die Hülfe edler Frauen ihn vielleicht noch retten könne; war es endlich zur Rührung gekommen, so brach er ab und ging, seines Erfolges froh, von dannen. Tieck schützte sein Haus vor solchen tragischen Aufführungen durch ein bestimmtes Abkommen mit dem werthen Schüler. „Lügen Sie den Frauen vor so viel Sie wollen, nur eine Bedingung mache ich, lassen Sie es heiter sein." Brentano versprach, die Rührung nicht in Anwendung zu bringen; aber eines Tages erschien es ihm unmöglich, seine Mittel nicht spielen zu lassen, und Tieck fand, nach Hause kommend, die Frauen in Thränen, Brentano in der Mitte. „Plagt Sie der Teufel" — fiel er in die ergreifende Scene ein — „Sie haben ja unsere Verabredung vergessen."

Eine von all diesen sich drängenden Beziehungen war für Tieck's inneres Leben von mächtiger Wirkung: die Beziehung zu dem Philosophen Solger in Berlin. In Solger trat ihm in begrifflicher Fassung entgegen, was in der Tiefe seines dichterischen Innenlebens sich bewegte. Zwei Züge waren es vor Allem, die ihn ergriffen. Solger's Ideenwelt beruhte auf dem tiefen Verständniß der Blutsverwandtschaft zwischen Religion, Philosophie und Kunst. Alsdann gab derselbe in dem Begriffe der Ironie der dichterischen Grundstimmung Tieck's einen wissenschaftlichen Ausdruck. Mystik, Religion, Poesie sind verschiedene Seiten desselbigen; wenn die Religion zu einer lebendigen unmittelbaren Einsicht ihrer selbst auf ihren verschiedenen Stufen gelangt, wird sie zur Mystik, wenn die Mystik nach der Wirklichkeit hinschaut, erscheint sie als Ironie, d. h. die Grundverfassung des dichterischen Genius. In solchen Ausführungen sah Tieck sich über sein eigenes inneres Wollen aufgeklärt; bis zu Solger's frühem Tode verband die innigste Freundschaft die beiden Männer. Zu ihnen gesellte sich der berühmte Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer. So sehr sahen die Drei sich in ihrem Verkehr gefördert, bestärkt, verständigt, daß der Plan einer gemeinsamen Zeitschrift für Philosophie, Poesie und Geschichte entsprang.

In dieser Epoche seines Lebens schloß er denn die dichterischen Bestrebungen, die ihn um die Wende des Jahrhunderts bewegt hatten, ab und nahm die wissenschaftlichen ernster als je von neuem auf. In Erinnerung an Boccaccio's wunderbares Werk stellte er seine märchenhaften Gebilde zu einem Ganzen zusammen, welches durch Gespräch und einen leichten novellistischen Faden verknüpft war; in dieser Vereinigung im „Phantasus" erhielten sie erst eine äußere Abrundung und durch die Gegensätze der Behandlung, die so nebeneinander traten, ward alles Einzelne in ein ganz neues Licht gesetzt. Dann dichtete er das vollendetste seiner märchenhaften Schauspiele, den „Fortunat." Nachdem so abgethan war, was so viele Jahre ihn bewegt hatte, wandte er sich der Literargeschichte des Drama, vor allem dem Studium der englischen Bühne und ihres großen Mittelpunktes, mit freierer Seele zu. Mit Burgsdorff machte er eine Reise nach London, Handschriften und alte Drucke auf dem Museum dort zu kopiren, die lebendige Tradition der Shakespeareauffassung auf dem englischen Theater zu studiren.

Das Haus der Familie Finkenstein zu Ziebingen war nun viele Jahre hindurch der Rastort Tieck's gewesen, zwischen so wechselnden Reisen und Niederlassungen an den verschiedensten Orten. Nun starb der Graf im Frühjahre 1818; die Gräfin, an welche ihn die innigste Freundschaft knüpfte, entschloß sich, mit der Tieck'schen Familie nach Dresden überzusiedeln. Und so ließ sich Tieck im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens in Dresden nieder.

Zum ersten Mal trat er so in ein dauerndes stetiges Verhältniß zu einer größern

Umgebung. Er war, wie seine Lieblingshelden, auf einer beständigen Reise gewesen.

Wer Dresden kennt, Tieck's Natur berücksichtigt, begreift, daß zwei starke Anziehungspunkte dort für ihn waren. Dresden ist eine Fremdenstadt und sein Mittelpunkt das Theater. Er hatte zeitlebens für das Theater sich mit einer jugendlichen Begeisterung interessirt. Wäre er nicht ein großer Dichter gewesen, so hätte er vielleicht unser größter Schauspieler werden können. Alle, welche ihn vorlesen hörten, sind noch begeistert von einer Vortragsweise, welche Alles, was man damals und später auf dem deutschen Theater hören konnte, weit hinter sich ließ. Man suchte bald seinen Rath in den Angelegenheiten der Dresdener Bühne. Hieraus erwuchs seit 1825 eine dauernde Stellung: er ward als Dramaturg neben den neuen Chef des Theaters, Herrn von Lüttichau, gestellt. Eine Ironie des Schicksals war der Titel eines Hofraths; gerade die Hofräthe waren die Menschenklasse, welche er in seinen Dichtungen am gründlichsten verspottet hatte. Voll behaglichen Muthes schrieb er damals: „Nun werde ich doch endlich einmal dafür bezahlt, daß ich reise und Komödie sehe! Es ist meine verdammte Schuldigkeit, daß ich mich amüsire, im Dienste. Prügel dafür in der Jugend bekommen, im Alter Hofrath geworden, so gebührt es sich." Mit Herrn von Lüttichau machte er, in frohem Gefühle erneuter Gesundheit, eine Kunstreise nach Wien, Karlsruhe, Mannheim. Unter Anderen sah er Hebel auf dieser Reise; da Tieck ihn fragte, warum er denn keine Geschichten mehr erzähle, wie sie einst im „Rheinischen Hausfreunde" gestanden, erwiderte Hebel in naiv trockenem Humor: „Jo, i wees nischt mehr." — Tieck hatte andererseits ein stets reges Bedürfniß gehabt, Menschen kennen zu lernen, was es in Deutschland Bedeutendes gab, aufzufassen. Sein unruhiges Reiseleben hatte ihm dies in Fülle gewährt. Nun gingen vor dem in bequemer Lage lebenden berühmten Dichter die Menschen in lebendigstem Wechsel vorüber. Damals wie jetzt passirte Alles Dresden. Einen Mittelpunkt herzlichsten Verständnisses gewann sein Leben durch seine nun herangewachsene Tochter Dorothea, sein einziges Kind. Eine schwermüthige, tief religiöse Natur, theilte sie andererseits Studien und künstlerische Neigungen des Vaters, für den sie ausschließlich lebte. Sie begann an seinen literarischen Beschäftigungen theilzunehmen. Die meisten Uebersetzungen in Tieck's altenglischem Theater, viele in seinen Uebersetzungen Shakespeare's gehören ihr an. Tieck's Haus reihte sich allmälig an jene Reihe schönster künstlerischer Eindrücke, wie sie Dresden bietet. Es geschah das besonders durch seine weltberühmten dramatischen Vorlesungen. Diese Meisterschaft trug vielleicht ebensoviel dazu bei, Tieck zu einer öffentlichen Person zu machen, als sein dichterischer Ruhm. Sie gehörten zu den Merkwürdigkeiten der schönen Stadt, wie die Gemäldegalerie, das Theater, die Messe in der katholischen Kirche. Bisweilen fragten die Lohnbedienten der Gasthöfe im Namen angekommener Fremden keck an, ob heute Vorlesung sei. Mit den mäßigen Mitteln eines deutschen Privatmannes und Gelehrten, sah Tieck fast allabendlich Gäste; ein Wort, eine Zeile irgend eines Bekannten, eine anspruchslose Selbsteinführung reichte hin, jedem Gebildeten des Abends sein Haus zu öffnen. Er selber bewegte sich anspruchslos, heiter in der bunten Gesellschaft. Dann ward der Lesepult aufgestellt, man sammelte sich mit einer gewissen Andacht und bald nach sechs Uhr begann die Vorlesung. Vor diesem Pulte haben Hegel, Thorwaldsen, Cornelius, Jean Paul, Immermann, Eduard Devrient gesessen.

In so glücklicher Lage erhob sich in ihm, den neuen Bedingungen unserer Literatur und seiner eigenen Existenz entsprechend, ein frisches dichterisches Leben, welches in seiner Grundstimmung nur die Fülle und Reife der ersten Epoche ist, in seinen Mitteln ganz neue Wege einschlägt. Seine Novellen traten hervor. Noch jetzt erfüllten ihn vor allem andern die religiösen Räthsel, die Räthsel künstlerischer Genialität. Aber seine Antwort war reif, tief, menschenkundig, weltkundig geworden. So waren diese reifsten Aeußerungen seines dichterischen Vermögens der religiöse Roman „Aufruhr in den Sevennen", die Künstlernovellen „der Tod des Dichters" und „Shakespearenovellen." So lange man tiefsinnige Auffassung der höchsten Vorgänge im Innern des Menschen, diese Auffassung, begleitet von einer Gestaltungskraft, durch welche sie anschaulichst vergegenwärtigt werden, zu würdigen vermag, werden diese

Werke Tieck's mit Begeisterung immer wieder gelesen werden. Vieles in der langen Reihe seiner Novellen ruht auf bizarren Launen, auf singulärem Geschmack an sonderbaren Menschen und psychologischen Räthseln. Hier ist ein großer Zug und eine politische Richtung des Geistes auf ein Wesenhaftes.

Löpke, in seinem vortrefflichen Buche über Tieck, auf welchem unsere Kenntniß seines Lebens beruht, zusammen mit der leider höchst mangelhaften Herausgabe der Briefe an Tieck durch Holtei, hat die oft geringfügigen Anlässe erzählt, aus welchen die einzelnen Novellen erwuchsen. Besonders viel von eigenen Erlebnissen scheint im „jungen Tischlermeister“ ausgesprochen. Zu andern Novellen geben ihm Anekdoten, welche Freunde erzählt hatten, den Stoff. Alles ist erfüllt mit eigenen Erlebnissen, auch wo er eine solche Anekdote zu Grunde legte. Wenige Dichter hatten ein an Abenteuern, persönlichen Schicksalen, soweit sie auf's Privatleben eingeschränkt sind, so überreiches Leben hinter sich. So gestalteten sich in seiner Seele Bilder und Geschichten, wenn er scheinbar müßig, träumerisch in sich versunken dasaß. Er machte Alles im Kopfe fertig. Dann aber konnten die Hände kaum nach, wie das innerlich Durchgearbeitete ihm zuströmte. Er arbeitete innerlich rasch und leicht. Selten corrigirte er, noch seltener entwarf er Concepte. Und was einmal niedergeschrieben war, dazu kehrte er nur ungern zurück. Es fehlte an einem gewissen Gleichgewichte zwischen Entwurf und Ausführung. Das innerliche Durcharbeiten machte sein Glück aus und so nahm es die beste Stimmung des Producirenden hinweg. Oft unterblieb dann das lästige Aufzeichnen. So war er unersättlich in Plänen und vollendete Größeres schwer. Seine beiden umfassendsten Conceptionen, „Sternbald“ und „der Aufruhr in den Sevennen,“ sind unvollendet geblieben. Ebenso ist er die wissenschaftliche Arbeit seines Lebens, das Buch über Shakespeare, der Welt schuldig geblieben.

1841 traf ihn der härteste Schlag, den ein äußeres Schicksal über ihn verhängen konnte. Seine Tochter Dorothea starb am Nervenfieber. Sein ganzes Dasein gerieth damit in's Schwanken. Kalt, starr, thränenlos, ohne ein Wort oder irgend einen Laut zu finden, verbarg er sich in den entlegensten Zimmern. Keinen Menschen wollte er sehen, keinen Zuspruch vernehmen. Man mußte für sein Leben fürchten. Es war eine hohe Gabe des Schicksals, daß ihm in diesen Augenblicke die Möglichkeit entgegentrat, noch einmal eine ganz neue Existenz zu beginnen. Wenige Tage nach dem Tode seiner Tochter erhielt er eine königliche Einladung, den Sommer in Potsdam zu wohnen; es war offenbar, daß es sich darum handelte, ihn überhaupt für die Heimath wiederzugewinnen.

Friedrich Wilhelm IV. war Tieck geistesverwandt und so entwickelte sich das edelste Verhältniß. Doch sank leider sein Gesundheitszustand beständig. 1850 bezog er zum letzten Male seine Wohnung in Potsdam, und der Blick auf den grünen Park von Sanssouci, wo so manches Jahr der greise Friedrich gewandelt, war für ihn der letzte in die Liebe der Natur, an welcher er einst mit schwärmerischer Seele gehangen. Denn 1851 las er zum letzten Male. Er ward von heftigem Husten unterbrochen und schlug verstimmt nach dem dritten Akte das Buch zu. Er ward bald ganz an's Bett gefesselt und hier versammelte er noch einen kleinen Kreis treuester Freunde um sich. Damals hat er auch Löpke jene Erinnerungen aus seinem Leben erzählt, welche dieser dann zu einem so anziehenden Bilde verknüpft hat.

Am 28. April 1853 starb er. Das Räthsel des Lebens, dem er in dem enthusiastischen Gefühl der Religiösen, in den anschaulichen Bildern der Dichter, in den Begriffen der Philosophen nachgegangen war, oft leidenschaftlich bis zur Misanthropie, dann wieder mit der heitern Resignation des Künstlers — es war gelöst.

Auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche, draußen auf der Anhöhe vor den Thoren seiner Vaterstadt ruht er, Schleiermacher, Steffens, alle romantischen Genossen der frohmüthigen Jugendtage in seiner Nähe, über dem Grabhügel Flieder und Pappeln rauschend, und hinweg über Gebüsch und Felder blickest Du hinab zur Stadt, wo der ruhelose Strom des Lebens braust, dessen geheimnißvoller Ursprung, mannigfache Gestalt, wundersamer Glanz und tiefes Leid in seiner strahlenden Dichterseele sich einst so lebendig, eigen, sonnig gespiegelt hatte.



Die Pole und die Polarreisen.

Von

M. J. Schleiden.

I.

Einleitung und älteste Reisen.

Ein natürlicher Drang hat von den ältesten Zeiten den Menschen angetrieben, die Heimath, in welche ihn die Vorsehung gesetzt hat, seine Erde allseitig kennen zu lernen, sich in ihr vollkommen heimisch zu machen. Dies ist ihm denn auch bis zu einem gewissen Grade gelungen. Der Mensch, wenn wir darunter den Gebildeten, den Träger der Civilisation verstehen, kennt den Boden, auf dem er sein Leben führen soll, bis auf einen verhältnißmäßig geringen Theil vollständig. Wenn auch unsere Kenntnisse vom Innern Afrika's und Australiens, von den unzugänglicheren Theilen des innern Asiens, ja selbst von Südamerika noch viel zu wünschen übrig lassen, so haben wir uns doch soweit darin heimisch gemacht, daß unsere Begriffe davon wohl klarer, bestimmter, deutlicher werden, aber nicht mehr vollständig umgestaltet werden können. Anders ist es mit den beiden Endpunkten unserer Erdachse und den um sie herum liegenden Theilen der Erdoberfläche. Von diesen Regionen blieb der civilisirte Mensch (ob andere, wissen wir nicht) bis jetzt ausgeschlossen; jene Gegenden deckt noch der Schleier der Isis, den bis jetzt vielleicht noch kein Sterblicher gelüftet hat. Und doch wie wunderlich tritt uns der Gedanke entgegen, auf einem der Pole zu stehen. Hier hat der Erdenbürger nichts mehr hinter sich, kein Rechts, kein Links, denn Osten und Westen hören als Weltgegenden hier auf; nur ein ganz gleiches „Vor sich," hier ein ewiger Blick nach Süden, dort ein ebenso unveränderlicher Blick nach Norden kennzeichnen seine Stellung. Aber auch in diese verschlossenen Regionen hat das „kühne Geschlecht des Japetos," wie Horaz sagt, versucht, wenn auch bis jetzt vergeblich, seine forschenden Wanderungen auszudehnen. Auch in die „kimmerische Nacht" der Griechen bemüht er sich, die Leuchte seiner Wissenschaft zu tragen.

Allerdings waren die augenblicklichen Antriebe, welche ihm den Muth gaben, den Schrecknissen des schon als gefährlich Bekannten, oder weil unbekannt, als gefährlich Gefürchteten zu trotzen, im Laufe der Jahrtausende sehr verschiedener Art. Uns mag es gegenwärtig interessant erscheinen, daß die älteste Nordfahrt, von der wir wissen, ebenso von reinem Forschungseifer getragen war, als die neueste, zur Zeit schon in Activität sich befindende Expedition zur Erreichung des Nordpols. Schon 320 vor unserer Zeitrechnung machte ein genialer Geograph aus der schon damals berühmten phocäischen Colonie und Handelsstadt Marseille, Pytheas genannt, mit

massilischen Kaufleuten eine Reise von der Westküste von Europa nach Norden, besuchte Cornwallis, die Scillyinseln oder Kassiteriden (Zinninseln) der Alten, ging dann aber noch weiter nach Norden und kam nach Island, der Insel Thule, wie sie nach ihm benannt wurde, welche für lange Zeit die äußerste Grenze der bewohnbaren Welt nach Norden bezeichnete. Es ist eigenthümlich, daß Strabo, der Einzige, der uns den Reisebericht des Pytheas aufbehalten hat, denselben gerade aus den Gründen für eine ersonnene Fabel erklärt, aus denen wir mit Sicherheit ableiten können, daß Pytheas wirklich nach Island gekommen ist. Insbesondere wollte Strabo nicht an einen 22 Stunden langen Tag glauben, und gerade das trifft für keine isolirte Insel im Norden wie für Island zu. In ähnlicher Weise bezweifelte Herodot die von ihm mitgetheilten Nachrichten über eine Reise phönicischer Kaufleute vom Rothen Meere rings um Afrika bis zur Meerenge von Gibraltar, weil sie erzählten, daß sie in eine Gegend gekommen seien, wo Mittags ihr Schatten nach Süden fiel. Herodot hält das für unmöglich, und gerade diese Angabe beweist, daß die Schiffenden in der That weit über den Aequator hinaus nach Süden gelangt sein müssen.

Die Reisebeschreibung des Pytheas, „Periplus," etwa in moderner Sprache „Reise um die Welt," war schon zu Plinius Zeiten im Original verloren gegangen und man kannte sie nur noch in Auszügen, namentlich von Strabo. Pytheas giebt für seine Insel Thule ganz bestimmt die größte Tageslänge zu 22 Stunden an und das entspricht einer nördlichen Breite von mindestens 64 Grad 58 Minuten. In dieser Breite liegt aber zwischen Europa und Amerika keine andere größere Insel als Island, sodaß über das Reiseziel des Pytheas gar kein Zweifel stattfinden kann. Nach ihm sah über ein Jahrtausend lang Niemand diese Insel wieder. Ueberhaupt gingen die meisten geographischen Kenntnisse, welche besonders phönicische Kaufleute bereits gesammelt hatten, bald wieder so vollständig verloren, daß die Römer, als sie unter Vespasian mit ihrer Flotte Britannien umsegelten, in der Bestimmung Britanniens als Insel eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben glaubten. Wenn Tacitus bei der Gelegenheit erzählt: „die römische Flotte umschiffte Britannien, sie sah Thule, konnte es aber nicht erreichen," so ist das jedenfalls ein Irrthum, weil man längst nicht mehr wußte, was Thule sei. Es können nur die Shetlandsinseln oder höchstens die Faröer gemeint sein. Pytheas wurde von seiner Mit- und Nachwelt als Märchenerzähler verlacht und erst eine spätere Zeit sollte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Mit Pytheas endete aber nicht nur der auf den Norden gerichtete Forschungseifer, sondern die Forschung überhaupt. Die alten Völker hatten ihre Aufgaben in der Weltgeschichte erfüllt, sie erlahmten und die nun auftretenden slavo-teutonischen Stämme mußten erst aus der ihnen überkommenen Erbschaft sich die Bildung aneignen, welche sie später befähigte, die Alten nicht nur in Kenntnissen zu erreichen, sondern auch weit zu überflügeln. Aber dazwischen liegt eine lange Nacht geistiger Roheit und Unwissenheit. In Betreff der Erforschung des Nordens treten uns die ersten Versuche im Norden entgegen. Die Normänner, durch die Natur ihres Landes an die Küsten gedrängt, suchten und fanden ihre Heimath bei weitem mehr auf dem Meere, als in den unwirthbaren Schneefeldern ihrer Gebirge. Als kühne Seeräuber durchsegelten sie alle europäischen Meere, landeten plündernd hier und dort, oder nahmen auch größere Landstriche in Besitz, oft mächtige Reiche gründend. Aber dadurch mit der See vertraut geworden, wendeten Einzelne auch ihren Lauf nach Norden, um dort die noch unbekannten Länder zu erforschen. Othere, ein reicher Norweger, machte eine Reise um das Nordcap herum und erreichte wahrscheinlich den Eingang in's Weiße Meer. Seine Mittheilungen über diese Reise sind uns von Alfred dem Großen (871 — 901 n. Chr.), der sie sich von ihm hatte erzählen lassen, aufbewahrt. Ungefähr um dieselbe Zeit (861) wurde Island wieder entdeckt von einem durch Sturm verschlagenen normännischen Seekönig Nadodd, und da Harald Schönhaar gerade damals mit eiserner Hand die fast völlig unabhängigen Fürsten Norwegens unter seine Botmäßigkeit zwang, so wanderten Viele der Unzufriedenen aus und bevölkerten Island, setzten nach Grönland über und legten Colonien auf einer andern Küste an, die sie Vinland nann-

ten, was gewöhnlich für Nordamerika (Neufundland oder selbst Neuengland) erklärt wird, während andere darunter nur die Westküste von Grönland verstanden wissen wollen. Jedenfalls wurde die Verbindung mit dem Mutterlande (seit 1121) abgebrochen und es schwand allmälig selbst jede Erinnerung an ein noch über Island hinausliegendes Land aus dem Gedächtniß der Menschen.

Erst 260 Jahre später (1380) wurde ein venetianischer Kaufmann, Nicolo Zeno, auf einer Reise nach Flandern vom Sturm verschlagen, gerieth nach den Shetlandsinseln und machte von dort gleichsam als Admiral eines der kleinen unabhängigen Lords eine Reise nach Grönland, wo er noch eine christliche Colonie fand.

II.

Die Entdeckung Amerika's und die sich daran knüpfenden Polarreisen.

Gegen Ende des Mittelalters entwickelte sich in den europäischen Völkern ein eigenthümlicher Geist der Lust an abenteuerlichen Seefahrten. Wir können zwei Quellen nennen, aus denen dieses Streben hervorging: die veränderten Handelsverhältnisse und die großen Umwälzungen in der Kriegsverfassung der Völker.

Im Alterthum war der Handel ganz auf das Mittelmeer und die demselben anliegenden Küstenstaaten beschränkt geblieben. Fast überall waren es die Colonien des ältesten uns bekannten Handelsvolkes, der Phönicier, in denen der Unternehmungsgeist dieser kühnen Seefahrer fortlebte. Dazu kamen später die aufblühenden italienischen Küstenstädte, und so wurden die Orte an der syrischen und aegyptischen Küste, so Venedig, Genua, Marseille und Cadix die Emporien des damaligen Handels. Dieser Handel hatte aber vorzugsweise nur ein Hauptziel: die Schätze des Orients, Indiens, Ceylons und China's dem Occident zuzuführen und diesen damit zu bereichern. Daher ging der Hauptzug der Seefahrer von den übrigen Küsten des Mittelmeeres nach Alexandria und den syrischen Küstenstädten, wohin die Kostbarkeiten des südöstlichen Asiens durch Karawanen und theilweise durch Küstenfahrt am Südrande von Asien gebracht wurden, wie auf der andern Seite von den Handelsstädten am Mittelmeere die orientalischen Waaren sich durch Landhandel in das westliche und nördliche Europa vertheilten. Gegen Ende des Mittelalters aber entwickelten sich die Länder am Atlantischen Ocean, Portugal, Spanien, Frankreich, Holland und England, zu rascher Blüthe. Besonders Portugal, Holland und England fanden eine große Quelle des Gedeihens in Handel und Schifffahrt, und sehr natürlich entwickelte sich bei ihnen der Gedanke unmittelbarer, als durch die gewöhnlichen Handelswege möglich war, an dem Eintausche des Goldes, der Perlen und Edelsteine, der Seidenstoffe und Gewürze und dem daraus erwachsenden reichen Gewinne theilzunehmen. Ein directer Seeweg nach den noch durch den Schimmer der Phantasie und den Glanz der Fabel umkleideten, den Abendländern kaum mehr als dem Namen nach bekannten, wie man glaubte, von Gold und Edelsteinen strotzenden Reichen des asiatischen Süd- und Ostlandes war der Wunsch, die Sehnsucht aller Kaufleute, die Aufgabe des Nachdenkens aller Kosmographen.

Zu diesem allgemeinen Handelsinteresse kam aber noch ein anderer Grund, der die Fürsten allmälig bewog, den Unternehmungen, zu denen der Geist der abendländischen Völker aufgestachelt war, Vorschub zu leisten. Bei den Römern hatten die ununterbrochenen Kriege es den Kaisern möglich gemacht, große stehende Heere zu unterhalten. Diese, die Prätorianer, waren aber dadurch bald zu einer solchen Macht herangewachsen, daß eigentlich sie über die Schicksale des römischen Reiches entschieden und häufig nach ihrem Gefallen Kaiser ab- und einsetzten. Die dann auf dem Schauplatze der Weltgeschichte auftretenden germanischen Nationen waren von Natur kriegerische Völker, jeder Freie war Soldat und leistete die Heeresfolge in strenger Vergliederung nach dem Lehnsverbande. Sowie aber die neuen Verhältnisse nach der Völkerwanderung sich ordneten und beruhigten, wie die neuentstandenen Staaten sich befestigten und die friedlicheren Beschäftigungen von Ackerbau, Handel und Gewerbe wieder Platz griffen, verlor sich nach und nach der kriegerische Geist. Die Fürsten, in mannigfachen Uebergriffen in die persönlichen Rechte und Freiheiten der Einzelnen, insbesondere auch der großen Lehnsherren, von einer irrenden Kirche unterstützt, bedurften der von ihnen persönlich allein ab-

hängenden Soldaten, um sich zu schützen. So verschwand immer mehr und mehr der Gedanke an eine natürliche Volksbewaffnung. Die neuen Reiche waren erobert und gegründet, große Eroberungskriege nicht mehr möglich und also Vaterlandsvertheidigung ein aus dem Sinne der Völker verschwindender Begriff. Die Kriege wurden dem Volke in ihrer Veranlassung und ihren Zwecken größtentheils fremde Dynastenstreitigkeiten, für welche man das Volk nicht begeistern, sondern nur durch Aussicht auf Lohn gewinnen konnte. Mit einem Worte, die stehenden Heere wurden den Herrschern unentbehrlich. Die zur Zeit eines Krieges auf bestimmten Contract geworbenen Söldlingsbanden konnten diesem Bedürfniß nicht lange entsprechen, da dieselben nach Aufhören des Contractes gewöhnlich zu großen Räuberbanden wurden, die mehrmals, z. B. in Frankreich, den Staat selbst in Gefahr brachten, für den sie gefochten. Stehende Heere mußten angeworben, aber auch bezahlt werden. Die Fürsten brauchten Geld, viel Geld, um so mehr, als sich allmälig von Italien aus die Erinnerungen an den Glanz der Kaiserzeit auch in den neuentstandenen Reichen verbreiteten und bei den Höfen einen Luxus hervorriefen, dem das damals noch durch gute alte Rechte beschränkte Steuererhebungssystem nicht die genügenden Mittel darbot. Geld brauchte man und da boten sich den Suchenden Indiens für unerschöpflich gehaltenen Schätze als Auskunftsmittel dar. Der nächste Weg, um Indien auszubeuten, wurde das Ziel aller Bestrebungen.

Columbus hatte den Plan ausgearbeitet, auf geradem, westlichem Wege nach China und Indien zu fahren. Spanien bot nach langen Verhandlungen die Hand dazu und Columbus segelte ab, um eine neue Welt zu entdecken, ohne es zu wissen, oder auch nur bis zu seinem Tode zu erfahren, was er gethan. Man glaubte Indien erreicht zu haben und nannte deshalb die entdeckten Inseln „Westindien." Anfänglich entsprachen sie nicht den Erwartungen, die man davon gehegt. Es war doch nicht das Land der Perlen und Edelsteine, wo, wie Marco Polo sagt, die unerschöpflichen Massen von Gold wuchsen. Portugal, das den Antrag des Columbus zurückgewiesen, ging nun auf den Plan des Vasco de Gama ein, auf dem schon von den alten Phöniciern befahrenen Wege um Afrika herum, das Goldland der Träume zu erreichen. Aber die Südspitze von Afrika war für die damalige Schifffahrtskunde zu gefährlich und der Name „Cabo de todos los tormientes," den der erste Entdecker Bartholomeo Diaz 1486, der Südspitze von Afrika gegeben, bewahrte noch für längere Zeit die Erinnerung an die Gefahren dieser Reise, ein Eindruck, der durch den Namen des Königs von Portugal: „Cabo de bona Esperanza" nicht ganz verdrängt wurde. Da versuchte der Portugiese Magelhaens noch einmal auf dem westlichen Wege nach Indien vorzubringen. Daß das neue Land noch nicht Indien selbst sei, wußte man, seit Balboa 1513 von der Westküste von Panama den Stillen Ocean erblickt hatte; man hielt aber Indien für nicht sehr entfernt und hatte ohnehin noch sehr verworrene Ansichten von den neuentdeckten Ländern. Südlich von denselben hoffte man eine freie Durchfahrt zu finden. Mit dieser Zuversicht segelte Magelhaens ab. Woher kam ihm dieselbe?

In der ganzen Geschichte treffen wir an allen Orten, zu allen Zeiten auf Persönlichkeiten, von denen die Geschichte so gut wie gar nichts weiß, wenigstens nicht viel mehr, als daß sie existirt haben, und bei denen ungeachtet dessen, oder — vielleicht eben deshalb — die Nachwelt bemüht ist, sie in den Schleier des Geheimnißvollen zu hüllen, sie mit dem Schein des Mysteriösen und Wunderbaren zu umkleiden. Streng historische Figuren geben der Phantasie der Menschen keinen Spielraum, sie wendet sich daher mit ihren Dichtungen an solche Erscheinungen, bei denen die Geschichte wenigstens nicht widersprechen kann, weil sie nichts von ihnen weiß. Eine solche Persönlichkeit ist nun auch der Nürnberger Kaufmann, Reisende und Kosmograph Martin Behaim, welchem bis in die neueste Zeit hinein die schwärmende Nachwelt durchaus den Stempel eines geistigen Heroen aufzudrücken und ihn zum Entdecker Amerika's, des Stillen Oceans und, was weiß ich, wessen noch sonst zu machen, sich bemüht hat. Geschichtlich wissen wir von ihm nichts, als daß er als Kaufmann nach den Azoren und Portugal kam, beim portugiesischen Hofe sich beliebt machte und zum Ritter erhoben wurde, daß er mit Cão die Reise an der Westküste von Afrika machte, 1492 einen Globus

in seiner Vaterstadt Nürnberg verfertigte, den die Stadtbibliothek daselbst noch jetzt aufbewahrt und daß er 1506 auf Fayal (eine der Azoren) gestorben ist. Aus Nachrichten, die viele Jahre nach seinem Tode erschienen, können wir mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß er mit Columbus und Magelhaens persönlich bekannt gewesen ist. Aber alles Andere, was man von ihm später erzählt hat, daß er Columbus die Idee einer neuen Welt mitgetheilt, Magelhaens auf die im Süden befindliche Meerenge aufmerksam gemacht u. dergl. m., ist wenigstens nach dem, was wir bis jetzt von ihm wissen können, nur Phantasie und Fabel.

In Bezug auf das Ziel des Columbus kann Behaim nicht anders gedacht haben, als alle Kosmographen der damaligen Zeit; das beweist sein 1492, also in dem Jahre als Columbus unterwegs war, vollendeter Globus, auf dem die völlige Confusion der damaligen Kosmographen über den westlichen Atlantischen Ocean und das östliche und südliche Asien seinen prägnantesten Ausdruck findet. Hier wimmelt es von dunklen und geographisch roh aufgefaßten Nachrichten des Marco Polo, von phantastischen Fischersagen und verdrehten Auffassungen halbverrückter Legenden. Daß Behaim vor seinem 1506 erfolgten Tode klüger gewesen sei als der in demselben Jahre gestorbene Columbus, der in der Meinung starb, die Ostküste von Asien entdeckt zu haben, ist eine rein aus der Luft gegriffene Träumerei, für welche auch nicht der entfernteste Anhalt in den historischen Thatsachen vorliegt. Dagegen scheint es nicht zu bezweifeln, daß er durch seine Mittheilungen Magelhaens veranlaßt hat, im Süden der zuerst entdeckten Länder eine Durchfahrt nach Westen zu suchen. Wenn man auch Herrera nicht glauben wollte, so ist doch das Zeugniß Marcantonio Pigafetta's, des Begleiters von Magelhaens und des Herausgebers seines Tagebuches, ganz unantastbar. — Aber die Frage bleibt offen, was er Magelhaens gesagt und worauf er seine Aussage gestützt. Es ist nicht der Schein einer Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Behaim von den westlich gelegenen Ländern auch nur das Geringste mehr gewußt hat als die Kosmographen und Seefahrer seiner Zeit. Das beweist eben sein Globus. Da selbst Columbus in dem Glauben starb, nur die Ostküste von Asien erreicht zu haben, so ist auch nicht der geringste Grund vorhanden, eine tiefere Kenntniß der neuentdeckten Länder bei Martin Behaim vorauszusetzen. Selbst auf Johann Schoner's Globus von 1526 ist Amerika nur noch eine Inselwelt, die Landenge von Panama von einer Meerenge durchschnitten, Brasilien eine Insel und Feuerland sogar noch unter dem Namen „das untere Brasilien" größer als jenes. Aus theoretischen Gründen ließ sich das Dasein der jetzigen Magelhaensstraße selbstverständlich nicht ableiten und wenn Behaim durch irgend eine Schiffernachricht von dieser Meerenge Kunde hatte, so mußte er auch wissen, wie sie beschaffen sei und daß man bei dem damaligen Zustande der Schifffahrtskunst dieselbe nur durch ein halbes Wunder passiren konnte; er hätte Magelhaens die Sache weder rathen, noch dieser dem Rathe folgen können. Wenn man aber nur einen Blick auf Behaim's Globus wirft und daraus ersieht, welche Vorstellungen er von dem östlichen Asien hatte, so weiß man auch sogleich, daß er nichts anderes gemeint haben kann, als daß Magelhaens an der vermeintlichen Küste von Asien nach Süden fahren und dann durch die Meerenge zwischen Asien und Zipangu wieder nach Westen biegend, das eigentliche Indien erreichen sollte. Die Entdeckung der spätern Magelhaensstraße bleibt also immer rein zufällig.

Aber sie bleibt nicht allein das, sie blieb auch durchaus erfolglos, denn die Fahrt durch diese lange, rauhe, gewundene, stürmische Meerenge war jedenfalls damals noch unthunlicher als die Fahrt um die Südspitze von Afrika. Deshalb wendete sich die Hoffnung der Seefahrer und der Unternehmungsgeist von jetzt an dem Norden zu. Und hier bot sich zunächst die Nordostpassage an, da man das Ende von Europa kannte und hoffte von dort aus das nördliche Asien umschiffen zu können. Aber ehe ich die zu dem Ende gemachten Unternehmungen schildere, bleibt mir noch übrig, einer sehr folgenreichen, englischen Expedition zu gedenken. Bekanntlich hatte sich Columbus mit seinen Anträgen, nachdem er die ersten Zurückweisungen von Portugal und Spanien erfahren hatte, an Heinrich VII. von England gewendet und selbst seinen Bruder Bar-

tholomäus dahin geschickt, um die Verhandlungen zu leiten. Aus Geldgier lieh Heinrich VII. dem Abgesandten ein williges Ohr, als aber Bartholomäus nach Spanien zurückkehrte, schwamm Columbus schon im Auftrage Isabellens und Ferdinand's auf dem Atlantischen Ocean seinem Ziele entgegen. Statt dessen wendete nun Heinrich VII. sein Interesse einheimischen Unternehmungen zu und förderte namentlich die 1497 von John Cabot unternommene Reise, auf welcher derselbe Neufundland entdeckte, das mit seinem Fischreichthum später so wichtig für die Ausbildung der englischen Marine wurde. Auch die später 1498 vom Sohne des Vorigen, Sebastian Cabot, geleitete Reise nach dem Nordwesten geschah, wie dieser selbst bestimmt angiebt, in der Absicht, auf diesem Wege Cathay (China) zu erreichen. Er kehrte aber zurück, als er die ganze Küste Nordamerika's bis zum 58. Grade der Breite verfolgt hatte und hier fand, daß dieselbe sich wieder nach Osten umwende, eine Angabe, die geographisch nicht aufzuklären ist und nur soviel uns einsehen läßt, daß hier sich Hindernisse fanden, welche die Hoffnung, auf diesem Wege China zu erreichen, als täuschend erscheinen ließen. Aber Sebastian Cabot gab die Hoffnung doch nicht auf. Als er später von einem längeren Aufenthalte in Spanien, bei welchem er für Ferdinand und Isabella den La Plata-Strom und die benachbarten Küsten entdeckte, nach England zurückkehrte, bewog er den König abermals zur Ausrüstung einer Expedition, die unter den Oberbefehl des damaligen Viceadmirals von England Sir Thomas Pert gestellt wurde, dessen Mangel an Muth und Entschlossenheit auch diese Reise zu früh unterbrach. Aber Cabot hatte doch auf dieser Reise den 67. Grad 30 Minuten nördlicher Breite und den Eingang in die Hudsonsstraße erreicht, wo er offenes Wasser vor sich sehend, eine ungehinderte Fahrt nach Westen und so nach China vermuthete. Aber damit war auch der Eifer des durch innere Angelegenheiten und die Kriege mit Schottland genügend in Anspruch genommenen Königs erschöpft. Es dauerte noch ein volles halbes Jahrhundert, ehe England ernste Anstrengungen machte, in die Reihe der Seehandelnden Nationen einzutreten und eine hervorragende Rolle zu spielen.

Inzwischen hatten die bedeutenden Entdeckungen der Portugiesen im Süden den Ehrgeiz eines jungen Ritters, Gaspard de Cortereal, am portugiesischen Hofe erzogen und mit Martin Behaim verschwägert, angestachelt, sich ähnliche Lorberen auf dem von Cabot eröffneten Nordwestpfade zu erwerben. Er segelte 1500 mit zwei Schiffen von Lissabon ab und gelangte an die Küste von Labrador, von ihm zuerst „Terra Verda“ genannt. Er fand das Land dicht bevölkert und die Menschen geeignet zur Arbeit, raubte deshalb mit Gewalt eine Menge dieser Unglücklichen, um sie in den portugiesischen Besitzungen als Sclaven zu verwenden, wonach man das Land „Terra de Labrador“ (Land der Arbeiter) nannte. Dieser höchst edle Schurkenstreich des höchst christlichen Ritters hatte den Erfolg, daß er auf einer zweiten Reise von den aufgebrachten Einwohnern mit seiner ganzen Mannschaft erschlagen wurde. Ein gleiches Schicksal hatte die unter seinem Bruder Michael de Cortereal, um Gaspard aufzusuchen, unternommene Expedition. Eine vierte vom König selbst ausgesendete Expedition konnte keine Spur der Verlorenen entdecken und man nannte nun für längere Zeit das entdeckte Gebiet das Land der Cortereals, unter welchem Namen es auch auf den Karten jener Zeit zu finden ist. Auf diese Reisen der Cortereals gründeten übrigens später die Portugiesen ihre Ansprüche auf Neufundland und die dortigen Fischereien, Ansprüche, welche sie in blutige und zuletzt zu ihrem Nachtheil ausschlagende Conflicte mit den Engländern verwickelten.

Von jetzt an wurden die Reisen nach und nach etwas geordneter. Man ging nicht mehr so ganz planlos auf Abenteuer aus, sondern suchte die bestimmt gesteckten Ziele, wenn dieselben auch an sich noch immer die chimärischen einer directen nördlichen Fahrt nach China und Indien blieben, doch auf einem mehr oder weniger vernünftig gewählten Wege zu erreichen. Von jetzt an wird es zweckmäßig sein, die Uebersicht der Polarreisen nach einem bestimmten Princip zu gruppiren. Ich trenne zunächst hierbei die Reisen nach dem Südpole von denen nach dem Nordpole, und beginne mit diesen letzteren, weil sie als die früher versuchten den Anspruch auf die erste Berücksichtigung haben. Die große

Längenausbreitung des Landes nach Norden läßt uns drei Eingänge in die eisigen Polarregionen unterscheiden. Die schmalste und am wenigsten benutzte Pforte ist die, welche vom Stillen Ocean in das Polarmeer führt, die Beringsstraße, von deren nördlichem Ende man sich östlich oder westlich wenden kann. Da die erste Richtung bis jetzt ausschließlich in Verbindung mit den Fahrten auf dem gleich zu erwähnenden Wege eingehalten wurde, so werde ich die so dirigirten Reisen auch zusammen behandeln. Im Atlantischen Ocean theilt das von Norden herabreichende Grönland die Anfahrt zum Pole in einen nordwestlichen Pfad durch die Davisstraße und einen nordöstlichen Pfad zwischen Grönland und das nördliche Norwegen durch. Ich will zuerst mit den Fahrten in dieser letzten Richtung beginnen.

III.

Reisen zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt.

Im Jahre 1553 kam man in England wieder auf die Seeunternehmungen zurück, versuchte aber einer ganz anderen Richtung zu folgen. In diesem Jahre traten die Londoner Kaufleute zusammen, und faßten den Plan, auf dem Nordostwege Indien und Cathai (China) aufzusuchen. Ihnen stand der schon oben erwähnte gerade in London anwesende Sebastian Cabot zur Seite. Der damalige König Edward VI. nahm lebhaften Antheil an der Sache und ernannte Cabot zum Groß-Lootsen von England. Die Expedition, bestehend aus drei wohlausgerüsteten Schiffen, wurde auf Actien gegründet und der Befehl dem Sir Hough Willoughby und dem Richard Chancelor, einem Zöglinge Henry Sidney's (des Vaters von dem später so berühmten Philipp Sidney) anvertraut. Am 10. Mai 1554 verließen die Schiffe, begrüßt von einer großen Menschenmenge und dem ganzen Hofe, Greenwich. Die Berichte Willoughby's reichen nur bis zur Nordküste von Lappland. Er und seine Gefährten blieben verschollen. Chancelor dagegen kam mit seinem Schiffe nach Archangel, reiste zu Lande nach Moskau zum Czaren, schloß mit diesem einen Vertrag und wurde so Gründer der Englisch-Moskowitischen Handelscompagnie. Willoughby und Chancelor scheinen die Ersten gewesen zu sein, welche, abgesehen von den Küstenfahrten der Einwohner der nördlichen Länder, den Polarkreis überschritten. Auch Chancelor erlitt auf seiner Rückkehr Schiffbruch an der schottischen Küste und so kam keins der Schiffe wieder zurück. Dieser unglückliche Ausgang dämpfte allerdings sehr den Muth der Unternehmer und erst 1580 wurden Arthur Pet und Charles Jackmann wiederum mit zwei Schiffen auf eine Expedition zur Aufsuchung der Nordostpassage abgesendet. Wie wenig man damals geographisch orientirt war, geht daraus hervor, daß der für seine Zeit große Kosmograph Mercator, nach welchem wir noch jetzt die mit parallelen Meridianen gezeichneten Karten benennen, zu der Expedition mit der Angabe aufmunterte, daß das durch die bisherigen Expeditionen fast schon erreichte Cap, welches die Bai von Obi nach Osten begrenzt, das von Plinius erwähnte Vorgebirge von Tabis, d. h. die Nordostspitze von Asien sei, von wo die Schiffe direct südwärts nach China segeln könnten. Das war ein Irrthum in der Längenbestimmung, der etwa 100 Grad, also mehr als ein Viertel des ganzen Erdumfanges betrug. Pet und Jackmann kamen nur bis Nowaja Semlja und wurden hier durch das ihnen entgegentreibende Eis zur Rückkehr gezwungen.

Der geringe Erfolg dieser Reisen dämpfte zunächst den Enthusiasmus der Engländer und die nächsten Reisen wurden von Holland ausgerüstet und unter Leitung des allgemein durch seine Schicksale bekannten Wilhelm Barentz ausgeführt. Derselbe verließ am 5. Juni 1594 den Texel, ging durch die Waigatzstraße fast bis zum nördlichen Ende von Nowaja Semlja, wo er offnes Meer vor sich sah. Er kehrte aber wegen vorgerückter Jahreszeit wieder um und war am 16. September wieder in Holland. Nun wurde die Sache vom Prinzen von Oranien und den Generalstaaten in die Hand genommen. Sie rüsteten eine große Expedition von sechs Schiffen aus, für welche der damals berühmte Kosmograph Peter Plancius eine eigene Karte zeichnete. Die Expedition segelte unter dem Befehle von Barentz am 2. Juni 1595 vom Texel, kam aber nur bis an das Ostende der Waigatzstraße, wo sie vom Eise gehemmt wurde und umkehrte. Aber schon im folgenden Jahre rüstete, infolge einer von den Ge-

neralstaaten ausgesetzten Belohnung, der Stadtrath von Amsterdam abermals zwei Schiffe aus, von denen das eine dem Wilhelm Barentz, das andere dem John Cornelius Ryp untergeben wurde. Beide segelten am 10. Mai 1596 ab, entdeckten die Bäreninsel, drangen dann bis zum 80. Grade nördlicher Breite vor und entdeckten die Westküste von Spitzbergen. Hier trennten sie sich. Barentz ging von da nach Nowaja Semlja, doublirte am 6. August das Cap Nassau und erreichte die Oranieninsel. Von Eis und Stürmen aufgehalten, mußte er mit seiner Mannschaft auf Nowaja Semlja überwintern. Erst am 14. Juni 1597 konnten sie wieder in Booten den Rückweg suchen, nachdem sie ihr im Eise eingeschlossenes Schiff verlassen. Barentz selbst war schwer erkrankt und starb unterwegs am 15. Juli. Am 28. desselben Monats wurde die unglückliche Mannschaft endlich von russischen Schiffen aufgenommen. Von Cornelis Ryp's Reise, der von Spitzbergen aus gerade nach Norden hatte fahren wollen, ist seltsamerweise nie etwas bekannt geworden, außer, daß er in Kola mit der schiffbrüchigen Mannschaft zusammentraf und sie nach Holland zurückbrachte.

Durch diese Reisen war die Frage nach einer nordöstlichen Durchfahrt noch keineswegs entschieden. England nahm die Sache wieder auf und die Moskowitische Compagnie sendete am 1. Mai 1607 den später durch seine Entdeckungen und sein unglückliches Ende so berühmt gewordenen Henry Hudson ab. Derselbe segelte am 1. Mai, sah am 27. Juni Spitzbergen, ohne es erreichen zu können, drang dann bis zum 81. Grade 30 Minuten nördlicher Breite vor, wo er ein Land zu sehen glaubte, das sich bis zum 82. Grade erstreckte. Wahrscheinlich beruht diese Wahrnehmung auf Täuschung. Schon im folgendem Jahre wurde er von den Londoner Kaufleuten abermals abgesendet. Er segelte am 22. April 1608 nach Spitzbergen, erreichte aber nur den 75. Grad nördlicher Breite und kehrte dann, überall von Eisbergen gehemmt, am 6. Juli wieder nach England zurück. Eine zweite Reise, die Hudson im Auftrage der Holländisch-ostindischen Compagnie übernahm, hatte kein Resultat, da er den Nordostcours verließ und nach Amerika fuhr. Ich komme später darauf zurück.

Die Moskowitische Compagnie sendete dann 1610 Jonas Poole ab, der im 76. Grade 50 Minuten Spitzbergen erreichte, sich bis zu 77 Grad 25 Minuten durchs Eis arbeitete, dann aber seine Zeit dem einträglichen Walroßfange widmete und heimkehrte. Auf einer zweiten Reise im nächsten Jahre machte er es ebenso, überlud aber sein Schiff so sehr, daß es umschlug. Die Mannschaft wurde von einem Huller Walfischjäger gerettet. In demselben Jahre entdeckte ein Holländer, Jan Meyen, die nach ihm benannte Insel. Auch eine dritte Reise, 1612 von Poole unternommen, blieb, die Ausbeute an Walrossen abgerechnet, ohne Resultat. Diesen reihen sich noch zahlreiche Expeditionen der Engländer nach der Bäreninsel an, die nur den Zweck der Walroßjagd verfolgten und die ich daher übergehe. Im Jahre 1613 wurde der ebenfalls auf anderm Felde berühmt gewordene William Baffin mit sechs guten Schiffen von der Regierung auf einen der damals schon bei den Engländern beliebt gewordenen Seeräuberzüge ausgesendet, ein Verfahren, welches diese Nation so lange beibehielt, bis das Aufblühen der Nordamerikanischen Union diesen frechen Gewaltthaten ein Ende machte. Baffin verjagte ohne den geringsten Rechtsgrund mit roher Gewalt sämmtliche fremden Fischer aus dem Grönländischen Meere und kehrte dann zurück.

Wiederum auf Kosten der Moskowitischen Compagnie ging eine Expedition von zehn Schiffen unter Robert Fotherby nach Spitzbergen und Ende August nordwestlich bis zum 80. Grade nördlicher Breite, kehrte dann aber, vom Eise abgeschreckt, nach England zurück. Eine zweite Reise im Jahre 1615 blieb ebenfalls ohne Resultat. Während die Engländer sich nun lange auf die Walroßjagd beschränkten, wurden die Holländer wieder eifriger in ihren Bestrebungen und machten manche Entdeckungen, die leider zum Theil nur aus nicht weiter beglaubigten mündlichen Mittheilungen bekannt wurden und so erhalten blieben. „Ein Walfischjäger ging zwischen 1614 und 1641 an Grönland hinauf und umfuhr dann im 88. Grade nördlicher Breite in eisfreiem Wasser den Nordpol; ein anderer Holländer, Ryke Yse, entdeckte 1640 die Ryke Ysesinseln, auch Wichesinseln genannt, an der Südostseite von Spitzbergen. Zwei

Andere wollen dann von diesen Inseln aus in ganz offnem Meere bis zu 89 Grad nördlicher Breite gefahren sein. Noch Einer erzählte, daß er kurz vor 1656 gerade unter dem Pole gewesen sei und es dort sehr warm gefunden habe." Erst 1676 ging wieder eine englische Expedition unter John Wood und William Flawes nach dem Norden. Der erste litt aber an der Küste von Nowaja Semlja Schiffbruch und verlor Schiff und Ausrüstung. Am 8. Juli wurde die Mannschaft von Flawes gefunden, aufgenommen und wieder nach England zurückgebracht.

Der Holländer Cornelius Gillis war glücklicher und entdeckte 1707 im Osten von Spitzbergen das nach ihm benannte Gillisland. Erst 1751 segelte wieder ein Engländer, M'Callam, nach Spitzbergen, kam bis zu 83 Grad 30 Minuten nördlicher Breite, kehrte dann aber, ungeachtet er vollkommen eisfreies Meer vor sich sah, wieder um. Aehnlich machte es Capitän Wilson, der 1754 vom 74. Grade bis zum 81. Grade nördlicher Breite sich durch das schwimmende Eis arbeitete, dann in eisfreiem Meere weiter segelte, aber am 83. Grade nördlicher Breite ebenfalls umkehrte. Zur selben Zeit erreichte Capitän Guy dieselbe Breite und W. Stephens kam sogar bis zu 84 Grad 30 Minuten, ohne weiteres Vordringen zu wagen.

Die erste Expedition, die eigentlich direct und ausschließlich im wissenschaftlichen Interesse, nämlich nur zur Erreichung des Nordpols, in diese Gegenden abgesendet wurde, war die auf Anregung von Mr. Daines Barrington unternommene Reise unter den Befehlen von Phipps (dem spätern Lord Mulgrave) mit der „Racehorse" und Lieutenant Lutwidge mit der „Carcaß." Am 4. Juni 1773 verließen sie die Mündung der Themse. Am 4. Juli landeten sie in Magdalenenhoek auf Spitzbergen. Eis und dichte Nebel zwangen sie, nach Westen zu steuern, dann kehrten sie wieder um und erreichten mit vieler Mühe den Norden von Spitzbergen in der Nähe von Nordostland. Mit großer Anstrengung arbeiteten sie sich aus dem Eise, welches sie eingeschlossen hatte, heraus und kehrten am 19. August wieder heim. Erst 1806 wurden diese Gegenden wieder, wenn auch nur beiläufig zum Zwecke der Entdeckungen betreten und zwar von Scoresby und seinem Sohne. Sie gingen von Jan Meyen nordwärts, fanden offnes Meer, durchbrachen eine Eisbarriere, worauf sie wieder offnes Meer erreichten, mußten aber als verpflichtete Walfischjäger im 81. Grade 30 Minuten nördlicher Breite bei immer offnem Meere wieder umkehren. Im Jahre 1818 ging Capitän Buchan mit der „Dorothea" und der „Trent" ab, erreichte am 25. Mai die Bäreninsel und war am 10. Juni in der Magdalenenbai. Nach Aussage der Walfischfänger war der Westen durch festes Eis gesperrt; er versuchte daher eine Nordostfahrt, kämpfte aber vergebens drei Monate gegen das Eis an, ohne Fortschritte zu machen und kehrte am 10. October, ohne Resultate erlangt zu haben, nach England zurück. 1822 segelte der junge Scoresby an der Ostküste von Grönland hinauf und entdeckte den später nach ihm benannten Sund. Capitän Clavering, der den Capitän Sabine zum Behufe anzustellender Pendelbeobachtungen in diesen Meeren herumfuhr, kam 1823 am Nordrande von Spitzbergen nur bis zu 80 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, in Grönland aber weiter als alle seine Vorgänger, nämlich bis zum 76. Grade nördlicher Breite. Ungeachtet kaum ein Jahrzehnt vorher Professor Gieseke nach eigener Anschauung behauptet hatte, die Ostküste von Grönland sei höchstens bis zum 64. Grade bewohnbar, fand Clavering überall eine ziemlich dichte Bevölkerung. Höchst ergebnißreich in Bezug auf höhere Kenntniß der Natur des Klimas, der Fauna und Flora von Spitzbergen, sowie der Bäreninsel, war die Reise eines einfachen Privatmannes, Barto von Löwenigk, Bürgermeisters von Burtscheid. Derselbe miethete 1827 in Hammerfest eine Schaluppe und sieben norwegische Seeleute und segelte dann in Begleitung des norwegischen Naturforschers Keilhau nach der Bäreninsel. Am 27. August erreichten sie Spitzbergen, gingen an die Ostküste dieser Insel, fuhren, wenn auch mannigfach durch Treibeis, Schneefälle und Strömungen gehemmt, bis zu der 77 Grad 30 Minuten nördlicher Breite nahe der bei Wijde Jans Water liegenden russischen Niederlassung und erreichten am 25. September wieder Hammerfest.

In demselben Jahre wurde Parry mit der „Hecla" und zwei Schlittenbooten ab-

gesendet, um die Reise nach dem Pole über das Eis zu versuchen. Am 13. Mai war er bei Hakluyt's Headland, wurde vom Eise eingeschlossen und trieb mit demselben nach Osten. Mit vieler Mühe brachte er das Schiff in der Bucht Treuenberg in Sicherheit und versuchte dann die Fahrt in den Schlittenbooten nach Norden. Sie erreichten aber unter unendlichen Beschwerden, die ihnen das Thauwetter verursachte, nur den 82. Grad 40 Minuten nördlicher Breite und wurden dann sammt dem Eise wieder nach Süden getrieben. Am 21. August erreichten sie ihr Schiff und kehrten nach England zurück.

Gänzlich resultatlos blieb dagegen eine von Capitän Graah auf Befehl der dänischen Regierung 1828 nach der Ostseite von Spitzbergen unternommene Fahrt. Im Jahre 1833 segelte Capitän de Blosseville auf Befehl der französischen Regierung nach der Ostküste von Grönland. Sein letzter Brief war aus Vapna-Fjord auf Island, datirt vom 5. August, später hörte man nichts wieder von ihm. Ihn aufzusuchen, segelten 1834 Dutaillis und 1835 Trehouart, kehrten aber Beide nach einer in jeder Beziehung erfolglosen Fahrt zurück.

Von bedeutenden wissenschaftlichen Erfolgen gekrönt waren endlich die neuesten, von Schweden aus unternommenen Expeditionen, durch welche wir eigentlich erst ein klares und richtiges Bild von Spitzbergen erhalten haben. Im Jahre 1858 machte zuerst Otto Torell mit mehreren Andern eine Privatreise nach Spitzbergen. Auf seinen Antrieb kam aber bald darauf eine von der schwedischen Regierung auf's freigebigste unterstützte Expedition unter seiner Oberleitung mit zwei Schiffen unter den Capitänen Lilliehoek und Kuylenstjerna zu Stande. Im Mai 1861 segelten sie nach Spitzbergen ab, vermaßen den größten Theil der ganzen Insel und machten die geognostischen Verhältnisse der Insel, insbesondere die durch Bloomstrand aufgefundenen Steinkohlenlager, zum besonderen Gegenstande ihrer Untersuchung.

Von neueren Reisen sind keine Berichte bis jetzt bekannt geworden und es wird zweckmäßig sein, erst einmal die Resultate zu überblicken, welche durch die nur in chronologischer Kürze aufgezählten Reisen gewonnen wurden.

IV.

Ueber die Natur der nördlich von Europa liegenden Polarländer.

Das Areal, welches man durch die erwähnten Expeditionen innerhalb des Polarkreises hatte kennen lernen, erstreckte sich von der Ostküste Grönlands bis zum Cap Schelanja an der Ostspitze von Nowaja Semlja und vom Polarkreise bis zum 84. Grade nördlicher Breite, obwohl dieser nur an einigen Stellen erreicht war. Ich sehe hier von den unsicheren holländischen Berichten, nach denen der 89. Grad nördlicher Breite oder gar der Nordpol selbst erreicht sein sollte, ab. Innerhalb dieses Bezirkes kennt man die Ostküste von Grönland vom 69. Grade bis zum 76. Grade nördlicher Breite ziemlich genau, sodann die Insel Jan Meyen, die Bäreninsel und Spitzbergen, die nördlichen Küsten von Lappland, Rußland, die Nordwestküste von Nowaja Semlja ganz, die Südostküste aber nur theilweise. Von großer Wichtigkeit für diese Gegenden sind die Verhältnisse der Meeresströmungen. Der nördliche Auslauf des warmen Golfstromes geht in der ganzen Breite des Meeres zwischen Island und Norwegens Westküste durch, giebt der letzteren das milde Klima und macht in Norwegen selbst innerhalb des Polarkreises noch Baumwuchs und Ackerbau möglich. Bei der Bäreninsel theilt er sich; ein kleiner Arm bespült die Westküste von Spitzbergen, der größere Arm geht zwischen der Bäreninsel und dem Nordcap nordöstlich und östlich, an der Nordwestküste von Nowaja Semlja entlang gleitend und im Norden von Asien die Polynja der russischen Schiffer bildend. Oestlich vom Tamyrland und nördlich von den Neusibirischen Inseln haben alle Reisenden immer nur ein bis an die Küste offenes Meer gefunden, so Middendorf, und vor ihm Hedenström, Tatarinow, Wrangell und Anjou. Von Osten kommt ein kalter Strom, der große Eismassen zwischen Nowaja Semlja und Asien in das Karische Meer, das der Akademiker von Baer den „Eiskeller" nannte, sowie in die Waigatzstraße hineindrängt. Ein anderer kalter Strom kommt von Norden um das östliche Spitzbergen herum und reicht fast bis an die Bäreninsel. Der größte und stärkste Polarstrom läuft an der Ostküste Grönlands herunter um das Cap

Farewell herum und geht dann in die Labradorströmung über.

Diese Stromverhältnisse bedingen vor Allem das Klima dieser Gegenden. Die Ostküste von Grönland ist sehr unwirthbar und wohl nur für die zähen Esquimaux bewohnbar. Die Bäreninsel, in der vollen Wirkung des Golfstromes im 74. Grade nördlicher Breite liegend, hat ein verhältnißmäßig mildes Klima. Bis Mitte November ist das Wetter bei südlichen und westlichen Winden angenehm, mit häufigem Regen. Anfangs Winter wird der Schnee oft noch wieder von warmen Regengüssen aufgelöst, dann aber folgen abwechselnd mit kaltem Regen Schneestürme und heftiger Frost in der mit Anfang December beginnenden Polarnacht. Selbst im Februar konnten überwinternde Fischer noch bequem im Freien arbeiten. Erst im März nimmt die Kälte bei nordöstlichen Winden zu und steigt im April so hoch, daß das Meer rings um die Insel herum zufriert. Im Mai wird das Wetter wieder heller, wärmer, das Eis bricht auf und der Juni bringt Frühlingswetter, nur oft durch das von Nordosten her kommende Treibeis abgekühlt. Dasselbe gilt auch noch vom Juli. Aehnliches Klima wie die Bäreninsel hat auch Spitzbergen, obwohl es dort selbstverständlich viel kälter ist, was einestheils von der viel nördlicheren Lage, anderntheils von den dasselbe mit Ausnahme der Südwestküste bespülenden kalten Polarströmen und endlich davon abhängig ist, daß Spitzbergen mit Ausnahme der ziemlich schmalen Küstenstriche ein 1000 bis 2000 Fuß hohes mit ewigem Eise bedecktes Plateau ist. Nowaja Semlja bildet geradezu eine klimatische Scheidewand, seine Westküste ist milder als seine Ostküste, seine Nordseite hat weniger Eis als seine Südseite. Im 73. Grade nördlicher Breite steigt die Kälte an der Westküste nie über 26 Grad, im 70. Grade nördlicher Breite an der Karischen Pforte steigt sie sehr oft bis 32 Grad. Matoschkin Schar und die „Seichte Bai" an der Westküste sind fast immer eisfrei, da die Insel selbst die mächtigen Eismassen, die jährlich aus den beiden großen Strömen dem Ob und Jenisei herausgeworfen werden, auffängt und vom Polarmeere abhält.

Von den klimatischen Verhältnissen hängt aber nun wieder das Pflanzen- und Thierleben ab. Dasselbe mag allerdings, soviel wir bis jetzt wissen, auf der West- und Ostseite des hier in Frage kommenden Areals ziemlich herabgedrückt sein. Die Ostküste von Grönland zeigt sich allerdings auch noch jetzt nicht ganz von Vegetation entblößt, und mag in der besseren Jahreszeit an manchen Punkten wohl noch ihres Namens **Grönland** nicht ganz unwürdig sein. Nowaja Semlja, über welche Insel wir übrigens wenig Nachrichten besitzen, ist jedenfalls ein sehr armes Land. Aber in der Mitte unseres Areals führt der Golfstrom, wie Wärme und Treibholz, auch die Möglichkeit der Vegetation hoch nach Norden hinauf. Wachsen doch selbst auf dem Nordcap einzelne wenn auch verkrüppelte Bäume, in dieser Breite von 71 Grad 10 Minuten vielleicht der einzige Ort auf der ganzen Erde. Die Bäreninsel hat eine ganz anmuthige Vegetation; Keilhau fand große Rasenplätze mit fußhohem Grase. Im Ganzen sammelte er bei kurzem Aufenthalt von 36 Stunden doch 28 Phanerogamen und 23 Kryptogamen. Die kleinen Wiesen bestanden freilich nur aus **einer** Grasart, der Poa pratensis L., aber sie waren doch mit bunten Blumen geschmückt, der lilafarbenen Wiesenkresse und der röthlich-weißen Blüthenähre eines Knöterichs. Sehr reich und üppig war die Vegetation des für die nordischen Reisenden so wichtigen Löffelkrauts. Könnte man auf die wenigen vorliegenden Mittheilungen allein fußen, so würde Spitzbergen in seiner Flora einen etwas nördlicheren Charakter zeigen, denn Keilhau fand daselbst auf Stans Vorland 36 Kryptogamen gegen 26 Phanerogamen. Unter den letzteren befand sich übrigens auch eine baumartige Pflanze, nämlich die Polarweide, die allerdings nur eine Höhe von einem bis zwei Zoll über der Erde erreicht. Das Gras daselbst (Alopecurus ovatus L.) hatte eine ungewöhnliche Ueppigkeit und erreichte die Höhe von mehr als zwei Fuß. Den Hauptschmuck der Vegetation bildet der schöne, goldgelbblühende Mohn (Papaver nudicaule L.), der wohl in keiner arctischen Flora ganz fehlt, und die mannigfaltigen, ebenfalls selten im Norden vermißten Steinbrecharten.

Gräser, Flechten und Moose gewähren den zahlreichen Rennthierheerden auf Spitzbergen genügende Weide. Zu ihnen gesellt sich noch der kleine, hübsche, aber

äußerst diebische Polarfuchs und im Winter der Eisbär. Der Hauptreichthum der Fauna von Spitzbergen besteht aber in Seethieren. Zwar hat sich, wie es scheint, der Walfisch in Folge der ununterbrochenen Nachstellungen aus den Gewässern in der Nähe von Spitzbergen zurückgezogen, aber noch immer sind seine Küsten wie die Westküste von Nowaja Semlja außerordentlich belebt von Walrossen, die besonders an der Ostküste von Spitzbergen noch wenig Scheu vor Menschen zeigen und so den verhältnißmäßig leichten Fang gut belohnen. Aber einen besondern Reichthum von Spitzbergen und der Bäreninsel haben erst die schwedischen Expeditionen erschlossen. Während man früher der Ansicht war, daß diese Gegenden sehr arm an Fischen seien, kennt man jetzt in Folge der neuern Untersuchungen schon 22 bis 23 verschiedene Arten, unter denen die Heiligenbutte, der Kabeljau, Dorsche, der Schellfisch, der Häring und eine Haiart die bekanntesten und nützlichsten sind. Bekanntlich zeichnet sich die Neufundlandsbank, wo der kalte Labradorstrom und der warme Golfstrom sich berühren, durch ihren großen Fischreichthum aus. Eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich bei der Bäreninsel und Spitzbergen, wo der Golfstrom mit dem nördlichsten Theile des grönländischen Polarstroms zusammentrifft. Die Dorsche kommen an der Bäreninsel in ebenso dichten oder noch volkreicheren Zügen vor als an den Lofodden, wo die Fischer sie „Dorschberge" nennen. Die Häringe finden sich in großen Schaaren ein und ihre Gegenwart wird von dem fischefressenden Häringswalfisch und den zahlreichen großen Fischmöven verrathen. Es scheint nach den neueren Erfahrungen in der That sich herauszustellen, daß die Gewässer um Spitzbergen einen geradezu unerschöpflichen Reichthum an Fischen bergen, und darunter gerade eine große Anzahl solcher, die für den Handel von größter Wichtigkeit sind, wie der Kabeljau, Dorsch, Schellfisch, die Heiligenbutte, der Häring und der „Haakjerring," so nennen die Norweger den erwähnten Hai, aus dessen Leber der feinste und geschätzteste Leberthran gewonnen wird.

Eines besondern Naturproductes muß ich hier noch gedenken, welches für die gänzlich alles Holzwuchses entbehrenden Inseln Bäreninsel, Spitzbergen und Nowaja Semlja von der größten Wichtigkeit ist, ich meine das Treibholz. Auf Spitzbergen sind die Südküste von Stans Vorland und die davorliegenden „Tausend Inseln" und die Nordküste von Nordostland die Plätze, die die größten Massen von Treibholz an ihrem Strande bergen, außerdem findet sich nur noch in einigen Sunden und Buchten Treibholz in geringer Menge. Leider hat man sich, soweit mir bekannt geworden, nicht die Mühe genommen, das Treibholz sorgfältig zu untersuchen und die Baumarten, die es liefern, zu bestimmen. Es fehlen ganz und gar Sammlungen von Treibholzabschnitten, um sie mikroskopisch zu untersuchen und danach botanisch bestimmen zu können. Gleichwohl wäre dies offenbar von der größten Wichtigkeit, da sich daraus ergeben müßte, aus welcher Gegend der Erde das Treibholz herstammt, woraus sich wieder die wichtigsten Schlüsse auf den Lauf der Strömungen würden ableiten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder
aus dem
Thier- und Pflanzenleben
des südlichen Ceylon.

Von

E. v. Ransonnet.

II.

Bisher haben wir uns nur mit einigen charakteristischen Erscheinungen der kleinen Thierwelt Ceylons bekannt gemacht; wollen wir aber die gewaltigen Bewohner des östlichen Theils der Insel in ihren heimathlichen Dschangln (Jungles) aufsuchen, so haben wir bis zu diesen Revieren noch einen Weg von fünfzig englischen Meilen zurückzulegen. Ungefähr sechsunddreißig Meilen von Dickwelle, dem Ausgangspunkte unserer Fahrt, finden wir den letzten bewohnten Ort von einiger Bedeutung, Hambangtotte genannt, und hier ist es unerläßlich, gewisse Vorbereitungen zu treffen, um mit Aussicht auf Erfolg, ohne allzu große Gefahr, in die Wildniß eindringen zu können.

Das Nöthigste ist die Anwerbung von tüchtigen Jägern, welche als Führer oder

nach Umständen auch als Leibwache dienen können und solche finden wir in Hambangtotte und zwar hauptsächlich unter dessen malai'scher Bevölkerung.

Hier hat sich nämlich eine förmliche Colonie aus den Abkömmlingen javanischer Soldaten gebildet, welche einst in englischem Militärdienste standen. Durch Gestalt, Charakter und Religion* sind sie scharf geschieden von den Singalesen, und ihr Muth sowohl als ihre Ausdauer und Thatkraft fallen bei der Wahl von Gefährten auf der Elephantenjagd gewichtig in die Wagschale.

Bei meinen Jagden im östlichen Ceylon hatte ich fast ausschließlich Malaien aus Hambangtotte in meinen Diensten, unter welchen die beiden Jäger besonders ausgezeichnet waren. Assenongu, mein erster Jäger, von welchem eine Abbildung vorliegt, war ein Mann von nahezu vierzig Jahren, mittlerer Größe, mit kleinen schräg gegen einander gestellten Augen und überhaupt unangenehmer Gesichtsbildung, aber gewandt, muthig und stolz. Mein zweiter Jäger, Mastán, hatte dagegen ein stattlicheres Aeußere und besaß nebst einer genauern Kenntniß des Waldes und seiner Bewohner, einen bewunderungswürdigen Scharfsinn im Auffinden und Verfolgen der Thierfährten.

In Begleitung solcher Leute kann man es wagen, nach dem von Hambangtotte zwanzig englische Meilen entfernten Kirinde zu ziehen, welches ein treffliches Hauptquartier für Jagdausflüge bildet.

Ich übergehe die Anstalten, welche der eigentlichen Jagd vorangehen müssen und lediglich in Vereinfachung der Kleidung und gesammten Ausrüstung bestehen, um in das Dickicht leichter eindringen zu können und führe den Leser mit einemmale auf gut Glück in den vom Morgenthau benetzten Dschangl ein.

Welchen Reiz hat es nicht, mit dem Gewehr auf der Schulter durch diese Wildniß zu ziehen! Wird es ein Elephant sein, ein Bär oder Leopard, welchen der Zufall uns entgegenführt? Der Krokodile, Büffel, Hirsche, Eber und des vielen Geflügels nicht zu gedenken! Bei solchen Aussichten muß wohl jedes Jägerherz hoch aufschlagen!

Wie gespannt sind auch beständig die Sinne; mit welcher Sorgfalt entziffert man, was die Fährten des Wildes erzählen! Der Boden ist ja das Tagebuch der Natur, dessen Hieroglyphenzeichen dem Jäger die jüngsten Ereignisse in der Thierwelt verrathen. Hier mischen sich bunt durcheinander alte und frische Fährten und es bedarf eines geübten Blicks, um sofort das Gewirr zu enträthseln. Und welche Fülle von Spuren giebt es nicht auf diesen Wildpfaden. Hier ist der vollkommene Abdruck der breiten Büffelklauen im feuchten Boden, dort die niedliche Fährte der Meminna, des fußhohen Zwerghirsches. Dieser Rasen ist von Wildschweinen durchwühlt; noch ist die Erde frisch, soeben müssen die Thiere hier gewesen sein. Aber jenes tiefe Loch am Boden? Halt, das kann von keinem Wildschwein herrühren! Mastán erräth meinen Zweifel und „bear!" flüstert er mit bedeutungsvoller Miene. Hier hatte also Meister Petz nach Wurzeln gegraben — friedliche Beschäftigung eines Einsiedlers! Ein leises Geräusch im Dickicht macht in diesem Augenblicke den Malaien stutzen. Sollte das der Bär sein? Schußbereit, denn die plötzlichen Anfälle dieses Thieres sind hier sehr gefürchtet, lauscht die ganze Schaar und vorsichtig nähert Mastán sich dem Orte — aber bald meldet sich grunzend der Urheber des Geräusches und verliert sich ungesehen und unbelästigt im Walde. Lachend ziehen wir weiter, bald jedoch schweigt ein Jeder, achtsam auf die Töne des Waldes, die von Zeit zu Zeit sich vernehmen lassen.

Herrliche Blumenhecken fassen jetzt den von uns eingeschlagenen Wildpfad ein, und Mimosen mit violett-, gelb- und weißgefärbten Blüthenkätzchen, sowie gelbblühende Cassien mischen sich unter das dornige Buschwerk. Fast scheint es, als ob wir uns in einem Garten befänden, nur wohlausgeprägte Leopardenfährten erinnern wieder an die Wildniß. Nun treten wir in höhern Wald von Euphorbien (Euphorbia Antiquorum) ein, deren sonderbares, rosenkranzähnliches Geäst jedoch wenig Schatten gewährt; Schlingpflanzen umschließen schlangenartig die Stämme der Bäume, oder ranken in luftigen Gehängen an den erstern empor. Die Blumen, von schönen Schmetterlingen umgaukelt, die milde Morgenluft, Alles athmet vollkommene Ruhe und der

* Sie sind Mohamedaner, während die Singalesen bekanntlich Buddhisten sind.

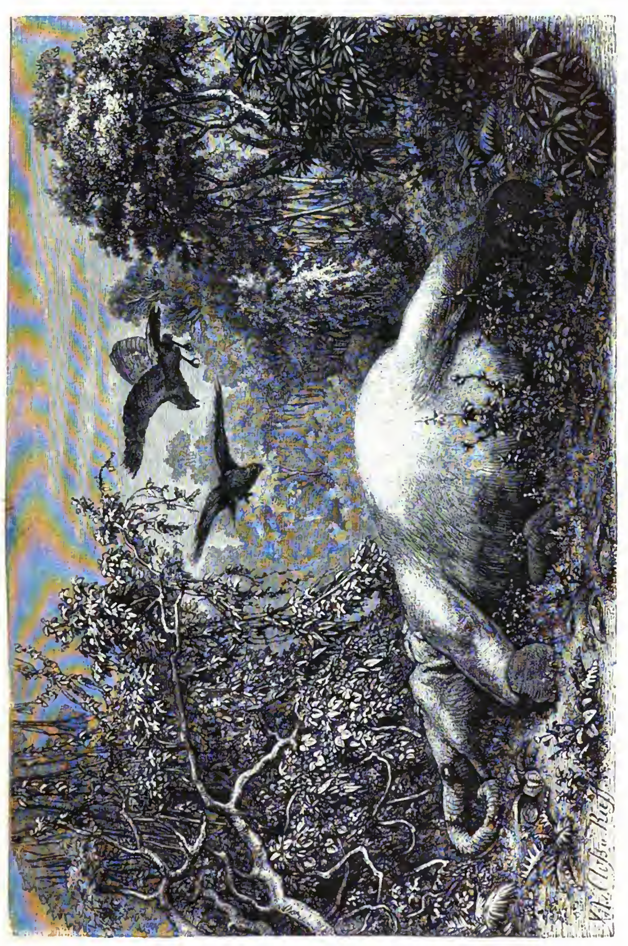
nahe Ruf des furchtsamen Dschaunglhahns oder das Klagen des wilden Pfaus, ver-



Assenongu, der malai'sche Jäger.

mehren nur den Eindruck der Traulichkeit und des Friedens, der über der ganzen Gegend liegt. Eine große stahlblaue Holz-biene, eine Riesin ihres Geschlechts, schwärmt geräuschvoll vorbei, dann ist wieder Alles still; dennoch deuteten unver-

kennbare Zeichen auf die Nähe des gewaltigen Beherrschers des Waldes.



Ein erlegter Elephant.

Der an einer Stelle etwas platt gedrückte Boden nämlich verräth, daß Allia — so nennen die Eingeborenen den Elephanten — hier gewesen sein muß und eine schattige Stelle nicht weit davon zeigt uns die deutlichen Spuren von dem Nachtlager ei-

nes solchen Thieres. Nun beginnt die Jagd anregender zu werden, und ich muß gestehen, daß ich mich, trotz der Jagdbegierde, in solchen spannenden Augenblicken oft einer gewissen Befangenheit nicht erwehren konnte, denn ist auch allerdings die Gefahr bei einer Elephantenjagd nicht so groß als sie von manchen Reisenden, z. B. Hoffmeister, geschildert wird, so bleibt das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht im dornigen Dickicht, gegenüber der ungeheuren Kraft des Elephanten, jedenfalls ein niederschlagendes und geeignet, den Neuling zaghaft zu machen. Durch das während des Pürschens nöthige tiefe Stillschweigen und die Unmöglichkeit, sich mit den Leuten gehörig verständlich zu machen, erhitzt sich außerdem die Phantasie, und macht derlei Jagdzüge mindestens zu höchst aufregenden Unternehmungen. Geräuschlosen vorsichtigen Schritts folgen wir der Fährte, welche bald verschwindet, bald deutlicher sich zeigt und jede Minute lautlosen Vorwärtsschleichens vermehrt die Spannung, in der wir uns befinden. Endlich naht der entscheidende Moment; deutliches Knacken im Dschangl verräth die Nähe des Dickhäuters, allein dichtes, dorniges Buschwerk macht hier das Sehen und Vordringen unmöglich. Einer der Leute besteigt einen Baum, um die Stellung Allia's zu erspähen; die Richtung der Luftströmung wird durch in den Wind gestreuten Sand ermittelt. Der Angriffsplan ist reif und wird sofort zur Ausführung gebracht. Jeden Augenblick in die Dornen verwickelt, die Wunden nicht achtend, und mitunter auf dem Boden unter dem undurchdringlichen Buschwerk, gleich einer Schlange hinkriechend, schleichen wir mühsam der Richtung zu, aus welcher zeitweilig das Geräusch des Wildes sich vernehmen läßt. Nun sehen wir einige sich regende Zweige — der Elephant naht! Rasch suchen wir den ungünstigen Punkt zu verlassen — da scheint das Thier von neuem die Richtung zu ändern; nur wenige Schritte trennen Jäger und Wild, schon ist das dumpfe Athmen des Kolosses deutlich vernehmbar, jetzt wendet er uns die Schläfe zu — doch sieh! schon hat er Witterung von unserer Nähe; denn er hebt den Rüssel und dreht die weitgeöffneten Nüstern uns entgegen — der Schuß fällt, er hat aber nicht getödtet; denn das Thier wendet sich nun vollends und stürzt mit Gekrach gegen uns. Die Hindernisse zwingen es aber wiederholt, seine Richtung zu ändern und wir wissen nicht, ob wir rechts oder links ausweichen sollen. Indessen springt einer der Jäger ihm kühn entgegen und sein Schuß, und ein zweiter der ihm folgt, bewegt den Elephanten, nach der Seite auszubrechen. Fort ist er nun, aber die Verwüstung, die er angerichtet hat, der Pulverdampf zwischen den Baumwipfeln, der eigenthümliche Geruch des Thieres, sowie die Blutspuren auf den bebenden Blättern sind beredte Zeugen dessen, was hier vorgefallen ist. Die Jäger sammeln sich nun von neuem, laden die Gewehre, und vorwärts gehts abermals in den Dschangl.

Es ist nicht mein Zweck, hier etwa die zahlreichen Jagdzüge aufzuzählen, die ich im Elephantenrevier unternahm und welche zwar großentheils nicht von Erfolg gekrönt waren, allein mich stets mit den Bewohnern der Wildniß in Berührung brachten; ich will nur noch erzählen, wie es mir glückte, den Elephanten zu erlegen, dessen gewaltigen, inmitten des Dschangl hingestreckten Körper die beifolgende Abbildung darstellt.

Ich stieß nämlich am 17. Januar 1865 auf einen großen Elephanten, der ohne Ahnung seines bevorstehenden Geschickes in einer kleinen Lichtung sich bewegte. Endlich drehte er sich herum, indem er seine linke Flanke mir zuwandte. Auf meinen Schuß in die Gegend des Ohrs begann das riesige Thier lautlos zusammenzubrechen, indessen fiel ein zweiter Schuß von Seite Assenongu's und mit einem letzten, tiefen Athemzuge legte der Elephant sich nieder — so still, als gelte es zu schlafen. Bebend vor Aufregung stürzten wir hastig nach dem Orte des Dramas, und umringten das verscheidende Thier, dessen gebrochenes Auge sich langsam schloß. Es war ein großes Männchen von nahezu acht Schuh Höhe, mit kurzen Stoßzähnen. Wie ein Traum schien es mir, daß ich den Koloß, der einem Berge gleich vor mir lag, erlegt haben sollte. — Nun aber galt's, die Siegestrophäe zu nehmen, jenen Theil, welchen der Elephant gleichsam spottend dem Jäger oft zu zeigen pflegt, wenn dieser am wenigsten Aussicht hat ihn zu bekommen, nämlich den Schwanz. Zufällig war sein Ende, wie es schien, unter dem Thiere ein-

geklemmt. Meine Leute setzten sich daher an's Werk, selbes hervorzuziehen, als auf einmal ein allgemeiner Ausruf heitern Erstaunens unter ihnen laut wurde. Ich trat hinzu und bemerkte, was sie lachen machte; der Elephant hatte nämlich bereits den Schmuck seines Hintertheils, die kostbare Schweifquaste verloren, und trug nur einen vernarbten Stumpf an dessen Stelle. Auch ich konnte mich nicht enthalten, hellauf zu lachen, so tragisch es für mich als Jäger sein mochte, nur einen einzigen Elephanten erlegt zu haben, und nicht einmal von diesem die gebräuchliche Trophäe heimtragen zu können. Wie mochte aber wohl der Dickhäuter um das symmetrische Gegenstück seines Rüssels gekommen sein? Eine Kugelnarbe auf der Stirn löste bald das Räthsel; der Elephant war schon einmal zu Boden gestreckt, und von seinem vermeintlichen Leichnam der blutige Skalp getrennt worden. Das arme Thier! Es sollte zweimal Todesqualen leiden, und zweimal skalpirt werden — denn ungeachtet des Verlustes des wahren Siegeszeichens schnitt Assenongu unter komischen Geberden einen Theil des übrigen Stumpfes ab. Gott weiß, wer bereits mit der Schweifquaste geprahlt oder von der Landesbehörde die Schießprämie — vormals drei und dreiviertel Gulden österreichische Währung* — erhoben haben mag, während der entschweifte Dickhäuter nach wie vor wieder gemüthlich herumschweifte und vielleicht in den Reisfeldern noch mehr Schaden anrichtete, wie vorher. Dafür aber, daß meine Trophäe nicht gleichfalls ihren Werth verliere, war gesorgt durch einen letzten Schuß in das Hinterhaupt des Thieres, aus welchem ein Strom heißen Blutes hervorquoll. So endete das glücklichste und kürzeste meiner Abenteuer unter den Dickhäutern. Vielleicht war noch mancher der früher von mir verwundeten Elephanten tödtlich getroffen, allein ich fand nie mehr eine Spur von denselben und wir wollen ihnen das Leben gönnen.

* Vom Jahre 1851 bis 1856 wurden im District zwischen Galle und Hambangtotte Prämien für zweitausend daselbst getödtete Elephanten bezahlt. Der Werth eines ungezähmten Elephanten schwankt zwischen siebzig bis hundert Gulden österreichische Währung. Gezähmte Elephanten kosten dagegen von fünfhundert bis tausend und mehr Gulden.

Die Mythen und Volkssagen von wundersamen Meergeschöpfen u. Meerbewohnern.

Von

G. F. Daumer.

Daß es alter- und volksthümlicher Vorstellung und Ueberlieferung nach in den Gewässern gewisse eigenthümliche Wesen gebe, welche in dem feuchten Elemente, verschiedener Auffassung und Darstellung gemäß, als Götter, Genien, Dämonen, Wundergeschöpfe, welche Pferde- und Fischgestalt oder Menschen- und Fischgestalt vereinigen, wilde Meermenschen, sogenannte Necker und Nixen u. s. w. walten und zu Hause seien, das ist jedem Unterrichteten bekannt. Für Alterthumskunde, Geschichte und Naturwissenschaft stellt sich in dieser Beziehung die Frage, woher die erwähnten Vorstellungen stammen, welche Bedeutung sie haben, in welches Gebiet unseres Wissens sie einzureihen, ob sie für bloße Producte der menschlichen Einbildungskraft anzusehen, oder ob ihnen etwas Reales zu Grunde liege, und von welcher Art dann dieses Reale sei. Sie können zum Theil rein mythologisch mit Ausschluß alles Wirklichen, das ihnen entspräche, betrachtet und behandelt werden; Manches davon hat ein visionäres Gepräge und läßt sich für eine aus dem Innern des Menschen in solcher Form hervortretende Ahnung und Vorschau künftiger Dinge halten, wie etwa bei der den Fischern und Schiffern erscheinenden, bald Glück, bald Unglück verkündenden Seejungfer der Fall. Es bleibt jedoch ein Rest, der diesen Auffassungen und Einreihungen widersteht und, wie es scheint, auf eine natürlich reale Basis zurückgeführt werden muß, seien es thierische Geschöpfe, oder gewisse mit dem Wasser besonders vertraute, gleichsam amphibienartig beschaffene und lebende Menschenwesen und Menschenarten, was zu den in Rede stehenden Mythen und Sagen die Veranlassung gegeben. Diese letztere Partie soll hier den Gegenstand unserer Betrachtung und Untersuchung bilden. Wir wollen zunächst einige Blicke in das classische Alterthum werfen, dann die in weiterem geschichtlichen Zeitlaufe, namentlich im nördlichern Europa

bei den germanischen Völkern und in der altchristlichen Welt hervortretenden Traditionen und Nachrichten in's Auge fassen, uns ferner nach Amerika wenden, und auf die hier von den Indianern erzählten Dinge, sowie auf die daselbst gleichmäßig auch von Europäern wahrgenommenen und berichteten Fälle achten, endlich mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen und das, wenn nicht gewisse, doch wahrscheinliche Resultat unserer Zusammenstellungen, Vergleichungen und Erwägungen herausstellen. Es wird da kaum fehlen, daß wir durch alle phantastischen Schleier auf einen factischen Grund hindurchdringen, der nicht ohne historisches, physiologisches und anthropologisches Interesse sein dürfte.

I.

Pferdeähnliche Wesen, Hippokampen.

Hippokampe, Hippokampos, Hippocampus bedeutet Meerpferd mit gebogenem Fischschwanze, von καμπή, Biegung, Krümmung, κάμπος, Meerthier, und ἵππος, Pferd, ein Mittelding zwischen Thier und Fisch. Die Hippokampen der Alten sind bald mit zwei Roßhufen versehen und hinten geschwänzt, bald schwimmen sie mit gespaltenen Floßfüßen, bald sind sie über den ganzen Leib mit Schuppen bedeckt und meerfarbig. Sie kommen endlich auch mit floßartigen Fittigen vor. Sie erscheinen vor dem Wagen des Poseidon und Proteus, oder Nereiden tragend, oder auch ganz ledig. Myron und Skopas bildeten dieselben in mehreren Kunstdarstellungen, wovon noch Nachbildungen in dem Museo Pio Clementino vorhanden sind.

Man kann diese Wesen als ein reines Product der poetischen oder künstlerischen Phantasie betrachten. Es fragt sich indessen, ob es nicht doch vielleicht einmal ein Geschöpf gegeben, von dem das poseidonische Meerroß der Alten das mythologische Spiegelbild ist. Es fehlt auch im Bereiche unserer heutigen Zoologie nicht ganz an etwas Entsprechendem, denn es befindet sich im Meere das sogenannte Seepferdchen, Syngnathus hippocampus, dessen Vordertheil mit dem Kopfe und Halse eines Pferdes Aehnlichkeit hat. Wie man es in Naturaliencabinetten zu finden pflegt, hat es das Ansehen eines Springers im Schachspiele.

II.

Tritonen, Kentaurotritonen, Ichthyokentauren.

In diesen mythologischen Wesen stellt sich eine Verbindung der Menschen- und Fischgestalt dar. Der Name Triton wird verschiedentlich gebraucht; er bezeichnet theils einen Dämon des Mittelmeeres, der selbst mit Rossen und Meerungeheuern daherfährt, theils kommt er in der Mehrzahl vor, und dann sind Tritonen doppelgestaltige, aus Mensch und Fisch componirte Wesen, welche andern Meergottheiten beim Reiten und Fahren dienen. Ein alter Autor* sagt, sie hätten grünes Haupthaar, feine, sehr zarte Schuppen, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nase, breiten Mund mit Thierzähnen, meergrüne Augen, Hände, Finger, Nägel rauh, wie die Oberfläche der Muscheln, statt der Füße einen Schweif, wie die Delphine. Ein Anderer** äußert sich so: „Ueber die Tritonen wissen die Fischer nichts Klares und Genügendes zu sagen. Bei Vielen geht die Sage, daß es im Meere Thiere gebe, die vom Kopf bis an die Hüften menschenähnlich beschaffen seien." Demostratus erzählt, daß er zu Tanagra einen getrockneten Triton gesehen habe.*** Im Ganzen, sagt er, sei er den gemalten und gebildeten gleich; der Kopf aber sei durch die Zeit beschädigt und nicht deutlich gewesen; bei der Berührung wären scharfe und sehr harte Schuppen herabgefallen; es sei nicht zu erkennen gewesen, ob er seiner Natur nach zu den Land- oder zu den Seethieren gehört. Derselbe Schriftsteller führt hierbei einen Ausspruch des Gottes zu Didyme in Jonien an, wo ein Orakel Apollon's war:

„Wunder der Fluthen, gepflegt von Poseidon, tönender Triton;
Folgend im Wasser dem eiligen Lauf des geglätteten Fahrzeugs."

Und das, meint er, entscheide die Frage, ob es Tritonen gebe, zu Gunsten ihrer Existenz, da der allwissende Gott gesprochen.

III.

Germanische, nordische, christliche Sagen und Nachrichten. Meermann und Meerfrau, Necker, Nixe, Seeritter, Seebischof.

In den hierher gehörigen Vorstellungen und Sagen des christlichen Weltalters kann

* Pausanias. IX, 21. 1.
** Aelion in seinen Thiergeschichten. XIII, 21.
*** Einen Triton in einem Tempel des Dionysos

man zum Theil einen bloßen Nachhall derjenigen sehen, welche der griechisch-römischen Mythologie eigen gewesen; doch finden sich auch Eigenthümlichkeiten, die einer besondern Beachtung würdig zu sein scheinen. Die in Rede stehenden sagenhaften Wesen erscheinen theils als Doppelnaturen, halb Mensch, halb Fisch, gleich den Tritonen der Alten, oder als Ungeheuer von thierähnlichem Ansehen überhaupt; theils aber fallen diese Mischungen und Monstrositäten weg, und der Meermann, die Meerfrau tritt in vollkommener Menschengestalt, nur mit gewissen Besonderheiten, ja zuweilen von der menschlichen Bevölkerung der betreffenden Gegenden und Ortschaften kaum zu unterscheiden, auf den Schauplatz, was der Sache eine ganz neue Wendung zu geben geeignet ist. Es folgt hier eine Anzahl solcher Berichte und Schilderungen.

Bräuner in seinen Curiositäten* handelt „vom Meerwunder" und „vom Wundergeschöpf Gottes im Wasser" und führt dabei Folgendes an: „Alexander ab Alexandro** gedenkt eines Seemannes, der von der äußersten Meeresspitze Mauritaniens nach Spanien gebracht worden. Derselbe sei am Gesicht und Leibe bis auf die Leibesmitte einem Menschen, im Uebrigen aber einem Fische ganz ähnlich gewesen. Theod. Gaza zeugt von einer Seejungfrau, welche, als er sich im Peloponnes aufgehalten, lebendig an's Ufer getrieben worden sei. Dieselbe habe eine fast menschliche und zierliche Gestalt, aber einen bis zur Leibesmitte geschuppten und rauhen Leib mit einem Fischschwanze gehabt. Porcacho schreibt, daß in der friesländischen See ein Meermann gefangen worden sei, der zwar zahm gemacht worden, bei den Leuten gewohnt, aber niemals etwas geredet habe. Und Georgius Trapezuntius erzählt, er habe, wie er einst bei einem Brunnen spaziert, ein sehr schönes, wohlgestaltetes Mägdlein erblickt, das bis an den halben Leib außer dem Wasser gewesen, sich aber, als es gemerkt, daß man es wahrgenommen, dem Anblick entzogen" u. s. w. Wir selber haben aus verschiedenen Quellen nachstehende Fälle ausgezogen und zusammengestellt.

zu Tanagra, welchem, als er am Ufer schlief, ein Tanagräer den Kopf abgehauen hatte, sah Pausanias, IX, 20; einen kleinen sah er zu Rom, IX, 24.

* Frankfurt am M. 1737, S. 319 ff. u. 624 ff.

** Gen. dier., Lib. III, c. 8.

Von fremdartigen, halb thiergestaltigen Erscheinungen in und aus den Gewässern ist im nördlichen Europa und christlicher Sage noch öfters die Rede.

Von den Frankenkönigen erstlich wird eine sehr eigenthümliche Sage gelesen. Clodio, Faramund's Sohn, weilte eines Tages mit der Königin am Meeresufer, sich von der Hitze des Sommers zu kühlen; da stieg ein thierähnliches Ungeheuer aus den Wogen und übermannte die Königin. Sie gebar darauf einen Sohn von seltsamem, wunderlichem Ansehen. Er ward Merovig (Merefech) geheißen, und von ihm entsprangen jene Könige, Merovinger, Merofingi, Mereiangelingi genannt. Allen aus diesem Geschlechte wuchsen auf dem Rücken Borsten, wie den Schweinen, weshalb sie auch die Borstigen, χρισταται, cristati, τριχοραχαται hießen.* Eine ganz ähnliche Sage ist jene, nach welcher Theodelinden, der Gemahlin des Longobardenkönigs Agilulf, da sie am Meere wandelte, ein ebenfalls den Wogen entstiegenes, rauh behaartes und glühende Augen habendes Monstrum nahte. Sie gebar einen dem Meerwunder ähnlichen Sohn, der, als er herangewachsen, sich so unbändig betrug und so gefährlich machte, daß man ihn tödten mußte.**

Auch weibliche Wesen der Art treten auf, sind zunächst ganz menschlich gestaltet und nicht ohne Reiz, verlocken Fürsten und Grafen, verwandeln sich aber sodann in monströse Doppelgestalten, und die Kinder, die sie zur Welt bringen, pflegen sich als gefährliche Eindringlinge in die menschliche Gesellschaft zu erweisen, die ihren fremdartigen Ursprung auch wohl durch äußerliche Besonderheiten und Abnormitäten verrathen. Beispiele sind nachstehende.

In alten Chroniken wird von einem Könige Helge in Dänemark erzählt, wie er einst in einem Hause am Seestrande übernachtet und draußen menschliche Laute vernommen, die ihn bewogen, die Thür zu öffnen und nachzusehen. Er erblickte ein schönes Mädchen, das halb im Wasser saß und von der Kälte geschüttelt wurde. Er nahm sie in's Haus und sie übernachtete

* Grimm'sche Sammlung II, Nr. 419.

** Ebendaselbst, Nr. 401.

bei ihm. Am Morgen fand es sich, daß sie oben Weib und unten Fisch oder Schlange war. Sie gebar ein Mädchen, Skulda genannt, welches für Helge's Geschlecht und Land von großem Unheil war.*

Die Sage von der schönen Melusine, die aber alle Samstag vom Nabel an abwärts zu einer Schlange oder einem Wurm wurde, ist allgemein bekannt, da sie namentlich auch in einem Volksbuche enthalten.** Graf Raimund, Sohn des Grafen von Forst in einem Walde bei Poitiers, traf bei einem Brunnen drei schöne Schwestern, deren jüngste Melusine war und mit der er sich vermählte. An den Kindern, die er von ihr erhielt, traten Monstrositäten hervor; eines derselben hatte auf der Stirn ein Cyklopenauge, ein anderes drei Augen, ein drittes einen Eberzahn u. s. w. Sie waren auch zum Theil gefährliche Menschen, sodaß man einen davon aus dem Wege räumen mußte. Als der Graf seine Gemahlin, getroffener Verabredung zuwider, am Samstage in ihrem mysteriösen Gemache belauschte, wo sie sich als Schlangenweib im Wasser badete, schied sie von ihm und erschien auf dem Schlosse nur noch bei gewissen Gelegenheiten.

Im Stifte Fulda bei Biberstein liegt ein Berg, genannt der Milsenberg. Da soll eine Jungfrau erscheinen, die unterhalb eine Schlange ist.*** Milsenberg ist wohl soviel als Melusinenberg.

Von dem sagenhaften Mummelsee heißt es, er leide keine Fische in sich. Wohl aber gäbe es Thiere darin, welche in Etwas dem Salamander gleich, sonst aber den Frauen ähnlich gestaltet seien. Fasse man sie an, so entsendeten sie eine weiße Materie. Es sollen verwünschte Fräulein sein.†

Meermänner, denen man nichts Schlimmes nachsagt, sollen einst an den Küsten Frieslands erschienen sein. Sie schwammen, heißt es, an den Buchten herum und daselbst ein und aus; zwei davon kamen sogar an's Land und gingen einige Zeit in Friesland umher, ohne jedoch einem Menschen Leides zu thun. Zu Westerbyrum sprangen sie wieder in die See.††

* Nach Afzelius.

** Volksbücher, herausgegeben von Marbach, III. Leipzig, 1838. Bräuner, Curiositäten, Seite 321 ff.

*** Henr. Kornmann, de monte Veneris.

† Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

†† Wolf, Niederländ. Sagen, Nr. 510.

Zu Blankenberg am Gestade lief ein Schiff bei großem Unwetter auf einen Felsen und blieb da fest sitzen. Da stieg ein Mann aus dem Wasser und schrie: „Was habt Ihr hier zu thun? Macht, daß Ihr fortkommt!“ Der Bootsmann entgegnete ihm: „Ihr habt gut reden, Freund! Wir können nicht. Wollt Ihr das Schiff weghaben, so schafft es selber fort!“ — „Das kann geschehen,“ sprach der Mann, nahm einen Haken und drückte so stark an den Felsen, daß das Schiff losfuhr und wieder flott wurde. „Wie hat Euch denn das Schiff so lästig sein können?“ fragte man ihn nun. „Ihr lagt gerade vor meiner Thür,“ sagte er, „und meine Frau konnte nicht heraus noch hinein.“* Er sprang sofort wieder in's Wasser und verschwand; die Schiffer fuhren erstaunt davon.**

Einst wollte die Magdeburger Bürgerschaft eine Wasserleitung bauen lassen und man fing an, große Pfähle in die Elbe zu schlagen. Da sah man einen nackenden Mann in der Fluth stehen, der alle die eingesetzten Pfähle mit Macht ausriß und zerstreute, sodaß man den Bau einstellen mußte.***

Zu Brügge wollte ein ehrbarer Bürger gegen Mitternacht über eine Brücke gehen. Da saß ein Weibsbild; er wollte, ein wenig angetrunken, auf sie zugehen; sie aber gab ihm einen Backenstreich, sprang in's Wasser und verschwand. Man sagt, es sei das Weib eines Wasserteufels gewesen.†

Nordische Lieder †† sprechen von einem Meermanne oder Meerriesen und erzählen mit einigen Abweichungen eine Geschichte, worin derselbe eine Jungfrau entführt und von ihr und ihrem Bruder oder Geliebten betrogen wird. So raubt der Wassermensch Rosser oder Rosmer eine dänische Jungfrau; sie wohnt bei ihm im Berge; dahin kommt zu Schiff ihr sie aufsuchender Bruder oder ein anderer Jüngling und ist zunächst in großer Gefahr, von dem Ungeheuer, das ihn wittert, zerrissen und gebraten zu werden. Dann

* Daß sie zur Messe habe gehen wollen, scheint ein zu unechter, ja alberner Zusatz zu sein, als daß wir glaubten, darauf Rücksicht nehmen zu müssen.

** Wolf, Niederländ. Sagen, Nr. 511.

*** Prätorius, Weltbeschreibung I, 497. Grimm, Sagen I, Nr. 57.

† Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 218, aus mündlicher Quelle.

†† Bei Püttmann, Nordische Elfenmärchen, Seite 167 ff.

aber begütigt sich dasselbe; der Jüngling weilt Jahre lang, wird endlich entlassen und mit einer Kiste voll Gold beschenkt; Rosmer ist sogar so gefällig, ihn und die Kiste an's Land zu tragen. Letztere aber hatte die Jungfrau geleert und sich selbst hineingelegt; so kam sie zu den Ihrigen zurück. Nach einer andern Sage, die uns ebenfalls in einem Liede aufbehalten ist, kommt ein Meermann an's Land und führt Agneten mit sich in die See hinab. Sie hält sich da acht Jahre auf und gebiert sieben Söhne, kommt aber endlich zu den Ihrigen zurück und weigert sich, dem Meermanne wieder in seine Wohnung zu folgen.

Ein schlesisches Volkslied ist das von der schönen Hannele, welche, nachdem sie sieben Jahre bei dem Wassermanne im See gelebt, ihre Eltern besucht und gern auf der Oberwelt bleiben möchte, doch, als der Wassermann ihr Kind theilen will, zu ihm zurückgeht. In einem Märchen, welches Emil Sommer aus Stettin mittheilt, folgt ein Schäfer einer Nixe in den Mansfelder See, er trifft unten ein ganzes Dorf an; daselbst wird die Vermählung gefeiert, ein Sohn wird geboren; er besucht dann mit Frau und Kind die Eltern und Bekannten in der Oberwelt und will nicht wieder zurück in den See; da theilt die Nixe das Kind in zwei Hälften, wovon sie die eine behält und die andere dem Schäfer läßt.*

Prätorius** hörte 1664 die Geschichte von einer Magd aus einem Dorfe bei Leipzig, welche bei einem Nix drei Jahre lang gewesen, dann aber wieder davon gegangen sein soll. Sie hatte es in diesem Dienste nicht schlecht, nur daß alles Essen ungesalzen war. Sie lebte nicht gar lange mehr und war immer traurig und simpel.

Die Meermenschen der Fabel treten auch zuweilen klagend auf und geben einen unglücklichen Zustand zu erkennen, oder sie äußern Bedürfnisse, denen sie, indem sie Menschen angehen, zu steuern suchen.

Im Jahre 1716 ließ sich einige Meilen von Ragusa die Riesengestalt eines fast 15 Fuß hohen Meermannes sehen. Sein Kopf war von ungemeiner Größe, übrigens war er in allen Theilen des Leibes wohl proportionirt. Er kam um die Mittagsstunde an's Land und ging am Ufer mit großen Schritten auf und ab. Oft streckte er die Hände über den Kopf zum Himmel; und wenn er sie wieder sinken ließ, erhob er ein so starkes und durchdringendes Geschrei und Geheul, daß man es über eine halbe französische Meile weit hören konnte und in der Nähe die Ohren davor verstopfen mußte. Die Kunde von dieser sonderbaren Erscheinung erfüllte ganz Dalmatien mit Furcht; zu Zengg in der Walachei ward das Meerwunder abgebildet und diese Conterfei in einem Saale aufgestellt.*

Auf dem Wasser der Schelde zu Gent hat sich öfters ein altes Männchen sehen lassen, welches immer geklagt und geseufzt. Zwei Kinder, die am Ufer spielten, sahen es auf sie zukommen und liefen weg, weshalb der Necker jämmerlich geweint hat. Er that Niemand etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehle, so holte er einen tiefen Seufzer und verschwand.**

In der Nähe eines Dorfes befindet sich ein alter Seearm, der aber vom Meere abgeschnitten und am Eingange versandet ist. Rund um das Wasser sind schöne Weiden. Hier ließen einst Mädchen ihre Kühe grasen und brateten sich Kartoffeln. Da kam auf einmal vom Wasser*** ein alter Mann in altfränkischer Kleidung daher, der eine Stange und einen vollen Geldbeutel in den Händen hatte. Er streckte ihnen, ohne zu sprechen, den Beutel entgegen; die Mädfürchteten sich und liefen nach Hause in ihr Dorf, wo sie den Vorfall erzählten. Die Leute, die es hörten, hätten gern den Geldbeutel gehabt und eilten an's Wasser; da war aber weder Seemann noch Beutel mehr zu sehen.† Es ist, als ob dieser sogenannte Seemann etwas von den Mädchen für Geld zu erhalten gewünscht, ohne sich durch die Sprache darüber erklären zu können.

Es giebt der Sage nach auch zuthätige Wassermenschen, welche den Menschen gern gefällig sind und Dienste leisten.

In der Gegend von Beurne hausten vordem Nixen und Wassermänner. Man

* Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen, Heft I, S. 92 ff. Aehnlich, doch ohne den letzteren Zug ist die Sage daselbst S. 43 f. Die Nixe nimmt hier Rache, indem sie den Schäfer in eine Lache drückt, aus der er trinken will, sodaß er ertrinken muß.

** Weltbeschreibung I, S. 498 f.

* Bechstein, Oesterreichische Sagen, S. 172 f.

** Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 221, aus mündlicher Quelle.

*** Im Originaltext: „über das Wasser.“

† Wolf, Deutsche Sagen Nr. 244.

sagt von einer Bäuerin, die früh Morgens nach Veurne ging, daß sich ein solcher, den sie nicht kannte, zu ihr gesellt und ihren Korb getragen; als sie aber dessen große und sonderbar gestaltete Füße erblickte, ergriff sie ein Schrecken; der Nix merkte es und gab ihr den Korb zurück. Sie lief eilig über die Brücke, die eben erreicht worden war; er aber sprang in's Wasser und verschwand.*

Es wird ebenso auch von einem Nix zu Gent erzählt, der sich vordem nicht selten auf einer Brücke hinter dem alten Abteigebäude von Sanct Peter habe sehen lassen. Er hatte eine Zuneigung zu einer gewissen Frau; schon wenn sie von ferne daherkam, lief er ihr entgegen, begleitete sie und trug ihr, was sie mit sich führte. Wenn er auf der Brücke stand und andere Menschen kamen, warf er sich in's Wasser. Meinten nun die Leute, es sei Einer, der sich ersäufen wolle und sprangen nach, so zog er sie unter's Wasser, daß sie ertranken.** Die Gunst dieses Wesens erstreckte sich also nur auf die erwähnte Person; gegen die übrigen Menschen war es feindlich gesinnt.

Die Sagen erzählen ferner von Wassermännern und Wasserfrauen, welche in die Städte gekommen, um Lebensmittel einzukaufen und da von allen Stadtbewohnern gesehen worden seien — ein gar nicht geisterhaft aussehender Zug. Auch sollen sich die Wasserfrauen zuweilen in harten Geburtswehen befinden und der Gatte deshalb aus einem benachbarten Orte eine Hebamme holen, die seinem Weibe beistehe.

So findet sich in der Sammlung der Brüder Grimm eine Sage aus Deutschböhmen, nach welcher der Wassermann wöchentlich in die Stadt kam, um Fleisch zu kaufen. Er sah aus, wie ein Mensch, nur daß seine Kleidung etwas Eigenes hatte. Da er stets nur mit alten durchlöcherten Groschen bezahlte, so merkte man, daß es nicht richtig mit ihm sei; der Fleischer ritzte ihn mit dem Messer in den Finger, womit er das Geld darreichte, so daß sein Blut floß; darauf blieb er aus. In Magdeburg kam die schöne Elbjungfer, bürgerlich gekleidet, um auf dem Fleischermarkt einzukaufen, und verlockte einen jungen Fleischergesellen. Der Roman ging unglücklich aus. Aus der Saale kamen Nixfrauen nach Saalfeld und kauften Fleisch; sie waren ebenfalls gekleidet, hatten aber große und gräßliche Augen. Zu Leipzig kam ein gekleidetes Nixweiblein auf den Wochenmarkt mit einem Tragkorbe, um Lebensmittel einzukaufen; es soll oft auf der Straße gesehen worden sein.*

Nach einer bei Bräuner** zu lesenden Sage kam ein Wassermann in Gestalt eines Bauers in ein Dorf und holte eine Wehmutter daselbst, damit sie seiner Frau beistehe; er führte dieselbe, da sie folgte, unter das Wasser in ein schlichtes Gemach, worin ein Licht brannte und ein Weib auf dem Stroh lag, das unter dem Beistande der Beiden ein Mädchen gebar, welches nicht eben reizend aussah, indem es „einen großen, dicken Kopf, eingebogene Nase und aufgewurstete Lippen" hatte. Vorher wollte man in der Gegend eine Zeit lang ein befruchtetes Weib gesehen haben, welches Niemand kannte. Des Wassermannes Frau ist zum Theil von Menschen weggeraubt und der abscheuliche Gatte frißt die neugeborenen Kinder. Es wird von einem Ritter erzählt, der seine Frau in siebenundsiebzig Seen gesucht und endlich in einem gefunden, wo zuvor eine Wehmutter aus Kappeln, einem Städtchen im Straßburger Gebiet, hinuntergeholt worden war.***

Von ganz besonderem Interesse müssen uns ferner die Nachrichten von gefangenen Seemenschen sein, wo die Sache eine mehr historische Natur und Bestimmtheit annimmt. Wir führen das uns in dieser Beziehung Bekannte in Folgendem vor.

Geschöpfe jener Art, die zuweilen in die Macht der Menschen geriethen, sollen sich häufig auf den Küsten von Marstrand und anderen Stellen im Scheerengarten von Bohnslän gefunden haben. Die Schilderung ist sehr merkwürdig. Sie sind stumm gleich den Fischen, betrüben sich aber über ihre Gefangenschaft, und große, schwere Thränen, die ihren klaren Augen entfließen, deuten auf ihre Sehnsucht nach dem Meere. Die Fischer, welche sie fangen, lassen sie

* Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 81.
** Daselbst, Nr. 82.

* Grimm, Sagen I, Nr. 53. 60.
** Curiositäten, S. 34 f.
*** Grimm, Sagen I, Nr. 49. 63. 66. 69. Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 80.

gewöhnlich, von ihrem kläglichen Heimweh gerührt, nach kurzer Haft wieder los.*

Der Dominicaner Thomas Cantipratanus, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, giebt in seinem bekannten Werke** ein Beispiel aus seiner Zeit. Schiffer brachten der damaligen Königin von England ein von ihnen im Meere gefangenes Meerwunder, das viel Aehnlichkeit mit einem Weibe hatte, nur daß der Kopf in der Art gezeichnet war, daß es schien, als ob sich auf der Stirne eine Art von Krone befinde, die einem Körbchen glich. Das seltsame Wesen aß und trank, genoß besonders gern frische Früchte, sprach aber nicht und drückte sein Unbehagen nur durch ein leises Seufzen aus. Es hielt sich drei Jahre lang am Hofe auf.

Holländische und friesische Chroniken*** berichten von einem „wilden, ungezähmten Seeweibe, welches gegen das Jahr 1400 † in einem großen Sturm und Unwetter in der Südersee zum Vorschein gekommen und durch eine Oeffnung in den durchbrochenen Deichen in's Purmermeer getrieben worden sei. Diese wilde Meerbewohnerin war unbekleidet, doch mit mancherlei Sachen behangen, wie mit Moos, Schilf ꝛc. Sie schwamm lange Zeit herum, suchte ihre Nahrung auf dem Grunde des Wassers und wußte nicht wohin; denn die Oeffnung, durch die sie gekommen, hatte man wieder verstopft. Sie wurde endlich mit Gewalt aus dem Wasser gezogen und nach Edam gebracht; aber man verstand ihre Sprache nicht und sie nicht die der Leute. Man wusch sie, nahm die Seegewächse von ihr hinweg und zog ihr Kleider an; sie begann menschliche Speise zu essen, wollte aber immer wieder in's Wasser springen, woran sie indessen gehindert wurde. Viel Volks lief zusammen, sie zu sehen; die Edamer überlieferten sie den Harlemern; da lernte sie spinnen und lebte noch geraume Zeit. Als sie starb, begrub man sie auf dem Kirchhofe, da sie doch öfters das Kreuzzeichen gemacht. Hier kann man nicht wohl umhin, an eine wirkliche Thatsache zu glauben, sei es, daß man ein eigenes Geschlecht von wilden Wassermenschen annehme, welches zu jener Zeit existirt und wozu das erwähnte Meerweib gehört habe, oder daß man sich vorstelle, ein weibliches Wesen habe sich aus irgend einem unbekannten Grunde in frühem Lebensalter aus der menschlichen Gesellschaft verloren und sich mit dem Elemente des Wassers so vertraut gemacht, daß es eine so fisch- oder amphibienartige Natur angenommen.

Sehr sonderbar und ihrer Entstehung nach sehr räthselhaft sind die Sagen von den Seerittern und Seebischöfen, die man gefangen haben will. Es folgen auch von dieser Gattung ein paar Beispiele.

Im Jahre 1305 am 10. März wurde, einer niederländischen Sage zufolge, mitten im Meere ein Seeritter gefangen, der schön von Gliedern und vollständig gewappnet war. Man hat ihn zu Jedermanns Verwunderung im Lande herumgeführt, doch ist er schon in der dritten Woche zu Dockum gestorben.*

So ist auch von einem Seebischofe die Rede, der 1433 in der Baltischen See gefangen worden sei. Er trug, heißt es, auf dem Haupte eine Bischofsmütze und in der Hand einen Bischofsstab, hatte auch ein Kleid wie ein Meßgewand an. Gesprochen hat er nicht. Der König von Polen behielt ihn einige Tage bei sich, da er aber sah, daß der Wassermann vor großer Betrübniß nicht lange leben würde, ließ er ihn wieder in die See setzen. Als er sein Element erblickte, bezeigte er die größte Freude, sprang hinein und kam nie wieder zum Vorschein.**

* Büttmann, Nordische Elfenmärchen, S. 148.

** Miracul. et exempl. memorab. sui temporis libri duo, Lib. II, c. 30, num. 53.

*** Bei Wolf, Niederländische Sagen, steht die Sage S. 319 f., Nr. 219. Auch Bräuner, Curiositäten, S. 320 f., hat die Geschichte und führt „die niederländische Beschreibung der Niederlande," Th. II. an. Snosus habe sie aus dem Munde von Augenzeugen sorgfältig aufgezeichnet.

† Bei Bräuner steht das Jahr 1430.

* Occa, Luenwardner Ausgabe von 1597. Fol. 36 b.

** Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 246, mit der Literatur daselbst. Wir haben nur die Hauptzüge ausgehoben und Einiges, was Ausschmückung zu sein scheint, weggelassen. So namentlich das vertrauliche Verhältniß des Wassermenschen zu den Bischöfen des Landes, welches wohl aus dem Namen Seebischof und der Aehnlichkeit, die er mit einem Bischofe gehabt haben soll, herausgesponnen ist. Bräuner in seinen Curiositäten, S. 321. führt an, wie um das Jahr 1531 in Norwegen, nahe bei Elepoch oder Elepock, ein Meermensch gefangen worden sei, der einem Bischofe gleich gesehen; man habe ihn dem Könige von Polen geschenkt, aber er habe keine Speise zu sich genommen, nicht gesprochen, nur große und schwere Seufzer vernehmen lassen und in solchem Zustande nur noch drei Tage gelebt.

Wollte man diesen Sagen einige Wahrheit zugestehen, so könnte man sich denken, die Wassermenschen hätten sich zuweilen in die Gewande verunglückter Menschen gekleidet und seien auf diese Weise, wenn diese Gewande ritterschaftlicher oder klerikaler Art waren, zu sogenannten Seerittern und Seebischöfen geworden.

IV.

Der amerikanische Wassermensch.

Es finden sich solche Traditionen endlich auch in Amerika, worüber der Herrnhuter Quandt, der 1768 als Missionär nach Surinam ging und ein seinen Aufenthalt daselbst betreffendes Buch geschrieben,* interessante Mittheilungen gemacht.

Die Indianer nennen die Wassermenschen lukku kujaha, d. i. wilde Menschen, und vermeiden gern die Gegenden, wo es solche geben soll. Quandt hörte von „glaubwürdigen" Indianern, wie einige von ihrer Race im Flusse Berbice mit einem großen Netze gefischt und ein Wasserweib gefangen; sie legten es in ihr Fahrzeug, um es einem Europäer zu bringen, für den sie fischten. So oft sie es auf den Rücken legten, drehte es sich um, als schäme es sich. Auf einmal that es einen Sprung und war wieder im Wasser. Es sollen dergleichen Geschöpfe auch wohl Fahrzeuge mit Indianern umgeworfen und einige davon in's Wasser hinabgezogen haben.

Aber nicht blos die Indianer erzählen solche Geschichten. Auch Europäer wollen entsprechende Erfahrungen gemacht haben. Der erwähnte Missionär hatte Bekannte, die ihm als Augenzeugen Beschreibungen davon machten; auch hatte er selbst einmal Gelegenheit zu einer solchen wiewohl nicht vollständigen Beobachtung. So erzählte ihm erstlich der Posthalter Wiedner an der Wojamba, „ein glaubwürdiger Mann," nach Quandt's Versicherung, wie er einmal auf dem Platze gestanden, wo die Boote anlegten, und daselbst nahe am Ufer ein Wassermensch in die Höhe gekommen sei. Er war braun von Farbe, von weiblichem Geschlechte, wie sehr deutlich in die Augen fiel, hatte „ein ordentlich menschliches Gesicht" und auf dem Kopfe langes Haar. Wiedner ging in seine Wohnung, holte eine Flinte und wollte das Wasserweib schießen. Die Indianer mahnten ängstlich ab, denn sie glaubten, es folge Unglück, wenn ein solches Wesen getödtet werde; er aber ließ sich nicht abhalten und legte seine Flinte an; da tauchte es wieder unter. Er hatte jedoch Zeit gehabt, sich die Erscheinung anzusehen. Dann berichtete auch der Herrnhuter Dehne, wie er zu der Zeit, da er Missionär in Ephraim war, ein solches Wasserweib gesehen. Dasselbe hatte erst die Haare über das Gesicht hängen, tauchte aber den Kopf wieder unter, schlug die Haare zurück und spie gegen ihn Wasser aus. Es war ebenfalls bräunlich, hatte ein schönes Gesicht und einen ebenfalls sehr kennbaren weiblichen Körperbau.

Es glaubt endlich auch Quandt selbst, ein paar derartige Wassermenschen gesehen zu haben. Er machte einmal in Hoop mit Anderen eine Spazierfahrt auf dem Flusse Corentyn. Da sahen sie zwei menschenähnliche Köpfe aus dem Wasser auftauchen und hörten einen dem Lachen ganz ähnlichen Laut. „Indianer," sagt er, „konnten dort so weit im Strome nicht ohne Fahrzeug sein. Das braune Gesicht und die schwarzen Haare konnte ich deutlich erkennen. Aber weil ein starker Wind ging und wir auf dem Wasser etwas furchtsam waren, konnten wir über die weitere Menschenähnlichkeit dieser Erscheinung nichts Bestimmtes wahrnehmen."*

Man muß nicht etwa glauben, daß diesen Angaben eine fabelhaft entstellte Beobachtung der Seekuh (Manati, Lamentin) zu Grunde liege, welche etwas Menschenähnliches hat, und auch den Namen Meerjungfer führt. Dieses Thier ist sowohl den Indianern, wie den Europäern sehr wohl bekannt, jene nennen es nach Quandt Kuimoro, und es fährt dieser also fort: „Auf dem Rückwege von Paramaribo schossen die Indianer in der Neuker das junge Kalb einer Seekuh, welches die Mutter, so zu sagen, noch im Arme trug; denn die Seekühe haben vorn an beiden Seiten der Brust große Floßfedern oder Arme, mit denen sie fortrudern, auch die Jungen an sich halten und zu ihrer Nahrung die Aeste von den am Ufer befindlichen Sträuchern herunterziehen. In der Neuker, welche damals wenig befahren wurde, waren diese

* Nachricht von Surinam und seinen Bewohnern. Görlitz. 1807.

* Quandt, a. a. O., S. 104 ff.

Thiere nicht so scheu wie in anderen Flüssen, und kamen am Tage zum Vorschein." Während die Indianer großes Unglück befürchten, wenn ein Wassermensch getödtet wird, machen sie auf den Manati unbedenklich Jagd und erlegen ihn durch Pfeile und Harpunen.

V.

Schlußbetrachtung.

Ueberblicken wir nun das Beigebrachte, so finden wir darin einerseits viel Ungewisses, Mythisches und, wie es scheint, Erfundenes und Phantastisches; doch auch Manches, was ein mehr oder weniger realistisches und historisches Gepräge trägt, sodaß wir wohl geneigt sein können, einige, wenn auch zum Theil fabelhaft entstellte Wahrheit darin zu erkennen. Von der letzteren Art sind besonders die Erzählungen von den gefangenen Wassermenschen und die aus dem Süden Amerika's beigebrachten Berichte, die kaum einen Zweifel übrig lassen, daß es im Wasser Geschöpfe gebe, die den Menschen sehr ähnlich oder vielmehr im Grunde wirkliche Menschen sind, nur daß sie verwildert und von der übrigen Menschheit abgetrennt, ein ganz eigenes, mit dem feuchten Elemente in ungewöhnlichem Grade vertrautes Leben führen. Diese, vielleicht als eine besondere Race zu bezeichnende Menschenart war, wie es scheint, in früheren Zeitaltern weit zahlreicher als jetzt; sie war wohl schon in Quandt's Zeiten im Verschwinden begriffen und ist heutzutage vielleicht gar nicht mehr zu finden, sodaß es sich damit verhält, wie mit den Amazonen des Orellana am Amazonenstrome. Man würde, da die Sache so auffallend, darin einen Beweis sehen können, wie schmiegsam die menschliche Natur sei, indem sie selbst mit den thierischen Bewohnern des feuchten Elementes zusammen zu hausen und bis zu einem gewissen Grade die Beschaffenheit des Fisches oder Amphibiums anzunehmen vermöge. Wir können hierbei auf den Umstand hinweisen, daß es in Amerika Menschenstämme giebt, die auf eine in der That ganz außerordentliche Weise im Wasser heimisch sind, worüber man in der Ethnographie von Martius nachsehen kann. So sind dort die sogenannten Canoeiros oder Kahn-Indianer, unter welchem Namen die Ansiedler alle diejenigen Indianer begreifen, welche in flüchtigen Kähnen die beiden Hauptäste des Tocantin, den Maranhâo und Araguya, ferner den Tapajoz und das obere Stromgebiet des Paraguay, die Rios Jauru, Cujaba, den S. Laurenco u. s. w. beschiffen, gefürchtet ob ihrer Plünderungen und mörderischen Anfälle. „Man erzählt sich," sagt Martius,* „von ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen Wunderdinge. Sie vermögen sich Stundenlang, auch in der stärksten Strömung, auf dem Wasser zu erhalten. Ein Bündel Blattstiele von der Buriti-Palme, den sie an sich befestigen, dient zur Erleichterung; den Kindern und Weibern sollen Einige sogar Blasen von Gummielasticum anhängen. Man hat gesehen, daß diese Wassermenschen sich mit dem Ruder in das Wasser stürzen, es als Steuer mit den Füßen festhalten, oder einen dahertreibenden Baumstamm ergreifen und auf ihm reitend mit unglaublicher Schnelle über den wildesten Strom setzen. Sie können lange Zeit untertauchen und in der Tiefe gegen den Strom schwimmen. Wasserthiere, wie die Cappvara, die Anta, den Kaiman und große Schlangen verfolgen und erlegen sie mit großer Kühnheit. Nichts flößt diesen menschlichen Amphibien im Wasser Furcht ein, als das Minhoçâo, jenes fabelhafte Thier, das wie ein dicker, mehrere Fuß langer Regenwurm gestaltet, die stärksten Thiere, Pferde und Rinder in den Abgrund ziehen soll.** — Diese Canoeiros leben mit allen Indianern im Kriege und werden deshalb auch wie vogelfrei verfolgt; da sie stets flüchtig auf- und abziehen, so weiß man über ihre Heimath und ihre letzten Schlupfwinkel nichts Zuverlässiges." — „Auch vom Gesetze verfolgte Brasilianer verschiedener Race sollen sich unter den Canoeiros aufhalten" u. s. w. Hier haben wir

* Ethnographie I, S. 261 f.

** Unter dem Namen Minhoçâo fürchtet der Volksglaube ein Thier, welches in den Flüssen und stehenden Gewässern des äquitorialen Brasiliens vorkommen soll, und bald für einen elektrischen Fisch (Gymnotus), bald für eine monströse Art des aalartigen Lepidosiren mit kräftigem Gebiß der wenigen großen Zähne gehalten worden ist. „Dieser Volkssage," bemerkt Martius, „dürfte ebenso, wie jener von der Paranamaya (Flußmutter), der riesenhaften Wasserschlange des Amazonas, etwas Wahres zu Grunde liegen." Es ist schon oft der Fall gewesen, daß sich scheinbare Fabeln in historische und naturgeschichtliche Qualitäten verwandelt haben; man darf daher in solchen Fällen nicht zu rasch im Aburtheilen und Verwerfen sein.

den wildesten und unbändigsten Theil der indianischen Bevölkerung jener Gegenden vor uns, welche, infolge ihrer Freiheitsliebe und Lebensart, ein so vertrautes Verhältniß zum Wasser angenommen. Auch die westindischen Caraiben waren äußerst kühne und geschickte Schiffer und Fischer; sie kämpften fortwährend mit den Wogen, segelten mit ihren Fahrzeugen durch ganz Westindien und hatten die sonderbare Sage: ihr Stammvater Calinago habe sich in einen Fisch verwandelt, was, wie es scheint, den Uebergang in eine der des Fisches ähnliche Lebensweise anzeigen sollte. Die Frauen dieses Stammes nannten ihre Männer Calliponan oder Calipuna, die Wassermänner. Diese Caraiben sind nicht mehr vorhanden; sie werden als äußerst barbarisch, grausam und hochmüthig geschildert, sie entstellten ihren Körper, um furchtbar auszusehen, auf eine gräuliche Weise, waren Menschenfresser und behandelten ihre Frauen mit der größten Brutalität.* Unsere deutschen Sagen stellen die menschenähnlichen Bewohner der Gewässer, von denen sie so viel zu erzählen wissen, als ein sehr grausames, namentlich anthropophagisches Geschlecht dar. Doch scheinen Unterschiede geherrscht zu haben; einige dieser Wesen sollen, wie wir gesehen haben, sehr harmlos, sogar dienstfertig gewesen sein; und die Indianer in Surinam hielten die dortigen Wassermenschen für unverletzlich und glaubten, daß man sich durch ihre Tödtung ein Unheil zuziehe. Es waren dies wohl die ausgehenden Reste einer sehr alten aus ferner Urzeit stammenden Art von wilden oder verwilderten Menschenwesen, die fast ganz im feuchten Elemente lebten, sodaß sie sich übrigens vielleicht nur in Höhlen und Löchern am Ufer der Gewässer bargen, die sie behausten und aus denen sie ihre rohe Nahrung holten.** Wir dürfen vielleicht auch an jene Pfahlbauten denken, welche von ehemaligen Geschlechtern, die mit dem Wasser ebenfalls sehr vertraut gewesen sein müssen, Zeugniß geben; und es wäre denkbar, daß sich manche der hierher gehörigen Sagen, wo Wassermänner und Wasserfrauen in die Wohnungen der Menschen gekommen, um Fleisch einzukaufen oder Hebammen zu holen, wo dieselben einzelne Individuen daraus weggelockt oder geraubt, und solche sich in den Behausungen dieser Wesen aufgehalten und ihnen in ehelichem Zusammensein oder als dienende Personen zugesellt gewesen sein sollen, auf die letzten Ueberbleibsel jener uralten Race in Europa bezögen, die sich mit der neu eingewanderten, trotzdem, daß zu Zeiten einige freiwillige oder erzwungene Vermischungen stattfanden, nicht auszugleichen vermochte und im Conflicte mit ihr, als die ältere, verlebtere und schwächere, naturgemäß zu Grunde ging.

* Vergl. über diese Punkte Assal, Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika, wo S. 138 ff. das Seeleben der Inselcaraiben geschildert ist; du Tertre, Hist. des Antilles, und Martius, a. a. O. I, S. 737 ff.

** Im Wigamûr tritt ein wildes wîp auf, das in einem hohlen Steine des Meeres wohnt und abwechselnd merwîp, merfrouwe, meerminne heißt. Grimm, Mythologie. Eine Sage, nach welcher ein Meermann mit seinem Weibe in einer Höhle haust, ist oben beigebracht worden.

Das Nitroglycerin.

Unter den neueren Entdeckungen der technischen Chemie nimmt das Nitroglycerin eine hervorragende Rolle ein. Von dem Laien wurden seine staunenerregenden Wirkungen bewundert, von dem Fachmann diese Wirkungen geprüft und gefunden, daß dieselben praktisch zu verwerthen seien.

In der wissenschaftlichen Welt ist das Nitroglycerin seit zwanzig Jahren schon bekannt. Es wurde von dem Italiener Sombrero im Laboratorium von Pelouze zu Paris dargestellt, er lernte seine explosiven Eigenschaften kennen, dachte aber nicht an die technische Brauchbarkeit der Verbindung, weil zu der Zeit das Glycerin so hoch im Preise war, daß man von einer technischen Verwerthung desselben schon deswegen absehen mußte. Die Bereitung des Körpers war außerdem zu gefahrvoll, als daß sie im Großen ausgeführt werden konnte.

Der ganze Proceß der Bereitung besteht darin, daß man das Glycerin, welches die chemische Formel $C_6 H_8 O_6$ hat, in geeigneter Weise mit Salpetersäure behandelt. Das Glycerin ($C_6 H_8 O_6$) giebt dann 3 Aequivalente Wasserstoff (H_3) ab, nimmt dafür 3 Aequivalente Untersalpetersäure ($3\ NO_4$) auf und bildet Nitroglycerin $C_6 H_5 (3\ NO_4)\ O_6$. Die Behandlung mit Salpetersäure geschieht am besten so, daß

man in ein kaltes Gemenge von 12 Theilen Schwefelsäure mit 6 Theilen rauchender Salpetersäure tropfenweise 1 Theil Glycerin einrührt, so langsam, daß die Temperatur 15 bis 20 Grad Celsius nicht überschreitet. Nachdem es durch Waschen von aller überflüssigen Säure befreit ist, stellt es eine schwachgelbliche oder farblose, nicht sauer reagirende, geruchlose, dicke Flüssigkeit von 1,6 specifischem Gewicht dar.

Diese Darstellungsweise, welche sich im Kleinen sehr gut bewerkstelligen läßt, ist im Großen schwierig und gefährlich und bei der jetzigen Wohlfeilheit des Glycerins schien es an der Zeit zu sein, Proben anzustellen, wie die früher gefahrvolle Bereitung auf minder gefährliche Weise zu Stande zu bringen sei.

Die Lösung des Problems gelang im Jahre 1864 dem schwedischen Ingenieur Nobel. Einen eclatanten Beweis von der großen Sprengkraft der neuen Verbindung erhielt das Publikum durch die erschütternde Nachricht von der Explosion in der Nobel'schen Fabrik bei Stockholm am 3. September 1864. Am genannten Tage waren in der Fabrik der jüngste Sohn des Ingenieurs und ein Technologe dabei beschäftigt, Experimente zur einfacheren Bereitungsweise des Nitroglycerins anzustellen. Durch eine Unvorsichtigkeit entstand eine kleine Explosion, welche sich den 200 Pfund in offenen Behältern befindlichen Nitroglycerin mittheilte. Der junge Ingenieur, der Technologe, ein Knabe und ein Mädchen, welche letztere als Handlanger bei den Versuchen fungirt hatten, wurden total verbrannt an verschiedene Stellen geworfen. Die 200 Pfund Nitroglycerin, von welchem nur die Hälfte verbrannt sein soll, entsprachen ungefähr 12000 Pfund Schießpulver an Wirkung.

Die Eigenschaften des Nitroglycerins, welches Nobel Patent-Sprengöl genannt hat, dessen technische Bereitungsweise auch sein Geheimniß ist, sind dieselben wie die des Nitroglycerins, welches nach der früheren Methode bereitet worden ist.

Es ist eine hellgelbe, ölartige Flüssigkeit von 1,6 specifischem Gewicht, unlöslich in Wasser, weshalb auch vorgeschlagen ist, das Sprengöl unter Wasser aufzubewahren. Durch directes Feuer explodirt es nicht, denn z. B. in Berührung mit einem brennenden Schwefelholze zersetzt sich das Oel ohne Explosion und bei Entfernung des brennenden Körpers erlischt dasselbe. Ueber diesen Punkt hat eine technische Commission in Stockholm Versuche angestellt, welche die angegebene Thatsache bestätigten.

Bei der Explosion, die mit fabelhafter Schnelligkeit stattfindet, verbrennt es vollständig ohne Rückstand. Durch einen Hammerschlag detonirt es, jedoch nur an der Berührungsstelle. Man kann diesen Versuch anstellen, indem man einen Tropfen auf einem Ambos mit dem Hammer schlägt. Es wird nach einmaligem Aufschlagen noch Sprengöl zurückbleiben, welches noch einige Male explodirende Wirkung zeigt. Es läßt sich ohne Gefahr das Sprengöl bis 100 Grad Celsius erhitzen, jedoch explodirt es bei 180 Grad Celsius. Alle diese Eigenschaften berechtigten zu der Annahme, daß das Nitroglycerin in vielen Fällen, zumal bei Sprengungen großer Felsmassen, das Pulver zu ersetzen, wenn nicht zu übertreffen im Stande sei. Die Bestätigung dieser Annahme ließ nicht lange auf sich warten; denn durch die Anwendung von Nitroglycerin hat man in der neuesten Zeit Wirkungen beobachtet, welche denen des Pulvers bei weitem überlegen sind. Hierzu kommt noch außerdem für den Techniker die verhältnißmäßige Wohlfeilheit des Materials in Betracht, um eine dauernde Verwerthung in der Technik zu ermöglichen.

Einige Beispiele mögen den Lesern eine Vorstellung von der staunenerregenden Wirkung dieser seltsamen Verbindung geben.

In der Nähe von Hamburg wurde, in Gegenwart von Fachleuten, durch Nitroglycerin ein 300 Pfund schwerer Ambos aus gediegenem Eisen mit der geringsten Wandstärke von 4 Zoll gesprengt. Die bei diesem Versuche angewandte Menge betrug nur 0,1 Pfund.

Ein in der Erde befindliches, halb mit Sprengöl gefülltes Pistolenrohr wurde zerrissen und durch die Explosion bildete sich ein Loch von 4 Fuß Tiefe und 2 bis 3 Fuß Breite.

Unter den Versuchen, welche am Harz von einer Commission von Fachleuten angestellt wurden, ist einer besonders zu erwähnen. Im Trogthaler Bruche wurde nämlich durch die Explosion von 3 Pfund Sprengöl eine Gesteinsmenge von mehreren Tausend Cubikfuß so zerrissen, daß mit Leichtigkeit die ganze Masse des Gesteins

abgehoben werden konnte.* Im Kriege von 1866 wandten die Preußen das Sprengöl mit Erfolg zur Sprengung der Brücken an.

Wie obige Beispiele zeigen, sind die Eigenschaften des Nitroglycerins, als Sprengmittel angewandt, vorzüglich, aber trotzdem kann man nicht umhin, diesen Körper als einen sehr gefährlichen zu bezeichnen. Wie die jüngste Tagespresse uns gezeigt hat, haben sich die Unglücksfälle, durch Explosionen des Sprengöles hervorgerufen, vermehrt, sodaß man leicht geneigt ist, die Wirkung des Nitroglycerins als unberechenbar anzusehen. Ich erinnere nur an die Unglücksfälle in Bochum und Hirschberg, an die Explosion des Schiffes in Valparaiso u. s. w. Diese Unglücksfälle sind aber in den meisten Fällen durch die Unkenntniß der Arbeiter hervorgerufen. In Hirschberg z. B. bearbeitete ein Bergmann einen Block von gefrorenem Sprengöl mit einem Beile und fand natürlich bei der Explosion seinen Tod. Andere Arbeiter versuchten Sprengöl über freiem Feuer zu trocknen.

Verschiedene Eisenbahndirectionen haben in Folge dieser wiederholten Unglücksfälle den Transport des Sprengöles auf ihren Bahnen untersagt, was umsomehr zu bedauern ist, da der Erfinder sein Möglichstes, z. B. durch Einführung von elastischen Weißblechflaschen mit besonderm Verschluß, gethan hat, um Unglücksfällen vorzubeugen. Eine Commission in Schweden entschied sich dahin, daß der Transport des Sprengöles in elastischen Flaschen vollständig ungefährlich sei. Durch längere Erfahrung hat es sich bestätigt, daß es besser sei, stets Sprengöl im frischbereiteten Zustande zu verwenden.

Zum Schluß will ich noch einer Eigenschaft des Sprengöles Erwähnung thun, welche zu wichtig ist, um bei einer Darstellung der technischen Anwendbarkeit dieses Körpers übergangen zu werden. Das Nitroglycerin ist den starken und rasch wirkenden Giften beizuzählen.

Nach Versuchen von Edwards scheint es in seiner Wirkung auf den gesunden und kranken Organismus derjenigen der Nux vomica und ihren Präparaten (z. B. Strychnin) in mancher Beziehung nahe zu stehen, sodaß auch in sanitärer Hinsicht große Vorsicht bei Anwendung dieser Verbindung anzuempfehlen ist.

Im Großen und Ganzen kann man von dem Nitroglycerin dasselbe sagen, was man von jeder Neuerung, ich erinnere an die Einführung des Petroleums, sagen kann. Die Nachtheile werden fortwährend vergrößert und die Vortheile geläugnet, bis jeder Nachtheil durch genaueres Studium der Eigenschaften des Körpers so gut wie überwunden ist. Hoffentlich wird dieses mit dem Nitroglycerin nicht gar zu lange dauern.

* Polytechnisches Journal.

Burgos.

Von

Ernst Dorn.

Wenn man mit der Eisenbahn in die Nähe der alten gothischen Königsstadt Burgos kommt, durchfährt man eine der schönsten und an Abwechslung reichsten Gegenden Spaniens. An den Ufern des Arlanzon steigt der von Asturien abgezweigte nordspanische Gebirgszug noch einmal zu beträchtlicher Höhe empor. Die Stadt ist am Fuße des Berges, welcher das alte Fort trägt, lang hingebaut; der Fluß bespült die zerfallenden Festungsmauern und eine Brücke führt darüber hin in die Stadt. Von der Höhe des Forts schaute einst die äußerste Vorhut der altcastilischen Ritterschaft in die den Mauren unterworfene Duero-Ebene hinab und unter den Wällen desselben erblickte der Cid Campeador, der nationale Held, dessen Existenz halb sagenhaft geworden ist, das Licht der Welt, kurz nachdem die Macht der Araber gebrochen und Castilien zu Anfang des elften Jahrhunderts ein mächtiges Königreich geworden war. Damals schlugen dessen Herrscher bald in Burgos, bald in Leon den Sitz ihrer kriegerischen Hofhaltung auf.

Burgos ist eine stolze, königliche Stadt, sie ist gleichsam ein Heldengedicht aus der kühnsten Zeit Spaniens und bewahrt noch in Trümmern einen unauslöschlichen Zug von Adel und Größe. Die Bauart der Stadt trägt weniger den maurischen Charakter, wie andere Städte Spaniens, denn sie blieb kürzere Zeit im Besitze der Mauren, aber die Gothenkönige gaben ihr das stolze Gepräge ihrer heldenhaften Zeit.

Die Straßen sind breit, die Plätze groß, und die Stadt wie die Umgebungen sind überreich an historisch-interessanten Werken der Baukunst. Das erhabenste dieser architectonischen Kunstwerke ist die iglesia major, die Kathedrale.

Als Bischofssitz wird Burgos gegen Ende des elften Jahrhunderts genannt und zu derselben Zeit ordnete König Alphons VI. auf der Stelle des früheren Königspalastes den Bau einer Kathedrale an. Diese erste Kathedrale wurde ungefähr im Verlaufe von zwanzig Jahren vollendet. Aber schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts genügte der Bau nicht mehr. Der König Ferdinand III. legte den Grundstein, gab mehrere königliche Paläste dazu her und erwarb noch ein nahe gelegenes Kloster, um den großartigen Plan der Kathedrale in entsprechender Weise auszuführen, und nun dauerte der Bau bis zur Vollendung drei Jahrhunderte.

Zwei Jahrhunderte vergingen, ehe man den Ausbau der Hauptfaçade in Angriff nahm. Der Urheber derselben ist Meister Johann von Cöln, welchen der Bischof von Cartagena bei seiner Rückkehr vom Baseler Concil aus Deutschland mitbrachte.

Der Gesammteindruck, den die Kathedrale von Burgos auf den Beschauer macht, vereinigt hehre Größe mit Pracht und Grazie. Ein schönes Maß zeigt sich in der Ausführung, ohne daß das Ganze darum kahl oder nüchtern wäre. Viele Anbauten und Verzierungen umhüllen den ursprünglichen Kern der Hauptkirche.

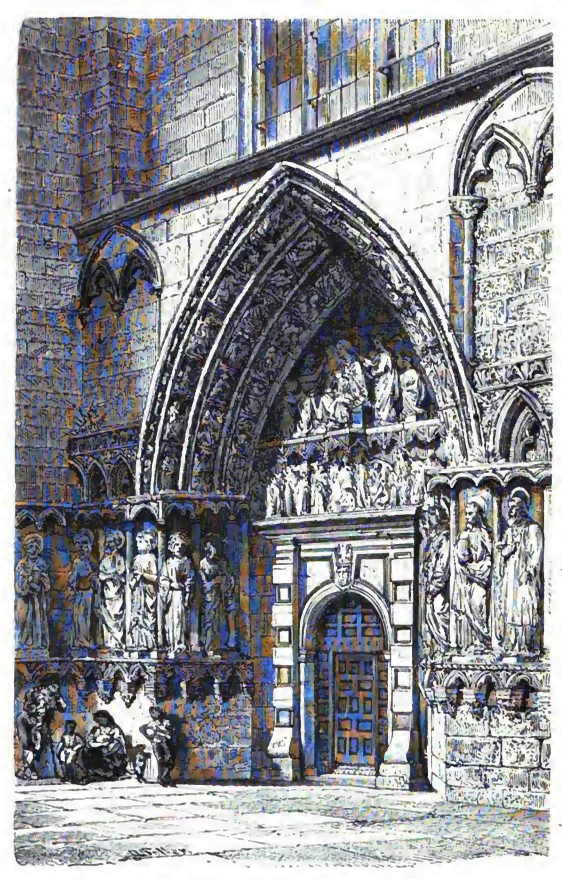
Die Thürme und die Façade sind aus dem schönen, äußerst weißen Stein von Ontoria gebaut, der sich besonders für den Bildhauer eignet, dem besten Marmor gleich kommt und leicht zu bearbeiten ist, sodaß der Künstler seiner fruchtbaren Phantasie ungehindert nachgehen konnte und das Gebäude ein leuchtendes Ansehen erhielt wie wenig andere in Europa.

Warum nur konnte man bei einer so großartigen Conception, einer so verschwenderisch ausgestatteten Schöpfung nicht auch einen Platz wählen, der dem erhabenen Gedanken und der hohen Bedeutung des Werkes würdig entsprochen hätte? Es ist schwer zu begreifen, wie sich dasselbe auf so ungleichem Terrain erheben konnte, wo kein Punkt zu finden war, von dem aus in schicklicher Entfernung das Ganze überschaut und die Totalwirkung zusammengefaßt werden konnte. Wenn man es zugab, daß rings herum jene elenden Häuser entstehen konnten, die heutzutage das Gebäude beengen, so war doch die Nachlässigkeit und blinde Gleichgültigkeit der unbedachten Gründer noch größer, die ihrer Schöpfung einen so unpassenden Platz ersehen konnten. Um sie vollständig zu sehen und das imponirende Ganze im Ganzen zu genießen, muß man in das Feld hinabsteigen; nur von da aus offenbart sich die prunkvolle Schönheit, die unbeschreibliche Großartigkeit, die harmonische Combination der vielartigen Glieder.

Wie eine ungeheure, mit kleinem Filigran bedeckte Pyramide, von anderen, niedrigeren umgeben, die sich ihr malerisch unterordnen, erhebt sich die Kathedrale schön und leicht auf ihrem unregelmäßigen Terrain, wo der Künstler mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um ohne Nachtheil für die Formen und Proportionen seines Baues eine passende Basis für ihn zu gewinnen. Die localen Bedingungen machten jede Ebnung des Bodens unmöglich, die nicht an gewissen Punkten von hohen Terrassen dominirt gewesen wäre; daher kommt es, daß die Außenmauern hie und da ungleich hoch erscheinen, obwohl der obere Rand in gleichem Niveau hinläuft. Diese Eigenthümlichkeit hat es, wie Bosarte bemerkt, veranlaßt, daß die Stadt Burgos in ihrem „Bericht von den Werken der Kathedrale" sehr ungenau ausspricht, „die eine Hälfte der Kirche sei höher als die andere." Dem sei wie ihm wolle, auch aus den Zufälligkeiten des Grundes und Bodens hat die Kunst ihren Vortheil zu ziehen gewußt. Die Treppe von neununddreißig Stufen, auf der man von der hohen Thür auf den Boden hinabsteigen muß, ist von trefflicher Wirkung und trägt viel dazu bei, diesen Theil des Gebäudes so ansehnlich zu machen.

Das Hauptportal, welches der Anlage nach sehr reich gewesen sein muß, ist zum Theil zerstört und ungeschickt restaurirt; die Rose aber mit den Doppelfenstern darüber ist von großer Schönheit, und die beiden Hauptthürme, von 300 Fuß Höhe, haben trotz ihrer durchbrochenen und äußerst feinen Arbeit den Stürmen der Zeit vortrefflich widerstanden. Der achteckige Thurm auf dem Kreuze, in welchem die Kuppel des Domes aufsteigt, wiederum von zierlichen

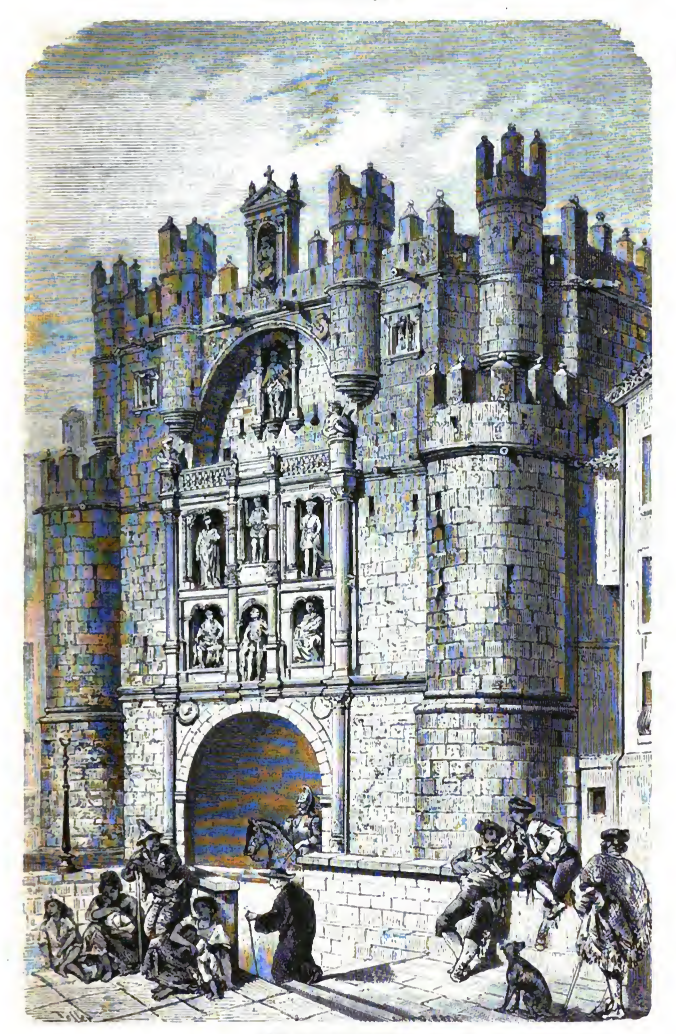
Thürmen umgeben, die auf den Dachseiten und Seitenportalen stehen, strebt in einem Bündel von acht schlanken, durchsichtigen, Thurm der Capelle, welche unmittelbar an den Hochchor der Kathedrale stößt und der Gesammteindruck dieser Strahlenkronen von



Das Apostelthor an der Kathedrale zu Burgos.

spitzen Thürmchen, von unvergleichlichem Verhältniß der Höhe und Stärke zum Ganzen, empor. In ähnlicher Weise der luftigen Pyramiden ist von unbeschreiblicher Wirkung.

Unter den verschiedenen Portalen ist



Alter Thorweg in Burgos.

namentlich das Portal der Coroneria oder das Apostelthor bemerkenswerth, an welchem sich die Statuen der zwölf Apostel fast in Lebensgröße befinden. In der Lünette über der Thüre erblickt man den Heiland, sitzend, eine Frau zur Rechten, ein Mann zur Linken, beide mit zum Himmel erhobenen Armen in bittender Geberde.

Der nach Art der anderen gothischen Kathedralen angelegte, feinberechnete Grundriß ist heutzutage nicht mehr so regelmäßig und harmonisch, wie er zu Anfang gewesen sein muß. Man hat zu verschiedenen Zeiten durch neue Theile die Eurhythmie und Symmetrie der äußeren Umrisse verletzt. Durch die prächtige „Capelle des Condestable,“ welche für Don Pedro Hernandez de Velasco und seine Gemahlin Donna Mencia de Vendeza, die etwa um 1500 starben, errichtet wurde, und andere Capellen, ist manches im Bau verdeckt, obgleich allerdings wieder eine reichere und mit überraschenden Contrasten ausgestattete Wirkung hervorgebracht wurde.

Der Ausdehnung und der künstlerischen Pracht der Capellen entsprechen die Proportionen, Ornamente und Maße des Kreuzganges. Im gothischen Stile der dritten Periode, wie ein großer Theil der Kirche, umfaßt er ein weites Viereck und diente ehemals zum Kirchhofe für die Kanoniker. Heutzutage wird er nicht mehr benutzt und ist mit Gesträuchen bedeckt. Jede seiner vier Galerien ist 89 Fuß lang und 22 Fuß breit. Seine Außenwände öffnen sich in doppelten Spitzbögen nach Art der Arkadenfenster, die sich in kleinen Bögen theilen und reich mit Kleeblättern, Rosen und Säulchen geschmückt sind, das Ganze von anmuthiger Wirkung. Gutgezeichnete Spitzbögen mit sehr correcter Profilirung, sorgfältig mit Blattwerk bekleidet, schmücken die inneren Wände; in der Mitte zwischen ihnen stehen beinah kolossale Statuen von Heiligen und Helden (héroes), in entschieden gothischem Stile. Mit diesen wechseln eine Menge Grabdenkmäler aus verschiedenen Zeiten und Stilen ab, sodaß das Ganze ein ehrwürdiges Ansehen, ein historisches Interesse, einen alterthümlichen Hauch erhält, der seinen Eindruck auf Gemüth und Phantasie nicht verfehlt. Unter den wichtigeren Monumenten zieht besonders das des Kanonikus D. Diego de Santander die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist im Stile der Renaissance, wie auch die Grabmäler des D. Pedro Ruiloba und D. Gaspar Illescas, die von den Kennern nicht minder gerühmt werden, obwohl sie an Werth hinter dem ersterwähnten zurückstehen.

Die zwölf Seitencapellen, sowie die vielen interessanten Portale alle im Einzelnen zu beschreiben, würde zu weit führen. Ebensowenig können wir auf die einzelnen Gemälde, darunter eine Magdalene von Leonardo da Vinci und die prachtvollen Holzschnitzereien näher eingehen.

Eine Merkwürdigkeit aber müssen wir hier erwähnen. Dieselbe befindet sich im ehemaligen Kapitelsaal, der jetzt jedes anderen Schmuckes beraubt ist. In der Höhe der Hauptwand befindet sich ein hölzerner Kasten mit Eisenbeschlag: el cofre del Cid. Es ist einer der beiden Kasten, welche der große Campeador zweien Juden verpfändete, unter dem Vorgeben, daß sie mit silbernen und goldenen Geräthen gefüllt seien, während sich nichts als Sand und Steine darin befand. Aber:

Dennoch war es keine Täuschung.
Denn mein Wort war in den Kasten
Und mein Wort ist gutes Gold.

Der Sarg, welcher in zwei Abtheilungen die Gebeine des Cid und der Ximene enthält, befindet sich in einem kleinen, reich drapirten Oratorium im Rathhause, und ist mit einem Glasdeckel versehen. Diese Ueberreste des Paares sind von der Karthause außerhalb der Stadt hierher gebracht worden. Auch das Haus des Cid und viele andere Erinnerungen an den großen Helden werden dem Besucher von Burgos gezeigt.

Ueberhaupt giebt es wenig Städte, die in ihrem Innern und in der Umgebung so viele Denkmäler einer großen Vergangenheit aufzuweisen haben wie Burgos. Nicht nur der Cid selbst, auch seine Vorfahren sind verherrlicht worden. Die Straße Lain-Calvos erinnert an die Stelle:

Und nun auf, mein guter Onkel,
Lain-Calvos, segnet uns.

Eine besondere Merkwürdigkeit von Burgos ist auch das sogenannte wahrhaftige Christusbild in der Kathedrale, welches dem Volke durch seine auffallende Häßlichkeit imponirt und gerade dieses absonderlichen Aussehens wegen für echt und unzweifelhaft gehalten wird.

Uebrigens ist der Anblick der alten gothischen Königsstadt überhaupt prachtvoll; namentlich zeigen die massigen Thürme der zerfallenden Festungsmauern großartige und imponirende architectonische Merkwürdigkeiten. Einzelne Thore, sowie die Brücke über den Fluß sind berühmt durch die Festigkeit und kolossole Dicke des Mauerwerkes und die einfache Schönheit der Construction. Auch manche Häuser, so z. B. la casa del cordon, der Palast des Fernandez de Velasco, dessen stolzes Grabmal in der capilla del condestable prangt, zeichnen sich durch architectonische Schönheit und reiche Sculpturen an der Façade aus.

Und zwischen allen diesen interessanten Ueberresten fällt das bewegte Treiben des Volkes von heute umsomehr in's Auge. Da sind Landleute, welche in den malerischen Trachten Gemüse und Früchte zu Markte bringen. Ganze Haufen der köstlichsten Obstsorten nebst Bergen von Zwiebeln liegen auf dem Marktplatze aufgestapelt; dazwischen sieht man die Bauern im knappen, braunen Anzuge von Ziegenhaar, die Manta über der Schulter und den runden Hut auf dem Kopfe. Die Manta ist eine große wollene Decke, in den grellsten Farben bunt gestreift, welche sie mit malerischer Kühnheit, die dem spanischen Volke eigen ist, zu drapiren wissen.

Die spanischen Frauen lieben bunte Farben und diese Neigung ist allgemein; nur zur Kirche kleiden sie sich schwarz. Die Mantilla, die leider in den Städten verdrängt zu werden droht, besteht aus einem shawlartigen Stücke schwarzer Seide, das vorn eine breite Spitze hat. Es wird mit zwei Nadeln am Hinterkopfe befestigt und die Spitze verhüllt das Gesicht ganz oder nur die Stirn, immer aber mit jener unbeschreiblichen Anmuth, welche der Spanierin eigen ist. Die kleinen Hände, in denen der Fächer nie fehlt, halten die Enden der Mantilla unter der Brust zusammen. Füße und Hände sind fast durchgängig von großer Schönheit, natürliche Grazie der Gestalt findet sich bis in die untersten Volksschichten.

Wie Burgos selbst, so giebt auch seine nächste Umgebung das Bild einer großen Vergangenheit, welche in Trümmer fällt. Verlassene Kirchen am Wege, oft mit herrlichen Portalen, Bögen, weite Plätze, dazu der Blick auf die Stadt mit der Kathedrale und den reichen Monumenten aus den verschiedensten Zeiten — das ist der interessante und stolze Charakter jener Gegend.

Um hinaus nach der Cartuja zu gelangen, welche das berühmte Grabdenkmal der Eltern Isabella's von Castilien enthält, und eine Viertelstunde oberhalb der Stadt liegt, muß man das berühmte Thor de Santa Marie passiren. Es wurde unter Karl V. erbaut, gehört zu dem Besten aus dieser Epoche und ist von sehr imposanten Verhältnissen. Massive, oben crenelirte Thürme flankiren es, und über dem Portale stehen in Nischen die früher erwähnten berühmten Männer der Stadt und Karl V. selbst. Die innere Seite des Thores zeigt, in großen Reliefs, einen Vorgang aus der Chronik von Burgos: die Hinrichtung eines Ritters, welcher eine Dame aus dem Hause der Mendoza beleidigt hatte. Ein Beweis, wie hoch die Frau in Spanien gehalten wurde.

Acht Kilometer weiter von Burgos entfernt als die Cartuja, liegt in einem grünen Thale mit weiten Fernsichten die Kirche mit dem ehemaligen Benediktinerkloster, eines der ältesten Denkmäler altspanischen Ruhmes, wenn es auch wenig architectonische Schönheiten bietet. Es ist oft zum Theil zerstört und modern oder nicht im Stil des ursprünglichen Planes restaurirt. Es gehörte zu den Besitzungen des Cid und 1711 noch war der Palast des illustren Capitäns in seinen Umkreis eingeschlossen.

Als der Campeador nach dem Eidschwur, den er von König Alfonso gefordert hatte, von diesem aus Castilien verbannt war, nahm er hier bei den Mönchen den ersten Aufenthalt und ließ von ihnen sein Banner segnen.

Vor dem Altare der Kirche ruht die Königin Donna Sancha, welche das Kloster gründete und in einer Seitencapelle erhebt sich in der Mitte das nun leere Grabmal des Cid und der Ximene, während rings herum die Sarkophage der Familie stehen. Wie bereits erwähnt, hat man den Campeador und seine Gattin in einen mit Glasdeckel versehenen Sarg gelegt, damit Jedermann im Rathhause zu Burgos durch das Anschauen des kräftigen Skeletts und des daneben ruhenden zierlichen Knochengerüstes der lieblichen Ximene sich von der Wirklichkeit derselben überzeugen kann.



Geschichte eines Kindes.

Von

Emil Vacano.

I.

Der kleine Emil ist der Sohn des verstorbenen Fürsten Egon Linowski. Egon Linowski war schon bei fünfzig Jahre alt, als er die Comtesse Charlotte Lerai geheirathet hatte, die erst siebenzehn Jahre zählte. Ein Jahr noch dieser Hochzeit, als der kleine Emil noch kaum lächeln konnte, war der Fürst gestorben. Und Emil's Mama hatte nach drei Jahren den Grafen Ebbo Spor geheirathet. Charlotte war einundzwanzig Jahre alt, als sie mit dem fünfundzwanzigjährigen Ebbo am Traualtare stand. Sie waren Beide so jung und so schön. Charlotte war sehr blond, sehr weiß, so feingebaut, daß sie kaum die schwere Bürde der silberfarbenen Moirérobe mit der langen Schleppe zu ertragen schien. Ein leichter Gazeschleier umhüllte sie vom Kopf bis zu den Füßen, und sie sah ängstlich, erschreckt, mädchenhaft aus, wie sie mit Ebbo Spor an dem mit gelben, wappengeschmückten Sammetstoffen überdeckten Betstuhle niederkniete, und der Priester seine Stola um ihre Hände schlang. Und unterdessen weinte Emil daheim auf dem Arme seiner Wärterin, denn er war ein blasses, schwaches, krankes Kind mit einem so rührenden, lieblichen Kinderausdrucke auf dem Gesichte, wie man ihn an den altdeutschen Jesuskindlein sieht, die am Busen der Mutter mit dem prophetischem Kreuze spielen.

Und so war er sieben Jahre alt geworden. Er war immer kränklich, leidend und so lieb! Alle hatten ihn gern. Die Amme hatte ihn so gern gehabt, daß sie bis heute noch allwöchentlich in das Palais kam, in der Küche saß und vielleicht durch ein paar Minuten ihr Herzenssönchen sah, wenn es zufällig hereinkam. Und der Hofmeister, den Emil vor einem Jahre bekommen hatte, der hatte ihn auch lieb. Es war das ein deutscher Schriftsteller, der keine Journaleigenthümer zur Verfügung hatte, und deshalb junge Adelige großziehen mußte.

Er war still, träumte viel vor sich hin und vergaß oft ganz auch den kleinen Weltbürger, der neben ihm auf dem Felde zwischen den Aehren spazieren ging. Und Klein-Emil machte sich auch gar nichts daraus, er sprang wie ein junges Hündchen den Weg auf und ab, und nur manchmal erwachte der Hofmeister mitten aus einem unvollendeten Liede zur Pflicht der Wirklichkeit, und rief dann die ihm anvertraute Durchlaucht zu sich, und fragte: „Wissen Sie, was aus dem Korn gemacht wird?"

„Brot," sagte Emil.

„Nein, Mehl," entgegnete der Poet.

Oder wenn Emil antwortete: „Mehl," — dann sagte der Poet: „Nein, Brot." — Und damit hatte er sein Erzieher-Gewissen für eine Stunde abgefertigt.

Zu Hause saß der Hofmeister in seinem Zimmer im zweiten Stocke, das er mit Emil inne hatte, und schrieb den ganzen Tag auf einzelne Papierzettel. Und Emil durfte im ganzen Hause herumspielen. Ach, und er spielte so gern!

Er hatte viele Freunde: da war zuerst Jack, der Groom; der trug eine große Livree und einen hohen Bordencylinder, und mußte Gänge thun, oder er mußte in gestreifter Jacke in den Gestüthäusern des Herrn Grafen nachsehen. Aber der Bursch war erst siebenzehn Jahre alt und hätte noch gern gespielt. Und so oft er an der kleinen Durchlaucht im Hofe vorüberkam, fing er dessen Ball auf und machte drei Minuten hindurch den geschicktesten Partner.

Dann war da Carla, die Tochter des Hausverwalters. Braunhaarig und schlimm, ach schlimm nicht zum Aushalten. Sie hatte Emil einmal wirklich geprügelt, und der hatte gedroht, es seinem Hofmeister zu sagen. Aber vor dem fürchtete sich Carla nicht, und seitdem war sie noch kecker geworden gegen den hülflosen Knaben. Denn wem konnte er noch klagen? Papa, der hatte ihn nicht gern. Und Mama? Mama war nicht unfreundlich, aber wie furchtsam, wenn Emil in die Zimmer der Eltern kam. Sie küßte ihn flüchtig und schaute dabei wie verlegen zur Seite, und wenn sie schon in Soireentoilette war, trat sie immer ängstlich zurück vor seinen kleinen Händen.

Carla war ein Satan. Aber Emil konnte ohne diesen Satan nicht leben. Dann war da ein armer Bub aus der Nachbarschaft, der stieg manchmal über den Gartenzaun herüber. Der war schon froh, wenn er nur mitspielen durfte. Er hatte ein graues geflicktes Höschen an und lange blonde Haare über der Stirn und immer eine rußige Nase. Emil hatte also früher immer gedacht, daß alle Bürgerskinder rußige Nasen haben müßten.

Als er später von seinem Irrthume zurückkam, fragte er eines Tages in der Wagenremise den Buben:

„Warum hast Du immer eine schwarze Nase, Lenz?"

Lenz dachte ein bischen nach und wiegte den Ball in der Hand.

„Weil, wenn ich schlimm bin, muß ich hinter dem Ofen sitzen," sagte er dann sinnend. „Und ich — ich sitze fast den ganzen Tag hinter dem Ofen."

„Du hast also einen bösen Hofmeister? Der meinige thut mir nie etwas."

„Hofmeister? Nein. Ich hab' gar keinen. Aber der Vater setzt mich dahinter. O, der ist so bös!"

Jetzt dachte Klein-Emil nach. „Ich, ich habe jetzt einen guten Vater," sagte er dann. „Er läßt mich nie in sein Zimmer holen. Den anderen Papa habe ich gar nicht gekannt. Der ist todt," fügte er stolz hinzu. Denn die Kinder bilden sich was darauf ein, von Todten reden zu können.

Außer Jack, Carla und Lenz hatte Klein-Emil noch drei Freunde. Den kleinen Grafen Neri, den kleinen Fürsten Voilé, und sogar eine königliche Hoheit von sechs Jahren war schon zweimal bei ihm abgestiegen, zu welcher er alle Monate einmal in den Spielsaal kommen durfte. Aber mit diesen dreien war immer nur Streit. Sie Alle spielten auch viel lieber mit Bedienten- und Ammen-Buben. Die bildeten sich nicht so viel ein!

Auch Feinde hatte Klein-Emil schon in seinem siebenten Jahre. Da war zuerst der Kammerdiener seines Stiefvaters, Monsieur Gritti. Der verachtete ihn offenkundig.

Dann war da das Gesellschaftsfräulein von Mama, Fräulein von Lankowa, die führte ihn aus dem Familienzimmer, gleich nachdem er den Pflichtkuß empfangen hatte. Es war, als ob sie das Kind dort gar nicht leiden mochte. Aber wie oft, wenn Mama und Papa bei Hofe waren oder auf Soireen, kam sie in die Zimmer Klein-Emil's und baute ihm aus seinen hölzernen Bausteinen ganze Paläste, oder nahm ihn auf den Schooß und strich ihm das Haar und erzählte ihm eine Geschichte; und beim Weggehen sagte sie dann dem Hofmeister: „Sie müssen Se. Durchlaucht recht freundlich behandeln, Herr Wolkenstürmer."

Herr Wolkenstürmer lächelte aus irgend einem entstehenden Gedichte heraus und dachte bei sich: „Das ist auch so Eine, die vor einem Titel kriecht . . . um's Geld! — Ich bin ein Bürger und habe meine Selbstachtung!" Fräulein von Lankowa, die Gesellschafterin, sah aber keineswegs kriechend aus. Sie war ein ältliches adeliges Mädchen mit vielen Sprachkenntnissen und einem eleganten Air trotz der bescheidenen dunklen Seidenrobe. Ihr Vater war ein General gewesen, und hatte Gelder veruntreut. Eines Tages nahm man ihn

gefangen und durchsuchte das Haus. Im Zimmer der jungen Tochter des Generals fand man zwanzigtausend Gulden verborgen. Fräulein von Lankowa stieß grell heraus: „Das ist mein Geld.“ „Woher sollten Sie es haben?“ fragten die Inquirenten. Fräulein von Lankowa, das arme, reine, achtzehnjährige Mädchen suchte stöhnend in ihrer Seele. Der Kronprinz hatte ein- oder zweimal ihren Vater besucht. „Ich habe es — vom Prinzen Leopold,“ sagte sie endlich tief aufathmend.

Die Inquirenten sahen einander an, lächelten, verbeugten sich und am anderen Tage wurde Prinz Leopold unterthänigst gefragt, ob das Geld, welches man bei Fräulein von Lankowa gefunden habe, wirklich von Sr. Königl. Hoheit herrühre. Sie habe es so behauptet.

Prinz Leopold schaute halb verdutzt die Herren an. Endlich runzelte er die Augenbrauen, und seine Lippen lagen fest aufeinander. „Hat sie das gesagt? Nun, dann muß das Geld wohl von mir sein.“

Das Geld war gerettet, aber der Ruf des Fräuleins war verloren. Der alte Vater konnte auf der Festung — Dank dem Gelde — alle Bequemlichkeiten eines gesicherten Privatlebens genießen bis zum Tode, und die alte Generalin konnte würdig sterben. Aber das Fräulein verheirathete sich nie, und trocknete verlassen zu einer alten Gesellschafterin ein.

Und so oft Klein-Emil zu seinen Eltern geführt wurde und Graf Ebbo ihm zunickte und mit der Zeitung rauschte, und die schöne Mama ihm hastig und gleichsam ängstlich einen Kuß gab, nahm Fräulein von Lankowa das Kind an der Hand, führte es schnell wieder hinaus, und gab ihm vor der Thür nur einen raschen Kuß, und ging wieder in's Zimmer zurück und sagte nur: „Wie blaß das arme Kind ist!“

„Sie kann den jungen Herrn nicht leiden und ist Schuld, daß die Herrschaft ihn auch nicht leiden mag,“ sagten die Mädchen und Bedienten Abends in der Küche mit demselben Tone, mit dem einst vor vielen Jahren die große Welt gesagt hatte: „Sie ist von Sr. Königl. Hoheit dotirt worden.“

II.

Das Palais in der Stadt lag in einer exclusiven, abgesperrten Gasse, wo nur Paläste standen. Alle die großen von Karyatiden getragenen Thüren waren geschlossen, die Fenster in den obersten Stockwerken mit Jalousien verhängt. Ein solcher Stadtpalast ist bei Tage ein öder, nerventödtender Ort. Aber nur im Winter. Im Sommer nisten freundliche Schwalben unter dem Dache, und beleben das ganze Haus mit Sang und Lust.

Zum Christabend bekam Emil immer einen Baum mit Lichtern und mit dem hübschesten Backwerk von der Welt. Den Baum verfertigte der Zuckerbäcker an der Ecke, er war kunstvoll und sehr theuer. Papa und Mama waren am Christabend gewöhnlich außen. Aber beim Lichteranzünden war Mama doch da. Die Bedienten zündeten an, Mama läutete und Emil wurde von Herrn Wolkenstürmer hereingeführt. Mama schaute die Freude des kleinen Emil an und küßte ihn, wenn er sich bei ihr bedankte. Manchmal kam dann Papa auch herein und schaute sich die Freude an. Herr Wolkenstürmer fand ebenfalls ein Geschenk unter dem Baume, und Fräulein von Lankowa auch. Herrn Wolkenstürmer's Auge netzte sich dann regelmäßig, denn alle altgewordenen deutschen Gemüther weinen unter dem Christbaume. Und die Dienerschaft hatte einen eigenen Tisch, und darauf lagen ihre Geschenke. Nachdem man die Freude angeschaut hatte, fuhr man in Gesellschaft, und Emil durfte auch in eine distinguirte Kindergesellschaft der Nachbarschaft.

„Haben Sie sich gestern Abend recht gefreut?“ fragte Herr Wolkenstürmer an einem schönen wintersonnigen Christtage beim Aufstehen. Emil schaute ihn von seinem Kissen aus an. „Ach — ach ja ... wegen des pappendeckelnen Lagers?“

„Ja, und weil doch Christabend war!“ sagte Herr Wolkenstürmer, schneeweiß mitten im Zimmer stehend, indem er seinen Kopf mit zwei Bürsten rieb.

„Ach, zum Namenstage bekomme ich immer gerade so viel wie zum Christabend, und darf mir Mittags selber eine Speise wählen. Namenstag ist mir lieber,“ sagte Emil nach einigem Nachsinnen.

Herr Wolkenstürmer hielt mit dem Bürsten inne, schlug die Beine übereinander, lehnte sich an den warmgewordenen Ofen und fing an zu träumen. „Das kommt daher,“ sagte er, „weil es Ihnen gut geht.

Wenn Sie an einem Christabende frieren oder hungern müßten, und dabei nichts erhielten, würde Ihnen der nächste erst seinen vollen Werth haben. Man hat mir von einem Kinde erzählt, welches arm war, und das schrieb im December einen Brief an das Christkind. Und darin sagte es, Vater und Mutter hätten Nichts, um die Stube zu heizen, Bruder Heinrich habe keine Schuhe, um in die Schule zu gehen, und selber brauche es recht nothwendig eine Mütze. Und eine Puppe möchte es auch."

Emil hatte sich nun im Bette aufgesetzt. Es ist so lieb, wenn ein Kind in seinem Bette sitzt. Die Händchen hielt er auf der Decke gefaltet, die Augen hatte er groß aufgemacht vor Interesse, und die sonst so kranken Wangen waren ihm mit runden Röschen geziert vom langen Schlafen. „Das arme Kind!" sagte er leise. „Es hat nicht gewußt, daß das Christkind die Sachen gar nicht selber giebt."

„Aber der Brief fiel einem großen Herrn in die Hände, und der schenkte den armen Leuten Alles, um was das Kind gebeten hatte und was sie brauchten. Das war ein herzliche Freude am Christabend."

„Ja," sann Emil, „wenn nur Papa und Mama auch etwas brauchten. Aber ich kann ihnen nichts geben. Ich denke, das Christfest würde mich noch mehr freuen, wenn ich auch Jemandem was schenken könnte. Braucht Mama gar nichts?"

Herr Wolkenstürmer schaute den kleinen Knaben ein bischen an, und sagte dann wie mitleidig: „Nichts von Ihnen." Und fing wieder an, sich zu bürsten.

* * *

Nein. Mama brauchte Nichts. Nicht einmal die Liebe des kleinen Prinzen Emil Linowski. Und Mama war doch so sanft, so mädchenhaft, so gut!

Und Papa war dem Stiefkinde vollends immer fremd geblieben, so gütig, ritterlich und elegant er auch gegen alle Welt und gegen sich selbst war. Graf Ebbo Spor war ein rechter Cavalier. Dabei schön und jung. Als Jüngling hatte er gern Chroniken gelesen, war auch ein guter Schütz, ein famoser Reiter, ein liebenswürdiger Gesellschafter gewesen. Von seinem neunzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre war er Officier, einer Duellwunde wegen zog er sich dann in das Haus seines Papa's, des Generals Grafen Edmund Spor zurück. Als Officier war er einmal auf einem Landgute mit der jungen Gemahlin des alten Fürsten Linowski zusammengekommen, und er hatte sie geliebt von ganzem Herzen seit der Stunde, wo sie Beide vom Tanze erhitzt an einem geöffneten Fenster des Saales die Staffage der durchsichtigen Sommernacht draußen gebildet hatten. Wie jung war sie, wie schön. Er sah das weiße leichte Mousselinkleid, in dessen weichen Falten ihre lichtbehandschuhte Hand gleichsam wie in Wolken verschwand. Das ganze Wesen der jungen Fürstin wirkte auf ihn wie ein unglaublicher Traum, der weiche Frauenarme um seinen Nacken legte. Und später, als der alte Fürst starb, und er immer öfter mit ihr zusammenkam, da wußte sie bald, daß Graf Ebbo Spor sie heirathen wolle. Und doch war sie so hoch erröthet, als er um ihre Hand bat, und vermochte nicht, ihm in's Auge zu sehen, und zitterte, und wie er sie in seine Arme schloß, da fing sie zu weinen an. Was war das gewesen? Liebte sie ihn nicht? Hatte sie wirklich ihren ersten Gatten noch nicht vergessen? Graf Ebbo küßte den kleinen Knaben, und Emil hatte einen neuen Vater.

Die beiden jungen Ehegatten führten ein Leben wie viele andere vornehme Leute auch. Friedlich, freundlich, vornehm und zuvorkommend.

Und Emil wurde größer, er wurde sechs, er wurde sieben Jahre alt. Sein neuer Papa hatte ihn nie geliebt. In jenem Augenblicke, wo seine Braut Charlotte vor ihm so erröthete und zitterte und weinte, da war sein Blick auf den Knaben gefallen, und eine strenge unerbittliche Hand hatte gleichsam sein Herz gefaßt und hatte es zusammengepreßt wie im Schmerz: „Sie hat ihren ersten Gatten geliebt! Sie mußte ihn lieben. Denn er war ja doch der erste Mann gewesen, der sie an sein Herz nahm und ihr gesagt hatte, wie schön es sei, Etwas lieb zu haben. Sie hatte ihn sicher geliebt, und vermag man das erste große innige Gefühl zu vergessen? Die Eifersucht auf einen Todten ist eine entsetzliche Eifersucht, es ist eine Qual wie die Hölle des Florentiners, ohne Ende, ohne Hoffnung, ein glimmender Funke unter allen Blumenfreuden des Lebens, nicht auszulöschen, durch keine irdische Macht, durch keine Lo-

gik, durch keine Liebe. Und Ebbo Spor war eifersüchtig auf den ersten Gatten seiner Frau, auf den Vater Emil's. Und für Emil mußte ja diese Liebe der Frau fortleben, in die Mutter mußte sich die süße Erinnerung an ihr erstes Liebesglück geflüchtet haben, und jeder Kuß, den die Mutter dem Kinde gab, galt vielleicht dem vergeistigten Gatten. Und Ebbo Spor war auch eifersüchtig auf den Knaben.

Die Gräfin Charlotte Spor hatte vom ersten Momente an gefühlt, daß ihr Gatte den kleinen Emil nicht liebe, und sie hatte den Kleinen auch nicht lieb, oder fürchtete vielleicht die Liebe zu zeigen; und manche schwache Liebe ist schon daran gestorben, daß sie nicht herzen durfte.

Graf Ebbo ging in den Club, zu Freunden, in die Schießgalerie, in's Concert oder in's Theater. Die Gräfin ritt in der Stadt früh Morgens mit ihrem Gatten aus, machte Besuche, las nach Tisch, und ging Abends in's Concert oder in's Theater. Fräulein von Lankowa ordnete die Toiletten, las vor, erzählte die Neuigkeiten, die sie in den Stubenmädchen-Appartements gehört hatte, die ihre Quelle wiederum in der Küche hatten. Abends saß Fräulein von Lankowa neben ihrer Dame in der Loge, oder wenn sie zu Hause bleiben durfte, stickte sie eine Kleinigkeit für sich, und las dabei alte Briefe, oder dachte an den schönen, braven, jungen Officier, der vor vielen Jahren das Haus ihres Vaters besucht und sie so lieb gehabt hatte bis zu dem Augenblicke, wie sie für die Freundin des königlichen Prinzen galt.

Das war in der Stadt.

Aber wenn der Frühling kam, wenn die Krähen sich krächzend auf den Feldern schaarten in schwarzer, dichter, unabsehbarer Menge und den Abzug nach Nordost verabredeten; wenn die Lerchen wieder Stimmen bekamen und unsichtbar in den Lüften schmetterten, daß jeder Wanderer meinen mußte, die Engel selber jubelten um die geschlossene Himmelskuppel, wenn die Bächlein auf den Wiesen, die jetzt schon so klardurchsichtige Eisdecke sprengten und zwischen erwachendem Grün hinmurmelten, noch wirr und lustig, unverständlich wie das Lallen eines neugebornen Kindes; wenn die Menschen freundlicher zu schauen und milder zu denken und hoffnungsvoller in die Zukunft zu blicken anfingen; da zogen Spors auf's Land in ihr weißes Landhaus beim Dörfchen Schwalbenheim.

Dann ritt man Vormittags spazieren, speiste unter der Veranda, schlief Nachmittags auf irgend einer verschwiegenen Gartenbank, über welche sich die Baumkronen vereinigten, und machte beim Sonnenuntergange eine Spazierfahrt. Und jetzt war der Frühling wieder einmal da. Der Kammerdiener, und dann die Gesellschafterin und das Kammermädchen packten die Koffer, Diener liefen in dem sonst so stillen Hause der Stadt Trepp auf Trepp ab, die Sonne lief mit die Treppen hinab und drang bis in den schlummerstillsten Winkel des hochummauerten Hofes.

Die Gräfin machte ihre Abschiedsbesuche in lichtviolettem Frühlingshabit mit einem kleinen chinesischen Sonnenfächer in der Hand, der Graf kaufte in den Tattersall-Läden neues Riemenzeug ein, und auch Klein-Emil machte sich ein Packet aus sehr viel Packpapier und Rebschnüren, mit irgend einem Spielzeug drinnen als Entschuldigung.

Ehe man vom Diner aufstand, sprach man von der Abreise, von dem was man mitnahm, von neuen diesjährigen Arrangements, man sprach lauter als sonst, denn die Fenster standen schon offen, man bewegte sich freier, froher, man lachte kühner als sonst, denn selbst die Luft draußen schien aufzujauchzen, junges Frühlingsgemüse stand auf dem Tische, selbst Fräulein von Lankowa scherzte, und Klein-Emil sprang beim Dessert um den Tisch herum dem kleinen Bologneser Toly nach, den die Sonne ganz berauscht und gegen seinen eigenen buschigen Schweif lustig-zornig gemacht hatte.

Die Gräfin folgte dem Kinde mit den Augen, und schaute dann ihren Gatten an. Es war ihr etwas eingefallen. „Wir könnten heuer Emil mit Herrn Wolkenstürmer wirklich in der Stadt lassen, Ebbo," sagte sie leichthin. „Wenn man hier täglich spazierengeht, ist man wie auf dem Lande, und wir werden heuer in Schwalbenheim viel Gesellschaft sehen und jedes Zimmer brauchen."

Der Graf schaute heiter auf seine Frau und meinte: „Ja."

Herr Wolkenstürmer, der für heuer ein bukolisches Gedicht projectirt hatte, wurde blaß, und Klein-Emil blieb mitten in sei-

nem Jagen wie angewurzelt stehen. Gerade neben dem Stuhle des Grafen. Wie eine Wolke über die Sonne fährt, so war jede Freude aus dem schmächtigen Kindergesichte gewichen, und seine Lippen verzogen sich wie von Schrecken oder Leid. Er schaute mit großen, verstörten Augen seine Mutter an, die den Gedanken gegen Fräulein von Lankowa weiter ausführte, und dann zog sich sein Blick langsam und hoffnungslos auf seinen Papa hinüber, der seltsamerweise heute auf ihn schaute. Der Graf hatte die Veränderung des frohen Lächelns gesehen, den Blick auf die Mutter, und dann den hülflosen Blick auf ihn selber. Und etwas Seltsames, Unerhörtes, Unmögliches leuchtete wie ein Sonnenstrahl in einem dämmerigen Saale in dem Herzen des jungen Mannes, zum erstenmal in seiner Ehe: es that ihm leid um den Knaben. Warum? Er wußte es nicht. Aber sein Herz fröstelte dabei, wie jener dämmerige Saal erschauernd aufzuathmen scheint beim ersten Frühlingsstrahle. Es that ihm leid um Klein-Emil, und ehe er sich dessen noch bewußt wurde, warf er über die Dessertteller hinüber seiner Frau zu: „Den Knaben hier lassen, Charlotte? Wozu? Die Kinder gehören eher auf's Land als wir Erwachsenen — die Wiesen gehören der Jugend wie die Luft dem Vogel. Den Knaben hier lassen, das wäre eine unnütze Grausamkeit." — Und er ergriff Emil bei der Hand und zog ihn zu sich und fuhr einmal mit seiner Hand über das Goldhaar des Kleinen.

Die Gräfin schaute erstaunt, beinahe verblüfft auf ihren Gatten und wurde langsam roth. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Fräulein von Lankowa schaute nach einem raschen Blicke auf den Grafen in ihren Teller und zerschnitt eine Olive.

Der Graf wurde im Momente seines Redens gleichsam vor sich selber verlegen, ließ den Knaben mit strenger Miene los und stand auf. Es wurde nichts weiter darüber gesprochen. Graf Ebbo war an diesem Nachmittage mißmuthig über Alles. Und Klein-Emil durfte mit, sammt dem bukolisirenden Herrn Wolkenstürmer.

* * *

Der kleine Wagen, in welchem der Graf und die Gräfin saßen, und der große Wagen, welcher Klein-Emil, Fräulein von Lankowa und Herrn Wolkenstürmer beherbergte, kamen beinahe zugleich beim Schloßparke an. Die Dienerschaft und die Fourgons waren schon da, das Gitter stand offen, die Wagen rollten über den frisch geebneten Sandweg bis unter die Terrasse, und man stieg aus. Klein-Emil sprang von seinem Wagen aus nach dem andern hinüber und lachte und lief mit dem Bologneser die steinerne Treppe hinauf und wieder hinunter, und trat dabei Mama auf's Kleid. Mama zankte. Der Graf dachte bei sich, der Knabe sei nicht schuldig, sondern Toly, der ihm zwischen die Beine gefahren sei. Aber er sagte Nichts.

„Ich freue mich auf den kommenden Sommer!" sagte die Gräfin froh, hoffnungsvoll, wie sie den Hut abnahm im Perronsaale, und dabei schlug sie mädchenhaft die Hände zusammen und lehnte sich an ihren Gatten und schaute hinauf zu ihm — mit jener schüchternen, lieblichen Miene, die ihr so herzig stand.

Der Graf wollte sie küssen, hielt aber inne. „Horch, es weint Jemand."

„Weinen?" sagte die Gräfin. „Ach, es ist nur Emil."

III.

Man sieht wirklich viel Gesellschaft auf dem Schlosse. So viel Gesellschaft, daß man eigentlich mit allen Nachbarschlössern so zu sagen en famille lebte. Und Klein-Emil ging mit Herrn Wolkenstürmer spazieren, sobald er von den Damen lorgnirt oder geküßt worden war und das Zeugniß empfangen hatte: er wird das ganze Abbild seines verstorbenen Vaters werden.

Herr Wolkenstürmer ging verklärt durch die Auen der Gegend. Das Bächlein, die Hügel, die wogenden Felder erschienen wieder einem deutschen Poetengemüthe so neu, daß er sie nach Kleist zum hundertstenmale epopöenfähig fand. Er war so verklärt, daß er seinem Erziehungsbefohlenen nicht einmal den Unterschied zwischen Korn und Hafer erklärte. Aber Klein-Emil fragte auch nicht darnach. Er sprang hin, er sprang her, er pflückte Blumen ohne ihren Namen zu wissen, er übersprang Gräben ohne eine Gefahr zu ahnen. Nur Spielkameraden fehlten ihm. Man traf zwar hie und da Bauernjungen, aber die waren Klein-Emil doch zu schlecht, sie waren barfuß. Er sah sie wohl zwei Mi-

nuten lang von unten herauf an, den Finger im Munde und mit sinnender Stirn, und er hätte gern gespielt. . . . Aber nein, sie waren doch gar zu schlecht. Und er jagte wieder wie ein sich verspätender junger Hund Herrn Wolkenstürmer nach, der mit Riesenschritten in den Frühling hineinschritt.

Wolken legten sich über die Sonne, die luftlose Glühhitze des Nachmittags hatte einem stählernen, scharfen Hauche Platz gemacht, der noch kein Wind war. Nichts leuchtete mehr, aber Alles warf noch Schatten. Dann schmolz auch der Schatten, dieser letzte Zeuge der Sonnennähe, und Alles in der Gegend war klardämmernd, nüchtern, angekältet, lichtlos, manchmal von einem Windstoße belebt.

Herr Wolkenstürmer war an dem Crucifixe am Feldraine vorübergeschritten wie ein bukolischer Naturdichter an Crucifixen vorüberzugehen pflegt. Aber Klein-Emil nicht. Klein-Emil war stehen geblieben an der hölzernen armen Umzäunung des Kreuzes, und hatte seine dunklen Augen auf den Stamm des roth angestrichenen Marterholzes gerichtet, und einen kleinen flatternden Gegenstand betrachtet, der dort festgebunden war. Er hatte gesonnen und gesonnen, und endlich hatte er errathen, daß das, was um den Kreuzesstamm geknüpft war, ein Kinderhemdchen sei.

Herrn Wolkenstürmer war auf einmal kalt geworden, und feucht im Gesichte, und es ging sich nicht mehr so leicht. Sein Geist stieg langsam von der Höhe des Parnasses wieder auf die Erde, und bemerkte, daß es windig geworden sei, kalt, und daß es in großen Tropfen zu regnen beginne. Er hatte nun Klein-Emil gesucht, aber Klein-Emil war zurückgeblieben. Der Hofmeister wandte sich also um. Am Kreuz angekommen, fand er Klein-Emil vor der Umzäunung stehen. Er ergriff die Hand des Kindes und sagte: „Kommen Sie, es regnet.“

Aber Klein-Emil hatte seine Hand energisch losgemacht und hielt sich mit der anderen an der Umzäunung fest. „Nein,“ sagte er, und große Regentropfen klatschten schon auf sein Röckchen nieder. „Warten Sie, sagen Sie mir noch, warum das Hemdchen da um das Kreuz gebunden ist? Das kleine hübsche Hemdchen?“

Klein-Emil war erhitzt vom Laufen gewesen. Die Schweißtropfen wurden unter dem Regen langsam zu einem kältenden Schleier, und die Hand des Kindes zitterte, wie sie den Zaun umklammerte. Aber seine dunklen Augen fragten fest.

Herr Wolkenstürmer schützte sich mit der einen Hand gegen den Regen, mit der anderen ergriff er Klein-Emil und zog ihn umbarmherzig fort, und im Laufen sagte er: „Kommen Sie doch — das Hemd — das ist ein Aberglaube. Wenn das Kind einer Bäuerin krank wird, so knüpft sie ein Hemdchen desselben an ein Kreuz, und meint, nun werde es gesund — Uff! . . .“

Sie waren Beide sehr naß, als sie zu Hause ankamen. Die Herrschaft war auf Schloß Kasimirenburg. Das Haus war also leer, die Diener hatten sich in die Gesindestuben verkrochen, und die Schritte der beiden Heimkehrenden widerhallten auf der großen Treppe, als sie in ihre Zimmer hinaufgingen. „Mir ist recht kalt,“ sagte Klein-Emil im Hinaufgehen athemlos und erhitzt, und legte im Gehen seine liebe Wange an die große rothe Hand des Poeten.

IV.

Auf Schloß Kasimirenburg war die Nachmittagsgesellschaft sehr animirt. Man spielte Billard, Piano, die jungen Leute fuhren auf dem Wasser, der Park war voll Sommerroben und Gelächter. Man verlor sich in Gruppen und fand sich wieder in Lichtungen. Lichtgrüne Fernsichten öffneten sich zwischen den jungbelaubten Bäumen. Fräulein von Lankowa war mit dem Gesellschaftsfräulein einer Fürstin Herteg am Weiher dahingegangen, und man hatte über die heurige Saison gesprochen. Aber das kleine runde Gesellschaftsfräulein, welches ihre alte Dame tyrannisirte, ließ dieselbe nicht gern aus den Augen, und empfahl sich bald, und Fräulein von Lankowa stand einen Augenblick allein am Weiher, und ließ von dem jungen Zweige, den sie hielt, langsam und sinnend ein Blatt nach dem anderen in's dunkle stillestehende Wasser fallen. Ueber die hohen beschnittenen Hecken herüber hörte man das Gelächter des Ballonspieles. Da kam plötzlich Graf Spor über den Rasenplatz; er mochte seine Partie verlassen haben, um einen Gang allein zu machen. Das alte Fräulein schaute ihm nach. Da erblickte er sie am Weiher, und lächelte. Er schlenderte, die Hände in den Taschen, von seinem Wege ab und kam

auf sie zu. „Sie ruhen auch aus?“ fragte er.

„Ich habe nicht gespielt, Herr Graf,“ antwortete sie, und verließ den Weiher. Sie zog ihre schwarze Mantille fester um sich, und so bogen sie in die nächste Allee ein, die zur Gesellschaft führte. Sie erwähnte, wie laut die Gräfin Kasmer geworden sei, seitdem sie von Italien zurück wäre. Und er bemerkte, der Nachmittag werde mit einem kleinen Regen enden, die Sonne verstecke sich schon.

Dann blieb er mitten in der Allee stehen, als ob er sich auf Etwas besinne, und sagte: „Ach, was ich Sie fragen wollte, Fräulein. Was halten Sie von Herrn Wolkenstürmer?“

Das Fräulein schaute den Grafen erstaunt an. „Wie so?“ fragte sie dann.

Ein sonnenloser Wind strich frisch über das junge Gras und durch die Aeste der Bäume, und der Graf ging wieder einige Schritte weiter. „Ja, ich meine, so im Allgemeinen. Taugt er für einen Erzieher? Kümmert er sich auch um seinen Zögling?“

Das Fräulein schaute innig auf den Grafen, aber ihr Gesicht blieb unbeweglich ... das leise Durchschimmern eines Seelenlächelns ausgenommen. „Was seinen reellen Werth als Menschen betrifft,“ sagte sie gleichgültig, „so kenne ich den natürlich nicht. Als Erzieher scheint er mir unfähig und vollkommen ungenügend.“

„Das ist ein bestimmtes Urtheil,“ sagte Graf Spor, und fuhr fort: „Sie meinen also, man sollte Schritte thun, um für Emil einen andern Erzieher herbeizuschaffen? Wir werden miteinander daran denken ...“

Mit ihren ruhigen Augen sah das Fräulein ihn an und fragte: „Sie, Herr Graf, wollen sich um diese Angelegenheit kümmern?“

Der junge Mann zog die Augenbrauen ein wenig zusammen und eine Nüance von Hochmuth kräuselte seine Lippen. „Erlauben Sie, mein Fräulein, was finden Sie Seltsames daran, daß ich mich um meinen Stiefsohn kümmere?“

„O! Nicht, daß man sich um den lieben anspruchslosen Kleinen kümmert, finde ich seltsam, sondern daß Sie es sind, der sich um ihn kümmert, und nicht — die Frau Gräfin.“

Fräulein von Lankowa war schon lange Jahre früher im Hause der Eltern Charlottens gewesen, und gehörte gleichsam zur Familie. Sie lächelte, wie sie das sagte, leicht, höflich. Der Graf warf ihr einen raschen Blick zu, runzelte die Stirn und schritt, ohne etwas zu antworten, schneller vorwärts. Es war kühl, windig geworden, wie sie am Perron ankamen, wo schon die Gartengesellschaft zusammengeflattert war wie Schwalben vor dem Regen. Ehe die Beiden sich mit der Gesellschaft vermischten, reichte der Graf dem Fräulein die Hand, ehrlich, freundlich.

„Gott segne ihn!“ seufzte das Fräulein tief und erleichtert. „Er hat mehr als Geist, er hat Verstand. Er hat etwas Besseres als Tact, er hat ein gutes Herz.“

* * *

„Was! Jack ist da?“ fragte der Graf Abends, als er aus dem Spielzimmer in's Billardzimmer hinüberging, denn er sah im Zwischenzimmer Fräulein von Lankowa mit dem Groom sprechen.

„Ja,“ sagte das Fräulein. „Er kam, um zu melden, daß Emil krank geworden ist.“

„Krank!“ Er erkundigte sich weiter und ging dann rasch zu seiner Frau in's Billardzimmer. Sie stand eben mit ihrem Queue an einer Fensterwand. „Emil ist unwohl geworden,“ sagte er ihr kurz und leise unter dem lauten Gespräche der Anderen.

Sie wurde blaß und schaute ihn erschreckt an.

„O!“ machte sie.

„Soll ich nach Hause fahren?“ fragte Fräulein von Lankowa, die auch herbeigekommen war.

„Ja, ja, gleich.“

„Sie werden mich nicht begleiten, Frau Gräfin?“

Die Gräfin schaut auf ihren Gatten. „O! Ich — ich weiß es nicht ...,“ sagte sie zögernd und noch immer mit Herzklopfen in der Stimme.

„Ja,“ sagte der Graf mit concentrirter Stimme. „Wir fahren.“

„Man wird heute ohnedies nicht mehr tanzen,“ fügte er hinzu.

V.

Emil lag in seinem Bettchen. Das Fieber hielt ihn in den glühenden Armen

und preßte ihm die kleine Brust wund, und umsurrte sein Lager in häßlichen unbekannten und verzerrten Gestalten. So lag er schon stundenlang, und Herr Wolkenstürmer hatte ihm heißen Thee bereiten lassen, aber das Kind hatte sich davor geekelt. Die alte Familienköchin selbst war in's Zimmer gekommen und saß am Bette, und Jack war ohne Befehl nach Kasimirenburg geritten. Und jetzt, endlich, kam die Herrschaft nach Hause. Der Wagen knirschte auf dem Sande des finstern Parkes, die Bedienten eilten mit Lichtern hinab, die Gräfin hielt sich nicht in ihren Zimmern auf. Sie ging am Arme des Grafen bis in das Zimmer Emil's hinauf. Von der Thüre aus eilte sie auf das Bett zu. Ihre Augen waren ängstlich erweitert, ihr erschrecktes Herz pochte bis in ihren Hals hinauf, sie nahm den Kopf des Knaben in ihre Hände und neigte sich auf ihn herab. Aber nur einen Augenblick. Sie hörte den Schritt ihres Gatten hinter sich, und ließ das Kind los und wandte sich um. „Er hat einen heißen Kopf," sagte sie leise.

Der Graf neigt sich jetzt über das Kind. „Emil, Emil, hörst Du mich? Schläfst Du?"

Der Knabe schaut ihn an, aber er hört ihn nicht. Er hört seltsames donnerähnliches Geräusch wie von großem Wasser, und seine Augen sehen viele verwirrte Menschengesichter, deren Blicke ihm in der Brust weh thun.

„Kennst Du mich nicht, Emil? Willst Du Etwas?" fragte Graf Ebbo mit einer sanften heiseren Stimme, und streichelte die Stirn und die Wangen des Knaben. Aber der schaute und sagte Nichts. Jäh richtete sich Graf Ebbo in die Höhe, wie angstvoll. Und er sah die Gräfin auf einem Stuhle am Tische sitzen. Herr Wolkenstürmer sprach mit ihr.

„Er hat wirklich einen heißen Kopf," sprach Graf Ebbo, sich räuspernd und mit gleichgültiger Stimme und gerunzelten Augenbrauen. „Wir werden den Arzt aus Hochheim holen lassen."

„O! wird es nöthig sein?" sagte die Gräfin leichthin, und dabei hielt sie die Hand des Fräuleins von Lankowa fest und schaute auf das Bett.

„Mama, Mama!" schrie das Kind jetzt. Die Gräfin wollte einen Schritt nach dem Bette machen. Sie hielt inne, und schritt aber dann an ihrem Gatten vorüber fest zu dem Kranken. „Was willst Du, Emil, mein liebes Kind?" fragte sie leise.

Aber es wird klar, daß Emil weder seine Mutter erkannt, noch von ihrer Anwesenheit im Zimmer gewußt hat. Denn er rief ängstlich nach der Wand zu: „Mama, Mama! So binde doch das Hemdchen an! Es thut so weh da, so heiß! So binde doch das Hemdchen an das . . ." Und von neuem versank die Seele in die Glühhitze des Körpers.

Der Graf steht finster, ängstlich oder unzufrieden? in der Mitte des Zimmers. Fräulein von Lankowa lehnt am Bette. Die Gräfin tritt zu ihrem Gatten. „Er phantasirt nur," sagt sie. „Kommen Sie." Und sie legt ihre Hand in seinen Arm und schaut ihn liebevoll an. Liebevoll und schmerzlich. Aber der Graf rührt sich nicht.

„O, er meint damit das Hemdchen des Bauernkindes," sagt Herr Wolkenstürmer erklärend. „Wir haben heute Eins in Hysan drüben gesehen. Wenn hier ein Bauernkind krank wird, bindet seine Mutter ein Hemdchen an ein Feldkreuz und meint, dann müsse das Kind gesund werden . . ."

„Gesund durch die Allmacht und Güte Dessen, der den Jüngling von Nain wieder erweckte," sagte Fräulein von Lankowa. „Es ist ein schöner, sinniger Aberglaube."

„Mama, Mama, das Hemdchen, das Hemdchen, thu's an's Kreuz . . . ja?"

„Kranke phantasiren immer von dem letzten Eindrucke, den sie aufgenommen haben," fügte Fräulein von Lankowa hinzu.

„Und Kranken soll man den Willen thun," sagte der Graf rasch. „Wollen Sie nicht ein Hemdchen des Knaben an ein Kreuz binden lassen?" Und er schaut seine Gemahlin an.

O, war das nicht der dunkle, der forschende, der kalte Blick, den sie so sehr fürchtete, der damals in der Stunde der Verlobung auf den Knaben fiel, und der sie seitdem getroffen hatte, so oft sie mit dem Kinde zusammen war. Der Blick der Kälte, der Eifersucht! Und sie lächelte mit den Lippen. „O! der Aberglaube wirkt doch nur Wunder für die Gläubigen." Dann verließ sie mit ihrem Gatten das Krankenzimmer.

* * *

Graf Ebbo Spor kann heute lange nicht schlafen. Er geht in seinem Zimmer auf und ab, das neueste Gedicht des Tennyson in der Hand. Er will sich noch nicht zu Bett legen. Aber er hat seinen Kammerdiener schon zu Bett geschickt. Kategorisch. Es ist eine kalte, widrige Nacht draußen, und doch ihm schwül oder einsam in dem vom Schlaf gemiedenen Zimmer.

Er nimmt einen Shawl um den Hals und setzt seine Zimmermütze auf, und geht noch einmal in den Corridor hinaus, die Treppe hinauf, in das Zimmer des Knaben. Dort schlummert Herr Wolkenstürmer auf einem Stuhle. Der Arzt war noch nicht dagewesen, und Fräulein von Lankowa, die Wärterin für diese Nacht, ist in ihr Zimmer gegangen, um die Kleider zu wechseln. Der Kranke schlummert. Graf Ebbo hält die Thür in der Hand und schaut still in das Krankenzimmer. Die Lampe brennt so düster, der Wind draußen ist so wimmernd; es ist so traurig, ein Licht in der Nacht, wenn es einer Krankheit leuchtet.

Alles bleibt ruhig, Niemand ist erwacht. Der Graf geht vollends in das Zimmer hinein, und schließt leise die Thür. Er geht an's Fenster, an den Tisch, und dann an den Stuhl, wo die frische Wäsche für das Erwachen des Kranken bereitet ist.

Wenn Fräulein von Lankowa den Knaben mit kühlender weißer Linnenwäsche wird erfrischen wollen, wird ein Hemd fehlen.

Und einige Minuten später ist der Graf im Park. Er ist noch so kindisch, trotz seiner Gattenwürde und seiner achtundzwanzig Jahre. Er ist ein rechter Sonderling für sich. Jeder Aberglaube ist die Volksausgabe einer Poesie, und jede Poesie gefällt ihm. Das Hemdchen des kranken Kindes am Kreuzesstamme! Das ist ein so hübscher, origineller Gedanke.

Und er ist durch die niedrige Seitenthür des Parkes getreten und steht gerade vor einem Kreuze, an welchem ein brennendes Lämpchen steht.

Er streckt die Hände mit dem Hemdchen aus. Da erblickt er etwas Seltsames. Am Stamme des Kreuzes flattert schon ein Hemdchen, weiß, neu, vom Regen noch ungenäßt, wie der Flügel einer gefangenen Taube.

„Das gute Fräulein Lankowa!“ sagt der Graf still vor sich hin und läßt die Arme sinken.

* * * *

Und in derselben Nachtstunde erzählt das Kammermädchen der Gräfin ihrer Zimmergenossin, dem Stubenmädchen, eine Geschichte. Das Stubenmädchen liegt schon im Bette, und das Kammermädchen dreht sich eben in Unterrock und Mieder die Lockenwickel zu.

„Mußte ich also hinaufgehen in das Wäschzimmer und ein Hemdchen des Knaben herabbringen. Nun bitte ich Sie, Rosa, warum? Aus Laune? Gut. Wir haben darnach nicht zu fragen. Dann aber stellt sich die Gräfin sehr schläfrig und schickt mich fort; ohne sich beim Auskleiden helfen zu lassen. Ach Gott, wenn man schläfrig ist, legt man sich so schnell als möglich in's Bett, nicht? . . . Gut. Ich denke bei mir: das ist doch was Sonderbares, und bleibe im Corridor. Kommt richtig die Gräfin nach zehn Minuten ganz angekleidet, mit einer Mantille und mit einem Schleier um den Kopf, heraus, und geht — wohin meinen Sie wohl, Rosa?... In den Park! Um zu promeniren? Oder um ein Rendezvous zu haben? — Ja, nichts! Denn in fünf Minuten ist sie schon wieder zurück, auf der Treppe, und rennt mich beinahe um, da ich hinabschleichen will. Und zieht sich selber aus, und liegt jetzt im Bette.“

Fräulein Rosa gähnt in ihrem Bette, und sagt nur: „Morgen werden wir schon drauf kommen. Jetzt bin ich hundemüde. Was rollt denn noch da herein?“

„Ach, es wird der Doctor sein.“

„Für den jungen Herrn. Na, aber das Hemdchen. Wissen Sie, Isa, das hat sie vielleicht gebraucht, um dem Kinde den Tod zuzuwünschen. Sie könnens Beide nicht recht leiden. Nicht sie, nicht er.“

Das Kammermädchen wendet sich, den letzten Lockenwickel in der Hand, strenge um. „Das ist nun ein Unsinn, Rosa. Nicht leiden können? Gut. Dafür ist sie eine Dame. Aber den Tod wünschen? Einem eigenen Kinde? Das ist nicht möglich. Das ist Unsinn. Da sieht man, daß Sie noch keins gehabt haben.“

Und das Kammermädchen trocknet sich die Augen. Denn sie denkt an das kleine

schwache Wesen, das man kurz nach ihrem jungen Gatten, dem fürstlichen Jäger, begraben hat.

VI.

Der Doctor war dagewesen, und er hatte gesagt, das Fieber sei heftig. Und er wandte energische Mittel an. Am andern Tage kam er wieder und sagte, das Fieber habe nachgelassen. Am dritten Tage fand er den Zustand noch besser, aber er horchte bedenklich auf die Athemzüge des Knaben. Und nach acht Tagen sagte er, das Fieber sei ganz gehoben, der Knabe dürfe wieder hinaus, er sei vom Fieber genesen. Aber er wird nicht lange leben, dachte er bei sich, indem er mit der beringten Hand den Knaben auf den Kopf tätschelte.

Und als der Knabe ganz wohl war, da kaufte Graf Ebbo für ihn ein wunderschönes kleines Pony auf dem Roßmarkte in Hochheim, und Emil lernte vom Reitknechte sich am Pferde halten, und durfte acht Tage später mit seinem Papa schon einen Ritt über Land machen. Es war früh Morgens, die Sonne röthete die Gegend, der Thau glänzte noch an den Bäumen, als der große und der kleine Reiter durch die Parkallee in's Freie sprengten. Emil war ein Knabe zum Lieben, was Graf Ebbo an diesem rosigen Frühmorgen zum ersten Male sah. Die Freude verklärte ihm das blasse Gesichtchen, und die kleinen mit braunen rehledernen Handschuhen bedeckten Hände hielten den Zügel fest und stolz.

Sie machten eine schöne Gruppe, die Beiden zusammen, für den Bauernbuben, der im Graben am Parksaume Blätter sammelte, eine Gruppe von Reichthum und Freude, die einen Wiederschein in das Herz des Bauernbuben warf, als sei da ein glänzender Traum an ihm vorübergesaust.

„Dir gefällt also das Reiten?“ fragte Graf Ebbo den Knaben, der ganz geschwätzig geworden war und ihm Allerlei vorplauderte.

„Ach ja!“ Und Emil's Hände zogen den Zügel stolz an, und seine Augen leuchteten. „Ach, ja! Nur reiten! Nur reiten, das ist mir lieber als Alles. Und ich kann's schon gut, nicht wahr? Herr Wolkenstürmer kann gar nicht reiten. O Papa, lieber Papa, ich habe Sie so gern, daß Sie mir erlaubt haben, reiten zu lernen! Ich bin so froh wie noch niemals früher! Lieber, lieber Papa!“

Und der Knabe streckte einen Arm in die Höhe und umschlang den Grafen, und sein Mund würde eben nur bis an die Schulter seines Vaters gereicht haben, wenn dieser sich nicht herabgeneigt hätte. Und das Kind küßte ihn ganz kühn in seinem Glücke.

Die Pferde gingen dabei aneinandergedrängt den sanften, graziösen Schritt, und der blaue Himmel war so unabsehbar tief — zu tief selbst für den Jubel der Lerchen.

Am andern Morgen standen die Pferde schon gesattelt im Hofe, und der Graf kam gestiefelt und gespornt und reitlustig herab. Im Hofe angekommen, ging er an die Nordwand. „Ist Emil schon fertig?“ rief er zu den Fenstern hinauf. Herr Wolkenstürmer erschien am offenen Fenster. „Nein, Herr Graf,“ rief er hinab. „Nun, dann warte ich auf ihn,“ sagte Graf Ebbo. „Machen Sie schnell!“ Und er ging pfeifend im Hofe auf und ab. „Nun, wird's bald?“ rief er nach einer Weile.

Herr Wolkenstürmer erschien sehr roth und sehr verzweifelt mit derangirten Haaren wieder am Fenster. „Se. Durchlaucht ist nicht zu erwecken,“ sagte er. „Er legt sich immer gleich wieder gegen die Wand, wenn ich ihn wecke.“

Graf Ebbo lachte und ging zu seinem Pferde. Er setzte den Fuß in den Steigbügel und dann wieder auf die Erde. „Absatteln!“ sagte er. „Ich reite heute nicht.“

* * *

Seit Emil wieder gesund war, war die Gräfin wieder kalt, still gegen ihn geworden.

Nach einem Mittagsmahle war Emil im Speisesalon geblieben und war wieder einmal „lustig.“ So lustig, daß er etwas „anstellte.“ Ich glaube, er zerriß die Schleppe der Mama. Und Mama wies ihn aus dem Zimmer.

Da erhob sich der Graf mit dem Zeitungsblatte in der Hand. Jäh, roth im Gesichte, zornig. Und rief mit lauter Stimme, die er dennoch verhalten wollte: „Emil ist so ziemlich unschuldig an dem Zufalle, Charlotte. Er wollte nur auf die Fensterstufe steigen, und Du selber tratest ihm entgegen, wie ...“

Der Mißmuth verlegte ihm die Stimme,

er knitterte das Zeitungsblatt zusammen, und biß die Lippen übereinander. Die Gräfin stand sprachlos an den Tisch gelehnt und starrte ihren Gatten mit halbgeöffneten Lippen und großen, ängstlichen, erschreckten Blicken an, die Hand an das jäh aufpochende Herz gelegt. Fräulein von Lankowa, die noch dagewesen war, hatte das Zimmer verlassen, und Emil stand stumm am Fenster, die Vorhangfalten mit beiden Händen fassend.

„Warum liebst Du das Kind nicht, Charlotte?“ stieß der Graf endlich laut, tönend, aufgeregt, anschuldigend heraus, in einem Tone, wie sie ihn nie von ihm gehört hatte.

Ihr Blick war immer auf ihn geheftet. Nur ging jetzt eine große Veränderung in diesem Blicke und in ihrem ganzen Wesen vor. Nicht mit Worten läßt sich diese Veränderung beschreiben. Aber es war, als ob langverhaltene Thränen mächtig aus dem Herzen in dieses Gesicht steigen wollten, als ob ein verhaltener Schrei oder eine mächtig ringende Liebe diese Lippen bewegten, als ob ein langes Stillschweigen diese liebliche, scheue, schöne, mädchenhafte, schüchterne Hülle durchbrechen wolle; aber sie schwieg. Sie hob ihre Hände langsam von ihrem Herzen zu ihrem Gesichte und barg es darin, und so wandte sie sich ab und ging langsam, wankend auf den Divan zu und dort sank sie nieder, das Gesicht in den Händen verborgen. Aber nicht weinend; nur wie zerschmettert und ringend.

Der Graf hatte diese Veränderung tief im Herzen empfunden wie eine stumme Anklage. Er trat rasch auf den Knaben zu, dessen Augen furchtsam an der Mutter hingen; er nahm ihn bei der Hand, und küßte ihn — sie waren ja jetzt so gute Freunde! — und führte ihn nach der Thüre und sagte leise: „Geh jetzt hinab in den Garten, mein liebes Kind. Ich werde zu Dir hinabkommen, und wir werden miteinander ausreiten. Ich habe Dich lieb. Du bist sehr brav gewesen. So, mein liebes, liebes, gutes Kind.“ Emil lächelte im Kusse hinauf, zog die kleinen Hände wieder vom Halse des Grafen herab, und ging brav durch das Vorzimmer.

Jetzt wandte sich der Graf um und ging auf seine Frau zu.

Er blieb eine Secunde stumm vor der Unbeweglichen stehen. Dann neigte er sich mit gekreuzten Armen über sie, ohne sie zu berühren, und wiederholte, aber mit sanfter und doch so ernster Stimme: „Warum liebst Du Dein Kind nicht, Charlotte?“

„Weil ich Dich liebe, Ebbo!“

Das Gesichtchen starrte jetzt frei, gluthübergossen zu ihm auf, und sie hatte diese langverhaltenen Worte ausgestoßen, wider Willen, unbewußt.

Wenn unser Herz spricht, dem eigenen Willen, dem eigenen Wissen zum Trotz, so wird dadurch gleichsam für einige Minuten unser ganzes inneres Wesen nach außen gekehrt; frei von jeder Zurückhaltung, jedem Vorurtheil oder jedem Stolz, sind wir für die Ewigkeit einer halben Viertelstunde ganz wir selber, unserm ärgsten Feinde oder unserm geliebtesten Wesen gegenüber — ohne Furcht, ohne Scheu.

Und so war es jetzt bei Charlotte Spor. Das gluthübergossene, schöne Gesicht, von dem jede Spur von Schüchternheit oder Stolz gewichen war, sank nicht wieder in die bergenden Hände hinab, sondern diese Hände kreuzten sich geballt mit einem unsagbaren Ausdrucke auf ihre Brust, und ihre Rede strömte in einem sonnengoldigen Wortstrome über ihre Lippen. — „Weil ich Dich liebe, Ebbo, Dich allein! Gott verzeihe es mir. Weil meine Seele in Dir lebt, und begehrt, was Du begehrst und verwirft, was Du verwirfst, weil ich nie gelebt habe, außer in Dir...!“

Er ist verwirrt einen Schritt zurückgewichen und starrt sie an wie trunken, und seine Brust athmet schwer, wie unter der unerträglichen Last des ganzen Himmelsgewölbes. Und jetzt war es Charlotte Spor, die sich erhob, die den Schritt zu ihm hin machte und an ihm hinauf die Hände faltete: „Ich habe den Vater des Kindes nie geliebt, ich konnte ihn nicht lieben, ich brauchte es nicht, denn ich wurde ihm gegeben. Dann kamst Du und ich ward Dein. Und an dem Tage unserer Verlobung, da fiel Dein Blick auf das Kind, und als dieser Blick wieder mich traf, da hatte ich in irgend einem unseligen Gedanken meinen Geliebten verloren!... Du wurdest ein liebevoller aber fremder Gatte. Du haßtest das Kind und hattest mich um dieses Kindes willen nicht gern. So fühlte ich's. Ich mußte Dir ja zu willen sein in Allem, im Herzen und in Allem, und ich gewöhnte mich daran, das Kind nur im

Allerinnersten mechanisch zu bewachen und mein Herz, mein volles Herz und das Lächeln meiner Lippen nur Dir zu geben, und mein Gemüth war — gern vergeßlich." — Sie schwieg einen Augenblick und legte jetzt ihre Hände auf seine Achseln und sprach stiller aber heftiger weiter, mit gesenkten Augen: „Mein Gemüth war gern vergeßlich. Gott verzeihe mir, ich war keine rechte Mutter, weil ich meinem ersten Manne nie eine Gattin gewesen bin. Dir gehörte ich jetzt, denn Du warst meine Liebe, und was Dich betrübte, betrübte mich auch, wer Dir Unrecht that, that es mir; ich mußte Dir demüthig sein, Dir folgen, Dir zu willen sein in Allem, denn ich habe noch nie Jemand geliebt, außer Dich!"

„Außer Dich." — Die Worte waren nur mehr ein verhallender Seufzer, und ihr Gesicht ruhte jetzt fest, verborgen an seinem Herzen und sie weinte, weinte bitterlich, erleichternde, wohlthätige Thränen, und wie er sie von seiner Brust emporzog, als wäre sie ein Kind, da vermischten sich ihre Thränen mit den Thränen, die seinen selig leuchtenden Augen entströmten, und einen Augenblick hörte man nur wie das Rauschen von Engelsflügeln um sie herum. Und in diesem Rauschen und durch ihr Schluchzen hörte er noch ihre Stimme wie ein Echo: „Weißt Du noch, als Du kamst und sagtest: Werde mein Weib! Da war mir wie zum Sterben. Ich war wie erschreckt und entsetzt davon, daß Du mich haben wolltest, Du, der mir der Erste aller Menschen war, den ich geliebt hätte auch von ferne, unbeachtet und unverstanden. Mein Glück tödtete mich fast, denn ich hatte ja nie gewußt von dieser Seligkeit: geliebt werden von dem Geliebten!"

Er sprach zu ihr. Abgerissene, leise Worte, aber diese Worte sagten ihr von seiner Eifersucht, von seiner namenlosen, stummen, selbstquälerischen Liebe und von dem Glücke dieses Augenblickes und der Zukunft.

„Und wenn Du mein Kind liebst, soll es mir Alles sein" — sagte sie dann, als ihre Thränen versiegten und sie ermattet an seiner freudematten Brust ruhte.

„Ich liebe es, ja, von Herzen. Es soll uns Alles sein. So viel wie..."

„So viel wie — das Kind, das ich unter dem Herzen trage," sagte sie und fing wieder an zu weinen. Dann sprachen sie nichts mehr.

VII.

Seit diesem Tage durfte der Knabe des Nachmittags und Abends immer zwischen den beiden Gatten spielen, und er meinte, ein Himmel von Liebe habe sich aufgethan in Küssen, Sanftmuth, Lob und Nachsicht. Er war der Liebling seiner Eltern und dadurch der Liebling der ganzen Welt.

Aber als im Herbste das letzte Blatt von den Bäumen fiel, da lag Emil an einem Rückfalle seiner Erkältung, die damals die schwache kränkliche Lunge afficirt hatte, krank im Schlosse, und seine Mama lag in der Stadtwohnung mit einem süßen, kleinen, neugeborenen Kindchen an der Seite.

Emil lag in einem großen, widerhallenden Gemache, in einem großen Bette, das von doppelten Wappen und einer Fürstenkrone überragt war. Schwere Stoffe lagen als Decke auf ihm, und die Tapeten an den Wänden waren kostbare Gobelins mit jenen starrblickenden Figuren, die uns immer wie versteinerte Feinde anmuthen. Das liebe Gesicht war weiß wie das Kissen, in dem es matt ruhte, und das blonde Haar hatte durch den Schweiß der Krankheit eine goldigere Farbe als je.

Und an dem Bette saß zwei Tage lang sein lieber Papa, der die Stadt verlassen hatte, für ihn. Und Fräulein von Lankowa; denn Mama konnte nicht da sein.

Der letzte Tag war schön, klar, warm, wie eine Erinnerung an den Sommer. Die Bäume waren entlaubt und die Stoppeln starrten auf den Feldern, aber die Sonne lag liebend und wärmend über der entlaubten Erde. Und in dem großen prächtigen Zimmer schien auf jedem Dinge der Nachhall von des Doctor's Worten: „Er überlebt den heutigen Tag nicht!" wie ein häßlicher beklemmender Mehlthau zu liegen, der selbst die auf dem Fußteppich spielende Sonne leichenhaft machte. Der Knabe fragte, wie viel Uhr es sei.

„Vier Uhr."

Er lag keine Minute still. Er hielt die Hand seines Papas immer fest.

„O, und jetzt wird's bald ganz gut sein, ich werde gesund und werde wieder reiten. Nicht wahr? Immer reiten. Ich werde Officier. Ich möchte schon bald gesund

sein, denn es freut mich so — es ist Alles so schön, schon seit langer, langer Zeit, wie ich mir's früher gar nicht vorgestellt hätte. Mama ist so gut!"

„Ja, mein liebes Kind."

„O, und Du auch Papa. Alle. Ich habe so viel Spielsachen, und ich mag gar keine neuen mehr. Ich kann die Hälfte davon dem Lenz schenken und habe doch noch viel. Aber der Carla schenke ich nichts. Und wenn ich Reiter bin, wird der Herr Wolkenstürmer auch nicht mehr immer bei mir sein. Nicht wahr, Papa, lieber, lieber Papa? Aber sage mir, Mama wird morgen kommen, nicht wahr?"

„Wenn sie kann. Ja."

„Denn Mama ist so gut zu mir, wie ich's früher nie gedacht. Daß Mama so gut ist, das freut mich noch mehr als Alles, selbst als das Soldatwerden. Ich weiß nicht, warum. War mein erster Papa auch gut zu mir? Ich habe das nie gewußt. Hat es ihm leid gethan, daß ich so klein war und es nicht wissen konnte, wie Fräulein von Lankowa mir erzählt hat? Ich meine, nichts muß so leid thun, als Jemand lieb haben und der weiß es nicht. Ich habe Mama immer so lieb gehabt, und sie hat es nicht gewußt, und ich habe mich vor ihr so gefürchtet. Aber jetzt, schon seit lange, ist Mama so gut. Ich möchte, daß sie da wäre."

„Sie wird kommen, mein Kind, mein Herzenskind. Liegst Du gut? Sieh, da ist Fräulein von Lankowa."

„Ja," sagte Emil und lächelte und lag dann still, den Arm um seinen Papa geschlungen. Dann schaute er auf einmal ängstlich herum in dem großen Zimmer, an den Tapeten hinauf, an den Friesen hinunter und wollte sich aufsetzen.

„Was ist Dir, mein liebes Kind, mein Herzenskind?"

„Mir ist immer so bang gewesen," sagt der Knabe ängstlich.

„Nein, nein, schau, ich bin da und das Fräulein ..."

„So bang gewesen immer, und jetzt ist Mama wieder fort, wie damals immer ..!"

Der Knabe lag jetzt an der Brust des weinenden Mannes und das Fräulein hielt ihm die erstarrenden Hände. Er fürchtete sich nicht mehr. Er lächelte, ehe er starb, denn die Liebe küßte ihm den letzten Hauch von den Lippen.

Zu derselben Stunde weinte die junge Mutter über dem kleinen schlummernden Kinde ihrer Liebe, ohne zu wissen weshalb oder um wen. Sie meinte, sie weine vor Glück.

Ueber Ursprung
und
Bedeutung der Sage von Shylock.

Von
Rudolf Grisebach.

I.

In unseren Tagen öffnen sich bei allen Völkern der gebildeten Welt die Schuldgefängnisse. Die Gesetzgeber Europa's bestreben sich, die Hindernisse zu beseitigen, welche äußere, durch die Sitte anerkannte Verhältnisse der freien Bewegung der Arbeit bisher dann gestellt hatten, wenn der Arbeiter nicht im Stande war, seinen Schuldpflichten nachzukommen. Der Geist der Humanität, wie die unermeßliche Ausdehnung des Verkehrs sind die beiden Hebel, welche mit starkem Drucke die Fesseln lösen, mit denen die zahlungsunfähigen Schuldner gebunden waren. „Freiheit ist Arbeit, Arbeit ist Geld." Das sind die Worte, welche die heutige Anschauung dem Gläubiger zur Beherzigung empfiehlt, der mit geiziger Angst seinen Schuldner dem Schuldthurme entfliehen sieht. Je mehr wir uns der entschlossenen Durchführung dieser gesunden Ansicht der Neuzeit zu freuen haben, desto lieber verfolgen wir gewiß auf geschichtlichem Wege die Entstehung der Schuldhaft, ihre Veränderung und Erleichterung im Laufe der Zeiten, vom alten Heidenthume her und durch das Mittelalter fort, um zuletzt stolz zu rufen: „Dies ist unser!"

Im Folgenden will ich versuchen, einen Beitrag zu dieser geschichtlichen Betrachtung zu liefern, der hoffentlich willkommen sein wird, wenn ich mich bestrebe, eine große That in der Geschichte europäischer Dichtkunst zum Ausgangspunkte zu nehmen und von diesem aus suchend Umschau zu halten in benachbarten und entfernteren Gebieten des Culturlebens, stets eingedenk der Worte unseres Dichters:

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken."

II.

Shakespeare stellt im „Kaufmann von Venedig“ die Shylocksage in folgender Weise dar:

Der Kaufmann Bassanio zu Venedig leiht von dem Juden Shylock daselbst die Summe von dreitausend Dukaten auf drei Monate.

Bassanio's Freund, der venetianische Kaufmann Antonio, übernimmt für jenen die Bürgschaft bei Shylock, welcher sich bei Annahme derselben ausdrücklich Folgendes in einer notariellen Urkunde von Antonio versprechen läßt (angeblich nur zum Spaß), wenn der Bürge Antonio nicht auf den bestimmten Tag, und an dem bestimmten Orte die vertragsmäßige Summe zurückzahlen werde, solle ein volles Pfund von dem Fleische Antonio's in der Weise zur Buße gesetzt sein, daß Shylock dasselbe aus jedem Theile von Antonio's Leibe solle herausschneiden dürfen.

Die Frist verrinnt, Antonio kann auf den bestimmten Tag nicht zahlen, die Verschreibung ist verfallen. Shylock, der gereizte Jude, macht nun Ernst: er führt zunächst die Verhaftung Antonio's herbei, und besteht dann auf Ausführung der strengen Worte des Scheines. Die Sache kommt vor das Gericht des Dogen in Venedig. Vor diesem bietet zuerst der zugleich mit Antonio und Shylock erschienene Hauptschuldner Bassanio dem Gläubiger baar die volle Zahlung in Dukaten an, deren Annahme jener verweigert, auf seines verfallenen Pfandrechts Verwirklichung bestehend, trotz der Vermittlungsvorschläge des vorsitzenden Dogen. Sodann wird vorgerufen ein junger Rechtsgelehrter, Balthasar, Doctor von Rom (beiläufig: die verkleidete Verlobte Bassanio's), welcher im Auftrage des am Erscheinen verhinderten, berühmten und gelehrten Doctors Bellario zu Padua — auf besonderes Ansuchen des venetianischen Gerichtshofes — dessen durch eigene gelehrte Kenntnisse verbesserte Ansicht über den zur Entscheidung vorliegenden Rechtsfall vorzutragen gekommen ist. Diesem überläßt der Doge — nach einigen einleitenden Worten — die weitere Verhandlung der Sache. Der gelehrte Doctor schickt voran, daß das Verlangen Shylock's den Formen des venetianischen Gesetzes durchaus entspreche, läßt den Antonio den Schuldschein anerkennen und versucht dann die Sühne, unter Anrufung der Gnade des Juden, weil Gnade bei dem Rechte stehe. Shylock fordert die Strenge des Gesetzes. Auf Anfrage Balthasar's bietet Bassanio nochmals baare Geldzahlung, ja doppelt und dreifach, an, was nun der gelehrte Richter dem starren Gläubiger besonders vorhält; welcher auch diese nochmalige Mahnung zur Milde, unter Berufung auf einen Eidschwur, zurückweiset. — So sagt denn Balthasar, zum letztenmal den Shylock zur Barmherzigkeit aufrufend: „Der Schuldschein ist verfallen, und dem Gesetze nach kann deshalb der Jude verlangen, ein Pfund Fleisch zunächst am Herzen des Kaufmanns auszuschneiden.“ — Beide Parteien bitten, Shylock auch jetzt noch die Gnade abweisend, um den eigentlichen Spruch des Gerichts; er erfolgt, durch den Mund Balthasar's, zugleich mit den Anstalten zur Vollziehung, dahin zu Gunsten Shylock's:

„Ein Pfund von dieses Kaufmanns Fleisch ist Dein.
Der Hof erkennt es, und das Recht ertheilt es,“

aber mit dem Zusatze:

„Doch hast Du selbst das Fleisch ihm auszuschneiden.
Das Recht gewährt es und der Hof erkennt es,“

und mit doppelter Beschränkung zunächst:

„Der Schein hier giebt Dir nicht ein Tröpfchen Blut.
Die Worte sind ausdrücklich, ein Pfund Fleisch.
Nimm denn den Schein, und nimm Du Dein Pfund Fleisch;
Allein vergießest Du, indem Du's abschneid'st,
Nur einen Tropfen Christenblut, so fällt
Dein Hab' und Gut, nach dem Gesetz Venedigs,
Dem Staat Venedig heim,“

und dann:

„Vergieß kein Blut, schneid auch nicht mehr noch minder
Als gerad' ein Pfund; ist's minder oder mehr
Als ein genaues Pfund, sei's nur so viel,
Es leichter oder schwerer an Gewicht
Zu machen, um ein armes Zwanzigsttheil
Von einem Scrupel, ja, wenn sich die Wagschal'
Nur um die Breite eines Haares neigt,
So stirbst Du, und Dein Gut verfällt dem Staat.“

Denn — auf die Frage Shylock's: „Ist das Gesetz?“ —

„Weil Du dringst auf Recht, so sei gewiß,
Recht soll Dir werden, mehr als Du begehrst.
Du sollst die Acte sehn“ („the act“ = the law).

Auf diesen Spruch will der rachgierige Gläubiger doch lieber das dreifache Geld; aber der Richter entscheidet:

„Er hat's vor offenem Gericht geweigert,
Sein Recht nur soll er haben und den Schein;“

und auf erneute Bitte Shylock's um den einfachen Schuldbetrag:

„Du sollst nichts haben, als die Buße, Jude,
Die Du auf eigne Gefahr magst nehmen."

Shylock will den Gerichtssaal nun verlassen; jetzt droht ihm das Gesetz Venedigs durch den Mund des jungen Richters wegen hinterlistiger Nachstellung nach dem Leben eines Bürgers den Tod an und Vermögens-Einziehung zu Gunsten des Benachtheiligten und des Staates, und empfiehlt ihm die Bitte um Gnade beim Dogen, welcher diese von Amtswegen gewährt und noch erweitert auf Antonio's Bitten, unter der Bedingung der Annahme des Christenthums, welche der Jude eingeht. Der Doge schließt das Gericht und entläßt, unter Anerkennung seiner Verdienste, den auswärtigen Rechtsgelehrten.

III.

In dieser Form scheint die Sage aus dem um 1378 geschriebenen pecorone des Giovanni fiorentino (giorn. 4, nov. 1) entlehnt zu sein* und findet sich auch in der deutschen, mit um fünfzig Jahre älteren deutschen Handschriften übereinstimmenden Druckbearbeitung der Gesta Romanorum (Augsburg 1489, Cap. 67), wiewohl mit abweichenden Namen.**

Eine andere Gestaltung der Sage hat sich in einem in Bamberg 1493 gedruckten Meistergesange, unter dem Titel: „Kaiser Karl's Recht" erhalten. Das ist eine deutsche Ballade oder Volksromanze, deren Verfasser wahrscheinlich Hans Folz ist, welcher, aus Worms gebürtig, im Anfange beziehungsweise um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als Barbier und Meistersänger zu Nürnberg lebte. Der Meister erzählt uns Folgendes:

Ein vom Glück begünstigter Kaufmann hatte sich beträchtlichen Reichthum erworben. Als er starb, kam das ganze Vermögen in die Hände seines einzigen Sohnes, auf dessen Erziehung er viel verwendet hatte. Wie es aber in solchen Fällen oft zu gehen pflegt, der Sohn zehrt und lebt im Sause, kaum währt ihm sein Reichthum ein Jahr, so sieht er Noth und Armuth vor sich. Um sich zu retten, beschließt er, sein Glück außer Landes zu versuchen. In dieser Absicht geht er einen reichen Juden an, ihm tausend Gulden zu leihen, die er auch leicht erhält, nachdem er dem Wucherer „ein Pfund Schmers" aus seinem Leibe zum Pfande setzt, im Fall er nicht auf die bestimmte Zeit die Summe zurückbezahlen werde. So reist er fort; es geht ihm glücklich, und mit einem Gewinne von dreitausend bis viertausend Gulden eilt er, das Geliehene zur rechten Zeit zurückzustellen. Zufällig trifft er den Juden nicht daheim; erst den dritten Tag nachher findet er ihn in einer anderen Stadt, wohin ihn seine Geschäfte gerufen hatten. Der Jude behauptet, er habe den Contract nicht erfüllt, das Ziel sei ja vorüber, es stände ihm also frei, sich an sein Pfand zu halten. Umsonst ist alle Rechtfertigung: der Kaufmann muß sich bequemen, mit zum Kaiser zu reiten, damit Jedem sein Recht zuerkannt werde. Damals regierte Kaiser Karl, dessen Name weit bekannt ist, und der Arm und Reich mit gleicher Gerechtigkeit richtete. Der Kaufmann reitet mit zum Schloß des Kaisers, nicht ohne Furcht, der Richter würde entscheiden, daß von dem wörtlichen Sinne der Uebereinkunft nicht abgegangen werden dürfe.

Der Kaiser heißt ein Gericht besetzen und die Parteien vorführen. Die Klage des Juden kann der Kaufmann nicht wegleugnen; er sei jedoch auf's rechte Ziel gekommen, und habe nur den „Hund" nicht daheim gefunden. Der Kaiser urtheilt hierauf, der gute Mann müsse die Strafe leiden, der Jude selbst solle aus seiner Seite das verpfändete Pfund herausschneiden, aber weder minder noch mehr, denn wenn er auch nur um einen Gran fehle, so habe er das Leben verwirkt. Kaum hat der Jude diesen Spruch gehört, so bekennt er, er habe den Kauf verloren, er wolle ihm Alles schenken und zu den tausend Gulden noch zweihundert zugeben.

Der Kaufmann aber dankte dem Kaiser, und zog fröhlich heim, wo es ihm fürder wohlging. Am Schluß werden noch die

---

* d. h. aus einer verlorenen englischen Uebersetzung desselben.

** Die sogen. Gesta Romanorum sind eine ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßte, mehrfach (auch unter dem Titel „Das ist der Römer Tät") in's Deutsche (auch Englische) übersetzte Sammlung von kleinen Historien, Novellen, Anekdoten, Beispielen u. s. w.; man verlegt sie in den Zeitraum vom Anfange des dreizehnten bis zum Beginne des sechzehnten Jahrhunderts. Unsere Sage findet sich nicht im lateinischen Texte, wohl aber auch in einer englischen Redaction.

Richter, „die mit Erbarmung mischen das Recht," gelobt; „und die das thun, der Ehre will Gott stärken."

Es scheinen hier in Deutschland einheimische Volksmärchen zu Grunde zu liegen, welche sich wieder mit altenglischen Balladen desselben Inhalts begegnen. Indeß noch einen tieferen Zusammenhang der Sagen mit allgemeinen culturhistorischen Entwicklungen hat, nach J. Grimm's Anleitung, die vergleichende Sprach- und Rechtswissenschaft längst entdeckt, diesen möchten wir hier weiter verfolgen.

IV.

Die genauere Forschung nach dem Kerne der beiden erzählten Volkssagen (nach Shakespeare und nach Meister Folz) führt uns, meine ich, auf eine Unterscheidung in denselben: die Verwicklung durch die Verpfändung oder Bürgschaft auf Leben und Tod, und die Lösung solcher Verwicklung durch ein Urtheil, hier des Kaisers Karl, dort des fremden römischen Rechtsgelehrten.

Beide Darstellungen stimmen hinsichtlich des ersten Theiles ihrer Fabel darin überein, daß sie das gefährliche Pfandrecht des Darlehnsgläubigers durch ein ausdrückliches Versprechen des Schuldners beziehungsweise Bürgen entstehen lassen. Doch möchte die Verabredung der Parteien, welche beide Erzähler sich selbst in einem ihrer eigenen Lebenszeit näher liegenden geschichtlichen Zeitraume noch als möglich denken, rückwärts auf ein Zeitalter hinweisen, in welchem die rechtliche Folge, welche die Erzähler wieder beide gleicherweise eintreten lassen, auch ohne besondere Abrede von selbst, d. i. auf Grund eines Rechtssatzes, einzutreten pflegte.

Die Umwandlung des Culturlebens und seiner Anschauungen wie Bedürfnisse ist stets die Grundlage, auf welcher die rechtsgeschichtliche Bildung sich vollzieht und verändert. So konnte leicht die christliche Cultur mit ihren großartigen Umwälzungen auch das im Gefolge gehabt haben, daß der starre alte Rechtssatz des tödtlichen Pfandrechts sich in die Form besonderer Beredung später abschwächte. Dann würden wir unwillkürlich durch den Gang der Dinge dazu getrieben, die Zeit des Rechtssatzes — im Gegensatze zu der Zeit der Beredung auf Anwendung der veralteten Norm — in einem vorchristlichen Zeitalter zu suchen.

Und daß der Gläubiger ein Jude mit vielleicht heidnischem (Shy-Lock, Loki) Namen ist, mag als Umstand erwähnt werden, der weiterer Forschung bedürftig und für unsere Vermuthung erheblich genug wäre, wenn diese nicht in streng urkundlicher Bezeugung von Rechtssätzen des von Shylock besonders ausbedungenen Inhalts ihre positiv-empirische Bestätigung fände. Von einem Juden oder Heiden mochte die christliche Weltanschauung des Mittelalters es allenfalls noch erwarten, daß er ein Pfandrecht verlangte durch moralischen Druck auf den Schuldner, welches das Christenthum hatte verschwinden lassen, ohne es zugleich durch entsprechende verbietende Gesetze bestimmt und klar zu verpönen, denn eben der Mangel eines solchen späteren Gesetzes beweist die Annahme der Möglichkeit der grausamen Beredung. Die erwähnten heidnischen Gesetz-Urkunden, die dem mittelalterlichen Christen durch Alter und Ehrwürdigkeit feierliche Scheu, ja Furcht vor Aenderung einflößen mußten, finden wir bei Grimm, Mommsen, Curtius.

V.

Da stehen sie alle zusammen, wie verschieden in der Form der Ausprägung im Einzelnen, doch von einem Grundgedanken getragen und von einem Familiengeiste beseelt, die gesammelten uralten Rechte der indogermanischen (arischen) Bruder- und Geschwisterkindstämme, der Gräko-Italiker, italischen Griechen, Italiker, Hellenen (dorischen und ionischen Stammes), Römer, Norweger und Franken.

Die „Gesetze des Königs Italus," die noch in Aristoteles' Zeit angewendet wurden, bezeichnen die alten Institutionen Gräko-Italischer Stammesgemeinschaft, in welcher das Zusammenleben in Familiengemeinden unter Stammhäuptern das strenge Schuldrecht gewährte, nach dem der Schuldner für die Zahlung des Empfangenen mit seinem Leibe haftete. Es blieb dann, nach der Scheidung, zum Beispiel den tarentinischen Herakleoten und den Italikern gemeinsam.

Nach altattischem Schuldrechte ging gleichfalls des Gläubigers Forderung vom Eigenthume auf die Freiheit und die Person des Schuldners über. Der attische Demos aber war der erste seiner Stammverwandten, welcher unter Solon's Leitung das rauhe

Alte im Sinne fortschreitender Cultur und mit entschlossener Staatsweisheit zu beseitigen sich bestrebte. Solon schränkte das Pfändungsrecht ein, sodaß es fortan nicht mehr auf die Person des Schuldners und seine Familie ausgedehnt werden durfte. Indem uns gerade bei dieser Gelegenheit überliefert wird, daß zu Solon's Zeit die Möglichkeit aufgehoben wurde, einen Mitbürger zum Leibeigenen zu haben oder in die Sclaverei zu verkaufen, sehen wir zugleich, in welchen Rechtsfolgen bei den feinen Athenern sich das persönliche Pfändungsrecht nach älterem Brauche hauptsächlich zu verwirklichen pflegte. Die Ursache der Solonischen Reform auf diesem Gebiete mag mehr materieller Natur gewesen sein; dennoch schaut diese Reform selbst im kleinen regsamen Handelsstaate Athen, auf ideal-sittlichem Grunde ruhend, weit hinaus in die Jahrhunderte und Jahrtausende einer fernen Zukunft.

Im entschiedenen Gegensatze dazu steht der Inhalt des ältesten Gesetzes (Weisthums) aus Latium, aus Rom. Die Bedeutung der XII Tafeln findet die neuere Forschung weniger in ihrem materiellen Inhalte, als in der mit ihrer Sanction zugleich vollzogenen öffentlichen Aufstellung und der formellen Verpflichtung der Magistrate, nach ihnen sich zu richten; der durch die XII Tafeln sanctionirte Inhalt ruht demnach auf der älteren Rechtssitte der lateinischen Römer. Gerade das Schuldrecht aber hat dieser arische Volksstamm, bei seiner eigenthümlichen Begabung für die Verwirklichung der Rechtsidee, schon in ältester Zeit mit besonders praktischem Verstande in systematischer Schärfe geordnet. Nach formaler Liquidität einer Schuld lief erst eine gesetzliche Frist von dreißig Tagen, während welcher man dem Schuldner völlige Ruhe lassen mußte, daß er das Geld herbeischaffe. Es folgte die Anlegung der Hand durch den Gläubiger an den Schuldner, wobei jener diesen vor den König, später Prätor (Magistrat) führte, eventuell zur Rechtfertigung jener Maßregel. Durch die Oeffentlichkeit dieser Handlung gab die Vorführung Gelegenheit, daß Jemand mit Zahlung oder Rechtseinspruch zur Befreiung des Schuldners intervenire, widrigenfalls ihn der Gläubiger abführen und halten konnte gleich einem Sclaven. Waren alsdann sechzig zum etwaigen Vergleiche mit dem Gläubiger bestimmte Tage verstrichen und war während derselben der Schuldner dreimal auf dem Markte ausgestellt und ausgerufen worden, ob Jemand seiner sich erbarme, und dies Alles ohne Erfolg geblieben, so durfte der Gläubiger den Schuldner tödten, in die Fremde als Sclaven verkaufen oder auch bei sich an Sclaven Statt halten. Waren mehrere Executiv-Gläubiger, so stand jedem das Tödtungsrecht selbstständig zu, sie durften sich in seine Leiche theilen, nach den Worten der XII Tafeln:

„Tertiis nundinis partis secanto: si plus minusve secuerunt, se fraude esto."

Dabei ist Folgendes hier von vorzüglichem Interesse. Zunächst, daß der lebhafte Markt- und Handelsverkehr in Rom sofort auf practische Lösung der Concurrenz- und Correal-Fälle führte, und daß der sichtende Verstandessinn der lateinischen Römer dabei so früh die Keime eines Concursverfahrens legte, welches sich sehr bald eben an diese Bestimmung des alten Rechtes anschloß. Sodann, daß bei Lösung der Concurrenzfrage selbst in so prägnanter Weise einerseits die Befugniß jedes Gläubigers, seine Rache zu kühlen, garantirt, andererseits durch die Worte „partis secanto" auf das Uncial-Verhältniß der Schuldforderungen hingedeutet wurde. Endlich, daß bei diesem — den Worten nach — zu verwirklichenden Fleischtheilungs-Verfahren der Punkt wegen des Zuviel-Abschneidens sorgfältig verclausulirt wurde, jedoch mit Zufügung der Worte „ohne Gefährde," durch welchen Zusatz das Gesetz das Risiko der gefährlichen Operation — freilich nicht im Ganzen, doch hinsichtlich der Art und Größe der Theilung — dem Einzelnen zwar zur Willkür stellte, aber dennoch in's Gewissen schob.

Fast ähnliche Gesetzesworte enthalten wieder die alten germanischen Rechtsurkunden. Das norwegische Guledingsgesetz sagt: Erweist sich ein Schuldner muthwillig gegen seinen Gläubiger und will er nicht für ihn arbeiten, so darf dieser ihn vor Gericht führen und seinen Freunden entbieten, ihn von der Schuld zu lösen; wollen ihn die Freunde nicht lösen, so habe der, welcher den Schuldner bei sich hat, Macht, von ihm zu hauen, was er will, oben oder unten. Das Gesetz der salischen Franken statuirt gegen den sog. Wergeldsschuldner: Ladung vor Gericht beziehungsweise Vorführung des Schuldners

durch den Gläubiger, Lösungsversuch durch Einen aus der Freundschaft des Ersteren, Tödtungsrecht des Gläubigers. Wir bemerken die Unvollkommenheit germanischer Rechtsbildung auf diesem Gebiete, im Verhältniß zu der formellen Consequenz der römischen Entwicklung des Schuldrechtes und dessen Vollstreckung.

Auf der anderen Seite enthalten ältere und neuere germanische Rechtsquellen und Rechtsbücher Zeugnisse über die Schuldknechtschaft und Gefangenschaft des germanischen Schuldners bei seinem Gläubiger, von einer sinnlichen Anschaulichkeit und Kraft, wie sie das römische Recht auch in seinem Jugend-Alter nicht kennt; und gerade diese Zeugnisse führen uns durch Darstellung dieser Rechtsverwandtschaft, sowie durch ausdrückliche Hinzufügung der Rechtsfolge der „Ehrlosigkeit“ und „Rechtlosigkeit“ für den „bösen Schuldner,“ am ehesten auf den Grundgedanken des indo-germanischen (arischen) Schuldrechtes überhaupt. — Wir meinen nämlich: die einzeln angeführten uralten Gesetze bekunden gemeinsam das Recht des Gläubigers auf Leib und Leben (Leben und Tod, Leib und Ehre) des Schuldners bei seiner Zahlungsunfähigkeit auch ohne besondere Beredung, kraft einer Satzung, deren gemeinsamer Urquell vielleicht schon vor der Völkerscheidung liegt. Diese Gesetze kennen zwar eine Mitwirkung des Königs, des Richters, des Magistratus bei der Habhaftwerdung des Schuldners; doch ist sie sehr vorsichtig, mehr bekundend und verkündend, als ordnend oder richtend. Die Gewaltseite des Rechtes, die Macht, tritt in den Vordergrund und weist uns etwa auf die Vorzeit, wo der wandernde Urstamm den Einzelnen, selbst ohne den Häuptling, an die Macht seiner Faust verwies, zur Unterjochung des Schuldners, welcher Zahlung weigerte. Doch möchten wir das nur andeuten, gern dagegen festhalten, daß der erste Theil der Shylockssage in der Gestalt, wie wir sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gefunden haben, nichts ist, als die mehr oder weniger bewußte Bekundung der Erinnerung romanischer und germanischer Volksstämme von dem uralten heidnisch-arischen Rechtssatze, welcher dem Gläubiger Recht über Leib und Leben des bösen (muthwilligen oder insolventen) Schuldners gab. Je jünger die Gesetzes- und Rechts-Urkunden waren, in welchen der Rechtssatz noch lebte, und je zugänglicher sie dadurch dem Christen des Mittelalters blieben, desto lebhafter mußte ihm der Gegensatz der Ursitte zu seiner Anschauung und Sitte werden, desto tiefer das Bedürfniß nach Versöhnung beider. Je sagenhafter andererseits der abgeschwächte Rechtssatz sich vereinzelte in der Anknüpfung an eine besondere Beredung, und folgeweise an einen besonderen Fall, womit jener Satz die Geschichte gleichsam aus sich selbst entstehen ließ, desto leichter kettete sich auch die Lösung des Widerstreites an einen einzelnen Rechtsfall und mit diesem an bestimmte, nun auf einmal historische Persönlichkeiten. Waren diese dann gar selbst wieder von sagenhaften Erzählungen anderer Art umgeben, und leuchteten mit ihren Heroengestalten hinein in eine in vieler Beziehung gesunkene, und doch vielfach in sich erregte und nach Neuem ringende Zeit, wie die des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts war, so konnte sich allmälig im Munde des Volkes ein Glied der Sage an das andere fügen; und halbgebildete Sänger oder Schriftsteller mochten die Verwicklung durch die heidnisch-rohen Rechtssätze des alten Stammesrechtes zu einer Lösung im Sinne damaliger Sitte hinführen, welche wieder das Gewand der erzählenden Sage annahm, obwohl sie der Zeit der damaligen Gegenwart näher lag.

Wie nun bekanntlich die Form des Rechtshandels für Lied und Spiel im 15. Jahrhundert besonders beliebt war, was unsere Annahme unterstützt, so hatten beliebte Schriftsteller gerade damals einen besonderen Einfluß auf dem Rechtsgebiete, welcher auch hier bedeutend wurde.

VI.

Zu solchen Schriftstellern und Sängern meinen wir doch diejenigen rechnen zu müssen, aus denen wir unsere beiden Erzählungen vom grausamen Gläubiger und bösen Schuldner oben geschöpft haben. Mag den Meistergesang „Kaiser Karl's Recht“ Hans Folz, der Barbier, oder ein Anderer geschrieben oder gesungen haben, jedenfalls zählt der Verfasser, gleich denen der deutsch bearbeiteten* „Gesta Romanorum,“ zu dieser Volksklasse, welche

* Vergleiche Note ** auf Seite 91.

derzeit schon anfing, den Ungebildeten große geschichtliche Ereignisse zu versinnlichen, und wir glauben auch den Giovanni fiorentino nirgend anders suchen zu können, als unter denen, welche gelehrte Bildung zum Gemeingut zu machen strebten. An ihrer Hand aber treten wir der Natur der Sache gemäß an die Erörterung des zweiten Theils der Shylocksage heran, und sie führen uns auf einen Boden, auf welchem die Entwicklung des Kernes zu ersprießlicher Frucht sich gedeihlich gestaltet.

Vergebens staunte das Volk des Mittelalters die starren Rechtssätze, mit andern auch den von uns besprochenen, in den alten Volksrechten an, deren Sammlungen zum Theil von germanischen Königen, von römischen Kaisern des christlichen Reiches deutscher Nation befördert und autorisirt waren: es fehlte ihm noch die Vermittlung, welche das cap. 2 X de pignoribus mit seiner Verpönung der Leibesverpfändung allgemein nicht zu geben vermocht hatte. Noch häufig beobachtete man die Vollziehung des contraktlichen Angelöbnisses auf persönliches Haftbarwerden, welchem erst mit gesetzlicher Strenge die Reichspolizeiordnung von 1548 steuerte.

Aber ein ganz neues Element war in die Gestaltung des deutschen, ja des europäischen Rechtslebens eingetreten; schon mit der Kaiserkrönung Karl's des Großen zu Rom tauchte die Idee einer Continuität des römischen Rechtes mit dem Rechte derjenigen Nation auf, welche sich providentiell berufen glaubte, das römische Weltreich in der Mitte Europa's fortzusetzen. Von schwachen Anfängen aus und zunächst sich sehr lose in einzelnen Worten (wie z. B. in der Reichsgesetzgebung der Capitularien) mit den alten Gesetzen verbindend, verschiedener Stände und entgegengesetzter Genossenschaften Interesse stützend, wie Zeit und Ort es fügten, breitete sich das römische Recht, des Kaisers Recht, mit einer Intensität aus, welche das beste Wahrzeichen seiner innerlich durchgebildeten, wissenschaftlichen Tüchtigkeit, wie seiner providentiellen Mission wurde. Ist es doch wunderbar zu beobachten, wie bald der Kaiser, bald die Kirche, bald die Städte, bald die Großen (Fürsten) des Reichs sich auf das römische Recht berufen, wo dann die Gegner theils das canonische, theils das Lehenrecht, theils germanische Bräuche zu ihren Gunsten ihm entgegensetzten; aber immer siegreicher tritt das römische Recht auf, weil echte Wissenschaft, selbst noch unerkannt und wenngleich nach hartem Kampfe, das Rohe, Ungefüge, als Auswuchs des Bildungsmangels, zuletzt überwinden muß. — Welche eigenthümliche Vermittlungsrolle nun gerade bei diesem Kampfe des römischen Rechtes und seiner damals nur halbverstandenen Wissenschaft mit den entgegengesetzten Elementen die halbwissenden und halbgebildeten Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts gespielt, hat neuere Forschung (Stintzing) gezeigt. Wir finden in der Gestaltung des zweiten Theiles der Shylocksage durch unsere beiden Erzählungen einen neuen Beleg für die Richtigkeit dieser Forschung.

Die Verfasser der Erzählungen, beziehungsweise ihre Handschriften oder Drucke stammen aus hervorragenden Städten der damaligen Zeit: Florenz, Augsburg, Bamberg, Nürnberg. Diese Städte und ihr Handel („Kaufmann") hatten wahrscheinlich damals ein Interesse daran, für den Gedanken römischer Rechtsbildung und Wissenschaft einzutreten; in den Kämpfen des Fehderechtes mit Rittern und Großen mochte die Roheit des germanischen Pfandrechtes (das freilich ein Recht auf Leib und Leben im strengsten Sinne nicht mehr enthielt, aber durch Abrede in sehr wesentliche Theile desselben* zu verwandeln war) der Entwicklung ihres Verkehrs hinderlich sein: da schufen sich, dem Drange des Moments mit ihren Waffen folgend, ihre Schreiber und Sänger sagenhafte Erzählungen des uns vorliegenden Inhalts, welche sie geschickt an alte Märchen anknüpften. Wer sie gefunden oder erfunden, wußte Niemand zu sagen; sie waren da, halb bewußt, halb unbewußt entstanden, und wurden erzählt, gesungen, geschrieben, gedruckt, sobald das letztere möglich war. — Sie verbreiteten sich, belehrend und aufklärend über das Wesen des sonst gefürchteten fremden Rechtes, auch über die Ringmauern der Städte hinaus und förderten die Einsicht sogar der Gegner in der Fehde.

Daß nämlich in der That die Verherrlichung des römischen Rechtes und seiner Wissenschaft, im Gegensatze zum alten Volks-

* Vergleiche das im 13. und 14. Jahrhundert vielfach ausgeführte, im 15. Jahrhundert verschwindende „einreiten, einfahren, einlager" als „geisel."

rechte, die bald mehr verhaltene, bald offene Richtung in unsern sagenhaften Erzählungen ist, wird das Folgende im Einzelnen beweisen.

Schon der Meistergesang „Kaiser Karl's Recht" zeigt das Streben, dem Alten einen großartigeren Hintergrund durch das Neue zu geben. Dieser neue Hintergrund ist das „Kaiserrecht," das römische Recht und der Richterspruch des sagenhaften Kaisers, Karl's des Großen, welcher, ein deutscher König, sich zuerst zum römischen Kaiser krönen ließ, welcher die deutschen Stammesrechte sammeln und Reichsgesetze verfassen hieß, an die sich die römischen, altkaiserlichen Rechte anschlossen, jene selbst wieder fester begründend. In dem Richterspruche Kaiser Karl's ist die Sage vom grausamen jüdischen Gläubiger und seinem bösen Schuldner doch im Wesentlichen in derselben Art zur Lösung geführt, wie in der Darstellung der deutschen „Gesta Romanorum," deren Name (das ist der Römer Tât) wie Inhalt das Heranziehen römischer Bildung aufweist. Diese „Gesta" verlegen sodann die ganze Erzählung, mit unzähligen anderen, in die römische Kaiserzeit, und Shakespeare's Quelle läßt die römischen Rechtsgelehrten selbst in Venedig auftreten, zur Erinnerung daran, wie die städtischen Schöppenstühle sich „des Raths auswärtiger Rechtsgelehrten," insonderheit der auf italienischen (Padua, Rom) Rechtsschulen gebildeten Doctoren des römischen Rechtes gerne „erholten."

Von dem gelehrten „Legisten" rühmt die Sage seine wissenschaftlichen Kenntnisse, sein Geschick in der Verknüpfung des fremden Rechtes mit dem einheimischen, ja sie läßt ihn, wenn wir Shakespeare's dichterischer und deshalb eigener Darstellung trauen dürfen,* das uralte römische Gesetz, mit dem wir uns beschäftigt haben, geradezu citiren:

„Thyself shalt see the act." **

Diese Berufung auf die älteste Quelle römischer Rechtsbildung wäre wohl um so eher schon im Mittelalter möglich gewesen, als Quintilian und Gellius, leicht verständliche und zugängliche Schriftsteller, für die Ueberlieferung von Bruchstücken des Urtextes der XII Tafeln gesorgt hatten. Und mag man auch an das wörtliche Citat in der Sage nicht glauben, der Inhalt der Entscheidung des gelehrten römischen Juristen zeigt auf das Anschaulichste seine Anlehnung an das positive Schuldrecht des XII Tafelgesetzes. Da wird zunächst dem Schuldner und seinen Bürgen oder Freunden auch nach dem Verfalltage die Freiheit verstattet, sich von den Folgen des Pfandrechtes durch Zahlung zu lösen, eine Erleichterung, welche roher Anschauung überhaupt schwer begreiflich zu machen ist, wie selbst des römischen Schuldprocesses Geschichte zeigt, besonders aber der wörtlichen Sinnlichkeit germanischer Rechtsauffassung zuwider war. — Da ist umgekehrt die drei-, ja vierfache Aufrufung der Parteien zur anderweiten Abfindung oder Deckung, als durch Vollziehung des Pfandrechtes, fast genau den mehrfach abgestuften Löseterminen der XII Tafeln entsprechend.

Es folgt die Entscheidung selbst, welche zwar nach Shakespeare* eine Analogie germanischer Rechtseinrede zunächst benutzt: das Fleisch des Schuldners wird zuerkannt, nicht sein Blut, wie nach alter Mythologie bei der Wette Loki's mit dem Zwerge Brockr mit dem Haupte nicht der Hals verfallen sein soll. — Die Hauptentscheidung, wie sie beide Darstellungen der Sage gemeinsam wiedergeben, wonach genau ein Pfund, kein Gran oder Scrupel mehr noch minder, des Fleisches oder „Schmers" vom Schuldner dem Pfandgläubiger verfallen sein soll, beruht dagegen unseres Erachtens augenscheinlich auf einem Mißverständnisse, einem unbeholfenen, weil von Ungebildeten, Halbwissern ausgehenden Auslegungsversuche der oben angeführten Worte der XII Tafeln:

„si plus minusve secuerunt, se fraude esto."

Deren richtiger Sinn ist oben wiedergegeben; aber es ist dabei schon angedeutet, daß das Risiko des einzelnen Gläubigers — dem anderen concurirenden gegenüber — ihm selbst in's Gewissen fiel; wie leicht konnte der irregehende Ausleger, sobald er statt mehrerer Concursgläubiger Einen allein vor sich sah, diesem das Risiko der ganzen Operation in's Gewissen schieben und, den

* Aber auch die von Shakespeare wahrscheinlich mitbenutzte englische Ballade hat eine ähnliche Hindeutung.

** The act = law; vergl. Act of Settlement.

* Desgleichen nach seinen Quellen (vergleiche die vorige Note) und den deutschen „Gesta Romanorum."

Satz verallgemeinernd, zur Entscheidung Kaiser Karl's oder Bellario's (Balthasar's) sich erheben:

„Wer zu viel oder zu wenig schneidet,
Der thut das auf eigene Gefahr!"

Mit dem Verstellen auf die eigene Gefahr schlägt die Entscheidung dem halbgebildeten Juristen dann sofort in's Gegentheil um; der strafrechtliche Gesichtspunkt macht sich geltend, mitten im Privatrechte, und das Verfallen von Leib und Gut des Gläubigers an den Staat ist die natürliche Strafe dessen, der durch Beredung auf Anwendung eines veralteten Rechtssatzes das Leben nicht eines Mitbürgers (denn der Jude war selbst kein Bürger!), sondern eines hoch über ihm stehenden Bürgers einer freien Stadt hatte gefährden wollen.

Wir möchten um so mehr Werth auf diese Deutung legen, welche selbstverständlich unsere Erklärung des zweiten Theils der Sage und deren Entstehung kräftig stützen würde, weil eben durch sie ein bisher ganz dunkel gebliebener Punkt des ersten Theils derselben ein eigenthümlich auffallendes Streiflicht erhält. Woher rührt „das Pfund Fleisch (Schmers)" in der Verschreibung für Shylock, für den Juden? Kein altes Gesetz, das wir kennen lernten, spricht davon, deutscher Anschauung und Rechtssymbolik wie Ausdrucksweise widerstreitet dieses Mathematische, Unsinnliche, Abstracte, gleichwie es den Römern gefiel, welche früher maßen und sichteten, wie sie hier gleich an den Concurs dachten und daneben für die Schuldgefangenen das Gewicht der Fesseln nach Maßen bestimmten. — Sollte sich nicht aus den Worten „partis secanto" und deren Andeutung des Uncialverhältnisses der plures — nach Analogie des heres ex asse — semisse — besse u. s. w. — das „as," übersetzt „das Pfund," „ein volles Pfund," für den unicus creditor im Munde der Ausleger entwickelt und so in den ersten Theil der Erzählungen sich sagenhaft verwebt haben? — Dadurch erhielten wir gleichzeitig ein Bindeglied für beide Theile der Shylockssage, an welchem sich das bewähren würde, was wir im Allgemeinen über die Verknüpfung beider Bestandtheile der Sage bereits hervorgehoben haben. Diesem einen Bindegliede entspräche dann noch ein zweites von der anderen Seite, indem in dem Urtheile nach beiden Erzählungen auf das Ausschneiden des Pfund Fleisches durch den Juden selbst und gerade „am Herzen" (Seite), also zum Tode, der Nachdruck gelegt wird, mit Hinweis auf das alte Recht.

VII.

Die Mißverständnisse und dürftigen Auslegungen der Halbwisser von dem Inhalte des römischen Rechtes und ihre unverstandene Verehrung seiner Wissenschaftlichkeit haben für uns, die wir auf dem Standpunkte kritischer Forschung und gründlicher Kenntniß im Laufe der Jahrhunderte angelangt sind, ein um so größeres Interesse, als wir mit Bewußtsein das anerkennen und anerkennen können, was jene ahnten. Sie haben manchmal Recht gehabt, ohne es selbst zu wissen; so auch hier. Der Genius Shakespeare's ist ihrem Instincte zuerst nachgegangen und hat mit schöpferischer Kraft aus ihren halbschlummernden Ideen und Phantasien einen großartigen Gedanken geweckt. Der ideale Hintergrund christlicher Humanität, wissenschaftlicher Bildung und socialer Freiheit, auf welchem bei ihm der Grundgedanke des „Kaufmannes von Venedig" nach einem neueren Kritiker (Ulrici) ruht: summum jus, summa injuria (oder auch umgekehrt etwa: summa injuria, summum jus), ist vom Dichterheros aufgebaut. Dieser Dichter ist in seinem Schaffungsvermögen wieder der Zeit vorangeeilt und hat prophetisch verkündigt, was die mühsamen Forschungen der Jahrhunderte erst zur vollen Klarheit gebracht haben.

Nicht in spitzfindigen Wortinterpretationen, wie man früher meinte, suchten die römischen Juristen ihre Kunst, nicht in unpraktischer Schärfe fanden sie ihre Meisterschaft, sie waren scharf, um praktisch zu werden, in und am Leben bewährten sie ihre Theorie. So wurden und sind sie die Helden der Rechtswissenschaft; sie trieben den Teufel durch des Teufels Werke aus und verschmähten es nicht, gleich dem Schüler im Faust, selbst von Mephisto Rath anzunehmen!

Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß die neuere Forschung gezeigt hat, wie gerade Stellen des römischen Rechtes aus der Lehre vom Pfandrechte auf ähnlichen Grundsätzen aufgebaut sind, wie die Entscheidung des Bellario (Balthasar), indem sie das echte aequum durch die Verfolgung der

starren Consequenz des strictum zum Siege über das letztere führen.

In diesem Sinne sind die römischen Juristen unsere Lehrer, werden sie die Lehrer aller Zeiten sein; sollte mancher ihrer positiven Sätze mit seinen Voraussetzungen schwinden, ihre Technik bleibt stets bewundert und ihre Operationen wird man wieder und wieder beobachten.

Sie leiten und warnen den Richter im einzelnen Falle nicht allein durch ihre bestimmten Normen, sondern noch mehr durch ihren wissenschaftlichen Geist.

Aber sie weisen auch dem Gesetzgeber den Pfad des Fortschritts, der ihm rauh bleibt, wenn er ihn nicht an ihrer Hand betritt; gerade indem sie ihn, wenn er willig ihr Jünger wird, zum Teufel in die Schule schicken, lehren sie ihn erwägen, daß nur Mephisto die Worte spricht:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist,
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Der Teufel selbst wird dem gelehrigen Gesetzgeber bald eingestehen müssen, daß wahre Wissenschaft auch hier für ihn zum Kreuze wird, vor dem er flieht sammt seinen Werken.

Das beweist die Geschichte unserer Tage; während wir dieses schrieben, fielen auch bei uns die peinigenden Ketten der Schuldhaft.

Theodor Storm.

Eine Lebensskizze.

Von

Ludwig Pietsch.

Die Zeit des Triumphes der allgemeinen Reaction, des Unterganges und Abschlusses der großen deutschen Bewegung von 1848 sah ein eigenthümliches Geschlecht von Poeten bei uns erstehen, das in jedem Zuge seines Wesens, äußerlich und innerlich, einen merkwürdigen Gegensatz zu jenem darstellte, welches in der, der Revolution vorangegangenen und sie vorbereitenden Periode des geistigen Lebens seine Kriegsgesänge und seine schmetternden Fanfaren in den Lärm des „großen Kampfes der Zeit“ gemischt, aus dem Roman nur eine andere Form des politischen Leitartikels und aus der Bühne eine Kanzel zur Predigt politisch-socialer, liberaler und auch wohl revolutionärer Weisheit gemacht hatte. Man fand für das neue Geschlecht bald genug den gemeinsamen Gattungsnamen der „Miniatür- und Goldschnittpoeten,“ und warf sie alle damit gleichsam in einen Topf. Es ist wahr, daß die Gemeinsamkeit und Familienähnlichkeit nicht allein und ausschließlich durch jenes äußere zierliche und elegante Gewand begründet wurde, und sich auf diese buchbinderische Hülle und das Format beschränkte, worin die augenblickliche Mode der ersten fünfziger Jahre und die Speculation der Verleger diese poetischen Kinder gekleidet hatte. Nicht weniger waren sie sich auch alle darin verwandt, daß sie der Flucht aus einer unerträglich gewordenen Wirklichkeit, dem Ueberdruß und der Verzweiflung an Idealen und Objecten ihr Dasein verdankten, welche in den Stürmen der letzten Jahre schaal und leer geworden, oder elend zu Grunde gegangen waren. Zum großen Theile waren es zarte Blumen, auf Feldern und Stätten, in Gehölzen und Gärten gesucht und gepflückt, welche man sich seit einem Jahrzehnt gewöhnt hatte, als gänzlich verschüttet, versandet, verdorrt und begraben, oder für immer vom deutschen Boden verschwunden zu glauben, die des „alten, romantischen Landes“ nämlich, und des stillen, vom Lärm und Streit der Welt und Zeit nicht erreichten und berührten, heimlich verborgenen Naturlebens. Für ein Publikum, das in seinem einen Theile nichts lieber wünschte, als die Gegenwart zu vergessen, in seinem andern, als die nächste Vergangenheit und deren Gewesensein wie aus Staat und Geschichte, auch aus der eigenen Erinnerung zu tilgen, mußte diese Art von Poesie, welche in der anmuthigsten und gesellschaftsfähigsten Manier solchem Wunsche zu Hülfe kam, eine hochwillkommene Erscheinung sein. Aber von solchen ihrer Natur nach vorübergehenden Stimmungen einer unseligen Zeit geboren und getragen, ist die große Masse jener Miniaturpoeten und Poesien kaum dazu gelangt, sie zu überleben. Wenige sind darunter, welche (ihnen der Gleichzeitigkeit und der Form und des Um-

fanges ihrer Bändchen wegen einst beigezählt), auch heute noch die Lieblinge derer geblieben sind, denen sie damals die Seele trafen. Wenige, die durch ihr ferneres Schaffen bewiesen, wie recht die hatten, die schon in ihren damaligen Liedern und Geschichten den unverlierbaren, nicht veraltenden Kern der echten Poesie erkannten, bestimmt Blüthen und Früchte zu treiben, welche der Tag nicht verweht und verdorrt. Unter diesen Wenigen steht Theodor Storm in erster Reihe. Was damals ihn, den bis dahin fast nur seine schleswig-holsteinische Heimath aus einigen Gedichten und kleinen Erzählungen kannte, schnell einer freilich immer mehr qualitativ als quantitativ bedeutenden Fraction des großen deutschen Publikums werth machte, das waren auch nur etwa zwei dünne Miniaturbändchen, „Sommergeschichten und Lieder“ und „Im Sonnenschein“ betitelt, in dem Hauptverlage dieser ganzen specifischen Goldschnittliteratur, der Hofbuchhandlung von Alexander Duncker in Berlin 1851 und 1852 erschienen. Aber wer Augen hatte zu sehen und Empfindung um zu fühlen, spürte an dieser zarten Gebilde Farbe und Duft sofort, daß sie von anderer Natur seien, als jene gemachten künstlichen Blumen, welche die herrschende Mode für den buchhändlerischen Markt lieferte. Die Freunde, die ihm sein Dichten in jener Zeit überall im Vaterlande gewann, sind ihm treu geblieben durch diese wechselvollen Jahre, wie er sich selbst; und seine poetischen Erstlingskinder, sowie manches feine Meisterwerk, das er ihnen nachfolgen ließ, haben zu den damaligen ihm immer noch neue erweckt und geworben. Die Massen zu erobern und zu bewegen, war ihm so wenig gegeben, als er je danach getrachtet hat. Aber daß die Wirkung auf diese ein schlechter, falscher Prüfstein des inneren Werthes ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wenn z. B. Mörike's Gedichte nach circa achtzehn Jahren seit ihrem Erscheinen erst die zweite Auflage erlebten und es ja überhaupt wohl auch heute noch nicht über die vierte gebracht haben, so beweist das doch nichts gegen die Thatsache, daß er, der sie dichtete, der größte deutsche Lyriker und echteste Poet seit Goethe war. Wie die seine wird die Gemeinde Theodor Storm's auch immer nur eine kleinere, aber eine desto erlesenere sein. Was die Menge am sichersten packt, ist meist einerseits die Fülle des Stoffes, die Spannung und Verwicklung, andererseits der tönende Klang des Wortes, die rauschende Phrase. Aber Storm's Novellen und Erzählungen haben kaum einen Stoff und eine Verwicklung, und in seinen Gedichten hat die Phrase nicht die kleinste Stätte. Wen nicht das Leben eines tiefen, fein organisirten Gemüthes, das Sinnen und Träumen einer von den Bildern einer liebenswürdigen fest umgrenzten Welt, und von den aus der eigenen dunklen Tiefe wunderbar aufgestiegenen, erfüllten Phantasie, wen nicht die graziöse, alles Breite, Vulgäre, Ueberflüssige ausscheidende Arbeit des Künstlers tiefer interessirt und befriedigt, als die dickleibige, stoffhaltige compacte Waare der Tröster der Leihbibliotheken und der Verseschwall declamirender Freiheits-, Minne- und Heldensänger, für den hat Storm nicht gelebt und gedichtet.

Der Kreis der Empfindungen wie der Anschauungen, aus denen er schöpft, ist wie gesagt, bestimmt und ziemlich eng umgrenzt. Aber sein Dichten ist darum weder arm noch einseitig. Denn es vereint sich darin zartes, weiches, träumerisches Gefühl mit festem Ernst, ruhiger Stärke, männlicher Gesinnung und standhafter Ueberzeugung; stille Resignation und glühende, verlangende Leidenschaft; wehmüthiges Versenken in die Erinnerung des unwiederbringlich verlorenen Glückes und Fähigkeit des hellen Sehens und des frischen, frohen Genießens der umgebenden Gegenwart und Realität; der allen phantastischen Märchenwundern, allem Mondesdämmer der „Traum- und Zaubersphäre“ der Romantik wunderbar erschlossene Sinn, und eine eindringende, klare, liebevolle Beobachtungsgabe und Kunde der Natur und der Dinge und Verhältnisse des wirklichen Lebens; inniges Heimathsgefühl, von dem aus jenes reizende und charakteristische Localcolorit sich über die Mehrzahl seiner Bilder breitet, und Verständniß und Begeisterung für die großen humanen Gegenstände und Interessen. So objectiv gehalten seine erzählenden Dichtungen sind, so wohl er es versteht, seine eigene persönliche Gestalt (wo es sich nicht direct um eine Schilderung persönlichen Erlebens handelt) außerhalb seines Werkes zu lassen, so müßte er nicht so sehr, wie er es ist, im tiefsten

Grunde seines Wesens Lyriker sein, um nicht dem Leser jener Novellen, so gut wie dem der Lieder, die genannten Eigenthümlichkeiten auch als in dem Menschen Storm vorhanden und vereinigt bewußt werden zu lassen. Und es ist ein sehr natürlicher und entschuldbarer Trieb, jener, dem heutigen Publikum so oft zum Vorwurf gemachte und bespöttelte, den Dichter, der seine Neigung erwarb, nicht ganz vom Menschen trennen und, wenn jedes echte Gedicht im höheren Sinne Gelegenheitsgedicht ist, den „Gelegenheiten“ nachforschen zu wollen, welche seine Lieder in ihm entstehen ließen, in denen er sich befreite von der Last, die Schicksal und Leben auf seine Seele warfen, den realen Schmerz verklärend und lösend, die fluthenden Stimmungen in dauernder Kunstgestalt bewahrend. Nicht nur bei den Großmeistern der Nationaldichtung hat sich jener Trieb mehr als Genüge zu schaffen gewußt. Ihn zu befriedigen, ist jedes Verborgenste durchwühlt, jede Schreinecke, jeder Papierkorb, wo die vergilbten Brief- und Zettelconvolute nicht ausreichten. Und es war doch nicht blos Neugierde die einzige wirkliche Veranlassung. Wie oft gerade bei Dichtungen von so intimer Empfindung, von so ausgesprochenem Gepräge des Erlebten, wie die Theodor Storm's beides aufweisen, hörte ich die Frage aufwerfen und — zumal von zarten und warmen Verehrerinnen, an denen es seiner Poesie nie gefehlt hat — eifrig und lebhaft erörtern, ob und wieviel von dem, was hier im lebendigen delikaten Bilde, oder im, wie vom Pulsschlag des glühenden Herzens durchbebten Wort ihre nachfühlenden Seelen so schmerzlich süß ergriffen hatte, wohl des Dichters eignes Lieben, Leben und Leiden spiegeln oder ausklingen möge, welchem Verhältniß wohl das oder jenes heiße Werben, dieser schwermüthige Klagelaut, jenes geheimnißvoll verschleierte Geständniß in Wirklichkeit erblüht wäre. Eine langjährige persönliche, immer fester und inniger gewordene Freundschaft mit dem Dichter setzte mich meistens in den Stand, einen Theil solcher Fragen zu beantworten. Freilich täuschte die Antwort oft genug die Fragstellerin. Denn eines deutschen Poeten Lebensgang pflegt gemeinhin ein einfacher und abenteuerloser zu sein, und der Storm's macht keine Ausnahme. Die großen weltgeschichtlichen Geschicke der letzten zwanzig Jahre haben wohl wie bei den meisten, so auch auf ihn nicht ohne Einwirkung bleiben können, die allgemeinen Erschütterungen haben mehr oder weniger in jedem Einzelleben nachgebebt. Aber wie die meisten unter den Männern des stillen künstlerischen Schaffens ist auch Storm kaum unmittelbar in die Ereignisse verflochten gewesen, thätig an ihrer Gestaltung, betheiligt oder leidend von ihnen im Kern seines Lebens getroffen. Und ebenso sind die Stürme der großen Leidenschaften, sind die plötzlichen Wandlungen der Scene, das Hin und Hergeworfenwerden durch Willen und Verhängniß zu fernen Ländern und Erdtheilen ihm erspart geblieben. Sein Leben erscheint, wenn man will, so stoff- und verwicklungsarm wie seine Novellen; darum doch nicht arm an tiefem Inhalt, an Schmerz und Freude, an Liebe und Zorn, an Glück und Verzweiflung, die ein Menschenherz im Innersten aufwühlen müssen, damit die Blumen der Dichtung seinem Boden entsprießen.

Wo seine Heimath liegt, hat Storm oft genug kundgegeben, durch directe Schilderung, wie durch den, von ihr her ihm unverlierbar gebliebenen, charakteristischen Duft der schleswig-holsteinischen Natur, der braunen Haide, der grünen Marschen, des fluthenden Meeres, und wieder der schattigen Buchenwälder der Ostküste, der durch all sein Anschauen und Dichten weht. Er ist am 14. September 1817 in Husum, jener alten „grauen Stadt am grauen Meer“ geboren, um welche „rauscht kein Wald, es schlägt im Mai kein Vogel ohn' Unterlaß; die Wandergans mit hartem Schrei nur fliegt in Herbstesnacht vorbei, am Strande weht das Gras,“ wie er von ihr in jenem Liede gesungen hat, dem Herrmann Krigar's Composition die treffendste musikalische Interpretation, Klangfarbe und Weise gegeben hat. Der Ort, das Elternhaus und die vielverzweigte angesehene Bürgerfamilie, denen er entstammt, waren ganz danach angethan, wie es keine moderne und aufgeschossene Großstadt, keine von gestern eingewanderte oder eben aufgekommene Sippe ihrem Sprößlinge geben kann, jenes starke Heimgefühl und das beglückende Bewußtsein inniger Zugehörigkeit zu dem bestimmten Fleck Erde und seinem Menschenkreise dem Kinderherzen

einzuprägen. Die Stadt ist alt, bewahrt noch vielfach zwischen den modernen Gebäuden die sichtbaren unzerstörten malerischen Reste ihrer spätmittelalterlichen Periode; an manchen gothischen, noch erhaltenen Treppengiebeln bewohnter Häuser mag man erkennen, daß sie, wie die Chronik sagt, einst eximia domuum structura gewesen. Zu solchen aus einer fremdartig gewordenen Vergangenheit in die Knabenzeit Storm's hineinragenden baulichen Denkmalen gehörte auch ein dortiges altes herzogliches Schloß mit einem ungeheuren Rittersaale voll alter lebensgroßer Fürsten- und Ritterbilder, und an der andern Seite der Stadt ein ebenso altes St. Jürgensstift, in dessen Capelle wegen Abbruchs der Kirche der Gottesdienst gehalten wurde. Eindrücke solcher Art prägen sich der kindlichen Phantasie am tiefsten ein für's ganze Leben und in Storm's späterem Dichten sind leicht die Spuren nachzuweisen, welche zu ihnen als ihrem Ursprunge hinleiten. Die Mutter stammte aus einer alten angesehenen Bürgerfamilie der Stadt. Den wirklichen Verhältnissen durchaus getreu, hat Storm später diesen ganzen stattlichen und tüchtigen, weitverzweigten Familienzusammenhang in der kleinen Erzählung „Unter dem Tannenbaum" geschildert. Im großväterlichen, wie im Hause der Urgroßmutter, welche er erst in seinem dreizehnten Jahre verlor, konnte er noch an einzelnen Gestalten und Geräthen, an Kleidern und Utensilien, Fächern, Schmucksachen, die in den alten ausgebauchten Kommoden mit den vergoldeten Griffen und Beschlägen aufbewahrt wurden, gleichsam den letzten Rest der Rococoperiode und ihren Abendschein am Horizonte verschwinden sehen. Das außerordentliche Feingefühl, das er gerade für den eigenthümlichen Duft dieser Zeit, die Lebendigkeit der Anschauung, die er für ihre Menschen und ihre wunderlichen steifen und zugleich so kokett graziösen Lebensformen und Manieren bewiesen hat, wurzeln sicher zum großen Theil in dieser frühen nahen Begegnung mit den herübergeretteten sinnlichen Zeugen jener Vergangenheit. Der Vater hatte seine Jugend in Wald und Feld verlebt, als Sohn eines wohlhabenden Müllers in dem südlichen Schleswig. Er war, wie heute noch, mit siebenundsiebzig Jahren, Advokat mit der ausgedehntesten Praxis, zu Husum ansässig, einer der geachtetsten und bekanntesten Männer des Landes. Es war viel Verkehr im gastlichen, wohlhabenden Elternhause, die besten und bedeutendsten Männer der Herzogthümer kehrten hier als Gäste ein. Und durch die langjährige Thätigkeit des Vaters im Abgeordnetenhause wurden diese Beziehungen noch vervielfacht. Dem Sohne ist ein seltenes Glück vergönnt gewesen! Beide Eltern leben heute noch, körperlich und geistig frisch und rüstig an der alten Stätte.

Neben solchen, von Elternhaus und Vaterstadt ausgehenden, bleibenden Einwirkungen auf des Kindes Sinn, war durch eigenthümlich glückliche Verhältnisse zugleich auch für die frühe und gesunde Entwicklung und Ausbildung jenes innigen Naturgefühles gesorgt, das seinem späteren Dichten einen wesentlichen Zauber verlieh. Sie wurde ihm in schönster Weise durch die wiederholten Besuche in seines Vaters Heimath, dessen ältester Bruder im Besitze der Familienmühle (Wasser- und Windmühle) war. Die Tagesbeschäftigung war dann der Krammetsvogelfang in den nahe gelegenen Holzungen. Abends saßen Oheim und Neffe vor der Thür unter den Linden und verfertigten Dohnen; Morgens früh ging er mit seinem Korbe mit Vogelbeeren, von des Onkels großem Jagdhunde begleitet, zum Walde. Der Weg dahin ist anschaulich und im vollsten Reize der Stimmung in dem fragmentarischen Gedichte „Waldweg" geschildert.

Andere, aber nicht weniger tiefe Natureindrücke empfing er wohl einestheils auf den einsamen schleswigschen Haiden mit ihrem träumerischen Duft und heimlichen Insektenleben zur Zeit des Hochsommers, die damals noch sich zwischen der Stadt Husum und mehreren der nachbarlichen Dörfer ausbreiteten, anderentheils an der Meeresküste, auf dem zerrissenen Vorlande, vor dem sich zur Zeit der Ebbe die unheimlichen Watten ausdehnten, mit dem Schweben und Schreien der See- und Strandvögel darüber in der Luft.

Aber eine directe Richtung auf Kunst und Poesie in dem Knaben schon zu erwecken, oder sie ihm bewußt werden zu lassen, war die Vaterstadt kaum geeignet. Auf der alten Gelehrtenschule derselben, wo die Primaner noch unter sich das hei-

mische Platt sprachen, wußte man nicht eben viel von dergleichen. Zwar seinen Schiller las er gern, am liebsten in der Spitze des Birnbaumes oder in einem geborgenen Winkel zwischen zusammenstoßenden Dächern. Von Goethe, von dem die gesammte Schülerzahl nicht mehr als eine alte Ausgabe der Gedichte besaß, lernte und declamirte er wohl die Braut von Korinth. In der Bibliothek seiner Mutter standen zwar Hermann und Dorothea und Voß' Louise; er entsinnt sich indeß nicht, sie damals gelesen zu haben. Während ihm Einzelnes von den Poeten des achtzehnten Jahrhunderts, zumal von Bürger, Hölty und Seume aus der damals erscheinenden „Cabinetsbibliothek deutscher Classiker" bekannt wurde, blieben ihm die Dichter der romantischen Schule durchaus verborgen, kein Klang von daher drang zu seiner jugendlichen Seele. Nachdem Storm mehrere Jahre auf dieser heimathlichen Schule gewesen und bei der öffentlichen Michaelis-Redeübung noch mit einer in Jamben abgefaßten Lobrede auf Mathatias, den Befreier Juda's, von ihr Abschied genommen hatte, wurde er vom Vater auf das Gymnasium zu Lübeck geschickt, zu noch anderthalbjährigem Bleiben. Geibel war eben von dort abgegangen, kam aber in den Ferien heim, wo sie dann mit gemeinschaftlichen Freunden Ausflüge auf die Dörfer, an's Meer, nach Travemünde machten. Hier in Lübeck fand er eine feingeistige Lebensluft verbreitet, und mehr und Anderes, als ihm die Heimath bieten konnte. Hier zuerst lernte er nicht blos die Romantiker, sondern — ein folgenreiches Ereigniß seines inneren Lebens — Heine's „Buch der Lieder" kennen. Er gedenkt heute noch des Abends, wo ein nun verstorbener Lübecker Freund auf seinem mit Urgroßmütter-Hausrath ausgestatteten Zimmer nicht ohne die feierliche Stimmung eines bedeutenden Augenblicks ihn in das wunderreiche Buch einweihte. Es war ihm, als sei der Vorhang von einer neuen Welt hinweggezogen, so etwas hatte er noch nicht gehört. An diese neue poetische Bekanntschaft schloß sich dort und damals die erste mit Goethe's „Faust" und mit Eichendorff's „Dichter und ihre Gesellen." Und gerade diese drei haben für alle Zeit bestimmend auf ihn eingewirkt.

Was von eigenen Versen unter solchen Anregungen entstand, erscheint ihm heute „wie ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem innern Drange nach künstlerischem Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen." Vor seinen Freunden fanden diese Erstlingsversuche nicht eben besondere Gnade, am wenigsten bei dem, von dessen junger Dichterkraft sie das Ungeheuerste erwarteten, den sie, wenn sie ihn Verse schreibend betrafen, mit einer weihevollen Stille umgaben, vor Geibel. Das Lächeln der Ueberlegenheit eines Souveräns, womit dieser die Anderen auf einige Verse des jüngeren Landsmannes aufmerksam machte, die er auf dessen Tische liegen fand, gaben Letzterem etwas wie ein Gefühl ungerechter Vernichtung, das er lange nicht verwinden konnte. Ein Versuch, in die Oeffentlichkeit zu treten, welchen Storm kurz vor seinem Abgange zur Universität Kiel zu Ostern 1837 mit der Einsendung eines Gedichtes, „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck," an die Redaction des Chamisso-Schwab'schen Musenalmanachs machte, scheiterte zu seiner schmerzlichen Beschämung.

Daß für eine Natur wie die seinige das gebräuchliche Universitätsleben nicht die Befriedigung bringen konnte, die er davon erwartet hatte, war vorauszusehen. Bei dem Studentencorps „Holsatia," zu welchem er sich hielt, war von geistigen Interessen nicht eben viel die Rede, und für die beliebten edlen Burschenkünste des Raufens und Trinkens fühlte er weder Anlage noch Neigung. So zog er sich mit einer Art Schrecken vor der hier geltenden rohen Gewalt zurück, und hat sich auch in seinen ferneren Universitätsjahren stets von diesem ihm tief antipathischen Treiben ferngehalten. Nach einem Jahre, während dessen er Institutionen und Pandekten gehört hatte, vertauschte er Kiel (Ostern 1838) mit Berlin, wo er nun während der drei Semester bis Michaelis 1839 blieb.

Er hat wenig geistigen Gewinn von seinem damaligen Berliner Aufenthalte gehabt. Denn gerade ein dringendes Lebensbedürfniß seiner Seele blieb ohne Befriedigung: er ist zu keinem Menschen von Bedeutung daselbst in Beziehung mehr getreten, nachdem ihm im ersten Halbjahre wenigstens das Zusammenleben mit zwei

lieben älteren Lübecker Freunden, Ferdinand Röse und Mantels (jetzt Professor am Lübecker Gymnasium), vergönnt gewesen war. Zu seinen liebsten Erinnerungen von damals gehört der häufige Besuch des Theaters, wo gerade Seydelmann in seiner höchsten Blüthe stand. Dann in den Michaelisferien 1838 ein vierwöchentlicher Aufenthalt mit fünf anderen in Berlin studirenden Landsleuten in Dresden, wo ihm Vormittags die Museen, Nachmittags die liebliche Schönheit der landschaftlichen Umgebung, Abends Theater und Oper mit ihren damaligen glänzenden Gestirnen Tichatscheck und Schröder-Devrient reiche, unvergeßliche Genüsse boten; und ein kleines, scheinbar wenig bedeutendes Erlebniß, das dennoch, wie es dichterischen Gemüthern nicht selten geschieht, den Keim in seine Seele warf, aus welchem später eine seiner duftigsten poetischen Blüthen erwachsen sollte. Es ist eine Landpartie mit einer Gesellschaft, in der auch die Frauen und jungen Mädchen nicht fehlten, von Berlin aus nach einer Havelinsel, wo sie übernachteten (ich schließe auf Pichelsberg oder Schildhorn). Da fuhr er im Mondscheine allein im Kahne in den seebreiten Fluß hinein und badete dort in dem unheimlich bedrohlichen Gewirre der Wasserpflanzen, auf deren breiten Blättern schwimmend ihm dort wohl auch verlockend und unerreichbar in jener Nacht zuerst die „weiße Wasserlilie“ von Immensee erschienen ist.

Michaelis 1839 ging er wieder nach Kiel zurück, um dort bis Michaelis 1842 zu bleiben. Hier fand er jetzt den erwünschten Verkehr mit geistig reiferen, bedeutenderen Menschen, unter denen namentlich Theodor Mommsen und dessen Bruder Tycho hervorragend sind. Mit Ersterem lebte er die letzten Jahre in einem Hause in täglichem Umgange. Durch das gleiche poetisch-literarische Interesse eng verbunden, lasen sie jede neue Erscheinung dieser Art gemeinschaftlich und besonders bewährte unter diesen Mörike (Maler Nolten und die 1838 herausgekommenen Gedichte) auf Beide die gleiche tiefe Macht. Auch Goethe, Arnim, Eichendorff traten erst damals unserem Dichter näher. Im letzten Jahre begannen Beide die schleswig-holsteinischen Sagen zu sammeln, von denen sie zuerst im Biernatzky'schen Volksbuche für 1844 einige bekannt machten. Später gesellte sich auch noch Müllenhof zu ihnen, sie forderten durch über das ganze Land verbreitete Schreiben zum Sammeln und Einsenden auf und fanden damit überall in den Herzogthümern lebhaften Anklang, wie die reiche 1845 erschienene Sammlung beweist. Und gleichzeitig damit wurde noch die poetische Production oder eigentlich das Versemachen wieder lebhaft aufgenommen, das während der bisherigen Universitätszeit ziemlich geruht hatte. In der Lewaldschen „Europa“ wurde Storm zuerst die frohe Genugthuung, Gedichte von sich acceptirt und gedruckt zu sehen. Mit den Gebrüdern Mommsen vereinigte er sich damals auch zur Herausgabe eines Denkmals ihres gemeinsamen poetischen Treibens, des 1843 in der Schwers'schen Buchhandlung zu Kiel erschienenen „Liederbuches dreier Freunde.“

Während hier die Mommsens, als die früh und fertig entwickelten Menschen, die sie waren, erschienen, hat Storm, damals noch ganz im Werden, von dem dort Veröffentlichten später nur sehr Wenigem Aufnahme in seine Gedichtsammlung vergönnen mögen. Das Wenige findet man in dieser unter dem Abschnitte „Aeltere Gedichte,“ doch sind auch schon der „Tannkönig“ „Die Herrgottskinder“ und „Weihnachtsabend“ in jenem Liederbuche enthalten, zu welchen Theodor Mommsen, da sie in diese Sammlung mit hinein mußten und noch unvollendet waren, seinerseits redactionseifrig noch die letzten Strophen hinzugedichtet hat. Der Freundschaft mit diesem bedeutenden Menschen that so wenig als die Verschiedenheit der Naturen, auch der Umstand Abbruch, daß er der burschenschaftlichen Verbindung „Albertina“ angehörte, welche dem Corps der „Holsatia,“ in bitterer Feindschaft gegenüberstand. Storm ist bei aller Festigkeit seiner Ueberzeugungen, damals wie später im Leben, nie so weit in Parteianschauungen gefangen gewesen, daß er nicht damals wie jetzt seine Freunde in allen Lagern, unter allen Ständen und Farben gehabt hätte. So gestalteten sich diese letzten Universitätsjahre für ihn in jeder Hinsicht erfreulich und erwünscht. Zu den mannigfachen Eindrücken aus denselben, welche später in einer seiner vollendetsten Dichtungen, der Novelle „Auf der Universität“ wieder ihren poetischen Nachhall gefunden haben, gehört auch

der, welchen jenes alte unter den Buchen des Düsterbrooker Gehölzes verborgene, nun bereits verschwundene Wirthshaus auf ihn machte, wo er die tragische Schlußkatastrophe jener Erzählung sich entwickeln läßt. Es war damals ein beliebter Schauplatz der Corpskneipereien und auch ähnlich verwegener Bälle und Lustbarkeiten, wie er sie dort effectvoll und farbig zu malen gewußt hat. — Die Liebe und das Talent der Musik und speciell des Gesanges, die ihm angeboren, in der früheren Jugendzeit immer gepflegt, in Berlin neue kräftige Anregung erhalten hatten, trugen auch in nicht geringem Maße dazu bei, für ihn den Reiz dieser Periode noch zu erhöhen, wie sie ihm denn treu bleibend, den gleichen segensreichen, tröstlichen Dienst in allen Zeiten seines ferneren Lebens geleistet haben.

Nach dem Examen domicilirte Storm sich als Advocat in seiner Vaterstadt Husum. Nun wanderte er wieder wie als Knabe auf den Deichen und heimathlichen Haiden zwischen der Stadt und den nordfriesischen Dörfern; und ein bald von ihm gegründeter kleiner Gesangverein, mit dem er sogar kühne Aufgaben, wie Mendelssohn's Walpurgisnacht und seines Paulus ersten Theil, zu lösen erreichte, vermehrte nicht wenig das Behagen des neu Angeseßnen. Sein junges Glück aber sollte noch eine schönere Vollendung erlangen. Im Herbste 1847 verheirathete er sich mit einer Schwestertochter seiner Mutter, Constanze Esmarch aus Segeberg in Holstein, deren väterlicher Großvater noch ein, freilich nur passives, Mitglied des Göttinger Hainbundes gewesen war. Manches liebens-



Theodor Storm.

würdige Detail der einfachen Herzensgeschichte, welche dieser Heirath mit dem „Mühmchen" vorausgegangen war, und des zarten Werbens, das ihm diese wirkliche Krone seines Lebens eroberte, hat in der Erzählung „Unter dem Tannenbaum," der einzig persönlichen, die er geschrieben, wohl nur in geringfügiger poetischer Wandlung und Verkleidung seine Stelle gefunden.

Für sein Leben wie für seine Poesie ist diese Heirath und ist die Ehe, welche ihr folgte, zur reinen und reichen Glückes- und Segensquelle geworden. Es könnte Wunder nehmen zu erfahren, daß gerade diesem Dichter ein so völliges Glück des Hauses, eine so tiefe und allseitige Befriedigung in der und durch die Familie gewährt worden ist, wie beides nur Wenigen von der Ehe zu Theil wird. Denn aus dem gemeinsamen Zuge der Schwermuth und einer milden Trauer, aus einem gewissen resignirten Herbstgefühle, das durch seine lyrischen wie durch seine erzählenden Dichtungen geht, ist die Mehrheit der mit seinem persönlichen Schicksale unbekannten Leser und Leserinnen leicht geneigt und bewogen, auf einen nie ganz geheilten schmerzlichen Riß seines Innern und auf die Entbehrung gerade dessen zu schließen, was ihm doch gerade in so reichem Maße gegeben war. Mir erschien jener Zug immer hervorgegangen aus der Angst des Glücklichen, auch den geliebten, unschätzbaren Besitz dem erbarmungslosen Gesetze alles Irdischen erliegen, im unerbittlich reißenden Strome der entfliehenden Tage hinweggeführt zu sehen. Und nur zu sehr sollte sich, schneller als wir geahnt, das an ihm erfüllen, und jener Schmerzenszug des Poeten sich als Vorgefühl erweisen, den man als Nachklang eines früh verlorenen oder nie erreichten höchsten Gutes aufzufassen meistens veranlaßt war. Storm's Gattin war eine der seltenen und erlesenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, das Gepräge desselben sich mühelos auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des gemeinen Tages, mit der Last der häuslichen Pflicht und Arbeit rein und unverwischt durchs Leben zu retten wissen, auch wenn keine äußere Glückesgunst ihnen den Kampf mit dessen Forderungen abnimmt oder erleichtert. Noch in ihren spätern dreißiger Jahren, als Mutter von sechs Kindern, war in ihrer Erscheinung, der reinen breiten Stirn, den großen grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Gestalt und dem herrlichen Klange ihres Alts in Sprache und Gesang, jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend, der freien und wahrhaft adeligen Schöne geblieben, über welche die körperlichen Spuren der Jahre, und dessen, was diese in Leid und Mühsal gebracht haben mochten, keine störende Macht üben konnten. Kein Wunder, wenn die verehrende Liebe des Mannes aus der Dauer, welche gewöhnlich der Tod des Gefühles wird, nur neue Nahrung und Stärke zu gewinnen schien, und wenn das Bild dieses theuren Weibes, das das Leben des Dichters mit dem Abglanze der eigenen Schönheit verklärte, wiederholt in seinem poetischen Schaffen auftaucht, und das tiefe und zarte Empfinden für die Geliebte überall in seinem Gesange wiederklang und klingt — auch nachdem er sie und mit ihr sein Glück begraben!

Von den Stimmungen dieser glücklichen Zeit mögen solche Verse Kunde geben wie:

April.

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt,
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen.
Das Leben fließet wie ein Traum,
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rothe Beere schwillt am Dorn;
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Auch entstammt diesen ersten Haus-, Amts- und Familienjahren das Gedicht „Von Katzen," ferner „Eine Frühlingsnacht," durch das rasche Hinsterben eines Universitätsfreundes veranlaßt; das tief ergreifende Doppelgedicht „Einer Todten," das seiner im ersten Wochenbette gestorbenen ältesten Schwester galt; „Gesegnete Mahlzeit" und „Vom Staatskalender."

Auch die erste prosaische Erzählung: „Marthe und ihre Uhr" für Biernatzki's „Volksbuch für die Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg" geschrieben, entstand damals (1847), in den nächsten Jahren gefolgt von „Im Saal" (1849), „Immensee" (1850), „Stein und Rose,"

jenem tiefsinnigen symbolischen Märchen, das später unter dem Titel „Hinzelmeier, eine nachdenkliche Geschichte“ bei A. Dunker in Berlin besonders erschienen ist; ferner die Märchenscene „Schneewittchen“ und 1850 die beiden Erzählungen „Posthuma“ und „Ein grünes Blatt.“ Von geringem Umfange, ohne irgend ausgesponnene novellistische Verwicklung, gehören beide zu Storm's zartesten, duftigsten Stimmungsbildern; jene eine rührende Tragödie des weiblichen Herzens in den knappsten Zügen, dieses ein heimathliches Landschaftsbild von unvergleichlichem Zauber.

Wie übrigens in die stille verborgene Welt, die er in letzterem malt, das dumpfe Grollen des Kampfes „der aufgeregten Zeit“ vernehmlich genug hineinklingt, so hatte derselbe Kampf, der der Erhebung seines Heimathlandes gegen den dänischen Bedrücker, bereits damals die Stille auch seines eigenen Lebens, den Frieden dieser glücklichen Jahre unterbrochen. Ohne zum eigentlichen Parteimenschen veranlagt zu sein, konnte er, der mit so tiefer, warmer Liebe an seinem Volksstamme und seinem Lande hing, nicht zweifelhaft darüber bleiben, auf welcher Seite sein Platz sei. Der muthigen Hoffnung, freudigen Stimmung jener ersten Zeiten des schleswig-holsteinischen Unabhängigkeitskrieges entsprang das prächtige, von echtem Mannestrotz ebenso wie von echtem Naturgefühl beseelte Gedicht:

Ostern.

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. :c.

mit dem Schlußruf:

Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Aber diese Freiheits- und Heimathsliebe konnte doch nie einen eigentlichen Politiker aus ihm machen. Das, jedes andere, stillere und intimere Interesse verdrängende, lärmende Parteitreiben war es gerade, was seiner Poetenseele den schönen Protest abnöthigte, der mit Recht die den Menschen und den Dichter bezeichnendste Ouvertüre gleichsam seiner Gedichtsammlung bildete, jenes

Octoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenkt ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoßt an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenkt ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wack'rer Freund,
Genießen, ja genießen!

Aber der poetische Trost konnte den furchtbaren Ernst und den blutigen Jammer der Wirklichkeit doch nicht fernhalten und hindern, auch unmittelbar auf des Dichters Herz und Leben einzudringen. Mancher seiner Nächstverwandten stand und fiel in den Reihen des in seinen letzten Kämpfen heroisch und vergeblich ringenden schleswig-holsteinischen Heeres. Damals, 1850, nach der unglückseligen Affaire der Beschießung von Friederichsstadt, wo sie bei Husum vom Deiche aus die Bomben fliegen gesehen und den Lärm der Kanonade gehört hatten, wo sie von den auch in ihrer Stadt hausenden Feinden, dem Belagerungszustande entsprechend, um acht Uhr Abends in die Häuser getrieben wurden, und dort die Wagen mit Verwundeten und Todten durch die dunklen Straßen rasseln hörten, dichtete er jene erschütternde Todtenklage für der Heimath Helden und Märtyrer: „Gräber an der Küste;“ und als mit Idstedt auch das letzte Spiel verloren war, den poetischen Epilog der ganzen Tragödie ein schönes Denkmal des unverwüstlichen Glaubens an die Lebenskraft des Guten auch da noch, „wo in der trübsten Nacht der Hoffnung letzte Sterne schwinden.“

Um sich zu retten aus dem Elende der Zeit und der Verzweiflung über den Untergang der Hoffnung und der Freiheit seines Landes, blieb ihm freilich immer ein sicheres, schönes Asyl im eigenen Hause bei Weib und Kindern. Da fand er die weicheren und zarteren Herzensklänge wieder, die seiner Muse doch die eigentlich natürlichsten waren und blieben. Nirgends vielleicht fand das tiefe Glücksgefühl eines solchen Besitzes einen reineren, ich möchte sagen holdseligeren Ausdruck als in den gerade damals entstandenen Gedichten „Auf dem Segeberg,“ „Im Herbste“ und „Die Kinder.“ Letztere beiden mag ich mir nicht versagen, hierher zu setzen; illustriren sie doch nach dieser Seite hin besser als jede Schilderung des Dichters Leben und Empfinden.

Im Herbste.

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis, und drückst dich fester
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wiesen spann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legst die Hand an meine Stirne,
Und schaust mir prüfend in's Gesicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholisch Licht.

Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Räthsel, das dich einst bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O, schaud're nicht! Ob auch unmerklich
Der hellste Sonnenschein verrann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Die Kinder.

1.

Abends.

Auf meinem Schooße sitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich schauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgend anders sein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2.

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein;
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.

Hierher gehören auch noch jene plattdeutschen Verse „Gode Nacht.“ Längst hatte er schon gegen Freunde die Ansicht ausgesprochen, daß dieser heimische, niederdeutsche Dialekt sich vorzüglich, nicht nur wie er bisher verwendet worden, zum Ausdruck des Burlesken, sondern auch dem der innigsten Empfindung und des tiefsten Humors eigne und wie er wünschte, das durch die That zu zeigen. Das geschah denn an einem Septemberabende 1850 mit dem genannten kleinen Gedichte. Zwei Jahre später hatte er die Freude, in dem „Quickborn“ Klaus Groth's dies durch einen der Volkssprache und dem Volksleben noch näher stehenden Dichter in vollem Maße erfüllt zu sehen.

Es kam inzwischen die Zeit, wo auch Storm sich zu entscheiden hatte, ob er sich dem sieghaften Nationalfeinde fügen oder die geliebte Heimath opfern wolle, um seine Ehre zu wahren. Auch diese Entscheidung war keinen Augenblick zweifelhaft für ihn. Er that keinen Schritt zur Versöhnung mit dem dänischen Regimente, sondern wandte sich, als ihm die Advocatur genommen war, nach Preußen mit dem Gesuche um eine dortige Richteranstellung. Gerade um Weihnachten 1852 war er deshalb nach Berlin gekommen, und „die fremde Stadt durchschritt er sorgenvoll, der Kinder denkend, die er ließ daheim,“ wie es in dem damals entstandenen Gedichte heißt. — Aber mehr, als er erwartete, hatte ihm die eigene Muse bereits dort freundlich den Weg gebahnt. Ein Jahr zuvor war bei Alexander Duncker in Berlin eine Sammlung seiner Dichtungen in Versen und Prosa unter dem Titel: „Sommergeschichten und Lieder“ (Constanze gewidmet) erschienen, darunter auch das wenigstens zur größten populären Beliebtheit gelangte novellistische Hauptwerk seines Lebens, „Immensee,“ in welchem er inzwischen die Kellerscene umgearbeitet und das „Lied des Harfenmädchens“ hinzugedichtet hatte:

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergeh'n!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Dann war 1852 die erste Separatausgabe von „Immensee“ und in demselben

Jahre auch in der Schwers'schen Buchhandlung zu Kiel die erste Gedichtsammlung Storm's gefolgt, nachdem eine viel früher und damit zu früh beabsichtigte, durch ungewollte, aber später von ihm keineswegs beklagte, Umstände vereitelt gewesen war.

Zu den Freunden, welche ihm außerhalb der Grenzen seiner nächsten Heimath diese Dichtungen erworben hatten, gehörte Friedrich Eggers, der feingeistige, liebenswürdige Kunstschriftsteller, Redacteur des „Deutschen Kunstblattes" in Berlin. Durch ihn wurde Storm dort in das Haus Franz Kugler's, in dessen Familie und in jenen interessanten Kreis jüngerer Freunde eingeführt, welche sich um den sogenannten „ewigen Heerd" dieses gastlichen Hauses sammelten. Damals wie später noch hat dieser intime Verkehr, die Aufnahme in den schönen geistigen Bund, aus dem die „Rütligesellschaft" hervorging, welche Männer und Talente wie Fontane, Paul Heyse, v. Merkel und Adolf Menzel, den Maler, in sich vereinigte, dem Leben in der Fremde sein Trübes zu nehmen, wesentlich beigetragen.

Nachdem er seine Ablösung von der Heimath definitiv geordnet, kehrte er, die Familie vorläufig noch in Husum zurücklassend, wieder nach Berlin zurück, wo er die Zusicherung einer Anstellung im Justizdienste mit Freistellung der Wahl des Gerichtes erhielt, an welchem er zunächst arbeiten solle. Welche Stimmungen bei diesem Lösen von einem Boden, in welchem alle Wurzeln seiner Kraft lagen, seine Seele erfüllen mochten, den Schmerz und den Trost, der ihm dafür gewährt war, er hat ihn in edlen Zügen in den Versen fixirt:

So komme, was da kommen mag,
So lang du lebest ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich seh' dein liebes Angesicht;
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht!

und in jenen andern „Abschied" betitelten:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eig'nen,
In Schmerz verstummte Klagen mißversteh'n;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergeh'n. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen,
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben steh'n und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Mövenschrei;
Das ist die Fluth! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein and'rer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht versteh'n,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben geh'n!

Nach wiederholtem Hin- und Herreisen zwischen Berlin und der alten Heimath, konnte er endlich zu Ende November 1853 die Seinen in die neugewonnene einführen. Er war zunächst zum Assessor am Kreisgerichte zu Potsdam ernannt worden und ist in dieser Stellung dort bis 1856 geblieben. Hier begann für ihn die schwierige Aufgabe, in schon nicht mehr jungen Jahren unter lauter Fremden, auf deren Hülfe er angewiesen war, sich in ein ihm neues Recht und Rechtsverfahren hineinarbeiten zu müssen. Bitter fühlte er den Verlust der Heimath, jeden Fußbreit Boden mußte er sich erst selbst gewinnen, in der Sorge, ihn durch Zufall, Fehler, Ungunst der Umstände wieder verlieren zu können. Trotz des Verkehres mit den Berliner Freunden und manchen auch in Potsdam gefundenen trefflichen Männern unter den Collegen, wich das Gefühl tieferen Unbehagens in dieser Adels-, Hof- und Gardestadt nie von ihm. Selbst die schönen Parks, die kunstgepflegte Natur ihrer Umgegend war ihm verleidet, und er sehnte sich wohl mitunter nach „einem ehrlichen Kartoffelfelde, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange stände," an Stelle dieser ganzen zwecklosen und ge-

machten Herrlichkeit. Aus den damaligen Stimmungen ist das Gedicht hervorgegangen:

An meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Wack'rer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu werth, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die gold'nen Kälber,
Halte fest, du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Von Erzählungen, die hier entstanden, sind „Angelika“ und „Wenn die Aepfel reif sind“ zu nennen.

In diese Potsdamer Zeit fällt Storm's persönliche Berührung mit zwei Dichtern, in deren Schriften er sich seit Jahren eingelebt, die er vor allen liebte: Joseph von Eichendorf und Eduard Mörike. Mit Ersterem traf er bei Kugler zusammen bei einem Freundesdiner, an dem auch Paul Heyse mit seiner jungen Braut und Fontane theilnahmen. Es war Storm, wie er sagt, „fast unglaublich, daß er den Menschen leibhaftig sehen sollte, der diese geheimnißreiche poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt.“ Aber den er sah, den fand er ganz so, wie der sein mußte, der das gedichtet.

Mörike aber suchte er in seiner schwäbischen Heimath selbst auf. Im Spätsommer 1855 reiste er mit seinen Eltern von Potsdam nach Heidelberg, wo der Vater ehedem studirt hatte, und von dort auf einen Tag nach Stuttgart. Durch seine dem so warm Verehrten bereits von Husum übersendeten „Sommergeschichten und Lieder“ war er auch diesem bekannt geworden. Und auch bei ihm wie bei Eichendorf fand er den Menschen mit dem Dichter vollständig zusammentreffend. Storm durfte an jenem Abende dessen eben damals vollendete reizende Novelle, „Mozart auf der Reise nach Prag“ vorlesen hören am Theetische, den Mörike's noch jugendliche Gattin zu Ehren des norddeutschen Gastes hergerichtet hatte. Am andern Tage ging es mit den Eltern den Neckar hinab nach Heidelberg zurück.

Auf diese nur immer durch solche vereinzelten Lichtblicke verschönte Zeit seines Potsdamer Aufenthalts sollte für Storm von 1856 ab eine tiefer, allseitiger und dauernder befriedigende folgen, als er im Herbste desselben Jahres nach Heiligenstadt im Eichsfelde übersiedelte, wohin er als Richter an das dortige Kreisgericht berufen worden war. Zum erstenmal, seit er von der Heimath geschieden, that sich ihm hier, in diesem von abwechselnd düstern und anmuthigen Waldbergen ringsumhegten, Städtchen wieder eine Zeit des stillen häuslichen Glückes, des Lebens in der Natur, des heiteren Verkehrs mit Menschen, weß Standes und Glaubens auch immer, und des fruchtreichen poetischen Schaffens auf. Von dem, was ihn in Potsdam störte und plagte, konnte ihn in diesem seitab von der großen Heerstraße des heutigen Lebens halb verborgenen, traulichen Aufenthalt nichts berühren. Ein Kreis neu gefundener lieber Menschen schloß sich bald in herzlicher Neigung um den unter sie verschlagenen Poeten. Alle seine besten und eigenthümlichsten Gaben konnten sich hier in fröhlicher Uebung bethätigen. Wie er mit des Gesanges Gabe das Leben des eigenen Hauses so anmuthig zu erhöhen und zu verschönern wußte (ich habe wenig Männerstimmen gehört, die so als der klingende, so unmittelbare Ausdruck einer poesieerfüllten Seele erschienen und wirkten wie sein Tenor), so regte sich auch hier wieder das alte Bedürfniß, durch gemeinsame Uebung dieser geselligsten aller Künste auch dem gesellschaftlichen Leben eines größeren Kreises einen besonderen Schmuck und Reiz zu geben. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthalts dort hatte er einen Gesangverein gegründet, der verhältnißmäßig große Dimensionen gewann. Der Saal des neu ausgebauten Rathhauses wurde ihm zu seinen Proben und Auffüh-

rungen eingeräumt, und Storm hatte die Genugthuung, schwierige und erlesene Oratorien selbst zu einer auch höheren Ansprüchen genügenden Ausführung zu bringen. Noch zwei Kinder wurden ihm in Heiligenstadt geboren. Eine heitere, innerlich tief befriedigende Stimmung erfüllte ihn, von deren Art und tiefstem Grunde die Verse Zeugniß geben mögen:

Im bunten Zuge ging's zum Wald hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht.
Nun kommt der Abend und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

Dennoch und trotz all jener angenehmen Verhältnisse und der glücklichen Gemüthsverfassung, die ihm Heiligenstadt gewährte, lag der Gedanke der einstigen Heimkehr, wenn nicht für ihn selbst, so doch für seine Kinder immer im Grunde seiner Seele. Ihm war stets, als sei er hier nur auf unbestimmte Zeit zu Gaste, aber eben deshalb floß ihm das Leben leichter. Fast alle Jahre machte er allein oder mit der Familie Besuche in Segeberg bei den Eltern seiner Frau oder in Husum bei den seinigen. Bei einem solchen Besuche in der Vaterstadt, wo er Abends einen Weg ging, der an dem Garten des früher von ihm dort bewohnten Hauses vorbeiführte, fand er auch wohl jenes Gedicht „Gartenspuk“ in welchem die durch all sein Dichten durchklingende eigenthümliche Gartenpoesie ebenso wie dieses unauslöschliche Heimweh und seine Wehmuth sich in ganzer Stärke und Innigkeit ausprägen:

— — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit vergeht, längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.
Doch bin ich einmal wieder dort gewesen,
Mir nicht zur Freude und den Andern nicht.
Einmal auch in der Abenddämmerung
Gerieth ich in den alten Gartenweg.
Da stand die Planke, wie vor Jahren schon,
Hing noch der Linden schön' Gezweig herab;
Von drüben kam Resedaduft geweht,
Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartenthür;
Dahinter stumm lag die vergang'ne Zeit.
Ausstreckt' ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt gethan,
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich einst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich leidbezwungen
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

An erzählenden Schöpfungen ist Storm's Heiligenstädter Aufenthalt besonders reich: „Auf dem Staatshof,“ „Späte Rosen“ (beide so wie das frühere „grüne Blatt“ in dem von dem Kugler'schen Kreise herausgegebenen Berliner Album für Kunst und Poesie „Argo“ zuerst abgedruckt), „Drüben am Markt,“ „Veronica“ (ein Protest gegen die, von dem erzkatholischen Eichsfeld besonders und überall fühlbar werdende Einmischung der katholischen Kirche oder ihrer Priesterschaft auch in das Heiligthum der Ehe); „Im Schloß,“ „Auf der Universität“ (das weitaus durchgeführteste und innerlich reichste seiner Werke), die beiden Weihnachtsgeschichten „Unter'm Tannenbaum“ und „Abseits,“ „Von jenseits des Meeres“ und endlich die „Drei Märchen.“ Die ganze ihm gegebene Dichterkraft und die natürlichen Grenzen derselben, alle Seiten seines schöpferisch geistigen Wesens, dessen Stärke und Liebenswürdigkeit wie dessen Schwächen, offenbaren sich in den Werken dieses genannten Cyclus klar und vollständig. Es ist immer der im „Immensee“ angeschlagene Grundaccord festgehalten, die Einkleidung der Erzählung in die Form der Erinnerung, und zwar der meist schmerzlich gefärbten, bleibt in den Novellen der jener ersten so ähnlich, wie die Charaktere der einzelnen eine nahe Verwandtschaft bewahren, wie zumal die männlichen „das erlösende Wort“ und auch die erlösende That nicht finden können und wie die Resignation in ein unabwendliches Geschick fast ihrer Aller letzte und einzige Wahl und Weisheit ist. Nur in der Erzählung „Im Schloß“ bricht, dem so ganz anders gearteten Charakter der Heldin entsprechend, ein vertrauenderer, kühnerer, frischerer, entschlossenerer Geist sich Bahn, das Geschick nach dem eigenen Sinn gestaltend und sich mit fester Hand zur frohen Erlösung den Weg bahnend. Diese Novelle steht darin fast einzig unter den andern. Nicht mit Unrecht räumt Storm den drei letztgenannten Märchen eine der ersten Stellen unter allem, was er geschaffen, ein. Neigung und Fähigkeit zur Märchendichtung lag von jeher in ihm. Er kannte wohl die Schwierigkeit der Gattung, der Kunstdich-

tung des Märchens, in welcher unsere Literatur nur äußerst wenig Nennenswerthes aufzuweisen hat, nämlich solche, in denen nicht die durchscheinende höhere Bildung und Weisheit des Autors, in denen nicht Ironie und Allegorie immer wieder die Treuherzigkeit und Gläubigkeit zerstörte und aufhöbe, ohne welche das Märchen eben nicht ist, was es sein soll. Ihm gingen fast ungewollt und ungerufen diese köstlichen Phantasiebilder der „Regentrude," „In Bulemann's Haus" und „Der Spiegel des Cyprianus" in den Weihnachtstagen 1863 in der Seele auf, im Krankenzimmer, das seine Frau hüten mußte. Selbst unmittelbar von derselben Krankheit, den Rötheln, ergriffen, schrieb er die klar Angeschauten im Bette am verhangenen Fenster mit Bleistift nieder, die ersten beiden in fliegender Eile, während er den noch in größerem Stil gehaltenen Cyprianusspiegel damals nur erst concipirte und später in Husum vollendete. Auch abgesehen von der Fülle der Naturpoesie, der blühenden Schönheit der sinnlichen Anschauungen, des Wunderbaren in der Regentrude, der scurrilen Phantastik des Bulemann, und dem Tiefsinn und Ernst des Letztgenannten sind sie in der Form vielleicht das Vollendetste, was Storm überhaupt geschrieben.

Das Jahr ihrer Entstehung sollte das letzte seines Heiligenstädter Glücks sein. In die Stille des dortigen Lebens traf plötzlich die erschütternde, alles ungelöschte Hoffen und Verlangen in ihm wieder aufstürmende Nachricht:

Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt!
Mir klinget es, wie Osterglockenläuten.

Die Lebenden schienen zu zögern, dem Rufe der drängenden Stunde zu folgen, das Werk der Sühne alter Schmach und der Befreiung anzuheben und durchzuführen. Da schrieb der Dichter in leidenschaftlicher Erregung jene hinreißenden Strophen des Aufrufs „An die Todten" (in der Gartenlaube im December 1863 veröffentlicht):

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! ꝛc.

Es wurde anders, die Lebenden rührten sich doch kräftiger, als er gewähnt. Die dänischen Aufdringlinge waren verstoben. Schon im Februar 1864 erhielt Storm von seiner Vaterstadt aus die Anfrage, ob er die dortige Landvogtei übernehmen wolle. Er konnte den Ruf seiner Mitbürger nicht zurückweisen. Als ihm die preußische Regierung den verlangten Urlaub versagte, suchte er seinen Abschied aus ihrem Justizdienst und übernahm das ihm in so ehrender Weise angetragene Amt; nicht lange, so folgte ihm die Familie nach. Die glücklichste Zeit, der beste Theil seines Lebens lag hinter ihm. Jener „Sterbende," den er noch in den letzten Monaten zu Heiligenstadt gedichtet (es ist gleichsam der Reinhardt des Immensee in der Stunde des Scheidens vom Leben), welchem Storm das schöne Bekenntniß seines eigenen freien männlichen Geistes auf die erkaltenden Lippen gelegt hat oder vielmehr die Strophen dieses Gedichts, die der ihm vorangegangenen Jugendliebe gelten, waren wie eine Vorahnung des ihn in der Heimath erwartenden Geschicks, das ihm wie im zweiten Gesicht hier erschienen war.

Ein Jahr nach seiner Ankunft in Husum starb seine Frau Constanze am dort grassirenden Kindbettfieber. Es war ein fast tödtlicher Schlag für Storm; an dem Bilde, das ich oben von dieser Spenderin seines höchsten Lebensglücks zu zeichnen versuchte, mag die Größe des Verlustes und des Schmerzes verständlich werden. Er ist kein Mann der lauten, tönenden Klage, aber doch gab auch ihm ein Gott „zu sagen was er leidet," und wie unendlich rührend klingt und zittert dies Leid nach in Versen wie diese:

Tiefe Schatten.

1.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Todte
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zu Raste ging,
Summt noch um die weißen Blüthen
Ein dunkler Nachtschmetterling.

2.

Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich wie in Jugendlust,
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: was ist das Glück?
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit mir zu leben.

Dann seh' ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

Auch manche andere Hoffnungen, die er auf das Leben in der wiedergewonnenen Heimath gesetzt, sah er gleichzeitig zu Grabe getragen: die gewaltsame Umgestaltung ihrer politischen Verhältnisse, die Vernichtung der ererbten Gerichtsorganisation der Herzogthümer — das Alles war nicht dazu gemacht, einen Schleswig-Holsteiner wie Storm noch Glück, Freude und Genugthuung außer der Familie finden zu lassen. Und diese Familie war ihm zerstört. Er konnte eine Zeit lang denken, wie er mir schrieb, daß fortan auch seine „Muse in ihrem Grabe schliefe." — Aber Natur und Leben bewähren bei einer echten Persönlichkeit doch immer allmälig ihre linde Heilkraft. Er hat es selbst ja gesungen: „Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen." Seit jener Trauerzeit hat er inzwischen auch wieder die poetischen Flügel geregt: „Eine Malerarbeit" und „In St. Jürgen" haben die Zahl seiner Erzählungen seitdem vermehrt. Auch ist er glücklich genug gewesen, in einer zweiten Gattin, welche schon vorher zu seiner eigenen, wie zu der Familie der verstorbenen in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden, nicht nur eine treue, mütterliche Pflegerin seiner Kinder, sondern auch für sich selbst eine liebevolle und ihm innerlich nahestehende Lebensgefährtin zu finden.

Das ist in allgemeinen, aber nirgend unrichtigen Zügen der Lebensgang Theodor Storm's. Auch bei ihm decken sich der Mensch und der Dichter, und die Entwicklung des letztern steht überall, wie wir gesehen haben, in innigem Zusammenhange mit dem persönlichen Schicksale. Und wenn dennoch mancher in seiner Poesie vernehmlich genug erklingende schmerzliche Klage-, mancher jubelnde Freudenlaut in den inneren Erfahrungen eines so gleichmäßig, ruhig und befriedigt hinfließenden Lebens keine genügende Erklärung und Motivirung zu finden scheint, so ist zu berücksichtigen, daß, wenn es auch in einer solchen Skizze eines Dichterlebens überhaupt möglich wäre, ich mich weder berufen fühle, noch berechtigt glaube, Allem, was tief in seinem Grunde ruht, nachzuspüren, und es an den nüchternen Tag zu ziehen. Wie zart auch immer die Gestalten sind, die seine Kunst geschaffen, die Empfindungen, welche in seinen Liedern nachtönen, sie sind einer klaren, festen, gesunden und wahrhaftigen Seele entstammt, und die Liebe, welche sein Dichten ihm gewann, kann nur vermehrt werden, wenn wir des Mannes Sein und Leben kennen lernten.

Literarisches.

Von der auf drei starke Bände berechneten **„Geschichte der Stadt Rom"** von Alfred v. Reumont liegen uns zwei Bände vor, die in wahrhaft gediegener Eleganz der Ausstattung sofort die Sorgfalt zu erkennen geben, welche der Herausgabe dieses schon durch den Ruf des Verfassers garantirten großartigen Werkes zugewendet wird, welches auf Veranlassung des verstorbenen Königs Maximilian II. von Baiern unternommen wurde. Wir werden ausführlicher darauf zurückkommen, und wollen nur vorläufig auf das Erscheinen hinweisen. Der erste Band geht von der Gründung der Stadt bis zum Ende des Westreichs; der zweite von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des großen Schismas, also bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von Dr. C. Beyer, der bereits früher mehrere kleinere Schriften über Friedr. Rückert veröffentlichte, ist nun im Verlage von Sauerländer ein größeres biographisches Denkmal des Liederdichters erschienen, welches viele bis jetzt unbekannte Briefe, Actenstücke und Poesien Friedrich Rückert's enthält und durch Ausführlichkeit und pietätvolles Eingehen auf des Dichters Individualität sich auszeichnet. Namentlich sind die letzten Zeiten dieses Dichterlebens sehr eingehend geschildert. Die Ausstattung könnte etwas geschmackvoller sein.



Neuestes aus der Ferne.

Die Bevölkerung von Abessinien.

Dr. Henry Blanc, einer der Gefangenen des Königs Theodor, hat eine interessante Denkschrift über die Eingeborenen des Landes veröffentlicht. Sie bilden eine Mischlingsbevölkerung und sind die Nachkommen der verschiedenen Völker, die in Abessinien eingedrungen sind. Ueber die Urbewohner ist man sehr im Unklaren. Die Schankalas können dafür nicht gehalten werden. Sie sind ein Negerstamm, der die Wälder in den Niederungen an der nordwestlichen Grenze bewohnt, unwissende Fetischanbeter, in Felle gekleidet und mit Keulen bewaffnet, während die alten Abessinier als ein mächtiges, unternehmendes und an Bildung allen andern Afrikanern überlegenes Volk dargestellt werden. In der heutigen Bevölkerung sind arabische, jüdische und Galla-Elemente leicht zu erkennen. Nach ihrer eigenen Eintheilung bestehen die Abessinier aus Amharas und Leuten von Tigre, Lasta und Schoa. Die Amharas sind sämmtlich Christen. Sie sind hübsche Leute, wohlgebaut, mit einem großen Kopfe und einem verhältnißmäßig kleinen Gesichte, großen schwarzen Augen, denen es aber gewöhnlich an Ausdruck fehlt, einer geraden oder leicht gebogenen Nase, kleinen Lippen, großem und krausem Haare. Die Farbe ihrer Haut variirt von dunkelbraun bis schmutziggelb. Die Leute von Lasta scheinen die besten Eigenschaften der beiden bisher erwähnten Stämme miteinander zu verbinden. Obgleich sie unter der mittleren Größe sind, zeichnen sie sich durch einen merkwürdig schönen Körperbau und durch Kraft und Gelenkigkeit aus. Sie sprechen den Tigre-Dialekt. Die Leute von Schoa sind in der Regel dunkelfarbiger und größer als die Amharas, reden aber dieselbe Sprache. In Tigre und Schoa sind die meisten Einwohner Mohamedaner. Neben diesen vier Hauptvölkern leben in Abessinien noch mehrere kleinere Stämme. Die wichtigsten sind die Falaschas, die in Wolkait, Waggara und Koura in großer Zahl leben und unverkennbar jüdischer Herkunft sind. Bis auf den heutigen Tag haben sie viele Gebräuche ihres Volkes beibehalten, beobachten den Sabbath und folgen hinsichtlich der Nahrung und in anderen Beziehungen dem mosaischen Gesetze. Ein zweiter Stamm sind die Kainawets, eigenthümliche Leute, welche den Bezirk am nordwestlichen Ende des Tanasees bewohnen. Im Aeußeren gleichen sie den Falaschas und sind wahrscheinlich ein Zweig derselben. Sie feiern den jüdischen Sabbath und haben noch andere mosaische Gebräuche. Obgleich sie eine eigene heilige Sprache besitzen, sprechen sie amharisch. Sie sind ruhige, harmlose Leute, vertheidigen aber ihre Heimath und ihre Heiligthümer so tapfer, daß sie von den Amharas, ihren listigen und feigen Nachbarn, selten beunruhigt werden. Einen dritten Stamm bilden die Agaws, die ihrem Ursprunge nach Galla sind und die Gegend am südlichen Ende des Tanasees und westlich von Lasta bewohnen. Sie haben eine hellere Farbe als die Amharas, besitzen schöne Gesichtszüge und fallen durch

ihre zart gebildeten Hände und Füße wie durch ihr feines Haar auf. Das Land der Agaws, das an den Bezirk Damot angrenzt, ist eine der schönsten Provinzen Abessiniens. Diese Agaws sind ein reicher und mächtiger Stamm. Als Doctor Blanc mit dem Gesandten Rassam durch ihr Land reiste, kannte ihre Gastfreundschaft keine Grenzen und ihr liebenswürdiges und höfliches Benehmen blieb den Engländern unvergeßlich. Obgleich sie christliche Kirchen und Priester haben, gelten sie den Amharas nicht für orthodox. Bei der Vertheidigung ihres Landes entwickeln sie eine solche Tapferkeit, daß König Theodor sie immer ungestört ließ. Die Zalaos sind mehr eine Kaste als ein Stamm. Sich in kleine Dörfer einschließend, bewohnen sie Dembea und treiben Viehzucht. Die Waitos leben an den Küsten des Tanasees und werden wegen ihrer Vorliebe für das Fleisch des Flußpferdes verachtet. Sie sind erfahrene Fischer und befahren den See in Binsenkähnen. Ihr Haar ist kurz und wollig, doch haben sie mit dem Negerstamme der Schankalas weiter keine Aehnlichkeit. Die Figeos besitzen die wohlbewaldete Gegend südlich vom Tanasee, die von Elephanten wimmelt. Sie jagen diese Thiere und bringen das Elfenbein zweimal im Jahre auf die Märkte von Godjam. Der siebente und letzte Stamm ist der der Wallogallas. Zahlreich, mächtig und wohlhabend haben sie sich auf der schönen Hochebene angesiedelt, die sich vom Bechilo bis Schoa erstreckt. Sie kamen ursprünglich aus dem äquatorialen Afrika, und zwar in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie sind tapfer und bekennen sich zum mohamedanischen Glauben. Nun ihr großer Feind Theodor nicht mehr ist, drohen sie Abessinien zu überziehen und den Koran einzuführen.

Die Bitteren Seen.

In der großen Versammlung der British Association hat Herr Ladder, der Vorsitzende einer der Abtheilungen, zu Beobachtungen aufgefordert, die ein interessantes Resultat versprechen. Der Suez-Canal nähert sich jetzt seiner Vollendung. Dieser Canal durchzieht die sogenannten Bitteren Seen, die in einer Bodensenkung der Landenge, vierzig Fuß unter dem Wasserspiegel des Rothen Meeres liegen. Die Seen waren trocken und sollen jetzt mit Wasser aus dem Rothen Meere, das nicht zehn englische Meilen entfernt liegt, gefüllt werden. Die Fläche der Seen wird von den Franzosen zu fünfhundert Millionen englischer Quadratellen oder zu hundertfünfzig englischen Geviertmeilen berechnet. Die Verdunstung ist in diesem Klima eine ungeheure und beträgt mindestens so viel wie im nahen Aegypten, d. h. einen Zoll täglich. Auf der ganzen Oberfläche der Seen müssen also täglich 3,600,000 Cubikfuß oder in jeder Minute 2500 Fuß verdunsten. Das Wasser des Rothen Meeres wird jährlich in etwa neun Monaten durch Nordwinde niedergedrückt und steigt bei Südwind nur etwa fünf Fuß. Herr Ladder meint nun, daß die British Association sich bemühen sollte, von allen den Erscheinungen Kenntniß zu nehmen, welche das Füllen der Bitteren Seen begleiten werden. Die ungeheure Verdunstung von einem Zoll täglich, die einem Regenfalle von 365 Zoll im Jahre gleichkommt, muß unbedingt auf die Atmosphäre der angrenzenden Gegenden einwirken. Wie dies geschieht, sollte durch die genauesten Beobachtungen festgestellt werden. Die Landenge wird nun, jene Verdunstung als Regenfall betrachtet, zu den feuchtesten Gebieten der Erde gehören. Im Himalaya beträgt der Regenfall jährlich 400 Zoll, in den Gebirgen von Cumberland 200 Zoll, in der Nachbarschaft von Norwich blos 20 Zoll.

Die californische Halbinsel.

Als die Nordamerikaner nach ihrem Kriege gegen Mexiko sich blos das nördliche oder obere Californien abtreten ließen, das südliche aber, das eine lange Halbinsel bildet, von seinem lockeren Verbande mit Mexiko nicht trennten, galt es für ausgemacht, daß blos die Werthlosigkeit dieses Gebiets sie zu einer solchen Enthaltsamkeit bestimmt habe. In der That hielt man die schönen Perlen, die in einzelnen Buchten oder in der Nähe von Inseln gefischt werden, für das einzige werthvolle Erzeugniß. Von den vorhandenen Silberadern glaubte man, daß sie nicht bauwürdig seien, und berief sich auf die Thatsache, daß die in Angriff genommenen Gruben immer wieder aufgegeben worden seien. Eine Besiedelung wurde für unmöglich erklärt, da, von einigen kleinen Stellen abgesehen, der fruchtbare

Boden wasserarm sei und die vorhandenen Bäche in Felsenthälern flössen. Neuere Berichte von Reisenden hatten diese irrthümliche Auffassung nur zum Theil widerlegt, bis Forschungen von Roß Brown, Gabb und von Löhr das wahre Sachverhältniß kennen lehrten. Diese drei Herren untersuchten die Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung im Auftrage einer New-Yorker Gesellschaft, welche Untercalifornien mit Ausnahme des südlichsten Theils gekauft hat. Ihr Gebiet beginnt genau unter dem 31. Breitengrade und endet in der Nähe des 24. Breitengrades, wo es noch den prachtvollen Hafen der Magdalenenbucht in sich schließt. Der Kaufvertrag ist 1866 abgeschlossen worden und läßt der Republik Mexiko die Souveränetät, den Privatbesitz alles bisher herrenlosen Landes auf die New-Yorker Actiengesellschaft übertragend. Wie lange wird es dauern, und die anbauwürdigen Theile der Halbinsel sind von Nordamerikanern besiedelt, die alle Einrichtungen ihres Mutterlandes in ihre neue Heimath verpflanzen werden.

In geologischer Beziehung zerfällt Untercalifornien in drei Theile. Der Süden und der Norden bestehen aus Granit, in der Mitte tritt Sandstein auf. Der höchste Berg des Südens steigt sechstausend Fuß hoch auf und seine Ausläufer umschließen mehrere sehr fruchtbare und gut bevölkerte Thäler. Hier wird die Fischerei von Perlen und Schwämmen betrieben und an der Küste stellen sich immer Walfischfänger ein und finden in drei Buchten ihre Rechnung. Der Silberreichthum dieses tropischen Gebiets ist seit langer Zeit bekannt und der Bergbau lohnt, seit nordamerikanische Unternehmer ihn betreiben. Der mittlere Theil der Halbinsel ist eine aufgerichtete Ebene, die vom Stillen Meere allmälig ansteigt, in der Nähe der Ostküste ihre höchste Erhebung hat und dort von einer Höhe von drei- bis viertausend Fuß plötzlich steil abstürzt. An der westlichen Küste sind große, fruchtbare Flächen, in der höchsten Region verlohnen blos die zahlreichen, tiefen Schluchten der Cultur, der östliche Küstenrand besitzt meistens einen Boden, der die Arbeit des Menschen belohnen würde. In dem ganzen Gebiete, das die New-Yorker Actiengesellschaft gekauft hat, sind Erzlager vertheilt, auf deren Ausbeutung es zunächst abgesehen ist.

Mit Ausnahme von Palmen und Akazien sind Bäume selten. Größere Flüsse kommen nirgends vor, blos Bäche, die ansehnlich genannt werden müssen, wenn sie eine Breite von zwanzig Fuß erreichen. Häufig verschwindet ein Bach, indem er in den Boden einsickert, und tritt weiter unten wieder hervor. Durch viele und geräumige Buchten wird die Küstenschifffahrt erleichtert. Den besten Hafen, kaum dem von San Francisco nachstehend, bietet die Magdalenenbucht, die gegen das Südende hin am Stillen Meere an der Linie von San Francisco nach Panama liegt. Bevölkert ist Untercalifornien schwach. Bei der Volkszählung von 1857 hatte es eine Bevölkerung von 12,500 Seelen. Die Einwohner sind Mischlinge aus spanischem und irischem Blute, ehrlich, aber träge, und vegetiren blos. Um die übrige Welt, selbst um Mexiko haben sie sich nie bekümmert und wissen kaum, was da drüben im Hauptlande vorgeht.

Wilhelm Schimper.

Unter den befreiten Gefangenen des Königs Theodor ist der wissenschaftlich bedeutendste ein deutscher Naturforscher. Wilhelm Schimper, 1795 in Mannheim geboren, studirte Naturwissenschaften und machte mehrere größere Reisen, auf denen er sich hauptsächlich mit Botanik beschäftigte. Von 1834 an durchreiste er die Länder der Levante, drang tief in Arabien ein und faßte den Entschluß, Abessinien zu erforschen. Zu Ende des Jahres 1836 landete er in Massaua, ohne zu ahnen, daß er das Land, in dem er blos vier bis fünf Jahre zu bleiben gedachte, nicht wieder verlassen werde. Ubye, damals der mächtigste Fürst des Landes, wollte ihn als Arzt benutzen und zwang ihn, zu bleiben. Von diesem Fürsten wurde unser Landsmann übrigens gut behandelt und mit achtzehn Dörfern zu seinem und seiner Nachkommen Eigenthume beschenkt. Elf Jahre später nahm ihm König Theodor seine Besitzungen, ohne einen Grund für diese Eigenmächtigkeit anzugeben. Früher schon hatte Schimper erkannt, daß kein Fortkommen aus Abessinien sei und sich durch Verheirathung mit einer Eingeborenen eine Häuslichkeit geschaffen. Seine Frau und seine drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, leben noch heute. Die Töch-

ter haben sich mit deutschen Glaubensboten verheirathet. Die eine ist Wittwe, die andere ist mit ihrem Manne und ihrem Bruder nach Deutschland abgereist. Als die eine Tochter sich verheirathete, zwang König Theodor unseren Landsmann, zu ihm nach Gafat zu kommen und ließ ihn nicht wieder fort. Schimper wurde nun Zeuge der unerhörtesten Grausamkeiten, der Niedermetzelung von Gefangenen zu Hunderten, der gänzlichen Verwüstung großer, blühender Bezirke. Bis 1865 konnte er noch wissenschaftlichen Arbeiten obliegen, dann wurde er wenig besser als die anderen Europäer behandelt. Bei dem Anmarsche der Engländer wurde er in's Gefängniß geführt, aber bald wieder freigelassen. Nach seiner ersten Niederlage wurde Theodoros demüthig und entließ alle Europäer, um Friedensvermittler an ihnen zu haben. Schimper begleitete die abziehenden Engländer bis zur Provinz Giralda und begab sich von da nach Adoa, wo er in Zeiten politischer Unruhe stets eine Zuflucht gefunden hat.

Der Dalai Lama zu Tibet.

Ueber die geheimnißvolle Würde des Groß-Lama, Dalai Lama oder Lama Guru von Tibet haben neuerdings zwei indische Gelehrte berichtet. Es ist noch selten vorgekommen, daß die Groß-Lamas von Berichterstattern gesehen wurden, so oft dies geschah, lautete die Nachricht, es seien kleine Knaben oder hellfarbige, weibisch aussehende junge Männer. Da man in Tibet glaubt, daß der Dalai Lama nie stirbt, sondern nach Belieben von einem Körper in den andern wandert, so läßt sich annehmen, daß man die armen Lamas sehr rasch durch ihre Transmigrationen hindurchgehen läßt. Die Mohamedaner in Lhassa erzählten den indischen Reisenden von der Wahl eines Dalai Lama Folgendes: Vom Todestage eines Groß-Lama an führen die Lamas in der Umgegend Listen über alle männlichen Neugeborenen und die Minister werden insgeheim damit bekannt gemacht. Die Kinder erhalten Namen und am dreißigsten Tage nach dem Tode des Lama Guru werden Papierstreifen, von denen jeder den Namen eines im Laufe des Monats geborenen Knaben trägt, in ein Gefäß gelegt; der oberste der vier Minister nimmt dann einen der Streifen mit einer Zange heraus und das Kind, dessen Name darauf geschrieben steht, wird als künftiger Lama Guru anerkannt. Die Audienz, welche die indischen Reisenden bei dem jetzigen Dalai Lama hatten, wird folgendermaßen geschildert: Wir wurden vor den Groß-Lama von Tibet geführt, einen hellfarbigen hübschen Knaben von etwa dreizehn Jahren, der auf einem sechs Fuß hohen Throne saß, neben sich zwei der obersten Priester, deren jeder ein Bündel Pfauenfedern hielt. Zur Rechten des Knaben, auf einem drei Fuß hohen Throne, saß der Rajah-Gyalbo-Kuru-Gyago, sein Minister. Zahlreiche Priester standen ehrerbietig in respectvoller Entfernung. Man hieß uns niedersitzen und nachdem wir Geschenke an Seidenzeug, Parfümerien und Geld überreicht hatten, richtete der Lama Guru drei Fragen an uns, indem er seine Hand auf das Haupt eines Jeden legte: „Ist Euer König wohl? Gedeiht Euer Land? Erfreut Ihr Euch guter Gesundheit?"

Der Lama Guru ist das Oberhaupt von ganz Tibet, doch mischt er sich nicht in Staatsangelegenheiten. Er wird als Schutzgott betrachtet. Der Rajah oder Gyalbo kommt ihm im Range am nächsten, unter diesem stehen vier Minister, die nach seinen Befehlen alle Staatsgeschäfte leiten. Ein chinesischer Geschäftsträger überwacht jedoch im Auftrage des Kaisers von China die ganze Regierung von Tibet. Die Tibetaner glauben, daß der Lama Guru gleich nach seiner Geburt spricht und daß alle verdorrten Pflanzen und Bäume um seinen Geburtsort sogleich frische Blätter treiben.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 50 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 146.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1868.



Die Freunde vom Athos.

Novelle

von

Otto Roquette.

(Schluß.)

Es war in der Frühe eines Augustmorgens, als der Abt Porphyrios sich mit seinen zwölf Auserwählten auf den Weg machte. Ich folgte dem Zuge nach. Alle Bergpfade waren belebt. Hier begrüßten sich die Abgesandten verschiedener Klöster, dort kamen buntere Schaaren weltlicher Wallfahrer, Männer in der prächtigen griechischen Inseltracht, halbnackte Fischer, und Hirten im Schafpelze, dazu ganze Züge von Bettlern. Was war nicht alles am heiligen Berge gelandet! Welch eine Musterkarte von Physiognomien und Trachten! Und durch all diese Buntheit die grauen Gestalten aus den Regionen der Büßer, verwittert, ihren Höhlen, ihrem Urwaldsdunkel entstiegen, wie Eulen und Uhus, halb befrembet, halb neugierig dem Sonnenlichte und dem Menschengewimmel entgegenblinzelnd; doch selbst unter diesen Heiligen manche noch dunkelbärtige, unheimliche Figur, der man kein unbedingtes Vertrauen geschenkt hätte und nur mit Befangenheit allein im Walde begegnet wäre.

Steiler wurden die Pfade, dünner der Wald, dichter schoben sich die von allen Seiten aufsteigenden Menschenzüge zusammen. Jetzt blieb die Baumregion hinter uns, und über nur von Moos bewachsenen Felsenrücken, an Abhängen, Klüften, schauerlichen Tiefen vorüber, klomm der Fuß oft mit Mühe und Anstrengung aufwärts. Dann weitete sich ein breiteres Granitfeld, der Athosgipfel glänzte in sonniger Schneepracht darüber, und übersichtlich trat dem Auge das Herbeiströmen der Wallfahrer in seinem ganzen Umfange entgegen.

Ich war etwas zurückgeblieben hinter

meinen Freunden aus Pauly, um freier im Betrachten dieses merkwürdigen Schauspiels zu sein, und hatte mich auf eine niedrige Felsplatte am Wege gesetzt, um einige Trupps vorüber zu lassen. Da schob sich langsam noch ein Zug von Büßern herbei, der durch einige uralte, nur mühsam klimmende Skitisbewohner zum Schneckengange gezwungen sein mochte. Ich erkannte unter ihnen Leon's Urgroßoheim Gordian, und die Bewegung, welche ich machte, um mich seinem Anblicke zu entziehen, lenkte seine Aufmerksamkeit erst recht auf mich. Er blieb stehen, hob sich aus seiner gebückten Stellung in ganzer Länge empor, und indem er seinen Stab in der Mitte faßte und den Arm emporstreckte, machte er mir gebieterisch ein Zeichen, zu verweilen. Er athmete schwer vor Anstrengung, dann fragte er mit hohler, fast tonloser Stimme: „Wo ist der Knabe?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete ich. „Er hat, wie es scheint, den heiligen Berg verlassen.“

Gordian sah mich mit einem durchdringend forschenden Blicke an. „Du bist der Mann,“ fragte er weiter, „auf den der Knabe den Mordstahl gezückt hat?“

„So ist es. Du siehst, Hochwürdiger, daß ich lebe. Ich verzeihe Leon von Herzen und bin mit ihm versöhnt.“

Des Alten Stirn aber runzelte sich, ein Ausdruck furchtbarer Strenge und Härte ging durch seine Züge, und im Tone richtender Wegwerfung sagte er: „Es liegt nichts an Deiner Verzeihung, noch an Eurem Versöhntsein! In die Wüste gehört er, dem Tode im Leben. Die Skitis fordert ihn zurück. Schaff' ihn herbei, wenn nicht sein Fluch auch Dich verfolgen soll!“

Ich gestehe, daß mich vor dem Eishauche dieser Worte ein wahres Grausen erfaßte, daß ich vor dem leblos gespensterhaften Ausdrucke dieser Büßeraugen dem Drange, davonzulaufen, nicht widerstehen konnte. Ich hatte mich in Schlachten an das Pfeifen der Türkenkugeln gewöhnen gelernt; die schaudererregende Lieblosigkeit dieses „Ueberwältigers der Welt“ flößte mir Furcht und Schrecken ein. Ich sprang auf und machte, daß ich aus seinem Bereiche kam.

Auf dem Felsengebreite, worauf sich die Kirche Metamorphosis erhebt, angelangt, lagerten sich alle Züge gruppenweise in der Runde, die Einen näher, die Andern entfernter vom Portale. Denn das kleine Gebäude faßte von den Tausenden kaum die Abgesandten der Klöster. Viele streiften auch umher, um von den zahllos hier wachsenden weißen und rothen Immortellen zu pflücken, welche in Sträußen und Kränzen als werthvolle Reliquien dieses Tages von den Wallfahrern mitgenommen werden. — Welch ein Landschaftsbild aber entfaltete die Rundschau von hier aus! Den nächsten Einblick empfängt das Auge über den ganzen Kamm des Athosgebirges mit all seinen Seitenthälern, Schluchten und Abhängen, die nach drei Seiten zum Meere abfallen. Dazwischen in der Tiefe und im Wäldergrün die Klosterburgen und weißen Kalkmauern verschiedener Ansiedlungen. Ueber das Gebirge hinaus die blaue Fläche des Meeres, begrenzt von den Küsten Macedoniens und Thessaliens, den Inseln des Archipels, bis nach Kleinasien hinüber zur Ebene von Troas. — Und nun beginnt aufeinanderfolgend das Glockengeläute aus zwanzig Klöstern, näher, ferner, sich endlich in ein bewegtes Meer von Glockentönen vereinigend, das seine Schallwellen über das ganze Gebirge trägt. Da, mitten hinein in das melodische Brausen der Lüfte, gellt plötzlich das Glöcklein auf der Höhe. Die Liturgie beginnt, und auf die Knie sinken die Tausende von Wallfahrern. — Wie fremd auch dieser Cultus und die Anschauungen der meisten seiner Repräsentanten meinem Gemüthe sein mochten, es war mir immerhin ein großartiger Augenblick, von dem die Phantasie sich bedeutend angeregt fühlte.

Die Liturgie dauerte mehrere Stunden. Nicht in jeder Gruppe blieb man andächtig die ganze Zeit über auf den Knien liegen. Hier und da löste sich eine derselben auf, trat in Verkehr mit einer andern, einzelne Paare sonderten sich ab, um, wie es schien, zu lustwandeln. Ich umschweifte die Menge in weiteren Kreisen, um bald einen Gesammtüberblick über das merkwürdige Schauspiel zu gewinnen, bald auch eine mich besonders anlockende Gruppe näher zu betrachten. Ein freundlicher Mann gesellte sich zu mir und begann, indem er harmlos hier und da Immortellen pflückte, ein Gespräch. Er erzählte, wie er nun schon zum zwanzigsten Male zum Feste der Panegyris gekommen, und niemals versäume, seiner Frau den geweihten Strauß

nach der Insel Maliani mitzubringen. So schritten wir gemeinsam fort, bis wir uns der Menge wieder näherten, wo mir eine Gruppe in's Auge fiel, die mich lebhaft fesselte. Mein Begleiter blieb gefällig stehen und schien ganz beschäftigt, seinen Strauß zusammenzubinden. — Hier standen sechs Männer beisammen, hochgewachsene, kräftige Gestalten, einige mit starkem, grauem Barte, die Mehrzahl jünger; scharfgeschnittene, halb slavische Gesichter, energisch, wild, barbarisch anzusehen, aber charaktervoll ausgeprägt. Sie trugen die griechische Fustanella, das von den Hüften auf die Knie herabfallende Gewand, welches das Beinkleid bildet, dabei weitfaltig wie ein Rock ist. Die Einen blau, die Andern weiß, dazu die rothe Jacke mit den langen, frei flatternden Aermeln, reich gestickt mit Gold oder Silber, rothe Kamaschen und den rothen Fez. Ein kurzer Mantel, meist aus Schaffell, die flockige Seite nach außen, lag um die Schultern. Eine jugendliche Gestalt, kleiner als die Uebrigen, dabei doch von hohem, edlem Wuchs, kehrte mir den Rücken zu.

Während ich die Gesellschaft, die im Gespräch schien, betrachtete, wendeten sich zwei Gesichter plötzlich scharf gegen mich, wie um mich genau in's Auge zu fassen. Und mit einemmale kehrte sich die jugendlichste dieser Gestalten um — ich sah in ein Gesicht von großartiger Schönheit, dessen Augen mich durchdringend anblitzten, während ein triumphirender Hohn um die Lippen spielte. Ich stand wie angedonnert — ich sah in Arethusa's Antlitz!

Schnell aber entzog es sich mir wieder, die Gruppe setzte sich in Bewegung. Einer der Männer nur betrachtete mich noch einmal, als wolle er sich meine Erscheinung genau einprägen. Dann schritt der ganze Trupp schnell von hinnen und war mir im Gewühle bald verloren. Ich sah mich nach meinem harmlosen Gesellschafter um. Auch der war verschwunden.

Ich gestehe, daß ich Minuten lang fast regungslos auf dem Platze stand, benommen von Ueberraschung und Vermuthungen. Sie war es, Arethusa Negri, die ich gesehen, ich konnte mich nicht täuschen. So war sie mir zuerst erschienen, in Männerkleidern, eine kühne Amazone, unter den Kriegern bei Navarino, strahlend in herausfordernder Schönheit. Das war noch derselbe Schmuck, dieselben schwarzen Locken, die reich und lang unter dem Fez von Purpursammt mit Goldstickerei herabfielen. — Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, ihr noch wieder zu begegnen, hier aber, in diesen Umgebungen, gab mir das Wiedersehen viel zu denken. Eine Absicht war kaum zu verkennen. Der harmlos scheinende Gesellschafter mußte mit im Bunde sein, er hatte meinen Schritt mit Arglist in ihre Nähe gelenkt. Sie hätte mich ansprechen können — warum geschah es nicht? Aber — und ich schlug mich vor die Stirn bei dem Gedanken — Thor, der du bist! War es nicht d e i n e Sache, sie zuerst anzureden? Eine Entschuldigung über deine Flucht, mindestens eine Erklärung, ein Wort an sie zu richten? Gewiß, ich würde es gethan haben, sagte ich mir, nur daß die Erscheinung so schnell wie ein Traumbild vorübergegangen! Zugleich ergriff mich eine Beschämung über meine eitlen Vermuthungen. Ist denn auch wohl noch an einen Plan gegen dich dabei zu denken? Kann nicht Alles ein zufälliges Zusammentreffen sein? Hat sie sich nicht kurz von dir abgewendet und dich stehen lassen, zum Zeichen, daß sie mit dir zu Ende sei? Ein Weib wie Arethusa wird sich nicht länger mit dir beschäftigen! Mit dir! — Doch der Gedanke hatte etwas zu Beruhigendes, als daß ich ihm lange hätte Gehör geben können. Gerade ein Weib, wie Arethusa, — ein beleidigtes Weib, eine große, überweibliche, dämonische Natur — wird sie, kann sie ein Betragen wie das deinige unvergolten lassen? Ich kehrte zu meinen ersten Vermuthungen zurück, daß ich nicht umsonst heute in ihre Nähe gelockt worden sei.

So schritt ich von dem Platze, ohne auf die Richtung meines Weges Acht zu geben. Denn meine Aufmerksamkeit für das Fest war verschwunden, die Gedanken innerlich zu geschäftig, als daß sie sich noch an die Umgebungen hätten knüpfen mögen. Ich mußte bereits ein gutes Stück von dem Gipfel herabgestiegen sein, denn ich bemerkte jetzt, daß der Weg mich in den Wald geführt hatte. Gleichviel wo ich war, ich folgte der Spur eines Fußpfades, den ich zu erkennen glaubte. Er begann zwischen Felsenblöcken ein wenig aufzusteigen, und nach geraumer Zeit lichtete sich das Dickicht und ich befand mich in der Nähe der Tempeltrümmer, die ich jüngst entdeckt hatte.

Der Platz war in diesem Augenblicke nicht so einsam wie damals. Ich sah in der Entfernung bunte Gestalten, an welchen ich wenigstens die albanesische Tracht erkannte. Befremden konnte mich die Gesellschaft nicht, da jede Stätte des Gebirges heute ihre Besucher zu haben schien. Schon aber war auch ich bemerkt worden, denn eine Person in halb türkischem, farbenreichem Anzuge kam lebhaft winkend auf mich zugelaufen. Ich erkannte den Mohren Diamantios.

„Ach, Herr Theophilos!“ rief er, „das ist gut, daß Du kommst! Aber wo ist der Bote, der Dich hergeführt?“

Ich wußte von keinem Boten. „Ja, ja, mein Herr Leon hat Dich suchen lassen — freilich, gerade hier wollte er Dich nicht sprechen, aber es wird auch so gut sein.“

„Warum hat er nicht Dich zum Boten an mich gewählt, der Du mich doch besser kennst?“ fragte ich.

„Das ging nicht, Herr Theophilos,“ entgegnete Diamantios schlau, denn ich bin schwarzer Mann, und leicht kenntlich, und es giebt Leute da bei dem Feste, die mich gleich wiedererkennen würden! Aber da kommt schon mein Herr Leon!“

Die übrigen Männer hatten sich entfernt — es war mir räthselhaft, wo sie geblieben — und Leon schritt mir entgegen. Das war wieder die prachtvolle elastische Jünglingsgestalt mit dem Gebieterschritt, das leuchtende Antlitz mit den Augen des Bergfalken. Er trug die weiße Fustanella, alle übrigen Stücke der Kleidung purpurroth mit Gold gestickt, kostbare Waffen an der Seite und im Gürtel. Schnell berichtete ihm der Mohr, daß der Bote mich nicht gefunden und ein Zufall mich hierhergeführt.

„Gleichviel! Sei mir auch hier gegrüßt,“ sagte Leon, indem er mir die Hand reichte. Er hatte etwas selbstbewußt Sicheres in seinem Wesen, wie ich es noch nicht gesehen. „Theophilos,“ fuhr er fort, indem wir in einiger Entfernung von der Trümmerstätte auf- und niederzuschreiten begannen — „Theophilos, ich hätte Dir viel zu sagen! Bald werden Thaten ausführlicher sprechen. Wissen aber sollst Du, daß ich drüben war in Nauplia. Mein Großvater Pietro ist seines Kerkers ledig und hat seinen alten Platz im Rathe der Regierung wieder eingenommen. Zu seinen Füßen habe ich einen Schwur gethan, die Schmach unseres Hauses zu sühnen. Viele der Unseren sind mir zu Willen, und ein Bund ist geschlossen.“

Ich zuckte bedauerlich die Achseln und wollte abmahnend dreinsprechen.

„Widerrede mir nicht,“ fuhr er rasch fort. „Ich weiß, daß Du es nicht billigst, wir aber können nicht anders. Erfülle mir nur eine Bitte!“

Ich sah ihn fragend an.

„Geh nicht in Deine frühere Stellung nach Nauplia zurück! Es wäre mir schmerzlich, Dich noch einmal in die Parteien verwickelt zu sehen, die Dich nichts angehen, und wo ich, — wer kann wissen, wie die Dinge sich wenden? — noch einmal das Unglück haben könnte, Dein Feind zu werden. Versprich mir, davon zu bleiben!“

„Und wenn ich dies Versprechen nicht geben könnte,“ entgegnete ich, „wenn ich in mein Amt wieder einträte, würdest Du Dich dadurch abhalten lassen, Deine Parteienintrigue — oder was Ihr sonst vorhaben mögt — auszuführen?“

„Nein, Theophilos! Niemals!“ rief er mit Leidenschaft. „Ein heiliger Schwur macht jedes Zurücktreten unmöglich!“

„Ihr seid verblendete Männer,“ rief ich unwillig aus. „Ihr wollt Euer eigenes, wollt Eures Vaterlandes Unglück!“

„Das ist unsere Sache,“ sagte er kalt und bestimmt. „Du bist ein Fremder, Du verstehst uns nicht, Du möchtest uns schulmeistern mit Theorien, die bei Euch angebracht sein mögen, bei uns nicht. Es scheint, Du willst mir meine Bitte nicht erfüllen?“ Er sah mich finster forschend an, ich glaubte zugleich einen Zug von Beängstigung in seinem Gesichte wahrzunehmen.

„Ja,“ rief ich, nicht ohne Erregung, „ich erfülle Deinen Wunsch! Ich bin ein Fremder und werde es Euch ewig bleiben, denn Ihr seid unfähig, Klugheit walten zu lassen, Euch und Eure Leidenschaften zu zähmen, Zucht und Ordnung unter Euch zu befestigen! Ich lasse meine Hand aus Eurem Treiben und will nur noch ein Zuschauer sein auf dem Boden, wo ich einst etwas Gutes mit und für Euch zu leisten hoffte.“

Leon schwieg eine Weile, finster vor sich niederblickend, meine Worte schienen einigen Eindruck auf ihn zu machen. Wenn das aber der Fall war, so verflog er schnell wieder. Mit Hast und zugleich mit Herz-

lichkeit ergriff Leon meine Hand und rief: „Deine Rede ist bitter, Theophilos! Aber ich danke Dir dennoch, daß Du meine Bitte erfüllst. Denn Du wirst mir immer werth sein — was auch geschehe! Was wir drüben geplant, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Bevor es aber zur That wird, gilt es noch ein Anderes zu vollenden. Theophilos — ich habe nach Arethusa geforscht. Sie ist nicht drüben in Nauplia. Aber ich kam ihr auf die Spur und weiß, wo sie ist. Weißt Du es vielleicht auch schon?"

Ich sah ihn an, sein Gesicht flammte, seine Brust hob sich vor Aufregung. Ich wollte auch jetzt offen gegen ihn sein. „Kannst Du Dich bezähmen, Leon?" begann ich. „Vielleicht weiß ich, wo sie ist. Wenn sie auf dem heutigen Feste — wenn sie hier in Deiner Nähe wäre?"

„Du hast sie gesehen?" rief er mit wilder Hast.

„Mir ist es so — doch ich kann irren."

„Irren? Wenn sie vor Dir stand? Du hast sie auch gesprochen! Du hast —!"

„Nein, nein, nein!" rief ich und erzählte ihm die sonderbare Begegnung, die ich vor einigen Stunden gehabt.

Er sprang von dem Säulenstücke, worauf er sich einen Augenblick niedergelassen hatte, auf.

„Ich wußte, daß sie hier ist!" rief er. „Es ist etwas im Werke, und kein Zweifel, der Anschlag gilt — Dir! Aber auch ich bin nicht mehr ohne Hülfe hier auf den Bergen! Sie ist bewacht — was sie auch aussinnen möge! Sie ist bewacht und so bist Du es auch! In die Schlinge, die sie Dir stellt, fällt sie selbst, und so entgeht sie mir nicht!"

Ich wollte eine Erklärung fordern, aber er schnitt mir die Rede ab. „Meine Zeit ist um, Theophilos! Du wirst weiter von mir hören!"

„Ich hielt seine Hand fest. „Sage mir nur eins, Leon! Welcher Ort verbirgt Dich hier? Darf ich es nicht wissen? Ein Augenblick wäre denkbar, wo ich Dich finden, mit Dir reden müßte!"

Er stutzte und bedachte sich einen Moment. „Du hast Recht!" sagte er dann. Unweit des Klosters Zografu, des nördlichsten an der Westküste, an den letzten Ausläufern des Gebirges, liegt ein Meierhof, Akantha (Dornbusch) genannt; dort frage nach — nun, frage nur nach dem Fremden aus Morea." — Er drückte mir noch einmal die Hand und verließ mich.

Noch geraume Zeit blieb ich unter den Tempelruinen, die freilich an sich heute nur wenig Interesse für mich behielten. Anstatt der äußeren hier zerfallenen Welt beschäftigte mich das innere Gewirre von Grübeleien über die räthselhaften Dinge, die meinen Pfad umspinnen wollten. Aber die Sonne stand im Mittag, ich mußte den Schatten des Waldes aufsuchen. Mein Mittagsmahl hielt ich an den Brombeersträuchern, woran hier kein Mangel war, und suchte mir dann einen Rückweg nach Paulu.

Als ich gegen Abend in meine Klosterzelle trat, sah ich mich überrascht durch einen Blumenstrauß auf dem Tische, worin ich die Hand meines Schülers Cyrill erkannte, und einen Brief, der, wie ich später erfuhr, nach langen Umwegen und Verzögerungen zu mir gelangt war. Ein Brief gehörte hier überhaupt zu den Seltenheiten. Ich riß die Hülle ab und las ein Schreiben eines Bekannten aus Nauplia, der mich von dem Stande der politischen Dinge unterrichtete und für neue öffentliche Arbeiten meine Rückkehr dringend wünschte. Ich las die Zeilen kaum zu Ende und warf das Blatt hin, um die Einlage zu erbrechen, die mir dadurch vermittelt worden war.

Ein Brief aus Deutschland! Liebevolle Worte, herzliches Entgegenkommen aus der Heimath! Ein Brief von meiner Schwester und von meinem Schwager! — Ja, ich hatte daheim eine Schwester, älter als ich, jung verheirathet, das einzige Wesen, das mir von meiner Familie übrig geblieben war. Meine Eltern waren mir früh durch den Tod entrissen worden, im Hause des Schwagers, der zugleich mein Vormund geworden, wuchs ich auf. Unsere Neigungen und Charaktereigenheiten stimmten nicht zu einander, und wie sehr ich die Schwester liebte, mit dem Schwager konnte ich in kein rechtes Verhältniß kommen. Er war ein ruhiger, gesetzter Mann, mit strengen Lebensanschauungen, die mir einst pedantisch erschienen; ich schon als Knabe, und um so mehr als Jüngling, phantastisch, nach dem Ungewöhnlichen strebend. Keiner war nach des Anderen Sinn. Meine Schwester hatte manche Noth mit uns, aber sie

war es doch, welche die beiden auseinanderstrebenden Pole festzuhalten und zu verbinden wußte. Ihr hatte ich einst, da ich die Universität verließ, um nach Hellas zu eilen, von Triest aus geschrieben. Nicht freudig nahm sie die Nachricht auf, ihres Mannes Ansicht darüber verschwieg sie ganz, da ich sie doch wohl vermuthen durfte. Unsere Verbindung blieb sehr lose, zumal bei der Unsicherheit und völligen Verworrenheit des Postverkehrs damals in Griechenland. Wie viele Briefe mochten in den zehn Jahren unserer Trennung verloren gegangen sein! Ich erkannte es aus dem Schreiben meines Schwagers, der mir Mittheilungen machte, die er schon vor sieben Jahren, und seitdem noch öfter gemacht haben wollte. Allein ein Brief von mir, den ich etwa vor sechs Monaten abgesendet, war dennoch in die Heimath gelangt. Man überzeugte sich daraus, daß mir die heimischen Angelegenheiten unbekannt geblieben, und so that denn der brave Schwager noch einmal, was er für seine Pflicht hielt. Er schrieb mir als einstiger Vormund: daß mir seit meiner Mündigkeit ein nicht unbeträchtliches Vermögen zur Verfügung stehe — ein Erbtheil, von dessen Vorhandensein ich kaum etwas gewußt hatte, da ich in bescheidener Weise erzogen worden war. Dieses Vermögen habe er nun auch ferner gewissenhaft verwaltet, und da ich niemals darüber meinen Willen ausgesprochen, durch die Zinsen anwachsen lassen. Nun aber verlange er dringend zu wissen, wie ich es ferner zu halten gedächte. Am besten sei es, ich käme zurück. Ob denn mein eigenes Vaterland gar keine Anziehung mehr für mich habe? fragte er. Ob es nicht da für einen Mann, der streben und schaffen wolle, eine fruchtbarere Grundlage gebe, als über Ruinen, deren Wiederaufbau vielleicht Jahrhunderten noch spotten würde? Er schrieb noch Vielerlei, der treffliche Mann, was in dieser Stunde mich durchaus empfänglich fand und mich ihm innerlichst vereinigte. — Und nun der Brief meiner Schwester! Sie schrieb nichts von Geld und Politik, sondern von Haus und Kindern: wie Paul auch schon den Homer lese, aber, Gott sei Dank, ohne die Leidenschaftlichkeit seines Onkels — im Gegentheil, mit stillen Qualen und sittlicher Entrüstung über diese unerschwingliche Sprache! Dann schrieb sie, daß Clärchen, bei welcher der Onkel als Student einst Gevatter gestanden, sich gar zu reizend entwickle, ein Ausbund von Klugheit sei und recht hübsch zu werden verspreche — wenn Gott will! fügte sie als glückliche Mutter hinzu. Und dann war von Fritzchen, Albertchen und Lenchen die Rede, lauter Diminutiven, deren Existenz mir sogar unbekannt geblieben, und die jetzt schon fragend mitreden sollten, wenn von mir die Rede sei. „Ach, komm, mein geliebter Bruder!“ fuhr die Schwester fort, „und sieh Dir das Völkchen an, das Dich schon liebt, ohne Dich noch zu kennen! Komm und sei wieder unser! Sieh — verzeih mir die Albernheit! — im vorigen Winter sah ich auf dem Maskenballe einen Herrn, der als Neugrieche gekleidet war, und mein Herz schlug vor Freude laut auf, denn ich hoffte fast, Du könntest hinter der Maske stecken, ja, ich hätte weinen können, als sich ein Anderer daraus entwickelte. Tagelang war mir noch weh um's Herz! Nun aber, ich wiederhole immer und immer, komm wieder! Du sollst empfangen werden mit aller Liebe, die die Entbehrung seit langen Jahren aufgespart und bereichert hat in den Herzen der Deinen, vor Allen in dem Herzen Deiner Schwester.“

Und während ich solche Worte las, saß ich weit, weit in einer Klosterzelle auf dem Athos, und konnte nicht auf Sturmesflügeln hinüber in die alte Heimath und zu den treuen Herzen, deren Liebe jetzt mehr als jemals zu meiner Seele sprach! Die Zelle wurde mir zu eng, ich lief hinaus in den Garten, eilte in der Dämmerung hastig durch alle Gänge, ich hätte meiner inneren Erregung gegen irgend Jemand Luft machen mögen. Laut sagte mir das Herz, daß ich ein Vaterland habe, ich fühlte, daß es mich mit Macht wieder an sich zog. Und wenn mich ein Mißmuth überkam, daß ich in langen Jahren meine Kräfte verschwendet, um an fremdem Bau vergeblich zu arbeiten, so trat doch der feste Entschluß versöhnend und beruhigend dagegen auf, nun heimzukehren und mit den gewonnenen Erfahrungen für mein eigenes Vaterland zu schaffen. — Die Steinbank auf der Bastei bot sich mir endlich als Ruhesitz. Schwarz und dunkel standen die Cypressen umher, über dem Meere aber stieg der Mond auf, sein zitterndes Spiegelbild über die Wellen werfend. Ruhe, Kühlung,

Wohlgerüche, alle Zauber der Sommernacht des Südens um mich her gebreitet! Wie schön war dieses Land, wie oft hatte es mich entzückt! Und heute empfand ich diese Herrlichkeit kaum noch. Denn ich dachte an ein kleines graues Städtchen oben in Deutschland, mit Giebeln und Thürmen, alten Mauern und wenig Schönheit; aber daher winkten mir liebevolle Hände, und lachende Kinderstimmen sprachen von mir und ein treuer, tüchtiger Mann streckte mir die Bruderhand entgegen. Ich schloß die Augen, ich mochte von meiner Umgebung nichts sehen, um das Gedankenbild festzuhalten.

Da weckte mich ein Geräusch aus meinen Träumen auf. Ich sah Jemand mir gegenüber sitzen und fuhr in die Höhe.

„Verzeih', Theophilos! Ich bin es!“ Es war die wohlklingende Stimme und der bescheidene Ton meines Schülers. „Soll ich weggehen?“ fuhr Cyrill fort.

„Nein, bleibe, Cyrill!“ rief ich. „Setz' Dich an meine Seite. Du störst mich niemals. Wir haben lange keine Studien zusammen gemacht, nicht wahr?“

„Sehr lange nicht, Theophilos!“

„Und wenn das nun ganz aufhören müßte, mein junger Kamerad?“

„Aufhören? Warum?“ Cyrill sprang auf, wie von heftigem Schreck ergriffen.

„Nun, ich will in mein Vaterland zurückkehren.“

Cyrill schwieg. Ich zog ihn neben mich auf die Bank, erzählte ihm von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr und merkte dabei, daß ich es nöthiger hatte, ihn über die Trennung zu trösten, als ich vermuthet. — „Es ist wohl sehr weit bis nach Deutschland?“ fragte er mit einem Tone, dem man den Kampf mit Thränen anhörte.

Es ist ein betrübendes Gefühl, Freundschaft und Liebe, die segensvollsten Gaben, die unserem Dasein geboten werden können, wenn nicht zurückweisen, doch mit Bedacht in Schranken halten zu müssen, um so mehr, wenn unser Herz gestimmt ist, das schöne Geschenk mit reiner und ganzer Hingebung zu erwiedern. Hier wendete sich mir in Cyrill ein junges Gemüth zu, inniger und tiefer, als dieser Boden und diese Umgebungen sonst die Gemüther zu bilden pflegen, ein zur Innerlichkeit erwachendes Jünglingsherz, das mich heimathlich anmuthete, aus dem etwas Verwandtes zu mir sprach. Ich fühlte, daß Cyrill unausgesprochen Lebenshoffnungen an mich knüpfte, daß ich durch Lehre und Unterricht diese vielleicht lebhafter genährt, als ich berechtigt war, und empfand einige Verlegenheit, wie ich die Geister, die ich beschworen, nun wieder bannen sollte. Es hätte nur eines Wortes bedurft, des Rufes: Komm mit! und Cyrill wäre mit mir in alle Welt gegangen, denn überall erschien ihm die Welt als ein Paradies gegen die Klostersphäre, vor der sich bereits sein ganzes Wesen sträubte. Und doch konnte ich den Lockruf nicht aussprechen, den er nur zu erwarten schien, um aus tiefer Betrübniß zur Freude zu erwachen. Ich suchte abzulenken, so gut es gehen wollte. Er schien ruhiger zu werden und fing an, mich durch immer neue Fragen gesprächig zu machen, um ihm, was ich oft schon gethan, von meinem Vaterlande zu erzählen. Nach den empfangenen Briefen war bei mir die Stimmung heute günstig genug dazu. So gab ich ihm Auskunft über deutsche Verhältnisse, besonders über meine Familie; ich wurde durch neue Fragen veranlaßt, jeden Namen deutlich auszusprechen, und endlich ruhte er nicht, bis ich ihm den Weg bis nach Deutschland in den hauptsächlichsten Reisestationen genau angab. So unterhielten wir uns bis tief in die Nacht, bis die Pflicht der Mitternachtsliturgie meinen Zuhörer in die Kirche rief.

In meiner Zelle angelangt, riß ich das Fenster auf — es war mir drinnen seit wenigen Stunden so eng und schwül zum Ersticken. Ich machte Licht an und fand auf dem Tische wiederum einen Brief. Hatte ich den vorher übersehen oder war er mir inzwischen gebracht worden? Ich las die Worte: „Sei spätestens morgen Abend um die zehnte Stunde am Ausgange des kleinen Felsenthales hinter dem Kloster Zografu. Ein Diener mit einem Pferde wird dort für Dich bereit sein und Dich zu mir bringen. Ich habe Dir wichtige Dinge mitzutheilen, die Dich vor Allen angehen.“ — Eine Unterschrift fehlte. Ich erinnerte mich nicht, Leon's Handschrift je gesehen zu haben, und doch mußte ich die seinige hier zu erblicken wähnen. Er hatte mir das Kloster Zografu genannt, der Ruf kam von ihm, ich konnte nicht zweifeln. Zugleich aber, ich muß es bekennen, stampfte

ich vor Zorn mit dem Fuße auf. Nach den Briefen, die ich heute empfangen, hatte mich eine ganz veränderte Stimmung erfüllt, in welcher mich die verkehrten und barbarischen Verhältnisse, die mich bisher interessirt, kaum noch etwas angingen. Ich zögerte eine Weile, der Aufforderung zu folgen. Endlich aber rief es in mir: Nun, wohlan denn! Machen wir das Letzte ab, was ungelöst noch übrig bleibt, und dann hinweg aus all der Tollheit, die sich an mich herandrängen will! — Ich war entschlossen und ahnte nicht, daß ich auf dem Wege zu dem tollsten Abenteuer war, welches mir auf meiner ganzen Philhellenenfahrt begegnete.

Es galt kein Verweilen, ich mußte mit dem Frühesten fort, wenn ich Abends in Zografu sein wollte. Denn ein Maulthier stand mir nicht zur Verfügung, der Weg zu Wasser an der Küste entlang schien mir auch nicht thunlich, ich war also auf meine Füße angewiesen. Nur halb entkleidet streckte ich mich auf das Lager, um ein paar Stunden zu ruhen. Aber der Schlaf ließ auf sich warten. Selbst der eintönige entfernte Singsang der Liturgie, der noch Stundenlang währte, wollte mich nicht einschläfern. Ueberwacht und wirr sprang ich mit Tagesanbruch auf, steckte die Reste des gestrigen Nachtmahls, Brot und einige Früchte, zu mir, ließ mir von dem Bruder Pförtner öffnen und ging in's Weite.

Ein paar Mittagsstunden hoffte ich im Walde zu verschlafen, allein eine sonderbare Erregung ließ mich, trotz der glühenden Hitze, keinen Schlummer gewinnen. Der Hunger begann sich zu regen, doch suchte ich ihn zu überwinden und sprach in keinem der Klöster auf meinem Wege vor. Ermattet, mit fast erschöpften Kräften kam ich wirklich zur anberaumten Stunde am festgesetzten Orte an. Ein Mann stand mit dem Pferde bereit und begrüßte mich mit viel Dienstfertigkeit. Mir war es willkommen, den Rest des Weges reitend zurückzulegen. „Wohin geht es?" fragte ich den Führer, welcher ebenfalls zu Pferde stieg. Er wies mit der Hand gerade aus und winkte mir, zu folgen.

Kaum hatten wir das Felsenthal verlassen, als es auf allen Seiten lebendig wurde. Reiter kamen aus dem Gebüsche hinter den letzten Vorsprüngen hervor, die uns rings einschlossen und uns zu rascherem Trabe zwangen. Auf dem hier schon ebneren Boden ging es ungehindert vorwärts, ein Trupp von wohl zwanzig Berittenen, immer schneller und schneller, rasselnd und dröhnend durch die Nacht. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Fast sah es mir aus, als würde ich entführt. Was hatte Leon vor? Wozu dies Aufgebot von Reitern? Was konnte er mir zu sagen haben? Der Mond schien hell und ließ mich mit der Zeit die Nächsten in meiner Cavalcade deutlicher erkennen. Lauter bärtige Männer in sehr verschiedener Tracht. Die Mehrzahl trug den Fez, viele den Mantel von Schaffell. Aber nicht gering war meine Ueberraschung, als ich in meinen Nebenmännern Gestalten zu erkennen glaubte, die ich gestern in Arethusa's Umgebung gesehen. Das ganze Abenteuer erhielt plötzlich für mich einen neuen Charakter. War das der Anschlag auf mich, von welchem Leon gesprochen? Die Heimlichkeit, gegen die er, wie er behauptete, gerüstet sei? Was war zu thun? Was half es, daß ich den Zügel anzog und mein Pferd zurückzuwerfen versuchte? Was half mein Fragen, wohin die wilde Nachtreise gehe? Man lachte, drängte sich dicht an meine Seiten, schob vorwärts, und jetzt im Galopp raste ich wie mit dem wilden Heere durch den Sand der hier flachen Meeresküste. Stunden waren verflogen, die Pferde schnoben und schäumten, ich hing nur noch im Sattel vor Erschöpfung. Nur noch einen Hügel hinan, dann hielt der Troß vor einem Gebäude, von einem Thurme überragt, unweit des Strandes. Ich bemerkte, daß in einigen Entfernungen Wachen ausgestellt waren. — Man nöthigte mich, abzusteigen und in das Haus zu treten. Ich zögerte nicht, denn, in der That, die Rast war mir nur zu willkommen. Fast aufgelöst von Hunger, Durst und Ermüdung, folgte ich die Treppe hinauf und betrat einen Zimmerraum, eng, aber erleuchtet, und nicht ganz ohne Bequemlichkeit. „Wo bin ich hier?" fragte ich, indem ich auf einen Schemel niedersank.

„Mach' es Dir bequem!" entgegnete mein Führer, ein kräftiger Mann mit leicht angegrautem Barte. „Da ist ein Lager für die Nacht. Du bist hier für einige Zeit zu Gaste. Willst Du zu Abend essen?"

Ich bat darum. Mein Wirth — denn als solchen mußte ich ihn betrachten — ging

hinaus und ohne Verzug erschien ein Knecht mit Fleisch, Brot und Wein, worüber ich mich hermachte, ohne viel zu fragen, wer es mir bot. Meine Mahlzeit war zu Ende, als mein Wirth wieder eintrat. „Ich danke Dir für die Bewirthung,“ rief ich ihm entgegen, „aber sage mir nur, wo ich bin und was ich hier soll?“

„Was Du hier sollst, wirst Du morgen von einem Andern erfahren, bei wem Du bist, will ich Dir heute schon sagen. Du bist bei einem Stamme von Männern, den sie draußen Klephten (Räuber) nennen —“

Ich sprang auf. Dies kam mir doch unerwartet.

„Nun, nun!“ fuhr er fort, „es geht Dir nicht an's Leben! Wir kennen uns. Wir waren einst Kriegskameraden, wenn wir uns gleich nicht gesprochen haben. Auch wir haben, wie Du, gegen die Türken gefochten und wissen Waffenbrüderschaft zu ehren. Hernach, als der Türke aus Griechenland hinaus war, sind wir zu unserem alten Leben und Treiben zurückgekehrt — Du siehst, ich bin ganz aufrichtig. Du sparst hoffentlich Deine Entrüstung! Wie Deinesgleichen denkt, weiß ich wohl, denn die Welt ist mir auch außerhalb Griechenlands bekannt — doch das ist hier gleichgültig. Am besten ist es, Du legst Dich nieder und verschläfst alles Grübeln und Denken bis morgen. Dann schicke ich Dir bessere Gesellschaft. Noch Eins! Wage keinen Versuch, zu entfliehen. Schwierig dürfte es Dir zwar immer werden, da das Fenster vergittert ist — ich sage es nur, damit Du Dich nicht erst quälst mit dem müßigen Gedanken daran. Auch haben die Posten draußen scharf geladen. Und nun, gute Nacht!“

Er grüßte mit vornehmer Handbewegung und verließ mich. Ein Riegel wurde draußen vor die Thür geschoben. Ich sah dem Manne mit Erstaunen nach. Es lag etwas von Intelligenz, ja sogar von Biederkeit in dem Wesen dieses Barbaren. Und das war nun der Räuberhauptmann und zugleich mein freundlicher Wirth!

Unerhört! Lächerlich! Abgeschmackt! Unbegreiflich! Nach so viel Wirrsal war ich, Gottlieb Müller aus Merseburg, nun gar noch, wenn nicht der Held, doch der Gegenstand einer Räubergeschichte geworden! Ja, ich saß nördlich vom Athos in einem Thurme am Strande als Gefangener und wußte nicht, was ich davon denken sollte! Und wie, um Alles in der Welt, dachte ich, hängt denn nun diese Räubergeschichte mit Arethusa Negri zusammen? — Wahrhaftig, es war eine Situation, wie Lord Byron sie für die phantastischen Gestalten seiner erzählenden Gedichte gern ausdachte: Räthselhafte Verhältnisse, wilde Romantik unter Türken, Insulanern, Klephten und Seeräubern, Gefangenschaft in einsamen Thürmen, und dazu die ganz unentzifferbare Charaktergestalt eines Sonderlings von Helden — zu der ich, Gottlieb Müller, nun freilich gar nicht stimmen wollte! Denn wirklich kam mir meine Lage mehr verrückt und ärgerlich, als gefährlich, erhebend oder schmeichelhaft romantisch vor. Auch machte ich damals den Vergleich mit Byron's Phantasiegebilden noch nicht, denn ich hatte den Lord zwar noch kurze Zeit vor seinem Tode in der Nähe von Missolunghi einmal gesehen, aber wohl kaum schon etwas von ihm gelesen. An jenem Abende fühlte ich mich todtmüde und war gern geneigt, dem Rathe meines Wirthes folgend, das Nachgrübeln zu lassen und mich auf das Lager zu strecken. Auch war dieses Lager keineswegs verächtlich, denn es bestand aus weichen Pelzdecken, die mich in hohem Grade anmutheten. So schlief ich bald ein, und trotz wirrer Traumgebilde, doch fest und lange genug, um beim Erwachen hellen Morgensonnenschein in meinem Kerker zu finden.

Der Augenschein lehrte, daß man mich nicht zu Wasser und Brot verurtheilt hatte, denn der Knecht, der mir gestern die Abendmahlzeit gebracht, war bereits geschäftig, das Frühstück auf dem Tische zu ordnen. Der struppige Räuberknabe grinste mir freundlich entgegen, als er mich erwacht sah. Dann sagte er in einem aus Türkisch und schlechtem Griechisch gemischten Dialekte, Signor Negri lasse fragen, ob ich sonst etwas zu befehlen hätte?

„Wer ist Signor Negri?“ fragte ich aufspringend.

Mein angenehmer Aufwärter sah mich mit abermaligem Grinsen an. „Nun, Signor Negri ist Signor Negri — der Herr des Hauses, der gestern hier bei Dir war!“ Dabei legte er einen Zettel auf den Tisch und betrachtete mich mit stupider Neugier, wie ich das Papier entfaltete und las. Es waren einige mit Bleistift und in fran-

zösischer Sprache geschriebene Zeilen. Sie lauteten: „Willkommen, mein Gefangener! Sagen Sie dem Boten, wann ich Sie in meinem Salon erwarten darf. — Arethusa."

Ergeben in meine Lage, riß ich aus meinem Taschenbuche ein Blatt und entgegnete die Zeilen, indem ich erklärte, zu jeder Zeit mit meinem Besuche zu Diensten zu sein.

Es währte wohl eine Stunde, ehe ich gerufen wurde. Inzwischen hatte ich Muße, durch das vergitterte Fenster auf das Meer zu sehen, oder auf ein Kommen und Gehen im Hause zu lauschen, worin ich ein gewisses militärisches Treiben zu erkennen glaubte. Endlich holte mich mein immer grinsender Freund ab, führte mich eine Stiege hinab und öffnete die Thür zum Salon. Ich hatte einige Minuten Zeit, mich in diesem Raume mit dem modernen Namen umzusehen, denn ich war allein. Glattgetünchte, leere Wände, die einst weiß gewesen, jetzt aber durch Staub und Spinnweben grau tapezirt waren; im Gegensatze dazu ein prachtvoller türkischer Teppich über dem steinernen Fußboden, höchst bequeme Divans und seidene Kissen um einen niedrigen Tisch der allerrohesten Art — die Gelegenheit, auch eine kostbare Decke für den Tisch zu stehlen, wurde wohl noch erwartet — dies war die ganze Einrichtung des Salons. Die Thür zu einem Balcon stand offen und ließ die frische Seeluft herein. Es leuchtete mir ein, daß auch Arethusa nur als Gast hier fürlieb nehmen müsse, denn ich kannte ihren pariser Geschmack und ihre Bedürfnisse. — Jetzt öffnete sich die Thür und sie trat ein, männlich gekleidet, im Fez und in der Fustanella.

„Wie hat mein Gefangener geschlafen?" rief sie mir mit cavaliermäßigem Gruße entgegen, indem sie sich auf einen Divan warf und mich einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Der Comfort ist etwas primitiv hier, nicht wahr?" fuhr sie fort. „Aber man hat im Felde schon schlechter gewohnt!"

Ich konnte mich in den leichten und doch so überlegenen Ton, den sie anschlug, nicht finden. „Arethusa!" begann ich, „wie kommen Sie hierher, und was soll ich hier?"

Ihr Auge blitzte mich mit schadenfroh lachendem Hohne an. „Revanche für Hydra!" rief sie. „Der Kranke wußte seiner Haft zu entfliehen; ich wollte dem Gesunden zeigen, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu halten, wenn ich es darauf anlegte."

„Eben diese Macht befremdet mich!" fuhr ich fort, in der Absicht, die Ursache meiner Haft zu umgehen. „Wir sind, wie ich vernehme, unter einer räuberischen Klephtenhorde. Was thun Sie in dieser Gesellschaft? Welche Macht üben Sie über diese Leute?"

Sie lachte kurz und höhnisch auf, indem sie die Arme vor der Brust kreuzte und sich zurückwarf. „Davon reden wir noch!" rief sie. „Zuerst aber ist das Fragen an mir." — Der Hohn verschwand aus ihrem Gesichte, sie sah mich mit einem klaren, offenen Blicke an. „Theophilos — werden Sie nach Nauplia zurückkehren und in den Dienst der neuen Regierung treten?"

„Nein! Niemals!" rief ich.

„Gut! Was denken Sie weiter zu thun?"

„Ich bin der Umtriebe in diesem Lande überdrüssig und will in mein Vaterland zurückkehren."

„Ich kann es Ihnen nicht verargen. Man hat Ihnen selbst unter Freunden übel mitgespielt. Sie sind mit Leon wieder in Verbindung getreten — das konnte nur ein Deutscher! Ihr seid merkwürdige Menschen!"

„Arethusa!" sagte ich, „wissen Sie auch, daß Leon auf dem Athos ist? Daß er —"

Ich unterbrach mich, mir war es, als müsse ich sie vor Leon's Plänen warnen, und zugleich fiel mir ein, daß ich ja ihr Gefangener sei. Aber die Wendung, die sie dem Gespräch gegeben, verwirrte mir plötzlich die ganze Sachlage.

„Nun?" fragte sie. „Ich weiß, daß Leon auf dem Athos ist. Aber was weiter?"

„Sie wissen auch, Arethusa, daß — seine Leidenschaft noch dieselbe ist, daß er nicht aufgiebt, was sein Gemüth einmal ergriffen hat, daß er sogar Pläne hegt —"

Sie sah mich mit großen Augen an, der höhnisch verachtende Zug kehrte in ihr Gesicht zurück. „Was kümmern wir uns um den tollen Knaben?" rief sie. „Es hätte Etwas aus ihm werden können, aber er ist wie Alle! Mag er mit ihnen seinem Geschicke verfallen! Aber wir kommen von unserem Gespräch ab. Theophilos, warum verließen Sie mein Haus in Hydra?"

Ich fühlte mich entsetzlich peinlich berührt durch diese Frage und suchte nach Worten.

„Arethusa," begann ich, „erlassen Sie mir und sich selbst Auseinandersetzungen, die —"

Sie schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden, denn wie eine Schlange, die ihrer Beute sicher ist, sah sie mich an, durchdringend, mit Vernichtungsblicken. „Nur so wollte ich Sie vor mir sehen!" sagte sie mit triumphirender Ruhe. „Nur so! Das sei Ihre Strafe! Ein Theil Ihrer Strafe, denn Sie müssen noch viel von mir anhören. Sie haben mir weh gethan, Theophilos, und dadurch meinen Zorn erregt! Einen Dank wenigstens hätte ich von Ihnen verdient." Sie schwieg einen Augenblick. Ich wollte reden, sie aber schnitt mir das Wort durch eine Handbewegung ab und fuhr in ernstem Tone fort:

„Ich hätte Sie hassen müssen, Theophilos! Furchtbar hassen, denn ich empfand, ich sah, daß es sogar Mangel an Achtung war, was Sie von mir entfernte! Gegen jeden Anderen würde sich mein Haß zum Kampfe, zur Rache gerüstet haben, gegen Sie bedarf es anderer Mittel, denn Sie sind anders als die Männer hier zu Lande, anders als die Männer, die ich überhaupt kennen gelernt habe. Dieser Mann soll dich achten lernen! so rief es in mir. Er soll nicht von dir scheiden, ohne dich ganz kennen zu lernen und zu verstehen! Er soll erfahren, daß du nicht anders werden konntest, als du geworden! Er soll die Demüthigung erleben, das Weib, dem er sich zu entziehen sucht, als seinen Meister zu sehen, er soll erkennen, daß er ihr bitteres Unrecht gethan hat!"

Sie gestattete keine Entgegnung. Es war mir ganz recht, daß sie mich schweigen hieß, denn ich fühlte, daß ich kaum etwas Gescheites zu sagen hatte.

„Ich habe Sie mit List hierher gelockt," fuhr Arethusa fort, „weil ich Sie sprechen wollte, und kein anderes Mittel wußte, Ihrer habhaft zu werden. Sie werfen mir vor, daß ich Sie unter räuberische Klephten gelockt? Theophilos, diese Männer sind mein Haus, meine Familie! Ob sie schlechter sind, als jene Herren, die jetzt da in Nauplia Politik machen und einander todtstechen, das ist noch die Frage! — Meine Mutter war die Tochter eines Klephtenhäuptlings in den nördlichen Gebirgen. Ein junger englischer Lord, der sich auf seiner Nebelinsel nicht zu lassen wußte und eine Abenteurerreise nach dem Orient machte, sah dieses schöne Klephtenmädchen und heirathete sie. Sie waren alle Beide nicht bei Sinnen. Auf der Insel Hydra wurde ich geboren. Nach kurzer Zeit führte der Lord Weib und Kind nach England. Allein seine Familie war nicht gewillt, diese Ehe gutzuheißen, und that das Mögliche, sie zu trennen. Seine Lordschaft kam unter den heimischen Umgebungen dahin, die Verrücktheit seines Schrittes einzusehen und willigte in die Trennung. Allein ehe sie zu Stande kam, stürzte er bei einem tollkühnen Wettreiten vom Pferde und starb. Meiner Mutter konnte, als der rechtmäßigen Erbin, das Vermögen des Verstorbenen nicht vorenthalten werden. Allein sie dachte nicht in England zu bleiben. Sie ging vorerst nach Paris. Zwei ihrer Brüder kamen bald auch dahin, suchten ihr die Vortheile und Genüsse des Culturlebens im schönsten Lichte zu zeigen, und sie möglichst lange in Paris festzuhalten. Meine arme Mutter aber war ein Kind der Berge, sie sehnte sich hinweg in die Heimath. Endlich zog sie fort, ließ sich auf Hydra nieder, und starb nach wenigen Jahren. Ich war noch sehr jung, und nur dunkel erinnere ich mich ihrer. — Man wußte nicht, was mit mir anfangen? Endlich ward ich zu meinem Großvater in die Berge gebracht, und erwuchs unter den Männern bis zu meinem zwölften Jahre. Das Stammesoberhaupt starb, und man verständigte sich über einen sonderbaren Plan. Der ältere Bruder meiner Mutter sollte mit mir nach Paris zurückgehen, und mich erziehen lassen. Man machte mir kein Hehl daraus, suchte meiner kindischen Eitelkeit sogar damit zu schmeicheln, daß man mich zu einer großen Dame machen, und in irgend eine der vornehmsten griechischen Familien verheirathen wolle. Eine solche Verbindung mochte meinen Vettern sehr vortheilhaft erscheinen. Ich aber war wild und selbständig in den Bergen aufgewachsen, und fühlte schon damals einen lebhaften Trotz in mir erwachen gegen einen Plan, der über meine Zukunft verfügte, ohne mich selbst in Rechnung zu bringen. Mein Oheim Gasparo Negri ging mit mir nach Paris, wo ich mich denn abquälte, diejenige Dressur anzunehmen, die man äußere Weltbildung nennt. Mir ging es dabei wie einst meiner armen Mutter, ich sehnte mich in das ungebundene Leben der Berge zurück. Ich

mag meine Lehrer und Gouvernanten zur Verzweiflung gebracht haben, ich ließ sie nur entgelten, daß sie mich zur Verzweiflung brachten. Mein Oheim führte mich darauf in die „Welt," wie man den Trödelmarkt nennt, wo sie einander anlachen, anlügen, anschwärzen, wo man sich den Weibern zu Füßen wirft, um sie desto gründlicher zu verachten. Ich war jung, kurze Zeit blendete mich das Gaukelspiel, bald lernte ich es verabscheuen. Lächerlich erschienen mir die Weiber, elend und jämmerlich die Männer. Mit Stolz und Trotz ging ich durch diese Gesellschaft, und es machte mir eine kindische Freude, gegen ihre Gesetze zu verstoßen und sie verblüfft vor mir zu sehen. In meines Oheims Naturell lag es nicht, mich darin zu hindern. Er ließ mich schalten, und lachte mit mir, wenn ich den Leuten vor den Kopf gestoßen hatte, daß männiglich zu schwindeln glaubte. So trieben wir es ein paar Jahre. Gasparo wußte sich Paris zu Nutze, ich mich den Leuten durch mein hochmüthiges, Alle mißhandelndes Betragen unbegreiflich zu machen. Inzwischen war in Griechenland der Kampf gegen die Türken seit Jahren schon in Scene gegangen. Gasparo hielt nicht viel davon, ja er lachte, wenn die Zeitungen die Nachricht brachten, daß sogar die Klephten aus der Maina sich mit den tapfern Griechen vereinigt hatten. Als aber der Sieg sich von Jahr zu Jahr mehr auf die Seite der Griechen wendete, und eine neue, selbständige Staatsordnung sich in Hellas herzustellen begann, wurde er aufmerksamer. Mich hatte, so jung ich war, dieser Freiheitskampf lebhafter interessirt, und ich frohlockte, als er mir eines Tages erklärte, es sei Zeit für uns, nach Griechenland zu gehen. So erschienen wir auf dem Schauplatze, der inzwischen die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen hatte. Ich nahm den Familiennamen meiner Mutter, und somit den meines Oheims an, denn ich mochte nicht mit einem englischen Namen in meinem Vaterlande auftreten. Gasparo blieb ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer, ich dagegen war mit lebhaft erregter Phantasie bereit, im Kampfe der Männer mitzuhandeln. Denn hier sah ich Thatkraft, sah Begeisterung, sah ein in allen Fibern bewegtes, nach großem Ziele ringendes Leben, in das ich mich mit Freuden stürzte. — Auch dieser Rausch verflog bald. Die Männer mochten Helden sein im Kampfe, im Siege betrugen sich die wenigsten dieser Helden wie vernünftige Wesen. Mein zweiter Oheim Renzo Neri, derselbe, in dessen Landhause wir hier zu Gaste sind, erschien nun auch in den Gesellschaftskreisen, ohne daß er mit seinem Klephtenthum sonderlich abgestochen hätte gegen die Gesinnungen und Manieren der hellenischen Großen. Egoismus, Parteisucht, Umtriebe, Habgier, Mißgunst, Gewalt, verbrecherisches Treiben auf allen Seiten. — Oheim Gasparo starb. Renzo verlangte, daß ich mich verheirathete. Ich hatte mich inzwischen frei gemacht von fremdem Willen, und schickte ihn in die Berge zurück. — Denn mir waren durch einen blonden Fremdling aus Norden, der, von Wenigen ganz verstanden, sich der Neugestaltung Griechenlands gewidmet hatte, ganz neue Anschauungen über die Dinge der Welt und über das Leben aufgegangen. Ich lernte höhere Ziele des menschlichen Strebens und Handelns, reinere Motive kennen, eine Art zu denken und zu empfinden, die mich lebhaft beschäftigte, und mir zum erstenmale den ungeheuren Gegensatz zwischen europäischem Culturleben und unseren Umgebungen aufdeckte. Wo mein Verständniß nicht ausreichte, half meine Phantasie nach. Ich hatte mich als ein Sonderwesen unter den Meinen gefühlt, dieser Deutsche war es noch mehr als ich. Wir schienen in unseren Umgebungen auf einander angewiesen. Allein es stellte sich heraus, daß, während ich sein Wesen zu erkennen strebte, er das meinige verkannte, mit Absicht verkannte, ja mit Mißachtung ablehnte!"

„Arethusa!" rief ich dazwischen. „Sie thun mir Unrecht! Ich habe Sie niemals verkennen wollen, und von Mißachtung gegen Sie war ich immer entfernt! Aber schuldig fühle ich mich dennoch, Ihnen verhehlt zu haben, daß ich Ihren ganzen Werth im Herzen empfand, daß dies Herz lebhafter für Sie schlug, als ich mir gestattete auszusprechen! Die Demüthigung, welche Sie heute über mich verhängen, kann ich Ihnen nur danken, denn sie klärt in meiner Brust zum erstenmale Alles auf, was Ihnen zugehört, und mich für immer an Sie binden wird!" Ich weiß nicht, was ich noch alles hervorgesprudelt hätte, wenn mir das Wort länger geblieben wäre. Denn niemals hatte ich die Bedeutung dieses Weibes stärker

empfunden, nie hatte mich ihre Erscheinung so hingerissen, niemals war mir der Ton ihrer Rede so in die Seele gegangen. Sie hatte meine Phantasie bezaubert, und die Ungewöhnlichkeit meiner Lage kam dazu, mich zu Selbsttäuschungen zu treiben, die zu unseligem Ausgange hätten führen müssen.

„Was soll das, Theophilos?“ unterbrach sie mich, indem sie ihre Augen groß und verweisend auf mich richtete. „Sie werden sich nicht selbst belügen wollen! Ich müßte schlimm von Ihnen denken, wenn Sie zu verspäteten Eröffnungen Ihre Zuflucht nähmen, die jeder wahren Grundlage entbehren. Unsere Wege trennen uns für immer, und nur Aufrichtigkeit kann uns beim Abschiede zu Freunden machen. Ich trage die Kleidung Ihres Geschlechtes, Theophilos, das sagt Ihnen, daß ich nicht als Weib nach Ihren Huldigungen strebe, daß Vergangenes zwischen uns vergangen ist. Wir nehmen Abschied, Theophilos. Für den Gewaltstreich, durch den ich Sie zu einem letzten Gespräche zwang, bitte ich Sie um Verzeihung. Werden Sie meiner mit Achtung, mit Freundschaft gedenken?“

Ich war bewegt, ergriffen. Sie ließ mir ihre Hand, auf die ich meine Lippen preßte. „Sie werden zu den Wenigen in diesem Lande gehören, Arethusa, an die ich mit Stolz, mit Verehrung, mit Bewunderung zurückdenke! Deren Erinnerung meinem Leben ein heiliges Besitzthum bleiben wird! Muß es aber schon heute, schon hier geschieden sein? Kann Ihnen der Freund nicht noch hier in Ihrer Heimath zu Diensten sein? Sie befinden sich in Umgebungen, die unter Ihnen stehen, Ihnen Gefahr drohen können. Lassen Sie mich in Ihrer Nähe bleiben! Lassen Sie uns gemeinsam nach Nauplia, nach Hydra, wohin Sie mögen, zurückkehren!“.

„Sie haben sich Ihren Weg vorgezeichnet, Theophilos,“ sagte sie mit ruhiger Würde, „ich mir den meinigen. Sie sind frei. Leben Sie wohl!“

Arethusa wendete sich ab und trat auf den Balcon hinaus. Ich zögerte noch, zu gehen, denn die Andeutungen Leon's stellten noch irgend ein Ereigniß in Aussicht, wobei meine Hülfe, mindestens meine Gegenwart nöthig sein konnte.

Während ich überlegend im Zimmer stand, öffnete sich die Thür, und Renzo Negri, der Hausherr, trat ein. „Nun, seid Ihr mit Euren diplomatischen Verhandlungen zu Ende?“ rief er. „Wohl! So kann ich die meinigen mit dem Gefangenen beginnen. Wie steht es mit dem Lösegelde, Herr Fremdling? Kannst Du es aus Deinen eigenen Mitteln zahlen, oder wird die Brüderschaft von Pauli für Dich eintreten?“ Er warf sich in die seidenen Kissen des Divans, und winkte mir, Platz zu nehmen.

Ich wußte nicht, was ich hörte. „Lösegeld?“ fragte ich verwundert.

„Nun, natürlich!“ lachte Renzo. „Wir werden uns einen solchen Gefangenen doch nicht umsonst entschlüpfen lassen! Ich denke, fünfzigtausend Piaster sind eine gute Summe. Kannst Du sie selbst auftreiben, oder sollen wir uns an das Klösterlein halten?“

Fünfzigtausend Piaster! Das mußten nach deutschem Gelde etwa zehntausend Thaler sein. Ich schwankte, ob ich mich für zu hoch oder zu niedrig tarirt halten sollte. — „Wenn das Ernst ist,“ begann ich, „so muß ich erklären, daß ich nicht so viel im Besitze habe, und Niemand zumuthen werde, so viel für mich zu zahlen.“

Arethusa war bei dieser, ihr offenbar ganz unerwarteten Wendung meiner Situation rasch näher getreten, und mit zornflammenden Augen rief sie: „Renzo! Bist Du von Sinnen?“

„Nicht doch!“ lachte der Oheim. „Ich bin bei der Sache, und so klar bei Sinnen, als es nöthig ist.“ Er wendete sich wieder zu mir: „Du selbst also könntest das Geld nicht auftreiben?“

„Renzo!“ fuhr Arethusa auf, glühend im Antlitz, von Ingrimm und Empörung sichtbar ergriffen. „Renzo! Ich befehle, daß Du das schmachvolle Ansinnen aufgiebst! Dieser Mann ist frei! Du wirst ihn zu Pferde von einem Diener bis nach derselben Stelle geleiten lassen, wo er gestern überrascht worden ist!“

Renzo erhob sich ein wenig aus seiner bequemen Lage. „Sieh da! Du befiehlst?“ begann er, und sein Ton war schon nicht mehr so leicht und angenehm als zu Anfang. „Vergiß doch nicht, daß ich hier der Hausherr bin, und selber zu befehlen habe! Denkst Du, ich werde Deinen Grillen nachgeben, einen nächtlichen Streifzug um einen Mann anstellen lassen, ohne an meinen Vortheil zu denken? Der Mann ist etwas

werth, ich sollte das Lösegeld weit höher für ihn stellen!"

So schmeichelhaft mir diese Werthschätzung auch sein konnte, so machte sich das Bedenkliche meiner Lage in diesem Augenblicke doch sehr geltend in mir. Es war auf eine Gelderpressung abgesehen, und da ich hier in der Fremde nur über das Nöthigste für meine Bedürfnisse zu verfügen hatte, sah ich voraus, daß ich der Gegenstand unbequemer Verhandlungen mit meinen Freunden werden würde. Denn es lag auf der Hand, daß mein würdiger Gastfreund Renzo Negri nur in stiller Rücksicht auf die Klosterkassen in die Absichten Arethusa's, mich aufzugreifen, eingegangen war.

Auf Arethusa schien dieser Blick in die Verkettung der Umstände den furchtbarsten Eindruck zu machen. Angst und Entsetzen im Antlitz, sah sie mich forschend an. „Theophilos!" rief sie: „Wenn nur ein Funke von Verdacht in Ihnen lebte, ich selbst hätte mit diesen niedrigen Absichten etwas zu thun — es wäre schauderhaft — ich müßte dieser Schmach erliegen! Aber nein, nein! Es ist ja nicht möglich! Ich will es nicht denken!" — Und schnell auf Renzo zuschreitend, die Faust in wildem Ingrimm ballend, mit dem Ausdruck glühendster Empörung, fuhr sie fort: „Nichtswürdiger! Du rufst Dein eigenes Verderben über Dich, wenn Du meinem Befehle nicht gehorchest! Fürchte meine Macht — ich könnte sie gegen Dich gebrauchen! Laß diesen Mann frei, gebiete ich Dir, Elender! Ich will nicht, daß noch ein Wort über Dein schmachvolles Ansinnen verloren werde!"

Renzo erhob sich mit anscheinender Ruhe, aber ich sah, wie die Wuth auch in seinem Gesichte anschwoll, und erwartete einen nicht minder wilden Ausbruch von seiner Seite. Eine Weile maßen sich die beiden zürnenden Gegner, wie ein paar ergrimmte Tiger, mit erwartungsvollen Kampfesblicken. Plötzlich aber brach Renzo in ein schallendes Gelächter aus, und rief: „Nein, es lohnt sich nicht, gegen Deine Drohungen aufzufahren, thörichtes Weib! Deine eingebildete Macht soll mich in meinen Geschäften nicht stören. Und jetzt rathe ich Dir, unterbrich mich nicht noch einmal!"

Arethusa sah mich mit einem unsäglich flehenden Blicke an, sank dann in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ich gab ihr die Versicherung, daß ich sie durchaus nicht an den Absichten ihres Oheims betheiligt glaubte. Trotzdem sprang sie auf, mit dem Ausdruck völliger Verzweiflung, in den sich doch die Auflehnung ihres ganzen Stolzes mischte, trat mit untergeschlagenen Armen hinaus auf den Balcon, und blickte in die Weite, als ob sie von daher eine Rettung erwarte.

„Laß uns als Männer unser Geschäft fortsetzen!" begann Renzo wieder, nachdem er es sich auf dem Divan bequem gemacht hatte. „Sieh, ich hätte von der Regierung in Nauplia ein doppelt so schweres Lösegeld für Dich verlangen können, und es ist recht schade, daß ich Dich, mein Lieber, nicht vor sechs Monaten schon gekriegt habe! Damals wären mir hunderttausend Piaster für Dich sicher gewesen!"

Ich mußte lachen über das naive Geständniß meines freundlichen Räuberhauptmanns.

„Ja, wahrhaftig! Hunderttausend Piaster!" lachte auch er. „Denn Du warst dem damaligen Vertreter der Staatsregierung ein wichtiger Mann. Daß ich, in dieser Entfernung, nördlich vom Athos, nichts von den griechischen Waffen zu fürchten habe, siehst Du wohl ein. Jetzt ist das Alles in Nauplia anders geworden, der Staat wird sich nicht viel um Dich kümmern, die Kasse hat sich geleert — ich habe genaue Kunde davon — überdies bist Du ein Fremder, und stehst nicht mehr in dem politischen Werthe, wie unter Kapodistria. Also, mein Lieber, halten wir uns an Deine Klosterfreunde in Paulu. Die faulen Canaillen sitzen warm in der Wolle und haben viel Geld. Du bist ihnen werth, sie werden sich Deine Befreiung Etwas kosten lassen. Uebrigens habe ich den Preis so wohlfeil gestellt, daß es eigentlich eine Beleidigung für Dich ist. Nun, nimm mir's nicht übel! Vielleicht kann ich ihn bei einer besseren Gelegenheit verdoppeln! Diesmal aber schreibe nur ganz freundschaftlich an Deine Leute und beauftrage sie, das Geld zu schicken. Die weitere Vermittlung übernehme ich dann selbst. Aber schreibe sogleich! Denn in einer Viertelstunde brechen wir von hier auf und ziehen uns tiefer in die Berge zurück. Dein Brief muß vorher auf den Weg geschickt werden."

Arethusa machte bei der Mittheilung, daß der Ort verlassen werden solle, eine Bewegung und warf einen Blick in's Zimmer. Ich aber entgegnete meinem Gastfreunde: „Diesen Brief werde ich nicht schreiben! Meine Freunde in Pauln sollen durch mich keine Einbuße erleiden. Mache mit mir, was Du willst! Nimm mein Leben, wenn Du Lust hast! Ein anderes Lösegeld werde ich nicht für mich gestatten!"

„Wozu ereiferst Du Dich?" sagte Renzo. „Dein Leben? Was kann mir daran gelegen sein? Ich wünsche es Dir so lang und angenehm, als die Parcen es irgend spinnen wollen! Nein, mein Lieber, nach Deinem Blute lechze ich nicht! Es handelt sich nur um baares Geld. Also sträube Dich nicht länger und schreibe! Es bleibt Dir keine Wahl." Er ging zur Thür, rief nach Dinte und Feder, und zugleich nach Wein.

In diesem Augenblicke fielen in einiger Entfernung zwei Schüsse kurz hintereinander. Renzo stutzte und ging hinaus. Arethusa zuckte zusammen, und beugte sich über den Balcon nach der Richtung, woher die Schüsse zu kommen schienen. Sie konnte nichts wahrnehmen, da der Balcon nach der Meeresseite hinausragte, und kam zurück in's Zimmer. Mir aber traten halb in Hoffnung, halb in Befürchtung, die Worte über die Lippen: „Da kommt Leon!"

„Leon?" rief Arethusa hastig. „Weshalb vermuthen Sie das?"

„Weil er mir Andeutungen machte, auf fremde Pläne hinwies, die er zu vernichten beabsichtige, weil er sich selbst zu irgend einem umfassenderen Anschlage gerüstet erklärte."

„Es könnte sein," sagte Arethusa mit unstäten Blicken, als schwankte sie zwischen verschiedenen Entschlüssen. „Mindestens sind Sie aus Renzo's Händen befreit. Horch! Es scheint Ernst zu werden!"

Erneute Schüsse wurden laut, und ein lärmender Tumult erhob sich im Hause.

„Ist das Haus im Stande, einem ernsten Angriffe lange Widerstand zu leisten?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht!" entgegnete sie, indem sie auf die Thür, durch welche Renzo gegangen, zuschritt und den Riegel von innen zuschob. „Benutzen wir auch die kleinste Wehr, die uns vor etwaigen Verfolgern schützen kann. Die andere Thür dort führt in den Hof hinab. Rasch, folgen Sie mir!"

Wir eilten eine Stiege hinunter, sahen, wie einige Männer in wilder Unordnung hin- und herliefen. Arethusa winkte einem Alten, der sogleich davoneilte und ihr Pferd herbeiführte. „Leben Sie wohl, Theophilos!" rief sie, indem sie mir die Hand entgegenstreckte. „Ich bin furchtbar gestraft! Meine Selbstüberhebung hat sich an mir gerächt. Leben Sie wohl!"

Die schöne Gestalt schien innerlich gebrochen. Der schmerzliche Zug in ihrem Antlitz, der bebende Ton ihrer Stimme gingen mir in die Seele, und übten eine hinreißende Gewalt über mich. So hatte ich sie nie gesehen. Nicht nur ihre Hand hielt ich fest, mein Arm schlang sich um ihren Leib, sie widerstrebte nicht, und im nächsten Moment hatten sich unsere Lippen gefunden, und wir standen in leidenschaftlich hingegebener Umarmung, der Verwirrung um uns her vergessend. Ein jauchzender Lebensruf auf schwankendem Brette über dem Abgrunde, der um uns her drohte! Arethusa riß sich los, wendete ihr Gesicht von mir, und saß im Nu zu Pferde. Kein Blick von ihr suchte mich mehr. Sie sprengte mit ihrem Diener aus dem Hofthore.

Sollte ich zurückbleiben? Ein unwiderstehliches Gefühl drängte mich, ihr zu folgen. Ich stieß den Knecht bei Seite, der eben Renzo's Pferd aus dem Stalle riß, schwang mich in den Sattel, und jagte in sausendem Galopp der Entfliehenden nach. Bald mußte ich sie erreicht haben, da strauchelte mein Pferd, stürzte und riß mich mit zu Boden. Als ich wieder auf die Füße kam, hatte der Wald sie aufgenommen und verhüllte ihre Flucht. — Im Innersten ergriffen, blickte ich nach der Richtung, wo sie mir entschwunden war. Ein Glanzgestirn, das mich bis heute nur verwirrt und dem ich mich entzogen, hatte plötzlich in vollster Glorie durch meine Seele geleuchtet, mir einen Moment unnennbaren Glückes geschenkt, ein Glück, dessen Fülle ich nicht geahnt, um ebenso schnell zu entfliehen und mich in schmerzlicher Sehnsucht zurückzulassen. Und ich fühlte zugleich, daß dieses Glück niemals wiederkehren werde, daß es mir einen einzigen berauschenden Zaubertrunk aus seiner Schale geschenkt, zu langer Entbehrung, zu langem Weh! Auf den Rasen am Waldesrande niedersinkend ver-

gaß ich die äußere Verwirrung der Stunde. Mein Pferd hinkte langsam fort, und suchte sich den Rückweg. Schüsse knallten rascher aufeinander, wildes Geschrei machte sich aus der Entfernung vernehmbar. Einzelne Reiter jagten in wilder Flucht an mir vorüber, dem Walde zu. Was ging mich das wüste, tolle Treiben in dieser Stunde an? — Lange Zeit mochte vergangen sein, als ich mich erhob. Es war still geworden. Flammen und Rauch stiegen an der Stelle empor, wo Arethusa von mir Abschied genommen. —

Ich erzähle den Zusammenhang der Ereignisse seit meiner Gefangennahme, wie ich ihn später erfahren habe. Durch den Mohren Diamantios, der, im Gesträuch lauernd, das Herannahen von Reitern beobachtet hatte, war meine Wegführung bekannt geworden. Leon eilte nach Karyais, wo er die Schutzwache des Mönchstaates, jene fünfzig Phylakes, im Einverständniß mit ihrer Behörde, bereits gewonnen hatte, um sie gegen eine Klephtenhorde zu gebrauchen, die sich im Norden drohend zu machen anfing. Aber nicht den Klephten galt der Zug, auch meiner Befreiung nur mittelbar. Arethusa war es, die als Beute den wilden Jüngling zum Kampfe fortriß. — Das Haus, wohin man mich gebracht hatte, war ohne jede eigentliche Befestigung, selbst der alte Türkenthurm, den man zum Mittelpunkte für die neueren Baulichkeiten gewählt, hatte keine Bedeutung. Renzo Negri, der Stammeshäuptling, lebte zu Zeiten hier wie ein anderer Besitzer eines Landhauses, wenn auch mit weniger harmlosen Absichten. Man kannte ihn in der Gegend, man wußte auch, daß ihm das Haus gehöre, daß zweideutige Gäste und Boten von der Seeseite hierher kamen, und mancherlei hier geplant wurde, man wußte es, und drückte in stiller Scheu die Augen zu. Renzo hatte daher kaum nöthig sich zu befestigen oder mit starker Leibwache zu umgeben. Doch war bei dem letzten, mir geltenden Streifzuge nicht verfehlt worden, Posten auszustellen, welche durch Signalschüsse das Herannahen der wohlbekannten Truppe von Karyais verkündeten. Sie war stark überlegen, und so hatte die Mehrzahl meiner Entführer es vorgezogen, sich durch die Flucht in ihre Berge zu retten. Doch war es nicht ohne blutigen Kampf abgegangen.

Als ich mich dem Platze näherte, sah ich, abseits von der Brandstätte, wo die Flammen aus dem Schutt noch zum Thurme emporleckten, eine lebhaft bewegte Gruppe. Die Phylakes waren abgesessen und schienen in Berathung zu stehen. Zwischen ihnen bewegten sich dunkle Gestalten hin und her, in welchen ich Klosterbrüder vermuthen mußte. Und wirklich waren es deren, sogar aus Pauln, woher sich eine Anzahl jüngerer Mönche auf die schnell verbreitete Nachricht meiner Gefangennehmung auf den Weg gemacht hatten, um Alles an meine Befreiung zu setzen. Da man mich hier nicht gefunden, fürchtete man, daß Renzo Negri mich auf der Flucht mit in das Gebirge geschleppt. Denn diesen hatte die zuverlässige Leibwache der Klosterrepublik durchschlüpfen lassen, sei es in Erinnerung alter Gemeinsamkeit, sei es in dem Wunsche, es für die Zukunft mit ihm nicht zu verderben. Eulogios, unter dessen Führung die Freunde aus Pauln gekommen waren, verlangte, daß den Räubern nachgesetzt werde, während die Albanesen, ihres eigentlichen Anführers beraubt, es nicht an Gründen fehlen ließen, die Verfolgung als unthunlich darzustellen. Die Unterhandlung drohte eben stürmisch zu werden, als ich bei der Gruppe erschien, und dadurch Alle aus der Verlegenheit riß. Die Freude meines Eulogios und seiner Genossen war ungeheuchelt, und ich konnte den wackeren Klosterbrüdern von Herzen danken.

Da erscholl ein lauter Schmerzensschrei, und mit Jammer und Thränen stürzte der Mohr Diamantios auf mich zu, und riß mich fort zu der Stelle, wo man die im Kampfe Gefallenen niedergelegt hatte. Es waren einige von den Klephten, und ihnen gesellt — von tiefem Schmerze stand auch ich ergriffen — die Leiche Leon's! Laut schluchzend warf sich Diamantios über seinen todten Herrn. Ich kniete nieder und sah in das entseelte Antlitz des schönen Jünglings. So hatte er enden müssen, nicht im Streite für das Vaterland, nein im Kampfe wilder Leidenschaft, im Kampfe für seine persönlichen glühenden Wünsche. Ich brauchte nicht mit schwerem Gewissen zu klagen, daß er um meinetwillen gestorben, ich war ihm nur ein Vorwand für seine Rachegluth, für die verzehrende Flamme, die ihn zur Gewaltthat aufstachelte. Aber weh war mir doch um's Herz, daß so viel

jugendliche Kraft, so viel feuriges Leben, so viel Schönheit zu Grunde gehen mußte an der Unbändigkeit, die sich gegen inneres und äußeres Gesetz auflehnte; zu Grunde gehen mußte, nutzlos, abenteuerlich, gestürzt durch eigene verwerfliche Zwecke, gefangen und vernichtet durch die Schlinge, die er dem Gegenstande seiner Leidenschaft hatte bereiten wollen.

Doch von diesem inneren Zusammenhange wußte außer Eulogios wohl ich nur allein. Die Uebrigen, welche um uns standen, beklagten ihn als einen für die heilige Kirche Gefallenen, denn er war den Waffen der Klephten, war den Feinden der Athosklöster erlegen. Seine Leiche sollte daher in Zografu, dem nächsten der Klöster, feierlich beigesetzt werden. Eulogios mochte nichts dagegen haben. Man legte sie auf eine Bahre von Baumzweigen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran die Mönche, darauf, von den vier Jüngsten getragen, die Hülle Leon's, gefolgt von dem unablässig jammernden Diamantios, Eulogios und mir. Die Phylakes bildeten die Nachhut.

Während wir dahinschritten, begann Eulogios: „Es ist nicht nur der eine Jüngling, der uns zu denken giebt. Weißt Du, wo Cyrill geblieben?"

Ich erschrak. „Cyrill? Ist er nicht in Pauln?" fragte ich.

„Ich vermuthete, daß er nicht mit Dir in gleiche Gefahr gerathen, wie man in Pauln annahm, ich vermuthete auch, daß Du kaum um sein Verbleiben wissen würdest, obgleich wir Euch beide an demselben Morgen vermißten. Cyrill ist verschwunden."

„Verschwunden?" rief ich. „Er kann wiederkommen! Er ist vielleicht auf seine eigene Hand ausgezogen, mich zu suchen!" Ich glaubte doch nicht eigentlich an meinen Einwurf, während ich ihn noch aussprach. Denn nichts wäre natürlicher gewesen, als daß sich Cyrill, bei seiner Anhänglichkeit an mich, dem Zuge der Uebrigen angeschlossen hätte, wenn er mich aufsuchen wollte. Er mußte also von meiner Gefangennahme nichts gehört haben, mußte eher verschwunden sein, als die Kunde davon nach Pauln gekommen. Eulogios war derselben Ansicht. Ich gestehe, daß mich die Sorge um den Knaben mehr beschäftigte, als die Trauer um den Jüngling, dessen Leiche wir folgten. Denn der Lebende war mir sehr werth geworden, ich hatte auf sein Gemüth und seinen Geist einen Einfluß geübt, und fühlte eine gewisse Verantwortung für ihn, der gegenüber mein Gewissen mich nicht ganz freisprach. Ich konnte diesen Gedanken nicht verschweigen, doch sah ich, daß Eulogios vorerst noch nicht darauf eingehen mochte. „Beruhige Dich, und — warten wir ab!" sagte er, das Gespräch darüber beendigend. —

Unter feierlichem Grabgesang näherte sich unser Zug dem Kloster Zografu. Allein, vor dem Portale angelangt, wurden wir durch eine unheimliche Erscheinung zum Stehen gebracht. Denn von einem Steinsitze neben der Pforte erhob sich vor uns die graue, hagere Gestalt Gordian's, des Weltüberwinders aus der Felsenwüste, und wehrte mit aufgehobenen Armen den Einzug in das Kloster. „Nicht hier hinein," rief er. „In die Skitis gehört die Leiche des entlaufenen Büßers! Die Schaar der Geweihten verlangt ihr Recht! Dort oben auf den Felsen sei sein Grab! Doch nicht in geweihtem Boden, sondern abseits vom Wege, auf dürrer Haide, den Geiern des Gebirges zur Beute, den Frommen ein Gräuel!"

Die Mönche, halb von Entsetzen ergriffen, halb in scheuer Ehrfurcht vor der Autorität des Heiligen, setzten die Bahre nieder und standen rathlos. Eulogios trat vor, um mit Gordian zu unterhandeln. Er verschwendete die Worte. Der Alte blieb bei der Forderung, daß Leon's Körper geradeswegs nach der Skitis geschafft werde, und nicht in feierlichem Zuge, sondern schmachvoll, wie es dem Ungehorsamen gebühre. Vergeblich war es, daß Eulogios einwendete, der Jüngling sei nicht freiwillig in die Skitis gekommen, habe kein Gelübde abgelegt, sei nur von ihm selbst für eine kurze Zeit der Buße dorthin gebracht worden; vergeblich Alles — Gordian bestand mit unbeugsamem Starrsinn auf seiner Forderung.

Inzwischen war die Brüderschaft von Zografu, ihren Abt an der Spitze, herbeigekommen. Eine merkwürdige Scene entwickelte sich. Im Portale des Klosters stand der Abt mit den Seinen, bereit die Hülle des Streiters für die Sache des heiligen Berges aufzunehmen; vor dem Portale standen wir mit der Bahre. Zwischen beiden Zügen, abwehrend nach beiden Sei-

ten, die erzürnte Gestalt des Einsiedlers, pochend auf das Recht seiner Büßergemeinde, furchtbare Drohungen ausstoßend, in immer wachsendem Zorne. Allein die Verhandlung sollte sich nicht zu seinen Gunsten entscheiden. Eulogios und der Abt verständigten sich darüber, daß die Skitis kein Recht auf den Gefallenen habe, daß ihm ein ehrenvolles Begräbniß gebühre, und daß das Kloster Zografu ihn zur Bestattung aufnehmen werde. Da erhob sich die Gestalt des gewaltigen Bußrichters noch einmal in ganzer Höhe, im Antlitz dämonische Wuth, zitternd an allen Gliedern; er schien einen Fluch ausstoßen zu wollen. Allein die übermäßige Anstrengung hatte die Kraft des Neunzigjährigen erschöpft. Die Sprache versagte ihm, die Augen quollen hervor, ein Zucken ging durch seinen Leib, und im Todeskrampfe sank er zu Boden.

Ich mußte mich abwenden, ein Schauder ging mir durch Leib und Seele. So, von starrem Schweigen ergriffen, standen auch die Mönche. Lautlos wurde darauf die Leiche Leon's in das Kloster getragen. Die irdische Hülle des Heiligen brachte man in dieselbe Zelle. —

Ermattet von den Wanderungen und Aufregungen des Tages, mußten wir die Nacht in Zografu verweilen. Ich hatte keine Ruhe, bis zum Leichenbegängniß daselbst auszuharren. Die Sorge um Cyrill trieb mich am andern Morgen mit den Brüdern nach Paulu zurück. — Hier hatte man erwartet, der Knabe werde in unserer Gesellschaft wiedererscheinen, und die getäuschte Erwartung gab zu vielfachen Vermuthungen Veranlassung. — Meine Verlegenheit der gesammten Brüderschaft gegenüber sollte aber am folgenden Tage noch wachsen.

Eulogios, der, im Begriff zur Kirche zu gehen, mir begegnete, überreichte mir einen offenen Brief. „Lies!“ sagte er. „Er kommt von Cyrill. Der Inhalt bleibt vorerst unser Beider Geheimniß. Ein Fischer aus dem Hafen hat das Blatt gebracht. Er hatte von Cyrill den Auftrag, es erst in drei Tagen abzugeben. Wir sprechen darüber nach Beendigung der Liturgie.“ — Ich eilte in meine Zelle und las:

„Mein Oheim Eulogios! Wenn Du diese Worte liesest, bin ich weit weg vom Athos und den Mauern von Paulu. Ich verlasse das Kloster, um nicht zurückzukehren. Welcher Mönch vom heiligen Berge entflieht, gehört sich selbst an, und weder eine weltliche noch eine geistliche Macht rührt die Hand, um ihn zurückzubringen. So weit sind wir frei — ich weiß es aus Deinem eigenen Munde. Diese Freiheit benutze ich, um mein Leben vor der Lüge zu retten. Denn im Herzen habe ich still erwogen, daß ich für das Kloster nicht passe, und die Gelübde nicht ablegen kann. All mein Leben will mit Macht in die Welt hinaus, um zu lernen und zu arbeiten. Denn ich bin ein Grieche und habe ein Vaterland. Dies im Geiste erkennend, sage ich mir: das Vaterland braucht Männer, um mit klugem Sinne zu wirken, nicht Büßer und Klosterbrüder, an denen gar kein Mangel ist. Was ich will, weiß ich seit lange, und thue was ich muß. Solange unser Freund Theophilos zum Besuche bei uns war, hielt auch ich es im Kloster aus, denn ich konnte von ihm lernen. Als er mir sagte, daß er in seine Heimath zurückgehen wolle, erschrak ich, und mir graute vor der Einsamkeit, in der ich bleiben sollte. Eine Ahnung sprach zu mir, er werde gleich auf der Stelle fortgehen, und ich fühlte, daß er mich nicht auffordern konnte, ihm zu folgen, obgleich ich weiß, daß er mich nicht von sich weisen wird, wenn ich ihm draußen begegne. Meine Unruhe stieg, ich hielt es nicht in der Liturgie, nicht in der Zelle aus. Heimlich setzte ich mich in eine dunkle Ecke des Hofes nieder, horchte die ganze Nacht auf jedes Geräusch, denn immer redete die Furcht in meinem Gemüthe: Theophilos nimmt die Flucht, und läßt dich hier allein! Aber der Schlaf überwältigte mich dennoch. Im Morgengrauen erwache ich von einem Geräusch. Die Pforte geht — ich seh' es deutlich — Theophilos schreitet hinaus, und das Schloß fällt hinter ihm zu! Ich hätte aufschreien mögen, ich war allein, von dem einzigen Helfer verlassen! Aber ich faßte mich. Ich war auf mich selbst angewiesen, mußte meinen Plan machen, ohne Jemand eine Verantwortung meiner Flucht zu geben, und es war gut so. Und nun bin ich fertig. Ich habe mir durch Arbeit in meinen Mußestunden Etwas erspart, damit denke ich ein Stück Weges vorwärts zu kommen. Ich reise nach Triest, denn Theophilos wollte dahin den Weg nehmen. Er ist

erst heute in der Frühe fort, ich hoffe ihn noch einzuholen. Finde ich ihn aber nicht mehr, so wird Gott mir weiter helfen. Ich bettle mich durch Deutschland — denn ein Weniges von der Sprache seiner Heimath hat er mich gelehrt — und suche nach der Stadt zu kommen, wo seine Familie wohnt. Finde ich ihn da, so vertraue ich ihm mein Leben, werde daraus was da wolle! Finde ich ihn noch nicht, so bringe ich seiner Schwester Grüße von ihm, und sage, daß er kommen werde, und daß er mein Freund sei, der einzige Freund, den ich auf Erden habe, und die Menschen dort werden mich nicht von sich stoßen, denn sie sind gut und freundlich, wie Theophilos sagt. Da will ich warten, bis er kommt. — Du wirst mir zürnen, mein Oheim Eulogios! Aber ist es nicht besser, zu gehen bei Zeiten, als ein Leben voll Elend, Lüge und Heuchelei durchmachen? Wenn ich etwas gelernt habe, und wiederkehre, und etwas Tüchtiges für mein Vaterland leisten kann, dann wirst Du mir nicht mehr zürnen. So leb wohl, Eulogios, und habe Dank für alle Güte, die Du mir immer gewährt!"

Das war Cyrill's Abschied vom Kloster. Es lag auf der Hand, er hatte meine Entfernung in jener frühen Tagesstunde, die ich nur gewählt, um Aufsehen zu vermeiden, für eine Flucht gehalten, ohne sich Rechenschaft zu geben, ob ich wohl nöthig hatte zu entfliehen, ohne Abschied Pauly zu verlassen. So war er davon gegangen in dem Wahne mir zu folgen. Ich fühlte mich bewegt und gerührt durch das Vertrauen dieses jungen Herzens, selbst durch die naiven Ansprüche, die seine Unerfahrenheit an meine Sorge für seine Zukunft machte. Ich wollte sie gern übernehmen, denn ich hatte noch für Niemand zu sorgen, und meines Schwagers Brief stellte mir eine gesicherte Lebenslage in Aussicht. Allein wie werden meine Gastfreunde zu Paulu urtheilen, dachte ich, wenn sie erfahren, daß ich ihnen ein Glied ihres Ordens entfremdet, ja verlockt habe? Denn mein war doch die Schuld, der Brief sprach meine Verantwortung klar aus. Und was wird Eulogios sagen? — Ich ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder, griff dies und jenes an, und ertappte mich selbst darüber, daß — ich einzupacken begann.

Eulogios trat ein, und konnte über meine Beschäftigung nicht im Zweifel sein. „Bist Du schon dabei?" begann er mit Ruhe. „Es ist auch wohl am besten so."

„Wie muß ich vor Dir stehen, Eulogios!" rief ich ihm entgegen.

„Laß das gut sein!" fuhr er fort. „Ich bin fast zufrieden, daß es so kam, denn — es hätte schlimmer kommen können! Nimm den Knaben in Deine Obhut, und suche Etwas aus ihm zu machen. Er ist gut, unschuldig, bildsam, aber er ist auch phantastisch und erregbar. Für das Kloster ist es kein Verlust, wenn er geht. Ob es für ihn und für die Welt ein Gewinn ist, das muß abgewartet werden. Allein, daß wir es mit einem Novizen auch in der Lebenskenntniß zu thun haben, zeigt sein Brief, der Dir die ganze Last seiner Erziehung und Zukunft aufbürdet. Das soll nicht sein. Es stehen mir Mittel zu Gebote, für ihn zu sorgen. Ich kann Dir gleich eine Summe mitgeben, die seine Bedürfnisse für die erste Zeit decken wird. Nachher will ich mit Cyrill's Vater verhandeln, der sich, denke ich, willig finden lassen wird, wenn ich ihm die Sache darstelle. Hier im Kloster bleibe Alles noch Geheimniß und die Entwicklung mir überlassen. Du aber reise, Theophilos, reise schon morgen. Vielleicht triffst Du den Knaben noch unterwegs, und kannst ihn vor Irrungen behüten, welchen seine Unerfahrenheit überall ausgesetzt ist."

So nahm ich denn Abschied von meinem wackern Eulogios, Abschied von den Brüdern zu Paulu, Abschied vom heiligen Berge, auf dem meine Philhellenenfahrt nach zehn Jahren ein so abenteuerliches Ende gefunden hatte. Am andern Morgen war ich auf hoher See. Mächtig, im Glanze seiner Schneekrone, ragte der Gipfel des Athos in die blaue Luft. Ich winkte ihm meine letzten Grüße. Und als mir die Umrisse des Gebirges verschwammen, ging Alles an mir vorüber wie ein lebhafter Traum, und die Gedanken an das Vaterland und die Meinen sprachen lauter zu mir, und riefen mich in eine ganz veränderte Wirklichkeit.

Aber eine Gestalt trat doch immer wieder vor meine Seele, ergreifend, fragwürdig, mich in Räthsel verstrickend — die Gestalt Arethusa's. Nicht verleugnen konnt' ich's vor mir selbst, daß sie sich an mir gerächt, daß sie in der Stunde des Abschieds ihr schönes Bild tiefer in mein Herz gedrückt

hatte, als ich es für möglich gehalten. Ein unendliches Weh um sie ergriff mich, und begleitete mich noch lange. Wie ich sie zuletzt auf ihrem Rosse dahinsprengen gesehen in unbekannte Ferne, so wollte sie selbst von mir geschieden sein, und die Vernunft sagte mir, daß es so sein mußte. Doch wollte mit dieser Erkenntniß nicht zugleich die Ruhe über mein Gemüth kommen. Was wird mit ihr? Wie wird ihr Geschick sich wenden? So fragte ich wieder und wieder. — Es sollte lange Jahre dauern, ehe ich wieder von ihr erfuhr. —

Mein Schiff lief in den Hafen von Triest ein, die Sorge um Cyrill trat in die erste Reihe. Noch stehe ich und verhandle mit Lastträgern über mein Gepäck, da höre ich den Jubelschrei: Theophilos! und ein Jüngling in moderner europäischer Tracht stürzt mit Thränen der Freude an meine Brust, um mich stürmisch zu umarmen. Es war Cyrill. Aber wer hätte ihn wiedererkannt? Das weltliche Kleid hatte einen ganz prächtigen Jungen aus ihm gemacht, dem bald auch das Lebensglück in heller Freude aus den Augen blitzte. Denn daß seine Angelegenheit zu Paulu sich so günstig wenden würde, wie ich ihm erzählen konnte, ging über seine Erwartung, ließ ihn das Vergangene jetzt vergangen sein, um alle Seligkeit neugeborener Jugendhoffnungen in ihm aufblühen zu machen. In all der Aufregung des Glückes erzählte er mir dann, wie es gekommen, daß ich ihn noch in Triest getroffen. Schon bei der Abfahrt aus dem kleinen Hafen von Paulu hatte er von den Schiffern erfahren, daß ich den Athos gar nicht verlassen, sondern in der Frühe auf dem Wege landeinwärts gesehen worden sei. Cyrill erschrak, aber er schwamm einmal auf den Wellen, sein Brief war zur Bestellung übergeben, die Flucht beschlossen. So wollte er meiner in Triest harren. Hier war sein Erstes, das Mönchskleid für ein weltliches einzutauschen, und so hatte er Tag für Tag am Hafen meiner geharrt, in der Hoffnung, daß ein Schiff mich doch endlich bringen müsse. Es war die höchste Zeit, daß ich kam, denn seine Ersparnisse waren zu Ende, und er hatte bereits harte Fasttage halten müssen, wie er sie selbst zu Paulu nicht gewöhnt gewesen.

Nach einigen Tagen der Erholung, während welcher ich den Meinigen meine Rückkehr, zugleich mit dem hellenischen Jünger, ankündigte, rüsteten wir uns zur Reise nach Deutschland.

Und welch ein Empfang ward mir daheim! Wie viel Freude nach langer Entbehrung! Meinem Gefährten standen die Thränen in den Augen bei Scenen, die ihm bis dahin fremd waren, die er aber doch mit innerlichst eigenem Bedürfniß verstand. — Der schöne junge Grieche machte, wie sich denken läßt, in meiner Familie großen Eindruck, und es bedurfte kaum seiner romantischen Vergangenheit, um ihn auch in anderen Kreisen interessant zu machen. Meine Schwester nahm ihn sogleich als Mutter in ihre Obhut, und ihre Kinder waren schnell vertraut mit ihm. Seine Unbefangenheit und kindliche Neugier, mit der er all das Fremde der neuen Umgebung aufnahm, die Wißbegierde und Verwunderung, die er täglich zeigte, und sich doch jedes Neue willfährig und strebsam zu eigen zu machen suchte, vor Allem seine Liebenswürdigkeit und ein poetischer Hauch des Ungewöhnlichen machten ihn zum allgemeinen Liebling. — Ich unterrichtete ihn anfangs, ließ ihn dann die deutsche Schulbildung auf einem Gymnasium durchmachen, und nach einigen Jahren bezogen wir gemeinsam die Universität. Ich als Lehrer — denn man hatte mir einen Lehrstuhl angeboten — er als Student. Er blieb der Unsere lange Jahre, und mit mir und meiner Schwester in brieflichem Verkehr, auch nachdem er in sein Vaterland zurückgegangen, und später in Athen an die Universität berufen, die gründlichen Kenntnisse verwerthete, die er in Deutschland gewonnen hatte.

Als er uns verließ, konnte ich mir nicht versagen, ihm den Auftrag mitzugeben, dem Geschicke Arethusa's nachzuforschen. Seine Briefe wußten anfangs nichts von ihr zu sagen. Dann kam die Nachricht, daß Arethusa ihre Hand einem russischen Fürsten gereicht, und mit ihm in Paris lebe. Und wieder nach einiger Zeit hieß es, daß die Fürstin P. Wittwe geworden und auf der Insel Hydra ihren Wohnsitz genommen habe. Cyrill machte ihre persönliche Bekanntschaft, und schrieb sehr erbaut von der noch immer sehr schönen, vornehmen Dame, welche auf ihrem Landsitze ganz der Kunst und Wissenschaft lebe, und die Dichter des griechischen Alterthums

mit Vorliebe lese. Er habe, da Hydra nicht gar weit von Athen liegt, sie schon ein paarmal besucht, und Beide sprächen viel und gern von ihrem Freunde im fernen Norden.

Zehn Jahre waren vergangen, seit ich dem Athos, drei Jahre, seit Cyrill dem deutschen Boden Lebewohl gesagt hatte. Da schrieb er mir, er müsse wieder einmal sehen, wie es bei uns stehe, bei denen er seine zweite Heimath gefunden. Er kam, und wurde mit alter Liebe empfangen. Als er mit mir allein war, zog er ein Päckchen aus seinem Koffer. Das sende mir die Fürstin P. mit einem freundlichen Gruße. Vergangener Zeiten mit Bewegung gedenkend, öffnete ich und betrachtete den Inhalt. Es war ein Immortellenkranz vom Athos.

Zur Geschichte der Glocken.

Von

August Vogel.

Wenngleich die Kunst des Metallgusses, welche in neuerer Zeit eine so hohe Stufe der Entwicklung wieder erreicht hat, des Künstlers flüchtige Gedanken in bleibenden Formen verewigt, so liegt doch kaum in irgend einem plastischen Kunstwerke so tief poetischer Sinn, wie ehrwürdiger Volksglaube den Glocken von jeher angedeihen ließ. Nicht Schwingung todten Erzes ist der Ton der Glocke, „bald frohlockend, bald klagend, bald stürmend, bald zagend," eine deutungsvolle Stimme, die gleichsam selbst belebt an den Ereignissen des Menschen- und Völkerlebens eigenthümlichen, geheimnißvollen Antheil nimmt. Namentlich in den mittelalterlichen Localsagen nehmen die Glocken eine wichtige und merkwürdige Stelle ein. So hat denn auch die Glocke schon Veranlassung gegeben zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Poesie, unter welchen nur Schiller's „Lied von der Glocke" und Goethe's „wandelnde Glocke" hier erwähnt werden mag.

Die mit mancherlei märchenhaften Zügen ausgeschmückten Erzählungen vieler Ortschroniken berichten von der Heimathsliebe der Glocken, von dem Tönen versunkener Glocken zu gewissen Zeiten, von der Wirkung geweihter Glocken gegen Hagel und Unwetter, gegen Schlangen und Gespenster; Ketzer und Ungläubige, vom Satan Besessene können den reinen Klang des Erzes nicht vertragen und noch in neuerer Zeit beklagte sich ein unbekehrter Kellergeist bei einer von Kerner's Geisterseherinnen, „daß er bei dem ihm widrigen Glockenläuten sich immer tief in die Erde flüchten müsse." Die Glocken erweisen sich auch dadurch als übernatürliche Wesen oder doch als Organe höherer Mächte, daß sie, wie uns „verbürgte Beispiele" berichten, zu Zeiten ohne alles menschliche Zuthun von selbst, aber doch mit eigenthümlich verändertem Ton, läuten, was gewöhnlich einen bald darauf erfolgenden Todesfall oder überhaupt öffentliches Unheil vorbedeutet. Besonders häufig finden sich in Klöstern, namentlich der Benedictiner und Dominicaner, Todtenglocken, welche durch freiwilliges Läuten den nahe bevorstehenden Hintritt eines der Bewohner vorhersagen. Nicht immer ist jedoch das freiwillige Läuten der Glocken ein prophetisches; es findet auch statt, zuweilen als Ehrenbezeigung, zuweilen in Vertretung des öffentlichen Gewissens, zur Abstellung und Verhütung von Unrecht; ebenso schweigen die Glocken eigenmächtig, wenn unberechtigtes Läuten versucht wird, z. B. während des Interdicts oder wenn es gestohlene Glocken sind.

Doch wenden wir uns von den Glockensagen, wie sie in Otte's vortrefflichem Werke (Glockenkunde, 1858) sehr vollständig gesammelt sind, dem Bereiche der Thatsachen zu, so bietet zunächst die Geschichte des Glockengusses, welcher mit der Kunst des Bronzegusses überhaupt in nächster Verbindung steht, manches Interessante. So alt die Kunst ist und so großartige Gußwerke dieser Art in den ältesten Zeiten hergestellt wurden, so scheint diese Kunst im Verlaufe der Zeit in eben dem Verhältnisse in Vergessenheit gerathen zu sein, in welchem die Menschheit von ihrer

ursprünglichen, jugendlich frischen, gigantischen Natur zur Hinfälligkeit unserer gegenwärtigen Civilisation herabgesunken ist.

Erst in neuerer Zeit gelang es dem weltberühmten Ferdinand von Miller, kolossale Broncegüsse herzustellen, an deren Ausführung auch der alte Hiram verzweifelt sein würde. Die Phönizier waren, wie in allen technischen Künsten, so auch in der Kunst des Broncegusses die ersten Meister der Welt und zwar gossen sie in Lehmformen, wie wir dies noch in unseren Tagen ausführen. Die Broncebilder zum salomonischen Tempel wurden vom Phönizier Hiram gegossen und zwar die erste Glocke der Welt ungefähr vor 2866 Jahren; allerdings ist dies keine eigentliche Glocke, sondern vielmehr ein gigantisches Waschbecken, das „eherne Meer“ genannt, von 15 Fuß im Durchmesser und $7^1/_2$ Fuß Höhe. Es war eine Handbreit dick im Metall und hatte die Gestalt einer aufgebrochenen Rose. „Der Rand war wie eines Bechers Rand, wie eine aufgegangene Rose“ (Buch der Könige I. 7, 23 und Chronika II. 4, 5). Diese älteste aller Glocken wird nur von zwei russischen Glocken an Größe übertroffen, nämlich von der Glocke Bolshoi (die Dicke) in St. Joan in Moskau; sie hat 18 Fuß Durchmesser; dann von der alten, beim Brande in Moskau herabgefallenen und zerbrochenen Tsar Kolokol (Glockenkaiser) genannt; diese hat 22 Fuß $5^1/_3$ Zoll Durchmesser. Die Geschichte der größten englischen Glocke, des großen Benjamin, Bigben, von Westminster, welche uns Schafhäutl in seiner interessanten Arbeit über „Glocken und Uhren“ (1868) mittheilt, giebt dem genialen Forscher Veranlassung, den Einfluß des Nationalcharakters auf die Behandlung der Glocken hervorzuheben. So haben die Engländer z. B. für ihre großen Glocken keinen andern Gebrauch, als den zur Stundenangabe. Von der erschütternden Majestät des Schalles großer Glocken, „der Nachbarinnen des Donners,“ haben sie keinen Begriff, weil der schwächlichen Thürme halber in ganz England nur die einzige große Glocke, die im Stadthause zu Leds, von 6 Fuß 2 Zoll Durchmesser mit Sicherheit geläutet werden kann. Wie alle ernsten, kühlen, unpoetischen nördlichen Völker ergötzen sie sich deshalb mehr am bunten Geklingel kleinerer Glocken, als an der scheinbar regellosen Majestät großer geschwungener Glocken; deshalb sind auch Glockenspiele in England wie in Holland zu Hause, welche mit ihrem schwerfälligen, monotonen, stammelnden Gesange die südlicher Geborenen anfangs beinahe zur Verzweiflung bringen.

Die Form der Glocken ist ganz und gar ein Ergebniß der Praxis. Man goß Glocken von wundervollem Ton, ehe man irgend eine Idee von den Gesetzen schwingender Metallplatten hatte, und auch gegenwärtig, da man die Gesetze schwingender Metallplatten kennt, ist man ebensowenig im Stande, zuverlässige Gesetze für die Herstellung einer guten Glockenform aufzustellen. Man hatte aus den Verhältnissen alter berühmter Glocken gewisse akustische Gesetze abzuleiten versucht und auch nach diesen Gesetzen wissenschaftliche Glockenprofile construirt, welche indessen bewiesen, daß selbst unsere gegenwärtige akustische Theorie zur Herstellung guter Glocken nicht ausreiche. Man hatte bei alten, großen, berühmten Glocken ein besonderes Verhältniß der Höhe zum Durchmesser gefunden, wovon die Nebentöne durch die mit dem Hauptone zu gleicher Zeit, wenn auch weniger hörbar, erklingenden Tonstufen herrühren sollen, aus welchen der Hauptglockenton besteht.

Die Glockenspeise, eine Mischung von Kupfer und Zinn, ist gleichfalls ein Werk der Empirie. Es ist noch keine Metalllegirung gefunden, welche diese seit dem grauen Alterthume gebrauchte Metallmischung ersetzen könnte. Man hat sich, wie von allen neuen Dingen, auch von dem Aluminium außerordentlich viel sowohl an sich, so auch als Beimischung zum Kupfer versprochen. Die in Paris angestellten Versuche des Glockengusses zuerst mit reinem Aluminium, dann aus Aluminiumbronce, haben der Erwartung keineswegs entsprochen. Der Ton dieser Aluminiumglocken war schlechter, als der gußeisernen. Auch Glocken von Gußstahl haben einen rauhen, nichts weniger als angenehmen Ton und erfordern einen dreimal so schweren Schwengel oder Hammer, als Broncenglocken, um ihnen den vollen Ton zu entlocken. Die Geläute von Stahlstäben endlich, wie sie in Amerika häufig sein sollen, sind ein Kinderspiel, ihr Geklingel wird kaum über die Weite des Dorfes

hinaus gehört. Die Zusammensetzung der Glockenspeise bei allen großen und guten Kirchenglocken muß zwischen den engen Verhältnissen von 4 oder 3 Theilen Kupfer zu 1 Theil Zinn schweben. Die bekannte Erzählung von einem Glockengießer unter Karl dem Großen, welcher 100 Pfund Silber zu einem Glockengusse verlangte, dieses aber unterschlug, scheint die Quelle der unzähligen Sagen von silbernen oder mit Silber legirten Kirchenglocken zu sein. Ich muß indeß bemerken, daß ich in den Fragmenten einer kleineren aus dem 16. Jahrhundert herstammenden Glocke etwas Silber gefunden habe; ob dieser Silbergehalt ein zufälliger oder absichtlicher gewesen, muß unentschieden bleiben. Man hat neuerer Zeit auch auf das äußere Ansehen der Glocken viele Sorgfalt verwendet. So anerkennenswerth diese Bemühungen auch sein mögen, man darf doch nicht vergessen, daß die Glocken nicht da sind, um gesehen, sondern nur um gehört zu werden.

Dünne Glocken klingen in der Nähe lauter als dickere, dagegen wird der Ton der letzteren viel weiter getragen. Die Erfurter Glocke Maria gloriosa hört man in Gotha und Weimar, ja sogar 4 Meilen weit, die Glocke von St. Paul in London hört man gleichfalls zu Windsor, das beinahe 4½ Meile von London entfernt ist. Nach einer in England sehr bekannten Anekdote war eine Schildwache des königlichen Palastes in Windsor angeklagt worden, auf ihrem Posten vor Mitternacht eingeschlafen zu sein. Sie rettete sich damit, daß sie angab gehört zu haben, wie die Uhr von St. Paul in London 13 geschlagen habe, was bei eingezogener Erkundigung sich auch als ganz richtig erwies. Es versteht sich, daß dies nur bei günstigem Winde Geltung haben könne.

Endlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß in dem Wunderlande China sich eine der größten Glocken befindet; die große Glocke von Peking wiegt nahezu 1200 Centner. Die großen Glocken der Chinesen werden indeß nicht geläutet, sondern nur mit hölzernen Keulen geschlagen; ihr Gebrauch scheint nicht mit dem Cultus zusammenzuhängen, sondern nur bürgerlichen Zwecken gewidmet zu sein.

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhausen.

V.

Frau von Staël und Benjamin Constant.

Die geistreichste Frau ihres Jahrhunderts, die Verfasserin sehr berühmter Abhandlungen und Romane, die Feindin Napoleon's, Anna Germaine von Staël-Holstein, war von bürgerlicher Herkunft. Ihr Vater, der bekannte Finanzminister Necker stammte aus einer Kaufmannsfamilie in Genf und war beim Beginn seiner nachher so denkwürdigen historischen Laufbahn, einfacher Commis in dem Geschäfte des Banquier Phélusson in Paris. Er heirathete eine junge Schweizerin, die sich als Gesellschaftsdame ihr Brot selbst erwerben mußte und früher eine kleine Schule gehalten hatte. Mademoiselle Curchot war die Tochter eines orthodox-calvinistischen Predigers und demgemäß von strengen, ernsten Sitten. Das rasche Glück, welches die Speculationen Necker's begleitete, versetzte das junge Ehepaar binnen kurzer Zeit in die glänzendste Lage.

Frau Necker war genöthigt, einen großen Gesellschaftskreis bei sich zu sehen; die ausgewähltesten Namen der vornehmen und gelehrten Welt versammelten sich in ihrem Salon. Es wurde der armen, tugendstrengen Pfarrerstochter aus Bern oft sehr schwer, sich an das üppige, leichtlebige Paris zu gewöhnen. Sie hatte persönlich durchaus weder Anlage noch Neigung dafür, aber aus Liebe zu ihrem Mann überwand sie sich und wurde eine tadellose Salondame. Für ihn hatte sie sogar einen brennenden Ehrgeiz in sich entwickelt; sie wollte ihn berühmt sehen, sie trieb ihn fast leidenschaftlich an, Schriftsteller und Staatsmann zu werden.

Herr Jaques Necker (sein Vater war aus Preußen nach der Schweiz übergesiedelt) muß eine liebenswürdige Persönlichkeit gewesen sein, denn er wurde von seiner Frau und seiner Tochter fast abgöttisch geliebt.

Diese berühmte Tochter wurde am 22. April 1766 zu Paris geboren und Germaine genannt; sie wuchs im Salon ihrer Mutter unter lauter geistreichen Leuten zu einer seltenen Frühreife des Verstandes

heran. Mit dreizehn Jahren machte sie schon Auszüge aus Montesquieu's „Geist der Gesetze“ und schrieb einen Aufsatz über den Widerruf des Edictes von Nantes. Mit zwanzig Jahren schrieb sie eine Abhandlung über Rousseau und eine Vertheidigung des Selbstmords.

Der glänzende Geist der jungen Germaine wurde sehr bald in Weihrauch gehüllt von den zahlreichen Freunden ihrer vollendeter Franzose an Geschmacksrichtung und Ehrgeiz geworden. Die Triumphe der Tochter schmeichelten dem Vater und der erstern sagte die feingeistige sprudelnde Lebendigkeit des Vaters viel mehr zu, als die steife, schwerfällige Haltung der Mutter.

Germaine hatte nichts von derselben geerbt, auch nicht die Schönheit, die ihr von ihren Zeitgenossen zugesprochen wurde, die Tochter glich auch äußerlich mehr dem



Frau von Staël.

Eltern und die tugendstrenge Mutter sah mit Schrecken, wie schwer er in den Schranken ihrer angeerbten Grundsätze zu fesseln war. Vergebens strebte sie durch puritanische Erziehungsmaßregeln die Tochter zurückzuhalten; sie erreichte nichts damit als die Entfremdung derselben. Ja, sie mußte den Schmerz erleben, daß Germaine sich gänzlich von ihr abwendete und desto leidenschaftlicher an dem Vater hing.

Es entstand eine förmliche Rivalität zwischen Mutter und Tochter; Herr Necker, obwohl von deutscher Abkunft, war ein Vater. Sie hatte starke, männliche Züge, eine braungelbe Gesichtsfarbe, dicke Lippen und eine anmuthslose untersetzte Gestalt.

Nur schöne schwarze Augen und weiße Hände waren ihr von der stiefmütterlichen Natur verliehen und damit richtete sie genug Unheil für sich und Andere an — denn sie hat viel geliebt und ist viel geliebt worden.

Mit zwanzig Jahren wurde sie an den damaligen schwedischen Gesandten in Paris, Baron von Staël-Holstein verheirathet. Er war sehr viel älter als sie und wurde

unleugbar mehr von dem Gelde des Vaters als von dem Geiste der Tochter angezogen, während diese ebenfalls wohl nur aus äußeren Rücksichten sich bei der Wahl leiten ließ. „Der vornehme Mann“ galt trotz der hereinbrechenden Revolution in Frankreich noch immer mehr als alle andern Vorzüge.

Frau von Staël hat über ihre unglückliche Ehe laut und öffentlich geklagt, sie sagte sogar, man müsse die Töchter zu einer Heirath aus Liebe zwingen; sie war indessen doch sehr zufrieden, als ein Herzog von Broglie um die Hand ihrer Tochter warb und fragte wenig nach dem etwaigen Liebesglück derselben. Sie sagt in ihren geistreichen Abhandlungen „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf das menschliche Glück:“ „Die Ehe ist eine Verbindung, in der das Glücklichsein sehr unwahrscheinlich ist. Um den Frieden aufrecht zu erhalten, muß man sich eine große Selbstüberwindung aneignen, man muß sich fortwährend aufopfern und kann eigentlich nur diejenigen Freuden in der Ehe genießen, die der Tugend zu Begleiterinnen gegeben sind, aber nicht diejenigen, die wir von der Leidenschaft zu erwarten uns gewöhnt haben.“

Obgleich sie nicht schön war, wußte Frau von Staël die Männer zu bezaubern und es finden sich viele berühmte Namen unter ihren Verehrern. Selbst Napoleon, dessen Haß für sie welthistorisch geworden ist, war anfangs von ihr geblendet und empfand eine Art von dépit amoureux gegen sie, weil die berühmteste Frau in Frankreich ihm nicht genug schmeichelte.



Benjamin Constant.

Der edle Mathieu von Montmorency wendete ihr eine Zeitlang ein reges Interesse zu, ebenso der Minister Narbonne und vor allem Talleyrand, von dem verschiedene bons mots aus der Zeit seiner Verehrung für Frau von Staël existiren.

Es ist bekannt, daß er neben ihr auch ihrer schönen Freundin Julie Recamier

huldigte. Als er einst zwischen beiden Damen seinen Tischplatz erhielt, sagte er vergnügt von einer zur andern schauend: „Me voilà entre l'esprit et la beauté.“ „Sans avoir ni l'un ni l'autre,“ antwortete die schlagfertige Frau von Staël; sie ärgerte sich über sein plumpes Compliment, in welchem für jede der Betheiligten eine Grobheit lag. Selbst die schönste Frau begnügt sich nicht damit, nur für schön zu gelten, sie will auch Geist besitzen, und die klügste bildet sich gewiß stets noch etwas auf ihr Aeußeres ein; auch wenn sie sich sagen muß, daß sie häßlich sei, von Andern mag sie es wenigstens nicht hören.

Herr von Talleyrand fühlte sich übrigens nicht sehr getroffen von dem Zornausbruch der geistreichen Frau, er wußte recht gut, daß er dennoch sowohl Schönheit wie Klugheit genug besaß, um auf die glänzendsten Erfolge rechnen zu können. Man nannte ihn in seiner Jugend den „schönen Bischof“ und sein Geist ist weltbekannt geworden. Er war übrigens ein Krüppel, indessen hinderte ihn sein lahmes Bein so wenig wie den englischen Dichter Byron, den Frauen gefährlich zu werden. Er wurde des anstrengenden Verkehrs mit der geistreichsten Dame des Jahrhunderts jedoch müde und verheirathete sich mit Frau Grant, einer Soubrette von großer Dummheit; das bon mot, welches er bei dieser Gelegenheit aussprach, ist ebenso bekannt geworden als das oben angeführte.

„On doit avoir eu aimé Madame de Staël pour comprendre le plaisir d'aimer une bête et une sotte!“ Es ist dies ein Sinnspruch, der sich leider auf die Liebesgeschichte der meisten berühmten Männer anwenden läßt, namentlich war Goethe's Uebergang von der geistvollen Frau von Stein auf die ungebildete Vulpius sicherlich von derselben Empfindung veranlaßt.

Im Jahre 1795 lernte Frau von Staël den Mann kennen, der ihr die größte Leidenschaft ihres Lebens einflößen sollte. Es war Benjamin Constant de Rebecque, der um diese Zeit in sein schweizerisches Vaterland zurückkehrte und sehr bald nach Coppet, dem berühmten Landsitze der geistreichen Frau kam, mit dem glühenden Wunsche, sie kennen zu lernen.

Er war zu Lausanne im October 1767 geboren, also ein ganzes Jahr jünger als sie. Sein Aeußeres war von nordischem Typus, blonde Locken und blaue Augen, er glich vollkommen einem hübschen deutschen Studenten und kam auch eben aus Deutschland zurück, wo er in Göttingen studirt und in Braunschweig als Kammerjunker angestellt gewesen war. Seiner Abkunft nach war er jedoch Franzose, seine Familie hatte, durch die Aufhebung des Edictes von Nantes gezwungen, sich nach der Schweiz geflüchtet und sein Vater stand als General in holländischen Diensten. Er betheiligte sich lebhaft an den Ideen der französischen Revolution und vertheidigte sie gegen Napoleon. Eine seiner Reden gegen denselben galt dafür, unter dem Einfluß der Frau von Staël geschrieben zu sein und ward die erste Veranlassung zu dem Verbannungsurtheil, welches Letztere traf und so unglücklich machte, denn sie liebte Paris fast mehr als ihr Leben. Benjamin Constant nahm es jedoch sehr übel, daß man glauben konnte, eine Frau habe ihm bei seinen Reden geholfen und dieser Vorfall gab auch Veranlassung zu dem ersten Zwiste zwischen den Liebenden, dem alsdann noch viele folgten. Er war eifersüchtig auf ihren Geist und sie mißtraute seinem Charakter.

Frau von Staël hatte sich wegen ihres leidenschaftlichen Verhältnisses zu Benjamin Constant von ihrem Gemahl getrennt, der sich seinerseits mit der Schauspielerin Contat entschädigte. Obwohl die Revolution alle Bande der Religion und Sitte gelockert hatte, so war doch der Ruf der berühmten Frau stark gefährdet durch die Trennung von ihrem Gemahl und sie forderte als Entschädigung dafür eine völlige Hingabe und Treue von dem Geliebten, wozu dieser jedoch durchaus nicht geneigt war.

Er hatte schon bei seinem Aufenthalte in Braunschweig eine Dame kennen gelernt, die ihm eigentlich theurer war als Frau von Staël und der er sich sogar feierlich, wenn auch heimlich, verlobte. Es war die Nichte des nachherigen preußischen Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg. Frau von Staël rieb sich auf in Eifersucht und Kummer, obwohl sie sehr lange Zeit von Benjamin Constant getäuscht wurde und sich allein von ihm geliebt glauben mußte.

Sie schrieb ihre beiden berühmten Romane „Delphine“ und „Corinne“ unter

dem Einflusse ihrer Liebe für diesen Mann.

In Delphine werden die Qualen eines weiblichen Herzens geschildert, das sich, den Gesetzen der Sitte zum Trotz, der Liebe ergeben möchte. Der allgemeine Tadel, der Bannfluch der Gesellschaft zerstört wie Mehlthau alle Blüthen des heißersehnten Glückes. Der Schmerz über den verlorenen Ruf einer Frau ist in wahrhaft überwältigender Weise in diesem Roman dargestellt.

In Corinne scheitert das Glück der Liebe ebenfalls, aber nicht an den Verhältnissen und Gesetzen der Weltordnung, sondern an der Charakterschwäche des geliebten Gegenstandes. Lord Nelvil ist ein Spiegelbild von Benjamin Constant; beide fühlen sich gefesselt von dem Zauber einer geistreichen, genialen Frau, beide wollen ihr aber nicht das Opfer bringen, die Schranken des hergebrachten Vorurtheils zu übersteigen und beide ziehen schließlich eine unbedeutende, talentlose Frau, von der Niemand spricht, der gefeierten Priesterin aller Künste vor.

Corinne ist einer der seltenen Romane, die mit Herzblut und Thränen geschrieben sind; der Schmerz einer glühenden Seele ist darin niedergelegt und beleuchtet wie Abendroth alle Umgebungen. Die Kunst und die Poesie Italiens erscheinen auch in diesem eigenthümlichen Lichte der Verklärung, sie werden nicht blos als Staffage des Romans verwendet, sondern als lebensvolle Träger der Empfindungen und Gedanken.

Kurz vor dem Entstehen dieses Romans starb der so heißgeliebte Vater der Dichterin und die Trauer um diesen unersetzlichen Verlust vermischte sich mit dem Weh ihrer Seele, die an den unheilbaren Wunden verschmähter Liebe litt.

Die tiefergreifende Wirkung, welche durch Corinne hervorgebracht wurde, entstand gewiß hauptsächlich durch die Wahrheit des Schmerzes, womit Frau von Staël ihre Klagen ausströmte. Sie fanden überall ein Echo, wo ein Herz von Leid betroffen war. So soll die schwergeprüfte Königin Louise von Preußen das Buch unter Strömen von Thränen gelesen haben, obwohl es kein ähnlicher eitler Liebesschmerz war, an dem die edle Dulderin, die deutsche Königin litt, aber doch eine damals scheinbar so hoffnungslose Trauer. Auch empfand die Königin wohl für die Dichterin eine natürliche Sympathie, da der herzlose Weltenherrscher Napoleon ihr gemeinsamer Feind war. Er ließ die beiden berühmten Bücher Corinne und Delphine, in denen nur von Liebe, aber kein Wort von Politik die Rede war, verbieten, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und verbannte die Verfasserin.

Benjamin Constant ärgerte sich übrigens im Stillen noch mehr über diese berühmten Bücher als Napoleon. Alle Welt wußte, daß unter dem schwachen, charakterlosen Liebhaber von Corinne und Delphine, die Dichterin eigentlich ihn geschildert hatte; diese Art von Berühmtheit konnte mit Recht dem Betroffenen verdrießlich werden. Er dachte seine Rechtfertigung und seine Rache mit denselben Waffen auszufechten, mit denen er angegriffen ward und schrieb deswegen auch einen Roman. Es gelang ihm, damit fast ebenso viel Aufsehen zu erregen, wie Frau von Staël mit den ihrigen.

Seine Schilderung des Liebesverhältnisses, welches ihn an dieselbe fesselte, zeugt von großer Meisterschaft in der Psychologie, aber auch von einer Schonungslosigkeit und Härte, wie sie nur ein Mann an den Tag legen kann, der zu sehr geliebt worden ist und die Schwäche des weiblichen Herzens verachten gelernt hat.

Der Roman „Adolphe“ von Benjamin Constant ist eigentlich ein Pasquille auf Frau von Staël; sie wird als eine femme perdue geschildert, die sich auf den Lebensweg ihres viel jüngeren Geliebten als ein lästiges Glückshinderniß wirft und ihn mit ihrer Anbetung verfolgt und langweilt. Er selbst deutet an, daß er sie eigentlich gar nicht geliebt, sondern nur aus Eitelkeit und Verlangen nach Erregung der Leidenschaften ihre Gunst zu erwerben gesucht habe.

Diese gegenseitigen Empfindungen der Liebenden fielen in eine Zeit, wo eine eheliche Verbindung zwischen ihnen wenigstens möglich geworden war. Der Gemahl der Frau von Staël war nach mehrjähriger Kränklichkeit an einem Gichtanfalle gestorben. Es muß hierbei der berühmten Frau das Zeugniß gegeben werden, daß sie, trotz ihrer Trennung von ihm, sich musterhaft benommen hat. Sobald sie von seiner gefährlichen Erkrankung hörte, eilte sie zu ihm

und übernahm seine Pflege. Sie unternahm mit ihm eine sehr mühselige und kostspielige Badereise und versöhnte sich vollkommen mit ihm. Er war erkenntlich für dieses Opfer, denn er war sich bewußt, durch sein verschwenderisches und leichtsinniges Leben ihr vielfach Anlaß zu Klagen gegeben zu haben, ehe die Trennung der Ehe stattfand. Er starb auf der Reise und seine Gattin führte die Leiche mit sich nach Coppet, wo sie ihn begrub und aufrichtig betrauerte, obwohl sie ihn nie geliebt hatte.

Benjamin Constant machte keine Miene, der Wittwe, die er so lange Jahre verehrte und beherrschte, seine Hand zu bieten, er begleitete sie zwar noch auf ihrer Reise nach Deutschland, aber er benutzte dieselbe auch zugleich, um sich mit Fräulein von Hardenberg heimlich trauen zu lassen. Er fürchtete die Zornausbrüche der Frau von Staël so sehr, daß er nicht wagte, ihr seine Verbindung anzuzeigen. Erst nach Jahresfrist erhielt sie Kenntniß davon und gerieth allerdings auf kurze Zeit in Verzweiflung darüber. Jedoch ließen andere Tröstungen nicht lange auf sich warten. Sie lernte einen jungen verwundeten Offizier Namens Rocca kennen, der eine leidenschaftliche Liebe für sie an den Tag legte und sie durchaus heirathen wollte, obwohl sie wenigstens zwanzig Jahr älter war als er. Sie weigerte sich ernstlich, seine Hand anzunehmen; er aber sagte immer wieder: „Ich werde sie so lange lieben, bis sie nachgiebt.“

Frau von Staël ging endlich wirklich eine eheliche Verbindung mit ihm ein, die jedoch geheim gehalten wurde, theils weil sie wohl die Lächerlichkeit eines so ungleichen Verhältnisses scheute, theils auch wohl, weil sie eine schwedische Wittwenpension nicht aufgeben wollte. Sie hatte noch einen Sohn aus dieser Ehe, der aber erst nach ihrem Tode von der Familie anerkannt wurde. Sie starb am 14. Juli 1817.

Benjamin Constant überlebte sie um mehr als zehn Jahre, er starb am 8. December 1830; er hatte sich mit ihr wieder versöhnt und machte als Freund wieder gut, was er als Liebhaber verbrochen hatte. Er betheuerte laut, daß er ihren Umgang nicht entbehren könne und ihr Geist die Leuchte des seinigen sei. Seine Gemahlin ließ ihn gewähren, ohne Eifersucht zu zeigen; sie war mit der Zeit selbst eine Frau von Geist geworden und zwar von ganz französischem Schliff. Der Dichter Holtei hat sie noch in Paris kennen gelernt, wo sie einen Salon hatte, ganz ähnlich wie die Recamier und die Staël, ihre einstigen Nebenbuhlerinnen. Sie sah auch im Aeußern durchaus wie eine Französin aus, brünett, klein, dick und beweglich. Man nannte sie immer Madame la Benjamine. Sie war eine Freundin von Rahel von Varnhagen, in deren Briefwechsel sie zuweilen vorkommt. Sonst ist sie in Deutschland völlig vergessen, sogar ihre eigenen Verwandten wissen sich ihrer nicht zu erinnern.

Benjamin Constant behielt stets die deutsche Physiognomie, nur wurde aus dem idealen Kopfe eines jungen Studenten, der Frau von Staël eroberte, mit der Zeit das gedankenvolle, aber etwas pedantische Antlitz eines deutschen Schulmeisters, dem er auch in Gang und Haltung ähnlich gewesen sein soll. Seine politischen und philosophischen Schriften stehen in Frankreich noch immer in hoher Geltung, während sie in Deutschland, wo sie gewissermaßen im Keim entstanden sind, nur noch sehr wenig gelesen werden. Er war der erste Franzose, der unsere Classiker studirte und Schiller's Wallenstein sogar metrisch übersetzte. Er hat auch darin, durch Frau von Staël angeleitet, das Talent der Reproduction entwickelt, welches ihm in so hohem Grade eigen war. Seine geistige Anlage ist eigentlich als eine specifisch weibliche zu bezeichnen; der mächtige Einfluß, den der männlich starke Geist der berühmten Frau auf ihn ausübte, läßt sich dadurch leicht erklären. Nach deren Tode übernahm die Freundin derselben, die Recamier, die Leitung des charakterschwachen Mannes; seine politische Umwandlung, die ihn aus einem Republicaner zu einem Royalisten machte, war die Folge davon.

Der Dom zu Regensburg.

Von

Hans Weininger.

Regensburg ist eine der ältesten Städte Deutschlands, denn bereits im Jahre 14 vor Christi hatten hier die Römer ein ver-

schanztes Lager als vorgeschobenen Posten angelegt. Nach dem Verschwinden der Römer diente Regensburg lange den baierischen Herzögen als Residenz. Mehrmals verbreitete da in der Vorzeit die Flamme Schrecken und Verwüstung. Traurige Merkmale hinterließen die Jahre 891 und



Oestliche Ansicht des Domes zu Regensburg. Der Chor.

954, wo beinahe ganz Regensburg, dann 1046, 1059 und 1152, wo fast alle Stifte wie ein ziemlicher Theil der Stadt ein Raub der Flammen wurden. Im Jahr 1272 brannte der alte Dom gänzlich ab, der sich nördlich von dem jetzigen erhob. Bereits Bischof Albert der Große, der 1280 als einfacher Dominicanermönch zu Köln starb, beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken eines Um- oder Neubaues. Nach einer noch vorhandenen Urkunde sandte er den Pfarrer von Langdorf im Sprengel herum, bat diesen liebreich aufzunehmen und Spenden zum Dome zu veranlassen, denn die Kathedrale stehe einerseits schmucklos da, andererseits drohe sie wegen Alters und der Heftigkeit der Stürme den Einsturz und bedürfe baldiger Hülfe, ohne aber die Mittel hierzu zu haben. Gegeben auf der Burg zu Stoffe (Donaustauf) 1261.

Leo dem Tundorfer war es vorbehalten, nach jenem großen Brande den Dom aus dem Schutte wieder erstehen zu lassen. Um die Mittel zu dem großartigen Bau zu

schaffen, wandte sich Bischof Leo auf dem Concile zu Lyon an die versammelten Kirchenfürsten und bat diese dringend, das Möglichste zu thun, damit die Ausführung des Werkes nicht verzögert werde. Am freigebigsten erwies sich die benachbarte Diöcese Freising. Auch viele angesehene Familien der Stadt lieferten reiche Spenden. Am Vorabende des Georgenfestes 1275 wurde der Grundstein zu dem jetzigen Dome gelegt. Während man noch beschäftigt war, die Ueberreste des alten Domes wegzuschaffen, starb 1277 Bischof Leo. Dieser fand im Neubau bei dem Andreasaltar seine bleibende Ruhestätte. Gleiche Begeisterung zeigte Leo's Nachfolger Heinrich († 1296), der zu diesem Zwecke seine Burg und Grafschaft Rotheneck an Herzog Ludwig von Baiern verkaufte, dann Bischof Konrad, der seine Herrschaft Luppurg zum Geschenke gab. Mit dem Jahre 1309, kurz vor dem Tode dieses Bischofes (1312) ging die erste Epoche dieses Baues zu Ende, dem sich später noch zwei anschlossen.

Meister Ludwig, der urkundlich 1283 zum ersten Male erscheint, hatte auf Wanderungen sich wohl umgesehen und die französische Gothik kennen gelernt. Doch wollte er nichts copiren und deshalb steht der Dom zu Regensburg einzig in seiner Art da. Die Verhältnisse des Baues sind ebenso harmonisch wie großartig. An Breite des Mittelschiffes giebt dieses Bauwerk selbst dem Dome zu Köln wenig nach. Alles an ihm ist schlicht, originell, kernig und kräftig. Meister Ludwig hinterließ bei seinem Tode 1306 eine Wittwe und zwei Söhne. Wie Dr. Sighard in seiner Geschichte der bildenden Künste in Baiern treffend bemerkt, verdankt man das einheitliche Gepräge des Ganzen wohl dem Umstande, daß besagter Meister diesem Bau so lange vorstand.

Der Dom zu St. Peter ist ein Haussteinbau mit drei Schiffen, einem Kreuzschiffe, zwei bald vollendeten Thürmen auf der West- und einem brillanten Façadenbau auf der Südseite. Nach Ausschluß der Sakristei beträgt die Grundfläche des Domes 29,500 Quadratfuß, seine ganze Länge 405, die Breite der Mittelhalle $135^{1}/_{2}$, die Höhe 125, die zukünftige Höhe der Thürme 365 Fuß, während die vormalige bis zum Neubau nur 152 war. Der über dem westlichen Portale vorspringende Baldachin zieht zunächst des Innern die Bewunderung aller Kenner auf sich.

Oberhalb des Baldachins zwischen den beiden großen Fenstern, am Fuße eines Crucifixes fährt der Schutzpatron der Domkirche in einem Schiffchen und zeigt seine Schlüssel. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß viele Städte und Klöster im Mittelalter die Attribute jenes Heiligen, dem die Kirche geweiht war, zu ihrem Wappen annahmen. Dem heiligen Petrus sind als Himmelspförtner zwei Schlüssel zuständig. Deshalb sehen wir seit Entstehung des Domes im Siegel von Regensburg zwei solche gekreuzt. Das vormalige Kloster Wessobrunn führte aus demselben Grunde die beiden Schlüssel des Petrus. Statt den jeweiligen Heiligen im Bildniß zu geben, begnügte man sich mit dessen Attributen. Aus diesem Grunde erblicken wir im Wappen von Breslau das Haupt Johannes des Täufers und in dem von Oels den sitzenden Adler Johannes des Evangelisten.

Auf den Meister Ludwig folgten sich als Bauführer Meister Albrecht, Heinrich der Zehentner (1350), Liebhard der Myner, (1400), Andreas Egl (1448), Conrad Mathäus († 1470) und Wolfgang Roritzer, zuletzt Erhard Heydenreich.

Roritzer, der ein Büchlein schrieb über die Construction der Fialen und Wimberge, ist der Schöpfer des bezaubernd schönen Sacramentshäuschens an der Chorwand der Evangelienseite, dann des Ziehbrunnens im rechten Seitenschiffe, dessen Vorderpfeiler die Samaritanerin und Christus am Jakobsbrunnen schmücken. Bis zum Wasserspiegel beträgt seine Tiefe 60 Fuß. Das Sacramentshäuschen weist in dem unteren Theile das Wappen seines Stifters auf, des kunstsinnigen Domherrn Georg von Preising. Leider endete Wolfgang Roritzer am 12. Mai 1514 sein Leben auf dem Schaffotte, da er sich gleich dem genialen Bildschnitzer Loe an die Spitze der unzufriedenen Bauleute gestellt hatte. Unter seiner Leitung erhielt der Dom wohl jene Gestalt, die ihn noch auszeichnet. Um 1496 wurden die letzten Stockwerke der Thürme nahezu vollendet. Die jüngeren Dombaumeister richteten allem nach ihr Augenmerk auf die Einrichtung des Inneren und auf das Detail der Außenseite. Zu bedauern ist, daß Roritzer's Grabstein,

der sich an der östlichen Außenseite des Domes befand, bei Beginn der Renovation verworfen wurde.

Ferner verdienen gerechte Würdigung fünf Altäre des Mittelalters und die silberne Verkleidung des Hochaltars, ein Werk der Renaissance.

Die Glasgemälde scheiden sich in die alten aus dem 14. und 15. Jahrhundert und in die neuen, welche durch die Munificenz S. M. des 1868 zu Nizza verstorbenen Königs Ludwig I. von Baiern seit etwa dreißig Jahren eingesetzt wurden. Durch Stiftung der älteren, mehrentheils auf der Nordseite befindlichen Glasgemälde erwarben sich große Verdienste der Dechant Conrad (1330) und der Bischof Nicolaus von Strachonitz (1336). Ersterer erscheint auf einem Fenster in knieender Stellung, Letzteren bezeichnet eine Schrift als den Geber. Für den Freund mittelalterlicher Heraldik sind auf der Südseite von Interesse die Wappen der Auer von Brennberg, der Auer von Auburg, der Woller und der Wadkadener.

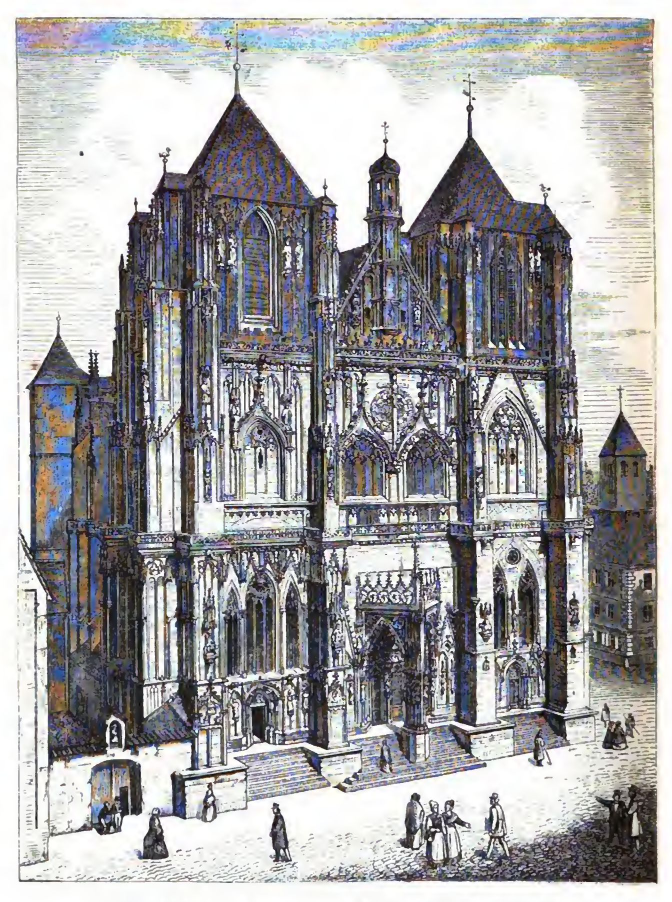
In der Mittelhalle erhebt sich das Hochgrab des Fürstbischofes Philipp Wilhelm von Regensburg, von dessen Bruder Herzog Maximilian I. von Baiern 1598 gesetzt. Rechts der nördlichen Eingangsthür das broncene Epitaph einer Tucherin aus Nürnberg von Peter Vischer, ehedem in der benachbarten Ulrichskirche befindlich, wo diese Patrizierin zur Erde bestattet wurde. Besagtem Meisterwerke gegenüber das Grabmal des Bischofes Johann Georg von Herberstein aus weißem Marmor, die Speisung der 5000 Mann vorstellend, und daneben jenes des Bischofes Georg Michael Wittmann († 1833), Jahr aus Jahr ein mit Blumenkränzen geschmückt. Aus Finkenhammer bei Vohenstrauß in der Oberpfalz gebürtig, war Wittmann zur Zeit der Einnahme Regensburgs durch die Franzosen am 23. April 1809 hier Regens des Clericalseminars. Was sich in seiner Eigenschaft als Geistlicher für Verwundete, Sterbende und von der Plünderung Bedrohte thun ließ, geschah. Als im Jahr 1813 der Typhus in den Lazarethen schreckliche Verwüstungen anrichtete, erbat sich Wittmann den Dienst daselbst. Es ist ein Wunder zu nennen, daß er nicht gleich den ordinirenden Aerzten und den Krankenwärtern hinweggerafft wurde. Das Volk nannte ihn nur den „Heiligen“ und strömte nach seinem Tode weit her, den Verklärten nochmals zu sehen und ein Andenken von ihm zu erhalten, um es als Reliquie aufzubewahren. Das andere Seitenschiff zieren die Monumente der Bischöfe Schwäbel († 1841) und Sailer († 20. Mai 1832), alle drei aus der Meisterhand Conrad Eberhard des Bildhauers. Ganz der Beachtung entrückt ist seit der Renovation das Monument des Fürsten Carl Primas († 1817), das ein Schüler Canova's schuf.

Als Regensburgs Bewohner sich der neuen Lehre zuwandten, hörte die Begeisterung für den herrlichen Bau auf. Die Mittel versiegten und an ein Fertigbringen durfte nicht mehr gedacht werden. Im Jahr 1618 wurden die Thürme, welche bisher nur durch Bretter geschützt waren, mit Nothdächern versehen, welche sie bis zur Renovation durch König Ludwig trugen. Bis auf Weniges, was in der Diöcese Regensburg durch Beiträge gesammelt wurde, bestritt der genannte Regent alle Kosten der Wiederherstellung. Der Schlußstein in der Kreuzvierung trägt deshalb die Inschrift Ludovicus Bavariae Rex restauravit. — Von der Eröffnung der Befreiungshalle bei Kelheim zurückkehrend, besah sich der greise Bauherr am 19. October 1863 den Dom. Hinter dem Großvater wie Vater nicht zurückbleibend, steuerte im Frühjahre 1868 König Ludwig II. aus seiner Cabinetskasse zur Vollendung der Thürme 8000 Gulden bei.

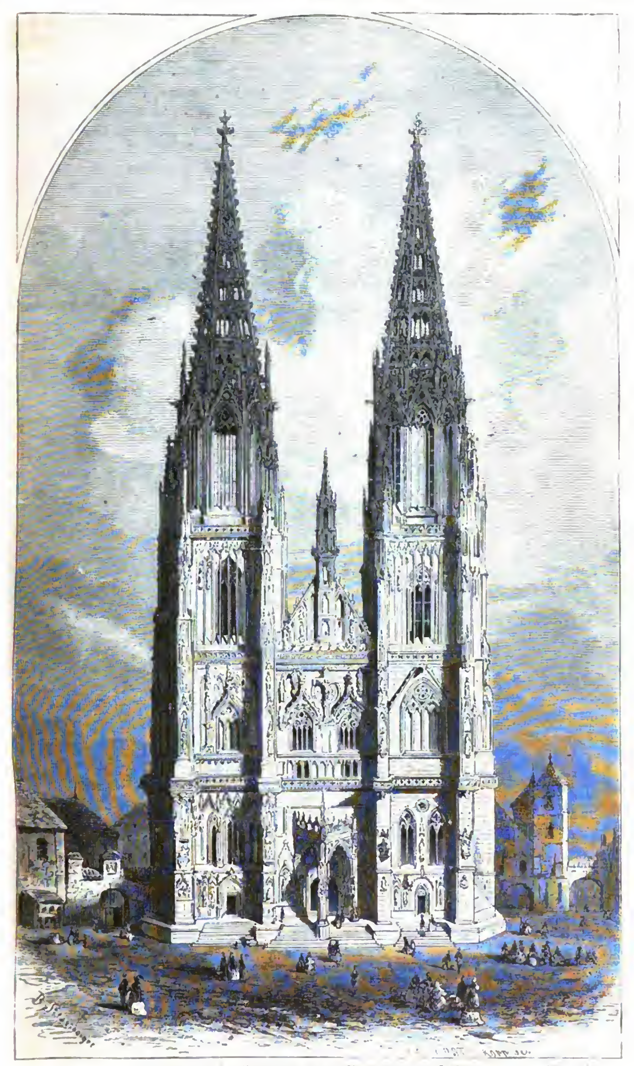
Als Wahrzeichen gilt auf der Nordseite unfern des Eselsthurmes der von der Galerie des Domes sich herabstürzende Dombaumeister, in Wirklichkeit ein Wasserspeier, auf dem zweiten Strebepfeiler der Südseite die an den Zitzen einer Schweinsmutter saugenden Juden, oberhalb des westlichen Portales der Mönch, welcher eine Nonne küßt, in Wahrheit die heilige Elisabeth vorstellend, welche Maria in ihre Arme schließt.

Bevor wir aber den Domkreuzgang betreten, sei uns gestattet, einen Blick in die Schatzkammer zu werfen. Da sehen wir die Trinkschale des Bischofes Wolfgang, der 994 aus dieser Welt schied, dann den Kamm und ein seidenes Meßgewand (Casula) dieses Heiligen. Hohe Bewunderung verdient die aus Gold gewebte

Schulterzierde (das Rationale) des Bischofes Berthold von Eichstädt (1345 bis 1358), der diesen Schatz einzig in seiner Art als Verweser des Hochstiftes hier zurückließ. Dem Ephod der israelitischen hohen Priester nachgebildet, besaßen in Deutschland das Recht, ein derart kostbares Schultergewand zu tragen, nur die Bischöfe von Lüttich, Paderborn, Eichstädt und Regensburg. Als das Kost=



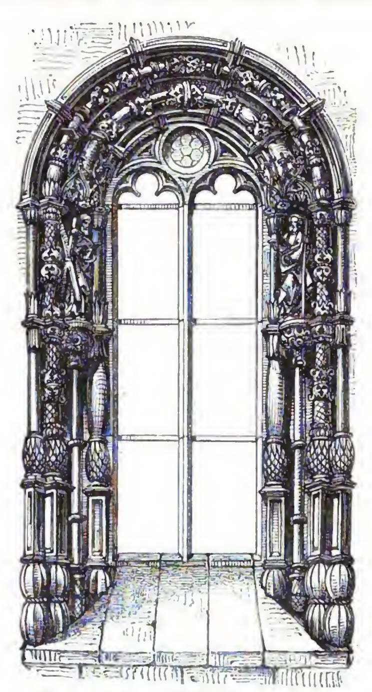
Westliche Ansicht mit den noch unvollendeten Thürmen des Domes zu Regensburg.



Der Dom zu Regensburg (nach Vollendung der Thürme).

barste gilt aber das Stehkreuz des Königs Ottokar von Böhmen aus dem 13. Jahrhundert mit einem der größten Kreuzpartikel, dicht mit Granaten besetzt. Der Sage nach verpfändete Ottokar dieses herrliche Gebilde der Goldschmiedekunst den Juden Prags. Von diesen löste es nach seinem Tode (1278) das Domcapitel von Regensburg aus. Die Rückseite enthält in Niello den Heiland am Kreuze, umgeben von Sonne und Mond. Auf dem Querbalken liest man die Inschrift: Rex Ottocarus me fecit. Der Fuß des Kreuzes ist jünger wie das Uebrige.

Nordöstlich des Domes gelegen, besaß der Domkreuzgang ursprünglich eine Flachdecke. Bischof Albert der Staufer, der von 1410 bis 1420 regierte, befahl ihn zu wölben. Die Wappen der Domherren und Patricier, welche nacheinander die Gewölbefelder herstellen ließen, erblickt man theils in den Schlußsteinen, theils an den Seitenwänden. In den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts erstanden die herrlichen sechs Fenster mit Bildern der zwölf Apostel, welche eine Illustration uns veranschaulicht. Hier ist die Renaissance bereits völlig zum Durchbruche gekommen. Als einer der ältesten Altäre in ganz Deutschland und der ersten christlichen Zeit dürfte wohl der von St. Stephan bezeichnet werden. Unfern davon die Allerheiligencapelle, als Grabkirche des Bischofes Hartwich II. zwischen 1155 und



Fenster im Kreuzgange des Domes zu Regensburg.

1164 aufgeführt. In deren östlicher Nische ein Steinaltar der romanischen Zeit. Niemand weiß zu sagen, was aus dem Grabsteine dieses Bischofs wurde. Er bestand aus weißem Sandstein und war ringsum durch parallele Linien verziert wie der Grabstein des im Jahre 937 verstorbenen Herzogs Arnulf zu St. Emeram. In der vorerwähnten Stephanskirche pflegte Bischof Wolfgang († 994) die Priesterweihe zu ertheilen und ruhte dessen Leiche hier bis zur Bestattung. Die vielen Grabsteine des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, welche sich von Domherren und Adeligen im Domkreuzgange befinden, bieten dem Freunde mittelalterlicher Heraldik eine seltene Ausbeute. Bis zur Wiedereröffnung der Minoritenkirche als Gotteshaus wartet hier der Grabstein des 1272 verstorbenen Predigers Berthold, der ganz Deutschland durch seine Vorträge entzückte und dessen Predigten Dr. Pfeiffer zu Wien neuerdings in die Oeffentlichkeit brachte. Auch findet sich sonderbarer Weise hier der älteste israelitische Grabstein Regensburgs, der vom Jahr 1251 Kunde giebt.

Zuerst machte sich an eine Schilderung dieses Baues der im Jahr 1861 verstorbene J. R. Schuegraf, dessen Dombaugeschichte zwei Bände füllt. — Bei Gelegenheit seiner Geschichte der bildenden Künste im Königreich Baiern würdigte Dr. Sighard den Dom einer ausführlichen Besprechung. Die Holzschnitte hierzu wurden nach Zeichnungen des genialen Paul Weiß in Landshut gefertigt und dem um die Geschichtsforschung Regensburgs verdienten Platzadjutanten Hauptmann Neumann die Freude zu Theil, Herrn Sighard mit interessanten Details unterstützen zu können. Erst 44 Jahre alt starb Sighard den 20. December 1867 als Domherr zu München. Die Trauer um den Verstorbenen war eine allgemeine und wahrhafte.

Den Verschluß des Domschatzes besorgt der Meßner, der die Schlüssel zur Stephanskirche wie zum Domkreuzgange in Händen hat. Ist der Bau zu Ende, so soll das Johanneskirchlein abgebrochen werden und — um den Dom nach allen Seiten frei zu haben — der sogenannte Eselsthurm auf der Nordseite verschwinden. In dessen Innerem findet sich eine stufenlose Schneckenstiege, auf welcher im Mittelalter Lastthiere das Baumaterial bis zur oberen Galerie zu tragen hatten.

Literarisches.

Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Von Friedr. W. Ebeling. Leipzig, Ed. Wartig.

Abermals eine Rettung und zwar die des vielgeschmähten „Schwabenmädchens," Bürger's dritter Frau. Trotz Allem und Allem geht übrigens aus Ebeling's Schrift hervor, daß Frau Elise Bürger sich nicht die geringste Mühe gab, ihres Mannes Eigenthümlichkeiten zu schonen und ihm eine treue, verständige Frau zu sein. Wir glauben es gern, daß sie nicht Hals über Kopf sich dem Dichter antrug und eigentlich anfänglich gar nicht die Folgen ihres Gedichtes an Bürger berechnete, aber eben damit ist auch ihr ganzes Wesen charakterisirt. Wir glauben ebenso gern, daß die abscheulichsten Verleumdungen ihr Bild in der Oeffentlichkeit besudelt haben, aber sie war eben eine Frau, die ihren Ruf sorgfältiger hätte wahren sollen. Ein leichtlebiges, talentreiches Wesen, voll Elasticität und Bedürfniß nach Abwechslung, das sich dilettirend in Poesie und Kunst umhertrieb, konnte sie mit dem äußerlich pedantischen, innerlich tiefgemüthlichen Bürger unmöglich harmoniren. Daß Letzterer in seiner derb germanischen Manier dann den Zwiespalt weiterführte, ist ihm nicht als Schuld anzurechnen. Ueberhaupt: was ist in solchen Fällen Schuld? Die von fremden Händen benutzte Uebereilung des etwas excentrischen Mädchens führt den Dichter, der im Leben eine Art Philister ist, zu dem unseligen Entschlusse, sich mit Elise zu verheirathen — zwei Naturen, die sich abstoßen müssen, sollen nun zusammen leben. Elise macht sich die Sache leicht, sucht sich zu zerstreuen, Bürger dagegen sammelt das Gift der Täuschung, bis es zur Eruption kommt. Dann geht Jedes wieder seinen eigenen Weg, aber die Natur der Verhältnisse bringt es mit sich, daß Elise von der Welt geschmäht und verurtheilt wird, umsomehr, da ihr Talent sie zur Bühne führt und ihr als Künstlerin Triumphe bringt. Wäre ihr Naturell ein sinniges, echt weibliches gewesen, so würde sie mit Bürger glücklich geworden sein, und wenn dennoch eine Scheidung entstanden wäre und sie hätte ihr Schicksal im Stillen betrauert, so würde das Urtheil vielleicht auch anders lauten. Sie war am Ende nicht so schlimm wie ihr Ruf, aber Frauen wie Elise Hahn taugen selten für die Ehe.



Kleider und Schmuckgegenstände der ostislamitischen Völker.

Von

Hermann Vámbéry.

Daß die Völker des islamitischen Theiles unserer alten Mutter, Asiens, von den Nationen des jüngeren Europa's sich so wesentlich im Gebrauche der den Titel dieser Schrift bildenden Gegenstände unterscheiden, muß nicht nur einzig und allein klimatischen Verhältnissen zugeschrieben werden. Der Grund hiervon ist auch stark in den culturhistorischen und moralischen Zuständen zu suchen, und die Erörterung dieses bezüglichen Unterschiedes zwischen Ost und West mag von dem geneigten Leser als einer jener Funken betrachtet werden, welche die Kernmasse des Lichtes über die gesammte Frage bilden.

Daß die Mohamedaner Asiens grellfarbigen Kleidern den Vorzug geben, das ist dem Kindesalter ihrer Civilisation, die trotz der schweren Jahrtausende noch nirgends in Asien zum Manne herangereift ist, zuzuschreiben; so wie selbst bei uns im Westen im Mittelalter, so wie selbst noch heute die unterste Klasse unserer Gesellschaft gleich dem unreifen Kinde sich an dem hellen Roth, Grün, Gelb u. s. w. am meisten delectirt; so ist wohl auch ein Kurde, ein Oezbeg, ein Araber zu entschuldigen, wenn ihm ein Kleid mit der bescheidenen Farbenmischung von Lila, Aschgrau weniger gefällt, als Scharlach und Purpur. Er, ja sämmtliche Völker des Ostens sagen, die dunkle Farbe des Anzuges übe einen noch dunkleren, schwärzeren Eindruck auf's Innere und schaffe in demselben Grade den Mißmuth, in welchem das helle, lebhafte Colorit Auge und Herz ergötzen. Nur der Derwisch, dieses wandelnde Sinnbild irdischer Vergänglichkeit und Nichtigkeit, soll ein Kleid von irdischer Farbe haben, wenn er, was viel lobenswerther ist, nicht ganz nackt einhergehen will, und der Glanz seiner Tugenden soll von seinem erdfarbenen Kleide ebenso abstechen, wie die Meisterklänge des sehr beliebten Bülbüls (Nachtigall) von dem düsteren, nichtssagenden Aschgrau seines Federmantels.

Es ist merkwürdig, wie wir heute auf unserem Zuge gegen Osten desto mehr den grellfarbigen Kleidern begegnen, je mehr wir von einem Ende desselben zum anderen bringen. An den Ufern des Bosporus sind die hellrothen Dschubbes der Janitscharen Tschorbatschi's, die saffrangelben Costüme der Hofpagen mit dem Janitscharenleben und Janitscharengeiste schon längst verschwunden. Nur der Nakib-el-Eschref, Haupt der Nachkommen des Propheten, und der Scherif von Mekka haben als prätendirte Abkömmlinge directer Linie das Recht, mit ihrem hellgrünen Turban und ihren Anzügen zu paradiren, so auch die übrigen Seids, sie mögen welch bescheide-

nem Lebensstande auch immer angehören. Ihr Ahne liebte die Farbe der Hoffnung, und wenngleich das letzte Reis auf dem Grabe des mächtigen Ahnherrn dem Verwelken nahe ist, so gefallen sich doch die Sprossen noch heute, trotz aller kläglichen Zustände der islamitischen Welt, einzig und allein in der Hoffnungsfarbe. Arme, unschuldige Illusionen!

Ja, unsere Reisenden haben Recht, wenn sie über das von Tag zu Tag immer mehr und mehr verschwindende malerisch-romantische Anzeichen des Ostens sich beklagen. In Constantinopel wird man bei der Versammlung einer großen Menschenmasse nur in den hellfarbigen Feredsches (Frauenmäntel), oder in den Shawls, welche als Gürtel von der mittleren und unteren Volksklasse gebraucht werden, bisweilen auch in den Schalvars (Hosen) umherwandelnder altfanatischer Mollas oder Esnafs (Handwerker) den malerischen Osten entdecken können. Die große Majorität hüllt sich in schwarze oder braune Gewänder, was beinahe schon überall in den Städten die herrschende Mode geworden, denn es giebt, wie sonderbar es auch immer klingen mag, in der Türkei schon eine bedeutende Klasse, die unter hellfarbigen, grellen Anzügen immer Kabalük (Rauheit) oder Türklük (Türkenthum), das mit dem ersten synonym ist, erblickt. Dasselbe gilt auch für die persische Mode. Hier soll zur Zeit der Sefeviden Scharlachroth eine beliebte Farbe gewesen sein, doch heute ist sie aus allen Schichten verdrängt, und wenngleich einfarbigen Stoffen der Vorzug gegeben wird, so sind diese doch immer bescheiden grün, gelb, blau oder deren Nüancen. Nur der Nomade ist der alten Sitte treu geblieben. Er sowohl, als auch dessen ansässiger Stamm- und Glaubensgenosse in Mittelasien gefallen sich nur in den wildfarbigen Kleidern, und sowie man im Bazar vom Erzerum, Charput, Diarbekr und Mosul zumeist nomadisirenden Kurden mit hellrothen Mantelstoffen, Stiefeln und Hosen begegnet, so wird man in Mittelasien noch bei der höchsten Beamtenclasse es als eine Auszeichnung betrachten, vom Chan einen feuerrothen Tschapan oder Tschoga zu erhalten, noch mehr aber in solchen auf öffentlichen Plätzen zu paradiren. Der Chan von Chiwa verbraucht jährlich sechs bis zehn Kamelladungen (wenn ich gut unterrichtet bin) von hellfarbigen russischen Tüchern, als Zeichen seiner königlichen Huld; in Bochara und Chokand kann man das Doppelte annehmen; ja, sowie in China gewisse Farben an gewisse Aemter geknüpft sind, so erlaubt die Etiquette in den Chanaten nur den Familien das helle Roth, deren Chef vom Herrscher beschenkt worden.

In der Farbe daher tritt der Unterschied zwischen den Kleidungsstücken des Westens und des islamitischen Ostens allmälig in den Hintergrund, doch mit dem Schnitte und der Form verhält es sich ganz anders. Wenn ich nicht irre, so ist bei der letzteren zunächst auf Bequemlichkeit, dann auf die Sittlichkeit abgesehen. Bequemlichkeit befiehlt weite, faltenreiche Gewänder, um sich sans gêne setzen zu können, bei Gliederbewegungen nicht gepreßt zu sein oder bei heißem Wetter freie Luft durchzulassen. Die Sittlichkeit hat die Regel des islamitischen, ja ich möchte sagen, des ganzen asiatischen Anstandes vor Augen. Nach europäischen Begriffen ist dem Schamgefühle dadurch Genüge geleistet, wenn wir gewisse Theile des Körpers bedecken; im Osten geht man weiter und will selbst die Vermuthung auf die Existenz derartiger Körpertheile vernichten. Festanliegende Kleider, wo die Conturen dieser Körpertheile hervortreten, sind daher das Schamgefühl verletzend; Alles muß in ein Meer von Falten gehüllt sein, denn man darf nur ahnen, aber nicht sehen. Da dieses von Urzeiten her in Asien die Sitte ist, so können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß die Form der Kleider, so wie heute noch im Innern Asiens, immer eine sackähnliche war; im wulstigen Raume eines wallenden Gewandes konnte man wohl einen Menschen vermuthen, zu sehen ist aber von ihm nichts als das Antlitz, denn Hände und Füße sind strengstens verborgen. Diese Norm muß den Schneidermeistern oder besser gesagt den reformatorischen Schöngeistern der Türkei vor Augen geschwebt haben, als sie beim Beginn der neuen Aera die nationale Tracht durch europäische Kleider ersetzen wollten. Heute nähern sich die türkischen Modeansichten, besonders was die Männer betrifft, wohl augenscheinlich den europäischen, doch liebt die ältere Generation nur das fränkische Kleid nach türkischem Zuschnitte, nämlich Hosen, die in der Länge und Breite verschwenderisch Falten werfen

und trotz der Wohlbeleibtheit ihres Trägers dennoch einem zweiten, ja sogar dritten Individuum auch noch einen Aufenthaltsort nicht versagen würden. Der Setri (Rock, oder Oberrock, wie es treffender zu nennen ist), muß so weit sein, daß man unter ihm ein oder zwei kurze Entari (watirte Jacken) aus Seide oder Baumwollenstoffe, welche die Stelle eines Gilets vertreten, noch anziehen kann. Dabei wird dieses Oberkleid mit einem langen Stehkragen versehen, und selbst bei 34 Grad Reaumur fest zugeknöpft getragen; die Schöße müssen so weit, so fest geschlossen übereinander sein, damit sich selbst beim kühnsten Schritte keine Oeffnung zeige und dabei doch so lang, daß beim Niedersetzen (ich meine mit untergeschlagenen Beinen), jede kleinste Spur von den Füßen genau verhüllt sei. Dieses ist ein strenger Befehl der Etiquette und der Moral, welch letztere sagt: Dort, wo du deine Hand ausstreckst (nämlich zur Unterthänigkeit oder wegen Bitte), dort darfst du deine Füße nicht zeigen. Cravatte oder eine sonstige Halsbinde ist überflüssig, und da das Brussaer Seidenhemd (Hariri) ohne Kragen getragen wird, so lassen die Meisten in allen klimatischen Verhältnissen den Nacken frei. Die komischste Rolle spielt bei derartig europäisirten Türken die Fuß- und Kopfbekleidung. Erstere Sommer und Winter aus starken Ober- und Unterschuhen bestehend, bringt selbst den kleinsten Fuß einem bescheidenen Elephantenpfötchen nahe, und es gewährt einen herzzerreißenden Anblick, einen wohlbeleibten Efendi auf dem miserabeln Pflaster Constantinopels in heißer Sommerzeit mit einer derartigen doppelten Chaussure einherwatscheln zu sehen. Und erst die Kopfhülle. Welch eine amüsante Caricatur bildet nicht der modernisirte türkische Fez zu der romantischen Kappe der Griechen, von der er entlehnt wurde. Die junge Türkei trägt kleinere Fez und weniger in die Stirn gedrückt, die älteren Herren jedoch und neuerer Zeit Se. Majestät der Sultan selber wählen eine formlose Größe. Stirn, Augen, Ohren, Nacken, Alles verliert sich oft unter einem derartigen Tuchsacke, und welcher Transpiration ein solch' hermetisch geschlossener Schädel unterworfen ist, beweisen am besten die von Stirn, Brust und Nacken herabrieselnden Schweißtropfen eines hartgeplagten Efendis.

Nun, das ist ein schwaches Bild so vieler malgré lui civilisirter Osmanlis. Wenn jung und unverheirathet, pflegen die Dandys sich wohl gerne ganz à la française zu kleiden, ja viele haben sogar ihre Schneider in Paris; doch wenn mit den Jahren das Fett zu-, die Lebensbehendigkeit aber abnimmt, da sehnen sich die guten Türken wohl oft nach ihrem alten, nationalen Costüme zurück, das in der That bequemer, vielleicht aus hygeischen Rücksichten (natürlich vom Standpunkte localer climatologischer Verhältnisse beurtheilt) mehr entsprechend ist; in Betreff der Kosten wohl höher zu stehen kommt, aber länger dauert und dem alten Geschmacke der Morgenländer viel besser anpaßt als die entlehnte europäische Mode.

Was der Orientale im Allgemeinen, außer dem Gesagten, von der Form seiner Kleidung beansprucht, ist, daß sie ihm einen stärkeren, größeren, weiteren Umfang verleihe, als die natürliche Form des Körpers hat, mit einem Worte, daß sie ihn imposant, Achtung, wenn nicht Ehrfurcht einflößend mache. Mit unseren Kleidungen bezweckt er dieses nicht, dafür mit den seinigen in sehr bedeutender Weise; die Schalvars, die weiten, langen Pluderhosen, welche zehn bis fünfzehn Ellen breiten Tuches erfordern, machen ihn nicht nur um die Lenden bedeutend dicker und weiter, sondern lassen das dünne und unansehnliche Aeußere der Beine verschwinden, so auch der weite Gurt, welcher oft aus dem dicksten Shawle zehn- bis fünfzehnmal um den Leib gewunden ist; hierzu kommt noch die Dschubbe, welche bis zu den Füßen reicht und unter welcher sich erst nahe am Hemde das kurze, dickwattirte Entari und hierauf die weite Jacke, Salta genannt, befindet, und wenn wir als finis coronat opus den riesigen Turban, welcher in allen Zeiten bei allen islamitischen Völkern eine derartige Dimension annahm, daß er getrost bei Nacht ein Polster, bei Tage einen Sonnenschirm bildete, auf das Haupt setzen, so wird der Satz „Aus Zwergen Riesen schaffen“ nicht so hyperbolisch klingen, und wahrlich, nirgends ist das Sprüchwort: „Kleider machen Leute“ so sehr anwendbar, als im Oriente. Eben diesem rein ausgesprochenen Wunsche, um durch äußerliche Kleidung imposant zu erscheinen, mehr Nachdruck zu verleihen, wird von den Tür-

ken Rumäliens und Anatoliens heute noch im Gürtel ein bedeutender Waffenvorrath getragen. Die Zeit, in welcher der Osmanli oder der Mohamedaner im Allgemeinen durch diese Embleme der Macht sich Größe verschaffen konnte, ist längst vorüber; sein Waffenvorrath ist, gegenüber den neueren europäischen Fabrikationen, zu einem unschuldigen Spielzeuge herabgesunken, und dennoch wird er Sommer und Winter, zu Hause und auf der Straße, bei friedlicher Berathschlagung sowohl, als auch in der Moschee und auf Reisen die Waffen immer bei sich tragen. Unsere Touristen erschrecken oft über diese wandelnden Arsenale, doch sind dieses nur unschädliche Popanzen; denn der bis zu den Zähnen bewaffnete Mohamedaner ist weit entfernt, um ihnen Grauen einzuflößen; sein Jatagan, Handschar, seine Pistolen, sein Schwert und sonstige Hau- und Stichinstrumente sind nur Luxusgegenstände, nur Mementos eines eisernen Zeitalters und nicht Werkzeuge vergangener asiatischer Größe.

Soll es uns daher befremden, wenn wir mit jedem Schritte, den wir tiefer nach dem Osten machen, auch prägnantere Ausdrücke dieser echt orientalischen Anschauungsweise finden? Die lange Dschubbe, Tschakschurs und Schalvars der Westmohamedaner ist in den Augen ihrer weit gegen Osten wohnenden Brüder ebenso banal, ebenso nichtssagend und unansehnlich, als unsere europäischen Costüme in den Augen der Türken es sind. Ich wäre geneigt, zu behaupten, daß die Grenzlinie der schlanken, um die Lenden enganschließenden Dschubbe dort zu finden sei, wo das Osmanlithum, welches im engeren Sinne des Wortes den Westmohamedanismus repräsentirt, aufhört. Die Araber, Kurden, Perser, Afghanen und Mittelasiaten nennen wohl auch ihr Oberkleid Dschubbe, doch hat diese den Zuschnitt der alten und primitiven Hirka oder Aba, der Hirka, die in Schnitt, Naht und Stoff schon bedeutend mehr orientalisch ist, bedeutend mehr Spuren asiatischer Nonchalance und Gleichgültigkeit für's Leben in sich trägt. Dieses Kleidungsstück besteht aus zwei oder drei Stoffstücken, ist nicht perpendiculär, sondern horizontal genäht, und wird in vielen Orten gleich in einem Stücke gewebt und ist dabei nichts anderes, als ein weiter, vorn offen gelassener Sack, der statt des Kragens eine halbrunde Oeffnung, statt der Aermel zwei längliche Löcher, statt der Knöpfe nur zwei unschuldige, herabhängende Schnürchen zeigt, der, um allen Ansprüchen nachzukommen, wenn nicht auf den Körper, so zusammengelegt werden kann, daß man ihn für ein noch unverwendetes Stück Zeug und nicht für ein Kleid halten möchte.

Nach derselben Norm wurden im Mittelalter die berühmten Entaris von Damaskus und Aleppo verfertigt; ja sogar die Filzröcke von Brussa und Konia; sämmtliche wurden in einem Stücke gewebt, ohne jede Rücksicht darauf, um sie diesem oder jenem Theile des Körpers anzupassen; denn beim gesammten Ueberblicke der Kleider im mohamedanischen Asien muß es Jedem einleuchtend sein, daß hier keine Mode, kein Luxus, sondern einzig und allein die Bedeckung des Körpers der Hauptzweck ist. Unsere europäischen Maler wollen in dem nachlässigen Herabfallen, in dem losen Faltenwurfe der Gewänder der Orientalen à tout prix etwas Malerisches, ja sogar romantisch Schönes entdecken. Dieses Urtheil ist jedoch einzig und allein eine Ausgeburt ihrer ästhetischen Anschauungen, denn der Orientale giebt in seinen Kleidern, sowie in seinem ganzen Wesen nur der merklichen Nonchalance einen Ausdruck, mit welcher er die Welt und alle irdischen Dinge betrachtet; Pracht und Luxus daher, nach unseren Ausdrücken, sind dort nie zur Herrschaft gekommen; wenn man sich reich oder groß zeigen will, hängt man irgend einen werthvollen Stein oder einen sonstigen Schmuckgegenstand um, man behängt sich mit Gold und Silber, doch ohne diese Gegenstände den Kleidern einzuverleiben. Wie oft begegnen wir nicht Leuten, namentlich vom alten Schlage, in zerrissenen Kleidern, die werthvolle Diamanten schmücken; Leuten, die das ärmliche Wams mit einem prachtvollen Gürtel umschlingen, ja Menschen, die barfuß und zerrissen einhergehen, und dennoch solche Schmuckgegenstände tragen, von denen der kleinste Theil schon bedeutende Wohlhabenheit und ziemlichen Reichthum beurkunden.

Ich will es nicht leugnen, daß unser europäisches Auge, welches an das prosaische aber zweckmäßige Kostüm des Abendlandes gewöhnt ist, beim Anblicke eines Arabers,

der mit auffallender Gleichgültigkeit seine Aba umwirft, eines Persers, dessen schlanker Leib sich in der geräumigen Hülle seiner tuchenen Dschubbe verliert, oder eines Afghanen, der seine leinene Toga nach echt römischer Sitte über die Schulter schlägt, überrascht wird. Vor mir, der ich in jener Erscheinung eine Ursache der Ursachen erblickte, mußte jedes Colorit des vermeinten romantischen Aeußern schwinden. Die Idee, sich durch bauschige, wulstige Kleider ein Ansehen zu geben, schien mir stets kindisch und barbarisch, noch mehr aber der in aller Geschäftigkeit hindernde Zuschnitt der Kleider; denn wir brauchen nur einen bis zu den Knöcheln weit und breit verhüllten Morgenländer anzusehen, und sein Costüm wird uns gleich sagen müssen: „Dieser Mensch ist zur Faulheit, zur Thatlosigkeit geboren.“ Alles befördert diese lasterhafte Anschauung, denn wenn man auch im Eifer des Fleißes sich die Gewänder aufschürzt, und selbst grammatikalisch genommen, als ein fleißiger Mann im Oriente bezeichnet wird, „der den Saum des Kleides im Gurt stecken hat“ (Damen ber tschide) so ist dennoch selbst eine derartig aufgeschürzte männliche Hausfrau weit entfernt, sich bewegen zu können wie ein Abendländer, der in Worten, Gesticulationen, ebenso wie in seinen Kleidern nur auf Thätigkeit, nur auf's emsige Leben hinzielt.

Poesie, doch nicht beabsichtigte Poesie, ist daher nur in der Kopfbedeckung der östlichen Mohamedaner anzutreffen. Der Turban (von Dülbend-Muslin, welches die Franzosen Dulban oder Turban aussprachen) ist und war zu allen Zeiten schöner, wenn nicht zweckmäßger als die Kopfbedeckung der Abendländer. Wie bekannt, soll dieser aus dem Leichentuche, das jeder Sterbliche schon bei Lebzeiten auf dem Kopfe herumtragen soll, gemacht werden. Ein Sinnbild des ewigen „memento mori;“ ein eiskaltes, ernstes Bild, und man wird es kaum glauben, welch mannigfaltigem und trivialem Spiele eben dieses Leichentuch unterworfen ist. Auf einem in Stambul erschienenen lithographirten Bilde, welches sämmtliche Sultane von Osman bis Abdul Medschid vorstellen soll, sind ungefähr zweiunddreißig Turbane zu sehen. Merkwürdigerweise sind sie alle verschieden, alle geben lauten Ausdruck von den religiösen und politischen Gefühlen jener Zeit, in welchen sie gewunden worden sind. Vom Tode des Propheten bis zum Sturze des Chalifats der Abassiden war der religiös officielle Turban nichts anderes, als eine regelmäßige Umwindung der Kappe mit der üblichen Leinwand. Später hat die weite Rolle sich in eine Rundung umgewandelt, der Turban wurde nicht gewunden, sondern geflochten, und schon zu Zeiten Orchan's war dieser Kopfputz so complicirt, daß jeder Gentleman von Anspruch seinen Privatturbanflechter haben mußte. Kriegerische Sultane trugen kleine, leichtgewundene Turbane; Fanatiker oder Zeloten große, kegelförmige; ein treffliches Mittel, den Kopf zu erschweren, damit er im Nacken sinke und dem Träger ein Ansehen verleihe, als wenn dieser in göttlicher Anschauung versunken, das Haupt in den Busen gesenkt, nie wagend, den Blick in die Höhe zu richten, nur stets zur Erde niederschauen würde. Lustige, fröhliche Regenten ließen sich phantastische Knoten machen; der Eroberer Cyperns hat seine Trunksucht, seine Liebe zu den Tscherkassierinnen in den frivolen Flechten seines Turbans ausgedrückt. Eroberer schmückten solche mit dem Reiher oder anderen herrschaftlichen Insignien; verweichlichte Haremhelden ließen Perlenschnüre herabhängen, ja, es ist sonderbar, was die guten Mohamedaner nicht alles für Unfug trieben mit diesem Leichentuche in spe.

Und dennoch ist der Turban schön und malerisch; selbst noch heute, wo er sich in der Periode des Verfalls befindet! Der Occidentale sagt: Les cheveux sont l'ornement de la tête; der Orientale legt dieses auf den Turban aus. Ja, die biederen Neuosmanlis nehmen sich in ihren rothen, casserollartigen Kopfstücken neben ihren andersdenkenden Glaubensbrüdern im Osten ganz miserabel aus. Der blendende, schneeweiße Turban der Mollahwelt, obwohl heute schon nachlässig und von eigener Hand gebunden, verleiht noch immer einen gewissen Grad von imposantem Aussehen, ebensosehr wie der des Anatoliers, welcher aus einem groben, buntfarbigen Shawl gewunden, besonders bei Leuten von hohem Wuchse nie seine Wirkung verfehlt. Es ist dies nicht nur eine Kopfbedeckung, sondern dient zugleich bei Tage als Schirm gegen die Sonne, bei Nacht als bequemes Kopfkissen, ja bei vielen ist es sogar ein

förmliches Necessaire, denn während er in einer Seite Zahnstocher und Zahnputzer, in der anderen Seite Augenpulver, bisweilen auch etwas Salz und Pfeffer verborgen trägt, benutzen Andere die Falten zum Aufbewahren des Geldes und sonstiger Papierstücke, und von einer großen Majorität wird der eine oder andere Zipfel zum Abtrocknen, wenigstens nach den frommen Waschungen, gebraucht. So viel Bequemlichkeit mit Nützlichkeit zu verbinden, ist kein kleiner Vortheil. Darf man daher den Türken grollen, wenn sie so ungerne den Turban mit dem Fez vertauschen?

„Alle Rechtgläubigen sind Brüder,“ sagt der Prophet, und wenn der Koran auch nicht direct als Kennzeichen der Nationalität dient, so trägt er dennoch immer die offenen Merkmale des Standes, der Religion und der Anschauungsweise in sich. Während in gewissen Ländern die Juden und Christen schwarze, grobwollene Turbane zu winden gezwungen sind, um hierdurch das traurige Emblem ihrer Knechtschaft zu bekunden, ist diese Kopfbedeckung in anderen Ländern, wie z. B. Persien und Mittelasien, den Nichtmoslimen gar nicht erlaubt worden. Unter den Rechtgläubigen selber finden wir die Nüancen der grünen Farbe einzig und allein bei den Nachkommen des Propheten; in Constantinopel sind diese letzteren zumeist Grünzeughändler und geben durch die Farbe ihrer Turbane eine treffliche Parodie auf ihr Geschäft und ihre Abkunft. In Persien haben die Mitglieder dieser gebenedeiten Familie während der Lebenszeit das Blau auf ihrem Turbane, das Grün aber auf die Kuppel ihrer Mausoleen gewählt. Kaufleute, Handwerker und sonstige Stände ergötzen sich an buntfarbigen Turbanen; sie sind Männer der Welt, dem bunten Getriebe des irdischen Daseins nicht unhold und müssen dieses als Aushängeschild auf dem Kopfe herumtragen. Anstand, Adel, Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Herrschaft wurden und werden stets nur durch den weißen Turban ausgedrückt. Ja, selbst die Stadien der Civilisation, in welchen sich die verschiedenen Familien des Islams befinden, sind aus den Formen dieser merkwürdigen Kopfhülle zu erkennen. Der Scherif von Mekka, ja alle edlen Insassen dieser heiligen Stadt, sind stolz darauf, das Leintuch in derselben Form zu winden, wie es zur glücklichen Zeit Sr. Heiligkeit Sitte war; in Damaskus, Bagdad und Jerusalem brüsten sich Viele damit, daß ihr Turban noch haargenau dieselbe Gestalt hätte, wie zur Zeit der Chalifen, während in Brussa, Konnia und Bochara eifrige Ordensbrüder uns beweisen wollen, daß sie in ihrer Kopfbedeckung noch immer die Mode des Bektasch, Mevlana Dschelaleddin, Rumi und Behaedin befolgen. In Persien will man die Turbansitte der beliebten Sefeviden, in Afghanistan die der Gasneviden und in Indien die des mächtigen Ekber Schah und Evrengsib nachahmen. Ja, es ist ein weitläufiges, buntes historisches Bild im Turbane vorhanden, und wenngleich die übrigen Kleidungsstücke den mannigfaltigen Einflüssen der Zeit nachgeben werden, der Turban bleibt allein und immer der unerschütterliche Repräsentant vergangener Jahrhunderte, vergangener Größe und tief verborgener religiöser oder dynastischer Gefühle.

Und ist denn nicht auch in der Weißwäsche, oder besser gesagt, in der Gleichgültigkeit dieses zur Reinlichkeit unentbehrlichen Kleidungsstückes, der Orient mit seinem ganzen Leben und Wirken, mit seiner gefährlichen Philosophie ausgedrückt? Ob Römer, Griechen oder sonstige Völker des Alterthums, ob selbst wir Abendländer im dunklen Zeitalter auf unsere Leibwäsche besondere Sorgfalt verwendeten, könnte wohl Niemand bejahend beantworten, doch meine ich, daß diese sowohl bei den früher erwähnten Nationen, als auch bei uns sich immer in einem besseren Zustande befunden hat, als bei den Orientalen der Neuzeit. Es ist merkwürdig, daß nicht nur die ärmere und Mittelclasse, sondern selbst die Allerhöchsten und Allerreichsten, was die Weißwäsche betrifft, so auffallend nachlässig sind im Osten; in der Türkei und den arabischen Städten, wo die weißen, gazeartigen, halb Seiden-, halb Wollstoffe noch immer en vogue sind, scheint man schon wenigstens im Mittelalter der Leibwäsche einige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Häufig wechseln wurde dort aber nie als Regel betrachtet, denn so wie früher, so ist es auch jetzt noch Sitte, neben einer bedeutenden Anzahl von Oberkleidern nur zwei, drei, höchstens sechs Hemden in die Garderobe aufzunehmen. In Persien jedoch und im ferneren Osten sieht es in dieser Hinsicht

noch weit ärger aus. Leute, die Hunderte von Dukaten auf Schmuckgegenstände und Kleider verwenden, pflegen höchstens so viel Weißwäsche zu haben als zum Wechseln nöthig ist, und nicht nur reiche Kaufleute, sondern auch hocharistokratische Chane und Minister stehen, was Dürftigkeit in Weißwäsche betrifft, selbst unseren Allerärmsten weit nach. In Persien trägt die große Majorität dunkelblau gefärbte Hemden aus Nankin, womit man die Unsichtbarkeit des Schmutzes und die Sichtbarkeit der dort nistenden weißhäutigen Kreatürchen bezwecken will. Nichts ist anekelnder für den Fremden, als wenn er einen großen Herrn, den ein unendlicher Troß von Dienern begleitet, der mit den theuersten Rubinen und Diamanten sich beladet, mit den prachtvollsten Seidenkleidern angezogen sieht, unter welchen ein Zipfel des schmutzigen Hemdes mit ekelhafter Fratze hervorguckt. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran hatte selbst Se. Majestät nicht mehr als zehn Hemden, die zum Schrecken aller rechtgläubigen Schiiten von den Händen einer Ungläubigen gewaschen, gestärkt und geplättet wurden. Außerdem verbreitet noch das fragliche Kleidungsstück in Iran durch den steten Contact mit dem von übelriechendem Henna behafteten Körper einen sehr unangenehmen Geruch und dieser grelle Contrast der inneren Unreinlichkeit mit dem äußeren Putz giebt uns am besten zu verstehen, wie im alten Oriente Alles nur dem Scheine huldigt. In Mittelasien, wo das bis zu den Knöcheln reichende Hemd zu Hause und zur Sommerszeit als Gewand verwendet wird, pflegt man auf Wäsche mehr Sorgfalt zu verwenden; das weiße Hemd ist namentlich unentbehrlich beim Gebete, und dennoch haben sowohl die Turkestaner als auch Afghanen keinen besonderen Ueberfluß daran; ja, ich erinnere mich, einen Sohn des berühmten Dost Muhamed Chan's gesehen zu haben, der auf einige Stunden nackt im Oberkleide schlief, um sich indessen das Hemd durch seinen Diener auswaschen zu lassen. Echt prinzliche Begriffe von dem, was wir Reinlichkeit nennen!

Die übrigen Kleidungsstücke im fernen Osten sind länger, plumper, abgeschmackter, unzweckmäßiger und unästhetischer als überall in der westlichen Islamitenwelt; merkwürdig bleibt es immer, daß die Nationen, welche sich mehr zu Pferde als zu Fuß bewegen, bauschigere und faltenreichere Kleider haben. Es ist dieses wohl sehr unpassend für leichte ritterliche Evolutionen, doch werden letztere nirgends gesucht, und der reitende Morgenländer vermehrt eben deshalb seinen Anzug, weil die Wucht der Kleidungsstücke nicht von ihm, sondern vom Pferde getragen wird. Nicht nur Oezbegen in Bochara, Chokand und Kaschgar gleichen in ihren Costümen antiken ausgepolsterten Damen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, selbst der kriegerische Afghane und Charezmier, welchen Ersteren, was Chevalereskes und Heroisches betrifft, die englischen Schriftsteller so sehr bewundern, haben sowohl zu Fuß als auch zu Pferde immer mehr das Aussehen einer lustigen Ballerina auf den Brettern, als das eines Kriegers. Anliegende Kleider verleihen wohl weniger Grace, sind aber auch weniger hindernd als die weiten, und in den Kämpfen der Mittelasiaten sind die Falten ihrer Gewänder, womit sie sich einander leicht erfassen, nun auch am meisten nachtheilig.

Orientalischer Schmuck! Nicht wahr, lieber Leser, da wässert Dir schon der Mund? Du willst Großes, Außerordentliches hören. Schilderer des Ostens mögen Deine Neugierde wohl gespannt haben; doch erlaube mir, daß ich die Wahrheit nicht den interessant scheinenden Sensationsberichten opfere und Dir offen mittheile, daß der Schmuck des alten, blendenden, Sterne verdunkelnden Ostens heute sehr tief, auf ein ärmliches Geflitter herabgesunken ist. Prachtliebe (von der wir noch sprechen werden) giebt es wohl, doch Schmuck, wirklich Staunen erregenden Schmuck, ich meine für das Auge eines Europäers, ist selten anzutreffen. Die nüchternen Osmanlis haben die alten Gepränge ihren Weibern übertragen; diese pflegen sich noch mit großen Perlenschnüren, Colliers, Armbinden, Agraffen, Finger- und Ohrenringen zu beladen, während die Herrenwelt dieser Leidenschaft nur durch einen bescheidenen Fingerring, durch Petschaften und Taschenuhren fröhnt. Erstere pflegen zumeist Diamanten, große Rubinen, Saphire und Smaragde zu sein; die zweiten, ich meine die Siegel, diese Stereotypunterschrift der Orientalen und leibseliges zweites Ego jedes Gentleman, werden in kleinen, seidenen Säckchen bewahrt auf dem Leibe getragen, und nicht nur vor Verwand-

ten, sondern selbst vor der eigenen Familie gehütet. Sie bestehen aus werthvollen Steinen in Gold gefaßt, kunstvoll geschnitten, und sind oft Alterthümer von hohem Werthe. Ebenso die Uhren, eine alte, englische Fabrikation, nicht selten mit Diamanten ausgelegt, sodaß selbst dienstbare Geister derartige Genfer Industrieartikel im Werthe von fünfhundert bis tausend Francs auf sich herumtragen. Die alten Türken pflegen herkömmlicher Sitte halber das Sattelzeug luxuriös auszustatten, die Neutürken haben diese Ausstattung auf die Wagen übertragen. Eine lächerliche Verschwendungssucht, feine, oft mit Spiegelwerk und Silber verzierte Kutschen aus Paris zu bringen, um solche auf dem Höllenpflaster des alten Byzanz in einigen Wochen zerschmettern zu lassen, denn kein Wagen ist von den Ufern der Seine oder der Donau nach dem Bosporus gewandert, der dort länger als zwei bis drei Monate sein Leben aufrecht erhalten hätte. Schwere Tausende fallen diesem Luxusgegenstande zum Opfer; nur eines ist es, worin die Türken ihre Prunksucht en géneral verrathen, nämlich in den Pfeifen. Das große Bernsteinmundstück ist bei den Reichen mit werthvollen Steinen geziert, ja bei gewissen feierlichen Gelegenheiten werden Manchem Tschibuke gereicht, von denen jedes Stück auf mehrere tausend Francs hoch zu stehen kommt.*

In Persien wird der Pfeifenluxus noch ärger betrieben; hier werden silberne, goldene, mit Edelsteinen verzierte oder kunstreich emaillirte Kaliankköpfe (Serikalian) als unumgänglich nöthiges Attribut des Reichthums und des Anstandes betrachtet, wie besonders in letzterem Lande, was Putz an Kleidern oder edlen Metallen, namentlich auf dem Sattelzeuge (da die Perser, der alten Sitte treu, noch immer ein reitendes Volk par excellence sind) betrifft, morgenländischem Luxus mehr Ausdruck verliehen wird. Hausgeräthe und Eßgeschirre aus theuren Erzen zu verfertigen, wird heute schon immer seltener, nur alte Familien haben hie und da einige Waschbecken und Wasserkannen, Leuchter, silberne Teller, goldene Sherbetschalen aus den guten alten Zeiten noch zurückbehalten, und das Einzige, was in letzteren Gegenständen unsere guten Türken am Bosporus noch schmücken, das sind die kleinen Untertassen der Kaffeeschalen (Zarf), welche von inländischer Industrie, filigran gearbeitet, zuweilen mit Edelsteinen versehen werden. Da mit dem wachsenden Einflusse unserer westlichen Civilisation die alte türkische Sitte immer gegen die östlichen Gegenden Asiens zurückgedrängt wird, so ist der Reichthum und Schmuck der Waffen in der Türkei nur in Arabien und Kurdistan hie und da anzutreffen. Silberne oder goldene Schwertscheiden und Schwertgriffe, lange damascirte Flintenläufe mit Gold, Silber oder Steinen ausgelegt, werthvolle Handschare und Jatagane gehören beinahe schon unter die Raritäten und werden zumeist von den antiquitätssüchtigen europäischen Touristen nach dem Westen geschleppt; denn es ist merkwürdig, Alles, was von diesen Gegenständen aus Rumälien und Anatolien nach dem Bazar zu Constantinopel gebracht wird, ist zugleich in jenen Strom gelangt, der Alles nach Europa hinreißt, zurück aber nach Osten nur selten etwas führt. Iran hat hierin mehr Originalität aufbewahrt; hier hat wohl die Fabrikation der im Alterthume hochberühmten Klingen von Isfahan, Chorasan schon beinahe aufgehört, doch muß jeder Perser von Anstand einige Prachtstücke in Waffen besitzen, welche Leidenschaft bei den kriegerischen Mittelasiaten, wie selbstverständlich, noch größer ist, wo so wie im Mittelalter die größte Sorgfalt auf die Schmückung der Schwerter, Dolche und Schilder noch immer verwendet wird, und die Präsentirung eines oder des anderen werthvollen Waffenstückes noch heute das Verleihen einer Würde bekleidet.

* Der jetzige König von Belgien, der noch als Duc de Brabant den Orient bereisend Abdul Medschid's Gast war, wurde in dem ihm angewiesenen Palaste mit derartigen Tschibuken bedient, diese gefielen ihm sehr; er äußerte sein Wohlgefallen dem Sultane, und dieser bediente sich des üblichen, orientalischen Höflichkeitsausdruckes: „Es sei Dein Angebinde,“ welches nur leere Worte sind, nie aber ernst gemeint werden. Der Prinz, dem noch altbatavisches Blut in den Adern floß, nahm die Sache für Ernst, und packte am Tage der Abreise sämmtliche Gegenstände, im Werthe von einigen hunderttausend Francs, zum Staunen aller Türken in Koffer ein. Die Türken schrieen: „Prinzliche Hoheit! Es war nur Compliment, was der Sultan sagte.“ Doch die Hoheit wollte in ihrer Behauptung nichts nachgeben, sie sagte: „Sultane scherzen nicht,“ nahm Alles mit nach Brüssel, und schickte als Contrepräsent eine künstlich gearbeitete Vase mit merkwürdigen Basreliefs und Gravuren, aber im Werthe kleiner, als der hundertste Theil der mitgenommenen unfreiwilligen Spenden.

Es ist überhaupt sehr charakteristisch, daß die Völker des Ostens im Gebrauche der Edelsteine und edlen Metalle nicht nur einen Schmuck, eine Zierde für ihre Kleider, sondern sogar einen Talisman, eine Arznei gegen gewisse Uebel zu entdecken glauben. Dem von Gelbsucht Geplagten wird das Mitsichführen von Goldmünzen angerathen, in der Meinung, daß die gelben Füchse die ihnen verwandte Farbe anziehen und verschwinden lassen. Das starre Hineinblicken in den klaren, krystallhellen Diamant soll die Düsterkeit des Gemüthes verscheuchen, den Schleier des Kummers von dem Auge nehmen, den Menschen scharfsichtig machen und fröhlich stimmen. Wer sein Auge am dunklen Roth des Rubines weidet, dem ist es leicht möglich, seine Blicke, seine Sinne, selbst ohne Genuß des verbotenen Getränkes zu berauschen. Rothe Rubine und rother Wein sind anverwandt, beide dienen als Metaphern der rothen Lippen der Holden, und die Dichter haben den Rubin so oft mit Wein und Mädchenlippen verglichen, daß der von Liebe entflammte Orientale im Kuß des kalten Steines den feurigen Gegenkuß des warmen Mädchenmundes zu finden glaubt. Ja jeder Stein hat seinen besonderen Werth, seine besondere Bedeutung. Die frommen Derwische und Ordensbrüder schmücken den Mäßigkeitsgürtel ihrer zerlumpten Anzüge mit einer Agraffe von bestimmter Steingattung. Diese wird ihm vom geistigen Oberhaupte verliehen, und er trennt sich von allen irdischen Gütern, von Allem, was ihm theuer und lieb ist, nur von diesem Steine nicht. Ich habe Schwärmer gesehen, die eine weiße geäderte Steingattung (Mondstein?) mit zerknirschter Pietät betrachten; dieser kommt zumeist aus der Umgebung von Nedschef, der Ruhestätte Ali's, und man behauptet, daß die Adern nichts Anderes wären, als einzelne Haare vom gesegneten Barte des allgemein geliebten Heldenchalifen. Diese Steine werden weit bis China exportirt, und obwohl an Ort und Stelle im Freien gefunden, so werden sie in Jarkend, Kaschgar, ja in der ganzen chinesischen Tatarei mit dem werthvollen Achate eingetauscht. Von den Wunder wirkenden Steinen, die zumeist als Antidota gegen Gift gebraucht werden, giebt es ebenfalls eine nicht unbedeutende Anzahl. Diese stehen besonders bei den Söhnen der Wüste in hoher Achtung, und es ist mir noch heute unbegreiflich, ja es mag dem europäischen Leser fast unmöglich scheinen, wenn ich ihm erzähle, daß ein turkomanischer Schech einen von einer giftigen Schlange Gebissenen dadurch heilte, daß er an der Stelle, wo der Betreffende gebissen wurde, mit einem kleinen, schwarzen Steine so lange herumtippelte, bis dieser jeden Schmerz verlor. Nicht minder ist es auch der Stein der Weisen, ein nur noch in der Fabelwelt existirender Gegenstand, welcher von den Orientalen gesucht, und von Vielen gefunden worden zu sein behauptet wird. Bei alten Ruinen und sonstigen durch Spuk und Zauber berühmten Orten wird man oft einem hagern, verwirrt aussehenden Derwische begegnen, der Tage, ja Monate lang herumsucht, ohne daß sein Streben bei Jemand Verwunderung hervorrufen würde. Er sucht den Stein der Weisen, heißt es allgemein, er will die Hauptingredienz zur Alchimie finden, und nicht nur stört ihn Niemand, man versieht ihn sogar mit Speise und Trank während der Zeit seines nutzlosen Geschäftes.

Grenzenlos und in wahrer Blüthe war der Edelsteincultus einzig und allein in Mittelasien anzutreffen, und zwar bei den islamitischen Fürsten des Mittelalters. Sowohl die östliche als auch die westliche Seite des alten Welttheiles, ja auch Europa, hat von hier seinen Schmuck entlehnt, und nicht fabelhaft, nicht übertrieben sind die Beschreibungen, die uns die Geschichte hierauf bezüglich von den Höfen der Chalifen zu Bagdad, der Sefeviden in Isfahan, der indischen Fürsten zu Lahore, ja auch der Timuriden in Transoxanien erzählt. Der arabische Meerbusen, Indien, Bedachschan und Chorasan waren die unversiegbare Quelle derselben, von hier aus tauchten jene einzelnen funkelnden Sterne auf, die sich an den Diademen manches Fürsten zur strahlenden Sonne der Pracht concentrirten; von hier aus haben habsüchtige Herrscher ihre Schatzkammern gefüllt. Der Sturz der einen oder anderen Dynastie hat die gesammelten Schätze auf's neue in Umlauf gesetzt, die Ströme gingen zumeist westlich, bald aber auch südlich, bald nördlich. Und da das kriegerische, stets von wilder Anarchie unterminirte Asien nur seit dem mächtigen Erwachen des Abendlandes in den Schlaf der Thatlosigkeit, ja in den Tod ver-

sunken ist, so ist es auch anzunehmen, daß die großen Schätze mit dem Schlusse des Mittelalters allmälig zu verschwinden aufhörten. Vieles ist nach allen Weltrichtungen zerstreut worden, Mehreres hat die Erde wieder in ihren schwarzen Busen zurückgenommen, denn was die Höfe der islamitischen Fürsten heute noch besitzen, ist nur ein ärmliches Geflitter. Der helle Glanz, die blendende Pracht des orientalischen Luxus ist dahin!

* * *

Was bis jetzt gesagt wurde, gilt nur von der Männerwelt. Nun wollen wir von den Frauen speciell reden, von den Frauen im Oriente, die unsere Dichter und Schöngeister so oft in rosige Entzückung versetzen, die vielmal besprochen, zumeist aber verkannt wurden und werden. Die Frau im islamitischen Osten ist nicht, wie bei uns, das Sinnbild der Zierlichkeit, des Schmuckes und Glanzes, sie gehört nicht der Oeffentlichkeit an, steht daher, was öffentliches Prangen und Paradiren betrifft, weit hinter dem Manne zurück.

Sie hat streng genommen zwei verschiedene Anzüge, einen häuslichen und einen öffentlichen. Im Hause, oder im Negligé muß oder soll die Frau durchsichtige Stoffe, im leichten, ja frivolen Schnitte gearbeitet, tragen. Alles muß darauf hinzielen, um ihre körperlichen Schönheiten ihrem Herrn und Gatten in hellerem Lichte zu zeigen, und im Bereiche des Harems muß sie in solchem Maße kokett, ja beinahe unverschämt frech sich zeigen, in welchem Maße sie außer dem Harem verborgen, vermummt, ja streng versiegelt einherwandeln muß. Auch hier sind die Türkinnen am ersten Orte zu erwähnen, schon wegen ihres wahrhaft geschmackvollen Anzuges, ich meine das Ensemble der Haustracht der türkischen Frauen. Die seidenen, von den Knöcheln in reiche Falten herabwallenden Hosen müssen beim Gehen ein Rauschen und Knistern verursachen, dessen Töne als wollustreiche Melodien klingen sollen. Der nackte Fuß muß sich in den winzigen Pantöffelchen, diese wieder im flinken Schritte sich verlieren. Der obere Theil des Körpers muß immer streng decolletirt und ebenso arm an Hülle sein als die Schöße des leichten und dünnstoffigen Entaris durch zwei, oft dreimalige Länge in den Gurt gesteckt, um die Lenden ein zierliches, in phantastischen Falten herabwallendes Jupon bilden soll. Besonders allerliebst und herzig ist der schelmische, auf den Seiten sich schaukelnde Kopfputz, von welchem das in lose Locken geflochtene Haar herabwallt. Dieser Kopfputz, blos aus einer kleinen Kappe, theils aber aus dünnen, spinnwebartigen Tüchern bestehend, ist unaussprechlich zierlich und verjüngend, namentlich erhöht er den schalkhaften Gesichtsausdruck der lustigen Schönen, sodaß man sich unter dessen Hülle gar nicht ein ernstes Köpfchen vorstellen kann. Die Türkinnen binden ihn sehr schnell auf, ohne Spiegel, ohne besondere Sorgfalt, und dennoch sind Fransen und Zipfel so malerisch gelegt, wie dieses nur im Osten möglich ist. Ja die orientalischen Dichter haben Recht, wenn sie ihre Schönen mit holden Cypressen, Mondgesichtern u. s. w. vergleichen. Der Körper bewegt sich im bescheidenen Anzuge frei und graziös; die alabasternen Arme tauchen vom langen Aermel überraschend schön hervor, und die türkische Schöne mag am Stickrahmen sitzen oder ihrem Gebieter gegenüber mit überschlagenen Armen stehen, sie mag geschäftig umherrennen oder in melancholischem Schritte einherwandeln, der häusliche Anzug verleiht ihr immer eine solche Anmuth, wie kein anderes Damenkleid in der Welt. Leider ist dieses jedoch nur vereinzelt, denn wenn wir nach den Hanims des türkischen Harems einen Besuch im Frauengemache der Perserinnen, Afghaninnen und Mittelasiatinnen machen, werden wir keine Spur mehr von Poesie, kein Zeichen von Geschmack antreffen. Die Tochter Iran's mit ihrem Bajadere ähnlichen Unterrocke, der allem Anscheine nach auch Indien entlehnt ist, mit dem kurzen, nur die Brüste bedeckenden Oberhemde, womit man auf Entblößung des Bauches hinzielt, mit den rothgefärbten Entenfüßen, mit ihrem durch Tätowirungen entstellten Nacken und ihren Armen, mit ihrem niedergeklebten Haarputz, gleicht eher einer feilen Dirne, einer geschmacklosen, frechen Hetäre, als jener anmuthsvollen Rose, jener herzräuberischen Schönen, die wir nach der Aussage einheimischer Dichter in ihr erkennen sollen. Nicht nur ihre Erziehung, sondern selbst ihr ganzer Anzug hat etwas Lascives, Unästhetisches an sich. Sie ist das Sinnbild der echten Haremorgie. Und wie ärmlich, plump, verlassen

und vernachlässigt sieht nicht erst die Frau eines Oezbegen aus?! Ihr Anzug wird nicht nur von Haremstrenge, asiatischem Barbarismus und islamitischer Pruderie beeinflußt; bei ihr ist auch Armuth eine Hauptursache der auffallenden Geschmacklosigkeit. In manchen Theilen Mittelasiens ist selbst die Existenz eines speciellen Damenkleides bestreitbar, wenigstens habe ich es an manchen Orten erfahren, daß viele der Gewänder von Mann und Frau auf gleiche Weise getragen werden können — Unterhose, Hemd und Jacke unterscheiden sich hier, was sexuelle Eigenheiten betrifft, fast gar nicht. Hie und da ist es nur die grelle Farbe, oder das Stückchen Kattun, Möbelstoff, das die Waden bedeckt, welches auf Benennung eines speciellen Frauenkleides Anspruch hat. Die Oezbegin oder Tadschikin hüllt sich selbst zu Hause in faltenreiche Kleider ein; ob Sommer oder Winter, sie ist auf gleiche Weise vermummt, ja selbst die Haare werden nur im Blüthenalter gepflegt, und ältere Matronen pflegen solche als embrassirende Dinge gänzlich abzuschneiden. Was am Ufer des Bosporus dünne Gaze, feine Seidenstoffe, künstliche Spitzen und andere Putzgegenstände sind, das wird hier von den importirten, hellfarbigen, russischen Sacktüchern ersetzt, die theils in einem geschmacklosen Turbane kegelartig um's Haupt, theils aber als dicke Wurst um die Lenden gewunden werden. Schwere Seidenstoffe als Kimchai, Darai und Etres, die bei den Mittelasiaten wohl nicht fehlen, dienen zu Männerkleidern und als Schmuck der Männerwelt. Dieses unnatürliche Gesetz, Frauen des Schmuckes und der Zierde zu berauben, ist aber nur in Transoxanien und Afghanistan zu Hause; im mohamedanischen Indien, wo religiöse Strenge herrscht, haben alte indische Gesetze Vieles gemildert; selbst in Bochara muß dieses nicht immer Gesetz gewesen sein, wo nach Aussage der Geschichte zur Blüthezeit der Timuriden die Frauenwelt hier und da öffentlich figurirte. Heute jedoch ist das arme schöne Geschlecht, was seine Kleider, Toilette und Schmuckgegenstände betrifft, in sehr kläglichem Zustande daselbst.

Der Hausanzug der Damen im islamitischen Osten wird daher bei so manchem europäischen Leser, der Alles im Farbenlichte von „Tausend und einer Nacht," oder beim Zauberscheine unserer erhitzten europäischen Poeten sehen will, eine barocke Täuschung hervorbringen. Noch mehr aber ist es das Kleid, in dem sich die Frauen auf öffentlichen Plätzen zeigen. Doch was sage ich Kleid, vielleicht eher das Tuch, in welchem sie eingemummt umhergehen, oder gar die tyrannische Maske, in welcher manches von jugendlicher Schönheit strotzende Wesen seine jugendlichen Formenreize verbirgt, und sich als alt, geschmacklos, plump zeigen muß. In dem verhältnißmäßig civilisirten Theile Westasiens wird diese Hülle in der Form eines Mantels (Feredsche) getragen, dessen breiter Oberkragen vorn und hinten bis weit über die Lenden herabhängt, der nicht gebunden, sondern mit beiden Händen um die Brust befestigt getragen wird. Und wenn im Gehen der obere Theil sich so weit öffnet, daß er beinahe über die Schulter hinabgleitet, wird der untere Theil durch den Faltenfall wieder so eng, daß er die Dame im Gehen hindert, und durch das beengende Schließen eben jenen Theil des Körpers in offenen unästhetischen Conturen zeigt, den unsere Frauen mit Recht im Faltenmeere ihrer Gewänder zu verbergen suchen.

Den oberen Theil des Körpers bei den türkischen Frauen bedeckt entweder ein dicker Wulst von Tüll, oder ein Shawl; den Kopf die in Europa schon ziemlich bekannte Form des Jaschmaks, Schleier, der eher den Namen Schönheitszeiger als Schönheitsverberger verdient, da Augen, Nase und Mund frei gelassen, die stark geschminkten Wangen, dicht überzogenen Augenbrauen durch die spinnwebartigen Gazestoffe sich so täuschend zeigen, daß unerfahrene Augen diese chemischen Ingredienzen sehr häufig für natürliche Attribute annehmen.

Diese stark complicirte Mode der türkischen Damen ist aber auch nur eine Errungenschaft der Neuzeit, die nach Aussage alter Kupferstiche nicht nur im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, sondern selbst im Anfange des neunzehnten nicht existirte, und demzufolge auch heute in allen Theilen des ottomanischen Reiches nur bei der Beamtenwelt und hier vorzüglich bei Türken anzutreffen ist. Araberinnen und Perserinnen haben außer dem Hause weder die Vortheile des türkischen Jaschmaks, noch die des koketten auf- und herabfallenden Feredsches; wenn sie ausgehen, hüllen sie

sich in ein dunkles Leintuch Tschadir (Zelt oder Hülle genannt), dessen obere Ecken im Gurt befestigt, die untern aber in beiden Händen getragen werden, und die holden Damen derartig vermummen, daß sie gleich wie in einen Sack gesteckt, eher für eine wandelnde ausgepolsterte Mumie gehalten werden kann, als für eine nette Spaziergängerin. Das Gesicht bedeckt hier ein handtuchartiges Leinwandstück (Rubend), Gesichtsfessel genannt, das vor den Augen ein dichtes Netz gewoben hat, um spärliche Strahlen des Lichtes durchzulassen, und nur die Agraffen dieses Rubends bestehen hier und da bei den Wohlhabenden aus edlen Metallen, mit edlen Steinen geziert, welche mich immer an ein luxuriöses Prachtschloß einer Gefängnißthür erinnerten. Je weiter wir nach Osten kommen, desto complicirter, desto strenger verschlossen wird dieser Tschadir, und in Turkestan hat es die Frömmelei schon so weit gebracht, daß man das Oberkleid der Frau mit dem der Männer ganz identisch machte, um dadurch jede äußere Unterscheidung der beiden Geschlechter zu verhüten, und dem sündhaften Kokettiren vorzubeugen. Es sind hier zumeist lange Schlafröcke mit noch längeren Aermeln, welche die armen Oezbegentöchter über's Haupt werfen müssen; Schöße reichen bis über die Knöchel, und während der vordere Theil mit krampfhaft geschlossener Hand fest zugehalten wird, ist der Kopf mit einem dichten Roßhaarnetze überzogen, das zu lüften Niemandem, selbst bei großer Nothwendigkeit, einfällt. In der Türkei und Persien kann man oft selbst ohne aktäonische Impertinenz eine Schöne erblicken, die beim Wassertrinken, Pfeifenrauchen u. s. w. das weiße Visir aufschlägt; doch hier ist ein derartiger Act einer Todsünde gleich, und eine auf der Straße zufällig stolpernde Dame wird es nicht als Unglück rechnen, daß sie sich das eine oder andere Glied schwer verletzt hat, sondern daß die freie Luft beim Loswerden des Schleiers ihr Antlitz berührte. Was aber an den fernen Grenzen des Islams am meisten in Verwunderung setzt, das ist, wie hier alle Frauen gleich ihren übrigen Geschlechts- und Glaubensgenossinnen mit der Bereitung von Putz- und Luxusgegenständen, mit Stickereien, Weben feiner Stoffe beschäftigt sind, ohne diese Industriestücke ihres Fleißes zur eigenen Zierde gebrauchen zu dürfen. Man begegnet auf den Bazaren der Hauptstädte Transoxaniens chef d'oeuvres der Stickkunst, doch Alles ist für die Männerwelt bestimmt. Monate, ja Jahre lang arbeitet ein armes Wesen an einem Prachtgewande und freut sich nur dann, wenn dieses den Leib ihres Herrn, bisweilen auch ihres Tyrannen schmückt.

Was die Schmuckgegenstände der Frauen im islamitischen Osten betrifft, so gehören diese eher zum häuslichen als zum öffentlichen Anzuge. Die Türkinnen schmücken vorzugsweise das Haupt und den Hals. Im ersteren Falle wird die niedliche Kappe oder das schalkhaft gebundene Tüchelchen mit werthvollen Perlenschnüren, Diamantagraffen und Diademen geschmückt; im letzteren Falle aber gebraucht man kostbare Colliers, die weit bis zum Busen herabhängen; Ringe tragen nur die alten Frauen, während hingegen Armbänder nur den jüngeren zur Zierde dienen. Ohrringe sind überall ein Gegenstand von besonderer Sorgfalt, doch Nasenringe haben die türkische Damenwelt nie geschändet. Dieser abgeschmackten Mode haben von jeher nur die Frauen Arabiens und der Nomadenstämme gehuldigt; so wie auch noch heute nicht nur in der Türkei, sondern auch Damen aus Persien hierin eine Ausnahme machen. Denn eines allgemeinen Gebrauches erfreut sich dieser bizarre Gegenstand auch nur bei den Völkern Mittelasiens, wo manche hochgeborene Oezbegin ihre Nasenläppchen mit einer solchen Wucht behängt, daß sie im Sprechen unfreiwillig näselnde Töne von sich giebt. In letztgenannten Ländern werden auch noch ganze und halbe Kronen, wenn auch hier und da nur aus Silber und Messing, zum Schmücken der Haare verwendet; man behängt sich mit einer Unzahl von Amuletten, und dabei kommt es nicht so sehr auf die Wunderkraft der mysteriösen Sprüche, als auf das kostbare, schwere Etui an, und so wie man sein Pferd nur dann recht herausgeputzt findet, wenn es unter Geklirr, Getöse und Geklingel einherschreitet, so ergötzt man sich auch zu Hause an seiner Frau, wenn diese während des Gehens durch die herabhängenden Schmuckgegenstände ein merkliches Geläute und Gerassel hervorbringt.

* * *

So wie der Leser durch diese Skizze über die Kleidung und Schmuckgegenstände des Ostens sich weder das Bild von vermeinter orientalischer Pracht und orientalischem Pomp, noch eine entschieden ausgesprochene Tendenz nach der einen oder anderen Richtung vergegenwärtigen kann, so geht es auch dem unbefangenen Beobachter in den betreffenden Ländern. Was den Orientalen männlich dünkt, das scheint uns weibisch und läppisch, was sie für großartig und Staunen erregend halten, das macht auf uns den Eindruck von Kleinlichem und Alltäglichkeit. So wie oft prachtvolle Kunstgebäude in der unmittelbaren Nähe ärmlicher, zerfallener Hütten, uns befremdend überraschen, so begegnen wir auch einzelnen Individuen mit werthvollen Kleinoden überladen, entweder in zerrissenen Schuhen oder in schmutziger Wäsche. Vollkommen Schönes und Erhabenes nach unseren Begriffen kann der Orient nie repräsentiren. Er lebt das Kindesalter der sociellen Verhältnisse und liebt als Kind auch nur das Spielartige. Der Eingeborene des Westens, in Betracht auf Gepränge immer nüchterner als er, ist bei seinem Besuche im Osten durch das fremdartige Gebahren überrascht worden; er nahm das Hohle, Aufgedunsene, das Eitle und Flitterhafte für echt und reell an. — Der Name des Orients ist mit dem Begriffe von Pracht und Luxus streng verbunden worden; doch erwarten den heutigen Besucher nur große Enttäuschungen, denn nicht nur, was Kleider und Schmuckgegenstände betrifft, sondern überall und überall wird man im Osten nur Nacktheit und Armuth begegnen.

Kepler's Denkmal.

Von

J. H. von Mädler.

Bereits im zehnten Bande dieser Monatsschrift, im Aprilhefte 1861, Nr. 55, hat der Verfasser ein Lebensbild des in der Ueberschrift genannten Mannes gegeben, freilich nur in allgemeinen Umrissen. Auf diesen Aufsatz will er hier nur insofern zurückkommen, als einige Berichtigungen dies erfordern; die Hauptveranlassung bietet ihm das schon lang projectirte und jetzt zu Stande gekommene Denkmal des großen Mannes, das seine Geburtsstadt Weil (Weilderstadt) ihm errichtet hat.

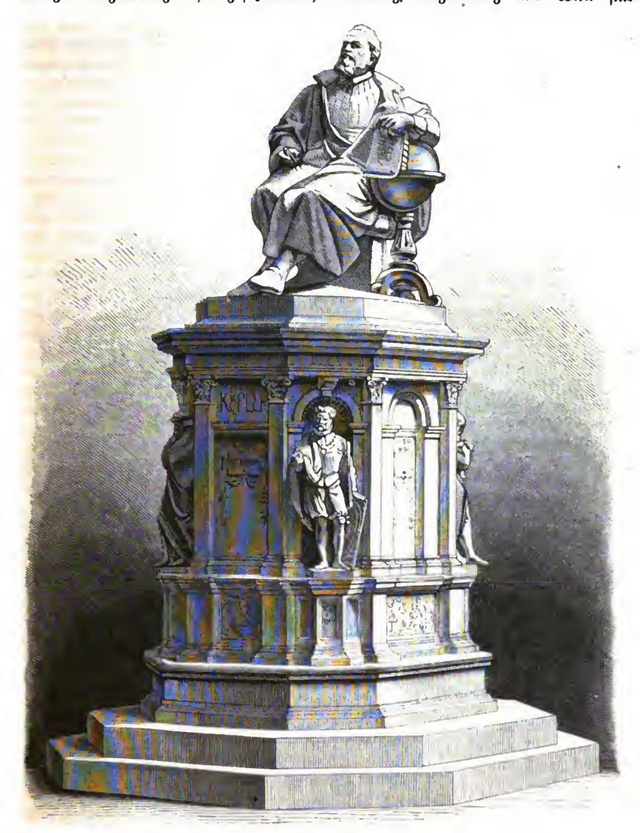
Denn nicht in Magstatt, wie jener Aufsatz angiebt, sondern in Weilderstadt selbst ist Johannes Kepler geboren. Jene Behauptung war gegründet auf einen Brief des Regensburger Pfarrers Anselm Hagenlocher an Kepler, d. d. 2. October 1604, worin er erwähnt, daß er sich erinnere, von Kepler's Großvater gehört zu haben, sein Enkel sei in Magstatt geboren; worauf er eine nähere Landsmannschaft zwischen ihnen gründet und dadurch Kepler geneigter machen will, auf sein Ansuchen wegen Stellung eines Prognostikons einzugehen. Diesem auf eine dreiundzwanzig Jahre alte Erinnerung basirten Zeugnisse stehen indeß entgegen das eigene Zeugniß Kepler's, der an zwei Stellen erwähnt, er sei zu Weilderstadt geboren, und außerdem ein Schreiben des Bürgermeisters zu Weil vom 22. Mai 1590 an den akademischen Senat der Universität Tübingen um Verleihung eines Stipendiums an Johannes Kepler mit ausdrücklicher Bezugnahme darauf, daß er in ihrer Stadt geboren. Wahrscheinlich würde nie ein Zweifel entstanden sein, wenn nicht in den Wirren des dreißigjährigen Krieges die Kirche zu Weil sammt allen Kirchenbüchern in Asche gelegt worden wäre.

Ferner wird in jenem Aufsatze Kepler's erste Gattin Barbara v. Mühleck genannt; ihr Name ist jedoch Barbara Müller, und das „von Mühleck“ bezeichnete nur ihren Wohnsitz. Erst 1623 erhielten die „von und zu Mühleck“ vom Kaiser Ferdinand II. den Adelsbrief und die Erneuerung ihres alten Wappens, sowie die Erlaubniß „in rothem Wachs zu siegeln.“ Gleichwohl scheint die mit adligen Geschlechtern verschwägerte Familie der Gattin Kepler's zum Adel gezählt worden zu sein, auch war ihre Mutter eine geborne von Hemmettern.

Auf einiges Andere zurückzukommen unterlasse ich um so eher, als, wie wir weiterhin sehen werden, eine ausführliche Biographie Kepler's von kundiger Hand in drei Bänden zu erwarten ist, die Manches in ein besseres Licht stellen wird, als dies im Jahre 1861 möglich war. Wir wenden uns vielmehr zu dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande.

Das jetzt von seiner Vaterstadt ihm errichtete Denkmal ist keineswegs das erste.

Statuen und Büsten Kepler's sind außer dem ältesten, dem Windhager Denkmal, und dem von Karl von Dalberg in den Anlagen Regensburgs ihm gesetzten noch vorhanden in der Walhalla, im Benedictinerstift zu Kremsmünster, im Polytechnikum zu Karlsruhe und in der Nicolaikirche zu Hamburg; und Gedenktafeln zieren die Häuser, welche er in seinem wechselvollen Leben zu Weil, Leonberg, Gratz, Mühleck, Linz, Sagan und Regensburg kürzere oder längere Zeit bewohnt hat. In mehreren Städten, namentlich in Ulm, Stuttgart, Nürnberg, Regensburg und Wien sind Straßen nach seinem Namen benannt. So haben spätere Zeiten Alles gethan, um die Vernachlässigung und Verkennung, die das Erdenwallen des großen Mannes trübten, wieder gut zu machen.



Kepler's Denkmal.

Um so rühmlicher und anerkennenswer-

ther aber erscheint es, daß seine kleine Vaterstadt, die durch Ungunst der Zeiten auf vierzehnhundert bis fünfzehnhundert Einwohner, kaum die Hälfte der früheren Zahl, herabgekommen ist, nicht zurückbleiben wollte, dem größten ihrer Söhne, der sich selbst ein ewiges Denkmal am Sternenhimmel gesetzt, ein solches vor ihren Augen, seiner würdig, zu errichten.

Mit eigenen Kräften freilich vermochte sie solches nicht. Aber ein Kepler gehört dem Menschengeschlechte an, und so war Weilderstadt vollberechtigt, sich an die Gebildeten aller Länder zu wenden, um Beiträge zu ihrem Unternehmen zu sammeln, und nicht vergebens. Wir werden in dem später zu erwähnenden Gruner'schen Werke das Ausführlichere darüber finden; hier begnügt sich der Verfasser, nur das zu erwähnen, was zu seiner näheren Kunde gekommen ist. Die russischen Sternwarten Pulkowa, Dorpat und Nicolejew haben zusammen gegen 740 Gulden zum Weiler Keplerdenkmal beigesteuert.

Schon 1850 hatte die Stadt den Plan gefaßt, allein ohne sonderlichen Erfolg; die Ungunst der Zeiten ließ ihn in's Stocken gerathen. Aber im Jahre 1860 und 1861 ergriff man die Sache mit frischen Kräften; man ernannte ein Comitee unter dem Vorsitze des Oberjustizrevisors Gruner von Ulm, und unter diesem unverdrossenen, thätigen Manne gedieh das Werk, das Viele schon als hoffnungslos aufgegeben hatten. Es kam eine Summe von 22,000 Gulden zusammen. Allerdings hatte es dazu, nach Gruner's Mittheilungen, gegen 3300 specieller Eingaben und Gesuche und einer noch viel größeren Zahl öffentlicher Aufrufe, Prospecte u. dergl. bedurft. Leichter hätte sich die Sache gemacht, wenn es sich um das Denkmal eines Mannes, der in unserer Zeit gelebt und gewirkt hätte, gehandelt; aber drei Jahrhunderte sind für das große Publikum eine zu lange Zeit, und wahrhaft lebendigen Antheil für Kepler wird man hauptsächlich nur bei Geschichtskundigen und Fachgenossen zu suchen haben.

Am Marktplatze zu Weil findet man das Geburtshaus Kepler's, vom Rathhause nur durch ein schmales Gebäude, den Gasthof zur Sonne, getrennt; und dieser Markt ist jetzt mit dem Denkmale geziert.

Das Ganze ist gegen dreißig Fuß hoch und die Basis etwa zwanzig breit. Der Künstler ist Director A. von Kreling in Nürnberg und der Guß ist bei Lenz-Heroldt ebendaselbst ausgeführt.

Am Piedestal, das zwei Drittel der gesammten Höhe einnimmt, erblickt man die lebensgroßen Statuen von Copernicus, Tycho de Brahe, Michael Moestlin und Justus Byrg, eine Auswahl, welche wir dem Professor Frisch in Stuttgart verdanken; wir bemerken hierbei, daß Moestlin Kepler's Lehrer und vertrauter Freund, Byrg aber der Künstler war, der den damaligen Himmelsforschern die Meßwerkzeuge lieferte.

Auf diesem Unterbau erhebt sich nun die Figur Kepler's in sitzender Stellung, in der Linken einen mathematischen Entwurf, in der Rechten einen Zirkel. Der linke Arm stützt sich auf einen Globus. Mit einem weiten Mantel umhüllt, blickt er hinaus in die unendliche Ferne.

Durch eine sorgfältig ausgeführte Photographie von Eberhardt und durch ein von Nürnberger Meistern herrührendes schönes Bild in Oelfarbendruck ist auch denen, welche das Denkmal an Ort und Stelle nicht sehen, eine nähere Kenntniß desselben vermittelt.

Doch wir haben noch zweier anderer Unternehmungen zu gedenken, die wir nicht minder zu den Denkmälern zählen und die in uns ein freudiges Gefühl erregen, da sie darthun, daß man jetzt von allen Seiten und in jeder Form das Andenken eines der größten Deutschen, dem das Leben so wenig geboten, wieder zu beleben bemüht ist.

Die Werke Kepler's waren an so verschiedenen Orten und theilweis auf so eigenthümliche Veranlassung an's Licht der Welt getreten, daß es gleich anfangs nicht leicht war, alles dahin Gehörige zusammenzustellen; auch hat man es in der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit gar nicht versucht. Man ließ sich an einigen Hauptwerken, wie sein Mysterium cosmographicum, den Tabulis Rudolphinis, sowie einer keineswegs vollständigen Sammlung seiner Briefe genügen, das Meiste jedoch, namentlich die Schriften geringeren Umfanges, war vergessen. Olbers in Bremen hatte viele Kepleriana, besonders die Kometen Betreffendes, gesammelt und seine Bibliothek war durch Ankauf in den Besitz der Sternwarte Pulkowa gelangt. Aus dem 1860 veröffentlichten Catalogus librorum

in Bibliotheca speculae Pulcoviensis contentarum (976 Seiten Großoctav) sieht man, daß Kepler in den verschiedensten Branchen der Wissenschaft gearbeitet hat. Nicht allein die sämmtlichen Phänomene (Kometen, Finsternisse, neue Sterne, Conjunctionen, Durchgänge der unteren Planeten) werden in besonderen Schriften besprochen, auch Chronologie, Meteorologie, Stereometrie, Logarithmen, optische Untersuchungen, die Schneefiguren und wie vieles Andere bearbeitete er, und zu diesen aus eigenem inneren Antriebe entstandenen Schriften gesellten sich noch die, welche er schreiben mußte, da er nicht das Glück hatte, im 19. Jahrhundert zu leben, sondern sich dem 16. und 17. Jahrhundert anbequemen mußte. Hätte er sich geweigert, seinem Kaiser die Nativität zu stellen, was wäre die Folge gewesen? Es war aber von Wichtigkeit, Alles zu sammeln, was urkundlich von ihm herrührt, denn wir wollen nicht nur den Mann an sich und in abstracto, wir wollen ihn in und mit seiner Zeit kennen lernen, und diese Zeit war sehr verschieden von der unsrigen.

So ist es gewiß dankenswerth, daß Dr. Frisch Alles daran setzte, die Reliquia Kepleriana so vollständig als möglich zusammenzustellen und auch das noch Ungedruckte, sofern nur seine Echtheit constatirt war, mit aufzunehmen.

Im Jahre 1857 begann die Herausgabe von Joannis Kepleri Opera omnia, ed. Chr. Frisch, Frankfurt und Erlangen; und sie ist jetzt beendet. Es ist alle Sorgfalt darauf verwandt worden, den ursprünglich echten Text wiederzugeben. Die einzelnen Werke sind größtentheils, dem Geiste der damaligen Zeit gemäß, lateinisch abgefaßt, viele aber auch deutsch, oder parallel nebeneinander in beiden Sprachen. Auch das posthume Werk: „Somnium, seu de astronomia lunari. Divulgatum a J. Keplers filio. Sagan et Frankfurt 1634" ist mit aufgenommen, obgleich es nicht das ist, was der Titel zu versprechen scheint, sondern eine Satire auf die Zeitgebrechen.

Doch so sehr wir uns dieses Werkes, als eines geistigen Denkmals, zu erfreuen Ursache haben, so ist doch nur Weniges darin dem großen Publikum zugänglich, und das Meiste und Hauptsächlichste kann nur von den Fachgelehrten gewürdigt und genossen werden. Ein solcher Mann aber gehört nicht den Fachgenossen allein; er gehört seinem Volke, ja der gesammten civilisirten Welt an. Oder welch' höhere Ehre könnte einem Forscher zu Theil werden, als die, daß Newton ihn für seinen Lehrer erklärt? Ein solcher Mann ist der Stolz seiner Nation, und deshalb muß seine Nation ihn kennen lernen.

Das aber konnte nur vermittelt werden durch ein Lebensbild, das sich nicht begnügt mit einer trocknen Aufzählung seiner Werke, sondern das in lebendiger Schilderung Alles aufzählt, was noch ermittelt werden kann.

Das war die Aufgabe, welche der schon oben genannte Gruner sich stellte, und den Anfang der Lösung legt er uns jetzt vor:

Johannes Kepler, vier Bücher in drei Theilen. Von Dr. Edmund Reitlinger, kaiserlicher Professor am Polytechnikum zu Wien, unter Mitwirkung von C. W. Neumann, königlich baierischer Hauptmann in Regensburg, und dem Herausgeber C. Gruner. Erster Theil. Im Selbstverlage des Herausgebers und im Commissionsverlage von Carl Grüninger in Stuttgart. 1868.

Allerdings hat es auch schon bisher nicht ganz an Biographien und einzelnen biographischen Notizen über Kepler gefehlt; wir führen nur folgende an:

Kästner, Inventarium. Weylandt Herrn J. Käpler's seel. verlassenschafft. Sub anno 1630. (Göttinger Magazin f. 1721.) — Melander, expositio inventorum Kepleri. Upsal 1767. — Rümelin, de vita, scriptis et inventis J. Kepleri. Tübingen 1770. — J. von Breitschwert, J. Kepler's Leben und Wirken. Stuttgart 1831. — E. F. Apelt, J. Keppler und D. Fabricius. Jena 1852. — Arago, Biographie de Kepler. Paris 1855.

Jedoch, abgesehen von manchen Mängeln und Unrichtigkeiten, hat kein einziges der genannten Werke uns das Ganze vollständig gegeben, und den Verfassern der obigen Schrift blieb nicht nur eine große, sondern eigentlich die ganze Aufgabe. Sehen wir zunächst, wie sie diese erfaßten.

In Weilderstadt selbst, wie Vieles der Brand auch vernichtet hatte, fand sich manche bisher unbekannte Familiennachricht. In Leonberg, wo Kepler seine Jugend verlebte, gleichfalls. Freilich waren die fast dreihundert Jahre alten Documente und Bücher nicht leicht zu entziffern; die Schrift

undeutlich und verblichen, fast Alles ungeordnet, dabei vor Alter mürbe und zerfressen. Auch das elterliche Haus in Leonberg ward mit Sicherheit aufgefunden. In Tübingen fand man, außer anderen werthvollen Notizen, noch die sämmtlichen Vierteljahrszeugnisse auf, und in Eltingen, der Heimath von Kepler's Mutter, konnten viele Familiennachrichten gewonnen werden. In Nürnberg, dem Stammorte von Kepler's Voreltern, hatte sich die Erinnerung noch sehr lebendig erhalten und Gruner hielt in dem dortigen Rathhaussaale einen Vortrag über ihn. In Regensburg ließen Gruner und Neumann es sich angelegen sein, das wahre Sterbehaus zu ermitteln, da das, was seit sechzehn Jahren dafür gehalten worden und selbst mit einer Gedenktafel versehen war, ganz entschieden keinen Anspruch darauf hatte. Auch das Haus in Regensburg, welches Kepler's Familie von 1626 bis 1628 bewohnt hatte, ward aufgefunden, und in demselben Rathhaussaale, wo einst Kepler vor Kaiser und Reich den Gregorianischen Kalender vertheidigt hatte, hielt Gruner einen Vortrag über das zu errichtende Denkmal, welcher reichliche Beiträge zur Folge hatte.

Große Förderung fanden die Genannten in Oesterreich, wo zunächst Linz besucht ward, an dessen Gymnasium Kepler eine Reihe von Jahren gewirkt hatte. Hier wie in Kremsmünster und Wien fanden sich die meisten und wichtigsten Documente, und die Bereitwilligkeit, mit der ihnen die Archive geöffnet und die Benutzung der aufgefundenen literarischen Schätze freigestellt wurde, verdient Dank und Anerkennung. Hier knüpfte sich auch die Verbindung mit Professor Reitlinger an. Ferner wurden Prag und Gratz besucht und reiche Ausbeute gewonnen. Auch noch lebende Descendenten Kepler's fand man auf und in ihrem Besitze manche noch erhaltene Familienstücke. Der Verfasser verspricht die Beweise beizubringen, daß Kepler's Familie in verwandtschaftlichen Verhältnissen zu Schiller, Uhland, Hauff und Pfizer stehe.

Dies ist nun allerdings die rechte Art, sich gründlich zu einer biographischen Arbeit vorzubereiten, aber es ist eine kostspielige und zeitraubende. Gewiß, nur der glühendste Eifer für ein Werk, das den Gefeierten nicht allein, sondern auch den Feiernden ehrt, konnte ihn bewegen, solche Opfer zu bringen. Und wäre es nur bei den Opfern an Zeit und Geld geblieben! Leider erfahren wir, daß die unablässigen Mühen, Sorgen und Verlegenheiten, die sämmtlich auf Gruner ruhten, ihm 1866 einen Gehirnschlag zuzogen, infolge dessen wiederholtes Gehirnleiden ihn oft wochenlang arbeitsunfähig macht. Möge das Keplerdenkmal, das wir ihm hauptsächlich verdanken, ihm nicht zum Leichenstein werden!

Im Vorworte des jetzt erschienenen ersten Theiles giebt uns der Verfasser das Geschichtliche sowohl über das Weiler Denkmal, als über dieses Werk, und in einer Einleitung, Seite 1 bis 16, erhalten wir eine Ueberschau des damaligen Zustandes der Wissenschaft und der Sternkunde insbesondere. Diesem ersten Buche giebt der Verfasser die Ueberschrift „Berufen," die folgenden drei Theile (in zwei Büchern) sollen die Titel: „Erwählt," „Verklärt," „Auferstanden" führen, sie sind großentheils schon druckfertig. Zwar haben die würtembergischen Pietisten, wie man leicht denken kann, an diesen Titeln einen schweren Anstoß genommen, allein wir hoffen, daß dies dem Debit des Werkes nicht den mindesten Schaden bereiten werde.

Wir setzen die Ueberschriften der acht Capitel dieses ersten Theiles her: I. Abstammung. II. Geburt und Kindheit. III. In der Klosterschule. IV. Auf der Universität. V. Kepler als Landschaftsmathematicus. VI. Das Geheimniß des Weltbaues (Mysterium cosmographicum). VII. Kepler's erste Heirath. VIII. Während der Protestantenverfolgung. Am Schlusse folgen noch verschiedene Beilagen.

Dieser erste Band giebt uns also die achtundzwanzig ersten Lebensjahre Kepler's, da er bis 1599 reicht. Bei aller Sorgfalt und Umsicht des Verfassers fließen hier die Quellen mitunter etwas spärlich; eine Bemerkung, die wir bei den Kindes- und Jugendjahren der meisten großen Männer machen. Umsomehr werden manche Leser es dem Verfasser Dank wissen, daß er uns jeden Aufenthaltsort Kepler's in dieser Zeit nicht allein geschichtlich schildert, sondern auch in einem Bilde darstellt, und zwar so, wie er zu Kepler's Zeit gewesen. So erhalten wir als Titelkupfer ein Porträt Kepler's nebst Facsimile; Seite 17 das photographirte Denkmal, Seite 34 das Familienwappen; weiterhin sein Geburtshaus;

eine Ansicht von Weilderstadt; eine ähnliche von Leonberg; die Lateinschule in Leonberg; das Kloster Maulbronn; den Kreuzgang daselbst; Tübingen um 1600; ein Porträt Michael Maestlin's; den projectirten Credenzbecher nach Kepler's eigener Zeichnung; endlich das Schlößchen Mühleck und eine Ansicht von Graz, oder wie es sonst lautete, Grätz.*

Dieser erste Theil ist auch besonders zu erhalten. Wir glauben indeß, daß sich nicht leicht ein Käufer des ersten Theiles finden werde, der nicht auch die folgenden der Beachtung werth hielte. Denn wir können nicht zweifeln, daß diese das Interesse in noch höherem Grade in Anspruch nehmen werden. Im ersten sehen wir, wie Kepler das wurde, was ihn uns so werth macht; von seinen Werken lernen wir in diesem Theile sein Mysterium cosmographicum kennen, das ein achtbares Streben, aber keinen wahren Fortschritt bekundet, und einige Kalender und Ephemeriden, aus denen wir die Prognostika hinwegwünschen. Dagegen seine späteren, wahrhaft unsterblichen Schriften! Freilich wird uns auch der Hexenproceß seiner Mutter nicht erspart werden, aber dies darf auch nicht geschehen. Solche Vorgänge müssen stehen bleiben den Nachkommen zur Warnung, zur Sicherung gegen die Wiederkehr ähnlicher Unwürdigkeiten.

Der dritte Theil wird mit seinem Tode schließen, und so werden für den vierten (Auferstanden) nur die Posthuma, seine Denkmäler (namentlich das in Weilderstadt errichtete) und Aehnliches übrig bleiben.

Gleichzeitig mit diesem und auf dieselbe Veranlassung gedenken wir hier noch drei kleinerer Werke:

1) Gruner, Kepler's wahrer Geburtsort, mit einer Originalphotographie des Modells zu seinem Denkmale. Zwei Bogen.

In diesem Werke wird durch Urkunden der Beweis geführt, daß Kepler nicht in Magstatt, wie bisher meistens angenommen wurde, und auch nicht in Leonberg, sondern in Weilderstadt selbst geboren worden.

* Bei der Naturforscherversammlung daselbst übersetzten die anwesenden Franzosen das „Graz an der Muhr" durch „la ville des Graces à la rivière de l'amour," was so allgemein gefiel, daß fortan kein Grazer, und noch viel weniger eine Grazerin gestatten wird, daß ihre Vaterstadt mit einem ä geschrieben werde. Zur geschichtlichen Rechtfertigung des „Graz" erschien sogar ein eigenes voluminöses Werk.

2) Das wahre Sterbehaus Kepler's in Regensburg, von C. W. Neumann (dem bereits oben genannten Mitarbeiter Gruner's). Vier Bogen.

Aehnlich wie mit dem Geburtsorte ist es auch mit dem Sterbehause gegangen. Das Gebäude D. 104 wird hier als solches nachgewiesen, nicht das L. F. 48, welches bisher diesen Anspruch erhob.

3) Kepler's Wohnhaus zu Regensburg, 1626 bis 1628, von C. W. Neumann. Ein Bogen.

Wenn die Sammlung der Werke Kepler's, die wir Frisch verdanken, sowohl des Inhalts als des unvermeidlich hohen Preises wegen (acht Bände, jeder Band vier bis fünf Thaler) eine allgemeine Verbreitung nicht zu erwarten hat, so wird denen, welche von dem großen Manne eine nähere Kenntniß zu erhalten wünschen, die Anschaffung der hier namhaft gemachten Werke (zusammen für beiläufig drei Thaler) gar wohl empfehlenswerth erscheinen. Jenes größere Werk, die Opera omnia, wird in öffentlichen Bibliotheken, sowie in denen der Sternwarten und ähnlicher Institute zugänglich sein, während Gruner's Unternehmen sich mehr für den Privatbesitz eignet. Mit Recht aber begrüßen wir beide Erscheinungen als geistige Denkmäler eines der größten und edelsten Deutschen, die im Vereine mit dem im Eingange besprochenen materiellen Monumente der Nachwelt darthun werden, daß das neunzehnte Jahrhundert ernstlich bestrebt war, die Vernachlässigung, welche das siebzehnte sich zu Schulden kommen ließ, wieder gut zu machen.

Kepler's wahres und unsterbliches Denkmal findet sich am Sternenhimmel; es sind seine drei Gesetze, nach deren endlicher, so lange gesuchter Auffindung er — ein würdiges Seitenstück des Archimedischen εὑρηκα — begeistert ausrief: „Tandem, tandemque!"

Eine chinesische Hochzeit.

Von

C. König.

Während meines Aufenthaltes in Shanghai traf ich eines Tages einen mir von Singapore bekannten reichen und ange-

sehenen chinesischen Kaufmann. Nach kurzer Begrüßung in der üblichen orientalischen Weise erzählte er mir, daß er nach Shanghai gekommen, um sich zu verheirathen, und daß er sich glücklich schätzen würde, wenn ich seine Einladung, bei den Feierlichkeiten, welche am nächsten Tage beginnen würden, zugegen zu sein, annehmen wollte. Ich war sehr gern bereit dazu, denn ich hatte bislang noch nicht einer chinesischen Hochzeit beigewohnt.

Am folgenden Tage wurde ich verabredetermaßen von einem der Diener meines Freundes nach dem Orte der Ceremonie, dem Hause der Eltern der Braut, geleitet. Noch ehe wir dasselbe erreichten, machte es sich schon von weitem durch seine äußere Ausschmückung kenntlich, da es sich von den anderen durch eine Menge farbiger Lampen und Laternen (obgleich in der Mitte des Tages) und anderen bunten Zierrathen, mit denen es behängt war, auszeichnete. Eine ziemlich große Anzahl Müßiggänger und Bettler waren schon vor dem Hause versammelt, da bei solchen Gelegenheiten die Wohlthätigkeit auch stark in Anspruch genommen wird.

Bei meiner Ankunft fand ich bereits viele Gäste versammelt, und nachdem der Bräutigam mich begrüßt hatte, und sich danach wieder zurückgezogen, traten wir sämmtlichen Gäste (ich als einziger Europäer) in das Gemach, worin die Ceremonie vor sich gehen sollte. Dies Gemach war reich und kostbar geschmückt, und mit sehr vielem Geschmacke decorirt. Der Hausaltar, auf welchem ein großes Bild, den Gott „Joß“ vorstellend, war im Hintergrunde des Zimmers, umgeben von allerhand chinesischer Schmucksachen. Hängetapeten, auf denen sich verschiedene Gemälde — manche recht hübsch, aber in der eigenthümlichen Weise der chinesischen Maler ausgeführt — befanden, hingen an den Wänden und um den Altar herum. Riesige Wachslichter und zierliche Kerzen, Hängelampen von elegant bemaltem Glase waren angezündet, obgleich es heller Tag war. Auf dem Altare vor dem Götzen standen verschiedene Teller von Silber und feinem Porzellane, welche mit Opfergaben von Zucker- und Backwerk gefüllt waren. Blumen und brennendes Sandelholz und Räucherkraut verbreiteten angenehme Wohlgerüche.

Nachdem die Eltern ihre Anbetungen vollbracht, erschien endlich die Braut langsamen, feierlichen Schrittes, gefolgt von ihren Freundinnen. Sie vollführte nun verschiedene Formen von Pantominen vor dem Götzen, ohne jedoch ihre Augen vom Boden zu erheben oder zu sprechen.

Ihr Anzug war auffallend und etwas grell, jedoch reich und elegant und fiel in losen, weiten Falten so um sie herum, daß man weder Hände noch Füße sah.

Außer zahlreichen Schmucksachen und Juwelen, mit welchen eine Fülle von tief schwarzen Haaren in hoher chinesischer Haarfrisur befestigt und zusammengehalten wurde, trug sie mehrere schwere goldene Halsbänder mit strahlenden Juwelen und Diamanten.

Als sie mit ihren Ceremonien zu Ende war, wurde ihr von einem Priester ein dichter Schleier über den Kopf gehängt, worauf sie in ihre Gemächer zurückkehrte. Jetzt sollte der Bräutigam erscheinen; derselbe ließ aber auf sich warten, sodaß inzwischen die Gäste sich die Zeit mit dem Naschen von Zuckerwerk vertrieben.

Außerdem bemühten sich drei verschiedene Musikchöre, eines aus portugiesischen Halbkasten, das andere aus Malayen, und das dritte aus Japanesen bestehend, die Gesellschaft nach besten Kräften zu unterhalten, indem sich jedes bestrebte, etwas Vorzügliches zu leisten und das andere zu überbieten. Die Gesellschaft war in angenehmer Heiterkeit; dazwischen hüpften Kinder in ihren besten Kleidern, wie toll umher, ohne zu wissen weshalb.

Endlich erschien der Bräutigam, begleitet von einem Priester und einigen Freunden. Der Zug wurde angeführt von der japanesischen Musik, welche einen großen Lärm machte. Einige von den Gästen gingen auf den Bräutigam zu, um ihn zu empfangen. Dann verrichtete er seine Anbetungen vor dem Götzen „Joß.“ Dieselben waren aber viel kürzer wie die der Braut, weshalb die Ceremonie auch viel eher vorüber war.

Danach setzte sich der Bräutigam mit dem Priester und ein paar Freunden vor den Altar, wohin man Stühle, welche mit kostbaren gestickten, seidenen und sammetnen Teppichen bedeckt waren, gebracht hatte.

Erfrischungen wurden dann herumgereicht, Thee in kleinen Tassen ohne Milch und

Zucker, Confecte, Backwerk und Liqueure in kleinen Bechern.

Als darauf die Braut erschien, richteten sich alle Augen auf sie. Sie näherte sich langsam (die chinesischen Damen können nur sehr langsam gehen wegen ihrer verkrüppelten Füße) bis zur Mitte des Zimmers, verschleiert wie zuvor, und nachdem sie einige Zeichen mit dem Bräutigam gewechselt, setzte sich das glückliche Paar zusammen nieder, ohne daß die Braut ihren Schleier abnahm, sodaß ihr Gesicht also nicht sichtbar war. Dann wurden auf's neue Erfrischungen verabreicht und Beide nahmen davon. Plötzlich erhob sich die Braut und zog sich in ihr Gemach zurück, gefolgt von dem Bräutigam, worauf die meisten der Gäste auseinandergingen. Einer Aufforderung Folge leistend, folgte ich dem Bräutigam. Das Zimmer, in welches das Paar sich begeben, war im chinesischen Geschmacke decorirt. Ueber dem Bette war eine Art Laube von Latten angebracht, und eine sehr schöne silberne Lampe, welche ein dämmerndes Licht verbreitete, hing von der Decke herab. Das Brautpaar stand in der Mitte des Zimmers und machte sich, von Seite zu Seite gehend, eine Menge gegenseitiger Verbeugungen in einer sehr komischen Weise. Endlich kam der Bräutigam der Braut näher und lüftete ihren Schleier. Bis dahin hatte er sie nie gesehen, da Heirathen in China zwischen den Eltern verabredet werden. Leider war sie nicht hübsch! sie erröthete und schlug verschämt die Augen nieder.

Jetzt nahmen Beide Platz und aßen. Wenigstens fünfzig Schüsseln standen vor ihnen, doch nur von einigen kosteten sie mit silbernen Stäben, wie es schien der Form wegen. Als sie sich erhoben, entledigte sich der Bräutigam mit Hülfe seines Dieners seines Obergewandes, welches nur zur Feier des Tages angelegt war, und warf es auf das Bett, um damit anzudeuten, daß dies künftig sein eigen sein werde. Darauf näherte er sich respectvoll der Braut, während eine ihrer Dienerinen den Saum ihres Kleides in die Höhe hielt, und öffnete den Gurt der Bekleidung unter demselben. Damit schloß die Ceremonie, und der Bräutigam ging nach seinem eigenen Hause zurück; ebenso die dann noch anwesenden Gäste. Dies war gegen vier Uhr Nachmittags.

Abends wurde ein großes Bankett veranstaltet, an welchem die Fremde und Angehörigen beider Familien theilnahmen und nach welchem der Bräutigam im Hause der Eltern der Braut als Sohn verblieb. Bei dem Bankette ging es höchst anständig zu.

Die Gäste wurden an verschiedene Tische gesetzt, welche in verschiedenen Zimmern vertheilt waren. Es war eine Ueberzahl von Dienern vorhanden, und die Tische waren sämmtlich mit schönen massiven Silber- und feinen Porzellanschüsseln und Aufsätzen geschmückt. Die Gesellschaft verhielt sich ruhig und nüchtern und machte ihrem Anspruche auf den Charakter eines civilisirten Volkes alle Ehre.

Unter den verschiedenen Gerichten, welche gegeben wurden, befanden sich auch einige europäische, das heißt englische, und von chinesischen Leckerbissen fand man unter anderen Haifischfinnen, Vogelnester, Fischkiemen, verschiedene mir unbekannte Insektenragouts nebst gebratenen weißen Ameisen und condensirten Meerschaum, — Alles von den Chinesen für unübertreffliche Leckerbissen gehalten. Einem europäischen Geschmacke würden sie, glaube ich, nicht behagen. Während der Tafel hatte ich mit meinem Nachbar, dem Vater der Braut, welcher für einen intelligenten und sehr gelehrten Chinesen galt, eine Unterhaltung über europäische Zustände, nach welchen er sich sehr angelegentlichst erkundigte, dabei aber doch an der Idee festhielt, daß Alles viel besser und schon weiter fortgeschritten sei im himmlischen Reiche, zugegeben, daß auch in Europa jetzt die Civilisation sehr fortschreite. Unser Gespräch berührte dann auch verschiedene Länder und ihre Lage zu einander, und machte er mich bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf eine chinesische Karte der Welt, welche dicht neben uns an der Wand hing, die ich aber für irgend sonst Etwas, nur keine Karte der Welt gehalten hätte.

Sie war 2 Fuß breit und $3^1/_2$ Fuß hoch und beinahe ganz mit China bedeckt. Oben linker Hand in der Ecke ist ein Meer 3 Quadratzoll groß, in welchem als kleine Inseln: Europa, England, Holland, Frankreich, Portugal und Afrika. Holland ist so groß wie alle anderen zusammen, und Afrika kaum $^1/_4$ Zoll. Die nördliche Grenze ist Rußland — sehr groß. Linker Hand unten

ist für den „westlichen Ocean“ (wie sie es nennen) die ganze Seite eingeräumt, worin die Malayische Halbinsel liegt. Ganz unten auf der Karte liegt Gamboya, Cochin-China u. s. w. als mittelmäßig große Inseln. Der Ocean rund herum ist in mächtigen Wellen dargestellt, in welchen glatte Wege oder Fahrten gezeichnet sind, welche nach den verschiedenen Ländern und Inseln leiten. Die Chinesen glauben, daß Schiffe, welche diese ebenen oder glatten Wege einhalten, sicher gehen, hingegen verloren sind, wenn sie durch Unverstand, schlechtes Wetter und widrige Winde aus denselben hinaus in die fürchterlichen Wellen kommen. Solches ist die gewöhnliche chinesische Geographie.

Unser festlicher Tag wurde spät Abends mit großem brillanten Feuerwerke, mit möglichst vielen Kanonenschlägen und Schwärmern beschlossen.

Die Pole und die Polarreisen.

Von

M. J. Schleiden.

V.

Reisen zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt.

Die Versuche zur Gewinnung einer nordwestlichen Passage nach Indien waren anfänglich von sehr geringem Erfolge begleitet. Die 1527 auf Betrieb eines Mr. Thorne in Bristol von Heinrich VIII. ausgesendeten beiden Schiffe kehrten ohne alles Resultat zurück. Ebenso erging es einer auf Anregung eines Mr. Horse in London 1536 abgesendeten Expedition. Aber unter der Königin Elisabeth schrieben Mr. Richard Willis und Sir Humphrey Gilbert mehrere Broschüren mit gelehrten Beobachtungen, phantastischen Raisonnements und irrigen Berichten, um das Interesse für die Nordwestfahrten wieder neu zu beleben. Humphrey Gilbert hatte nämlich sich von der Königin ein Landpatent ausgewirkt für die in Nordamerika neu zu entdeckenden Länder und wünschte dasselbe zu realisiren. Aber erst 1583 brachte er mit Hülfe mehrerer Freunde eine Expedition zu Stande, die an Neufundlands Küsten südwärts segelte, Schiffe und Mannschaften verlor und im Herbste, völlig zu Grunde gerichtet, wieder heimkehrte. Durch den Einfluß des Earl of Warwick wurde 1576 Martin Frobischer in den Stand gesetzt, mit drei Schiffen nach Labrador zu segeln. Er kehrte zwar vom Norden dieses Landes, ohne bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben, zurück, aber ein Stein, den er von dort mitgebracht hatte und der durch die Dummheit eines Londoner Goldschmieds für eine reiche Goldstufe erklärt wurde, gab den Anstoß zu neuen Expeditionen. 1577 machte Frobischer mit Unterstützung der Königin eine zweite Reise und erreichte den später nach ihm benannten Frobischer Sund. So gering waren damals noch die geographischen Kenntnisse, daß die Reisenden fest überzeugt waren, das linke Ufer dieses Sundes sei Amerika, das rechte Asien. Uebrigens brachten sie von der Reise nichts als eine ganze Schiffsladung der für Golderz gehaltenen Steine zurück. Schon 1578 wurde eine dritte Expedition von fünfzehn Schiffen zur Anlegung einer Colonie in dem vermeintlichen Goldlande unter Frobischer's Befehl abgesendet. Eins der Schiffe wurde im Sunde durch Eis zerschmettert und sank augenblicklich. Die anderen segelten, durch Schnee und Nebel getäuscht, in die später sogenannte Hudsonsbai hinein, kehrten aber dann um nach dem früheren Ankerplatze im Frobischer Sund. Aber schon am 9. August fiel so dichter Schnee, daß sie die Ansiedlung aufgaben und zurückkehrten. Diese verfehlten Versuche dämpften den Eifer der Königin, besonders da nach besseren Untersuchungen die Goldstufen stillschweigend beseitigt wurden.

Aber nun nahmen die Londoner Kaufleute die Angelegenheit wieder auf und sendeten 1585 zwei Schiffe unter John Davis zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt ab. Derselbe segelte am 7. Juni von Dortmouth, war am 28. Juli an der Südwestküste von Grönland, das er indeß des Eises wegen nicht erreichen konnte, am 29. fand er aber im 64. Grade nördlicher Breite die Küste frei von Eis, trat hier in freundlichen Verkehr mit den Eskimos, segelte dann quer über die nach ihm benannte Straße, entdeckte Cumberland und darauf einen hohen Berg, Mount Raleigh, fand im Nordwesten einen eisfreien Sund, die Cumberlandsstraße, und kehrte wegen des schlechten Wetters und des einbrechenden dichten Nebels Ende August

wieder zurück. Schon im folgenden Jahre wurde er zum zweiten Male mit drei Schiffen abgesendet und erreichte am 29. Juni die früher von ihm besuchte Eskimoniederlassung. Nach manchen Gefahren gelangte er am 1. August an die Westküste der Baffinsbai, im 66. Grade 33 Minuten nördlicher Breite, fuhr südwärts daran entlang, verfehlte aber wegen Nebels den Eingang zur Hudsonsbai, kam dann nach Labrador und erreichte mit einer großen Ladung daselbst gefangener Stockfische wieder England. Im Jahre 1587 wurde Davis zum dritten Male abgesendet. Er ging von der wieder aufgesuchten Eskimoniederlassung mit einer Pinasse nordwärts, erreichte am 28. Sandersons Hope im 72. Grade nördlicher Breite, wo er das Meer nach Norden und Westen eisfrei fand. Auf einer westlichen Fahrt erreichte er dann wieder Mount Raleigh und die Cumberlandsstraße, gerieth zwischen Inseln in's Eis, verfehlte die beiden andern Schiffe am verabredeten Orte und segelte dann wegen drohenden Proviantmangels nach England zurück. Damit war vorläufig das Interesse für diese Unternehmungen erschöpft, es erfolgte der Angriff der spanischen Armada auf England und so unterblieben fernere Versuche.

Erst 1602 traten die Moskowitische und Levantische Compagnie in London wieder zusammen und rüsteten gemeinschaftlich eine Nordwestexpedition aus, da die Fahrt um das Cap der guten Hoffnung den Schiffen immer noch zu unbequem und gefährlich schien. Zwei Schiffe wurden unter den Befehl von George Weymouth gestellt. Dieser hatte an der amerikanischen Küste viel von Kälte und Nebel zu leiden, segelte dann in die Hudsonsbai ein, wurde aber vom Sturme wieder heraus- und so weit nach Osten getrieben, daß er nach England zurückkehrte. Die Moskowitische und Ostindische Compagnie sendeten dann im Jahre 1606 John Knight ab. Dieser wurde aber auf einer Landreise von der Frobischerstraße aus mit dreien seiner Officiere wahrscheinlich von Eskimos getödtet. Die gelandete Mannschaft wurde bald darauf auch von Eskimos angegriffen, die sie zwar zurückschlugen, aber nicht ohne Verlust. Mit einem Schiffe, das sich im elendesten Zustande befand und an der feindseligen Küste eben hatte ausgebessert werden sollen, kamen sie bis Neufundland, und mit Unterstützung der Fischer, die sie dort antrafen, wieder nach England zurück. Im Auftrage der Regierung von Dänemark machte James Hall mehrere Reisen nach Grönland, erreichte aber nur den 69. Grad nördlicher Breite. Auf einer späteren von Kaufleuten in Kingston ausgerüsteten Expedition wurde er am 22. Juli 1607 von einem Grönländer, aus Rache für fünf auf einer früheren Reise gewaltsam weggeführte Grönländer, mit einem Speere erstochen.

Nun traten wieder reiche Privatleute, Sir John Wolstenholme, Sir Dudley Diggs und Andere zur Ausrüstung einer Expedition zusammen. Am 17. April 1610 segelte Henry Hudson mit einem Schiffe ab. Am 25. war er in der Hudsonstraße, durch Eis und Nebel erreichte er endlich das Cap Wolstenholme und Cap Diggs. Hier fand er ein großes, freies Wasser, die Hudsonsbai, nach seiner Meinung der Stille Ocean. Damit endet das Tagebuch Hudson's; das Uebrige ist aus Aufzeichnungen einer sehr verdächtigen Persönlichkeit, des Habakuk Pricket, entnommen. Von den erwähnten Caps segelten sie südwestlich, wurden dann an der erreichten Küste vom Eise eingeschlossen. Sie nährten sich den Winter über von Schneehühnern, im Frühling von vorbeiziehenden Schwänen, Gänsen und Enten, und als diese aufhörten, von Fischen. Als auch diese sich verloren, litten sie entsetzlich durch Nahrungsmangel. Eine Disciplinarangelegenheit gab Veranlassung zu einer Meuterei, bei welcher der genannte Pricket, angeblich gezwungen, eine sehr hervorragende Rolle spielte; man setzte Hudson, seinen Sohn, der fast noch ein Knabe war, den Mathematiker, den Zimmermann und noch fünf andere Seeleute fast ganz ohne Hülfsmittel in die Schaluppe und überließ sie ihrem Schicksale. Man hat nie wieder von ihnen etwas gehört. Die Andern segelten fort. Auffallenderweise wurden auf der Heimreise alle die Rädelsführer mit Ausnahme Pricket's entweder von den Eskimos bei einer versuchten Landung erschlagen, oder starben unterwegs vor Hunger und Erschöpfung; nur ein kleiner Rest langte halbverhungert im August 1611 in Plymouth an. Schon im folgenden Jahre fuhr Sir Thomas Button mit Bylot und Pricket als Führern gerade in die Hudsonsbai hinein, erreichten die

Südspitze von Southampton Eiland, besuchten die Westküste der Hudsonsbai. Sie mußten aber überwintern und schlugen ihr Lager an demselben Bache auf, wo später das Fort der Hudsonsbaicompagnie angelegt wurde. Erst Mitte Juni 1613 wurden sie wieder eisfrei. Sie suchten nun, aber ohne Erfolg, eine nordwestliche Durchfahrt und kehrten dann nach England zurück. 1614 ging Kapitän Gibbons in jene Regionen, mußte aber, nachdem er lange in einer Bai von Labrador vom Eise eingeschlossen war, im Herbste unverrichteter Sache wieder umkehren. Im folgenden Jahre fuhr Bylot in die Hudsonsbay, fand am nördlichen Ufer eine Straße, entdeckte den Foxkanal und kehrte, lange an der Ostküste von Southampton durch Eis und Nebel aufgehalten, spät nach England zurück. Höchst erfolgreich war die im Jahre 1616 von Bylot und Baffin unternommene Fahrt, welche den Namen des Letzteren unsterblich gemacht hat. Sie erreichten am 30. Mai Sandersons Hope. Im 74. Grade nördlicher Breite wurden sie vom Eise aufgehalten. Zwar brach das Eis auf, aber es fiel alle Tage heftiger Schnee; Segel und Tauwerke waren meist so hart gefroren, daß man sie nicht regieren konnte. Im 76. Grade erreichten sie endlich Cap Diggs, entdeckten den Wolstenholmesund und dann den Whalesund, im 78. Grade nördlicher Breite den Smithsund und zwischen den beiden letzten die Hakluytinsel. Weiter südwestlich fanden sie den Jonessund und erreichten im 74. Grade den Lancastersund, gingen wieder östlich nach Grönland und von dort nach England zurück. Durch diese Reise war im Wesentlichen der ganze Umfang der Baffinsbai aufgedeckt und zugleich der nördlichste Punkt erreicht, bis zu welchem bis dahin ein Seefahrer in dieser Gegend vorgedrungen war. Aber Baffin war überzeugt, daß die nach ihm benannte Bai rings von Land umschlossen sei.

Eine Expedition, die Christian IV. von Dänemark im Jahre 1619 aussendete, nahm wegen gänzlicher Unfähigkeit des Commandirenden, Jens Munk, ein höchst unglückliches Ende. In alberner Weise gab er allen längst bekannten und benannten Punkten neue dänische Namen, ohne selbst das geringste Neue zu entdecken. In Chesterfield-Inlet, im nordwestlichen Winkel der Hudsonsbai, mußte er überwintern. Höchst unkluge Einrichtungen zogen der Mannschaft bald gefährlichen Scorbut und förmliche Hungersnoth zu. Munk selbst blieb vier Tage ohne Nahrung und unbeachtet in einer Hütte liegen; als er endlich herauskroch, fand er von der ganzen aus zweiundfünfzig Personen bestehenden Mannschaft nur noch zwei am Leben. Mit großer Mühe fristeten sie ihr Dasein, bis sie mit einem kleineren mitgenommenen Schiffe abfahren und am 25. September 1620 Dänemark wieder erreichen konnten.

Als den eigentlichen Polarreisen fremd, übergehe ich die Expeditionen nach der Hudsonsbai zur Ausbeutung des Pelzhandels. 1631 gingen James und Fox dahin, 1668 wurde die Niederlassung der Hudsonsbaicompagnie gegründet. Man that aber bis 1719 nichts für diese Angelegenheit, dann wurden Knight und Barlow ausgesendet, von denen man nie wieder etwas vernahm; erst fünfzig Jahre später fand man die Wracks ihrer Schiffe bei Marble-Eiland, an der Küste von New-North-Wales, nahe bei Chesterfield-Inlet. Capitän Middleton entdeckte 1741 die Wagerbai, die Repulsebai und die Frozenstrait im nordwestlichen Winkel der Hudsonsbai. 1746 machten Moore und Smith eine ganz resultatlose Fahrt ebendahin.

Auch die noch später in die Baffinsbai gesendeten Expeditionen von Pickersgill, 1776, und von Lane, 1777, blieben gänzlich ohne Erfolg. Erst seit dem Jahre 1817 begann eine neue Aera in den Entdeckungsreisen an der Nordküste Amerika's, die besonders auf Anregung von Barrow ausgerüstet wurden. In Folge dessen verließen Capitän John Roß (Schiff Isabella) und Lieutenant Parry (Schiff Alexander) am 18. April 1818 die Themse, überschritten am 17. Juni den 70. Grad nördlicher Breite. Durch Eisbarrieren aufgehalten, erreichten sie erst am 7. August den 75. Grad, wo sie die Arctic Highlands entdeckten und genau untersuchten; am 30. August waren sie am Lancastersunde, den Roß bestimmt für geschlossen erklärte; er glaubte sogar deutlich eine querüberlaufende Bergkette erkannt zu haben. Im October kehrten sie nach England zurück.

Hier war man von den Erfolgen sehr wenig befriedigt und sendete schon im folgenden Jahre den Lieutenant Parry (Schiff Hecla) und Lieutenant Libbon (Schiff Gri-

per) auf's neue in die Baffinsbai. Sie verließen am 11. Mai die Nore. Am 25. Juni waren beide Schiffe vom Eise eingeschlossen, erreichten in ununterbrochenem Kampfe mit dem Eise am 30. Juli den Lancastersund. Am 3. August Mitternachts waren sie im 82. Grade 11 Minuten westlicher Länge Greenwich. Sie entdeckten dann Cap Clarence, fuhren die Prinz-Regent-Straße bis zum Cap Kater hinauf, kehrten dann wieder nach Norden um, entdeckten die Leopoldsinseln und fuhren durch ziemlich eisfreies Wasser bis zum Eingange des Wellingtoncanals. In beständigem Kampfe mit Stürmen, Nebel, Schnee und Eis erreichten sie am 24. September den 110. Grad westlicher Länge Greenwich, wodurch sie sich den Anspruch auf den von der Regierung ausgesetzten Preis von 5000 Pfund Sterling erwarben. Sie gingen dann im Winterhafen vor Anker und durchlebten ziemlich heiter und ganz gesund die vom 11. November bis zum 3. Februar dauernde Polarnacht, durch eine geschriebene Zeitung, durch Theater und Uebungen im Freien sich die Zeit ausfüllend. Erst am 2. August 1820 brach das Eis. Sie fuhren dann noch westlich bis zum Cap Dundas, hier aber von einer undurchdringlichen Eisbarriere zurückgewiesen, kehrten sie nach England zurück.

Aber der einmal erwachte Enthusiasmus für die Erforschung dieser nördlichen Gegenden war noch lange nicht befriedigt. Schon im folgenden Jahre wurde abermals der zum Capitän erhobene Parry (Schiff Fury) und Capitän Lyon (Schiff Hecla) abgesendet. Sie segelten am 8. Mai von der Nore, waren am 2. Juli vor dem Eingange in die Hudsonsbai. Nebel und Eis hemmten ihren Fortschritt, und so kamen sie erst im August an den Eingang zum Foxkanal. Unter großen Mühseligkeiten arbeiteten sie sich am 27. August durch die Frozenstrait bis zur Repulse- und Gorebai. Durch Nebel, Strömungen, Eis und Stürme wurden sie wieder bis an den Platz zurückgetrieben, den sie am 3. August verlassen hatten. Sie entdeckten noch Lyon's Inlet, waren aber schon Ende September in der Nähe vom Wintereiland mitten auf dem Meere eingefroren. Die Matrosen verkürzten sich den Winter damit, daß sie aus eigenem Antriebe eine Schule einrichteten, in der Jeder seine Kameraden in dem, was er mehr wußte, unterrichtete. Wie ernst sie die Sache anfaßten, geht daraus hervor, daß Alle, die in ihrem Jugendunterrichte vernachlässigt waren, in diesem Winter recht gut lesen, schreiben und rechnen lernten. Am 22. Juni 1822 waren sie wieder eisfrei. Sie gingen nach Norden, erreichten am 14. Juli Amitioke, entdeckten dann die Fury- und Heclastraße, die sie zwar wegen Eis nicht durchfahren konnten, aber zu Lande auf beiden Seiten bis zum Golf von Boothia verfolgten. Am 30. October winterten sie wieder am Eingange in die soeben genannte Straße bei Igloolick ein, woselbst ihnen der Verkehr mit einer Eskimoniederlassung den Winter verkürzte. Erst am 7. August 1823 konnten sie sich vom Eise befreien und erreichten am 16. October die Shetlandsinseln.

Da die Fury- und Heclastraße unpassirbar schien, so beschloß man die Entdeckungen durch Prinz-Regents-Einfahrt weiter zu verfolgen. Zu dem Ende wurde abermals eine Expedition ausgesendet unter Capitän Parry (Schiff Hecla) und Lieutenant Hoppner (Schiff Fury). Sie segelten am 19. Mai 1824 von Northfleet ab. Erst am 10. September konnten sie den Lancastersund erreichen und überwinterten dann am Port Bowen, wo auf Hoppner's Vorschlag Maskeraden die trübe Winterszeit verkürzten. Im folgenden Jahre (1825) machten sie mehrere vergebliche Versuche, in Prinz-Regents-Einfahrt vorzudringen. Als sie am 1. August den 42. Grad 42 Minuten nördlicher Breite erreichten, strandete die Fury und mußte verlassen werden; der Platz wurde Furybeach genannt. Sie kehrten dann Alle in der Hecla wieder zurück.

Die Resultate, die bis dahin gewonnen waren, schienen nun doch der Regierung mit den aufgewendeten Kosten, mit der Gefahr für Schiffe und Mannschaft in keinem Verhältniß zu stehen, auch gaben die bisherigen Erfolge zu geringe Aussicht auf größere Entdeckungen. Die Regierung zog daher den auf Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt gesetzten Preis von 20,000 Pfund Sterling zurück. Aber nun trat ein reicher Privatmann, Mr. (später Sir) Felix Booth auf, den gerade die ausgesetzte Belohnung bis dahin zurückgescheucht hatte; er rüstete ein Dampfboot aus (die Victoria) und übergab das Commando dem Capitän John Roß. Es war das erste

Mal, daß Dampfboote bei Polarreisen gebraucht wurden; leider war, wie sich erst auf der Fahrt zeigte, die Maschine ganz außerordentlich schlecht, sodaß sie mehr ein Nachtheil als ein Vorzug war. Am 23. Mai 1829 verließ John Roß, begleitet von seinem Neffen James Roß, die Themse. Erst am 6. August waren sie in dem völlig eisfreien Lancastersunde, bei einer so hohen Temperatur, daß die Mannschaft in Hemdsärmeln arbeiten mußte. Am 12. August erreichten sie die Furybeach, wo sie das gestrandete Schiff und alte Vorräthe noch völlig unangetastet fanden. Die sämmtlichen Speisevorräthe waren nach dem Ablauf von vier Jahren noch vollkommen unverdorben und brauchbar. Schon von hier an wurde die Magnetnadel wegen der Nähe des magnetischen Poles völlig unbrauchbar. In beständigem Kampfe mit furchtbar andrängendem Eise erreichten sie Ende September den Felixhafen, wo sie einwinterten. Bereits Ende October hatten sie über 21 Grad Kälte. Belebt wurde ihr Winteraufenthalt durch den Verkehr mit mehreren benachbarten Eskimostämmen. Durch Landreisen wurde im Frühjahre 1830 das Innere von Boothia felix und sein Zusammenhang mit dem nordamerikanischen Continent erforscht. Erst am 17. August konnten sie sich aus dem Eise herausarbeiten, waren aber am 30. schon wieder fest und hatten sich im October zu einer zweiten Ueberwinterung eingerichtet. Am 1. Juni 1831 entdeckte James Roß auf einer Landreise den magnetischen Pol. Nachdem sie am 28. August wieder vom Eise befreit waren, arbeiteten sie sich etwa vier englische Meilen nordwärts, wo sie am 27. September, wieder vollkommen eingeschlossen, zum dritten Male überwintern mußten. Am 23. April 1832 verließen sie das Schiff, weil sie keine Hoffnung hatten, dasselbe aus dem Eise zu befreien. Die Boote mit den Vorräthen unter großen Beschwerden über das Eis ziehend, erreichten sie am 1. Juli Furybeach, bauten sich dort eine vorläufige Wohnung (Somersethouse) und versuchten dann mit ihren Booten ihrem Gefängniß zu entfliehen; sie kamen aber nur bis an die Barrowstraße, wo Alles festes Eis war. Sie kehrten nun nach Somersethouse zurück und überwinterten zum vierten Male in diesen grauenhaften Gegenden. Am 12. Juli 1833 verließen sie abermals Furybeach, erreichten die ganz eisfreie Barrowstraße und wurden am 26. August von der „Isabella“ (Kapitän Humphreys), ein Schiff, welches Roß selbst früher kommandirt hatte, und das ausgesendet war, seine und seiner Gefährten Leichen aufzusuchen, aufgenommen. So sehr hatten die ausgestandenen Beschwerden Roß und seine Mannschaft verändert, daß sie Mühe hatten, die Equipage der „Isabella“ von ihrer Identität zu überzeugen. Am 18. October langten sie glücklich in Hull an. Ich erwähne hier noch kurz einer höchst gefahrvollen Reise, welche Capitän Back in dem später traurig berühmt gewordenen Schiffe „Terror“ 1836 bis 1837 nach der Repulsebai im Nordwesten der Hudsonsbai unternahm. Sie hatte keine Erfolge, als nur einen neuen Beweis von der Unwirthbarkeit jener Gegenden zu geben.

VI.

Landreisen gegen Norden auf dem amerikanischen Continente.

Wenn auch die größtentheils im Interesse des englischen Pelzhandels unternommenen Reisen im Norden des festen Landes von Amerika eigentlich nicht zu meiner Aufgabe gehören und nur zum geringeren Theile ihrer Ausdehnung bis in die Polarregionen hineinreichen, so kann ich sie hier doch nicht ganz übergehen, weil sie in so enger Verbindung mit den Polarexpeditionen stehen und zum Theil die Persönlichkeiten, an die sich vorzüglich das Interesse bei den folgenden Reisen knüpft, zuerst auf dem Schauplatze dieser furchtbaren Kämpfe mit den feindseligen Elementargewalten auftreten lassen. Ich bedaure, hier nicht ausführlich sein zu dürfen, denn fast jede dieser Reisen ist in ihren Abenteuern, den überwundenen Schwierigkeiten, den ertragenen Leiden mehr einem spannenden Romane, als einer nüchternen geographischen Reisebeschreibung zu vergleichen.

Der Erste, den ich hier zu nennen habe, ist Hearne, der in drei sich folgenden Reisen vom 6. November 1769 bis zum Juni 1773 einen großen Theil des polaren Continentes von Amerika durchforschte. Er entdeckte den Kupferminenfluß und verfolgte ihn bis zu seiner Mündung in das Polarmeer. Ihm folgte 1789 Alexander Mackenzie, der im Auftrage der nordwestlichen Pelzwerkcompagnie vom Athabasca- und

Sclavensee aus gegen Norden zog, den nach ihm benannten Fluß entdeckte und auf demselben bis zum Polarmeere herabfuhr. Auf einer zweiten Reise, 1793, war er der erste Europäer, der in einer so hohen Breite mit Uebersteigung der Felsengebirge, den amerikanischen Continent in seiner ganzen Breite durchmaß. In jeder Beziehung die interessantesten Reisen sind aber die des damaligen Lieutenants (späteren Sir John) Franklin. Am 23. Mai 1820 segelte John Franklin mit dem Naturforscher Dr. Richardson von London ab nach Canada und ging dann von den nordöstlichsten Niederlassungen der Hudsonsbaicompagnie nach Norden. Fast an der äußersten nördlichen Grenze der Baumvegetation erbauten sie am Kupferminenflusse, fast im 65. Grade nördlicher Breite, ein Blockhaus, das sie Fort Entreprise nannten und welches der Expedition als Stützpunkt dienen sollte. Von hier aus gingen sie theils zu Wasser, theils zu Lande über die sogenannten Trageplätze mit Booten den Kupferminenfluß hinab und wagten es, vor dessen Mündung in ihren zerbrechlichen Fahrzeugen, die nur mit einem leichten, mit Seehundsfellen überzogenen Holzgerippe bestanden, die nach Osten belegenen Küsten auf dem stürmischen, mit Treibeis erfüllten Meere zu durchforschen. Am Cap Turnagain wurden sie durch eine undurchdringliche Eisbarriere in weiterem Fortschritt gehemmt. Die stürmische und immer rauher werdende Jahreszeit zwang sie, im Coronationgolf das Meer zu verlassen. Sie folgten anfangs dem Hoodflusse, um einen Landweg nach Fort Entreprise zu suchen. An den prachtvollen, durch wilde Klippen hoch herabstürzenden Wilberforcefällen verloren sie beim Uebersetzen einen Theil des Gepäcks und eins der Boote; das andere ging durch die Schuld der vom Tragen erschöpften canadischen Jäger verloren. Hunger und Verzweiflung trieben diese Letzteren zur Ermordung eines Kameraden und des Herrn Hood, eines Begleiters von Franklin, um deren Leichen zu verzehren. Dr. Richardson entging einem gleichen Schicksale nur dadurch, daß er den letzten dieser Unglücklichen, der schon von hinten die Büchse auf ihn angelegt hatte, durch eine rasche Entschlossenheit zuvorkam und ihn niederschoß. Die Leiden, die Franklin und seine wenigen noch übrigen Begleiter zu ertragen hatten, sind kaum zu beschreiben. Bei einer Kälte, welche zwischen 30 und 40 Grad wechselte, bei der aufreibendsten Thätigkeit, um über Klippen, durch Eis und Schnee sich einen Weg zu bahnen, hatten sie nicht Tage-, sondern Monatelang keine andere Nahrung, als die sogenannte Tripe de Roche, dürftige Flechten, welche sie sich nach Wegräumung des viele Fuß tiefen Schnees von den Felsen abkratzten, gewürzt mit etwas Leder von alten Schuhen. Meistentheils mußten sie die widerliche Nahrung roh genießen, denn oft vergingen Wochen, in denen sie aus Mangel an Brennmaterial kein Feuer anzünden konnten, um sich gegen die fürchterliche Kälte zu schützen. Die Nächte brachten sie dann, in eine Pferdedecke gewickelt, hinter dem unbedeutenden Schutze einer Schneewand zu. Das Erreichen eines früheren Lagers rettete sie, indem es ihnen im Augenblicke der größten Erschöpfung in den unter dem Schnee hervorgesuchten halbfaulen Fellen früher verzehrten Wildes für einige Tage eine köstliche Nahrung bot. Gegen Ende der Reise sammelten sie von einigen Rennthiersceletten die sitzengebliebenen Fleisch- und Sehnenfasern und berechneten nun, daß sie gerettet seien, weil sie nicht gezwungen wären, von den übrigen vierzehn Tagen mehr als sechs zu hungern. In welchem Zustande, mehr erstandenen Leichen als Menschen ähnlich, sie endlich das Fort Entreprise wieder erreichten, kann kaum die Feder schildern. Auch hier harrte ihrer eine neue bittere Enttäuschung. Die Vorräthe, welche man hatte dorthin liefern sollen, waren nicht angelangt. Schon hatten sich die Unglücklichen, die durch völlige Erschöpfung unfähig gemacht waren, sich länger zu bewegen, darein ergeben, auf ihrem Lager dem unvermeidlich scheinenden Hungertode entgegenzugehen, als die zufällige Ankunft eines befreundeten Indianerstammes ihre Rettung herbeiführte. Nach Erduldung des furchtbarsten Elends, dem nur auch geistig eminente Naturen gewachsen sind, nach Zurücklegung eines Weges von 5550 englischen Meilen langten Franklin und Richardson im November in Montreal an.

Aber die erduldeten Beschwerden hatten den Muth und die Entschlossenheit Franklin's so wenig gedämpft, daß er schon im

Jahre 1825 bereit war, eine zweite ähnliche Landreise zu unternehmen. In Verbindung mit der dritten Reise des Capitäns Parry, die bestimmt war, von Prinz-Regents-Einfahrt die Küste des nordamerikanischen Continents zu erreichen, wurden noch zwei andere Expeditionen von der englischen Regierung abgesendet, um durch combinirte Thätigkeit zu erreichen, was für eine einzelne Kraft unmöglich schien. Es wurden im Jahre 1825 Capitän Beechy mit dem Schiffe „Blossom“ nach der Beringsstraße und Franklin nach Nordamerika gesendet. Beide sollten sich an der Nordküste, etwa am Icy-Cap treffen und dann zusammen zurückkehren, und der Letztere womöglich vorher mit Parry zusammentreffen. Am 16. Februar verließ Franklin Liverpool, war am 15. Juni 1825 in dem Fort Cumberland-House, nordwestlich vom Winipegsee im 54. Grade nördlicher Breite. Dann baute er und seine Begleiter am Bärensee das Fort Franklin, wo sie überwinterten. Am 8. Juni 1826 gingen sie wieder mit ihren Booten nach Norden, erreichten auf ihrer Fahrt an der Küste den 70. Grad 7 Minuten nördlicher Breite, wo sie vom festen Eise gehemmt am 18. August umkehrten, ohne zu ahnen, daß sie nur 146 englische Meilen von den Booten des Capitäns Beechy am Cap Barrow entfernt seien. Im September waren sie wieder in Fort Franklin und kehrten dann nach Europa zurück. Auch die Expedition des Capitäns Beechy war ganz resultatlos geblieben.

Das traurige Interesse, welches die lange Abwesenheit von John Roß erweckt hatte, und die schon erwähnte Reise der „Isabella“ hervorrief, hatte auch den Capitän George Back angeregt, einen Versuch zu machen, um das Schicksal des Verlorengeglaubten aufzuklären. Mit Unterstützung von Privatleuten und einem Zuschusse von der Regierung ging er 1833 mit dem Wundarzte King nach Nordamerika. Am 11. August verließ er das Fort Resolution am Sclavensee, entdeckte nach einer, durch die Last des Bootes und Gepäckes äußerst beschwerlichen Reise über 2000 Fuß hohe Gebirge, den nach ihm benannten Backfluß (nach Anderen der große Fischfluß genannt). Er überwinterte bei furchtbarer Kälte am großen Sclavensee in einem selbstgebauten Blockhause. Indessen war Roß zurückgekehrt und man sendete Back diese Nachricht zu, mit dem Auftrage, dessenungeachtet seine Reise zur Erforschung der Polarküsten von Nordamerika fortzusetzen. Die Nachricht erreichte ihn im April 1834. Im Juni schiffte er sich wieder auf dem Backflusse ein und erreichte am 29. Juli bei dem Cap Victoria eine tiefe Bai des Polarmeeres, deren Küsten er bis zum Cap Richardson verfolgte. Er kehrte dann in sein Blockhaus zurück, wo er bis 1835 überwinterte. Dann setzte er seine Untersuchung der Polarküsten fort und verfolgte sie mit unglaublicher Ausdauer unter furchtbaren Beschwerden auch im Jahre 1836. Im August dieses Jahres blieb er im Eise des Polarmeeres stecken, und konnte sich erst im August 1837 wieder befreien. Erst am Ende des Jahres erreichte er höchst elend London. Hinsichtlich der ausgestandenen Leiden und der eisernen Entschlossenheit, mit der sie überstanden wurden, wenn auch nicht in den gewonnenen Resultaten, kann sich die Back'sche Reise vollkommen der von Franklin und Richardson an die Seite stellen.

In dem folgenden Jahre rüstete auch die Hudsonsbaicompagnie eine Unternehmung aus, welche der Leitung von Dease und Simpson anvertraut wurde. Sie erreichten etwas westlich vom Backflusse die Adelaidehalbinsel, entdeckten im 68. Grade 30 Minuten die Dease- und Simpsonstraße, vervollständigten Back's Entdeckungen, aber ohne die südlichsten Punkte der Roß'schen Untersuchungen ganz zu erreichen. Dann folgten sie der Küste nach Westen, entdeckten die Kenthalbinsel, die Deasestraße und das gegenüberliegende Victorialand, dessen Küste sie in einer bedeutenden Strecke verfolgten und kehrten 1839 nach zweimaliger Ueberwinterung wieder nach den Niederlassungen der Hudsonsbaicompagnie zurück.

Erst im Jahre 1846 unternahm einer der Aufseher der Hudsonsbaicompagnie, John Rae, wiederum eine Landreise nach dem Norden Amerika's. Er ging weiter nach Osten als irgend einer seiner Vorgänger, und vollendete durch seine beschwerlichen Fahrten die Entdeckungen von Parry in der Fury- und Heclastraße und von John Roß im Boothiagolf, indem er die Küsten der Komittebai, des Südendes von jenem Golf vom Cap Crozier (im 69.

Grade 30 Minuten nördlicher Breite) bis zur Sir-John-Roß-Halbinsel vollständig auf einer Karte niederlegte und so die Endpunkte der erwähnten Reisen von Parry und Roß mit einander in Verbindung setzte. Auch Rae's Reise, von der er erst 1847 wieder zurückkehrte, sowie die Ueberwinterung in diesen Breiten war von Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art begleitet.

VII.

John Franklin und die Franklin-Expeditionen.

Nach Franklin's zweiter Landexpedition, die ziemlich ebenso erfolglos geblieben war, als die damit combinirten Reisen von Beechey und Parry, blieben die Versuche, Entdeckungen im Norden von Amerika zu machen, lange Zeit ruhen. John Franklin wurde erst zum britischen Geschwader im Mittelländischen Meere versetzt und darauf zum Gouverneur von Vandiemensland ernannt. Für eine solche Stellung scheint er weniger geeignet gewesen zu sein, auch sagte sie seinem nach rastloser Thätigkeit strebenden Charakter nicht zu. Als daher nach zehn Jahren die arctischen Unternehmungen wieder in den Vordergrund traten, so bewarb er sich freiwillig um das Commando einer solchen Expedition, gern einen Posten aufgebend, der für ihn nur eine ununterbrochene Quelle von Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten gewesen war.

Franklin war jedenfalls der rechte Mann für eine solche Unternehmung. Seine Entschlossenheit und Ausdauer hatte er bereits auf seinen Landreisen bewiesen. Als er, noch Lieutenant, unter Buchan die Reise, durch welche westlich von Grönland der Nordpol erreicht werden sollte, mitmachte, stimmte er für Fortsetzung der Reise, als Buchan zu ängstlich umkehrte und bemühte sich bei der Regierung nach der Rückkehr um den Auftrag, allein jenes Unternehmen durchführen zu dürfen, aber vergebens. Dabei hatte er einen so heiteren, liebenswürdigen Charakter, daß er allgemeiner Liebling in der Marine war. Sein Wohlwollen und seine Gutmüthigkeit gingen so weit, daß er im eigentlichsten Sinne des Wortes keine Fliege tödten konnte. Das geht aus einer Anekdote hervor, die zugleich beweist, welchen tiefen Eindruck sein Charakter auch auf die rohen Eskimos gemacht hatte. George Back erzählt nämlich, daß, als er einstmals auf einer seiner Landreisen die unerträglichen nordischen Mosquitos mit Rauch und Laubzweigen aus seinem Zelte verjagte, ihn dabei ein Eskimohäuptling tadelte und bemerkte: „Der alte Führer, nämlich Franklin, habe es vor zwölf Jahren doch ganz anders gemacht. Er habe niemals einen Mosquito tödten mögen, sondern sie nur leise von der Hand weggeblasen, wenn sie ihn beim Arbeiten belästigt." Die Expedition wurde auf Betrieb des alten Barrow, der gern vor seinem Ende noch seinen Lieblingsplan, die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, realisirt sehen wollte, von der englischen Regierung mit der größten Liberalität und mit der überlegtesten Umsicht und Sorgfalt ausgerüstet. Sie bestand aus den beiden Schiffen „Erebus" und „Terror," die bereits auf der Südpolfahrt des Capitäns James Roß die entschiedensten Proben ihrer Seetüchtigkeit abgelegt hatten, und nun von dem berühmten Schiffsbaumeister Rice auf's neue als Schraubendampfer nach den bewährtesten Methoden zum Kampfe mit den Eismassen in Stand gesetzt waren. Man hatte Zeit gehabt, die auf den früheren Reisen gemachten Erfahrungen zu verarbeiten und für dieses neue Unternehmen in jeder Weise zu verwerthen. Der Hauptzweck dieser Expedition sollte sein, durch die Barrowstraße über die Melvilleinsel hinaus nach der Behringsstraße zu segeln. Im Falle, daß sich der von Parry entdeckte Wellingtonkanal eisfrei zeigen sollte, war Franklin nachgelassen, auch diesen Weg einzuschlagen. Außerdem waren die Schiffe auf's reichste mit allen nöthigen Instrumenten zur Anstellung naturwissenschaftlicher Beobachtungen ausgestattet.

Am 19. Mai 1845 segelten die beiden Schiffe „Erebus" unter Franklin, „Terror" unter F. R. Crozier aus dem Hafen von Greenhithe, begleitet von einem Transportschiffe, welches am 12. Juli die Expedition bei den Walfischinseln in der Baffinsbai mit Depeschen und Briefen verließ, und nach England zurückkehrte. Commodore Fitzjames, der auf dem „Erebus" unter Franklin befehligte, forderte in zu voreiliger Siegeshoffnung in einem mit diesem Schiffe nach England gesendeten Briefe seine Freunde auf, ihre Briefe künftig nur gleich via Petersburg nach Kamtschatka zu adressiren. Am 22. Juli wurde die Expedition in der

Melvillebai von dem Walfischfahrer Capitän Martin angesprochen. Franklin erzählte ihm, daß er auf fünf Jahre verproviantirt sei und durch die reiche Jagd auf Seevögel seine Vorräthe noch zu vermehren hoffe, daß sie auf sieben Jahre ausreichen könnten. Am 26. Juli gegen Abend sah ein anderer Walfischjäger, Capitän Damett, beide Schiffe westlich von der Melvillebai an einem Eisberge vor Anker und wechselte einige Worte mit den zu ihm herangeruderten Officieren. Das war die letzte directe Nachricht von der Expedition, deren Untergang aller aufgewendeten Mühe ungeachtet noch immer viel Räthselhaftes hat.

Eine auffallende Erscheinung war es, daß schon am 28. September 1846, kaum vierzehn Monate nachdem die beiden Schiffe zuletzt gesehen worden waren, sich der (ältere) Capitän John Roß beim Admiralitätsamte meldete mit dem Erbieten, eine Expedition zur Aufsuchung Franklin's auszuführen. Es ist nicht unmöglich, daß Franklin gerettet worden wäre, wenn man diesem Ansinnen hätte nachkommen wollen, aber dazu lag gar kein Beweggrund vor, es war noch an gar keine directe Nachricht von Franklin zu denken, die Ausrüstung war so vortrefflich, die Verproviantirung so reichlich, daß wenigstens zur Zeit noch jede Besorgniß als thöricht erscheinen mußte. Auffällig war dabei ferner die Aufdringlichkeit von Roß, der am 27. Januar und 9. Februar seine Anträge erneuerte, und sich dabei auf besondere Verabredungen berief, welche er mit Franklin vor seiner Abreise getroffen haben wollte, Verabredungen, von denen Franklin auch nie eine Andeutung gegeben, und die, heimlich abgemacht, Franklin geradezu einer pflichtwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Auch konnte oder wollte Roß nicht angeben, worin diese geheimen Verabredungen bestanden hatten. John Roß' Charakter erscheint überhaupt in einem sehr zweideutigen Lichte. Mit großer Leichtfertigkeit hatte er den Lancastersund für geschlossen erklärt, den im folgenden Jahre Parry bis zur Melvilleinsel durchsegelte. Als darauf Parry auch die Fury- und Heclastraße entdeckt hatte, fing Roß einen sehr boshaften Streit mit Parry an, indem er behauptete, Baffin, in seinen Längenbestimmungen sich täuschend, habe schon lange vor Parry den Weg durch den Lancastersund, die Barrowstraße, Prinz-Regents-Einfahrt, die Fury- und Heclastraße und zur Hudsonsbai heraus gemacht. Abgesehen davon, daß er sich durch die Behauptung in Betreff des Lancastersundes selbst schlug, so ist die ganze Ansicht den bestimmten Mittheilungen von Baffin gegenüber, eine so große Albernheit, daß man an einer bewußten Unwahrheit bei Roß gar nicht zweifeln kann. Endlich darf man nicht vergessen, daß John Roß bei fünfjähriger Abwesenheit 1829 bis 1833, beständiger, vollständiger und guter Verproviantirung, guter Wohnung, doch eigentlich Nichts geleistet, was für den Aufwand von Zeit und Kosten irgendwie als Ersatz angesehen werden könnte. Den ihnen ganz nahe liegenden magnetischen Pol hat er weder gesucht noch gefunden, sondern sein Neffe James Roß, der später so berühmt gewordene Südpolfahrer. Auch noch später 1851 trat er in einer gemeinen neidischen Weise den Entdeckungen des höchst verdienstvollen Capitäns Penny entgegen. Kurz es ist der Admiralität jedenfalls nicht zu verargen, wenn sie auf die Vorschläge des Herrn John Roß kein so großes Gewicht legte.

Erst im Jahre 1847, als bis Ende des Sommers noch immer keine Nachricht von John Franklin eingetroffen war, wurde die allgemeine Besorgniß so lebhaft, daß man einen Plan für 1848 entwarf, um gleichzeitig von der Behringsstraße, vom Norden Amerika's und von der Baffinsbai her in einer combinirten Expedition Franklin aufzusuchen und zu Hülfe zu kommen.

Um auch die Privatkräfte für den menschenfreundlichen Zweck in Anspruch zu nehmen, hatte die Regierung schon am 6. März 1847 eine Aufforderung veröffentlicht und Karten an die Walfischfahrer vertheilen lassen. Die nur in allgemeinen Ausdrücken in Aussicht gestellten Belohnungen scheinen aber auf Niemand Eindruck gemacht zu haben. Am 6. März 1848 erschien eine zweite Bekanntmachung, worin eine Belohnung von 100 Guineen für eine bestimmte Nachricht von Franklin ausgesetzt war. Am 20. März versprach Lady Franklin Jedem, der dem Vermißten außerhalb des gewöhnlichen Walfischjagdreviers Hülfe bringen würde, 1000 Pfund Sterling. Zunächst aber drängten sich zu den von der Regierung auszusendenden

Expeditionen von allen Seiten enthusiastische Freiwillige, um sich im Streben, den allgemein Verehrten zu retten, neue Lorbern oder den Rittersporn zu verdienen. Für die Landreise in Nordamerika meldete sich vor allen Dr. Richardson, der frühere Begleiter Franklin's, und die Hudsonsbaicompagnie versprach jede Unterstützung, die in ihrer Macht stände. An Richardson schloß sich als der beste Begleiter der eben von seiner nördlichen Entdeckungsreise zurückgekehrte John Rae an. Diese Beiden verließen am 25. Mai 1848 Liverpool und gingen über New-York und Montreal nach Cumberlandhouse am oberen Laufe des Mackenzieflusses im 54. Grade nördlicher Breite. Hier trafen sie mit den vorausgesendeten Vorräthen und der geworbenen Mannschaft (nun im Ganzen 42 Personen) zusammen. Die meisten der Gesellschaft gingen mit dem Gepäcke unter Bell nach dem großen Bärensee, um dort ein Blockhaus für den Winter zu erbauen. Richardson mit der auserlesensten Mannschaft ging bis an den Ausfluß des Mackenzie. Am 4. August schiffte er sich auf dem Eismeere nach Osten ein. Schon in der Delphin- und Unionstraße mußten sie das von vorbeijagenden Eismassen erfüllte Meer verlassen und unter großen Mühseligkeiten arbeiteten sie sich bis zum Kupferminenfluß durch. Hier mußten sie nun auch wegen der eintretenden Nebel und des sich häufenden Winterschnees die Küste verlassen und den Rückweg nach Fort Confidence am großen Bärensee suchen, wo sie am 15. September wieder eintrafen. Sie hatten weder selbst Spuren von Franklin gefunden, noch auch die geringste Nachricht von den zahlreichen ihnen begegnenden Eskimostämmen über die Vermißten erhalten. Am 7. Mai 1849 traten Alle gemeinschaftlich die Rückreise nach England an, nur John Rae machte noch im Sommer einen zweiten Versuch, über die Delphinstraße zu setzen, und so Wollastonland zu erreichen. Derselbe scheiterte aber an den über alle Erwartung ungünstigen Eisverhältnissen.

Am 12. Juni 1848 verließ auch James Roß mit den beiden höchst sorgfältig für dieses Unternehmen ausgerüsteten Schiffen „Entreprise" und „Investigator" England, aber erst am 20. August gelang es ihm, von der Melvillebai aus die in der Länge der Baffinsbai liegende Eisbarriere (im 75. Grade 30 Minuten nördlicher Breite) zu durchschneiden und in die Barrowstraße einzulaufen. Auch hier waren die Eisverhältnisse höchst ungünstig und nur mit unsäglicher Anstrengung der Mannschaft erreichten die Schiffe am 11. September ihren Winterhafen (Port Leopold) auf North-Somerset. Im Frühjahr 1849 wurden mit Schlitten Streifzüge nach allen Richtungen unternommen, aber ohne Spuren von Franklin zu entdecken. Erst am 28. August konnten sie offenes Meer erreichen. Am 1. September waren sie aber wieder von festem Eise eingeschlossen; in der Mitte einer Eisscholle, deren Umfang von Roß auf 50 englische Meilen geschätzt wurde, trieben die Schiffe widerstandslos nach Osten bis in die Baffinsbai und dann nach Süden. Erst in der Gegend der Pondsbai zersplitterte plötzlich das ganze Eisfeld und die Reisenden gewannen wieder offene See. Aber jeder Hafen war vom Eise gesperrt und es blieb ihnen nichts übrig, als am 23. September ihre Fahrt nach der Heimath anzutreten.

Der Commodore Moore, welcher mit dem „Plover" nach der Behringsstraße segeln sollte, konnte wegen mancher Hindernisse erst am 30. Januar 1848 die englische Küste verlassen, sodaß bei widrigen Winden erst am 8. Mai die Falklandsinseln erreicht wurden. Am 4. Juli war Moore erst in Callao. Capitän Kellet im Schiffe „Herald" hatte im April 1848 zu Panama den Auftrag erhalten, sich mit Capitän Moore zu vereinigen, konnte aber wegen widriger Winde und Windstillen erst am 7. August den Hafen von Petropawlowsk erreichen. Hier fand er aber Moore nicht, da dieser vom Befehlshaber der englischen Flotte in Callao beauftragt war, wegen der schon weit vorgerückten Jahreszeit direct nach der Behringsstraße zu segeln. Kellet, der auch endlich dorthin ging, verfehlte Moore auch hier und kehrte am 24. October nach Mazatlan zurück. Moore konnte erst am 21. August Oaku verlassen und wurde einige Meilen südlich von der Behringsstraße in einem kleinen Hafen für neun Monate vom Eise eingeschlossen. Mit großer Anstrengung sägte die Mannschaft im Juni 1849 eine Straße durch das durchschnittlich fünf Fuß dicke Eis, sodaß das Schiff am 13. Juni wieder in freiem Wasser war. Dennoch konnten sie wegen vieler

Hindernisse erst am 1. Juli unter Segel gehen. Am 13. Juli erreichte Moore den Kotzebuesund, wo er am 15. Juli mit dem „Herald" zusammentraf. Nun wurden vier große Boote unter Lieutenant Pullen vom „Herald" zur Küstenfahrt nach Osten ausgesendet. Die Schiffe folgten, so gut es ging im Meere. Kellet entdeckte, da sie sich getrennt hatten, nordwestlich im 72. Grade 17 Minuten eine wüste Insel (Heraldsinsel) und sah, allerdings in weiter Entfernung, noch ein bedeutendes Land, aber ohne es erreichen zu können, und zwar vorzüglich, weil das Wasser für seine Schiffe zu seicht wurde. Die Bootexpedition hatte ebensowenig Erfolg als die später oft wiederholten Land- und Wasserexpeditionen, die Commodore Moore, der mit dem „Plover" an der Behringsstraße stationirt blieb, unternahm. Capitän Kellet und sein Schiff wurden dazu verwendet, diese Station fortwährend mit den nöthigen Nahrungsmitteln und anderen Vorräthen zu versorgen.

Die sämmtlichen erwähnten Expeditionen hatten nicht Gelegenheit gehabt, die Geographie der amerikanischen Polargegenden irgendwie bedeutend zu erweitern. So weit sie gekommen waren, hatten sie keine Spur, keine Nachricht von Franklin gefunden und sich begnügen müssen, überall, wo man vermuthen konnte, daß Franklin einen Punkt vielleicht erreichen könnte, Nachrichten und Vorräthe für ihn niederzulegen. In den Jahren 1848 und 1849 waren mehrere Walfischjäger in der Baffinsbai gewesen und hatten mit den Eskimos verkehrt, auch von ihnen manche Erzählungen gehört, die sich auf Franklin deuten ließen, aber bei ihrer Combination und bei näherer Ueberlegung sich alle als täuschend erwiesen. Im Jahre 1849 ging R. A. Goodsir, ein Arzt, dessen Bruder Franklin begleitet hatte, mit dem Walfischjäger Penny nach dem Lankastersund, aber ohne durch die phantastischen Erzählungen der Eskimos irgend etwas zu erfahren, was sich bestimmt auf das Schicksal Franklin's hätte deuten lassen. Im Jahre 1849, schon ehe noch das Fehlschlagen aller Expeditionen in London bekannt geworden war, arbeitete man einen neuen Plan aus, um noch mit umfassenderen Mitteln die Nachforschungen fortzusetzen. Die ehemals vom Parlamente für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzte Belohnung von 20,000 Pfund Sterling wurde erneuert und Männern aller Nationen versprochen, denen es gelingen würde, die Vermißten zu retten. Auch Lady Franklin erhöhte den von ihr ausgesetzten Preis auf 3000 Pfund Sterling. Dieses, sowie die allgemein rege gewordene Theilnahme an dem Schicksale der Verschollenen riefen Expeditionen von allen Seiten hervor. Am wichtigsten waren natürlich die mit den bedeutenden Regierungsmitteln unternommenen, die abermals dahin gerichtet wurden, ganz systematisch von Süden (zu Lande), von Osten und Westen her auf den Punkt vorzudringen (der Mitte der Barrowstraße), wo sich jedenfalls irgend welche Spuren Franklins und seiner Gefährten finden müßten. Ich verfolge zuerst die Unternehmung, die von der Behringsstraße vordrang, weil sie zuerst England verließ, und jedenfalls für die Geographie die erfolgreichste war.

Schon früh im Jahre 1849 hatte sich Admiral Beaufort lebhaft für eine erneuerte und noch besser ausgestattete Behringsstraßenexpedition ausgesprochen. Die Admiralität ging darauf ein; es wurden dazu ein Commodore Mac Clure mit dem „Investigator" und Capitän Collinson mit der „Entreprise" gewählt und Letzterem das Hauptcommando übertragen. Durch die Vermittlung La Frobe's, des Secretärs der Kirche und der Mission der mährischen Brüder zu London, wurde von Herrenhut aus der dreißigjährige Missionär Miertsching (ein geborener Wende), der eben von Labrador zurückgekehrt war, der Expedition als Dolmetscher beigegeben und auf dem „Investigator" untergebracht. Derselbe wurde wegen seiner Kenntnisse, seines Charakters und seines klugen Benehmens gegen seine Gefährten wie gegen die Eskimos sehr bald der Gegenstand allgemeiner Achtung und war für die Expedition von großem Nutzen.

Am 15. Januar 1850 war die sehr ausführliche Instruction für die beiden Commandirenden unterzeichnet worden und schon am 20. Januar verließen sie Plymouth. Die Schiffe wurden mehrere Male wegen ungleicher Segelgeschwindigkeit getrennt. Mac Clure erreichte am 31. Juli Cap Lisburne, wo er Kellet antraf. Er wagte es von hier aus, seiner Instruction entgegen, allein nach seinem Ziele vorzu-

bringen, da die vorgerückte Jahreszeit keinen Verzug gestattete und die doch schneller segelnde „Entreprise" noch nicht eingetroffen war. Am 5. August begegnete Mac Clure dem „Plover," mit dem er, um keine Zeit zu verlieren, nur Signale tauschte. Dann folgte er, vom Eise gezwungen, dem Laufe der Küste bis zum Mackenzieflusse. Am 6. September ging er vom Cap Parry aus mit Erfolg nach Norden, entdeckte schon am 9. September ein ganz grün bewachsenes Land, das er „Behringsinsel" nannte, welches sich aber später als das Südende von Banksland erwies, und bald darauf sah er ein zweites Land, das „Prinz-Alberts-Land." Zwischen beiden Ländern fand er eine Straße (Prinz-Wales-Straße), in deren Mitte er eine kleine Inselgruppe (die Prinzessininseln) entdeckte. Am 12. September wurde das Schiff durch das Eis am Weiterfahren gehindert. Man ankerte an einem Eisfelde. Am 21. October machte Mac Clure eine Schlittenexpedition über das Eis der Prinz-Wales-Straße nach Norden folgend, und erreichte am 26. October 1850 die Barrowstraße oder nach Parry's Bezeichnung den Melvillesund, fast dem Winterhafen Parry's gerade gegenüber. Damit war die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt vollendet. Am 18. April 1851 wurden drei Schlitten-Expeditionen ausgesendet, eine an der Nordküste von Banksland nach Westen, eine zweite an der Nordküste des Prinz-Alberts-Landes nach Osten, endlich eine dritte nach dem Süden des Prinz-Alberts-Landes. Diese letztere fand eine Eskimoniederlassung, mit der ein freundlicher Verkehr unterhalten wurde. Von Franklin und seinen Gefährten wurde nirgends eine Spur entdeckt. Einigermaßen vom Eise befreit, drang Mac Clure bis auf 25 englische Meilen vom Melvillesund vor, wurde dann aber zurückgedrängt und ging nun an der Westküste des Bankslandes nach Norden, wo er am 24. September die Mercybai an der Nordküste von Banksland erreichte und gezwungen war, sein Winterlager aufzuschlagen. Im April 1852 wurde wieder eine Schlittenfahrt über das Meer unternommen und am 28. Parry's Winterhafen erreicht. Hier fanden sich Nachrichten vor, die Mac Clinton niedergelegt hatte und Mac Clure legte daneben eine Art Testament seiner Expedition, da seine Aussicht, sich aus dem Eise zu befreien und zurückkehren zu können, nicht sehr glänzend war. In der That blieb der „Investigator" während des Sommers fest im Eise eingeschlossen und die Reisenden mußten noch einmal in der Mercybai überwintern. Schon war im April 1853 beschlossen worden, das Schiff zu verlassen und getheilt nach drei verschiedenen Richtungen die Rückkehr zu Schlitten zu versuchen, als am 6. April Lieutenant Pim vom Winterlager des Capitän Kellet auf der Melvillesinsel abgesendet mit einer Schlittenexpedition ankam. Zunächst wurden nun die Kranken und Schwachen nach der Beecheyinsel gesendet. Mac Clure machte noch einen, aber ebenfalls vergeblichen Versuch, sein Schiff zu retten, und kehrte dann 1854 nach England zurück. Sein Gefährte und Vorgesetzter Collinson kam erst am 14. August in Lisburne an, traf weder den „Herald" noch den „Plover," stieß jenseits Point Barrow auf undurchdringliche Eismassen, versuchte es dann, in nordwestlicher Richtung vorzudringen; da er auch hier sich durch Eisbarrieren gehemmt sah, kehrte er nach der Behringsstraße zurück und überwinterte nach manchem Mißgeschick in Hongkong. Lieutenant Barnard war mit zwei Leuten bei Michaelewsky zurückgelassen. Eskimos erzählten ihm von weißen Männern, die im Innern des nordwestlichen Amerika leben sollten. Aehnliches war auch Kellet schon erzählt worden. Bei einem Ausfluge, den Barnard zum Zwecke näherer Nachforschungen mit dem russischen Gouverneur Maxemoff unternahm, wurde er bei einem Indianeranfalle am 24. Februar 1851 im Kampfe erschlagen. Im April desselben Jahres verließ Collinson Hongkong, segelte durch die Behringsstraße nach Osten, überwinterte zuerst auf Prinz-Alberts-Land an der Mintoeinfahrt, dann im folgenden Winter 1852 bis 1853 in der Deasestraße, endlich 1853 bis 1854 in der Nähe der Harrisonbai an der Nordwestküste von Amerika und kehrte dann, ohne Etwas ausgerichtet, ohne eine Spur von Franklin gefunden zu haben, Ende 1854 nach England zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Im Stifte.

Eine Novelle

von

Fr. Adolphi.

In den Zimmern der hochwürdigen Frau Aebtissin von Weilburg ist Alles zum Empfange der Stiftsdamen bereitet, die heute, wie an jedem Dienstag Abend sich hier zum Thee versammeln. Die Fenstervorhänge sind zugezogen, im Kamine prasselt lustig ein Feuer, das mit behaglicher Wärme den Raum durchströmt, in der Mitte des zweiten Zimmers steht ein großer runder Tisch mit Tellern und Tassen von prachtvollem Meißener Porcellan, mit reichem Silbergeschirre, auf dem zierlich Kuchen, Butterschnitte, Fleisch und Früchte servirt sind. Die mächtige russische Theemaschine hat ein eigenes Tischchen, das an den großen Tisch angerückt ist. Mit ihr beschäftigt, sitzt die Herrin der Räume in einem Sessel. Die Aebtissin ist eine schlanke Dame von sechzig Jahren. Die großen blauen Augen blicken freundlich und wohlwollend, der festgeschlossene Mund mit den feingeschnittenen Lippen deuten auf einen energischen Charakter, das schon ergraute Haar ist über der Stirn einfach gescheitelt und von einer weißen, enganschließenden Spitzenhaube fast bedeckt. Die Aebtissin trägt vorschriftsmäßig wie alle Stiftsdamen ein schwarzes Seidenkleid mit weißem Spitzenkragen und ebensolchen Handkrausen; als einziger Schmuck an der schmalen weißen Hand das Zeichen ihrer Würde, einen Ring mit kostbarem Diamant.

Die Uhr auf dem Kamine schlägt sieben und kaum ist der letzte Schlag verhallt, als sich die Thür öffnet und die erwarteten Damen eintreten. Es sind nur fünf, die diesen Winter im Stifte wohnen, die übrigen leben die kalten Monate in der nahen Residenz und kehren erst wieder, wenn der Frühling in Wald und Garten lockt. Voran schreitet die Frau Seniorin von Hartenstein, der man die fünfundachtzig Jahre, die über ihrem Haupte hingezogen, nicht anmerkt, dann folgen genau nach ihrer Stiftsanciennität die Fräulein Charlotte von Diezen, Gräfin Caroline von Waldenfels, Fräulein Mathilde von Hartenstein, eine Schwester der Seniorin, und Fräulein Elisabeth von Berg.

Frau von Weilburg hat sich erhoben, geht den Damen bis zur Thüre des Vorzimmers entgegen, reicht der Seniorin die Hand und führt sie an den Tisch, wo sie in einem Sessel zur Rechten der Aebtissin ihren Platz nimmt. Die übrigen Damen kennen den ihnen zukommenden Stuhl und sofort ist der Kreis um den Theetisch geschlossen. Fräulein von Berg, als jüngstes Stiftsfräulein, bietet der Aebtissin, wie gewöhnlich und üblich, ihre Hülfe bei

Bereitung des Thees an, die indeß freundlich abgelehnt wird, da der duftende Trank nach Ansicht der Wirthin von Niemand so vortrefflich wie von ihr selbst hergestellt werde. Und da sie gern mag, wenn ihrer Kunstfertigkeit erwähnt wird, so unterließ die Frau Seniorin nie, und auch jetzt nicht, zu sagen:

„Lassen Sie, liebes Kind, wenn wir alle den rechten Genuß vom Thee haben sollen, muß unsere verehrte Frau Aebtissin ihn selbst bereitet haben. Niemand kann das so wie sie."

„Das ist richtig," meinte die Gräfin Caroline, „hier übertrifft Niemand die Frau Aebtissin und nur eine Dame kenne ich, die ihr gleichkommt, das ist meine Cousine Charlotte. Wissen Sie denn, meine liebe Frau Seniorin, daß neulich der Erbgroßherzog mit der ältesten Tochter meiner Cousine getanzt hat? Nein? Sie wissen es nicht? Ach, er ist so sehr entzückt von ihr gewesen und hat zu meinem Vetter, der sehr, sehr viel bei ihm gilt, gesagt, eine so liebenswürdige, hübsche Dame habe er lange nicht gesehen. Sie soll auch reizend gewesen sein, rosa Krepp über rosa Atlas mit weißen Rosen."

„Da ist sie wieder im richtigen Fahrwasser bei der lieben Familie," flüsterte die Seniorin der Aebtissin zu. „Sagen Sie 'mal, liebe Caroline," wendet sich Frau von Weilburg zu der redseligen Gräfin, „ist es denn wahr, daß der Großherzog Ihrer Nichte den hier vacanten Platz verliehen hat? Ein Brief aus der Residenz theilt es mir heute mit und bin ich sehr gespannt, etwas Näheres zu vernehmen."

„Daß der Großherzog meiner Nichte den Platz, wenn sie ihn wünschte, geben würde, bezweifle ich nicht, denn mein Vetter Leo gilt sehr, sehr viel bei den höchsten Herrschaften, allein ich glaube nicht, daß meine süße Clothilde schon jetzt sich einen Stiftsplatz wünscht, ein so junges Mädchen mit so brillanten Aussichten!"

„Ich kann vielleicht die sicherste Nachricht über das Vergeben des Platzes mittheilen," wendet sich Fräulein von Berg an die Aebtissin, „die Oberhofmeisterin schreibt mir heute, daß der Großherzog infolge eines vor längerer Zeit gegebenen Versprechens gebunden gewesen sei. Es habe die Tochter eines ehemaligen Diplomaten ein Anrecht auf den vacanten Platz und sei es darauf angekommen, ihren Aufenthalt zu erfahren, da sie nach dem Tode ihres Vaters bei Verwandten ihrer gleichfalls verstorbenen Mutter im Württembergischen leben soll, deren Namen man nicht genau gekannt hat. Falls sie den Platz annimmt, werden wir sie jedenfalls als Mitschwester begrüßen!"

„Aber ihr Name, ihr Name?" ruft es von allen Seiten.

„Leider kann ich darüber keine Auskunft geben, da meine gute Oberhofmeisterin wie gewöhnlich das Wichtigste, den Namen mitzutheilen, vergessen hat."

Das Gespräch wurde durch den eintretenden Diener unterbrochen, welcher der Frau Aebtissin die Posttasche reichte. Eine tiefe Stille trat sofort ein und gespannt richteten sich die Blicke auf die immer willkommene Tasche. Heute enthielt sie außer den Zeitungen nur Briefe für die Aebtissin, die sie, nachdem sie die Damen um Erlaubniß gebeten, sogleich erbrach.

„Es scheinen wichtige Nachrichten," meinte leise Gräfin Caroline, „die Frau Aebtissin liest mit besonderer Aufmerksamkeit. Täuscht mich mein Auge nicht, so ist der eine Brief mit dem großherzoglichen Wappen gesiegelt."

Frau von Weilburg hatte die drei Briefe schnell durchlesen und reichte sie an Fräulein von Berg.

„Bitte, liebe Elisabeth, lesen Sie, es ist für alle Damen von Interesse." Mit einer gewissen Ungeduld, und als ob sie besser dadurch hören könnten, rückten alle Damen ihre Stühle dem Tische näher, Gabeln und Löffel ruhten, die Frau Seniorin beugte sich nach der Seite, wo Fräulein von Berg saß und legte die Hand an's Ohr, damit ihr kein Wort entginge.

Die Briefe lauteten:

„Hochwürdigste gnädige Frau!

Im Auftrage Sr. Königlichen Hoheit, meines gnädigsten Herrn, habe ich die Ehre, Ew. Hochwürden Gnaden mitzutheilen, daß Höchstderselbe die erledigte Stelle im Stifte Wellingen der hinterbliebenen Tochter weiland Sr. Excellenz des Geheimen Rathes und Kammerherrn Grafen von Sternburg, Mathilde Louise Gräfin von Sternburg, d. Z. zu Schloß Welsberg im Württembergischen, gnädigst verliehen haben. Ueber die Einführung der neu ernannten Stifts-

dame wird Ew. Hochwürden Gnaden ein besonderes Ministerial-Rescript zugehen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Hochwürden Gnaden ganz gehorsamster Freiherr von Kniestedt, Oberhofmarschall und Kammerherr Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs."

„Gnädigste Frau Aebtissin!

Soeben erhält meine Nichte Gräfin Mathilde von Sternburg die Nachricht, daß ihr eine Stiftsstelle in Wellingen gnädigst verliehen ist. Hocherfreut über die Ehre, die meiner Nichte, welche seit zwölf Jahren als Kind in meinem Hause lebt, dadurch widerfahren ist, beeile ich mich, Ew. Hochwürden Gnaden pflichtschuldigst Anzeige davon zu machen, zugleich aber meine Nichte Ihrem hohen Wohlwollen ganz gehorsamst zu empfehlen. Mathilde Sternburg hat ihre Eltern, deren einziges Kind sie war, früh verloren, ich und meine Familie sind ihre alleinigen Verwandten. Wenn es mir nun auch schwer wird, mich von der Tochter einer geliebten Schwester zu trennen, so ist es mir doch eine große Beruhigung und eine unendliche Freude, zu wissen, daß meine Nichte eine Heimath wiedergewonnen hat und an Ew. Hochwürden Gnaden und den übrigen verehrten Damen freundliche Stütze finden wird. Ueber den Zeitpunkt der Einführung meiner Nichte sehe ich weiteren Befehlen entgegen und werde ich, wenn es mir irgend möglich, selbst Mathilde ihrer neuen Heimath zuführen. Indem ich bitte, mich allen verehrten Damen zu empfehlen, verharre ich mit ausgezeichnetster Hochachtung Ew. Hochwürden Gnaden ganz gehorsamste Melanie Gräfin zu Welsberg-Welsberg, geb. Gräfin zu Welsberg-Neuhof."

„Hochwürdigste Frau!
Gnädigste Frau Aebtissin!

Durch die Gnade des Großherzogs bin ich zur Stiftsdame in Wellingen ernannt, und werde ich dadurch in meinem Vaterlande, das ich noch nie gesehen, eine Heimath finden. Nehmen Sie, gnädigste Frau, eine Waise freundlich und nachsichtig auf. Mein Bestreben wird es sein, der Ehre, dem Stifte Wellingen anzugehören, mich würdig zu zeigen. Mit Sehnsucht und herzlichster Freude sehe ich dem Augenblicke entgegen, der mich für immer zu Ihnen führt.

Den geehrten Damen bitte ich mich ergebenst zu empfehlen.

In tiefster Ehrerbietung Ew. Hochwürden Gnaden ganz gehorsamste Mathilde von Sternburg."

Mit der größten Aufmerksamkeit hatten alle Damen zugehört. Die Briefe enthielten eine Mittheilung, wie sie interessanter und wichtiger nicht gemacht werden konnte. Die Aussicht, ein neues Mitglied in den enggeschlossenen Kreis eingeführt zu sehen, bewegte natürlich jedes Gemüth auf das lebhafteste. Was hatte man von der neuen Mitschwester zu erwarten? Wird sie sich leicht und freudig in die doch immerhin eigenthümlichen Verhältnisse finden? Wird sie ein belebendes Element in dem kleinen Kreise sein, oder wird sie mit Unlust den nothwendigen Zwang des Zusammenlebens tragen? Ist sie noch sehr jung, oder schon über die Jugendjahre hinweg? (Da sind nun zwar die Ansichten über Jugend und reiferes Alter sehr verschieden, die Frau Seniorin z. B. findet ein Mädchen von sechzig Jahren noch ziemlich jung.) Ist sie mehr heitern oder mehr ernsten Sinnes, ist sie talentvoll, namentlich musikalisch und kann sie im Nothfalle bei einer Partie Whist aushelfen?

Die Gräfin Caroline fand zuerst Worte, ihren Empfindungen Ausdruck zu geben: „Also Mathilde Sternburg! wer hätte das gedacht! Der Name Sternburg, von dem man so lange nichts gehört, wieder einmal im Lande. Nun, mich freut es sehr, wirklich ungemein, denn der verstorbene Graf Sternburg war durch seine Mutter mit meiner Familie verwandt, und so werde ich denn an der neu eintretenden Stiftsdame eine Cousine finden."

„Dann können Sie uns vielleicht etwas Näheres über die Gräfin Mathilde sagen," unterbrach die Aebtissin den Redestrom. „Sie werden doch von den Verwandten dann und wann gehört haben."

„Nun, gerade sehr nah war die Verwandtschaft nicht. Die alte Gräfin Sternburg war eine Baroneß von Eichen aus dem Hause Lahr und eine Cousine zweiten Grades meiner seligen Großmutter, die eine Eichen aus dem Hause Schwandorf war. Indeß habe ich den Grafen Sternburg gekannt, als er in seiner Jugend in der Residenz lebte. Ich war damals ein ganz kleines Mädchen, erinnere mich aber

noch sehr wohl des eleganten Felix Sternburg mit seinen dunklen, feurigen Augen, seinen krausen Locken, der Abgott aller Damen. Er war Lieutenant im Garde-Husaren-Regimente, wurde Cavalier des hochseligen Prinzen Friedrich, mit dem er auf eine längere Reise ging. Von jener Reise ist er nicht hierher zurückgekehrt. Als Prinz Friedrich wieder in der Residenz ankam, hatte Graf Sternburg ihn verlassen, er war auf Wunsch des Großherzogs in die diplomatische Carriere getreten und hatte einen Posten an einem süddeutschen Hofe angenommen.

„Aber mein Gott, daß mir nicht eher der Gedanke kam! Sie, Mathilde, müssen ja Näheres über Sternburg wissen, da sie damals als Hofdame der Prinzeß Friedrich jene Reise mitmachten!“

Die Aufmerksamkeit der Damen war so in Anspruch genommen gewesen, daß sie nicht beachtet hatten, wie Mathilde Hartenstein schon bei Vorlesung des ersten Briefes todtenbleich geworden, und wie ein krampfhaftes Zittern ihren ganzen Körper erschütterte. Sie klammerte sich mit der Rechten an die Lehne des Sessels, mit der Linken strich sie über die Augen, als wolle sie sich einer Vision entziehen. Sie rang nach Fassung, und als sich die Gräfin mit ihrer Frage an sie wandte, war sie bereits wieder so weit Herrin ihrer selbst, daß sie mit freundlich unbefangenem Tone erwidern konnte:

„Mehr als Sie, liebe Caroline, vermag ich über die Sternburg'sche Familie auch nicht zu sagen, da ich seit der Reise mit den prinzlichen Herrschaften nie vom Grafen Sternburg hörte.“

Fräulein von Berg war wiederum die, die am meisten von den Sternburg'schen Verhältnissen kannte. Sie erinnerte sich, daß der Graf Sternburg, ein Freund ihres Vaters, sehr schnell avancirt sei, und nachdem er etwa zehn Jahre in der diplomatischen Carriere gewesen, als außerordentlicher Gesandter nach Württemberg gekommen sei. Dort habe er sich mit der Gräfin Catharine von Welsberg-Neuhof vermählt, die sehr schön gewesen und ein bedeutendes Vermögen gehabt habe. Glücklich solle die Ehe, in der nur eine Tochter, die neu ernannte Stiftsdame, geboren, nicht gewesen sein. Der Graf wie die Gräfin hätten sehr zur Verschwendung geneigt und das große Vermögen der Gräfin sei, als sie ein halbes Jahr nach ihrem Gemahl verstorben, fast gänzlich verschwunden.

„So wüßten wir ja von den äußeren Verhältnissen unserer neuen Mitschwester ziemlich viel,“ meinte die Aebtissin, „und müssen das Uebrige in Geduld abwarten. Aber wie blaß Sie aussehen, liebe Mathilde, es ist Ihnen doch nicht unwohl?“ wandte sie sich theilnehmend an Fräulein von Hartenstein, die lächelnd verneinte und deren Blässe von der alten Schwester darauf geschoben wurde, daß sie trotz aller Ermahnungen den ganzen Tag unausgesetzt am Stickrahmen gesessen habe. Inzwischen hatte man dem Thee der Frau Aebtissin alle Anerkennung widerfahren lassen, unter heiterem Geplauder waren die Teller geleert. Bald wurden die Arbeitstäschchen hervorgezogen, und emsig regten sich Aller Hände.

Es wurde vorgeschlagen, zu lesen, allein man war durch die erhaltenen Nachrichten zu erregt, um dazu in der gehörigen Stimmung zu sein. Immer wieder und wieder erging man sich in Vermuthungen über Charakter, Erziehung, Alter der Gräfin Sternburg und namentlich war Caroline Waldenfels von überraschender Kühnheit in allen möglichen Conjecturen. Einmal behauptete sie, sie müsse nothwendig katholisch sein, da Graf Sternburg katholisch gewesen und der süddeutsche Adel auch ausnahmslos katholisch sei.

Auf die Einwendung, daß dann die Dame unmöglich in ein lutherisches Stift aufgenommen werden könne, meinte sie, der Großherzog dispensire vielleicht von dem Erforderniße der lutherischen Confession oder die Comteß trete über, um Stiftsdame zu werden.

Das war denn doch der Aebtissin zu arg und in etwas herber Weise tadelte sie die vorgebrachten Albernheiten, was denn zur Folge hatte, daß Gräfin Caroline den ganzen Abend kein Wort mehr in die Conversation warf, sich halb von der Aebtissin wegdrehte, und nur dann und wann leise flüsternd ihren Nachbarinnen einige Bemerkungen machte.

Den anderen Damen war das Schweigen nicht unerwünscht, nun konnten sie doch einmal zum Worte kommen. Das wurde namentlich von der Seniorin ausgenutzt und mit großer Lebendigkeit erzählte sie aus ihrer Jugendzeit über den damaligen

Hof, über die Gesellschaft, die sie noch vor dem Losbrechen der französischen Revolution gekannt hatte. Von der neuen Zeit wollte sie nichts wissen. Sie konnte sich nicht hineinfinden in die nivellirten Verhältnisse und sie dankte Gott, daß wenigstens das alte ehrwürdige Stift Wellingen bislang von dem Pesthauche der Neuzeit verschont geblieben.

„Nun, das Jahr 1848 hätte uns auch bald einige Veränderung gebracht," sagte Fräulein von Berg, „und es war ein vortreffliches Zeichen für den Sinn unserer bäuerlichen und bürgerlichen Abgeordneten auf dem Landtage, als sie erklärten, an den Statuten einer nur ritterschaftlichen Stiftung nicht rütteln zu wollen. Ich wünschte, der Großherzog und die Ritterschaft entschlössen sich aus freien Stücken zu einigen, meiner Ansicht nach nothwendigen Reformen."

„Da haben wir die Neuzeit," klagte die Seniorin, „Nichts ist ihr heilig, Alles soll erneuert werden."

„Und was wären das für Reformen, liebe Elisabeth?" warf Fräulein von Diezen mit spitzigem Tone dazwischen.

„Vor Allem Aufhebung der Ahnenprobe!"

„Was," rief die Seniorin lebhaft, „Aufhebung der Ahnenprobe! Hier zwischen uns sollten Damen Platz nehmen, die nicht einmal sechzehn Ahnen haben, in unser ehrwürdiges Stiftsbuch sollte ein Fräulein geschrieben werden, das vielleicht eine bürgerliche Großmutter gehabt? Gott verhüte in Gnaden, daß ich so etwas erlebe."

Charlotte Diezen, die den ganzen Abend fast theilnahmlos und steif auf ihrem Sessel gethront hatte, war mit einenmale wie Feuer und Flammen. „Wenn man uns das böte, wenn man uns das zu bieten wagte! Nicht einen Tag bliebe ich länger im Stifte! Wie, gelten unsere Rechte, unsere Privilegien nicht mehr! Glaubt man ohne Weiteres über uns und das hochadlige Stift Wellingen verfügen zu können! Und daß wir dergleichen demokratische Ansichten von einer aus unserer Mitte hören müssen! Sie sind noch sehr jung, Elisabeth, sonst würden Sie so gefährliche Grundsätze nicht aussprechen."

Die Aebtissin lächelte bei dieser Redensart und stellte sich auf Elisabeth's Seite.

„Ich glaube, Fräulein von Berg hat Recht, meine liebe Charlotte. Ich begreife vollkommen, daß es Ihnen und namentlich unserer lieben Seniorin schwer wird, sich in die heutige Zeit zu finden, und doch, wohin gerathen wir, wenn wir unbeweglich stehen wollen, wo Alles rastlos weiter stürzt? Wir halten den Strom der Zeit nicht auf, und wenn wir uns dem reißenden Strome entgegenstellen, so wird er die Mauern des ehrwürdigen Stiftes bald zerschellen, und was uns werth und lieb war, wird spurlos weggespült sein. Wir müssen den Weg beachten, den der Strom nimmt, und bei Zeiten eine sichere Position nehmen, daß wir am Ufer ein wohnliches Plätzchen behalten."

„Aber schützt uns nicht unser Privileg? Gilt nichts mehr das Recht und das uralte Herkommen?" rief Fräulein von Diezen mit glühenden Wangen.

„Unsere Privilegien werden in ruhigen Zeiten, wo Alles seinen geebneten Gang geht, gewiß geachtet werden, aber wenn sie keinen Halt in sich selbst, keine Berechtigung in der öffentlichen Meinung haben, so werden sie bei dem kleinsten Hauche einer Bewegung zusammenstürzen, und kein Freund wird sich erheben, um sie zu stützen. Daß unser Stift dotirt ist von einer Reihe bestimmter adeliger Familien des Landes zum Vortheile ihrer unvermählten Töchter, bezweifelt und bestreitet Niemand, und so wird denn auch schwerlich es je einer Regierung einfallen, da eine Aenderung durchsetzen zu wollen, wo es sich um bestimmte, greifbare Rechte handelt. Daß aber verlangt wird eine Zahl von sechzehn Ahnen bei jeder eintretenden Dame ist eine Härte, die eine Menge Damen von dem Stifte ausschließt, die ihm zur Zierde gereichen würden, und denen diese Heimathsstätte besonders zu gönnen wäre! Durch diese Bestimmung werden binnen Kurzem alle die ausgeschlossen sein, für die ursprünglich die Stiftung gemacht wurde, und die natürlichen Beschützer unseres Stiftes, die Herren aus der adeligen Ritterschaft, werden seine erklärten Feinde."

„Das kommt von den Mesalliancen, liebe Frau Aebtissin," erwiderte in etwas ruhigerem Tone Fräulein von Diezen, „denen Sie doch unmöglich das Wort reden werden. Und da ist denn gerade die Bestimmung unserer Statuten besonders heilsam und nützlich, weil sie vielleicht manche thörichte Partie verhindert."

„Glauben Sie wirklich? Glauben Sie, daß unter Tausenden ein Mann, wenn er sich ein Weib wählt, eine Genossin für's ganze Leben, die mit ihm eines Sinnes Leid und Freude tragen soll, glauben Sie, daß er da noch fragt, ob seine Töchter dermaleinst stiftsfähig sind? Nein, ich denke besser von den Männern unserer Tage, ich denke besser von unseren Edelleuten, als daß ich glaubte, sie fragten nach dem Stammbaume, wo ihr Herz gesprochen hat."

Fräulein von Berg und Mathilde Hartenstein stimmten lebhaft bei, die Seniorin aber schüttelte bedenklich das Haupt, Charlotte Diezen saß wieder steif und kerzengerade und Gräfin Caroline warf scheu dann und wann einen bösen Blick auf die Aebtissin.

Das Gespräch wollte nicht wieder in Fluß kommen, und da die Zeiger der Uhr schon auf zehn wiesen, klingelte die Aebtissin, damit die Dienerschaft komme, an dem gemeinsamen Abendsegen theilzunehmen. Der alte Kammerdiener, der Kutscher, die Haushälterin und zwei Mädchen traten herein, und nachdem sie sich tief verbeugt hatten, nahmen sie Stühle und setzten sich in einiger Entfernung von den Damen; der Kammerdiener reichte zuvor jeder Dame ein Gesangbuch, der Aebtissin aber die reich mit Silber verzierte alte Bibel. Es wurde ein Vers gesungen, dann las Frau von Weilburg einen Abschnitt aus der Bibel, darauf wieder ein Vers des begonnenen Liedes und zum Schluß das Vaterunser, von der jüngsten Stiftsdame gesprochen, und der gemeinsam gesungene Segen.

Die alte Seniorin neigte so demüthig ihr graues Haupt, daß man kaum glauben konnte, sie habe eben noch die exclusivsten Vorurtheile des Adels vertheidigt, Fräulein von Diezen hatte aber nur wenig von ihrer stolzen Haltung verloren und die Gräfin Caroline schien nicht sehr aufmerksam zu sein, denn sie blickte unter dem Buche nach allen Seiten umher, und hatte augenscheinlich ein besonderes Interesse daran, was für einen Eindruck die Andacht auf die Dienerschaft mache.

Die Diener und Mädchen entfernten sich mit einer „unterthänigsten guten Nacht." Die Damen empfahlen sich, hüllten sich in die warmen Mäntel, steckten ihre Laternchen an und pilgerten durch die langen Kreuzgänge ihren Häusern zu.

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr saß Frau von Weilburg bereits am Schreibtische in ihrem Boudoir. Es war ein behagliches Zimmer mit einem großen Fenster, das einen Blick über den weiten Park gestattete, der von einem Buchenwalde begrenzt war. Heute sah es winterlich und öde aus. Der Schnee bedeckte wie ein weißes, breites Tuch gleichmäßig Wege und Rasenplätze, die entlaubten Bäume und Büsche hoben sich scharf auf der blendenden Fläche. Eine große Schaar von Krähen, die zu Tausenden in dem nahen Walde nisteten, unterbrachen mit ihrem Gekrächz und Geschrei die einförmige tiefe Stille. Je winterlicher es draußen war, desto angenehmer erschien es, daß der Frühling in dem Zimmer der Aebtissin seine lieblichsten Kinder blühen ließ. Auf dem großen mit Epheu umrankten Blumentische aus Korbgeflecht, der vor dem Fenster stand, dufteten in üppigster Fülle Veilchen, Reseda und Rosen, und auf dem Schreibtische steht neben dem Schreibzeuge eine zierliche Krystallschale mit einigen eben abgebrochenen Blüthen. Es ist kein eleganter Damenschreibtisch, an dem die Aebtissin ihre Arbeiten verrichtet. Es ist ein mächtiges Möbel aus Eichenholz mit kostbarer Schnitzerei, aus der Zeit des sechzehnten Jahrhunderts und die dicken Folianten, in Schweinsleder gebunden, die wichtige Documente des Stiftes enthalten, die mächtigen Wirthschaftsbücher, die in den offenen Fächern liegen, harmoniren vollkommen damit. Vor dem Tische steht ein Sessel aus derselben Zeit, im Uebrigen ist die Einrichtung des Zimmers in modernem Geschmacke. Eine Causeuse, einige niedrige Fauteuils mit dunkelgrünem Sammet beschlagen, ein runder Tisch mit einer Decke vom Stoffe der Möbeln, gleiche Gardinen und Portieren vor der einzigen Thür, die nach den beiden großen Zimmern führt, in denen gestern die Damen versammelt waren. Neben dem Sessel, auf dem die Aebtissin sitzt, steht noch ein rundes Tischchen mit kostbar gemalter Porcellanplatte und Broncefuß, darauf aus schwerem Silber das Frühstücksgeschirr. An den Wänden, die mit hellgrüner Tapete bekleidet,

hingen in goldenen Rahmen meisterlich gemalte Bilder der Eltern und Geschwister der Aebtissin. Frau von Weilburg hatte die gestern Abend erhaltenen Briefe bereits beantwortet, jetzt war sie dabei, einen Kostenanschlag über einen nothwendigen Bau auf dem weitläufigen Wirthschaftshofe zu prüfen. Vor sich hatte sie die Berichte des Baumeisters und des Wirthschaftsinspectors, die sie verglich. Auf einen daneben liegenden Bogen machte sie ihre Bemerkungen und rechnete nach, wo ihr ein Fehler zu liegen schien. Vor keiner noch so langen Zahlenreihe schreckte sie zurück und die Beamten wußten, daß kein auch noch so geringer Irrthum, kein Widerspruch, der sich vorfand, der Aebtissin verborgen bleiben würde.

Das Eintreten des Kammerdieners unterbrach die anstrengende Arbeit.

„Der Herr Wirthschaftsinspector wünscht Hochwürden Gnaden seine Aufwartung zu machen.“

„Ist angenehm!“

Der Kammerdiener schlug die Portiere zurück und der Wirthschaftsinspector Meyer, ein kleiner beweglicher alter Mann mit wenig weißem Haar, glattrasirtem Gesichte, aus dem ein Paar kluge Augen schauten, mit tadelloser Sauberkeit angezogen, trat mit tiefer Verbeugung in das Zimmer.

„Guten Morgen, mein lieber Meyer,“ empfing ihn die Aebtissin, „was führt Sie schon so früh in's Stift? Nehmen Sie einen Stuhl.“

Mit einer nochmaligen Verbeugung zog der Inspector einen Stuhl herbei und setzte sich in respectvoller Entfernung von seiner Gebieterin.

„Entschuldigen Hochwürden Gnaden, daß ich so früh störe, indeß da ich um zehn Uhr zur Stadt fahren muß, um einige Geschäfte zu erledigen, glaubte ich mir die Freiheit nehmen zu dürfen. Vor Allem wollte ich mir erlauben zu bemerken, daß in dem von mir gestern eingereichten Berichte zu dem Bauanschlage der großen Scheune sich ein Irrthum eingeschlichen haben wird. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, aber ich werde die Ernte von nur zweihundertundfünfzig Morgen Roggen in Anschlag gebracht haben, während es sich um dreihundertundfünfzig Morgen handelt. Dadurch ist die ganze Rechnung falsch geworden.“

„Der Fehler ist bereits bemerkt und monirt, lieber Meyer.“

„Ja, vor der gnädigen Frau bleibt Nichts verborgen! Aber da dürfte ich mir vielleicht meine Arbeit auf ein oder zwei Tage zurückerbitten.“

Das dem Inspector überreichte Papier wurde sorgfältig zusammengelegt und verschwand in einer mächtigen Brieftasche.

Nun war noch Mancherlei aus der Wirthschaft zu berichten, da, wenn auch dem Beamten die Führung derselben ziemlich selbständig überlassen war, doch bei allen größeren Geldausgaben und wichtigern Anordnungen die Aebtissin sich die Entscheidung vorbehalten hatte. Mit besonderem Interesse aber überwachte sie das zahlreiche Dienstpersonal auf dem Stiftshofe. Alles was Knechte und Mägde betraf, ging direct von der Aebtissin aus, die sich über das Betragen eines Jeden die genauesten Berichte erstatten ließ. Heute hatte der Inspector nur zu loben und die Namen einiger Leute, die sich besonders durch Fleiß und Ordnung ausgezeichnet hatten, wurden in dem dazu bestimmten Buche notirt.

Der Inspector hatte sich schon empfohlen, als er sich in der Thür wieder umdrehte.

„Eins hätte ich fast vergessen, Hochwürden Gnaden mitzutheilen, und doch ist es von größtem Interesse. Wir bekommen einen neuen Nachbar. Schönhagen ist verkauft und zwar für zweimalhundertfünfzigtausend Thaler an einen Herrn Waldau.“

„Wissen Sie Etwas über ihn?“

„Nur, daß er aus Amerika gekommen ist, wo er einige Jahre zugebracht hat und daß er ursprünglich aus Süddeutschland stammen soll. Das ist Alles, was ich erfahren konnte, doch werde ich ihn vermuthlich bald kennen lernen, da ich bei der Uebergabe von Schönhagen mit thätig sein werde.“

Die Aebtissin hatte sich kaum zu ihrer Arbeit gewandt, als Fräulein Mathilde von Hartenstein gemeldet wurde.

Die Stiftsdame sah bleich und angegriffen aus und die matten Augen mit den gerötheten Lidern sprachen von einer durchwachten Nacht.

Die Damen nahmen in der Causeuse Platz. Frau von Weilburg entging es nicht, daß ein besonderer Anlaß Mathilde Hartenstein zu ihr führte, und daß es nicht der gewöhnliche Morgenbesuch war, um sich nach dem Befinden der verehrten Frau zu

erkundigen. In ihrem Gesichte wechselte jäh eine hohe Röthe und tiefe Blässe.

Die Aebtissin sah die Erregte freundlich an, und es war, als ob sie mit dem hellen Strahle ihrer Augen ihr Ruhe brächte.

„Sie haben mir heute etwas Besonderes mitzutheilen, liebe Mathilde?“

„Ja, es wird mich erleichtern, Ihnen, theure Frau Aebtissin, mein Herz zu öffnen, und es ist mir, als ob ich ein langjähriges Unrecht dadurch gut machen müßte. Seit dreißig Jahren stehe ich Ihnen so nahe, wie Niemand weiter auf der Welt. Wie oft schon kam ich hierher, bei Ihnen Trost zu suchen, wie oft schon saß ich auf diesem Platze, Ihnen mein Herz zu öffnen, und immer wieder und wieder hielt mich eine innerliche Angst zurück, an alten Wunden zu rühren. — Sie bemerkten gestern Abend meine Blässe, aber Sie hatten nicht bemerkt, daß ich zuvor einer Ohnmacht nahe war. Die Briefe, die Sie erhalten, mußten mich in den innersten Tiefen meiner Seele erregen! Der Vater von Mathilde Sternburg war mein Verlobter, und sein Name rief in meiner Erinnerung die Stunden des höchsten Glückes und des grenzenlosesten Elends wach!“

Mathilde Hartenstein brach in ein krampfhaftes Weinen aus, die Aebtissin, tief erschüttert, zog sie liebevoll an sich. Nach und nach beruhigte sich die Weinende und fuhr fort: „Daß ich noch sehr jung als Hofdame zu der Prinzeß Friedrich kam, ist Ihnen bekannt. Die Prinzeß war mir eine zweite Mutter. Mit rührender Sorgfalt überwachte sie mich, und es schien mehr, als sei ich ihr zur Erziehung übergeben, als daß ich zum Dienste bei ihr wäre.

„Noch immer denke ich mit Entzücken daran, wie ich in dem kleinen Blumenzimmer der Prinzeß mit ihr ganz allein Stundenlang sitzen durfte, ihr vorlesen und mit ihr fleißig arbeiten an den Kleidern für ihre Armen und Waisen. In die Welt kamen wir wenig, da die Prinzeß sehr zarter Gesundheit war und die Großherzogin sie vom Erscheinen bei den Hoffesten dispensirt hatte. Im Palais des Prinzen Friedrich wurden kleine und vertraute Gesellschaften gegeben und nur wenn der Prinz zu Hause war, was aber in den beiden ersten Jahren selten der Fall, weil er zu mehreren diplomatischen Missionen verwandt wurde, hatten wir einige größere Diners. Ich war immer froh, wenn Prinz Friedrich abwesend war. Ich fürchtete seinen Sarkasmus und war oft im Innersten durch seine kalten, herzlosen Bemerkungen verletzt und auch er hatte mich augenscheinlich nicht gern. Er sprach selten mit mir, und seine kurze, heftige Redeweise brachte mich jedesmal in die tödtlichste Verlegenheit, daß ich kaum wußte, was ich ihm antworten sollte. Eine schwere Krankheit brachte meine Prinzeß dem Tode nahe, und als sie sich langsam erholte, bestanden die Aerzte darauf, daß sie wenigstens ein Jahr in einem südlichen Klima sich aufhalte. Prinz Friedrich erklärte, sich von seiner Gemahlin nicht trennen zu wollen, obgleich sie fürchtete, daß es ihm schwer werden würde, ohne eine bestimmte Beschäftigung an einem stillen abgelegenen Orte, wie verlangt wurde, zuzubringen. So wurde beschlossen, eine Villa am Genfersee, in der Nähe von Clarens, zu miethen, und sobald der Zustand der Prinzeß die Reise gestattete, dorthin zu gehen. Ich war glückselig in der Aussicht, ein Jahr am Genfersee zuzubringen und die Prinzeß erheiterte sich, wenn sie meine Freude beobachtete. Sonst bemerkte ich, daß sie häufig tief verstimmt war, und namentlich, wenn ihr Gemahl sie verlassen, in einer großen Aufregung. Ich schob es auf die Krankheit, bis ich eines Tages durch die Prinzessin selbst den wahren Grund erfuhr. Es waren zwischen ihr und ihrem Gemahle Differenzen ausgebrochen über die Wahl des mitzunehmenden Gefolges. Der Wunsch der Prinzeß war gewesen, daß außer mir keine Dame oder Cavalier, sondern nur die nothwendige Dienerschaft mitgenommen werden solle, der Prinz aber bestand darauf, wenigstens einen Cavalier mitzunehmen und hatte den Grafen Sternburg hierzu bestimmt.

„Die fügsame, sanfte Prinzeß war über diesen Entschluß ganz außer sich, sie fand es nicht passend, daß ein so junger Officier eine solche Stellung erhielte, namentlich da ein so junges Mädchen, wie ich war, bei ihr als Hofdame war. Darauf hatte der Prinz erwidert, daß es dann räthlicher schiene, die Prinzeß entließe mich. Auch würde sie von einer älteren und erfahrenern Dame weit mehr Hülfe und Pflege haben als von mir. Am Ende fügte sich die Prinzeß und Anfangs September 182.. gingen wir in langsamen Tagereisen nach

Clarens. Unterwegs sahen wir wenig von dem Prinzen und seinem Begleiter, die in einem Wagen fuhren und nach verschiedenen Seiten Abstecher machten, während die Prinzeß und ich ohne abzuschweifen unserem Reiseziele zufuhren.

„Die Eindrücke jener Reise sind bei mir noch so lebendig, als hätte ich sie gestern gemacht. Ich strömte über in Entzücken über all die Schönheiten der Natur, und freundlich und nachsichtig hörte die Prinzeß auf mein Geplauder. Sie lächelte oft über meine überschwänglichen Reden und meinte, ich sähe täglich das „Schönste, das nicht übertroffen werden könne," und dann käme immer wieder doch noch ein Allerschönstes.

„Es war ein wundervoller Tag, als wir an der reizenden Villa bei Clarens ankamen, wo wir Alles auf das Behaglichste und Eleganteste eingerichtet fanden. Der Prinz und Graf Sternburg waren zwei Tage vor uns eingetroffen, und Abends, als wir unter der Veranda, die die Aussicht auf den See hatte, den Thee einnahmen, hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, den Grafen länger zu sehen und zu sprechen. Als ich mich auf mein Zimmer zurückzog, begriff ich nicht, weshalb eigentlich die Prinzeß so sehr gegen den Grafen eingenommen gewesen war. Mir erschien er liebenswürdiger als alle Herren, die ich bisher gesehen, und so vortrefflich als an diesem Abend mit ihm hatte ich mich nie unterhalten. Er war heiter und voll Witz, ein scharfer und feiner Beobachter, seine Bemerkungen über Land und Leute geistreich und interessant. Seine ungezwungene, fast vertrauliche Freundlichkeit, seine wahrhaft vornehme Haltung, das lebhafte Mienenspiel seiner nicht regelmäßigen aber doch eigenthümlich interessanten Züge machten auf mich einen tiefen Eindruck. Lange Zeit dauerte es an jenem Abend, bis ich die Ruhe zum Schlafen fand, immer wieder hörte ich den tiefen melodischen Klang seiner Stimme, immer wieder sah ich das dunkle freundliche Auge auf mich gerichtet.

„Wir lebten von allem fremden Verkehr zurückgezogen, und so war es denn natürlich, daß wenn bei den gemeinsamen Spaziergängen der Prinz seine Gemahlin führte, ich mit Graf Sternburg zusammenging. Bald war ich in mir darüber klar, daß ich ihn mit der ganzen Gluth meines Herzens liebte, ob er mir ein gleiches Gefühl entgegentrug, wußte ich nicht. Oft schien es mir so, und dann war ich überglücklich, oft auch stiegen ernste Zweifel darüber in meinem Herzen auf, dann war ich wieder tief niedergeschlagen.

„Sechs Wochen waren so verflossen, als Graf Sternburg mir gestand, daß er mich liebe, und nur an meiner Seite das Glück dieser Erde suche. Ich glaubte, der Himmel mit seiner Seligkeit stiege zu mir nieder, ich offenbarte dem Geliebten mein Herz. Wir kamen überein, unsere Verlobung vorerst noch geheim zu halten, da wir wußten, daß anderenfalls einer von uns aus dem Gefolge der Herrschaften entfernt würde, und der Gedanke einer Trennung uns unerträglich schien. Es war ein neues Leben in mir erwacht, ich kannte mich selbst kaum wieder und meine gute Prinzeß war überglücklich, daß der Aufenthalt in der herrlichen Gegend so vortheilhaft auf mich wirkte. Der Prinz aber hatte ein schärferes Auge und erkannte bald, wie es zwischen mir und Graf Sternburg stand. In seinem Benehmen gegen mich änderte er nichts, er war kurz, kalt und zurückhaltend, gegen Sternburg war er freundlicher, liebenswürdiger denn je. So waren wieder mehrere Wochen vergangen und zuweilen schien es mir, als ob auf meines Verlobten Stirn eine Sorgenwolke läge, als ob er mir gegenüber nicht mehr offen, sondern gezwungen und fremd wäre. Auf mein ängstliches Fragen erhielt ich jedesmal die Antwort, er sei unwohl, und nur zu gern glaubte ich, daß sein Befinden die Ursache des mich so tief schmerzenden Wechsels sei. Eines Tages eröffnete er mir, daß uns eine lange Trennung bevorstände, da er auf Befehl des Großherzogs nach Paris gehe und von dem Prinzen seiner Stellung bereits enthoben sei. Meine Trauer war grenzenlos und was mich am meisten drückte, war nicht die Trennung, sondern das Gefühl, daß Sternburg auch jetzt nicht offen gegen mich sei, und daß ihm seine Abreise nicht unwillkommen, wenn er auch von seinem Kummer und seinem Schmerze, mich zu verlassen, sprach. Als er abreiste, war ich so fassungslos, daß nun auch der Prinzeß die Augen aufgingen. Wie bei einer Mutter durfte ich bei ihr mich ausweinen. Sie verhehlte mir nicht, daß ihr meine Liebe große Sorgen bereite, da sie nicht glaube, daß ich an Sternburg's Seite

glücklich werden würde. Sie kenne ihn seit langer Zeit, achte seine trefflichen Eigenschaften und vorzügliche Begabung, aber habe sich nie zu ihm hingezogen gefühlt, da Ehrgeiz und Selbstsucht ganz bestimmte Hauptzüge seines Charakters wären. Ich fand das Urtheil zu hart und scharf, wenn ich mir auch im Innersten meines Herzens sagen mußte, daß es vielleicht nicht ganz ungerecht sei. Sternburg's Briefe, die sehr regelmäßig an mich kamen, machten mich nicht so glücklich, wie ich gehofft hatte; er sprach viel von seinem Aufenthalte in Paris, von seinen Bekanntschaften, seinen Geschäften, aber es fehlte der Ton, den ich mir wünschte. So verging der Winter und der Frühling, und da die Gesundheit meiner Prinzeß sich auffallend gekräftigt hatte, wurde beschlossen, daß wir im Juli schon in die Heimath zurückkehren sollten. Es war zwei Tage vor unserer Abreise, als die Prinzeß in großer Bewegung auf mein Zimmer kam, was sonst nie geschah. Es mußte etwas ganz Ungewöhnliches sein, was sie zu mir führte, und eine namenlose Angst erfaßte mich, als sie mich umarmte und dann zu sich auf den Divan zog. Liebes, liebes Kind, sagte sie mit zitternder Stimme, fühlst Du Dich stark genug, jetzt eine traurige Nachricht zu vernehmen? Ich bat, mir Alles zu sagen und versprach, ruhig zu bleiben, was es auch sei, das sie mir mitzutheilen. Ich erfuhr nun, daß Sternburg an den Prinzen geschrieben habe, er fühle sich unglücklich durch seine Verlobung, er sei über seine Gefühle im Unklaren gewesen und habe für Liebe gehalten, was eigentlich nur die Empfindung geschmeichelter Eitelkeit gewesen sei, daß ein junges Herz ihm mit ganzer Gluth zugethan. Als Ehrenmann aber halte er sich für verpflichtet, sein Wort zu halten, wenn er sich auch sagen müsse, daß er seiner Braut nicht das bieten könne, was sie von ihm zu fordern berechtigt. In dieser peinlichen Lage bäte er um den Rath des Prinzen, der sich ihm ja stets als ein väterlicher Freund gezeigt.

„Der Prinz hatte ohne alle Worte den Brief seiner Gemahlin gegeben, um zu handeln, wie ihr gut schiene, und sie hatte geglaubt, daß es am besten sei, mich sofort Alles wissen zu lassen. Ich war bei diesen Mittheilungen wie erstarrt, aber doch klar, daß es nur einen Weg gäbe, den ich muthig beschreiten müsse, die sofortige Auflösung meines Verhältnisses zu Sternburg. Ich war außer Stande, selbst zu schreiben, und die Prinzeß übernahm es, meinem Verlobten in meinem Namen sein Wort zurückzugeben, in freundlicher, schonungsvoller Weise. Nur eines erbat ich, daß er nie wieder eine Zeile an mich richte, und daß wir auf immer todt für einander sein sollten. Der kurzen Zeit meines Glückes folgte nun eine lange, lange Zeit des größten innern Elendes. Ich verzweifelte an der Barmherzigkeit Gottes, mein Herz war kalt und leer und ich glaubte, daß ich nie das Gefühl der Freude wieder kennen würde. Nach außen hin war ich gefaßt und ruhig, sodaß meine gute Prinzeß vollständig über mich getäuscht wurde. Auch der Prinz war freundlicher gegen mich, aber seine Güte war mir viel unangenehmer, wie früher sein abstoßendes Wesen, weil ich nie den Verdacht unterdrücken konnte, daß mein Elend sein Werk sei. Nach fünf Jahren starb, wie Sie wissen, die Prinzeß und ich kam bald darauf hierher. Daß ich bei Ihnen Ruhe und Seelenfrieden wiedergefunden habe, theure Frau Aebtissin, wissen Sie, und mit Dank gegen Gott blicke ich jetzt auf die Prüfungszeit zurück, die er über mich verhängt hatte."

Die Aebtissin hatte mit wachsender Theilnahme der Erzählung zugehört und schloß, als Mathilde Hartenstein schwieg, sie bewegt in ihre Arme.

„Jetzt begreife ich, liebe Mathilde, wie es Sie erschüttern mußte, gestern Abend Sternburg's Namen wiederzuhören und zu erfahren, daß sein einziges Kind Ihnen bald so nahe treten soll."

„Es war mir wie ein Wink Gottes, und ein wunderbares Gefühl von Schmerz und Freude durchströmte mein Herz, als ich hörte, daß seine Tochter meinen Namen führte. Und nun habe ich eine Bitte an Sie, liebe Frau Aebtissin. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber der Brief von Mathilde Sternburg machte auf mich den Eindruck, als sei sie nicht glücklich bei ihren Verwandten. Erlauben Sie, daß ich bei ihr anfrage, ob sie Lust hat, schon vor ihrer Einführung hierher zu kommen, und daß ich ihr anbiete, so lange meiner Schwester und mein Gast zu sein?"

Die Aebtissin stimmte bereitwillig zu, und Fräulein von Hartenstein empfahl sich

eilig, um alsbald an die Gräfin Sternburg zu schreiben.

* * *

Es war ungefähr sechs Wochen später, als in dem Stifte zu Wellingen eines Tages ein Bote eintraf mit einem Briefe an die Aebtissin, in welchem die Gräfin Welsberg anzeigte, daß sie in einigen Stunden ihre Nichte Mathilde Sternburg den Damen zuzuführen gedächte, und zugleich um die Erlaubniß bat, selbst ein bis zwei Tage als Gast in dem Stifte sein zu dürfen. Die Fremdenzimmer in der Abtei waren stets zum Empfange von Gästen bereit, und es bedurfte dort weiter keiner Vorkehrungen, aber um so eifriger wurden in dem Hartenstein'schen Hause Vorbereitungen gemacht, um der Gräfin Sternburg ein wohnliches und freundliches Zimmer herzurichten, denn sie wollte bis zu ihrer Einführung, der Einladung gemäß, der Gast der Schwestern Hartenstein sein, während ihre Tante bei der Aebtissin wohnen sollte.

Die alte Seniorin trippelte unermüdlich aus einem Zimmer in's andere, ehe sie zum Entschlusse kommen konnte, in welchem die Comteß wohnen und in welchem sie schlafen solle. Das eine Zimmer hatte eine zu dunkle Tapete, das andere eine unfreundliche Aussicht, dies war nicht vollständig genug möblirt, jenes ließ sich schwer heizen, kurz es waren eine Menge der wichtigsten Erwägungen zu machen. Endlich aber wurden mit Hülfe der Schwestern zwei Zimmer gewählt, die neben denen von Mathilde Hartenstein lagen und einen freundlichen Blick über den Garten zum Walde gewährten, in dem jetzt schon im muntern Gezwitscher der Vögel der kommende Frühling verkündet wurde.

Die Damen hatten ihre Vorbereitungen kaum beendet, als ihnen gemeldet wurde, daß soeben ein vierspänniger Extrapostwagen in den Stiftshof gefahren sei und vor der Abtei halte. Da das ganze Stift zum Diner bei der Aebtissin eingeladen war, hatte man bestimmt, daß die Gräfin Welsberg und Gräfin Sternburg dort absteigen sollten und Letztere erst später zu den Damen Hartenstein übersiedeln.

Mit einer Schnelligkeit, wie sie sonst nicht gebräuchlich, wurde in allen Häusern Toilette für den Mittag gemacht; jede Dame brannte vor Begierde, die interessanten Ankömmlinge kennen zu lernen und ehe noch die Uhr zwei geschlagen, war das ganze hochwürdige Stift im Salon der Aebtissin versammelt.

Die beiden Gäste waren noch nicht erschienen, was die Ungeduld der Damen auf's Höchste spannte und namentlich war Caroline Waldenfels unerschöpflich in Fragen an die Aebtissin und in eigenen Vermuthungen, die bei dem leisesten Zweifel sofort zu festen Behauptungen wurden.

Endlich öffnete sich die Flügelthür, um die Erwarteten einzulassen. Eine gegenseitige Vorstellung durch die Aebtissin erfolgte mit der gebührenden Würde, und man merkte es der Gräfin Welsberg an, wie sehr es ihr darauf ankam, einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Mathilde Sternburg war einfach und unbefangen, mit besonderer Wärme näherte sie sich den beiden Schwestern Hartenstein und dankte mit herzlichen Worten, daß sie sie als eine Fremde auf so lange Zeit aufnehmen wollten. Die Gräfin Welsberg war, trotzdem sie das fünfzigste Jahr überschritten, eine imposante und blendende Erscheinung. Ihre Haltung, ihre Bewegungen bewiesen, daß sie sich in den vornehmsten Kreisen heimisch fühlte; eine gewisse stolze Zurückhaltung verlor sich, sobald sie in ein Gespräch sich einließ. Ihre höchst elegante Toilette, die dabei so ungemein einfach und ungesucht erschien, erregte allgemeine Bewunderung; man bemerkte sogleich, daß die Gräfin gewohnt war, stets in großer Toilette zu erscheinen, und daß ihr Spitzen und Brillanten ebenso unentbehrlich schienen, wie den meisten Damen eine Stecknadel oder ein Schnürband.

Gräfin Mathilde Sternburg zeigte auf den ersten Blick eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrer Tante. Es war dieselbe hohe, reine Stirn, die feingeschnittene Nase, der kleine Mund mit blendend weißen Zähnen, und doch konnte man sich keine größere Verschiedenheit denken, als wie sie bei den beiden Damen hervortrat, sobald sie den Mund öffneten oder selbst nur die Augen aufschlugen. Gräfin Welsberg war die vornehme, elegante Dame mit der liebenswürdigsten Tournüre, mit einem verbindlichen Worte für Jeden, der ihr nahte, aber bei Allem, was sie sprach, bei Allem, was sie that, fühlte man durch, daß es eben nur

Form sei, daß auch bei den herzlichsten Redensarten ihr Herz nicht das Geringste empfand, und daß die einem Jeden entgegengetragene Theilnahme, das erstaunliche Interesse, das sie an Allem nahm, was zu ihr gesprochen wurde, nichts als Schein. Man konnte Jahre lang mit der Gräfin verkehrt haben und kannte sie nicht mehr, als zu der Stunde, in welcher man ihr vorgestellt war.

Die Gräfin Mathilde dagegen war die Offenheit und Herzlichkeit selbst. Man hörte es an dem Klange der Stimme, man sah es in ihren Augen, daß jedes Wort, was sie sprach, auch von ihr empfunden war. Gegen Jedermann artig, wie es eben eine gute Erziehung mit sich bringt, ließ sie doch keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, wem sie vertrauensvoll ihr Herz entgegentrug und wem sie nur die gewöhnlichen Höflichkeiten der Welt bezeigen wollte.

Das Urtheil über die beiden Damen war sofort ein sehr getheiltes und zwischen den Stiftsdamen bildete sich gleich am ersten Tage eine Partei Welsberg und eine Partei Sternburg.

Die Aebtissin, die beiden Hartensteins und Fräulein Berg verhehlten nicht, wie unendlich mehr Werth ihnen die Gräfin Mathilde zu haben schiene, während die übrigen Damen, namentlich Gräfin Caroline, in einem an Begeisterung grenzenden Entzücken über die Liebenswürdigkeit der Gräfin Welsberg waren. Mit solch reger Theilnahme hatte noch Niemand die Geschichte der Familie Waldenfels angehört, mit so viel Interesse Niemand nach allen Nichten und Neffen sich erkundigt, so gläubig noch Niemand von deren Triumphen und Ehren erzählen gehört. Ja, als nun gar Ihre Erlaucht die Frau Gräfin von Welsberg-Welsberg selbst eine Verwandtschaft mit der Gräfin Caroline herausgefunden hatte, von der Urgroßmutter her, und sie „liebe Cousine" nannte, da war der Becher übergeschäumt und seufzend hatte die alte gute Seniorin vor sich hingesagt: „Ach, die unglückliche Urgroßmutter, die wird nun für acht Wochen sujet de conversation!"

Gräfin Caroline war sehr unglücklich, daß sie beim Diner nicht einen Platz neben der „Cousine" Welsberg bekam, sondern neben der Comteß Sternburg placirt wurde, die gar nicht geneigt schien, ihrerseits die Verwandtschaft anzuerkennen und merkwürdig wenig Interesse für die Familie Waldenfels an den Tag legte, ja sogar die unverzeihliche Thorheit beging, sich lieber mit der alten Seniorin zu unterhalten, zu deren Linken sie saß, als mit der anderen Nachbarin, die ihr doch so sehr viel hätte erzählen können.

Die Conversation war sehr animirt, die Gräfin Welsberg überbot sich in Liebenswürdigkeit, sie verstand meisterhaft zu erzählen, und da sie an fast allen großen Höfen der Welt gelebt hatte, mit sämmtlichen gekrönten Häuptern, berühmten Staatsmännern, Generalen, Gelehrten und Künstlern der Gegenwart zusammengewesen war, so hatte sie einen Schatz, der nirgends höher gewürdigt werden konnte, wie gerade in einem Damenstifte. Gräfin Sternburg mischte sich nur wenig in das allgemeine Gespräch, und dem scharfen Blicke der Aebtissin war es nicht entgangen, daß, obgleich Tante und Nichte mit der größten Artigkeit miteinander verkehrten, eine tiefe Kluft sie zu trennen schien. Inmitten des heitersten und amüsantesten Geplauders fiel dann und wann ein kalter, fast lauernder Blick aus den Augen der Gräfin auf ihre Nichte und diese schien sich so viel als irgend möglich von der Tante fern zu halten.

Die Gesellschaft blieb zum Thee und es wurde immer behaglicher und gemüthlicher, da man sich in verschiedene Gruppen getheilt hatte und die sich wenig zusagenden Elemente voneinander geschieden.

Die Aebtissin saß mit der Gräfin Welsberg, Caroline Waldenfels und Charlotte Diezen in dem geöffneten Blumencabinet und wußte meisterhaft dem albernen Geschwätz der Gräfin Waldenfels zu steuern, dem die Gräfin Welsberg, obgleich man fühlte, wie lästig ihr dasselbe sein mußte, mit der vollendetsten Fassung zuhörte.

Fräulein von Diezen begeisterte sich in dem Gedanken, daß die Anwesenheit der Comteß Sternburg häufig in Zukunft den einen oder anderen ihrer vornehmen Verwandten in das Stift führen würde, und war glücklich, als die Gräfin Welsberg aussprach, es gefalle ihr in Wellingen so vortrefflich, daß sie gewiß öfter sich die Freude machen würde, einen Aufenthalt hier zu nehmen.

Die Aebtissin lächelte still vor sich hin,

es schien ihr nicht wahrscheinlich, daß bei der kühlen Stimmung zwischen Tante und Nichte, von der sie immer mehr sich überzeugte, der Besuch der Gräfin sich wiederholen würde.

Der Gräfin war aber das Lächeln nicht unbemerkt geblieben.

„Sie glauben mir nicht, meine liebe Frau Aebtissin? Aber ich versichere Ihnen, es wird mir die größte Freude sein, die verehrten Damen bald einmal wieder aufzusuchen und mich zu überzeugen, wie Mathilde sich eingelebt hat in diesen liebenswürdigen, schönen Kreis!"

„Uns werden Erlaucht stets ein hochwillkommener Gast sein," war die artige Antwort der Aebtissin.

„Dann müssen Sie bei mir wohnen, liebe Cousine," warf Caroline Waldenfels ein, „ich habe immer ein Zimmer bereit für meine Verwandten."

Die Gräfin dankte für so viel Freundlichkeit und versicherte wiederholt, daß es nicht nur beim Versprechen ihres Kommens bleiben würde.

Inzwischen war Mathilde Sternburg bereits in dem Kreise, der sie umgab, vertraut und heimisch geworden. Mit lebhaftem Interesse erkundigte sie sich nach Allem, was das Leben im Stifte betraf, nach den Armen, die zu versorgen, sodaß die alte Seniorin einmal über das andere ausrief: „Liebes Kind, Sie werden das Muster einer Stiftsdame werden. Ein solches Interesse, ein solches Verständniß habe ich noch nie bemerkt."

Mathilde Hartenstein war stiller als gewöhnlich. Immer wieder und wieder fiel ihr Blick auf die lieblichen Züge ihrer neuen Freundin, immer wieder lauschte sie auf den Klang der Stimme. Mit tausend Bildern stieg die Vergangenheit vor ihr empor. Sie hatte einst ein ähnliches Lächeln, sie hatte solche Augen gekannt und in solchem Tone war manch unvergessenes Wort zu ihr gesprochen. Eine tiefe Sympathie zog ihr Herz zu der Tochter des einst so heiß Geliebten, sie wollte ihr eine aufrichtige, treue Freundin sein und mit ihr tragen, was Schweres die Weisheit Gottes über sie verhängt. Daß ein tiefer Kummer Mathildens Seele drücke, war ihr trotz deren Heiterkeit nicht zweifelhaft, und es mußte mehr sein, als das Gefühl einer Waisen, die im zartesten Alter beide Eltern verlor. Wie freudig die Comteß an Allem theilnahm, was ihre Zukunft betraf, wie munter, wie offen sie mit allerlei Plänen heraustrat, so verstummte sie, wenn von irgend einer Seite ihres früheren Lebens gedacht und die Vermuthung ausgesprochen wurde, sie werde sich doch bald aus dem stillen Wellingen in den Glanz der vergangenen Tage zurücksehnen.

„Niemals!" hatte sie fast leidenschaftlich gerufen und war dann, wie erschrocken über ihre Heftigkeit, in tiefes Sinnen versunken. Es war ein Glück, daß Caroline Waldenfels nicht in der Nähe war, sie würde sonst nicht unterlassen haben, mit zudringlicher Neugierde weiter zu forschen, und wenn ihr Wissensdurst nicht gestillt, ihrer immer regen Phantasie freien Flug gestattet haben. Die übrigen Damen hatten Tact genug, das Thema nicht weiter zu berühren, und nachdem kurze Zeit eine etwas gedrückte Stimmung geherrscht, war man bald wieder in den munteren Ton der Conversation gekommen und das fröhliche Lachen bewies der Aebtissin, daß es dem kleinen Kreise besser geworden als ihr, die mit der erlauchten Gräfin Welsberg, der schweigsamen Fräulein von Diezen und der albernen Gräfin Caroline zusammensitzen mußte.

Als die Damen sich endlich entfernten, und die Gräfin Sternburg mit den Damen Hartenstein ging, wandte sich die Gräfin Welsberg mit freundlichen Dankesworten an die Letztere und drückte einen Kuß auf die Stirn ihrer Nichte, die wiederum in sehr förmlicher und respectvoller Weise die Hand der Tante küßte.

Die Aebtissin blieb mit der Gräfin Welsberg allein. Daß nun einige Vertraulichkeiten über Mathilde Sternburg kommen würden, ließ sich voraussehen.

Die Gräfin wußte das Gespräch bald so zu drehen, daß es wie selbstverständlich war, wenn sie der Aebtissin ihren Dank für den liebenswürdigen Empfang aussprach.

„Sie glauben nicht, liebe Frau Aebtissin, welche Beruhigung es mir gewährt, selbst Ihnen meine Nichte überbracht zu haben. Das gute Kind wird hier eine zweite Heimath finden, die ihr reichlich, reichlich das ersetzt, was sie durch die Trennung von mir verliert."

„Wir werden nach Kräften suchen, der Gräfin Mathilde die neue Heimath lieb und angenehm zu machen. Ihre Erschei-

nung, ihr ganzes Wesen hat ihr Aller Herzen bereits gewonnen."

„Das wußte ich," sagte lächelnd die Gräfin. „Meine Nichte versteht es, im Fluge sich die Herzen zu erobern. Gott gebe, daß sie stets Ihrer Liebe würdig bleibt." Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Wenn Ihnen, hochwürdigste Frau, vielleicht erschienen sein mag, als ob zwischen meiner Nichte und mir nicht ein so warmer Ton, wie unter den nächsten Verwandten sein sollte —"

„Darüber habe ich mir kein Urtheil erlaubt," unterbrach die Aebtissin.

„Ich weiß, daß es Ihrem Scharfblicke nicht verborgen geblieben sein kann, und ich bitte darum, ganz kurz Ihnen die Gründe mittheilen zu dürfen, da es mir natürlich daran liegt, Ihnen gegenüber nicht im falschen Lichte dazustehen. Mathilde ist zweiundzwanzig Jahre alt, seit einem halben Jahre auf den Wunsch der Verwandten volljährig erklärt, also gänzlich Herrin ihrer Handlungen. Aber schon vor jener Zeit, seit sie als erwachsen gelten kann, war es mein Grundsatz, ihr in allen wichtigen Angelegenheiten unbedingte Freiheit ihrer Entschließungen zu lassen. Daß ich, als ihre nächste Verwandte, wie eine ältere Freundin ihr meinen Rath in vielen Dingen anbot, war natürlich. Es war nun mein und meiner Familie lebhaftester Wunsch, daß Mathilde in unserer Nähe bleiben und sich vermählen möge. Mehrere glänzende Partien boten sich ihr. Aufrichtige Liebe wurde ihr entgegengetragen, Männer bewarben sich um ihre Hand, die ihre Blicke auf Fürstinnen richten durften, in unbegreiflicher Hartnäckigkeit wies Mathilde alle zurück. Es wurde durch ihr Verfahren das Leben in unserem Kreise fast unleidlich, da kaum ein Haus war, mit dem wir verkehrten, welches nicht auch in einem Verwandten durch Mathildens Weigerung verletzt war. Meine Nichte ließ sich nie herbei, mir irgend Gründe ihres Verfahrens mitzutheilen, und das, ich verhehle es nicht, ist in den letzten Jahren häufig eine Ursache dieser Verstimmung für mich gewesen. Ob eine Jugendschwärmerei, ob irgend eine mir unbekannt gebliebene Neigung im Hintergrunde lag, ich vermag es nicht zu sagen. Aber das hoffe ich zu Gott, Mathilde wird hier zufrieden und glücklich sein und im Laufe der Zeit erkennen, daß ich ihre beste Freundin war."

Der Aebtissin waren diese Mittheilungen peinlich, um so mehr, als sie das Gefühl nicht unterdrücken konnte, daß sie unwahr und gefärbt seien. Sie begnügte sich daher, der Gräfin nochmals zu versichern, daß es ihr Bestreben sein werde, die Gräfin Sternburg zufrieden und glücklich zu machen, und daß die übrigen Damen denselben Willen hätten.

Doch nun wollte die Gräfin nicht länger stören. Der Kammerdiener erschien mit den silbernen Armleuchtern, und die Aebtissin selbst führte die erlauchte Dame in die für sie bereiteten Zimmer.

Den folgenden Mittag reiste die Gräfin Welsberg ab, nachdem sie noch allen Stiftsdamen ihren Besuch gemacht und mit ihnen bei der Aebtissin ein Frühstück eingenommen hatte. Sie versuchte beim Abschiede von ihrer Nichte einen gerührten Ton anzunehmen, was aber nicht recht gelingen wollte. Mathilde Sternburg dankte ihr in einfach natürlicher Weise für alle Liebe und alles Gute, und hoffte, daß in der Zukunft vergessen sein möge, was sich trennend zwischen sie gestellt.

* * *

In das Hartenstein'sche Haus war mit Mathilde Sternburg ein neues Lebenselement gekommen. Die Seniorin war um dreißig Jahre jünger geworden, wie sie selbst täglich versicherte, und ihre Schwester wie umgewandelt, so heiter, mittheilsam und theilnehmend. Man kannte sie kaum wieder und ihr selbst kam es wie ein Räthsel vor, daß mit einemmale es von ihrer Seele wie ein Bann geschwunden war. Sie hatte nach einiger Zeit Mathilde Sternburg in schonendster Weise mitgetheilt, in welchem Verhältnisse sie zu ihrem verstorbenen Vater gestanden und hatte erfahren, daß Graf Sternburg bis zu seinem Tode tiefe Reue gefühlt habe über sein Verfahren gegen die erste Braut. Der Prinz Friedrich war derjenige gewesen, der ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, wie thöricht seine Verheirathung mit einem wenig vermögenden und doch anspruchsvoll erzogenen Mädchen sein würde, er hatte ihm die Stellung in Paris verschafft, um ihn von der Braut zu entfernen und seine Berechnung, daß dadurch am leichtesten eine Lösung des Verhältnisses herbeigeführt würde, hatte sich als richtig erwiesen. Von ihrer Mutter sprach Ma-

thilde Sternburg nur wenig, aber nach einigen Andeutungen war sie ihrer Schwester, der Gräfin Welsberg, in vielen Dingen ähnlich gewesen und nicht im Stande, ihren Gemahl wirklich glücklich zu machen, wenn auch äußerlich das Verhältniß der Gatten ein mustergültiges gewesen war. Seine erste Verlobung hatte der Graf ihr nicht verschwiegen und sie war es zufrieden gewesen, daß das erste Töchterchen, das einziges Kind blieb, den Namen der früheren Geliebten erhielt.

Der Tag, an welchem Mathilde Sternburg als Stiftsdame feierlich eingeführt werden sollte, nahte und die Festlichkeiten, die mit dem Acte verbunden, nahmen das Interesse des Stiftes ausschließlich in Anspruch. Das Haus für die neue Stiftsdame war bereits fertig eingerichtet, doch durfte es den Statuten gemäß nicht vor dem Tage der Einführung bezogen werden.

Es war eine Freude, in dem neu eingerichteten Haushalte sich umzusehen. Mathilde hatte die Hälfte ihres aus fünftausend Thalern bestehenden Vermögens zur Anschaffung von Möbeln und Allem, was zu dem Haushalte gehört, verwandt, und da der gute Rath so vieler erfahrener Damen ihr zur Seite stand, war die ganze Einrichtung ebenso praktisch wie hübsch und behaglich.

Jetzt saß sie bei den Schwestern Hartenstein in dem großen hellen Zimmer der Seniorin, einem wahren Museum mit den interessantesten Reliquien vergangener Tage. Die Wände sind bedeckt mit Oelgemälden und Kupferstichen von Mitgliedern des Regentenhauses (die Photographie als zu modern ist aus diesem Zimmer verbannt) auf der hohen Etagère sind Schätze aufgestapelt von Silber, Krystall und chinesischem Porcellan, nicht nur von Werth für die Damen, die mit jedem einzelnen Stücke irgend eine Erinnerung verbinden, sondern von dem größten Interesse für den Kenner.

Mathilde Sternburg hat sich bereits fast alle kleinen Geschichten und Anekdoten erzählen lassen, zur größten Freude der Seniorin, die den ganzen Tag lang über ihre Erlebnisse, große und kleine, plaudern kann und es meisterlich versteht, selbst unbedeutenden Geschichten durch ihre lebendige Art einen Reiz zu geben.

Die Damen haben sich um den runden Kaffeetisch gesetzt, eben ist die Aebtissin noch dazu gekommen, die die wichtige Mittheilung macht, daß am nächsten Dienstage die Einführung der Gräfin stattfinden werde, und daß die großherzogliche Familie, seit langer Zeit zum ersten Male wieder, zu der Feier erscheinen werde.

Die Seniorin klatschte vor Vergnügen in die Hände und klopfte ihrem Gaste auf die Schulter: „Das habe ich Ihnen zu verdanken, liebes Mathildchen, daß ich auf meine alten Tage nun noch einmal den Großherzog sehe, wonach ich mich so lange gesehnt. Nun aber gilt's, fleißig zu sein hier an dem Tischzeug für die neue Hausdame, denn bis zum Dienstag muß Alles fix und fertig drüben in den Schränken und Koffern ruhen."

Die übrigen Damen lachten und meinten, es würde wohl nicht schaden, wenn auch das eine oder andere Gedeck noch ungezeichnet bliebe, allein das war der Seniorin außer allem Spaß.

„Es ist eine üble Vorbedeutung hier im Stifte, wenn eine neu eintretende Dame mit ihrer Einrichtung nicht ganz fertig ist, dann bleibt sie nicht lange unter uns, entweder sie heirathet oder stirbt bald!"

„Welch entsetzliche Alternative," neckte die Aebtissin.

„Da werde ich lieber suchen, fertig zu werden," meinte Mathilde Sternburg und griff mit komischem Eifer in den Korb, wo die feinen schneeweißen Damastservietten aufgestapelt lagen.

„Sie würden nicht über den vermeintlichen Aberglauben lachen, wenn Sie meine Erfahrungen hätten," sagte die Seniorin in vollem Ernste. „Hören Sie selbst!" Aus dem Schreibtische nahm sie ein kleines in rothen Sammet gebundenes Buch. „Hier sind alle die Mitschwestern verzeichnet, die zu meiner Zeit in Wellingen eingeführt sind. Ein Kreuzchen hinter dem Namen zeigt, daß sie bei ihrer Einführung nicht fertig eingerichtet waren. Also 1) Charlotte von Berg, eine Tante unserer guten Elisabeth, verlobte sich sechs Wochen nach ihrer Einführung; 2) Louise von Demen verlobte sich ein Jahr nach ihrer Einführung; 3) Clothilde von Stein starb vier Monate nach ihrer Einführung — und so geht das Register weiter. Also, Mathilde, sehen Sie zu, daß ich hinter Ihren Namen kein Kreuzchen zu machen brauche, denn ich will Sie nicht gern missen."

Emsig näheten die Damen und der Haufen in dem Korbe, der die vollendeten Arbeiten aufnahm, wurde immer höher, kaum sahen sie von der Arbeit empor, lange Zeit schien es sogar, als ob sie durch ein Gespräch sich nicht stören wollten, denn stumm saß Jede über ihre Arbeit gebeugt.

Die Aebtissin unterbrach das Schweigen zuerst. Mit ihren freundlichen Augen hatte sie die fleißig nähende Mathilde Sternburg angesehen, deren Wangen im Eifer hocherglüht waren.

„Ich weiß, unsere liebe Frau Seniorin wird schelten, wenn ich jetzt ausspreche, wie es mir um's Herz ist, aber selbst auf die Gefahr hin kann ich es nicht unterlassen. Es ist mir immer wunderbar wehmüthig, wenn ich hier an der Aussteuer eines jungen Mädchens helfe, die wir in unseren Kreis aufnehmen sollen. Das Gefühl der Freude, unsere Mathilde bald ganz die Unsere zu nennen, wird mir oft durch den Gedanken gedämpft, daß ihr auswärts doch vielleicht ein schöneres Loos geblüht habe, und daß sie an der Seite eines geliebten Gatten glücklicher und zufriedener durch's Leben gehen würde."

Mathildens Augen füllten sich mit Thränen, sie drückte warm die Hand der Aebtissin.

„Nein, liebe Frau Aebtissin, jetzt ist es besser so, wie mir beschieden. Einst wohl hatte ich mir eine andere Zukunft ausgemalt, doch das ist für immer vorüber! Mein Herz kann ich nie wieder einem Manne schenken, weil das Bild des einen noch darin lebt, den ich heiß und wahr geliebt und von dem ich auf eine wunderbare Weise, wie ich mit Sicherheit glaube, durch den Hochmuth meiner Verwandten getrennt bin. Sein Name ist seit jener Trennung nie über meine Lippen gekommen und nie habe ich von ihm ein Wort gehört."

Mathilde bedeckte ihre Augen mit den Händen, die Aebtissin und die Schwestern Hartenstein schwiegen in tiefer Bewegung.

„Verzeihen Sie, daß ich unwissentlich eine Wunde aufgerissen," sagte die Aebtissin, „und Ihnen Schmerz bereitet habe."

Die Gräfin Sternburg schüttelte sanft den Kopf. „Nein, ich muß Ihnen dafür danken, danken, daß ich nach so langen Jahren tiefsten Kummers und der bittersten Qual, schwerster Zweifel Herzen gefunden habe, denen ich mit warmem Empfinden und vollem Vertrauen entgegenkommen darf. So will ich Ihnen denn nun meine Geschichte kurz erzählen. Ich war kaum siebenzehn Jahre alt, als in Geschäften mit meinem Onkel ein junger Mann in Welsberg eintraf, der der einzige Sohn eines vor Kurzem verstorbenen reichen Kaufmanns in einer benachbarten kleinen Stadt war, mit welchem mein Onkel in vielfacher Beziehung gestanden hatte. Der Sohn hatte das Geschäft aufgelöst, da er sich der Landwirthschaft gewidmet und beabsichtigte, nur so lange dort in der Gegend zu bleiben, bis seine Angelegenheiten geordnet. Er war Wochen lang in Welsberg und ich hatte gleich vom ersten Tage an eine tiefe Neigung für ihn gefaßt, und war bald nicht im Zweifel, daß auch er mich aufrichtig und innig liebte. Wir sahen uns oft, und doch konnte ich den Augenblick nicht erwarten, der nach kurzer Trennung ihn mir wieder zuführte, und sobald er in's Zimmer trat, suchten mich seine Blicke. Wie glückselig war ich, wenn der Strahl seines treuen Auges mich traf, und wenn ich den tiefen melodischen Klang seiner Stimme hörte, und seinen interessanten Erzählungen lauschen konnte. Er hatte lange Zeit in England und Frankreich gelebt, um die Landwirthschaft dort kennen zu lernen, und war außerdem auf Reisen nicht nur durch ganz Europa, sondern auch durch fast ganz Amerika gekommen. Doch vor Allem war es sein tiefes, reines Gemüth, was ich an ihm liebte, sein warmes, offenes Herz! Nie ist zwischen uns ein Wort von Liebe gesprochen, aber ich weiß, daß er mich liebte, wie auch er nicht im Zweifel sein konnte über meine Gefühle. Plötzlich war er abgereist, wie mir die Tante mit der ruhigsten, heitersten Miene von der Welt eines Tages beiläufig mittheilte, und nie habe ich irgend etwas wieder von dem treu Geliebten vernommen. Wie vor einem dunkeln Räthsel stehe ich, aber immer bestimmter setzte sich in meiner Seele der Verdacht fest, daß ich mein Elend einer Intrigue der Gräfin Welsberg zu danken habe, der meine Verheirathung mit einem Unadligen ein Gräuel gewesen wäre. Nie habe ich mit ihr eine Sylbe über den Zustand meines Herzens gesprochen; in ihrer Nähe vermochte ich den Sturm der Verzweiflung zu unterdrücken, der meine Seele durchtobte, schon wenn ich in ihre Nähe

kam, war es mir, als ob mein Herz erstarrte und nur einen Gedanken hätte: Du hast an meinem Glücke gefrevelt. Die Jahre, die ich in Welsberg dann noch verlebte, waren entsetzlich. Man wollte mich durchaus vermählen und meine Tante suchte in ihrer Weise vortrefflich für mich zu sorgen. Die glänzendsten Partien boten sich mir, aber ich hatte nur eine Antwort für Alle, die sich mir nahten. Ich war fest entschlossen, nie ohne eine wahre Liebe mich zu vermählen. Die Familie Welsberg war außer sich, weil sie allerdings durch meine Weigerung in manche unangenehme Lage kam, und so habe ich denn meinem Herrgott aus ganzer Seele gedankt, als ich hierher berufen wurde. Hier bei Ihnen werde ich glücklich und zufrieden sein, das fühlte ich in dem Augenblicke, wo ich Wellingen betrat. Die Erinnerung an mein einstiges Glück hat nichts Bitteres mehr, sondern freundlich und mild lächelt mir das Bild Dessen, den ich wie einen Todten beweint, und dessen Andenken mir ewig heilig ist."

„Und wer weiß, wie wunderbar Gott es fügen kann," rief Mathilde Hartenstein, „daß Sie doch noch wiederfinden, was unwiederbringlich verloren schien."

„Ich glaube nicht," antwortete die Gräfin Sternburg. „Mein Verdacht ist, daß die Gräfin Welsberg in meinem Namen irgend welche Aeußerungen gemacht hat, die den Freund für immer von hinnen trieben. Ich vermuthe ihn in Amerika."

„Hat er denn gar keine Verwandte, durch welche Auskunft zu erlangen?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Lassen Sie die Hoffnung nicht schwinden, liebes Kind," sprach die Aebtissin freundlich und bewegt; „aber vertrauen Sie der Liebe des himmlischen Vaters, der Sie führen wird, wie es Ihnen zum Heile dient."

Die Seniorin hatte stillschweigend zugehört und nur vielfach den Kopf geschüttelt. Ihre Arbeit hatte sie sinken lassen, die Hände lagen gefaltet auf dem Schooße. Als die Aebtissin schwieg, schien sie aus einem Traume zu erwachen; sie faßte nach der hingefallenen Serviette, um weiter zu nähen, dann hielt sie plötzlich inne, hob den Kopf, als ob sie sprechen wollte. Aber sie mußte erst mit einem Schlückchen Kaffee sich Muth machen, ehe sie sich an Mathilde Sternburg wandte.

„Sagen Sie, Mathildchen, sagen Sie mir aufrichtig, hätten Sie wirklich — einen Unadligen geheirathet?"

Die Frage wurde in so ernst besorgtem Tone gestellt, daß die Gräfin Sternburg ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Ja, liebe Frau Seniorin, ganz ernstlich würde ich entschlossen gewesen sein."

Die gute alte Dame seufzte tief auf: „Da haben wir wieder die neue Zeit! Eine Gräfin Sternburg, die nächste Verwandte von reichsständischen Häusern, würde ohne Bedenken einem bürgerlichen Manne ihre Hand gereicht haben! Ja, ja, ich merke es täglich mehr, ich passe nicht mehr hinein in diese moderne Welt mit ihren Anschauungen und ihrer Gleichmacherei!"

„Man lernt eigene Vorurtheile am besten besiegen, wenn man selbst die Vorurtheile Anderer empfunden hat," sagte Mathilde Sternburg in freundlicher Weise zur Seniorin. „Wer wie ich auf Schloß Welsberg gelebt hat und gesehen, wie man bemüht war, vornehm zu erscheinen durch das Nachahmen von Hofsitte und Hofgebrauch, wie man durch unnöthige lästige Formen das Leben in der Familie zu einer Komödie und zu einer Caricatur machte, der lernt bald einen Abscheu empfinden vor dieser Vornehmheit. Ich habe manche wahrhaft vornehme Leute kennen gelernt, die frei erhaben über den kleinlichen Vorurtheilen der Welt, ungezwungen und natürlich sich gaben, klaren Blickes die Zeit zu erkennen vermochten und nichts wissen mochten von den überkommenen Formen, denen der Geist fehlte."

„Ich verstehe das nicht," antwortete etwas trocken die Seniorin, „ich bin in anderen Anschauungen aufgewachsen und werde kaum noch die heutige Welt verstehen lernen."

„Das sind Sachen, über die wir uns hier seit lange in zwei Parteien gespalten haben," meinte die Aebtissin, „aber nicht wahr, liebe Hartenstein, unserer Freundschaft thut es keinen Abbruch, wenn wir auch in unseren Ansichten etwas auseinandergehen."

Die Seniorin schüttelte lächelnd den Kopf und seufzte: „Leider wird nur die Fortschrittspartei immer größer und einen vernünftigen Beistand habe ich an meinen Gesinnungsgenossen gar nicht. Da ist es denn keine Kunst, gegen uns im Wortge-

fechte siegreich zu bleiben. Und nun kommt gar Mathilde Sternburg, die offen erklärt, daß sie keinen Anstand nehmen würde, dem ihre Hand zu geben, dem ihr Herz gehörte, einerlei, ob adelig oder bürgerlich. Denn das ist noch ein großer Unterschied, in der Theorie vorurtheilsfrei sein, oder sich so in der Praxis bewähren."

Die Gräfin Caroline Waldenfels ließ sich anmelden und kam mit hochgerötheten Wangen in's Zimmer. Sie begrüßte die übrigen Damen kaum mit einem leichten Nicken des Kopfes, auf die Aebtissin aber schoß sie wie ein Stoßvogel, einen offenen Brief in der Rechten hoch empor haltend.

„Mein Vetter wird mit dem Großherzoge hierher zur Einführung kommen, so schreibt er mir, meine Cousine möchte nun auch gern hier sein und fragt an, ob sie bei mir wohnen könne. Da wollte ich Frau Aebtissin bitten, mir zu gestatten, meine Cousine bei mir zu logiren."

„Selbstverständlich, liebe Caroline, habe ich nichts dagegen. Wenn Sie antworten, sagen Sie der Gräfin, bitte in meinem Namen, daß ich jedenfalls hoffe, sie zum Diner bei mir zu sehen."

„Zu freundlich, gleich werde ich antworten," rief die Gräfin Caroline und stürzte mit derselben Hast, mit welcher sie gekommen, aus dem Zimmer, ohne auf die Einladung der Damen Hartenstein, zum Thee zu bleiben, irgend zu hören.

„So ist nun unsere gute Caroline immer. Alles, was sie oder ihre Familie betrifft, ist von der allergrößten Importanz — sie vergißt darüber Form, Sitte, kurz Alles und Alle, die sie umgeben. Was würde sie aber für Augen gemacht haben, wenn sie Mathildchens Reden über Standesvorurtheile gehört."

„Ich werde mich auch vorsehen, vor Caroline Waldenfels so offen zu sprechen, wie vor Ihnen, liebe Frau Seniorin," sagte die Gräfin Sternburg.

„Wenn aber das Geplauder und gar die Debatten so fortgehen, werden die Servietten nicht fertig," wandte sich Mathilde Hartenstein an ihre Schwester, „und Du hast doch allen Grund, die Beendigung der Arbeit zu wünschen."

Das war für Alle eine Mahnung, die beherzigt wurde, und mit neuem Eifer begann die Arbeit, um erst unterbrochen zu werden, als der Thee für die Damen hereingebracht wurde — und nun die Seniorin erlaubte, daß man Tischtücher und Servietten zur Seite legte und nach der gehabten Mühe an den vortrefflichen Dingen sich erquickte, die die Hartenstein'sche Küche geliefert hatte.

Mathilde Hartenstein fand lange Zeit keine Ruhe auf ihrem Nachtlager. Die Erzählung ihrer jungen Freundin hatte sie tief bewegt und tausend Pläne durchkreuzten ihren Kopf, ob es nicht möglich sei, über den Aufenthalt des Mannes etwas zu erfahren, dem Mathilde Sternburg ihr Herz gegeben und der gewiß würdig sei, sie zu besitzen. Aber ehe sie den Namen kannte, vermochte sie keine Schritte zu thun, und sie schwankte, ob sie offen danach fragen sollte oder versuchen, auf andere Weise ihn in Erfahrung zu bringen. Aber helfen wollte und mußte sie, damit nicht wieder zwei Herzen, die für einander von Gott bestimmt, durch die Vorurtheile und Ränke der Welt getrennt blieben.

Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen. Der Himmel lachte so blau und wolkenlos nieder auf die Fluren und Gärten, die mit den ersten Frühlingsblumen geschmückt waren. Der Wald prangte im frischen zarten Grün der Buchenblätter, die sich eben entfaltet hatten und die, wenn die Sonne darauf schien, fast durchsichtig schimmerten, wie vom Strahlengolde durchwoben, die Nachtigallen hatten ihre liebliche Heimath wieder aufgesucht und ließen ihren Jubelgesang schmetternd ertönen — kurz, Wellingen war wie ein Paradies, zumal wenn wie heute, als an einem festlichen Tage, die epheuumrankte Galerie, die vor den Stiftshäusern herumführte, mit prächtigen Topfgewächsen und seltenen Blumen geziert war. Die hohen Eingangspforten waren mit Kränzen umwunden, den Großherzog und seine Gemahlin zu ehren, und von der Abtei wehten zwei mächtige Flaggen mit dem Landeswappen und dem Wappen des Stiftes. Emsig lief die Dienerschaft über den Stiftshof, um in der Kirche und dem großen Saale alles zur Feier herzurichten, dann und wann huschte auch eine der Damen über die Galerie, um sich über dies oder jenes in einem Nachbarhause Rath zu erholen.

Bald rollten die Wagen heran, die die Gäste brachten, Damen in der elegantesten, reichsten Toilette, Herren in prachtvollen, goldgestickten Uniformen. In dem Salon

der Aebtissin versammelte sich die Gesellschaft. Die Stiftsdamen waren bis auf die neu einzuführende bereits sämmtlich erschienen im vollen Ornate ihrer Würde. Von schwerem, schwarzem Atlas sind die langen Schleppkleider, ein weißes Häubchen bedeckt das schlicht gescheitelte Haar und ein weißer, kostbarer Spitzenschleier wird vor der Brust durch eine Agraffe zusammengehalten. An der linken Seite prangt der Ordensstern und an dem breiten himmelblauen Moireebande, das von rechts nach links getragen wird, hängt das Stiftskreuz von weißer Emaille.

Lauter Jubelruf draußen verkündet die Ankunft der fürstlichen Gäste, die an der Haupttreppe von der Aebtissin empfangen werden. Der Großherzog ist ein Mann im Beginn der fünfziger Jahre, mit militärischer Haltung, einem gutmüthigen Gesichte, wohlwollend nach allen Seiten grüßend und lächelnd, die Großherzogin, welche zu Ehren des Tages mit den Insignien des Stiftsordens geschmückt ist, zeigt mehr fürstliche Reserve und nur selten sind die bleichen, ernsten Züge von einem Lächeln erhellt. Von der Aebtissin geführt, begeben sich die Herrschaften mit dem Gefolge, das aus zwei Cavalieren und zwei Damen besteht, in die Zimmer der Abtei, wo die versammelte Gesellschaft, im Halbkreise aufgestellt, mit tiefer Verbeugung grüßt. Der Großherzog verläßt alsbald den Arm seiner Gemahlin; er geht auf die alte Seniorin Hartenstein zu und faßt ihre Hände, die er herzlich drückt.

„Wie sehr freue ich mich, meine liebe Frau Seniorin, Sie so wohl und munter zu sehen. Wahrlich, seit den fünfzehn Jahren, da ich Sie nicht sah, gar nicht verändert."

„Es ist nur die Freude, Ew. Königliche Hoheit und die Frau Großherzogin zu sehen, die mich verjüngt — seit Wochen schon hat mich der Gedanke belebt, Sie, gnädigster Herr, einmal wieder begrüßen zu können."

„Nach der Feierlichkeit erwarte ich bestimmt ein ungestörtes Plauderstündchen mit Ihnen, liebe Frau von Hartenstein, jetzt muß ich meiner Pflicht folgen und die übrigen Damen auch begrüßen."

Mit einem freundlichen Kopfnicken entfernt der Großherzog sich von der glücklichen Seniorin und bald hat er die ganze anwesende Gesellschaft begrüßt und mit Jedem ein gnädiges Wort gewechselt.

Die Großherzogin hat sich stumm nach allen Seiten verneigt und Mathilde Hartenstein zu sich herangewinkt, sodaß die Gräfin Waldenfels fast vor Zorn vergeht über diese sichtliche Auszeichnung des Hauses Hartenstein.

„Wo bleibt die Gräfin Sternburg, liebe Mathilde," redet die Großherzogin sie an, „ich weiß, daß Sie sich ihrer besonders angenommen haben und daß sie diese Zeit Ihr Gast war?"

„Es ist Gebrauch, Königliche Hoheit, daß die einzuführende Stiftsdame erst in dem Capitelsaale, wo sich Alles versammelt hat, erscheint, um den Handschlag auf die Statuten des Stifts zu leisten."

„Ich bin sehr gespannt, sie kennen zu lernen. Gleicht sie dem Vater?"

„Mein erster Eindruck, Königliche Hoheit, war der einer frappanten Aehnlichkeit, und jetzt, nach längerer Bekanntschaft, frage ich mich oft, wie ich überhaupt eine Aehnlichkeit habe entdecken können."

„Das ist oft der Fall," erwiderte die Großherzogin; „eine gewisse Familienähnlichkeit fällt häufig einem Fremden sehr auf, während die Verwandten und Bekannten nicht begreifen, wie nur irgend ein ähnlicher Zug aufzufinden. — Ich habe Ihrer viel gedacht, liebe Mathilde. Wie wunderbar, daß es Ihnen vergönnt war, Sternburg's verlassen dastehende Tochter so gastlich aufzunehmen." Die Stimme der Großherzogin war weich und sanft geworden und ihr Auge ruhte theilnehmend auf Mathilde Hartenstein, die dankbar und freudig lächelnd zu ihr aufsah.

„Ich kann es gar nicht beschreiben, Königliche Hoheit, welche Wandlung in mir seit jenem Tage vorgegangen ist, als ich hörte, daß Mathilde Sternburg hier mit mir unter einem Dache leben solle — welche Wandlung aber namentlich, als sie nun zu mir kam — bald eine liebe, theure Freundin. Königliche Hoheit wissen, daß ich seit Jahren glaubte, vollständig die Bitterkeit des Schmerzes überwunden zu haben und doch merkte ich jetzt erst, als die Eisrinde meines Herzens schmolz und der Bann von mir genommen war, daß tief im Herzen doch noch ein Stachel gesessen hatte." Der Großherzog trat herzu und unterbrach die Conversation.

„Liebe Charlotte," wandte er sich zu seiner Gemahlin, „die Frau Aebtissin wünscht, daß die Feier beginnt — wenn Du daher befiehlst —"

Statt der Antwort reichte die Großherzogin ihrem Gemahl den Arm und schritt mit ihm, dem Zuge der Stiftsdamen folgend, der übrigen Gesellschaft voraus durch die weitgeöffneten Flügelthüren in den Capitelsaal.

Für das fürstliche Paar waren an der Seite auf einer Erhöhung Sessel, mit rothem Sammt beschlagen, aufgestellt.

Die Aebtissin und Stiftsdamen nahmen Platz auf hohen, lederüberzogenen Sesseln, die in dem Fond des Saales im Halbkreise standen; die nicht zum Stifte gehörenden Damen und Herren gruppirten sich stehend an den Seiten des Saales. Nachdem von der Aebtissin ein Wink gegeben war, trat der Stiftssecretär mit dem goldbeschlagenen Statutenbuch aus dem Kreise und stellte sich zur Seite der Aebtissin auf, während durch die Hauptthür, geführt von dem Stiftspropst und dem ersten Stiftsgeistlichen, Mathilde Sternburg eintrat. Sie war im vorschriftsmäßigen Costüme gleich den übrigen Damen, jedoch ohne die Ordensinsignien. Sie verbeugte sich tief vor dem großherzoglichen Paare und schritt langsam auf den Kreis der Stiftsdamen zu, die sie auch mit dreimaliger tiefer Verbeugung grüßte. Die Damen erhoben sich und auf ein Zeichen der Aebtissin verlas der Secretär die großherzogliche Verfügung und Ernennung der Gräfin, sowie das Ministerialrescript, welches den Einführungstag festgesetzt hatte. Nachdem er geendet, wandte sich die Aebtissin an die Einzuführende: „Nachdem Se. Königliche Hoheit, der Großherzog, allergnädigst geruht haben, Sie, Mathilde Louise Gräfin von Sternburg, zur Stiftsdame in diesem uralten adligen Stifte Wellingen zu ernennen, heiße ich, als die gewählte Aebtissin, Sie im Namen des Capitels herzlich willkommen. Bevor jedoch Sie den kirchlichen Segen erhalten und in Ihre Rechte und Privilegien eingesetzt werden, haben Sie nach Gebrauch und Sitte das Gelübde abzulegen, die Ihnen nun bekannt zu machenden Statuten unverbrüchlich zu halten. — Ich bitte den Herrn Stiftssecretär, das Statut langsam und deutlich zu lesen."

Der Secretär verneigte sich tief vor der Aebtissin, sodann vor der neu eintretenden Stiftsdame und begann mit lauter Stimme, in dem gewissen Subalternbeamten eigenen Predigertone die vierundzwanzig Paragraphen des Statuts zu verlesen. Es waren nicht mehr alle die alten Sätze der frühern Stiftsordnung, die weit über hundert Paragraphen mit den wunderlichsten Bestimmungen enthalten hatte, sondern eine erst vor wenig Jahren von der Regierung ausgehende Zusammenstellung alles dessen, was noch wirklich zu den Pflichten und Rechten der Stiftsdamen gehörte, sodaß eine jede Eintretende ohne irgend welchen Scrupel das Gelübde leisten konnte. Mit wiederum zwei tiefen Verbeugungen schloß der Secretär und die Aebtissin wandte sich nun wieder an die Gräfin Sternburg.

„Sie haben gehört, was das Stift von Ihnen fordert, Mathilde Louise Gräfin von Sternburg. Sie haben auch vernommen, welcher Rechte und Vortheile Sie theilhaftig werden als Dame des altehrwürdigen Stiftes Wellingen. Ich frage Sie daher vor Gott und diesen versammelten Zeugen, ob Sie gewillt sind, unverbrüchlich und treu zu halten, was von Ihnen verlangt wird. Ist dies Ihre Absicht und Meinung, so reichen Sie mir zur Bekräftigung Ihre Rechte und sprechen Sie: Ja, ich gelobe es."

Mathilde Sternburg trat einen Schritt näher zu der Aebtissin heran, verbeugte sich tief und legte ihre rechte Hand, von der sie zuvor den Handschuh gezogen, in die dargereichte Hand der Aebtissin, indem sie laut und vernehmlich sprach: „Ja, ich gelobe es!"

Darauf umarmte die Aebtissin die neue Stiftsdame mit den Worten: „So nehme ich, kraft meines Amtes und mir gewordenen Auftrages, Sie auf als Stiftsdame dieses uralten adligen Stiftes Wellingen und verspreche Namens des Stiftes, Sie zu schützen in Ihren Rechten und Privilegien nach Herkommen und Gebrauch. Das walte Gott!"

Jetzt nahten die Stiftsdamen nach ihrem Alter, die Mitschwester zu begrüßen und zu beglückwünschen, was ohne Worte mit einem Händedruck und einer Verbeugung geschah.

Nachdem diese Ceremonie vorüber, erhoben sich der Großherzog und die Großherzogin von ihren Sesseln und gingen auf Mathilde Sternburg zu.

„Seien Sie auch uns willkommen, liebe Gräfin," redete der Großherzog sie an, indem er ihr seine Hand reichte, „seien Sie uns willkommen im Vaterlande. Es ist mir eine große Freude gewesen, Ihnen hier eine Heimath bereiten zu können, um dadurch das Gedächtniß Ihres seligen Vaters zu ehren."

Mathilde sprach in wenig einfachen Worten ihren Dank aus und wurde von der Großherzogin herzlich umarmt.

Von dem alten Stiftsthurme schallte das volle melodische Geläut der Glocken, um die Versammlung zum Gotteshause zu rufen, wo die Einsegnung der eingetretenen Stiftsdame stattfinden sollte und schnell wurde der Zug dorthin geordnet. Voran schritt der Stiftsküster mit der Bibel, hinter ihm die beiden Stiftsgeistlichen, dann der Stiftshofmeister mit den Ordensinsignien auf einem weißseidenen Kissen, darauf die Gräfin Mathilde Sternburg, geführt von der Aebtissin und dem Propste, hinter ihnen die Stiftsdamen paarweise nebeneinander gehend. Die fürstlichen Herrschaften und die übrige Gesellschaft sind auf einem Nebenwege in das Gotteshaus gegangen, wo sie in den Logen Platz genommen haben, als der feierliche Zug durch das Hauptportal eintritt. Brausend in mächtigen Accorden fällt die Orgel ein, bis der Zug vor dem Hochaltare angelangt ist, die Damen ihre im Halbkreise aufgestellten Sessel eingenommen haben, die Geistlichen zu den Seiten des Altars sich gestellt, auf welchem Bibel und Orden niedergelegt sind.

Der Altar strahlt im reichsten Schmuck kostbarer Silbergeräthe. Auf mächtigen Candelabern brennen Wachskerzen, Vasen mit weißen Rosen und Lilien — in der Mitte ein herrliches Crucifix nach Michel Angelo. Die Decken über Altar, Kanzel und Pulte sind von weißem Sammt mit schwerer Silberstickerei.

Sobald Alles geordnet, schweigt die Orgel und der erste Geistliche tritt vor den Altar, um die Liturgie zu halten, der sich nach dem Gesange der Gemeinde die warme und eindringliche Weihrede anschließt. Nach Beendigung der Rede erhebt sich die neue Stiftsdame und geführt von dem Propste und dem zweiten Geistlichen tritt sie vor die Aebtissin, welche sie mit den von der Seniorin ihr dargereichten Ordensinsignien schmückt und einen Kuß auf ihre Stirn drückt; dann wird sie vor den Altar geführt, kniet nieder und empfängt den Segen, worauf ein von der ganzen Versammlung gesungenes „Nun danket alle Gott" die Feier schließt und der Zug in derselben Ordnung wie er sie betreten, die Kirche wiederum verläßt.

Da das Diner auf vier Uhr angesetzt war, blieben der Gesellschaft einige freie Stunden, die Jeder nach Lust und Neigung nutzte. Der Großherzog hatte sich bei der Seniorin angemeldet, die Großherzogin hatte die Aebtissin, Mathilde Hartenstein und Mathilde Sternburg aufgefordert, mit ihr einen Spaziergang in den Wald zu machen — die übrigen Damen hatten Besuch der einzelnen Gäste und namentlich war die Gräfin Waldenfels sehr glücklich, ihren Vetter, der ja so sehr viel bei Hofe galt, nebst seiner Gemahlin bei sich zu sehen. Ein Wermuthstropfen nur war es in dem Freudenkelche, daß die höchsten Herrschaften die Schwestern Hartenstein so sichtlich bevorzugten und der Aerger war zum höchsten gestiegen, als der Vetter in aller Unschuld erzählt hatte, daß der Großherzog schon seit Wochen sich auf das Zusammensein mit der alten Seniorin gefreut habe.

Eine glänzende Tafel vereinigte die zerstreute Gesellschaft; die höchsten Herrschaften entzückten durch ihre Liebenswürdigkeit und Herablassung, selbst die Großherzogin war ganz gesprächig von dem Spaziergange zurückgekehrt und auf Bitten der Aebtissin hatte sie sich längere Zeit mit Caroline Waldenfels unterhalten, die nun ganz außer sich vor Glück war.

„Ich habe Ihnen einige Tage Schmollen erspart, liebe Aebtissin," sagte die Großherzogin, als sie die Gräfin Waldenfels verlassen hatte, höchlichst amüsirt über das Geplapper, das in ununterbrochenem Flusse eintönig über die Lippen der Stiftsdame kam.

„Nicht Tage, Königliche Hoheit, nicht Tage, es sind Monate, deren Frieden Sie uns gesichert."

„Dafür werden Sie aber beständig von mir hören müssen."

„Von Ew. Königlichen Hoheit können wir nie zu viel hören."

Die Großherzogin lächelte freundlich, da sie wie alle hohen Herrschaften ein kleines Compliment, wo es eben hinpaßt, gern hörte.

„Doch nun möchte ich erfahren,“ sagte sie, „was der Großherzog über unsere Abreise beschlossen. Liebe Marie,“ wandte sie sich an die dienstthuende Hofdame, „wollen Sie sich einmal nach den Befehlen meines Gemahls erkundigen.“

Die Hofdame ging und gleich darauf erschien der Großherzog selbst.

„Ich bitte noch um eine halbe Stunde Zeit, liebe Charlotte. Ich habe um 5 Uhr einem Herrn eine Audienz zugesagt, der sich hier angekauft hat. Es ist ein reicher Amerikaner, der Schönhagen erworben hat und dadurch einer unserer größten Grundbesitzer wird. Der Name ist mir augenblicklich entfallen.“

„Es wird Waldau sein, Königliche Hoheit,“ sagte die Aebtissin.

„Ganz recht, Waldau; seit ein paar Tagen erst ist er eingetroffen, obgleich er seit einigen Wochen schon Besitzer von Schönhagen. Ich wünschte ihn zu sprechen und habe ihn hierherbescheiden lassen, in der Hoffnung, daß Sie, liebe Aebtissin, mir ein Zimmer einräumen würden, wo ich ihn empfangen kann.“

Die Aebtissin führte den Großherzog in ihr Schreibcabinet, wo er bis zur Meldung von Herrn Waldau sich ein wenig ausruhen konnte.

Unterdeß standen Mathilde Sternburg und die beiden Schwestern Hartenstein in der breiten Fensternische des Salons, der den Blick nach dem Walde hatte. Die beiden Mathilden waren in glücklicher und gehobener Stimmung. Mathilde Sternburg war bereits in ihr neues Haus übergesiedelt, auf ihrem Herde hatte ein Feuer gebrannt und die mit Blumen sinnig geschmückten Räume hatten sie heimisch und traulich empfangen. Es lag über ihr ein tiefer, seliger Frieden und ein Abglanz davon spiegelte sich in den Zügen ihrer Freundin. Die alte Seniorin aber war in einer großen Erregtheit. Als sie in ihrem Hause beim Hinwegschaffen der Sachen ihres Gastes mit beschäftigt gewesen, hatte sich, in einem Schranke versteckt, ein großes Damastgedeck gefunden, was dort vergessen und nun weder genäht noch gezeichnet war. Das böse Omen war da und vergebens hatten die Schwester und Mathilde Sternburg die gute alte Dame zu trösten versucht. „Die Ausnahme stärkt die Regel, liebe Frau Seniorin,“ hatte ihr Mathilde Sternburg gesagt. „Sie werden sehen, daß ich recht lange Zeit eine treue Stiftsschwester sein werde; fühle ich mich doch so glücklich, so innig zufrieden, seit ich unter Ihnen. Und nun erst von heute an, wo ich meine bestimmte Thätigkeit gefunden, wo ich wieder eine Heimath habe, was könnte mich von hinnen führen? Unser Leben steht ja in Gottes Hand — Ihm wollen wir's anheimstellen.“

Die Hinweisung auf den Rathschluß Gottes war das Einzige, was einen Einfluß auf die Seniorin übte. Sie fühlte sich beschämt, wenn ihr der Gedanke kam, daß der Aberglaube doch ein Mangel rechten Glaubens und Gottvertrauens sei und so suchte sie denn ihre trüben Phantasien zu verscheuchen und war denn auch bald wieder die heitere, gemüthliche alte Seniorin.

Ein Bellen der Hunde im Garten machte die Damen aufmerksam. An der Pforte, die zum Walde führte, bemerkte man zwei Reiter, von denen der eine soeben von seinem Pferde abstieg und dessen Zügel seinem Begleiter, offenbar dem Reitknechte, übergab.

„Das muß ein Fremder sein,“ sagte die Seniorin, „denn sonst würde er nicht diesen Weg wählen, um nach Wellingen zu kommen. Was mag es nur sein; es ist doch jedenfalls eigenthümlich, an einem Einführungstage einen Besuch hier zu machen.“

Die Pforte öffnete sich und in den Garten trat eine hohe, edle Gestalt, in einen weiten Reitermantel gehüllt, den Hut tief in's Gesicht gedrückt. Man konnte die Züge noch nicht unterscheiden; erst wie er den breiten Mittelweg lang der Abtei zuschritt, erkannte man ein gebräuntes, scharfgeschnittenes Gesicht von einem vollen schwarzen Barte umrahmt war.

„Welch edle Erscheinung!“ rief Mathilde Hartenstein. — In demselben Augenblicke bedeckte eine Todtenbläße Mathilde Sternburg's Züge und lautlos sank sie um, in die Arme der Seniorin. Es entstand sofort eine große Verwirrung unter der Gesellschaft. Die Großherzogin und die Aebtissin eilten hinzu und fanden die Gräfin in einer tiefen Ohnmacht. Von allen Seiten wurde guter Rath gegeben und eine Menge Riechfläschchen mit flüchtigen Salzen oder starken Essenzen wurden hergereicht. Ruhe aber war

das Nothwendigste; man führte daher oder trug vielmehr die Ohnmächtige nach ihrem Hause, wo sie auf ein Ruhebett gelegt wurde. Nur Mathilde Hartenstein blieb bei ihr zurück.

Langsam erholte sich die Gräfin — matt lächelnd drückte sie die Hand der Freundin, die mit ängstlicher Miene sich über sie gebeugt hatte.

„Wie geht es, liebe Mathilde?"

„Ich danke, es ist mir besser."

„Aber welch wunderbarer Zufall! Vorher wohl und heiter und ohne den geringsten Anstoß diese schwere, tiefe Ohnmacht, die uns so besorgt machte."

„Ja, es muß die Zeit der Aufregung meine Nerven mehr erschüttert haben, als ich selbst irgend gedacht; denn denken Sie, wie ich mit Ihnen und Ihrer Schwester aus dem Fenster sehe und mein Blick auf den Herrn fällt, der durch den Abteigarten schreitet, glaube ich plötzlich in ihm zu erkennen den treu geliebten Freund, meinen verlorenen Waldau."

„Wie?" rief Mathilde Hartenstein, „Waldau? Heinrich Waldau ist es, um den Sie trauern?"

Die Gräfin nickte stumm und blickte Mathilde verwundert an, die mit stürmischem Entzücken sie wieder und wieder an sich drückte.

„O, nun kann Alles gut werden — nun leuchtet mir ein heller Strahl durch das Dunkel! Heinrich Waldau! O Gott — mein Gott, wie wunderbar sind Deine Wege! O, Mathilde," wandte sie sich dann zur Gräfin, „Sie haben sich nicht getäuscht, es war keine Vision, die Ihnen die Züge des Geliebten vor's Auge führte — es war Heinrich Waldau selbst, den Sie gesehen."

Es dauerte lange, ehe Mathilde Sternburg ihre Fassung gewann. Es schien zu unglaublich, zu wunderbar, daß sie hier plötzlich, unerwartet den wie einen Todten beweinten wiederfinden sollte — aber Alles, was Fräulein Hartenstein über die Verhältnisse des Herrn Waldau ihr mittheilte, ließ endlich keinen Zweifel mehr darüber, daß es wirklich derselbe Waldau, den sie verloren und hier wiederfand. Aber bange Zweifel stiegen in ihrem Herzen auf. Wird bei ihm die Liebe ebenso fest und treu gewesen sein, wie bei ihr? Wird er in dem Leben voll Bewegung und Arbeit nicht die vergessen haben, von der er sich vielleicht auch längst vergessen wähnte? Wird er nicht vielleicht gewaltsam ihr Bild aus seinem Herzen verbannt haben? Doch eins stand fest — jetzt mußte der Schleier des Geheimnisses gehoben werden — jetzt mußte zu Tage treten, was dereinst die Herzen der Liebenden getrennt.

Die Hofdame der Großherzogin wurde gemeldet. Sie kam, um sich im Auftrage der Herrschaften nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen und freute sich über das gute Aussehen, wenn ihr auch die Wangen in Fieberröthe zu glühen schienen und die Augen der Patientin einen wunderbaren Glanz zeigten.

Mathilde Sternburg bat, sie bei der Großherzogin zu entschuldigen und ihren Dank für die gnädige Theilnahme auszusprechen. Sie fühlte sich nicht stark genug, zur Gesellschaft zu kommen.

Mathilde Hartenstein aber ging mit der Hofdame, um sich den Herrschaften, deren Wagen bereits bestellt waren, zu empfehlen.

Vor der Thür der Abtei begegnete den Damen Herr Waldau, dessen Pferd von dem Reitknechte eben an die Freitreppe geführt wurde. Er verbeugte sich tief vor Mathilde Hartenstein, die einen Augenblick still stand und nach einem Moment des Zögerns sich an ihn wandte: „Verzeihen Sie, Herr Waldau, daß ich, obgleich Ihnen fremd, eine Bitte an Sie richte. Ich bin die Stiftsdame Mathilde Hartenstein und bitte Sie, mir morgen, zu welcher Stunde Ihnen genehm sein würde, eine Unterredung in einer wichtigen Angelegenheit zu gönnen."

Waldau verbeugte sich wieder sehr artig und erwiderte: „Mein gnädiges Fräulein, ich stehe jede Stunde zu Ihrem Befehl."

„Dann darf ich vielleicht bitten, morgen früh um elf Uhr."

„Ich werde pünktlich erscheinen."

Waldau empfahl sich und schwang sich leicht und elegant auf die braune Vollblutstute, die mit hochgehobenem Kopfe über den breiten Kiesweg forttrabte.

In den Zimmern der Aebtissin war es noch sehr lebhaft; der Großherzog hatte sich von der Aebtissin eine Tasse Thee bereiten lassen und war entzückt über das wunderbare Aroma des Trankes; er neckte seine Gemahlin, daß sie es nicht verstände, den Thee so zu bereiten und meinte, daß er am

Ende sie eine Zeit in die Lehre zu Frau von Weilburg schicken müsse. Er war überhaupt in der rosigsten Laune und von dem Tage höchst befriedigt.

„Sie glauben gar nicht, meine liebe Frau Aebtissin, wie glücklich ich mich heute gefühlt habe — und zum Schluß habe ich eine höchst interessante Bekanntschaft an Herrn Waldau gemacht. Origineller, geistreicher Mann! Das ist eine Nachbarschaft, die Sie cultiviren müssen, meine Damen. Denken Sie," wandte er sich leise an die Aebtissin, „ich bot ihm den Adel an, weil ich es nicht gern sehe, daß der größte Grundbesitzer im Lande bürgerlich ist, allein er lehnte mein Anerbieten mit so viel Takt und so viel Offenheit ab, daß ich nicht zürnen konnte. Er ist ein ganzer Mann und wir sind als die besten Freunde geschieden."

Die Wagen wurden gemeldet; mit freundlichem Händedruck nahmen Großherzog und Großherzogin von Frau von Weilburg Abschied, mit dem Versprechen, den Besuch bald zu wiederholen. Die Seniorin, die nun einmal die Bevorzugte war, bekam auch noch einen Händedruck und einige gnädige Worte. — Die übrigen Damen mußten sich mit dem allgemeinen liebenswürdigen Kopfnicken nebst fürstlichem Lächeln begnügen.

Mathilde Hartenstein suchte die Gräfin Sternburg sogleich wieder auf, als sich die Gesellschaft zerstreut hatte. Sie theilte ihr mit, daß sie für den folgenden Morgen Herrn Waldau zu einer Unterredung zu sich gebeten habe.

„Nun wird sich das dunkle Räthsel lösen, das mein Glück zerstörte, endlich werde ich Gewißheit haben," sagte Mathilde Sternburg, die sich wunderbar gefaßt hatte, „und die schlimmste Gewißheit ist besser, als diese quälenden Zweifel."

Lange noch sprachen die beiden Damen über dies unerwartete Wiedersehen und es war beiden eine Erleichterung, von der Vergangenheit zu sprechen und von einer Zukunft, die sich im hellen Glanze neuen Glückes zeigte.

Es war schon spät geworden, als die Seniorin erschien, um ihre Schwester abzuholen.

Sie war ganz erstaunt, die Gräfin Sternburg so wohl zu finden und freute sich, daß ihre Angst um den Zustand nicht begründet gewesen. Doch nun sollte sie auch hübsch zu Bette gehen, um morgen ganz frisch und gekräftigt zu erwachen.

„Mit dem Schlafe wird es wohl nicht viel werden," meinte Mathilde Hartenstein lächelnd; „nach den Erlebnissen des Tages wird wohl die Nacht keine ganz ruhige sein."

„Nun, so aufregend war es denn doch nicht," rief die Seniorin, „und ich erinnere mich, daß ich die Nacht nach meiner Einführung vortrefflich geschlafen habe."

„Du hattest auch vermuthlich nicht alles erlebt, was Mathilde heute erlebte," antwortete die Schwester.

„Nun, etwas so ganz Außerordentliches kann das doch auch nicht gewesen sein."

„Wer weiß!"

„Ach geht — Ihr wollt mich zum Besten haben mit Eurer Geheimnißkrämerei. Gute Nacht, Mathildchen, schlafen Sie wohl — und Du komm mit, Mathilde; es ist Zeit, daß die Gräfin zur Ruhe kommt."

Zur Ruhe kam sie nun zwar nicht, wenn sie auch ihr Lager aufsuchte — zur Ruhe kam sie nicht, denn das Herz pochte laut, und sie dachte, daß es zerspringen müßte vor Wonne und Weh — in Hoffnung und Bangen. Der kommende Morgen brachte eine Entscheidung für's ganze Leben. Sollte sie wiederfinden, was unrettbar verloren geschienen oder sollte sie nun bestimmt das Todesurtheil ihres Glückes vernehmen?

Mathilde betete um Frieden für ihre Seele und um Ergebung in Gottes heiligen Willen — sie fühlte die Kraft des Gebetes, sie wußte, daß sie zu tragen vermochte, was ihr beschieden.

* * *

Mathilde Hartenstein hatte auch wenig Ruhe in der Stille der Nacht gefunden. Früh hatte sie ihr Lager verlassen und war in dem nahen Walde umhergestreift. Es schien ihr, als ob die Zeiger der Uhr nicht vorrücken wollten, als ob heute die Sonne immer auf demselben Flecke bliebe — und wieder und wieder lauschte sie, ob nicht vom Thurme die Glocke künde, daß eine Stunde dahingeschwunden.

Der Schwester war diese Unruhe ganz unerklärlich und sie wurde fast erzürnt, als Mathilde auf alle Fragen nur erwiderte, bald werde ihr das alles klar sein, jetzt aber könne und dürfe sie nicht über das reden, was sie bewege.

Endlich war es elf Uhr und Mathilde Hartenstein war bereit, in ihrem Zimmer Herrn Waldau zu empfangen.

Eben verhallte der letzte Glockenschlag vom Thurme, als auch schon Pferdegetrappel auf dem Stiftshofe sich hören ließ — gleich darauf meldete die Zofe Herrn Waldau aus Schönhagen.

Mathilde ging ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand. „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Waldau, daß Sie meiner Bitte so freundlich gefolgt sind."

Waldau nahm in dem Sessel neben Mathilde Platz, und sie hatte jetzt Gelegenheit, ihn ruhig zu betrachten und fand, daß der erste Eindruck, den sie von ihm gehabt — der rechte gewesen. Waldau war eine der seltenen Erscheinungen, die den Ausdruck imponirender männlicher Kraft mit der vollendetsten Eleganz des Cavaliers verbinden. Die scharfgeschnittenen, edlen Züge seines leicht gebräunten Gesichtes gaben Zeugniß eines festen klaren Wollens; die braunen Augen blickten treuherzig, fast kindlich — der Spiegel einer reinen Seele. Die hohe Gestalt, die sichere Haltung, das Maßvolle jeder Bewegung imponirten auf den ersten Blick. Besonders aber war es der wunderbare Klang des tiefen Organs, der sympathisch ansprach und der ihm bei der ersten Begegnung wie mit magischer Gewalt die Herzen gewann. Was Mathilde Hartenstein besonders gefiel, war die durchaus vornehme Tournüre neben einer bei einem Manne so seltenen Bescheidenheit, die deshalb um so angenehmer berührt.

„Meine Bitte muß Ihnen auffallend erschienen sein, Herr Waldau," wandte sich Mathilde an ihn, „und es ist denn in der That auch etwas Ungewöhnliches — etwas Außerordentliches, was mich bewog, jene Bitte an Sie zu richten."

Waldau verbeugte sich stumm, als ob er sagen wollte, daß er bereit sei, die ihm zu machenden Eröffnungen anzuhören.

„Das Interesse an einer mir theuren Person, die auch Ihnen einst nicht fremd, ließ mich eine Unterredung mit Ihnen wünschen; ich spreche von der Gräfin Mathilde Sternburg."

Alles Blut war aus Waldau's Wangen gewichen, als die Stiftsdame den Namen nannte; starr sah er die Sprecherin an, seine Lippen zuckten. Es war ihm, als ob er fragen müsse, welches Recht sie habe, in seine Geheimnisse zu dringen, welches Recht, den alten Schmerz wieder wachzurufen; aber der Ton, in dem Mathilde gesprochen, war so weich, ihre Stimme hatte so merklich gezittert, aus ihren Mienen leuchtete eine so tiefe Theilnahme, daß er fühlte, es war nicht frivole Neugier, die sie zu ihm führte, sondern ein wahrhaft tiefes Interesse.

Er faßte sich bald und sprach in ruhigem Tone:

„Ich kannte allerdings früher eine Gräfin Mathilde Sternburg, doch weiß ich nicht, welche Beziehungen zu jener Dame ich jetzt noch haben könnte."

„Sie kannten sie und warum — warum haben Sie sie verlassen?"

„Verlassen? Nein, gnädiges Fräulein — da muß ein Irrthum walten. Sie reden vielleicht von einer anderen Gräfin Sternburg, als von der ich rede. Eine Dame jenes Namens, die ich in meiner früheren Heimath im Württembergischen zu kennen die Ehre hatte — ist seit einigen Jahren meines Wissens vermählt mit dem Fürsten von Rothenstein und ich weiß daher nicht — wie ich in die Lage gebracht wäre, die Gräfin zu verlassen."

„Wie, Herr Waldau — Mathilde Sternburg vermählt mit dem Fürsten Rothenstein — Sie irren —"

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, ich bin meiner Sache gewiß."

„Aber wenn Sie getäuscht wären!"

„Unmöglich!"

„Und doch ist es so! Es waltet ein trauriger Irrthum, der Jahre lang zwei Herzen trennte, die einander gehörten. Ja, Herr Waldau, ich kenne die Geschichte Ihrer Liebe — ich weiß, daß Mathilde Sternburg Sie mit ganzer Hingebung, mit unerschütterlicher Treue geliebt hat und noch heute liebt — ich weiß, daß sie zum Tode verwundet seit dem Tage, da sie Sie nicht mehr sah —"

„Aber mein Gott! Träume ich oder wache ich?" rief Waldau und sprang von seinem Sessel empor. „Seien Sie barmherzig, gnädiges Fräulein und sprechen Sie! Woher kennen Sie das Geheimniß meiner Seele, das seit Jahren tief vergraben, vor jeglichem Menschenauge tief verborgen war — ein Geheimniß, das nur Gott kannte."

„Mathilde Sternburg ist nicht vermählt und liebt Sie noch heute, wie sie vor Jahren Sie geliebt hat!"

Es dauerte lange, ehe Waldau Worte fand. Die Kunde, die ihm so plötzlich wurde, schien ihm so unglaublich, das Uebermaß der Seligkeit, welches sie brachte, so groß, daß er nicht zu glauben, nicht zu hoffen wagte — und doch sprach Mathilde Hartenstein so bestimmt, doch waren ihre Reden so klar, daß er an ihrer Wahrheit nicht zweifeln konnte. In tiefer Erregung reichte er ihr seine Hand und sagte:

„Ich kann nicht länger zweifeln, gnädiges Fräulein, daß Sie eine aufrichtige Theilnahme für mich haben und will daher ganz offen gegen Sie sein. Ja — ich liebte Gräfin Mathilde Sternburg, wie nur ein Mann lieben kann, mit der ganzen reinen Gluth der ersten Liebe — ich glaubte nicht zweifeln zu dürfen, daß auch die Gräfin mir dieselben Gefühle entgegentrüge. Wochenlang sahen wir uns täglich und es war mir, als müßten wir uns nie trennen — es schien mir, als verständen wir uns ohne Worte. Nie hatte ich ihr von meiner Liebe gesprochen. Ich glaubte nicht redlich zu handeln, wenn ich nicht erst an ihre Verwandten, die Elternstelle bei ihr vertraten, mich wendete, um die Hand der Gräfin zu erbitten. Da kam die Zeit, daß ich Welsberg verlassen mußte, als meine Geschäfte beendet waren. Ich schrieb der Gräfin Welsberg und bat um die Hand ihrer Nichte. Ich konnte ihr ein treu liebendes Herz bieten, eine Heimath, eine sorgenfreie Zukunft, da ich ein bedeutendes Vermögen besaß. Daß Gräfin Mathilde über Standesvorurtheile erhaben sei, hatte ich nie bezweifelt. An demselben Tage erhielt ich eine Antwort der Gräfin Welsberg. Sie schrieb artig, theilnehmend, ganz wie eine Weltdame. Sie bedauere von Herzen, daß ich wahrscheinlich das heitere, unbefangene und gegen Jedermann gleich wohlwollende Wesen ihrer Nichte falsch aufgefaßt habe. Gräfin Mathilde sei denn auch ganz erstaunt über meinen Antrag gewesen, da sie nie an etwas Aehnliches gedacht, um so weniger, als sie in kürzester Zeit mit dem Fürsten von Rothenstein sich verloben werde. Ich kann die Gefühle, die mein Herz zerrissen, nicht beschreiben. Ich wußte kaum, was ich that; nur fort — fort aus jenen Kreisen mußte ich. Mein alter, treuer Diener, der meinen Kummer kannte und der mit einer gewissen Angst meinen Verkehr im Schloß Welsberg betrachtet hatte, sorgte für mich wie ein Vater. Er machte den Reiseplan und ehe ich eigentlich zu mir selbst kam, war ich in Paris, um von dort nach England und dann nach Amerika zu gehen. Dort wollte ich in Arbeit den Schmerz betäuben, der mich fast wahnsinnig machte."

„Also hat sich Mathilde nicht getäuscht," rief Fräulein Hartenstein, „als sie wähnte, eine Intrigue ihrer Tante habe ihr Glück zerstört. Erfahren Sie, daß der Brief der Gräfin Welsberg nichts ist als eine große Lüge, ersonnen, um Sie für immer von Mathilde zu trennen. Mathilde hat nie von Ihrer Werbung erfahren — Mathilde hat, treu ihrer Liebe, jeden andern Antrag abgewiesen — sie ist frei und heute Herrin ihrer Entschließungen. Aber wie treten Sie ihr nach so langer Zeit entgegen?"

„Wie ich ihr entgegentrete? So wie der Wanderer, der lange ruhelos in der Wüste irrte und nun plötzlich zur trauten Heimath kommt, so wie der Blinde, dem plötzlich das Licht der Augen geschenkt wird! Noch kann ich den Gedanken nicht erfassen, daß nach all dem Kummer, nach der tiefen verzehrenden Sehnsucht mein Herz Glück und Frieden wiederfinden soll! O Gott — Mathilde wiedersehen, Mathilde so wiederfinden, wie meine Phantasie sie mir immer wieder vor die Seele führte, trotz der bitteren Täuschung, trotz der Kränkung, von der ich mich getroffen wähnte —"

„O, so kommen Sie," rief Mathilde Hartenstein, „kommen Sie mit mir zu Mathilde. Sie weilt in diesen Mauern."

Waldau blickte die Stiftsdame ungläubig an, aber sie faßte seine Hand, die er ihr ohne Widerstreben ließ, und zog ihn aus dem Zimmer, aus dem Hause, über den langen Kreuzgang, bis sie vor einer Thür stillestand. Sie schöpfte tief Athem und sah Waldau an, der immer noch nicht die Fassung wiedergewonnen hatte und dem der Gedanke durch den Kopf schoß, ob nicht seine Begleiterin verwirrt sei.

„Hier finden Sie Mathilde."

Sie zog die Hausglocke, deren heller Ton die Zofe herbeirief, die ein gar erstauntes Gesicht machte, als sie die ehrwürdige Stiftsdame mit hochgerötheten Wangen, ohne Shawl, ohne Kopftuch — an der Hand eines fremden Herrn sah.

Fräulein von Hartenstein aber eilte, ohne nach der Gräfin zu fragen, an ihr vorbei

und öffnete die Thür, die zu dem Wohnzimmer führte.

Mathilde Sternburg saß in Gedanken versunken auf dem Sessel — sie erhob die Augen, als die Thür sich öffnete — mit einem Schrei sprang sie auf.

„Waldau!“

„Mathilde!“

Stumm hielten sich die Liebenden umfangen — Mathilde Hartenstein aber weinte heiße Wonnethränen. Es dauerte lange, ehe einer Worte fand — die Erschütterung der Gemüther war eine zu gewaltige. Sich zu finden nach Jahren schmerzlicher Trennung, mit der treubewahrten Liebe; nach dem Verlassensein und dem Alleinstehen an einem Herzen zu ruhen, das ganz unser eigen sein will, ist ein Gefühl, das unbeschreiblich ist.

Immer wieder und wieder schauten sich die Liebenden in die Augen, als wollten sie sich fragen, ob es denn Wahrheit sei oder nur ein Traum, der beim Erwachen spottend entschwinden würde — aber nein, es war Wirklichkeit — beglückende, selige Wirklichkeit.

Endlich entwand sich Mathilde Sternburg den Armen Waldau's und drückte die treue Freundin unter Thränen lächelnd an's Herz.

„Wie wunderbar sind Gottes Wege! Wie köstlich hat er Alles hinausgeführt!“

„Ja, ihm sei Lob und Ehre! Erinnern Sie sich, Mathilde, wie ich vor wenig Tagen noch Ihnen Hoffnung zusprach und Sie bat, nicht zu verzagen. Aber wer hätte geglaubt, daß sobald sich Ihr Sehnen erfüllen sollte. Ich habe gesonnen Tag und Nacht, wie ich es anfangen könne, Ihrem Freunde Nachrichten zu geben, da ich doch seinen Namen nicht kannte, und nun führt der gnadenreiche Gott ihn zu Ihnen, ehe wir noch daran zu denken wagten.“

Waldau erzählte, wie er vernommen habe, daß eine Gräfin Sternburg als Stiftsdame eingeführt werden solle und wie bei Hörung des Namens alle Erinnerungen in seinem Herzen wach geworden seien. Daß aber Mathilde jene Gräfin Sternburg sei, habe er sich nicht entfernt träumen lassen, da er nach dem Briefe der Gräfin Welsberg nicht daran gezweifelt habe, daß sie wirklich vermählt sei. Mathilde war tief betrübt, als sie erfuhr, wie ihre Tante verfahren, um Waldau zu entfernen, und alle die Qualen, die sie in Welsberg erduldet seit jener Zeit traten lebendig vor ihre Seele.

Fräulein Hartenstein wollte sich entfernen, da sie meinte, die beiden Liebenden würden sich so viel zu sagen haben, daß eine dritte Person nur lästig würde, aber Waldau und Mathilde litten es nicht.

„Ist es mir doch erst seit kurzer Zeit vergönnt gewesen, ein Mutterherz zu finden,“ sagte Mathilde innig „und das muß vollen Antheil an meiner Freude haben.“

Bald plauderten die Drei von der nächsten Zukunft — und in den rosigsten Farben zeigten sich ihnen die kommenden Tage. Mathilde Hartenstein war glücklich, daß Schönhagen so nahe von Wellingen gelegen und eine Trennung daher von ihrem Lieblinge eigentlich gar nicht eintrat. So hatten sie eine Zeit lang gesessen, als die Frau Aebtissin gemeldet wurde. Sie wollte nach Mathildens Ergehen fragen und war sehr erstaunt, als sie glückstrahlend ihr in der Thür entgegentrat und Waldau als ihren Verlobten vorstellte. Die Theilnahme der Aebtissin war nicht geringer als die des Fräulein Hartenstein und sie konnte eines heiteren Lachens sich nicht erwehren, als ihr einfiel, wie am Tage zuvor die gute alte Seniorin so betrübt gewesen war, daß sie hinter Mathildens Namen das bedeutungsschwere Kreuz habe zeichnen müssen: „Jetzt wird ihr aber Niemand den Glauben an die Vordeutung der unfertigen Einrichtung benehmen. Sie sind ein Beweis für die Wahrheit, wie er bestimmter nicht gewünscht werden kann.“

„Aber jetzt müssen wir zu der guten lieben Seniorin, um auch ihr unser Glück mitzutheilen,“ rief Mathilde Sternburg.

Fräulein von Hartenstein wurde ein wenig unruhig — die Aebtissin bemerkte es — und wandte sich lächelnd an die Gräfin Sternburg.

„Ich schlage vor, liebe Mathilde, daß Sie heute Mittag bei mir allen den Mitschwestern als Braut von Herrn Waldau vorgestellt werden und daß Mathilde Hartenstein vorher nur die Seniorin in's Geheimniß zieht, damit unsere gute alte Freundin nicht vor Erstaunen uns am Ende krank wird. Ich freue mich schon auf die überraschten Gesichter der andern Damen.“

Freudig wurde die Einladung angenommen und Mathilde Hartenstein ging etwas

zagenden Herzens zu ihrer Schwester, um das große Ereigniß des Tages mitzutheilen, Waldau und die Gräfin Sternburg schlossen sich der Aebtissin an, die zu ihrer Wohnung zurückkehrte.

Die Seniorin glaubte zu Anfang, es laufe die Mittheilung ihrer Schwester auf einen Scherz hinaus, um sie zu mystificiren, als sie aber endlich von dem Ernste sich überzeugte, war sie viel milder und viel weniger erzürnt über eine solche Mesalliance, als Mathilde geglaubt.

Sie meinte, es sei doch eine zu wunderbare Führung Gottes, als daß man nicht annehmen müßte, es werde die Verbindung zum wahren Segen ausfallen, „und dann," fügte sie lächelnd hinzu, „bin ich vielleicht, wie es vielen umgekehrt geht, in der Praxis duldsamer, als in der Theorie." Als sie nach einigen Stunden zur Aebtissin ging und die Verlobten glückselig nebeneinander sitzen sah — wurde auch ihr Herz ganz weich; gerührt drückte sie Mathilde an sich und reichte Waldau freundlich die Hand.

Mit dem Glockenschlage der festgesetzten Essensstunde erschienen die übrigen Stiftsdamen — sehr überrascht und dankbar, heute am Tage nach einer Einführung wieder bei der gastfreien, liebenswürdigen Aebtissin eingeladen zu sein — und Alle voll von den Eindrücken des verflossenen Tages. Caroline Waldenfels glänzte noch in dem erhebenden Gefühle, mit der Frau Großherzogin eine lange und „sehr, sehr intime" Conversation gehabt zu haben und konnte nicht genug davon erzählen, wie liebenswürdig, wie herablassend die hohe Frau sei, deren Tact, deren Menschenkenntniß über alles Lob erhaben. Nicht sie allein habe wiederum gestern die Bemerkung gemacht, sondern ihr Vetter Leo und ihre Cousine hätten ihr tausend Züge davon erzählt.

Die Aebtissin stellte Herrn Waldau als nächsten Stiftsnachbar vor und alle Damen waren entzückt, den schon vielbesprochenen Nabob kennen zu lernen. Bei Tisch erhielt Waldau den Platz zwischen der Aebtissin und der Seniorin, deren Herz er bald ganz gewonnen hatte. Mathilde Sternburg hatte ihren bestimmten Platz als jüngste Stiftsdame; sie saß ziemlich entfernt von ihrem Verlobten, der ihr dann und wann verstohlen zulächelte. Die Conversation war ungemein belebt. Die gestrige Feier spielte natürlich eine große Rolle, aber die Begier, etwas von den Reisen Waldau's zu hören, etwas mit ihm sich in den Urwäldern und Prairien Amerika's zu bewegen, war noch mächtiger als die Lust, von den kleinen Erlebnissen zu sprechen, und so mußte denn Waldau bald allein die Kosten der Unterhaltung tragen.

Caroline Waldenfels war ganz entzückt und in der liebenswürdigsten Laune: „Sie müssen oft zu uns kommen, Herr Waldau — recht oft. Schönhagen ist so nahe und da es Ihnen dort ziemlich einsam sein muß, wüßte ich keine bessere Aushülfe, als daß Sie Wellingen wie Ihre zweite Heimath ansehen."

„Sie sind sehr gnädig, Gräfin," erwiderte Waldau lächelnd. „Ich werde gewiß oft von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen."

„Und dann noch eins, Herr Waldau! Sie haben sich nun ruhig niedergelassen nach einem Leben voll Wechsel und Unruhe — nun müssen Sie sich hier im Lande eine liebenswürdige Gefährtin suchen, wäre es auch nur," setzte sie lächelnd hinzu, „damit wir Ihnen den schuldigen Gegenbesuch machen könnten."

„Sie wissen nicht, liebe Caroline," sagte darauf die Aebtissin, „daß Herr Waldau bereits gewählt hat und daß er sehr bald eine junge Frau nach Schönhagen führen wird."

„Allerliebst — allerliebst."

„Und denken Sie, meine Damen, er will durchaus hier aus unserem Kreise sich eine Lebensgenossin wählen."

Das war denn aber doch den Scherz ein wenig weit getrieben. Caroline Waldenfels und Charlotte Diezen wurden purpurroth vor Zorn über die Tactlosigkeit der Aebtissin und bedauerten den armen Waldau, der so zur Zielscheibe des Spottes gemacht wurde. Wer hätte denn wagen dürfen, wenn er nicht wenigstens ein Baron, seine Augen auf eine Stiftsdame in Wellingen zu erheben, und nun gar ein solcher Scherz, wo Waldau ganz fremd und unbekannt — nein, es war empörend. Und das sollte der vielgerühmte Tact der Frau Aebtissin von Weilburg sein?

Die Aebtissin ergötzte sich an den überraschten und verwirrten Mienen ihrer Damen; sie ließ die Gläser voll Champagner schenken, erhob sich und sprach: „Mir wird

die Freude, meine Damen, zuerst eine Verlobung zu proklamiren, an der Sie alle herzlich theilnehmen werden, um so mehr, wenn Sie erfahren, daß eine Jahre lange treue Liebe, durch wunderbare Verhältnisse getrennt, jetzt das Brautpaar wieder zusammengeführt hat — stoßen wir an auf das neue Brautpaar Herr Waldau und Gräfin Mathilde Sternburg!"

Wenn plötzlich die Bilder der alten Aebtissinnen an den Wänden lebendig geworden, aus ihren Rahmen gestiegen wären und einen Ringeltanz um den Tisch getanzt hätten, größer würde der Eindruck nicht gewesen sein, als der, den diese Nachricht hervorbrachte. Es entstand ein förmlicher Tumult. Gräfin Waldenfels und Charlotte Diezen waren wie zu Salzsäulen erstarrt, unfähig, im ersten Erstaunen ein Wort hervorzubringen — die übrigen Damen erhoben sich von ihren Sesseln und drängten sich fragend und glückwünschend an Mathilde Sternburg und Waldau.

Endlich kam auch in die beiden Verstummten Leben — sie sahen sich groß an und flüsterten einander zu: „Unerhört — entsetzlich — die armen Welsbergs;" dann aber gingen auch sie feierlichen Schrittes mit gemessener Würde auf das Brautpaar zu, um ihren Glückwunsch mit denen der übrigen Damen zu vereinen. Das Brautpaar nahm sehr freundlich die Theilnahme an. Charlotte Diezen war innerlich empört, daß Mathilde Sternburg fast vollkommen natürlich und unbefangen sich bewege, als ob sie gar nichts Außerordentliches gethan hätte: „Sie scheint die Folgen ihres Entschlusses nicht zu ermessen," sagte sie leise zu Caroline Waldenfels; „es wird ihr aber doch wunderbar vorkommen, wenn aus der Gräfin Sternburg eine Frau Waldau geworden ist. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Caroline, wie leid, wie unendlich leid mir die gute, liebe Gräfin Welsberg thut."

„Ja, die arme Gräfin," seufzte die Waldenfels; „das wird ein Donnerschlag sein. Nun aber verstehe ich Manches, was mir bislang unklar blieb. Sie hoffte, sagte sie mit Betonung, daß Mathilde immer der Ehre, Stiftsdame in Wellingen zu sein, sich würdig zeige! Nun, Gott sei's geklagt! So etwas ist in Wellingen doch noch nicht vorgekommen."

Charlotte Diezen kam plötzlich ein Gedanke, der sie in noch größere Aufregung versetzte: „Dieser Herr Waldau wird am Ende gar hier im Stifte seine Hochzeit feiern wollen — aber das darf nicht sein."

„Das ist sicherlich gegen die Statuten," fiel Caroline Waldenfels ein, „das muß in den Statuten verboten sein, daß eine bürgerliche Hochzeit hier gefeiert wird."

„Ob in den Statuten oder nicht — dem Geiste, der hier herrscht, oder wenigstens herrschen sollte, ist es zuwider. Ich werde, wenn es dazu kommt, protestiren."

„Ich protestire auch! Der Scandal darf nicht aufgeführt werden."

Die Damen waren so lebhaft geworden, daß sie die Aufmerksamkeit der Aebtissin auf sich zogen. Ein Blick von dort her machte sie wieder stumm.

„Wir sprachen eben davon," nahm Fräulein Diezen das Wort, „wie lange es sei, daß wir eine Braut im Stifte hatten. Schon über fünfzehn Jahre! Wie die Zeit hinfliegt."

Es wurde spät, bis sich die Gesellschaft trennte. Waldau hatte es verstanden, sich die allgemeine Gunst zu erwerben und wenn auch einige der Damen sich nicht in den Gedanken finden konnten, daß die hochgeborene Gräfin Mathilde Sternburg den einfachen Herrn Waldau heirathen wollte, so mußte man doch gestehen, daß er ebenso liebenswürdig als gescheut und von dem allervornehmsten Wesen sei, auch einen Vergleich in jeder Beziehung mit allen Edelleuten in weiter Runde nicht zu scheuen brauchte.

Ein schweres Stück Arbeit war es für Mathilde, ihre Verlobung den Verwandten anzuzeigen, nachdem sie nun mit Bestimmtheit erfahren, welche Mittel von der Gräfin Welsberg angewandt waren, um sie von Waldau zu trennen. Daß zwischen ihr und den Welsbergs eine nie zu füllende Kluft, das wußte sie, und wenn sie sich auch sagte, daß sie nicht die Schuld trage, so schmerzte sie doch der Gedanke tief, allen ihren Verwandten nun fern stehen zu müssen und eine Fremde zu sein, wo sie einst heimisch gewesen. Mancher Brief wurde begonnen und wieder zerrissen, da sie den Ton nicht treffen konnte, der ihr in diesen Verhältnissen der angemessene schien. Endlich aber kam das schwere Werk zu Stande und Mathilde meldete, ohne der Vergangenheit zu gedenken, daß sie sich mit Herrn

Heinrich Waldau aus Schönhagen verlobt habe, den sie durch eine wunderbare Fügung Gottes wiedergetroffen. Es erfolgte keine Antwort aus Schloß Welsberg an Mathilde, wohl aber ein langer Brief an Caroline Waldenfels, die es sich nicht hatte versagen können, der erlauchten Gräfin Welsberg ihr Mitgefühl und ihre innerliche Empörung über Mathildens Schritt auszudrücken. Die Gräfin schrieb, daß selbstverständlich fortan die Bande zwischen ihrem Hause und ihrer Nichte gelöst sein müßten. Sie habe nach Kräften gesucht, diese unglückliche Neigung zu zerstören, was ihr leider bei dem störrischen Charakter Mathildens nicht gelungen sei. Einen Trost nur habe sie, daß Niemand ihr einen Vorwurf machen könne wegen ihrer Handlungsweise gegen die Nichte, deren Bestes sie stets im Auge gehabt, und daß sie bei allem ihren Thun nie vergessen habe, was sie ihrem Namen, ihrem Stande schuldig gewesen. Die Gräfin Waldenfels und Charlotte Diezen waren gerührt und entzückt über diese wahrhaft aristokratischen Gesinnungen; sie hüteten sich indeß wohl, von dem Briefe der Gräfin zu sprechen, damit nicht die Aebtissin erführe, daß Caroline nach Welsberg geschrieben habe.

Das Glück der Liebenden vermochte indeß der auf Schloß Welsberg und unter der erlauchten Verwandtschaft herrschende Groll nicht zu stören. Sie sahen sich täglich, entweder bei der Aebtissin oder im Hartenstein'schen Hause, und Frau von Weilburg und die Damen Hartenstein stritten sich scherzend oft um die Ehre, wer eigentlich als Brautmutter und wer als Brauttante zu fungiren hätte — jede führte durchschlagende Gründe an, aus welchen sie ihr Recht auf die erste Würde herleiteten.

In Schönhagen aber entfaltete Waldau eine wunderbare Thätigkeit. Hunderte von Arbeitsleuten waren im Schlosse, im Parke und in den Wirthschaftsräumen beschäftigt, Alles auf das Geschmackvollste und Freundlichste herzurichten. Mathilde Sternburg kam oft mit ihren mütterlichen Freundinnen, die gemachten Fortschritte zu bewundern, ihren Rath zu ertheilen und ihre Wünsche auszusprechen, und Waldau war immer bereit, von den Damen, die ein feines Verständniß für die innere Einrichtung zeigten, sich belehren zu lassen. Die Hochzeit sollte noch im Spätsommer sein und die Arbeiten rückten so schnell vor, daß mit Bestimmtheit ihrer Beendigung zu dem festgesetzten Zeitpunkte entgegengesehen werden konnte.

Im Stifte war große Aufregung über die bevorstehende Hochzeit und Fräulein von Diezen hatte wirklich in Gemeinschaft mit der Gräfin Waldenfels der Aebtissin eröffnet, sie wollte dagegen protestiren, daß die Feierlichkeit im Stifte stattfände, da es jedenfalls gegen den Geist der Statuten sei, wenn ein Bürgerlicher in der Stiftskirche getraut würde. Zu ihrem größten Erstaunen war ihnen aber darauf mitgetheilt, daß der Großherzog ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen habe, der im Stifte zu feiernden Hochzeit beizuwohnen. Es stände übrigens den Damen frei, sich selbst von der Feier fern zu halten, wenn dieselbe ihr Gefühl zu tief verletzte. Dazu konnte sich Caroline Waldenfels nicht entschließen — es wäre ihr ein entsetzlicher Gedanke gewesen, abwesend zu sein, wenn die höchsten Herrschaften mit ihrer Gegenwart das Stift beglückten. Charlotte Diezen aber bat allerdings um Urlaub und reiste einige Tage vor dem Hochzeitstage zu ihren Verwandten.

Der Großherzog hatte Waldau nochmals den Adel angeboten und gehofft, daß er diesmal, im Hinblick auf seine Verbindung mit einer Gräfin Sternburg gewillt sei, die ihm zugedachte Ehre anzunehmen. Er erstaunte, als Waldau in derselben offenen, freimüthigen Weise es ablehnte und dabei erklärte, daß er in voller, herzlicher Uebereinstimmung mit seiner Braut handle, die wie er der Ueberzeugung sei, daß man heutzutage nur einem noch verbreiteten Standesvorurtheile Vorschub leiste, wenn man sich in den Adelsstand erheben lasse, daß man selbst sich eigentlich zwischen die Stände stelle, da man von dem alten Adel nicht für vollberechtigt und von dem Bürgerstande mit scheelen Augen angesehen werde. Er selbst sei zufrieden mit der Stellung, die ihm sein Vermögen und vor allem die Achtung seiner Mitbürger verschaffe, er könne nicht wünschen, sich durch den ihm verliehenen Adel Thüren zu eröffnen, die sich ihm jetzt verschlössen.

Der Großherzog schüttelte den Kopf über den wunderlichen Schwärmer und meinte, es seien das amerikanische Ideen, die er mitgebracht und die er ihm am Ende verzeihen müsse. Daß aber auch Gräfin Ma-

thilde so dachte, das wollte dem hohen Herrn nicht in den Sinn und er ließ es sich nicht ausreden, ungeachtet Mathildens wiederholter Versicherung, daß sie innerlich doch anderen Sinnes sei.

Aber trotz dieser Ablehnung seiner Gnadenbezeugung war der Großherzog mit seiner Gemahlin bei der Hochzeitsfeier im Stifte anwesend und entzückte wiederum alle Damen durch seine Huld und Herablassung, sodaß Caroline Waldenfels ganz ihre Abneigung gegen die Mesalliance vergaß und in einem Meere von Wonne und Entzücken schwamm, ja das Brautpaar wiederholt ihrer innigsten Theilnahme versicherte und versprach, recht, recht oft nach Schönhagen zu kommen.

Die Aebtissin und Hartensteins theilten das Glück des jungen Paares und namentlich konnte Mathilde Hartenstein sich nicht satt sehen an den strahlenden Zügen ihres Lieblings, der schönsten Braut, wie die Seniorin behauptete, die sie je gesehen, und das wollte etwas bei einer achtzigjährigen Erfahrung sagen.

Von heißen Segenswünschen begleitet, zog Waldau mit seiner jungen Frau nach Schönhagen, wo Jubel und Freude sie bewillkommnete, denn Alt und Jung hatte den freundlichen, milden und freigebigen Herrn liebgewonnen und Mathilde hatte auch längst Aller Herzen erobert. Bald war Schönhagen das Muster eines Landgutes in allen Beziehungen — freudig schafften und strebten die Gatten in treuer Liebe und Einträchtigkeit, harmonisch das Leben gestaltend, mit feinem Takte und richtigem Gefühle die Bahnen ziehend, mit tiefem Verständniß die Aufgabe erfassend, die die Begüterten und Gebildeten zu erfüllen haben, fördernd, helfend einzugreifen, wo es Noth thut, wahre Bildung und Gesittung zu verbreiten — selbst ein Beispiel zu geben, das Lust erweckt zur Nachahmung und ein Vertrauen und eine Liebe erzeugt, die fester gegründet sind, als das, was man gewöhnlich Volksgunst nennt, die, durch schöne Redensarten erbuhlt, vor jedem Windhauche zusammenfällt, der von einer andern Seite kommt!

Mit Wellingen sind sie in den freundlichsten Beziehungen geblieben — die Aebtissin und die Damen Hartenstein sind oft gesehene liebe Gäste und selbst Fräulein von Diezen hat sich herabgelassen, der nach ihrer Ansicht so bedauernswerthen Frau, die zwar ihr Unglück selbst verschuldet, einen Besuch zu machen und in einer schwachen Stunde hat sie der Aebtissin vertraut, daß sie allerdings an dem Glücke des Waldau'schen Ehepaares nun nicht länger zweifeln könne, nachdem sie es in ihrer wahrhaft vornehmen Häuslichkeit gesehen.

Alfred Tennyson.

Von

B. Waldmüller-Duboc.

Die englische Poesie hat eine so reiche Vergangenheit und ist zu allen Zeiten von so staunenswerther Ergiebigkeit gewesen, daß nur eine Anwandlung von Hypochondrie die bekannte Aeußerung Milton's erklären kann: „Er fürchte, Englands Klima sei für einen hohen Aufschwung der Phantasie nicht warm genug."

Was wäre da gar von Weimars rauhem Klima Ersprießliches zu erwarten gewesen?

Im Gegentheil darf man wohl behaupten: wenn mildes Klima und schöne landschaftliche Umgebung auf die Productivität des Dichters fördernd einwirken, was, in so allgemeiner Fassung wenigstens, erst noch nachzuweisen wäre, so vereinigt England alle Bedingungen dieser Art in sich. Seine Vegetation hat stellenweise eine fast tropische Ueppigkeit. Mehr als eine seiner Grafschaften erfreut sich der erwärmenden Rückwirkungen des Golfstromes. Ein wohlgeheiztes Glashaus gleichsam, bieten diese begünstigten Thäler den Pflanzen weit südlicherer Abstammung eine gesicherte Stätte, und Lorbeer, Myrthe, Camelien, Fuchsien und Geranien überwintern im Freien und im offenen Gartenlande. Selbst die Aloe in ihrer Sprödheit bequemt sich, gegen allzu scharfe Fröste durch die ausgleichende Nähe des Meeres gesichert, dem sonnenarmen, aber laulich milden Himmel des südwestlichen Englands. Und dann jene ewig üppiggrünen Wiesengründe, jener Baumwuchs ohne Gleichen, jenes malerische Wuchern des Epheus, des Immergrüns, des wilden Weins, der Clematis; Kirchen, Landhäuser, Gartenmauern, Alles von den grünen Ranken wie umgarnt und umsponnen; kann ein englischer Dichter leugnen, daß

seine landschaftliche Umgebung ihm gar manches fertige Gedicht entgegenbringt? Rechnen wir hinzu, daß die See mit ihrer ureigenen Poesie ihm täglich vor Augen ist, daß ein ungeheurer Welthandel ihn unablässig mit den Wundern entlegener Himmelsstriche in Berührung bringt, daß eine Fülle von weltgeschichtlichen Beziehungen aus der politischen Atmosphäre in die seine hinüberfluthend, ihn endlos anregend umgibt, und mehr als Alles dies: daß er seit Jahrhunderten frei und unverkümmert aussprechen darf, was ihm die Seele erfüllt — und man wird zugeben, daß die Dichter Englands nicht zu denen gehören, welche Jupiter bei der Theilung der Erde vergaß.

Und nicht Jupiter allein, auch Plutus erwies sich ihnen zumeist wohlgewogen. Ich rede hier nicht von fürstlichen Pensionen, so sehr dergleichen auch von Alters her englischer Sitte entsprechend war, wohl nicht immer zum Vortheil der Poesie; ich rede von der Gewecktheit und von der poetischen Empfänglichkeit des englischen Volkes, das, hinsichtlich seiner Ausbreitung über die Erdkugel allen anderen Nationen weit voran, fast unter jedem Breitengrade sich durch Lectüre der heimischen Dichter mit dem Mutterlande in engem Zusammenhang zu erhalten liebt; ich rede von der besonderen Schicksalsgunst, daß der englische Dichter für eine durch glückliche Weltlage und kluge selbstgegebene Gesetze zu ungeheurer Wohlhabenheit herangewachsene Nation schreibt, in deren Wohnungen bereits vor zweihundert Jahren eine Hausbibliothek — a closet of knowledge — als ein nothwendiger Theil häuslichen Comforts betrachtet wurde.

So konnte denn z. B. Savage in dem Vollgefühl seines Schriftstellertrotzes aus dem Schuldgefängniß, in welches ihn acht Pfund Sterling Kaffeehausrückstände gebracht hatten, an seinen Verleger folgenden impertinenten Brief schreiben:

„Ihre Zuschrift empfing ich und bin nicht wenig erstaunt. Um eine Frage mit der andern zu beantworten — Sie wollen wissen, warum meine Schrift „Schilderung von Bristol und London" heißen soll? Warum, frage ich, brauchte Mr. Woolaston jenen nämlichen Ausdruck? Vermuthlich, weil es ihm so gefiel. Nun, das ist eben auch mein Fall. Sie sagen ferner: Sie wüßten nicht, warum ich Ihnen Verschwiegenheit empfehle und doch meinen Namen auf die Schrift gesetzt wünsche. Meine Antwort ist: dafür habe ich Gründe, die ich Niemandem zu nennen brauche ... Sie sagen endlich: Angenommen, man ließe den Namen weg. Meine Antwort ist: Von „Angenommen" haben Sie gar nicht zu reden, da ich das Gegentheil will. Und schließlich, Herr, brauchen Sie ebensowenig „anzunehmen," daß ich etwa wegen Verlegern in Verlegenheit bin."

Gewiß sehr unhöflich, aber ebenso gewiß für die Stellung des englischen Schriftstellers sehr bezeichnend. Und dieser Brief datirt von 1743; so stand es in England also schon vor 120 und etlichen Jahren.

Ich habe diesen Umweg nicht für überflüssig gehalten. Sowie deutsche Uebersetzer oft genug und allemal zum Nachtheil des Dichters durchaus unübersetzbare Gedichte verdeutschen — z. B. unlängst erst Tennyson's „Ringlet," das die „Augsburger Allgemeine Zeitung" sofort für „fade" erklärt — so sind uns im Allgemeinen auch eine Menge localer und nationaler Beziehungen nicht jederzeit hinreichend klar, um daß wir unserm Urtheil über fremde Dichter immer den richtigen Maßstab anlegen könnten.

In der Auffassung Tennyson's hat vor Allem das Wort „Hofpoet" diesseits des Canals einen nicht ganz zutreffenden Klang. Die Einen sind geneigt, ihn deshalb zu überschätzen, die Andern rangiren ihn kurzweg unter die „Fürstendiener."

Beide sind im Irrthum. Wenn die Beherrscher Großbritanniens, wie es Herkommen ist, einem englischen Dichter den Lorbeer verleihen, so hat die Nation den dazu geeignetsten Namen lange vorher laut ausgesprochen und das Staatsoberhaupt vollzieht nur eine von der öffentlichen Meinung dictirte Handlung. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Laureat der absolut beste nationale Dichter der Periode sei. Wer könnte bei der Mannigfaltigkeit der Kunstgattungen zwischen lebenden Dichtern mit solcher Bestimmtheit entscheiden? Wohl aber ist damit gesagt, daß in seiner Richtung, seiner Begabung dasjenige in höchster Potenz liege, was unter seinen Mitbewerbern ihm die größte Anwartschaft auf jene besondere Auszeichnung gab.

Daß beispielsweise Byron, obschon ein so bedeutendes Meteor, nie für die Würde des Laureatenthums taugte, liegt auf der

Hand, charakterisirt aber auch die Würde selbst. Sie verträgt sehr wohl den Cultus der Freiheit, aber nicht der Sittenungebundenheit und der völligen Auflehung gegen das der Mehrheit des Volkes Ehrwürdige.

Dies die eine Seite. Daneben verdient die Voraussetzung, als sei der Lorbeergekröute als solcher schon in die Reihe der Nabobs erhoben, eine kleine Berichtigung. Wenn der damit verbundene Jahrgehalt nach deutschem Geldwerthe auch als sehr anständig bezeichnet werden kann, so verschwindet seine Bedeutung doch im Vergleich zu der so hinreichend bekannten und oben schon berührten Einträglichkeit englischer Schriftstellerei. Nie kann die Freigebigkeit des englischen Staatsoberhauptes die Honorare eines beliebten und productiven englischen Schriftstellers wett machen. Wer das Glück hat, vom ganzen englischen Volke gelesen zu werden, kann dergleichen Zubußen entrathen. Was insonderheit Tennyson betrifft, so hat ja erst unlängst, wenn die Zeitungen recht berichten, eine Wochen- oder Monatsschrift („Good Words") ihm für zwölf „kleine" Gedichte ein Honorar von zweitausend Pfund Sterling, also nahe an fünfzehntausend Thaler gezahlt. Jedenfalls ist er längst nicht mehr von seinem Laureateneinkommen abhängig.

Aus allem Vorstehenden folgt, daß auch die Rückwirkung einer solchen Auszeichnung auf die schriftstellerische Unabhängigkeit des Betreffenden keine so gar große zu sein pflegt, wobei allerdings die guten oder bösen Eigenschaften des Hofes, wie solche nun eben in den verschiedenen Zeitepochen mitbestimmend einwirken, in Betracht gezogen werden müssen. Denn die Protection der Großen war, wie man weiß, zu Zeiten ein offenkundiger Cultus der englischen Schriftstellerwelt, und man braucht nur die Widmungen in Addison's „Spectator" aufzuschlagen, um zu erstaunen, bis zu welcher Tiefe ein Schöngeist jener Tage den Apollokopf vor irgend einem hohen Gönner zu neigen vermochte. Dergleichen war ein Gegenstand besondern Kunststils geworden und Dryden's Ruhm hat es kaum verkleinert, daß er Cromwell besang und die nämliche Leyer sofort nach der Restauration in Hymnen auf Carl II. erschallen ließ. Sinecuren für Schriftsteller waren durchaus herkömmlich. Pope war Inspector von Marble Hill und fand gewiß um so weniger Sonderbares dabei, als gleichzeitig der Probst von St. Patrick erster Kellermeister und Aufseher des — Eishauses war. Rochester fungirte als Gentleman of the Bed-Chamber, Butler war Secretär des Earl of Carbury, Blackmore wurde als Belohnung für seine Dichtungen mit der Würde eines königlichen Leibarztes belehnt; den Poeten Denham glaubte die königliche Familie um seiner Poesien willen ausersehen zu müssen, um den Prinzen James nach Frankreich zu bringen; Cowley's zierliche Verse empfahlen ihn der Zuneigung seines Herrscherpaares in solchem Grade, daß er zum Dechiffriren der Correspondenz zwischen König und Königin benutzt wurde. Bekanntlich ehrte schon Prinz Albert den jetzigen Laureat der Engländer durch seine Zuneigung und auch die verwittwete Königin bewies ihm mannigfaches Wohlwollen.

Sei hier denn noch kurz erwähnt, daß Alfred Tennyson, als der Sohn eines Geistlichen, im Jahre 1810 in Lincolnshire geboren wurde. Nach Beendigung seiner Studien (in Cambridge) trat er im Jahre 1830 mit einer Sammlung Dichtungen auf, welcher 1832 eine zweite folgte. Beide fanden vielfache Anfechtung, was ihn bewog, den Rest der Auflage zu verbrennen und bis zum Jahre 1842 zu schweigen. Inzwischen hatten sich aber doch einige seiner früheren Gedichte schon Bahn gebrochen und die neue Sammlung von 1842 wurde so allgemein bewundert, daß die Auflagen einander in rascher Reihenfolge drängten; die im Jahre 1851 erschienene Auflage war schon die siebente; sie trägt das Dankgedicht an der Spitze, in welchem sich Tennyson seiner Erkenntlichkeitsgefühle gegen die Königin für die ihm übertragene Würde entledigt; es datirt vom März 1851 und ist kurzweg „An die Königin" überschrieben.

Was ich über die Persönlichkeit des Dichters ermitteln konnte, ist nur Unzusammenhängendes. Er ist verheirathet und hat erwachsene Kinder. Einen Theil des Jahres pflegt er in dem ihm gehörenden Landhause Farringford-House auf der Westküste der Insel Wight zu verleben. Die Lage desselben wird mir als sehr einsam geschildert — er selbst beschreibt dieselbe in dem Gedicht an den Pfarrer Maurice — und vermuthlich glaubte Tennyson in diesem abgelegenen Inselwinkel seine Muße am sicher-

sten zu wahren, ohne den Forderungen der zumeist in Osborne verweilenden königlichen Familie völlig unerreichbar zu sein. Hierin hat er sich aber verrechnet. „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen," — man ist nicht ungestraft berühmt. Neugierige und Bewunderer haben ihre Pilgerfahrten nach Tennyson's Eremitage seit einiger Zeit zu einer so gebieterischen Modesache erhoben, daß er, so heißt es, sich schier nicht mehr vor ungebetenen Gästen zu retten weiß. Wie weiland dem Bischof Hatto die Mäuse, so sind dem Laureat seine Verehrer über das Wasser nachgeschwommen, und seit einiger Zeit zieht sich Tennyson bei Beginn der schönen Jahreszeit in einen noch abgelegenern Theil Englands zurück, nämlich nach der Grafschaft Surrey. Auch mit Briefen belästigt man ihn in solchem Grade, daß er neulich in der „Times" einen Hilferuf gegen diese papiernen Garotteurs ergehen ließ.

Ich komme nun zu seinen Dichtungen. Sie sind in England nicht in der Reihenfolge der Tauchnitz-Ausgabe erschienen. In dieser bilden die sogenannten „Königsidyllen" und „Maud," das Tagebuch eines Unglücklichen, Nr. 1. Dann folgt die Sammlung Trauerklagen „In memoriam" und das erzählende Gedicht „the Princess" als Nr. 2. Und erst Nr. 3 und 4 machen uns mit Tennyson's eigentlicher Lyrik bekannt, deren anfängliche Mißerfolge ich schon erwähnte und auf welche ich, als die Erstlinge seiner Muse, vor Besprechung seiner größeren Arbeiten, einzugehen habe.

Ich sagte schon, daß nur wenige dieser Gedichte zur Verdeutschung geeignet seien. Das ist freilich fast in keiner Sprache anders, denn die Lyrik entlehnt ja ihren wesentlichsten Zauber denjenigen Tönen, auf welche grade das Gemüth der einen Nation, deren Sprache sie redet, gestimmt ist, und unzählige feine Bezüge in Melodie und Rhythmus schmeicheln sich in dem Lande des Dichters dem Ohre ein, während sie vielleicht im Auslande befremden und stören. Dies Sachverhältniß ist aber bei der Uebertragung englischer Gedichte demjenigen, der sie im Original kennt, ein besonders fühlbares. Schon die grenzenlose Weichheit der englischen Sprache, so ganz der duftverschwimmenden englischen Scenerie entsprechend, bietet dem englischen Lyriker Tonweisen, zu welchen wir unsere markiger accentuirende Sprache nie herunterstimmen können. Es ist mir bei manchem englischen Gedichte und zumal bei manchem Liedchen Tennyson's, als hörte ich die feinvibrirenden Saiten einer Zither klingen. Andere, z. B. das Selbstgespräch des Bachs, erinnern an den unnachahmlichen Klang der Glasharmonika. Das ist etwas durchaus im Wesen der englischen Sprache, ja zum großen Theil in ihren Mängeln Begründetes. Gewiß, sie reicht bei weitem nicht aus, um Alles das auszudrücken, was unsere deutsche Sprache auszudrücken vermag. Wo wir donnern, kommt sie oft kaum über das Lispeln hinaus. Aber wie versteht sie sich auch auf dies Lispeln!

Ganz unübersetzbar ist z. B. Tennyson's oft citirtes Gedicht „Lilian," von welchem ich den ersten Vers hierhersetzen will, die Beschreibung der „luftigen, feenartigen, kleinen Lilly, der flatterhaften, nixenhaften, kleinen Lilly, die, wenn ich frage, ob sie mir gut ist, in ihre winzigen Händchen klatscht und sich schier todtlachen möchte; denn sie will mir's durchaus nicht sagen, ob sie mir gut ist, die grausame, kleine Lilly."

Airy, fairy Lilian,
Flitting, fairy Lilian,
When I ask her, if she love me
Claps her tiny hands above me,
Laughing all she can:
She'll not tell me if she love me,
Cruel little Lilian.

Es ist, als hörte man Jenny Lind eins ihrer Kinderlieder singen, mit denen sie uns zwischen Lachen und Weinen zu halten wußte. Claus Groth hat mit gutem Gelingen in einigen seiner plattdeutschen Lieder etwas Verwandtes angestrebt.

In diesen kleinen Meisterstücken zierlicher Naivetät muß man den Dichter ganz zu würdigen im Stande sein, um den Schlüssel für seine zum Theil so erstaunlichen Wirkungen zu finden. Denn seine Begabung nach dieser Seite ist eine so große, daß er nie und nirgend in's Süßliche und Leere verfällt, wie dies grade bei dieser spielenden Gattung so sehr leicht geschieht. Rückert's Schalkhaftigkeit und Hebel's Naivetät vereinigen sich in ihm mit der glücklichen Fähigkeit, in diesem reinigenden Spiegel selbst das moderne Leben uns anmuthig vor die Seele zu gaukeln. Eine ganze Serie berückender kleiner Porträts vertritt in seinen ersten beiden Sammlungen dies so selten

mit Glück gepflegte Genre. Welche Treue in dem neckischen Bilde Madeline's! „Immer wechselst Du," heißt es da, „bist jeden Augenblick eine andere; Licht und Schatten lösen einander ab; jetzt reizendes Aufbegehren, jetzt spielendes Böseseín; wahrlich, das Hinschmachten in goldigen Träumen ist Dir so fremd, Madeline, wie die schläfrige Mittagsstille eines Sommertages. Gewiß, in der Kriegskunst der Liebe suchst Du, Lächelnde, Dräuende, Deinen Meister! Tiefe Offenbarungen hütet Dein Mund. Aber ob Dein Lächeln oder Dein Stirnrunzeln süßre Gewalt hat — wer vermöchte es zu sagen? Denn da verstehst Du Dich zuerst auf ein leises Brauenzucken, das die himmlischen Augen nur eben, eben überschattet; dann wieder hast Du ein Zürnen, das wie goldene eingefranzte Wölkchen dahinzieht..."

Und so geht es in dem zierlichen Gedichte fort, bis alle Aprillaunen Madeline's ihr vorgehalten sind und der Liebhaber nun rathlos fragt: was thun? „Denn plötzlich scheint mir's, als ob der Wind der Leidenschaft aufspringe und siehe, da knistert's und flackert's um Dich wie ein feines Feuer. Mein' ich dann, Dir die Hand küssen zu dürfen, ja, da auf einmal verfinstert sich Dein Blick und Deine schwarzen Brauen drohen und wettern. Gut, nun wende ich mich zum Gehen. Aber gleich hast Du ein Lächeln zur Hand, in das Du mich wie in ein goldenes Netz einfängst. Und nun, wenn ich, halb toll vor Glück und Seligkeit, wenigstens die Spitzen Deiner Finger zu küssen wage, nun erröthest Du schon wieder in hellem Zorn und die schwarzen Brauen wölben sich strafender als je."

Der nämlichen Tonart, wenn auch zum Zwecke ganz anderer Charakteristik, gehören „Adeline" an, nicht minder „Margaret," „Eleanore" und einigermaßen auch „Isabel," in welchem letzteren Gedichte aber das Pathos der Bewunderung sich schon in die Regionen der Sittengesetze versteigt und dadurch an poetischer Schlichtheit verliert.

Eine andere Gattung seiner Gedichte hat bestimmte Charaktere in scharf bestimmten Lebenslagen zum Vorwurf. Dahin zählt vor Allem das so düster gefärbte Gedicht „Mariana," das die grenzenlose Lebensmüdigkeit einer Verlassenen schildert, wo jeder Vers mit den Worten schließt:

Sie sprach: „Ich bin so müde, müde;
Ich möcht', ich wäre todt!"

Die Einsamkeit, die Gebrochenheit, die innere und äußere Oede sind wohl kaum je in gleich überwältigender Weise zum Ausdruck gebracht worden. Alles tritt uns wie unter der Loupe deutlich und fast greifbar entgegen. Es ist in seiner Art ein vollendetes Gedicht, wennschon über die Berechtigung des Themas und seiner beklemmenden Vorführung sich streiten läßt.*

Nicht minder gehört in diese Kategorie „Locksley's Hall," dasjenige Gedicht, welches in England für Tennyson's eigentliches „Meisterstück" galt, bis „Enoch Arden" und dessen großer Erfolg es in die zweite Linie zurückdrängten. Locksley's Hall heißt das Stammschloß, in welchem der ungenannte Held des Gedichts seine Jugend verlebte, das er jetzt — eine Art von Freibeuter — nach vielen Jahren wiedersieht und bei dessen Anblick seine ganze Vergangenheit mit allen Enttäuschungen noch einmal lebendig vor seine Seele tritt. Es ist ein bitterer, zorniger Aufschrei gegen die Schlechtigkeit der modernen Gesellschaft, gegen die Seelenkleinheit des modernen Weibes gegen Alles, was die „satte Moral" auf den Thron erhoben hat.

Für deutsche Leser und Leserinnen, die ja der Lyrik ungern länger als auf kurze Augenblicke ihr Ohr leihen, ist „Locksley's Hall" bei weitem zu lang, eine Eigenschaft der

* Als eine fleißige und von vollkommener Kenntniß des Englischen zeugende Arbeit mag hier die Herzberg'sche Uebersetzung der in den Jahren 1830, 1832 und 1842 erschienenen Gedichte Tennyson's empfohlen werden (unlängst bei Louis Ehlermann als zweite Ausgabe herausgekommen). Freilich fühlt man den meisten dieser Gedichte an, daß sie Uebersetzungen sind, auch selbst solchen, welche weder durch Reime noch durch Zeilenzahl den Uebersetzer beengten. Ich möchte überhaupt dem Festhalten der Reim- und der Versabtheilungen bei Uebersetzungen keinen Werth beilegen. Weit wichtiger ist der unverkümmerte Sinn und Charakter eines Gedichts; und daß die langsilbigen deutschen Worte diesen beiden wesentlichsten Theilen jedweder Dichtung beim Uebertragen aus dem Englischen nicht zugleich mit jenen anderen Ansprüchen gerecht werden können, bedarf bei der schon erwähnten Knappheit der englischen Ausdrucksweise kaum erst eines Nachweises. Das Gedicht „Mariana" büßt denn auch aus Reimrücksichten bei Herzberg sein Allerwesentlichstes ein — die grenzenlose Müdigkeit und Schläfrigkeit, welche das Original bleiern am Boden festhält; hier heißt es in jedem Verse: „Ich bin so müd', so müde" — bei Herzberg aber, da er lauter volle Reime bringen will: „Mir ist so schaurig, schaurig."

meisten Tennyson'schen Gedichte, z. B. der zwei tiefsinnigen Dichtungen „The Palace of Art“ (der Kunstpalast) und „The two voices“ (die zwei Stimmen). Dies kann natürlich auf seine ebenfalls umfangreichen erzählenden Gedichte keine Anwendung finden, da diese schon mehr demjenigen Bedürfniß entgegenkommen, welches bei uns die Novelle oder der Roman befriedigt, für welche uns ja bis jetzt weder Lesemuße noch Geduld fehlt.

Um der beiden eben erwähnten Gedichte hier noch kurzweg zu gedenken, sei hervorgehoben, daß der „Kunstpalast“ die prächtige, feenhafte Wohnung einer Seele schildert, welche, von Leid und Lust der Welt sich abschließend, einzig der Kunst und der Wissenschaft lebt, bis die Reue über sie kommt, die Reue: selbstsüchtig und vermessen das Leben nicht als eine Arbeit für die Andern und mit den Andern begriffen zu haben, sondern als eine Lustbarkeit des sich selber genügenden Geistes.

Es ist nicht wohl begreiflich, wie in deutschen Beurtheilungen Tennyson's hin und wieder der Vorwurf durchklingt: er gehe tieferm Gedankenleben vorsichtig aus dem Wege. Nichts entbehrt vollständiger der Begründung. Fast alle seine größeren Gedichte streben weit über die Gefühlswelt hinaus und viele wagen sich an Erörterungen, wie sie auf diesem Gebiete bei uns kaum noch versucht worden sind; so das schon citirte „Locksley's Hall“; so „Die zwei Stimmen,“ worin die Chancen des Selbstmörders durch alle Irrwege der Casuistik verfolgt werden; so „Liebe und Pflicht,“ worin die Leidenschaft eines Liebenden zu einem Weibe, das für ihn und für welches er entbrannt ist, von der Stimme des Gewissens überstimmt wird.

Und in allen diesen gedankenvollen Gedichten weht es nicht kühl und frostig wie die Besonnenheit des Alters — stammen sie doch sämmtlich aus den Jünglings- oder den frühen Mannesjahren des Dichters — nein, der Hauch der Leidenschaft durchglüht sie mit aller Macht und oft genug droht er zum sengenden Samum anzuwachsen.

Ueberhaupt irren diejenigen, welche die in Deutschland so verrufene englische Prüderie als die sittliche Schranke Tennyson's ansehen und ihre behutsame Respectirung als das Geheimniß seiner großen Beliebtheit. Ganz das Gegentheil ist der Fall und seine Popularität wurzelt zum großen Theil in seiner beredten Auflehnung gegen Standesvorurtheile, gegen falsche Sittengesetze, gegen den tugendhaften Schein. Statt einer Fülle von Citaten, die fast aus jedem seiner größeren Gedichte mit Leichtigkeit zusammengetragen werden könnten, hier nur der berühmte vierdoppelte Fluch aus „Locksley's Hall,“ durch die schnöde Schwäche eines Mädchens hervorgerufen, die sich von ihrem Vater bestimmen ließ, dem armen Geliebten um eines reichen Freiers willen ihr Wort zu brechen:

Fluch dem Aufwand, dem zu Liebe Jugendkraft verkümmernd siecht!
Fluch dem Lügenschein des Anstands, dem die Wahrheit unterliegt!
Fluch dem Formenwust, der sündhaft uns mit der Natur entzweit!
Fluch dem Gold, das jedem Narren Schönheit, Witz und Größe leiht!

Und nicht minder steht er, obschon durch und durch religiös, der englischen Kirche gegenüber auf einem Standpunkt, der von demjenigen der Aristokratie denn doch scharf abweicht. Beweis dafür sind mehrere seiner eben diesem Thema gewidmeten Gedichte. Auch hier beschränke ich mich auf ein einziges:

An J. M. K.

Mein Herz und Hoffen sind mit Dir — Du wirst
Ein Luther sein, ein Priesterkämpe, der
Vom Tisch des Herrn die kirchlichen Harpyen
Verscheucht — o, unsre staub'gen Kanzeldecken
Benöth'gen Deiner sehr; bist Du doch nicht
Ein Sabbath-Leierer, wie jene, die
Aus wurmzerfressenen Predigtbüchern stehlen;
Sporn! Dich das Herz doch, feurig und energisch,
Für Deine Ueberzeugung einzutreten,
Mit Stahl in Wort und That, verhaßt wie Dir
Das Summen ist der müden Kanzeldrohne,
Das schier den halben lieben Gottessabbath
Uns raubt, derweil der stumpfe Küster drunten
Endlos mit seiner Stirn das Betpult hämmert.
So nimmer Du! Von einem Thron, der hoch
Im Himmel fußt, wirst Blitze in das Dunkel
Du schleudern. Ich steh' hier und merk' auf Dich.

Zuletzt sei auch sein politischer Standpunkt noch flüchtig berührt. Daß derselbe weder ganz links, noch ganz rechts zu suchen ist, geht schon aus der dem Dichter gewordenen königlichen Auszeichnung hervor; daß es ihm nicht überhaupt an einem politischen Standpunkt fehle, dafür sorgt die politische Mündigkeit seiner Nation. Uebrigens hat Tennyson sich nie in den Kampf der Parteien gemischt, zum Glück nicht nur für ihn und seine Erfolge, sondern auch

für die Freunde seiner Muse, da er solcherart, über dem Hader der Parteien stehend, nach keiner Seite hin den reinen Genuß seiner poetischen Spenden verkümmert hat. Wir werden nicht irren, wenn wir ihn in seinen politischen Anschauungen mit denen des Prinzen Albert in Einklang annehmen, dessen Richtung ja auf eine schrittweise, aber stetige Erweiterung der Volksfreiheit hinausging und auf die Förderung aller Mittel, welche die politische Reife auch der ärmeren Volksclassen entwickeln. Tennyson's Einleitung zu den „Königsidyllen“ — der berühmte Nachruf an den Verstorbenen — läßt auf diese Uebereinstimmung mit Prinz Albert schließen; nicht minder aber hat er in den wenigen seiner politischen Gedichte sich verständlich zu solchen Grundsätzen bekannt. Der Anfang des einen mag hier seine Stelle finden:

Ihr fraget, was mich bannt und hält,
Mich, Freudenlosen, hier, allwo
So selten wir der Sonne froh,
Fern von des Südens goldner Welt?
Mich hält dies Land, weil es das Land
Maßvoll vernünft'ger Freiheit ist;
Wo kund zu thun im Recht Du bist,
Was Du als richtig hast erkannt.

Und dann führt er aus, wie der Strom der Freiheit langsam und in ruhiger Entwicklung sein breites Bett mehr und mehr noch zu verbreitern habe und daß ihm England lieb sei, weil dort der Gedanke Zeit und Muße habe, diese Arbeit zu verrichten, ohne daß die rohe Gewalt sich hinein zu mengen wage. Sollte sich das einmal ändern, sollte die freie Meinungsäußerung in den Bann gelegt und das Recht des Individuums gebeugt werden — da — und wäre unter solcher Tyrannei der Ruhm Britanniens auch bis in die Wolken gewachsen und starrten auch alle Adern des Staatskörpers von goldenem Ueberfluß — „da treibe, du wilder Wind, mein Schiff aus dem heimischen Hafen hinaus, auf daß ich mich eines wärmeren Himmelstriches freuen möge und mit Augen schaue, bevor ich sterbe, die Palmen und Tempel des Südens!“

And I will see, before I die
The palms and temples of the South.

Man sieht, er hat das Bedürfniß der Freiheit, aber er findet seine Lebensaufgabe auf einem andern Gebiete, als demjenigen eines thätigen politischen Parteiergreifens.

Ich glaube in Vorstehendem das Wesentlichste zusammengetragen zu haben, was zu einer ungefähren Charakteristik Tennyson's ausreicht. Wer sich in seine Poesien vertieft, wird nicht wohl anders können, als ihn liebgewinnen. Sein Ernst ist nie schwerfällig, seine Religiösität nie zudringlich, sein Gedankenleben nie kleinlich. Er schaut die Welt mit großen, klaren Augen an und läßt uns dieser Fähigkeit theilhaftig werden. Dabei ist ihm die Farbenpracht des Morgenlandes gleich gegenwärtig und greifbar deutlich, wie das Grau in Grau der Heimath, und Eins wie das Andere weiß er uns vor die Seele zu zaubern, ohne uns durch die Menge der Details zu ermüden. Nicht minder ist es ihm gegeben, in Gleichnissen und Bildern neu und zugleich treffend zu sein, ohne unsere Freude daran durch Gesuchtheit zu beeinträchtigen. Endlich hat er wie Wenige eine bewundernswerthe Leichtigkeit in der Einführung seiner Gegenstände. Er weiß sie vom Zaune zu brechen und wir staunen oft, mitten in das lebendigste Interesse einer Begebenheit hineinversetzt zu sein, ehe wir noch recht bei der Sache zu sein glaubten.

Was die Form betrifft, so tritt sie hinter den Inhalt zurück. Die größeren Gedichte sind fast alle in reimlosen Jamben. Sonette kommen fast gar nicht vor, ebensowenig Terzinen. Wo er ein Gedicht vierzeilig abtheilt, stört's ihn nicht, wenn solche Abtheilung nicht gleichzeitig mit dem Abschluß eines Gedankens zusammentrifft. Selbst in dem Dankgedicht an die Königin drückt er unbedenklich mit einem Komma von einer Strophe zur andern über. In allerletzter Zeit hat sich Tennyson auch in Hexametern, „Alcaics“ und „Hendecasyllabics“ versucht, doch bezeichnet er diese kurzen Proben selbst als „Experiments.“

Wie wenig er im Allgemeinen den allzu abgezirkelten Formen hold ist, geht vor Allem aus der Sammlung „In memoriam“ hervor. Sie umfaßt nicht weniger als einhundertdreißig Gedichte, sämmtlich dem Andenken eines ihm durch den Tod entrissenen Freundes gewidmet, eines Sohnes des Geschichtschreibers Hallam. Hier lag die Versuchung, sich der Sonettenform zu bedienen, schon durch das eine Beispiel Shakespeare's, sehr nahe, anderer Muster nicht zu gedenken. Er hat ihr aber widerstanden, ohne Zweifel von seinen Empfindungen zu mächtig erfüllt, um wählerisch für sie ein künstliches Gefäß zu suchen oder brauchen zu können.

In England legt man auf diese Trauergedichte Tennyson's großen Werth. Man würde dem Dichter aber und ebenso der deutschen Lesewelt durch eine vollständige Verdeutschung derselben kaum nützen, zumal wenn sich nur eine mittelmäßige dichterische Kraft dieser Aufgabe unterzöge; wie man auch solche seiner Dichtungen nicht zu verpflanzen suchen sollte, welche, ihrem Gegenstande gemäß, durch den kircheneifrigen Charakter der Engländer beeinflußt sind; z. B. „Aylmar's Field," welches fast eine vollständige Predigt wiedergibt. Nicht minder möchte ich unter vielen andern das lange und unerquicklich düster verlaufende Gedicht „Maud" ausgeschlossen wissen; auch scheint mir das Idyll „Dora" nicht auf der Höhe der Tennyson'schen Begabung zu stehen. Leider hat man es bereits verdeutscht.

Von den „Königsidyllen" sind einige so schön, daß ihre Uebertragung durchaus gerechtfertigt erscheint. So viel sich nach oberflächlicher Beurtheilung darüber sagen läßt, halte ich die unlängst von Werner Scholz herausgegebene Verdeutschung der „Königsidyllen" (bei Georg Reimer in Berlin erschienen) für eine ebenso geschmackvolle wie kenntnißreiche Arbeit, ein Lob, das im Allgemeinen bei dieser Art von Uebersetzungen weit häufiger gespendet als verdient wird. Sei hier zur Erklärung des Titels „King's-Idylls" noch erwähnt, daß dieselben dem Sagenkreis der Tafelrunde König Arthur's entlehnt sind, allerdings ein uns ziemlich fernliegendes Gebiet.



Alfred Tennyson.

Ich komme zuletzt auf „Enoch Arden" zu sprechen und kann hier, da ich, durch dieses eigenthümliche Kunstwerk erst zu einer

eingehenderen Beschäftigung mit Tennyson's Leistungen veranlaßt, selber eine Uebertragung des berühmten Gedichts versucht habe, mich natürlich nicht auf die Abschätzung anderweitiger Uebertragungen desselben Gedichts einlassen. Nur darf ich wohl in Betreff der Dichtung selbst erwähnen, daß Vorlesungen dieses hochtragischen Idylls, wie ich sie in Dresden und Berlin zu milden Zwecken veranstaltete, mich überzeugt haben, wie nicht nur der Hörerkreis — sei er höhern oder niedrigen Standes — nein, wie auch der Leser selbst immer von Neuem durch die schlichte Kraft dieses kleinen Meisterwerkes in tiefster Seele bewegt und ergriffen wird. So ist es denn auch zu erklären, daß „Enoch Arden“ zu einem wirklichen Ereigniß in den Annalen der englischen Dichtung geworden ist und daß diese simple, kleine Geschichte den Sensationsroman in England plötzlich aus der Mode gebracht hat.

Ich schließe mit einem der neuesten Gedichte Tennyson's. Es scheint mir das liebevolle Vertiefen des Dichters in das Leben und Weben des Volks, soweit es sich in einem einzelnen Individuum abspiegeln läßt, nicht übel zu charakterisiren, wobei ich nur bedauere, daß uns das von Tennyson gewählte Versmaß weniger traulich zum Ohre klingt, als dies bei den Engländern der Fall ist. An einigen Stellen habe ich freier umdichten müssen, als ich es im Allgemeinen billigen würde und zwar weil Tennyson's Vortragsweise zu Zeiten durch Undeutlichkeiten beeinträchtigt ist, die seinen Landsleuten freilich kaum noch welche sind, während sie Leser, die seine Art noch nicht kennen, im Genuß sehr beeinträchtigen würden.

Die Grossmutter.

Und so denn sagst Du, Klein-Aennchen,
mein Aeltster, der Wilm, ist todt?
Ei, ei der kräftige Bursche
mit den Wangen so weiß und roth!
Und Du sagst, die Frau hat's geschrieben?
Er hörte mich damals nur nicht;
Sonst hätt' er sie nimmer genommen;
die war kein Kirchenlicht.

Und, weißt Du, ihr Vater, Klein-Aennchen,
der knappte sich nie was ab;
Wußt nie nicht Wirthschaft zu führen,
und trank sich endlich in's Grab.
Sie selbst hatt' ein artig Gesichtchen,
doch rieth ich ihm nimmer zu,
Er wollte nicht hören — Und also
jetzt schreibt sie: er ging zur Ruh'?

Ei, just mein Aeltster, mein Herzblatt,
der Schönste vom ganzen Nest!
Es konnt' ihn keiner zwingen,
er stand wie ein Berg so fest.
Was sagte noch der Doctor,
als er ihn zuerst gesehn?
Kein solches zweites Kind gäb's,
da woll' er gut für stehn.

Die stärksten Arm' und Beine,
dabei die schweigsamste Jung',
Und ich ihn nun überleben —
er war doch noch so jung!
Ich kann nicht um ihn weinen,
's ist bald auch meine Zeit,
Ich seh' ihn ja um so früher,
er wohnte gar so weit.

Du guckst mich an, Klein-Aennchen?
Das klingt Dir wohl hart und kalt?
Aber sieh, meine Kinder sind alle
ja todt und ich bin so alt.
Ich kann den Wilm nicht beweinen,
noch sonst wen, der von mir ging,
In Deinem Alter, Klein-Aennchen,
da war das ein ander Ding.

Da weiß ich einen Zank noch
mit Deinem Vater, Kind —
Um ein Geträtsche war es,
da weint' ich mich bald blind.
Sagt' ich mit Deinem Vater?
nein, 's war ein gut Theil ehr.
Deinen Großvater mein' ich, Klein-Aennchen,
's ist siebenzig Jahre her.

Denn Lisel, meine Base,
war auf Besuch im Ort,
Ich wußt' wohl, was einst ihr begegnet,
doch sagte ich keinem ein Wort;
Sie aber, die Lügentrulle,
verschrie nun mich im Land,
O ein Feuerbrand ist die Zunge,
ein wahrer Feuerbrand!

Und am Sonntag hat's auch der Pfarrer
gerügt ganz offen und laut:
Das sei der schlimmste Lügner,
der halbe Lügen braut;
Denn einer ganzen Lüge,
der steige man auf's Dach,
Doch einer halben jage
man immer vergeblich nach.

Und mein Schatz war ausgeblieben
zwei Wochen und noch mehr,
Und Alles war ausgestorben,
als ob's schon Winter wär';
Und das um sie, deren Unfall
just mir doch bekannt haarklein;
Aber Andre mit Schmutz bewerfen,
das wäscht noch keinen nicht rein.

Und ich weinte die Tage und Nächte,
und eines Abends spät
Stand ich an dem Thor des Hofes,
wo die Straße vorübergeht.
Wie ein brennender Schober so roth
kam der Vollmond herauf über's Thal
Und neben mir im Busche
da schlug die Nachtigall.

Auf einmal ist sie verstummt —
an dem Thor vorüber ging
Mein Schatz, und schau! 's war Lisel,
die ihm am Arme hing.
Er sah mich nicht — ich aber
hinaus und die Zunge geregt;
Die ältsten Narren, die schlimmsten —
mein Zorn hat sich noch nicht gelegt.

Mein Schatz, der stand wie ein Mann da,
der nie nicht braucht Pardon,
Die Schlange Lisel knixte
und machte sich spöttisch davon.
Ich aber: „In hundert Jahren
ist's Alles einerlei,
Leb' wohl, wem ein Ruf nicht heilig,
der liebt auch selber nicht treu."

Und er, mit Thränen im Auge,
— ich sah sie im Mondenschein: —
„Du bist mein liebes Liebchen
und Dein guter Name ist mein;
Und kümm're Dich nicht um Lisel,
sie rede nun hold oder schlimm,
Wir gehen stracks zum Pfarrer,
hier hast Du mein Ringlein, nimm!"

„Nein," sagt' ich wieder, „vor Allem
muß erst die Wahrheit heraus!
Du läßt Dich mit Kletten bewerfen
und kommst dann als Zänker nach Haus."
Er aber zog an sein Herz mich
und rief: „Nie mehr, nie mehr!"
— 'S ist siebenzig Jahre, mein Püppchen,
's ist siebenzig Jahre her.

So machten wir denn Hochzeit,
ich trug ein lila Kleid,
Und die da läuteten, brachten
manch' Geldstück auf die Seit'.
Doch das erste, das ich geboren,
das arme Kind war todt.
O, das Leben ist Licht und Schatten,
's ist dornig und rosenroth.

Und damals zuerst gedacht' ich
des Todes und seiner Saat;
Da lag das kleine Wesen,
das nie einen Athemzug that;
Und ich habe geweint und geweinet
so lang' noch ein Tröpfchen rann,
Denn es hatte gekämpft um sein Leben,
man sah's ihm noch deutlich an.

Es stand in seinem Gesichtchen
so Zorn wie Mühsal und Schmerz,
Und all sein Ringen vergebens —
mir wandte sich schier das Herz.
Ich kann um den Wilm nicht weinen,
er hat ja geschafft und gestrebt,
Doch ich weint' wie ein Kind um das Kind,
das schon todt war eh' es gelebt.

Und mein Mann, der hat mich getröstet,
er war eine Perle von Mann,
Nur etwas eigensinnig,
das sind sie so dann und wann;
Doch als nach manch' glücklichem Jahre
der Tod uns beide getrennt,
Da hab' ich nicht weinen können —
mit mir ging's ja auch schon zu End'.

Ich hätte, wenn Gott es so wollte,
gar gern mich zur Ruhe gelegt,
Am liebsten mit ihm, zu Zweien,
wie wir uns gehegt und gepflegt.
Und das sind nun zehn Jahre,
wenn nicht wohl gar noch mehr,
Doch seh' ich ihn immer noch um mich,
mein Zimmer wird nie ganz leer.

Und auch mein Aennchen, mein eigenes —
es starb schon im zweiten Jahr,
Ein Aennchen wie Du — das seh' ich
noch ganz wie's damals war.
Es klettert' über die Tische
und möchte noch höher hinaus,
Derweil mein Velten im Hof
und mein Peter im Felde draus.

Und ich kann sie hier beide hören:
der eine singt und pflügt,
Und der andre kommt an die Thüre
und winkt mir so recht vergnügt;
Und setzt sich hier an mein Bette —
's ist mir als wie im Traum —
Und ob sie nicht noch am Leben,
ich weiß es ja selber kaum.

Und doch gestorben sind sie,
im sechzigsten Jahre der,
Und der andre, Dein Vater, Klein-Aennchen,
bracht's noch auf fünf Jahr' mehr.
Und der Wilm bracht's gar auf siebzig —
schrieb's nicht die Wittwe heut'?
Ich kannte sie alle als Kinder
und nun sind's ältliche Leut'!

Aber mein' ist die Zeit des Friedens
und fröhlich ist mein Geist,
Mir ist's wie vor Jahren zu Hause,
ja da, da treib' ich's zumeist,
Und die Nachbarn kommen und plaudern,
wir sitzen im Abendwind,
Und wir lachen gar oft über Dinge,
die längst vergangen sind.

Der neue Pastor freilich,
der will: man soll traurig sein;
Aber mein' ist die Zeit des Friedens
und Gott wird ja auch wohl verzeihn.
Daß er, und nicht etwa Menschen,
uns richtet, das ist mein Hort,
Und in dem Buch hier, Klein-Aennchen,
steht gar manch' Friedenswort.

Und das Alter gehört dem Frieden,
wenn nur die Gebrechen ihm fern,
Und zwei Mal möcht' ich nicht leben,
doch einmal lebt' ich ganz gern.
Und glücklich bin ich gewesen,
jetzt werd' ich schon müder zumal,
Ja, in Deinem Alter, Klein-Aennchen,
da weint' ich gar manch' liebes Mal.

Und so wär' er denn also gestorben,
den einst ich gewiegt auf den Knien?
Aber 's ist ja nur um ein Stündchen,
wie sollt' ich denn weinen um ihn!
Was sag' ich, um eine Minute,
von diesem Zimmer in das;
Ich hab' keine Zeit mehr zum Weinen,
ich geh' ja schon selber fürbaß.

Und das ist der Brief, drin sie's schreibt?
 sie war nimmer ein Kirchenlicht!
So gib mir die Brille, Klein-Aennchen,
 noch hab' ich, Gottlob, mein Gesicht.
Und wie ich Dir sagte: Dein Erbtheil —
 's ist freilich der Rede nicht werth,
Doch hab' nur Geduld mit der Alten —
 sie macht Dir nicht lang' mehr Beschwerd'.

Literarisches.

Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von M. Carriere. Dritten Bandes zweite Abtheilung: Das europäische Mittelalter. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1868.

Carriere's großes Werk, in welchem sich dem Leser eine Geschichte der gesammten höheren Cultur nach ihren leitenden Ideen und wesentlichen Erscheinungen aufrollt, schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Nachdem es uns im ersten Bande „die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum," im zweiten „Hellas und Rom" und in des dritten Bandes erster Abtheilung „das christliche Alterthum und den Islam," also das unter vorzugsweise orientalischen Einflüssen sich gestaltende Mittelalter vorgeführt hat, umfaßt die vorliegende zweite Abtheilung dieses Bandes das vorherrschend occidentale „europäische Mittelalter," d. i. den Inbegriff aller derjenigen Seiten und Richtungen des mittelalterlichen Lebens, welche ihren Hauptgrund in der eigenthümlichen Naturanlage und Gesittung der jüngeren oder später zur Reife gediehenen europäischen Völkerstämme und in dem umgestaltenden Einflusse, den dieselben auf die aus dem orientalischen, griechischen und römischen Alterthume hervorgegangenen Zustände ausübten, besitzen. Das Verhältniß, in welchem der Inhalt dieser Abtheilung zu der ihr vorangeschickten und die mittelalterliche Weltanschauung überhaupt zu der des orientalischen und classischen Alterthums steht, bezeichnet der Autor selbst in sehr einfacher und treffender Weise. „Ich habe," sagt er, „in der ersten Abtheilung dieses Bandes die beiden neuen Religionen geschildert, welche die Menschen, nachdem das Naturideal vielfältige Gestalt gewonnen, zur Verehrung des einen geistigen Gottes beriefen und damit zur Erhebung über die Natur, zur Einkehr in's eigene Innere, zur Ausbildung der Gemüthswelt führten. Ich habe gezeigt, wie das sittliche Ideal in Jesus verwirklicht ward, wie das Christenthum unter den alten Culturvölkern sich entwickelte, wie dann die Araber durch Muhamed zu weltbewegender Macht und für Jahrhunderte zu Culturträgern geworden. Um das Gemüthsideal jedoch zu entfalten und zu vollenden, bedurfte es auch neuer Völker, die von Haus aus nicht sowohl in der Anschauung, im öffentlichen Leben, in der Außenwelt sich bethätigen und befriedigen, sondern mehr in der Innenwelt leben, durch Tiefe und Beweglichkeit des Gefühls sich auszeichnen und die Empfindungen des Herzens, die Vorstellungen der Seele ausdrucksvoll und phantasiereich darstellen." Die allgemeine Zeichnung dieser „neuen Völker" und sodann die Darlegung der großartigen Umwälzungen und Neugestaltungen, welche nach und nach aus dem theils feindlichen, theils freundlichen Wechselverkehre derselben mit den Nationen der alten Welt in Religion und Sitte, in Staat und Familie, in Kunst und Wissenschaft, kurz in allen Culturgebieten hervorgingen und in ihrer Gesammtheit die Weltanschauung und Gesittung des Mittelalters erzeugten, bilden somit den eigentlichen Kern dieser zweiten Abtheilung; der Inhalt derselben ist daher, dem vorherrschend religiösen Inhalte der ersten Abtheilung gegenüber, von überwiegend weltlichem, profan-historischem Charakter, und demzufolge zugleich von weit größerer Mannigfaltigkeit und einer fast unübersehbaren Stofffülle. Es verdient volle Anerkennung, daß es dem Verfasser gelungen ist, diese zum großen Theil in Dunkel gehüllte und chaotisch durcheinander flutbende Stofffülle dergestalt zu bewältigen, daß der Leser in und mit einer umfassenden Uebersicht über die Masse des wesentlichen und allgemein interessanten Einzelnen zugleich einen klaren Einblick in die auch diesem Gährungs- und Klärungsprocesse nicht fehlenden Principien der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, im Bewußtsein von den inneren Principien und leitenden Ideen gewinnt. Als besonders zweckmäßig hat sich hierbei erwiesen, daß er die verschiedenen „neueren Völker," welche, jedes in seiner Weise, an der eigenthümlichen Ausprägung und Weiterführung der mittelalterlichen Cultur mitgearbeitet haben, nämlich die Slaven, Finnen, Kelten und Germanen, zunächst nach ihren wesentlichen Grundeigenschaften und Hauptleistungen im Allgemeinen charakterisirt, um hinterher die mittelalterliche Culturentwicklung selbst in ihrer ganzen, nicht nur diese, sondern auch die romanischen Völkerschaften mit umfassenden Breite.

Ueber einzelne Punkte kann man anders denken als der Verfasser, Manche werden ihm vielleicht auch in der Gesammtauffassung nicht zu folgen vermögen; darüber aber kann kein Zweifel obwalten, daß das Ganze eine von wohlberechtigtem Standpunkte unternommene, mit umfassender Kenntniß und Umsicht durchgeführte und für die allgemeine Bildung wie für die zusammenfassende Wissenschaft gleich verdienstvolle Arbeit ist.



Neuestes aus der Ferne.

Eine Erforschung der Sinai-Halbinsel.

Der englische Geistliche Pierce Butler wollte im vorigen Jahre eine genaue topographische Aufnahme des ganzen sinaitischen Gebietes ausführen, starb aber in dem Augenblicke, als er die Arbeiten zu beginnen sich anschickte. Die von ihm gesammelten Gelder wurden einem Ausschusse übergeben, der aus Sir Roderick Murchison, Sir John Herschel und Sir Henry James bestand. Diese Herren faßten den Beschluß, die Aufnahme der Halbinsel in einer vollständigeren und vollkommneren Weise, als ursprünglich beabsichtigt war, auszuführen. Zu diesem Zwecke soll mit Einwilligung der Regierung eine Expedition ausgerüstet werden. Zu Mitgliedern sind bestimmt zwei königliche Ingenieurofficiere, die mit Aufnahmen in fremden Ländern schon vertraut sind, vier Sappeure, ein tüchtiger Photograph und ein Gelehrter, der von der arabischen Sprache genug versteht, um im Sammeln von örtlichen Ueberlieferungen und Sagen wichtige Hülfe leisten zu können. Die Expedition ist angewiesen, vom Dschebel Musa und Dschebel Serbal Aufnahmen in dem Maßstabe von sechs Zoll auf die englische Meile zu machen. Wie man weiß, sind dies die beiden Berge, zwischen denen man hauptsächlich schwankt, wenn es sich zu entscheiden handelt, welcher der Berg der Gesetzgebung sei. Aufnahmen in dem Maßstabe von einem Zoll auf die englische Meile sollen gemacht werden von dem Theile der Halbinsel, wo die verschiedenen Straßen liegen, die von der Spitze des Golfs von Suez zu jenen Bergen führen. Noch einmal sollen die sinaitischen Inschriften untersucht werden, von denen in England viele Leute glauben, daß die Kinder Israels sie auf ihrem Zuge durch die Wüste auf die Felsen geschrieben haben. Nach den längst veröffentlichten Arbeiten der deutschen Gelehrten, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, ist diese Mühe eine sehr überflüssige. Auch von dem Sammeln örtlicher Ueberlieferungen, die unter den Arabern noch leben, versprechen wir uns nicht viel. Endlich will man meteorologische Beobachtungen machen und den Minen und alten Ruinen des Landes die gebührende Aufmerksamkeit schenken. Vielleicht wird die Expedition in diesem Jahre noch nicht zu Stande kommen. Man braucht zehntausend Thaler unseres Geldes und hat erst die Hälfte dieser Summe. Jetzt werden Sammlungen veranstaltet, um das Fehlende zu ergänzen.

Perlmutterfischerei an der Nordwestküste von Australien.

Die kleine Zahl Ansiedler, die sich in der Umgegend der Nicol Bay niedergelassen hat und deren große Schafheerden dort vortrefflich gedeihen, betreibt seit Kurzem noch einen anderen sehr lukrativen Gewerbszweig, die Perlmutterfischerei. Es wird behauptet, daß jeder Ansiedler, der sich damit beschäftigt, im Durchschnitt eine Tonne Perlmuttermuscheln in 27 Tagen gewinnt, wobei Eingeborne die Arbeiter abgeben. Da eine Tonne solcher Muscheln in der

Colonie Westaustralien circa 100 Pfund Sterling werth ist, so beläuft sich also der Ertrag für einen Ansiedler wöchentlich auf 25 Pfund Sterling (167 Thaler). Es erinnert dies an die besten Zeiten der Goldfelder in Victoria, aber, wie hier, so können auch an den Küsten bei der Nicol Bay die überschwänglichen Ernten nicht lange dauern, wenigstens nicht bei der jetzigen Art des Betriebes. Die kleinen Boote werden die seichten Gewässer am Küstensaume bald vollständig ausgebeutet haben und man wird dann mit größeren Fahrzeugen und beträchtlicherem Aufwande das tiefere Wasser aufsuchen müssen.

Santa Fe in Neu-Mexico.

Auf den meisten Karten ist diese Stadt so eingezeichnet, daß sie am Rio del Norte zu liegen scheint. Der Fluß ist aber beinahe fünf deutsche Meilen von Santa Fe entfernt und das letztere besitzt kein anderes Wasser als einen Gebirgsbach, der zuweilen hoch anschwillt und zu anderen Zeiten sich unterhalb des Ortes im Sande verliert. Die Meerhöhe der Stadt ist eine beträchtliche (6846 Fuß) und in ihrer Nähe ragen einige Berge noch um mehrere tausend Fuß höher auf. Gegenüber zieht eine Kette niedrigerer Berge, sodaß die Umgegend als ein Thal bezeichnet werden kann. Die fünftausend Einwohner der Stadt sind mit Ausnahme einiger deutschen und amerikanischen Familien von mexikanischem Blute. Die aus Adoben (an der Luft getrockneten Lehmstücken) erbauten Häuser sind fast alle einstöckig und monoton. Man hat die Stadt wegen dieser Bauart mit einer Flotte von flachen Booten verglichen, die am Fuße eines Berges ankert. Nach der Straße zu befinden sich in der nackten Mauer nur ein oder zwei Oeffnungen, die Fenster der Zimmer gehen auf einen viereckigen Hof hinaus, der immer einen Brunnen und zuweilen etwas Gesträuch enthält. Die Plaza (öffentlicher Platz) war bis zur Ankunft der Nordamerikaner im Jahre 1846 nichts als ein leerer Raum voll Staub oder Schlamm. Erst die Nordamerikaner pflanzten Bäume, von denen blos noch acht vorhanden sind. Neuerdings sind neue Baumgänge angelegt und die Mitte des Platzes mit Chiliklee besäet worden. An der Nordseite der Plaza liegt der „Palast“ des Statthalters, ein langes einstöckiges Gebäude von Adoben, dem die Amerikaner einen Porticus vorgebaut haben. Von den Straßen sind zwei nur von den heutigen Herren des Staates neu angelegt worden und an ihrer Breite, an der doppelten Baumreihe in der Mitte und an einigen steinernen Gebäuden sofort kenntlich. Die übrigen öffentlichen Gebäude sind drei Kirchen, von denen eine als die Kathedrale bezeichnet wird. Brücken giebt es nicht, obgleich der Bach, der die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, zu manchen Zeiten ungangbar ist. Das einzige Zug- und Lastthier ist der Esel, der fast unglaublich große Lasten trägt.

Die nordamerikanische Herrschaft besteht seit mehr als zwanzig Jahren und hat manche Veränderungen hervorgerufen. Die mexicanische Tracht ist fast ganz verschwunden, seit der Handel mit Durango, Saltillo und Chihuahua aufgehört hat. Der sittliche Einfluß der Nordamerikaner macht sich auch sehr fühlbar. Jetzt besteht wirkliche Glaubensfreiheit. Aus Furcht vor ihr nahmen die mexicanischen Priester an dem verfehlten Aufstande von 1847 Theil und mußten nachher Alles über sich ergehen lassen. Aus der Union hat man einen Bischof geschickt, aus Frankreich sind katholische Glaubensboten gekommen. Die heutigen Priester sind ernste, nüchterne Männer, die Kathedrale ist von ihrem Flitterputz von Wachspuppen gesäubert und hat ein würdiges Aussehen. Die Missionen der Baptisten, Anglikaner, Methodisten und Presbyterianer haben kirchliche Erfolge nicht gehabt. In das Erziehungswesen ist ein Aufschwung gekommen. Die christlichen Brüder unterrichten etwa dreihundert Knaben, die meisten umsonst, in der Schule der Schwestern von Loretto befinden sich ebensoviele Mädchen. Die Barmherzigen Schwestern haben ein Spittel, ein Waisenhaus und eine Freischule gegründet.

Neue Reiseunternehmungen.

Herr Dr. A. Bastian schreibt an Dr. Petermann: „Im Herbste dieses Jahres wird sich Dr. Martin, Sohn des Directors der Berliner Entbindungsanstalt, nach dem südlichen Chile begeben, zunächst mit der Absicht, sich dort als praktischer Arzt niederzulassen, aber zugleich auch für Erforschung der Wasserwege zwischen Atlantischem und Pacifischem Ocean thätig zu sein. Schon

auf seiner früheren Reise in Brasilien hat er werthvolle Studien über die Beckenformen der verschiedenen Menschenracen gemacht und sind auch in anderer Hinsicht anthropologische Resultate von dieser Reise zu erwarten.

„Außerdem dürfen Ethnologie und Anthropologie auf mancherlei Bereicherung hoffen durch eine von Herrn Jagor projectirte Reise. Nach längerem Schwanken hat sich derselbe entschlossen, seine neue Reise vorzugsweise nach Indien, Tibet, vielleicht Birma und Nachbarländern zu richten. Von seinem ausgezeichneten Beobachtungstalente hat Herr Jagor schon auf seinen früheren Reisen so glänzende Proben abgelegt, daß sein jetzt mit Benutzung der früheren Erfahrungen entworfener Plan ein höchst erfolgreicher zu werden verspricht."

Das Amurgebiet.

Das Vordringen der Russen in Centralasien erregt wieder die lebhafteste Aufmerksamkeit. Augenblicklich ist es Bokhara, über dem die mächtige Hand der Cultur drohend schwebt. Samarkand, der alte Sitz orientalischer Gelehrsamkeit und Timur's Residenz, hat eine russische Besatzung. Durch diese großen Erfolge ist ein Gebiet fast in Vergessenheit gekommen, auf das vor Jahren, als Graf Murawiew-Amurski es für Rußland in Besitz nahm, alle Blicke gerichtet waren. Jetzt ist dieses Gebiet durch die Nachricht, daß in der Nähe des Amur Goldlager entdeckt worden seien, wieder in Erinnerung gebracht worden. Die Goldlager befinden sich auf einer Insel, die sowohl von den Russen als von den Chinesen als ihr Eigenthum beansprucht wird. Chinesen sind die Entdecker gewesen, aber die Russen haben sie vertrieben und es ist zu mehreren Gefechten gekommen. Von der Insel vertrieben, haben die Chinesen einen russischen Posten an einer Bucht überfallen und der Kampf hat sich darauf landeinwärts bis zu den Flüssen Daubi und Ussuri hingezogen. So liegt wieder einer der Conflicte vor, welche von den Russen dazu benutzt zu werden pflegen, ihre Grenzen weiter vorzuschieben. Die an das Amurgebiet angrenzende chinesische Mandschurei ist werthvoll und ziemlich wehrlos. Sie besitzt noch andere Goldlager als das oben erwähnte, durch die vor zwei Jahren ein längerer Kampf hervorgerufen wurde. Männer chinesischer Herkunft hatten sie ausgebeutet und waren von den Regierungstruppen vertrieben worden. Aus den bewaldeten Gebirgen am oberen Sungari holten sie sich Hülfe, fielen dann in's Flachland ein und eroberten und zerstörten drei Städte und viele Dörfer. Nach diesen Verwüstungen gelang es den Chinesen erst, die sechshundert Räuber zurückzuschlagen und „einige" ihrer Wohnungen zu zerstören.

Für das russische Amurgebiet ist die Erschließung der chinesischen Mandschurei mit den Waffen oder durch Handelsverträge eine Lebensfrage. Der prächtige Strom, der mit seinen Nebenflüssen weit in's Land hinaufgeht, ist fast öde und seine Ufer haben eine schwache Bevölkerung. Nicht mehr als dreißigtausend Menschen, die eingeborenen Stämme mitgerechnet, wohnen am ganzen Amur, und nicht einmal eine halbe Million Rubel betrug der Werth der Waaren, die vom Meere aus im vorigen Jahre zugeführt wurden. Eine Vermehrung des auswärtigen Handels ist so lange nicht möglich, als das Amurgebiet den Seeschiffen keine Rückfracht zu bieten vermag. Die Fracht wird zu theuer, wenn ein Schiff in Ballast zurückzugehen gezwungen ist. Die chinesische Mandschurei, bewohnt von anderthalb Millionen Menschen, kann Ausfuhrartikel liefern, vorzügliches Steinsalz in großen Mengen, Felle und Pelze, Ginseng (ein berühmtes Arzneimittel), Vieh und Getreide. Eine Versuchsfahrt, die Schilkowski im Sommer 1866 auf dem Sungari ausgeführt hat, ist befriedigend ausgefallen. Die Beamten haben die befürchteten Hindernisse nicht in den Weg gelegt, die handeltreibende und bäuerliche Bevölkerung hat den lebhaften Wunsch verrathen, mit den Russen in Handelsverkehr zu treten. Wie lebhaft der Getreidehandel ist, hat Schilkowski an den hundert mit Weizen, Roggen und Hirsen beladenen Kähnen gesehen, die ihm begegnet sind. Auch den Khulan, einen Nebenfluß des Sungari, ist er bis zu der gleichnamigen, ziemlich großen und volkreichen Stadt hinaufgefahren, ohne von den Behörden gehindert zu werden. Knüpft die russische Regierung mit diesen Gegenden regelmäßige Verbindungen an, so hört das Amurgebiet auf, für sie eine Last zu sein. Bis jetzt hat dasselbe vierzig Millionen Rubel

gekostet und fordert noch jährlich einen Zuschuß von mehreren Millionen Rubeln.

Die Indianer in Neu-Mexico.

Die Wilden des fernen Westens fühlen sich in ihrer Existenz bedroht. Je weiter die Eisenbahn vom Atlantischen zum Stillen Meere fortschreitet, um so leidenschaftlicher werden ihre Angriffe gegen die andringende Cultur. Die Indianer Neu-Mexico's gehören zu den vier Stämmen der Navajoes, Apachen, Utahs und Camanchen. Die Navajoes treiben Industrie und Ackerbau und besitzen große Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindern und Schafen. Sie wohnten früher in den Gebirgen zwischen dem Rio Colorado des Westens und dem Rio Grande und begingen gegen die Neu-Mexicaner fortwährende Räubereien. Unter der amerikanischen Regierung trieben sie lange das Spiel fort, Friedensverträge zu schließen und sie bei erster Gelegenheit zu brechen. Als General Carleton 1863 den Oberbefehl übernahm, schickten ihm die Navajoes auch Friedensboten. „Ich will Euch die doppelte Mühe sparen, erst einen Vertrag zu schließen und ihn dann zu brechen," sagte er. „Verhaltet Euch ruhig; raubt Ihr wieder, so bekommt Ihr einen Krieg, den Ihr nie vergessen werdet." Im Juli jenes Jahres war er bereits genöthigt, gegen sie in's Feld zu rücken. Seine Truppen gönnten sich Winter und Sommer keine Ruhe und verfolgten die Navajoes rastlos über Mesas, Wüsten und Flüsse bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel. Der Krieg hat sich bis zum Jahre 1866 hingezogen. Jetzt leben achttausend Navajoes friedlich im Bosque Redendo, fast hundert Meilen von ihrer alten Heimath entfernt, und treiben auf Ländereien, die ihnen die Regierung angewiesen hat, Ackerbau und Gewerbe. Neben ihnen hat man fünfhundert gefangene Apachen anzusiedeln versucht, jedoch mit schlechtem Erfolge. Die Apachen, auch Mescaleros und Incarillas genannt, sind dreitausend Köpfe stark und ein Reiter- und Räubervolk. Sie streifen immer umher, besonders in den mexicanischen Provinzen Sonora, Durango, Chihuahua und Coahuila. Die Utahs (Capotes, Winnemuches) zählen zweitausend Köpfe und haben seit längerer Zeit Frieden gehalten. Sie leben in den Gebirgen nördlich von Taos und kommen häufig in die Ebenen zur Jagd hinab. Zu den Camanchen gehören die Kiowahs, die für die grausamsten, räuberischsten und verrätherischsten aller Indianer gelten. Man sagt, daß die Camanchen stets das thun, wozu die Kiowahs rathen. Die Camanchen sind wegen ihrer großen Zahl von zehntausend Köpfen, ihrer Tapferkeit und ihrer großen Uebung im Reitergefechte am meisten zu fürchten. Sie suchen den größten Theil von Texas heim und streifen vom Rio Grande bis zum Arkansas. Ihre Winterquartiere liegen an den Quellenflüssen des Colorado und des Brazos.

Chinesische Einwanderung in die russische Provinz Semiretschensk.

Die Aufstände im westlichen Theile des chinesischen Reiches, den Provinzen Thianschan Pelu und Thianschan Nanlu, welche ganz oder zum Theil die chinesische Oberherrschaft abgeworfen haben, zwangen seit einer Reihe von Jahren eine Menge Bewohner dieser Länder zur Flucht auf russisches Gebiet, meist mit Zurücklassung ihrer Familien. So ließen sich im Jahre 1863 an den Ufern des Issyk-kul 9180, bei der Festung Wernoje 720 und am Flusse Talgar unfern der Stanitsa Sophieskaïa 263 chinesische Kalmücken nieder; 1866 kamen abermals 703 chinesische Auswanderer zum Issyk-kul und 3425 in die Kreise Kopal und Alatau. Sie sind meistens erfahrene Landwirthe. Die Kosten ihrer Unterhaltung, die anfangs durch die russischen Behörden bestritten werden mußten, sind von der chinesischen Regierung zurückgezahlt worden.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 51 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 147.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1868.



Herr Elhard van Lonk-Hasselaar.

Erzählung

von

Wilhelm Fischer.

Erstes Capitel.

Herr Elhard entwickelt, warum er schreibt.

Wenn diese Blätter dir zu Gesicht kommen, mein lieber Sohn Floris, so weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Das klingt sehr feierlich, nicht wahr, und soll es auch. Ich hab' es einmal in einem hochdeutschen Buche gelesen und mir als passende Eingangsformel gemerkt. Denn der Mensch soll zuweilen ernst sein, und nicht blos im Geschäfte. Ich bin heute, wo ich diese Schrift beginne, noch ein Mann in den besten Jahren und, abgesehen von meinem dir bekannten Leiden, an Leib und Seele gesund und wohl. Ich hab' in meinen jungen Jahren ein gut Stück von der Welt gesehen und bin nicht nur nach Batavia, sondern auch weit den Rhein hinauf, bis Coblenz, gekommen, und das, noch ehe es Eisenbahnen gab. Ich bin, so zu sagen, ein Normalmensch gewesen: wild und trotzig in meiner Jugend, eifrig und aufpassend als Mann, und jetzt werd' ich von Tag zu Tag ruhiger und weiser. Der Männer und Weiber hab' ich viele kennen gelernt. Und ohne Eigenruhm und Eitelkeit vermelde ich es — wer kann für seine Gaben? — Ich bin klüger gewesen als die Meisten, mit denen ich zusammengetroffen bin. Es geht ja auch klärlich aus meinen Erfolgen hervor. Hier sitze ich in meiner schönen, mit weichen Teppichen belegten Tuinkamer an dem feingeschnitzten Schreibtische von Nußbaum; im Glasschranke zur Rechten glänzt das massive Silber, in dem zur Linken die auserwählte Bücherei, klein aber kostbar; von der Wand schauen aus goldenen Rahmen die Bilder meiner Vor-

fahren auf mich herab, und ich selbst schaue durch den schon hellgewordenen Garten hin auf das Haus meines Nachbarn Hateling, der mir einst an der Börse den Rücken drehte und ihn jetzt so demüthig vor mir beugt. Freilich, ich habe Glück gehabt, doch das ist nur ein anderer Ausdruck für Verstand; das Unglück war ebensogut in der Nähe, aber ich ließ es nicht über mich kommen. Etwas ist auch wohl der göttlichen Vorsehung, Gnade und Gerechtigkeit zuzuschreiben; ich will mich gewiß nicht überheben. Denn wie ich dir mehrmals, und recht nachdrücklich bei deiner Confirmation gesagt habe: auch wir reichen und vornehmen Leute müssen auf unsere Art fromm sein und den Herrn ehren. Wir brauchen uns nicht wie die armen Schächer zu geberden, das verlangt er nicht; wir sind freilich allzumal Sünder, aber das wird nicht an die große Glocke gehängt, sondern im Stillen abgemacht. Er ist eine alte, solide Firma, und anständigen Leuten gegenüber im Geschäfte anständig. Zeige dich im Großen und Ganzen reell gegen ihn, komme deinen Verpflichtungen redlich nach und halt' dich gut mit dem Domine, dann kann es nicht fehlen.

Nach dem, was ich bis jetzt vorausgeschickt, dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ich aus meinem reichen und vielbewegten Leben manches Spaßhafte und Belehrende mittheilen kann. Aber vielleicht wirst du fragen, warum ich es nicht mündlich und bei Lebzeiten thue, wie ich dir denn ja schon das Eine und Andere zuweilen zu Nutz und Frommen erzählt habe. Nun, Floris, man sagt auch dem eigenen Sohne bei aller Offenheit nicht gern Alles, so denkwürdig es auch sei; das geduldige Papier aber wird nicht roth. Und noch ein anderer Grund bewegt mich zum Schreiben. Meine Erfahrungen sollten dir Vieles ersparen; ich hab' sie daher bei deiner Erziehung stillschweigend und umsichtig angewandt und dich vor Abwegen behütet. So bist du, ohne es zu wissen, durch fremden Schaden klug geworden. Wenn du nun, wie ich hoffe, bald selbst einen Sohn zu erziehen hast (auch zwei oder drei meinetwegen, aber nicht mehr, das schöne Vermögen soll nicht zersplittert werden), so wirst du mir zwar aus Gewohnheit das Meiste nachmachen, aber ohne die rechte Erkenntniß und Einsicht geht leicht die nöthige Consequenz verloren. Hier sollst du nun, wenn ich einmal nicht mehr da bin, klärlich sehen, warum ich dies gethan und jenes unterlassen habe, auf daß du selber auch fernerhin mir mit Verständniß nachfolgest, deine Kinder aber vor Uebermaß und Thorheit behütet und, gleich dir, reiche, fatsoenliche und glückliche Menschen werden.

Denn wisse, lieber Floris, recht glücklich ist nur der, welcher einen guten Magen und noch sonst etwas Gutes hat, und im Stande ist, deren Ansprüche reichlich und anständig zu befriedigen. Man sagt dies zwar nicht gern laut, aber alle gescheuten Leute sind davon überzeugt. Laß dir nichts einreden von den Hungerleidern und Heuchlern: Kunst und Wissenschaft ist etwas, Ehre und Ansehen ist mehr, und viel, viel Geld ist noch mehr, ja, alles dies gehört bis zu einem gewissen Grade dazu, aber jene zwei Dinge sind und bleiben die Hauptsache. Ich bin deshalb jetzt nur halb glücklich, weil ich dich so vor mir sehe; für meine Person, was hilft mir bei meinem Leberleiden die reichbesetzte Tafel? Da hatt' ich neulich einen Windhund von Maler aus Düsseldorf bei mir, ein noch junges Bürschlein, du hast ihn ja gesehen; er war an mich empfohlen und ich mußte ihn ehren- und schandenhalber einmal einladen. Hei! Wie der Kerl einhieb auf unseren festen Kalbsbraten! Wie er unter den frischen Austern aufräumte! Wie lustig er Porter und Ale, halb und halb gemischt, in die durstige Kehle goß und den süßen spanischen Wein zum Dessert obendrein. Es wurde mir weh um's Herz; ich gedachte der Tage, die vergangen sind, und seufzte im Geheimen: Wer doch auch noch so essen könnte! Der Mensch aber wurde mir effectiv widerlich und ich hab' ihn nicht wieder zu Tisch gebeten; er frißt jetzt Erdäpfel und überjährigen Häring und schwelgt dabei im Trippenhuis in Kunstgenuß — wohl bekomm's! Es wäre unverschämt, wenn ein solcher Schlucker glücklicher sein wollte, als der wohledle Herr Elhard van Lonk-Hasselaar.

So nimm denn diese Aufzeichnungen als einen neuen Beweis der Fürsorge und Liebe deines Vaters hin. Sie sind zunächst für dich bestimmt und deshalb offen und rückhaltlos; doch darfst du das Eine und Andere auch Freunden mittheilen, immer dis-

cret. Ein Capitel freilich — nun, ich war damals noch jung, habe triftige Entschuldigungen beigebracht und mich überhaupt auch nie für einen Engel ausgegeben. Und dagegen habe ich auch viel Gutes gethan — noch heute Morgen zwei Gulden für die Frau eines flüchtigen Bankerottiers gegeben — und gedenke noch mehr zu thun. — Es hat schon zwölf geschlagen; ich will frühstücken und dann zur Börse gehen. Was gilt's! Ich verdiene heute noch ein hundert Gulden an Hateling — er sitzt in der Klemme.

Zweites Capitel.

Herr Elhard erzählt einige Erinnerungen aus seiner Kindheit.

Geboren wurde ich in der großen Hauptstadt Amsterdam, als der dritte Sohn des Kaufherrn Gerrit van Lonk, dessen Haus den Niederlanden schon einmal einen Admiral geliefert hat. Meine beiden älteren Brüder starben früh weg, glücklicherweise, darf ich wohl sagen, denn ich hab' sie kaum gekannt, konnte also keinen großen Schmerz über ihren Tod empfinden, und wenn sie fortgelebt und so viel Geld gebraucht hätten, als ich und mein folgender Bruder Piet, so wär' am Ende vom Vermögen wenig übrig geblieben. Gegen meine Geschwister hab' ich's nie an der schuldigen Liebe fehlen lassen, so sehr Piet auch manchmal meine Geduld auf die Probe stellt. Ich will ihm bei seinem oder meinem Tode alle schlechten Streiche christlich verzeihen; ich gönne ihm schon jetzt die zehntausend Gulden, um die er mich bei Tante Mietjen's Erbschaft geprellt, ich gönne ihm den reichen Hausdrachen, den er heimgeführt hat, ich gönne ihm auch seine blaurothe Burgundernase. Wenn er mich in Ruhe läßt und selten nach Amsterdam kommt, so mag er meinetwegen noch lange leben. Schwester Eva war ein gutes Geschöpf und hat der Familie schon früh Ehre gemacht; sie heirathete mit siebzehn Jahren einen hohen Beamten in Surinam und starb noch eher als der alte Mann; ich wollte, sie lebte noch, aber sie konnte das Klima nicht vertragen. Deine Tante Leentje endlich ist eine alte Jungfer geworden, und ich habe, wie du weißt, meine liebe Noth und täglich viel Aerger mit ihr; aber ich behandle sie mit großer Rücksicht, so zänkisch und launisch sie ist. Durch ihren Geiz wächst ihr Vermögen immer mehr an, und wenn's noch eine Gerechtigkeit im Himmel giebt, so beerbe ich sie ganz allein. Bei dem ewigen Quacksalbern und Mediciniren kann sie's nicht lange mehr machen.

Meine Mutter war aus dem alten, bürgermeisterlichen Geschlechte der Hasselaaren und ihr zu Ehren haben wir auch den zweiten Namen angenommen. Das klingt nicht nur stattlich, sondern hat auch sonst zuweilen sein Angenehmes, wie du im Verlaufe noch einmal hören wirst. Sie war eine gutmüthige Frau und hat mir oft vor dem Vater das Wort geredet. Sie hätte viel länger leben können, allein sie verdarb sich den Magen auf Leentjes Taufe, die früher als gewöhnlich stattfand, da Papa verreisen mußte.

Aus meiner frühesten Kindheit sind mir besonders lebhaft die Spaziergänge erinnerlich, welche ich an schönen Tagen vor dem zweiten Frühstück über die vornehmsten Grachten unternahm. Dann war ich mit meinen hübschen Kleidern angethan, und neben mir wandelte Gessie, das mooie Dienstmeischen, das feine Spitzenhäubchen auf dem Kopfe, mit rothen Backen, im hellen Kattunkleide und netten Schnürstiefelchen. Zuweilen ging auch Papa mit uns. Wenn wir dann an einem Kramstande vorbeikamen und ich sehnsüchtig nach den schmutzigen Straßenjungen hinschaute, die dort Eier und saure Gurken, Apfelsinen und Bücklinge verzehrten, so nahm er die Gelegenheit wahr, einige passende Belehrungen anzuknüpfen. „Nicht wahr, Elhard, Du möchtest gern dabei sein? Aber sieh, mein Sohn, Gott hat Elephanten und Wassermäuse, Salmen und Gründlinge, Rüben und Ananas erschaffen, und ebenso reiche und arme Leute: Jedes bleibe, wo es hingehört! Sieh jene Kwaajongens an, ihre Lumpen und ihren Schmutz! Sie kriegen täglich dreimal Prügel und einmal etwas zu essen. Die Centen, welche sie für jenes ekelhafte Zeug ausgeben, haben sie gebettelt oder gestohlen. Ich gebe Dir zu Hause zwei Mandarinorangen, und dann darfst Du Deine Sparbüchse nachzählen, all' die blanken Gulden! und nachher zu Mynheer Detlev's Lovischen spielen gehen. He, da kommt sie gefahren — was ihr Vater doch für mooie Pferde hat!“

Das war für meinen Vater eine lange

Rede. Du weißt, Floris, ich habe dich wohl in ähnlicher Weise erinnert; man kann vornehmen Kindern nicht früh genug einprägen, daß sie sich nicht gemein machen. Aber ich habe mehr als das gethan: ich habe dich sorgfältig vor jeder unpassenden Gesellschaft, vor jeder bösen Gelegenheit gehütet, was doch in einer so großen Stadt schwer und meinem Vater nicht immer gelungen ist. Nur ein Beispiel hier. Kleine Kessel haben große Ohren und große Augen dazu — ich muß noch heute über meine Schalkhaftigkeit lachen.

Es war Kirmes und ich mochte so ungefähr sieben Jahre alt sein, als Papa mich und Piet zu Mynheer Detlev schickte, wo wir mit der etwas jüngeren Lovise spielen und ein Puppentheater ansehen sollten. Gessie lieferte uns wohlbehalten ab. Aber Lovischen lag krank zu Bette — sie hatte zu viel Poffertjes gegessen — und ihr Vater gab uns zum Trost, daß das Puppenspiel abbestellt war, ein Glas Bessenwein, Rosinen und Mandeln, ein paar blanke Stuiver, und eine colorirte Reisebeschreibung zum Besehen. So lange ich nun zu essen und zu trinken hatte, hab' ich mir nie etwas aus den Büchern gemacht, sogar aus einem Bilderbuche nicht. Aber als ich mit der Leckerei fertig war, wollte ich doch einmal gern die Kupferstiche ansehen. Piet aber (er ist auch später immer heimtückisch gewesen, wenn er nüchtern, und wenn er trunken war, jähzornig), Piet hatte vorsorglich seinen Antheil in die Tasche gekröpft und sich gleich anfangs des Buches bemächtigt, und saß jetzt da und schob langsam einen Mandelkern nach dem anderen, eine Rosine nach der anderen in's breite Maul, besah die Bilder nach seiner Bequemlichkeit und knurrte, wenn ich rascher umwandte als ihm lieb war. Da ich ihn in dem fremden Hause nicht prügeln mochte, so ließ ich ihn allein und besah mir zunächst das Zimmer und dann das Haus ein wenig. Auf der ersten Treppe traf ich Niemand, Mynheer und Mevrouw und ihre großen Söhne waren bei Tisch; auch auf der zweiten nicht. Da beschloß ich, die seltene Gelegenheit zu benutzen und mir einmal selbständig auch die Kirmes anzusehen.

Behutsam schlich ich an der Häuserreihe hin bis zur nächsten Ecke und eilte dann geraden Weges auf den Botermarkt. Da drängte sich das Volk um die Kram- und Schaubuden, die Bajazzos schrien, die Papageien kreischten, die Wachsfiguren wackelten mit dem Kopfe, die Drehorgeln spielten, die Straßenjungen sangen und pfiffen, und ich wußte nicht, wohin ich zuerst schauen und mich wenden sollte. Eine schön geputzte Dame, die an der Casse eines Zeltes saß, lockte mich durch Winke und Worte an; sie nahm mir die paar Münzen ab und schob mich in einen halbdunklen Raum hinein. Aber ich bereute es nicht: es war ein Panorama, das erste, das ich sah, und verwundert schaute ich durch die Gläser in eine sonnige, neue Welt, sah Ströme und Berge, Pyramiden und Palmen, Moscheen und Dome, aber auch schließlich einige Genrebilder, wohl mehr für Erwachsene bestimmt, und blieb lange dabei. Als ich endlich wieder in's Freie trat, hatte es fein zu regnen begonnen, das Gedränge war aber nicht minder groß als zuvor; ich wurde ängstlich und fing an auf den Rückzug zu-denken. Aber von dem Toben und Lärmen war ich verwirrt und fand in der ungewohnten Umgebung den Heimweg nicht gleich. Da fiel mein Blick auf eine Schaar junger Burschen und Mädchen, die lustig singend aus einem Wirthshause hervorquollen. Auf der Straße angekommen, bildeten sie in bunter Reihe einen Kreis, faßten sich Alle an und sprangen nun, Husse, Hosse! wie besessen auf und nieder, und schrien und gröhlten dabei. Ein ehrwürdiger Herr, der zufällig in ihre Mitte gerathen war und, den Hut in der Hand, vergeblich rechts und links nach einem Ausweg spähte, nahm sich so komisch aus, daß ich meine eigene Verlegenheit ganz vergaß, als ich plötzlich in einem der Mädchen unsere Gessie erkannte. Aber wie verändert sah sie aus! Das zierliche Häubchen war zerrissen und hing lose auf dem wirren Haare; nicht nur ihre Wangen, ihr ganzes Gesicht und gar ihre Augen waren roth; das dünne, nasse Kleidchen klebte an ihren Gliedern und war, wie die Schuhe, über und über mit Koth bespritzt. Ich täuschte mich dennoch nicht und „Gessie, Gessie!“ schrie ich laut. „Herr Jemine, der junge Herr!“ rief sie und wollte auf mich zustürzen, aber ein großer Kerl mit strohgelbem Bart, der sie auch sonst zuweilen auf unseren Spaziergängen in die dralle Wange gekniffen hatte, umschlang sie und brüllte: „Verdoem' Deinen

jungen Herrn! Du gehst mit mir!" Er zog und schleppte sie in eine dunkle Gasse hinein; sie schrie und wehrte sich, und ich schrie auch, denn ich meinte, er hätte sie ermorden wollen.

Der Kreis hatte sich jetzt vollständig aufgelöst und der alte Herr war glücklich entwischt. Ein gutmüthiger Matrose kam wankenden Schrittes auf mich zu, hielt mir ein Glas Schiedamer hin und sagte: „Da, trink' einmal, junger Herr, so geht man mit den Meischen um!" Ich that einen herzhaften Schluck, er stürzte den Rest hinunter, zerschmetterte das Glas auf den Steinen und fuhr fort: „Komm an, wir wollen einmal in einen Poffertjeskram!" Ich trat nun mit ihm und seiner Freundin zwischen einem bunten Vorhange durch in einen hellerleuchteten Brettersaal, der rechts und links eine Reihe kleiner Cabinette hatte. In eins derselben begaben wir uns; er nahm das Mädchen auf den Schooß und that zärtlich mit ihr und wiederholte dabei: „Sieh, junger Herr, so geht man mit den Meischen um, das haben sie gern!" Bald dampfte ein Teller mit Poffertjes vor uns und ich ließ mich nicht lange nöthigen, trank auch noch einmal aus seinem Glase glühenden Punsches dazu, bis er endlich sagte: „So, mein Jung', jetzt laß uns etwas allein — und ein Compliment zu Haus!" Ich stand wieder draußen im Regen und in der Dunkelheit; ich hatte zuviel gegessen, es wurde mir übel; ich weinte und erleichterte mich auch noch auf eine andere Art.

Da trat ein altes, häßliches Weib auf mich zu und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Der junge Herr hat sich gewiß verlaufen; ich will ihm den Weg zeigen. Wo wohnt der junge Herr?" — „Keyzersgracht, Mynheer van Lonk!" rief ich zähneklappernd. „O, das ist leicht zu finden, aber vorher wollen wir uns etwas trocknen, etwas wärmen." Sie nahm mich bei der Hand und führte mich, fortwährend schwätzend und tröstend, durch mehrere finstere Gassen in ein altes, hohes Haus, drei steile Treppen hinan; an der letzten war statt des Geländers ein schmieriger Strick. Und auf dem Gange war's so dunkel, die moderigen Dielen krachten, mir ward's sehr beklommen um's Herz. Endlich kamen wir in eine sehr ärmliche, aber doch warme und helle Stube. Ein kranker Mann lugte neugierig hinter den zerrissenen Vorhängen des Bettes hervor. „So, mein schöner, junger Herr," sagte die alte Hexe, „jetzt wollen wir das Röckchen einmal ausziehen und trocknen — ist das Westchen auch naß?" — „Auch ausziehen, auch ausziehen," keuchte der Kranke, „Höschen auch!" — „Schweig," rief die Frau. „Sieh da, silberne Knöpfe!" — „Abschneiden, abschneiden!" meinte der Mann, sank aber, auf einen Drohblick des Weibes hin, unverständlich brummend in seine Kissen zurück. Mir war noch nicht merklich besser zu Muth. „Nun trinke der junge Herr einmal," sagte die Alte, und der warme Kaffee that mir wohl. „Alles Geld ausgegeben — oder verloren?" Ich berichtete der Wahrheit gemäß, aber sie schüttelte den grauen Kopf. Nach einer Weile wagte ich zu bemerken, daß mein Rock jetzt wohl ziemlich trocken sei. Sie strich prüfend und nachdenklich darüber hin, zog ihn mir dann aber entschlossen an und führte mich unter einem zeltartigen Regendache zu meiner großen Freude ohne weiteres Abenteuer nach Hause.

Hier fanden wir Alles in Aufregung, da Piet durch Mynheer Detlev's Bedienten zurückgebracht worden war, ohne von mir und Gessie etwas berichten zu können. Die Nachforschungen hatten schon begonnen, als meine Ankunft sie unnöthig machte. Mein Vater hörte im Vorhause meine Erzählung und die Zusätze des alten Weibes an und reichte ihr dann großmüthig zehn Stuiver hin. Aber wie solche Leute sind: sie war nicht zufrieden. „Ach, Mynheer," jammerte sie, „ich habe zu Hause einen todtkranken Mann —" Mein Vater wollte zornig werden, besann sich aber eines Bessern und sagte: „Einen kranken Mann? Der soll auch noch 'was haben. Jan, bring' die alten Stiefel her! Hier, sie sind noch ganz gut, nur die rechte Sohle ist durch; verschleißt sie gesund." Das Weib sah die Stiefel und dann ihn an: „Was soll mein kranker Mann mit dem alten Leder machen?" schrie sie erbost und warf sie auf den Marmorflur. „Pfui, pfui, pfui!" Damit wackelte sie zum Hause hinaus.

„Das unverschämte Pack!" rief mein Vater, „so mit den guten Sachen umzugehen! Jan, schmeiß' die Stiefel fort — und Du komm nach oben, ich will Dir die Kirmesfahrten austreiben."

Aber die Mutter legte sich in's Mittel und ich kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Am nächsten Morgen lag Gessie wie ein Häufchen Unglück vor der Hausthür und war trotz Kälte und Regen auf der steinernen Treppe eingeschlafen. Das leichtfertige Geschöpf wurde verdientermaßen sofort weggejagt. Als sie schluchzend mit ihrer bunten Kiste abzog, kniff ich ihr scherzend in die Backe und sagte: „So geht man mit den Meischen um!" worüber mein Vater nicht wenig lachen mußte.

Das war unvorsichtig, Floris, denn wenn ein guter Haken sich auch bei Zeiten krümmt: mit sieben Jahren, das wirst du zugeben, ist's etwas zu früh. Du hast, Dank meiner Fürsorge, erst mit siebzehn Jahren so recht erfahren, daß es zweierlei Menschen auf der Welt giebt.

Meinen ersten Unterricht erhielt ich durch Privatlehrer, und zwar im Rechnen insbesondere von einem alten portugiesischen Juden, Mendoza genannt. Denn mein Vater meinte, darauf verstände sich das Volk Israel besser als wir. Ich seh' das kleine, spitze Männchen mit den klugen Aeuglein noch deutlich vor mir, und recht lebhaft erinnerlich ist mir besonders ein Examen, das er einst in Gegenwart meines Vaters mit mir abhielt. Nachdem ich viele Fragen zur Zufriedenheit beantwortet hatte, sagte Papa: „Nun will ich dem jungen Tausendkünstler auch noch eine Aufgabe stellen. Paß' auf, Elhard! Wenn das Pfund Kaffee achtzehn Stuiver kostet, was gilt dann die Tonne Häring?" Ich besann mich vergeblich, konnte platterdings keinen richtigen Ansatz finden und stotterte endlich: „Das haben wir noch nicht gehabt; das wird wohl Kettenregel sein; das kann ich nicht." Da lachte mein Vater überlaut: „Ich auch nicht," sagte er, „und Mynheer Mendoza auch nicht," und die Prüfung war zu Ende.

Mit zehn Jahren kam ich auf die lateinische Schule, doch das verdient ein besonderes Capitel.

Drittes Capitel.

Herr Elhard studirt Humaniora, und man merkt es ihm an.

Es ist eigentlich Unsinn, Floris, daß ein Kaufmann Latein lernt. Was hilft es mir, daß ich Felix meritis und Artis natura magistra übersetzen kann? Aapentuin thut dieselben Dienste. Aber es gehört einmal zum guten Ton, ebensowie man bei einem Leichenbegängnisse oder bei der Eröffnung eines Testaments ein ernstes Gesicht schneiden muß, und man soll nie gegen die Regel verstoßen.

Und dann war auch mancher Spaß mit der Schule verbunden, besonders im Winter, wenn wir auf Schlittschuhen über die gefrorenen Grachten hin- und heimlaufen, und die Magister aus irgend einem Winkel heraus mit Schneeballen tractiren konnten. Ueber einen besonders muß ich noch heute lachen. Es war ein trübseliger, langer, magerer Gesell, der wohl die Schwindsucht am Leibe hatte und beständig hustete. Dafür konnte er nun vielleicht nicht und es mag unrecht sein, über eine Krankheit zu spotten; aber Kinder sind Kinder, solche Kerls sollten nicht Schulmeister werden. Ich accompagnirte ihn bald kräftiglich und die besseren meiner Kameraden stimmten lustig mit ein, nur der Duckmäuser Jurjan ter Moole nicht, von dem ich bald noch mehr sprechen muß. So oft der Doctor hustete, begann auch unser Chor, und wir trieben's ärger und lauter als er. Anfangs nun beachtete er es nicht, aber es wurde immer stärker, er mußte die Absichtlichkeit merken, und da er nicht gerade dumm war, so fand er auch bald den Anstifter heraus. „Warum hustest Du?" fuhr er mich an, als er eben wieder so viel Athem hatte. — „Nun, Sie husten ja auch." — „Leider, leider! Aber Du stellst Dich nur so an, Du —" hier wurde er durch einen neuen Anfall unterbrochen, „Du — wirfst ja gar nicht aus." — „Wenn's daran fehlt," rief ich, „das kann nachgeholt werden," und spuckte ihm dicht vor die Füße, vielleicht auch auf die Stiefel, ich weiß es so genau nicht mehr. Die ganze Schule lachte, er aber ergriff, vor Wuth außer sich, mich beim Rockkragen und bearbeitete mir den Unterrücken gehörig mit einem vierkanten Lineale, dann warf er mich zur Thür hinaus. Eigentlich sollte in unserer Classe gar nicht mehr geschlagen werden; ich war überrumpelt worden, sonst hätt' ich's nicht so weit kommen lassen. Zähneknirschend lief ich nach Hause und klagte meinem Vater, der Doctor habe mich geschlagen, weil ich hätte husten müssen. Er

war nun zwar schlau genug, mir nicht vollständig zu glauben (das mußt du auch nie thun, Floris; alle Kinder lügen, fast noch besser als die Großen); er gab mir sogar einen Verweis, aber ich hörte ihn doch murmeln: „Solch ein elender Schulfuchs prügelt einen van Lonk!“ und sah, wie er ein paar Zeilen an den Director schrieb. Der kam dann am nächsten Morgen mit dem Lehrer in die Classe und verhörte mich und einige Andere. Dann hielt er eine lange Rede, worin er darthat, erstens, daß wir Unrecht hätten, und der Doctor auch, ferner, daß wir gewissermaßen Recht hätten, und der Doctor auch, und endlich, daß er mir die gestrige Lection als Strafe anrechnen und den Anderen ganz verzeihen wollte. Damit sollte es nun gut sein, aber ich war durchaus nicht zufrieden. Den Schmerz der Prügel empfand ich weniger, als die Schande und den Spott der Uebrigen. Ich war der Einzige, der je coram omnibus so tractirt worden war, und beschloß, Rache zu nehmen und meine Kameraden in ein Complot zu verwickeln. Wir wollten Alle zusammen Abends über den Doctor herfallen und ihm mit steingefüllten Schneeballen übel mitspielen. Denn sieh, wenn Alle sich betheiligten, um so weniger Gefahr war für den Einzelnen dabei.

Und mein Plan wäre durchgegangen, ohne den Schleicher Jurjan ter Moole. Er spielt in meinem Leben noch einmal eine so wichtige Rolle, daß ich ihn etwas näher beschreiben muß. Von Anfang hatte ich mich bald zu ihm hingezogen, bald wieder abgestoßen gefühlt. Er glich mir äußerlich vielfach, nur war Alles blasser, kümmerlicher bei ihm, etwa wie sich der Abklatsch eines Briefes zum Original verhält. Im Charakter zeigte sich noch mehr Verschiedenheit. Er war nicht ohne Gaben, faßte und lernte leicht, konnte auch ungeheuer freundlich und einschmeichelnd sein und lächelte meist, sodaß die weißen Zähne unter den schmalen Lippen hervorglänzten; daneben war er rachsüchtig und schadenfroh. Das mochte nun thun, er war armer Leute Kind und wurde von uns jungen Patriciern über die Achsel angesehen, wenn wir auch seine Einflüsterungen und seine saubern Hefte zum Abschreiben gern benutzten, ja, ihn zuweilen durch dringende Bitten bewogen, das Prädicat „nicht fleißig“ in „recht fleißig,“ oder ein bloßes „gut“ in „sehr gut“ zu verwandeln. Wie er nämlich überhaupt zierlich und gewandt schrieb, so malte er insbesondere, wenn er sich etwas Mühe gab, die Handschriften der Lehrer täuschend ähnlich nach. Dieser Jurjan nun hielt die Anderen ab, meine Sache zur allgemeinen zu machen. Er hatte im Grunde Recht, und das ärgerte mich umsomehr. Als er daher — es war in der Zwischenstunde — seine Rede schloß: „Eure Väter würden sauer sehen, wenn die Conferenz Euch Alle mal fortjagte oder ein halbes Jahr zurücksetzte —“ Da rief ich, vom Zorn übermannt: „Ihr seid Alle Memmen, nun, so lasse ich allein den Doctor hopsen!“ — „Wenn ich so etwas vorhätte,“ sagte Jurjan, „so würde ich's heimlich thun und keinem Menschen ein Wort davon sagen.“ — „Das sieht Dir ähnlich,“ rief ich verächtlich; „ich habe mehr Courage als Du; komm, Du sollst es selbst mitansehen.“ Dabei zerrte ich ihn an dem mageren Arme auf den Flur hinaus, viele der Anderen folgten, und ich spannte nun in der dunklen Mitte der Treppe eine Schnur, etwa einen Fuß über den Stufen hin, aus. Dann gingen wir Alle in's Classenzimmer zurück, lehnten die Thür aber nur an. Es war Zeit. Eine Minute später wankte der Doctor die Treppe hinunter, sah die Schnur natürlich nicht und stürzte die letzten Stufen hinab. Ein furchtbarer Schrei — dann war Alles still. Ich verfärbte mich doch — sollte er wohl todt sein? Aber wer sich die Lunge aushusten soll, darf nicht vorher den Hals brechen: der Kerl hatte nur, was er redlich an mir verdient, die Hand verstaucht und sonst noch einige Schrammen davongetragen.

Diesmal kam der Director mit vier Adjutanten, den Oberlehrern, zu uns, und setzte die feierlichste Amtsmiene auf. Der Schuldige sollte sich selbst angeben. So dumm waren wir nicht. Wer's wüßte oder gesehen hätte, sollte sprechen. Alle hielten als gute Kameraden reinen Mund. Da wurde der Director wild: „Wenn ich's in fünf Minuten nicht weiß, so bekommt Ihr Alle das Consilium oder werdet um ein Jahr zurückgesetzt, wie's die Conferenz beschließt — ich stimme für das Erstere!“ Wir hörten, daß er im Ernste sprach, schon an seinem vorsichtigen Ausdrucke. Noch einen Augenblick blieb's still, dann erhob sich Jurjan und sagte mit tonloser Stimme,

gleichsam entschuldigend, zu den Anderen: „Euch mag's einerlei sein, aber ich bin ein armer Junge — der Elhard hat's gethan."

Daß ich ihn von jenem Augenblicke an gründlich haßte, wirst du begreifen. Ich hatte acht Tage Spielzeit und kam dann auf eine vornehme Kostschule, wo ich mehrere Gleichgesinnte antraf. Wir waren saubere Blümchen, das kannst du glauben, Floris; was der Eine noch nicht wußte, das lernte er vom Anderen. Und der Lehrer mußte uns gewähren lassen; warum? Er lebte davon und ließ sich gut bezahlen. „Jungens!" warnte er wohl, „treibt's nicht zu toll! Hübsch still, hübsch heimlich — und lernt, dazu seid Ihr doch eigentlich hier." Nun, mit dem Lernen konnte man, Alles in billige Erwägung gezogen, wohl noch zufrieden sein, aber ich hätte dich doch nie zu ihm geschickt, Floris. Von unseren Streichen und Schwänken will ich schweigen, und lieber zur folgenden, sehr merkwürdigen Periode meines Lebens übergehen. Da ging mein Latein zu Ende, und alle Schulweisheit half mir nicht.

Viertes Capitel.

Herr Elhard kommt in die Lehre, wird krank und verrückt.

Meine beiden älteren Brüder waren längst todt und begraben, Vater hatte geerbt, sein Geschäft ausgedehnt und einen prächtigen Landsitz bei Cleve gekauft; wir waren reich und wurden's täglich mehr. Ich brauchte mich also nicht zu übereilen, brachte im Gegentheil nach meinem Austritt aus der Pension mit Mama eine Saison in Scheveningen zu (es war ihr verordnet, aber Papa brummte; er meinte, Cleve hätte dasselbe gethan) und kam erst mit achtzehn Jahren auf Mynheer Detlev's Kantoor. Der Kaufmannsgeist steckt in unsrer Familie, ebenso wie die schöne Handschrift, rechnen konnt' ich auch, Dank dem alten Mendoza, meine französischen und englischen Briefe ließ ich von einem deutschen Kameraden corrigiren, den ich dafür niemals Mof zu nennen versprach — es ging gut. Aber du weißt wohl, Floris, was die jungen Leute Abends treiben. Du kannst von Glück nachsagen, dich hab' ich immer gewarnt: Nicht zu viel! nicht zu toll! und dir scharf aufgepaßt, darum hast du auch noch ein Paar Backen wie Pfingstrosen, und Schenkel wie Eichenbäume. Mein Vater saß bis über die Ohren im Geschäft und bekümmerte sich wenig um mich. Wenn er nur an der Börse zuweilen von Detlev einen guten Bericht über mich empfing, wenn ich pünktlich zum Essen da war, so nahm er's Abends nicht so genau; ich war im Theater gewesen, oder in Arti et amicitiae, oder bei einem guten Freunde. Trieb ich's einmal gar zu toll, so gab's eine kleine Scene; gewöhnlich trat aber Mama dazwischen. Es ist schade, und hat mir manchmal leid gethan, daß man nicht auch der Natur so etwas weißmachen kann, daß sie Alles merkt und Alles vergilt. Anderthalb Jahr war ich bei Detlev, als mein elendes Aussehen sogar meinem Vater auffiel. „Der Junge frißt doch genug," brummte er, „aber er säuft und haselirt zu viel." „Er arbeitet zu viel," meinte Mama, „Mynheer Detlev ist ja seines Lobes voll; aber es thut nicht gut, Gerrit; er soll uns nicht auch sterben; er muß Erholung haben: laß ihn eine Zeitlang mit mir nach Cleef gehen." Nach einigem Sträuben willigte er ein, ich bekam Urlaub und reiste mit Mama auf unser Landgut ab. Vorher aber hatte sie mich noch loseisen und ein erkleckliches Sümmchen Schulden für mich bezahlen müssen; davon wußte der Alte nichts.

Etwas Gutes ist dabei, wenn man früh zu leben anfängt: man wird's bald leid, wenigstens zeitweilig. Ich war in einer merkwürdig elegischen Stimmung, etwas matt, etwas melancholisch freilich, aber so sanft, so ruhig, so vernünftig dabei, daß Mama ihre wahre Freude an mir hatte, mit innigem Mitleid gemischt. Es that mir wohl, einmal aus dem großen Kasten Amsterdam herauszukommen in eine neue reine Welt. Du kennst Cleve, Floris, dies Herzchen von Deutschland, du hast das Gut auch noch gesehen; ich brauch's dir daher nicht zu schildern mit seinem weißen, schmucken Hause, seinen duftigen Gärten, seinen grünen Lindengängen — und wir kamen im Anfange des Blüthenmonates hin. Das ist die rechte Zeit zur Schwärmerei, und bei meiner Schwäche, bei meiner Prädisposition, bei der Einwirkung der ungewohnten Umgebung ist's am Ende kein Wunder, daß ich damals verrückt wurde, doch immerhin bei einem Manne meines Calibers merkwürdig genug.

Verrückt aber sage ich, nicht weil ich mit neunzehn Jahren, sondern weil ich eine Bettlerin heirathen wollte. Verrückt, weil ich ihretwegen unbedenklich mit Vater und Familie, mit Gut und Blut gebrochen hätte. Verrückt, weil ich eine ewige Sclaverei vor Augen sah, und den Pantoffel hätte küssen mögen. Verrückt, weil ich Willens war, ihretwegen kein ander Weib mehr anzusehen, kein Glas über Durst zu trinken, kurz, auf alle wahren Freuden des Lebens zu verzichten, und ich glaub', ich hätt's fertig gebracht, und mich glücklich gedünkt. Verrückt endlich und hauptsächlich, weil ich jetzt noch, nach Verlauf so vieler Jahre, nie ohne tiefe Bewegung an jene Zeit zurückdenken kann — wahrhaftig, jetzt wo ich dies schreibe, wird mir wieder so sonderbar um die Herzgrube, mein Unterkiefer kaut, als ob ich alter Narr weinen wollte — ich muß aufhören für heute und eine Flasche Dry Madeira trinken; es ist Gift für mich, aber immer noch besser, als diese verfluchte Schwachmüthigkeit.

Wir mochten etwa drei Wochen in Cleve sein; ich aß gut, ich schlief lange, ich wandelte wie ein Lämmlein auf grüner Au oder fuhr mit meines Vaters prächtigen Pferden aus, und wurde schon wieder stärker und lebhafter, da lud uns eines Tags eine befreundete Dame zu einer größeren Gesellschaft ein. Sie hatte mich schon mit mehreren Gästen bekannt gemacht, als sie sagte: „Hier muß ich wohl etwas förmlicher vorstellen, die Namen klappen so artig zusammen: Mynheer Elhard van Lonk-Hasselaar und Fräulein Elfriede von Lanken."

Ich könnte sie dir noch schildern, Floris, von Kopf bis zu Füßen, aber was hilft's? Ihr Auge siehst du doch nicht, es schaute mich so klug, so groß, so milde an, daß ich die meinigen niederschlug. Und ihre wunderbare Stimme hörst du auch nicht — in meinem Ohre klingt sie noch, wenn ich die Augen schließe; ich hab' sie oft wachend und im Halbschlummer auf dem Meere, in der Kirche, an der Börse, in Batavia gehört. — Sie sang zum Clavier, und meine Aufregung wurde so groß, daß Mevrouw sagte: „Man sieht's Ihnen an, Mynheer, Sie sind noch nicht ganz wohl; es ist Ihnen sicherlich zu benaauwd hier im Zimmer."

Am nächsten Morgen machte ich Besuch bei Elfriede. Sie war die Tochter eines verstorbenen Officiers und lebte mit ihrer Mutter von einer kleinen Pension. Wie ärmlich kam mir die Stube vor, in die ich geführt wurde! Aber als sie erschien, sah ich nichts Anderes mehr. Ich ruhte nicht, bis ich eine Annäherung zwischen unsern Familien vermittelt und ihr unser Haus und Gut gezeigt hatte. Sie sollte sich wundern, dachte ich, aber sie wandelte in ihrem einfachen Kleidchen wie eine Königin über unsre türkischen Teppiche und Parquets dahin, und meine dicke Mutter sah in ihrer schweren Seide wie eine aufgeputzte Köchin, und ich wie ein Friseur daneben aus.

Eigentlich, mein Sohn Floris, sind nur die reichen Leute wahrhaft freie Menschen. Sie lügen und trügen, sie heucheln und schmeicheln auch, aber mit Maßen; warum? sie haben's nicht so nöthig. Es ist ein Jammer, daß man an den meisten Orten die Sclaverei abgeschafft hat. Die Alten waren klüger, das weiß ich von der lateinischen Schule her; die heil. Schrift spricht auch dafür. Nun, in West-Indien und im Ost geht's noch an; auch hier läßt sich viel thun, nur suaviter in modo, fortiter in re! Die Mehrzahl der Menschen soll schwer arbeiten und gehorchen, aber gut gehalten und nicht zum Spaß geprügelt werden. Je besser sie sich fügen, desto reichlicher theilen wir ihnen von unserm Ueberfluß mit, mißgönnen ihnen auch ein Glas Bier, eine Pfeife Tabak, eine lustige Kirmes nicht, und lassen sie in derselben Kirche mit uns sitzen. Immer leutselig! Und wenn sich Einer aufschwingt, einen Schatz findet, in der Lotterie gewinnt, so besitze ich keinen lächerlichen Patricierstolz, obgleich ich wahrhaftig Ursache dazu hätte, und im Blute doch auch noch was liegt.

Nun giebt's aber Einzelne — seltene Ausnahmen zum Glück — die danken für dies Alles und halten sich für — Unsersgleichen, auch ohne gerade betrunken zu sein, und unter uns gesagt: in gewissem Sinne dürfen sie's auch. Wir sind die Herren der Erde: sie gehen durch diese Welt, gleich als gehörten sie nicht dazu. Wir sind unabhängig, weil wir Niemanden, und sie, weil sie wenig bedürfen. Wir sind vornehm durch Champagner und Austern, und sie durch Wasser und Brot. Wer keine Begierde hat, ist fast so glücklich, als wer

sie alle befriedigen kann. Wen der Köder nicht lockt, der schnappt nicht darnach, und wer nicht zu schnappen braucht, der ist nobel.

Du wirst dich wundern, mich so reden zu hören — es ist wohl Nachwirkung der alten Verrücktheit. Zu jener seltenen Sorte gehörte Elfriede im eminentesten Sinne. Gerade weil sie all meinen früheren (und auch späteren) Anschauungen so durchaus fremdartig entgegentrat, machte sie einen so gewaltigen, nachhaltigen Eindruck auf mich. Ich könnte dir, wenn ich mich besinne, noch manchen Ausspruch von ihr aus der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft anführen; es möge an zweien genügen. „Das Glück liegt nicht im Genießen, sondern im Entsagen;“ ich verstand es anfangs kaum, aber der Zauberstimme glaubte ich es. Meine goldene Uhr war mir von einem katholischen Dienstmädchen gestohlen, aber nach der nächsten Beichte zurückgebracht worden, und ich warf hin: „Das ist doch ein Nutzen dieses Instituts.“ „Das wäre das Geringste, Mynheer van Lonk, so kostbar Ihre Repetiruhr auch sein mag. Aber daß ein armes, gequältes Menschenherz seiner Angst Luft machen, seine Verirrungen einem Andern bekennen kann, der, wenn auch selbst ein Sünder, doch an dieser Missethat gerade in diesem Augenblicke unschuldig ist; der das geknickte Rohr wieder aufrichtet, belehrt und tröstet: Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin und sündige nicht mehr, — das macht die nicht gemißbrauchte Beichte zu etwas Wohlthätigem und Segensreichem. Der Starke bedarf vielleicht ihres Stabes nicht, der Schwache wohl.“

Sieh, Floris, in jenem Augenblicke kamen mir nicht nur die paar wirklichen Sünden, die ich am Ende bis dahin begangen, sondern Alles, was die jungen Leute so zwischen 15 und 25 treiben, ja mein ganzes früheres Leben und Wesen verabscheuungswürdig, unrein, befleckt und verkehrt vor; wir waren nicht allein, aber ich hätte vor ihr niederfallen, einmal gründlich beichten und von ihrer Engelstimme losgesprochen werden mögen. Ihr großes Auge schien mich durch und durch zu ergründen, aber es lag kein Haß und keine Verachtung in seinem milden Schein, eher sanfte Trauer.

Wenn ich außer seinem Bereich war, so kehrte auf Viertelstunden meine Besinnung zurück, und ich sagte, expreß recht kräftig, zu mir selbst: Elhard, was fällt dir ein? Ein Bettelmädchen! Was werden die in Amsterdam sagen, was Papa? — Aber es half Alles nicht, und dazu kam, daß sie mich, je eifriger ich ihre Gegenwart suchte, mehr und mehr zu meiden schien, und nie unter vier Augen sprach. Ich aß wenig und trank gar nicht mehr, und wich den Einladungen einiger munterer Gesellen aus, die trotz meines Stilllebens schon nach den ersten acht Tagen den fröhlichen Kerl in mir gewittert hatten. „Elhard, wo fehlt's?“ fragte Mama; „bekommt dir die Luft hier nicht, oder — hast du noch Schulden?“ Da beichtete ich ihr, erröthend. Sie schüttelte doch den Kopf, aber auf die Dauer hat sie mir nie etwas abschlagen können. „In Gottes-Namen! Elhard, wenn's dich glücklich macht; den Papa nehm' ich auf mich. Deine Tante Mietjen kann denn doch nicht ewig leben; das ist nun wieder Geld, was ihn nichts angeht.“ (Sie hat's doch noch lang getrieben, Floris, und dein Onkel Piet mir endlich den fettesten Bissen weggeschnappt, der Erbschleicher!)

Das war Abends beim Thee; am nächsten Morgen kleidete ich mich früh sorgfältiger als gewöhnlich an und eilte zu ihrer Wohnung. Das Glück begünstigte mich; ich sah schon von fern ihr hellblaues Kleid in der Laube schimmern und traf sie dort allein.

„So früh, Mynheer van Lonk?“ rief sie befremdet und erhob sich; „ist etwas vorgefallen?“ „Nein, theuerstes Fräulein,“ begann ich mit bewegter Stimme, „allein es fällt im Augenblicke etwas vor; ich komme, um —“

„Nicht weiter!“ rief sie, „bitte, sprechen Sie nicht weiter, und lassen Sie mich gefälligst vorbei.“

Aber ich hielt Posto im Eingange der Laube. „Ich muß ausreden, und es soll nicht lange dauern. Ich bin Ihrer nicht werth, Elfriede, aber seitdem ich Sie kenne, bin ich ein anderer Mensch geworden. Und Sie nehmen Antheil an mir, ich hab's gemerkt; Sie werden Ihr Werk nicht unvollendet lassen. Und meine Mutter wird sich so sehr freuen — und Frau von Lanken gewiß auch — und ich hab' ein schönes Vermögen.“

Meine Gründe waren, was stets zu vermeiden ist, gegen Ende hin immer schwächer geworden, wenigstens für Leute von Elfriedens Schlage, doch daran trug ihr großes Auge Schuld. Sie saß wieder da, blaß aber ruhig, und sah mich fast mitleidig an, und als ich endlich ganz stockte, sprach sie gefaßt: „Es thut mir leid, daß Sie nicht auf meine Warnung gehört haben. Ja, ich nehme Antheil an Ihnen, und hätte uns beiden gern diesen Auftritt erspart. Sie werden hoffentlich fortfahren auf dem guten Wege, und nicht lange mehr einsam wandern. Ich —" sie erröthete ein wenig — „bin längst verlobt, und seit vorgestern ist Curt fest angestellt. Guten Morgen."

Die holde Stimme verklang, die zarte Gestalt entschwand; diesmal mußte ich sie wohl vorbeilassen. — ich setzte mich selber auf die Bank und heulte, ja, Floris, ich heulte als ein rechter verrückter Narr.

Freilich nicht lange, ich mußte doch wieder nach Hause gehen. Auf dem Hofe traf ich das Dienstmädchen ihres Hausherrn; ich drückte ihr einen Gulden in die Hand und fragte: „Wo wohnt doch eigentlich Herr Curt, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins?" „Danke schön, Mynheer. Also es ist wirklich ihr Bräutigam, an den sie so oft schreibt? Assessor in Coblenz."

Rasch und entschlossen im Geschäft! ist immer mein Wahlspruch gewesen. Eine Stunde später fuhr ich schon per Extrapost den Rhein hinauf.

In Köln, wo ich über Nacht bleiben mußte, traf ich ein sehr hübsches und gefälliges Stubenmädchen an, und unter andern Umständen — Allein, siehst du, Floris, es wäre mir damals rein unmöglich gewesen.

Ich hatte Zeit genug, mir den ganzen Plan reiflich zu überlegen, und als ich endlich den jungen Beamten zu Hause traf, machte mir das ärmliche Stübchen mit dem wackligen Schreibpulte, dem schiefen runden Tisch, den gebrechlichen Stühlen, dem altersschwachen Sopha und dem grünverhängten Alkofen erst recht Muth. Mit Geld und guten Worten läßt sich überall viel ausrichten. Nach den ersten Präliminarien begann ich: „Sie sind wohl schon lange mit Fräulein Elfriede von Lanken bekannt?"

Er sah mich erwartungsvoll an. „Vielleicht mehr als das," fuhr ich fort. „Wir wollen offen sein. Ich interessire mich sehr für die junge Dame, und sie nimmt großen Antheil an mir, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß. Aber ich bin ein friedliebender Mensch; wir beide brauchen uns deshalb ja nicht den Hals zu brechen."

Er lachte laut auf. „Gewiß nicht, im Gegentheil, wenn dem so ist, junger Herr, so hoffe ich Sie bald auf meiner Hochzeit zu sehen." Das hoffte ich nun gerade nicht. „Ich finde es sehr begreiflich," fuhr ich fort, „daß Sie Fräulein Elfriede lieben, aber gerade deshalb werden Sie ihrem Glücke nicht im Wege stehen wollen. Das Glück (hier meinte ich das seinige) besteht nicht im Genießen, sondern im Entsagen. Und ich würde Ihre Entsagung sehr zu schätzen wissen."

Er war ernster geworden. „Ich habe Sie ruhig aussprechen lassen," sagte er jetzt, „aber in dieser Sache ist Fräulein von Lanken die beste, die einzige Richterin, und sie hat entschieden." Dabei erhob er sich.

Der Esel verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen. Ich sprang auch auf und sprach deutlicher: „Ich bin reich; auf's Geld kommt's mir nicht an: fünftausend Gulden baar und fünftau —"

Aber da hatte er mich schon bei der Gurgel und zerrte mich zur Thüre hin. Zum Glück klopfte es, ein Herr steckte den Kopf herein, wollte sich aber mit den Worten: „Ich störe wohl!" wieder zurückziehen. Das brachte den Rasenden zur Besinnung und er ließ mich los. „Bitte, bitte!" rief ich dem Fremden zu, indem ich meine Halsbinde wieder zurecht zog, „mir kommen Sie gar nicht ungelegen. — Aber nehmen Sie sich in Acht: wir haben's hier mit einem Verrückten zu thun!"

Damit stampfte ich ingrimmig die schmale Treppe hinab. Von diesem Augenblicke an ging Alles quer. Ich fuhr mit dem Schiffe hinunter, um die schöne Gegend zu bewundern, aber ein furchtbares Unwetter scheuchte mich bald in die Cajüte, Ich kehrte in Köln, um Versäumtes nachzuholen, in demselben Gasthofe ein, aber das mooie Meischen war Abends zuvor mit einem jungen Reisenden durchgegangen. Und in Cleve waren Frau und Fräulein von Lanken zur Verwunderung

der Nachbaren plötzlich abgereist, dahingegen mein Vater und Piet zum längeren Besuche angekommen.

Fünftes Capitel.

Herrn Elhard wird es fast unmöglich, weiter zu erzählen.

Du selbst, Floris, hast einmal einen kleinen Anfall von meiner Verrücktheit, d. h. Absichten auf ein armes Mädchen gehabt; deine wenigen Andeutungen waren genug für mich und haben mich zu raschem, entschiedenem Handeln bewogen. Deine Gefühle sind überhaupt sanfter als die meinigen; du hast dich bald als gehorsamer Sohn gefügt und wirst zur Belohnung nun nächstens eine wohlgewachsene, frische, reiche Juffer heimführen. Es ist wahr, ihr Gesicht könnte etwas hübscher sein; es erinnert mich, unter uns, immer an einen Karpfen, oder wenn du das lieber hörst, an einen fetten Goldfisch — nun, ein Goldfischchen ist sie auch und bringt dir ein paar Tonnen mit; du gewöhnst dich daran, du bist selbst um so schöner, und die Kinder sollen dir nachschlagen. Ich konnte mich nicht so leicht in mein Schicksal ergeben wie du. Um so zufriedener war Mama. Sie suchte mich zu trösten und strich beim Vater mein solides Leben dermaßen heraus, daß er ordentlich vergnügt wurde und mir zur Belohnung und Anfeuerung ein edles Reitpferd kaufte. Aber mein feiner Ruhm dauerte nicht lange. Als der erste dumpfe Schmerz vorüber war, suchte ich Trost und Vergessenheit im Weine und ich ging zu weit darin, Floris, ich trank nicht mehr, ich soff.

Piet, der mir immer gern Alles nachmachte, so weit ein solcher Schwachmaticus es wagte und vermochte, Piet soff bald mit, und ist mir wirklich in jener Zeit weniger widrig gewesen, als je zuvor oder nachher. Wenn er auch einmal aufbrauste, ich konnte im Nothfalle noch lauter brüllen als er; er war wenigstens aufrichtig und nicht immer der bedächtige, lauernde, listige Duckmäuser, der er jetzt ist.

Nun mußt du aber nicht meinen, Floris, daß wir uns gemein gemacht, mit Jan und Allemann gekneipt und uns in den Gossen herumgewälzt hätten. Immer anständig! „Alles, was Ihr thut, Jongens,“ hatte mein Vater bei der Confirmation zu uns gesagt, „aber vergeßt nicht, welchen Namen Ihr tragt!“ Das hat mich von Vielem zurückgehalten. Wir betranken uns in anständiger Gesellschaft, zu gelegener Zeit, in feinen Weinen und gewöhnlich nur einmal am Tage. War Papa einmal nicht zu Hause, so benutzten wir natürlich die Gelegenheit; sonst sorgten wir in der Regel, daß wir zum Essen pünktlich da waren, denn darauf hielt er viel.

Nun ging das zwar manchmal so gut es eben konnte. Ich wußte mich noch am besten zu schicken. Wenn ich auch etwas unsicher aus dem Wirthshause schwankte und kam so ungefähr in die Entfernung von zwanzig Schritten von Hause, so sagte ich zu mir selbst: Elhard, du mußt dich zusammennehmen, zusammennehmen — und ich nahm mich zusammen, ging festen Schrittes die Stiegen empor, grüßte vernehmlich und saß beim Essen so gerade wie eine Kerze. Ich würgte auch noch den schweren Rheinwein hinunter, den mein Vater mir zuschob. Schlimmer ergings dem armen Piet. Der tastete wohl drei-, viermal vergeblich nach Löffel und Gabel und konnte sie nicht finden, und dann, wie er denn im Trunke ist, schlug er zornig mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller dröhnten, und schrie: „Ist denn der verdomde Lepel da oder nicht?“ — „Was ist das? Was ist das?“ rief Papa und schaute mürrisch hinter seinem Courant hervor. — „Och, Papa,“ mischte ich mich drein, „Du weißt ja, wie Piet ist; wir haben unterwegs einen kleinen Dispnt gehabt und er ist noch bös!“ — „Hm, hm, hm, hm!“ brummte er, noch halb ungläubig, und „Ach, die Jugend! Ach, die Jugend!“ seufzte Mama. Ich aber faßte den Alten an seiner schwachen Seite und fuhr fort: „Papa, heute, als ich ausritt, sind mir der Graf Kerkering und Baron Lafleur begegnet. Ei, was ein schönes Pferd! haben sie gesagt.“ — „Es ist auch ein schönes Pferd!“ knurrte er stolz. — „Ich ritt ihnen zu Gefallen einige Male auf und ab und ließ es courbettiren: sicherlich Halbblut! sagten sie.“ — „Es ist Halbblut und ich hab's ausgesucht.“ — „Dann taxirten sie es: achtzig Carolin unter Brüdern werth —“ — „Und ich habe nur siebzig dafür gegeben! Da siehst Du es, Frau, Du meinst immer, ich ließe mich betrügen; Graf Kerkering versteht sich doch wohl darauf, he?“

Vor Freude trank er selbst noch ein paar Glas Wein, und Piet kaute inzwischen zum Scheine und reichte den nur halbgeleerten Teller unbemerkt dem Bedienten hin. „Eef," sagte mein Vater dann wohl im Schlafzimmer beim Auskleiden zu Mama, „ich glaub', ich glaub', heut' Abend waren unsere beiden Jungen sehr gut betrunken!" — „Wie kannst Du das nur denken?" fragte sie, „Elhard hat doch so vernünftig mit Dir gesprochen." — „Das hat er auch, das ist wieder wahr, und es ist auch ein mooies Pferd. Aber Piet — und sie waren so roth im Gesicht."

Das war spaßhaft, Floris, und so kam Mancherlei vor, aber sonst mußt du nicht meinen, daß ich bei all dem Treiben glücklich gewesen wäre. Ich konnte sie noch nicht vergessen. Wenn ich mit einem robusten Dienstmeischen schäkerte, so meinte ich plötzlich, ihr sanftes Auge ruhte vorwurfsvoll auf mir. Wenn ich im lustigen Chorus ein Schelmenlied brüllte, so klang mir auf einmal ihre Stimme im Ohre, eine jener hochdeutschen Weisen singend, die so zart und wunderbar sind, wie Nachtigallenlaut. Aber desto wüthender sang, desto unvernünftiger trank ich, und hatte doch wenig Freude davon.

Da war ein Doctor in unserem Kreise, der uns in unseren kleinen Nöthen verschwiegen half und doch wieder bei Allem den Ton angab, was uns krank machte, der sagte eines Tages zu mir: „Van Lonk, wenn Du so fortmachst, so bist Du in einem Jahre ein kalter Mann." — „Mag sein," erwiderte ich, „mit Dir will ich nicht wetten, Du wärst im Stande und gäbst mir Rattengift, um zu gewinnen." Und das hätte er vielleicht gethan; es war ein wüthiger Kerl, der weder an Gott noch Teufel glaubte.

Das ging so einige Monate; Papa und Piet waren wieder abgereist, der Erstere nicht ohne einen heftigen Zornesausbruch, obgleich wir ihm noch nicht einmal die Hälfte unserer Schulden gestanden; auch mein Urlaub lief zu Ende. Mein körperlicher Zustand war noch so so — ich hab' eine zähe Natur — desto erbärmlicher sah's in meiner Seele aus. Ich war noch jung, Floris, ich hatte noch kein eigenes Geschäft, ich hatte dich noch nicht; ich dachte, wie zahlreich meine Gläubiger, wie langweilig Amsterdam, wie langweilig im Grunde das ganze Leben sei, und beschloß, mich todt zu machen.

Ein anständiger und kluger Mann, der dies vorhat, soll zweierlei thun: erstlich, es so einrichten, daß die Welt nichts merkt und die Familie keine Schande hat, und dann, Niemand vorher ein Wort davon sagen.

Das Letztere muß ich damals wohl nicht so recht beachtet haben, um so sorgfältiger das Erstere. Ich ließ ein feines Essen in einem Gasthause bereithalten, lud alle meine Freunde zu einer großen Jagd ein, und wollte auf derselben wie per Unglück mit meinem Pferde in einen tiefen Graben stürzen und den Hals brechen oder ersaufen.

Aber einer meiner Freunde, der am wenigsten trank, hatte etwas gemerkt und hielt sich dicht an meiner Seite. Er zog mich denn auch aus dem stillen Wasser heraus, und ich war nur scheinbar leblos. Das Pferd aber ging zu Schanden; ich kann's meinem Vater nicht übelnehmen, daß er beim Empfange der Trauerbotschaft gerufen haben soll: „Wär's doch lieber der verdammte Junge gewesen!"

Ich wurde so rasch wie möglich in den Gasthof geschafft, wo auch der Doctor und die meisten Anderen sich mittlererweile eingefunden hatten. Man legte mich auf das Billard und machte die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, aber lange vergeblich. Da rief der Doctor ungeduldig: „Das Schwein ist todt; schmeißt ihn unter den Tisch!" Aber einer ehrlichen Magd (die ich denn auch wohl gut gekannt hatte!) stieg dabei der helle Zorn in's Gesicht. „Sachte, sachte, Doctor!" rief sie, „so schnell schmeißt man einen hübschen, jungen Herrn nicht unter den Tisch, und wenn das Essen auch kalt wird!" Und damit begann die treue Seele wieder mich zu reiben und zu drücken — und siehe da! es gelang.

Es wär' eine artige Geschichte, Floris, wenn man etwas daran änderte. Erstlich mußte sie es sein, und ich mich ihretwegen haben ertränken wollen, oder besser noch, bei einem Rettungsversuche verunglückt sein. Und dann müßten wir uns heirathen. Aber so etwas kommt nur in Romanen vor — ich bin auch so mit dem Verlaufe der Geschichte zufrieden.

Hocherfreut schaffte die brave Magd mich

in's Bett und wetterte fortwährend über den gefühllosen Doctor. Nun wollte man recht zärtlich und sorgsam mit mir thun, aber das war nicht nach meinem Sinne. Als ich mich ein wenig erholt hatte, verlangte ich mit heiserer Stimme ein Bierglas und eine Flasche Madeira. „Keine Widerrede! Thut, was ich sage." Nun schenkte ich mir das Glas voll und that einen herzhaften Schluck. Weißt du, ich wollte den faden Geschmack des Slootwassers aus dem Schlunde und mein Geblüt wieder etwas in Wallung bringen. Ich athmete tief und leerte den Humpen dann vollends, zum Erstaunen der Umstehenden. „Nun gebt mir trockene Kleider — ich will zum Essen." Der Doctor war doch etwas kleinlaut geworden und wollte sich wegschleichen, unter dem Vorwande, gerufen worden zu sein. Aber ich hielt ihn zurück. „Komm nur, Doctor, mitessen sollst Du doch, wenn Du mich auch unter den Tisch hast werfen wollen," sagte ich, und so blieb er denn, und ein recht toller Tag wurde es noch.

Meinem Retter dankte ich damals nicht gar zu auffällig, um die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Später hab' ich immer vorgehabt, ihm einmal eine Uhr oder einen Ring zu schenken, bin aber nicht dazu gekommen. Uebrigens hatte das kalte Bad mich ernüchtert; ich machte sobald keinen zweiten Versuch, sondern beschloß, noch einmal fortzuleben, und kehrte, was Wirthe und Mägde sehr bedauerten, mit leichtem Beutel und schweren Schulden nach Amsterdam zurück.

Sechstes Capitel.

Herr Elhard macht einen dummen Streich und wird nach Delft verbannt.

Kurz nach meiner Rückkunft starb meine Mutter, und das war in mehrfacher Beziehung Schade. Denn erstlich hatte ich sie wirklich lieb gehabt, dann war jetzt Niemand mehr da, mir beim Vater die Stange zu halten, und zuweilen still mit Geld auszuhelfen, und endlich war das von Geburt an schwache und erbärmliche Lenchen, die denn doch so gut mit erbte, wie wir andern, durchaus kein Ersatz für die runde, stattliche Frau. Mit einem Worte, Floris, wir hatten ein schlechtes Geschäft dabei gemacht.

Und auf Mynheer Detlev's Kantoor fand ich auch eine Aenderung vor: Jurjan ter Moole war seit einiger Zeit als Commis dort angestellt. Du kennst meine Gesinnungen gegen ihn, allein er kam mir so demüthig freundlich entgegen, schüttelte mir so treuherzig die Hand, fragte so angelegentlich nach meinem werthen Befinden und fletschte dabei die blanken Zähne, daß ich, gutmüthig wie ich bin, den alten Groll auf Seite schob und mich gnädig zu dem armen Schlucker herabließ. Er hat's mir natürlich mit dem schwärzesten Undank gelohnt.

Seine immer schöne Hand hatte sich noch vervollkommnet, und als ich sie eines Tages bewundernd betrachtete, fiel mir seine alte Meisterschaft ein, fremde Handschriften nachzumachen. „Apropos," sagte ich, „kannst Du's noch? weißt Du, Du hast zuweilen unsere Censuren nachgebessert!" „Warum nicht?" sagte er, und malte mir auf einen Papierschnitzel den Namen unseres alten Directors so täuschend hin, als ob er aus dessen eigener Feder geflossen wäre. „Aber andere," fuhr ich fort, „z. B. meines Vaters Name, der hat seine Naupen." „Das sind die Leichtesten, die so was Apartes haben," erwiderte er, und da stand auch schon G. van Lonk-Hasselaar so deutlich da, das o etwas kleiner als das L, das n und k noch kleiner, das r mit dem sonderbaren Schwunge — ich glaub', mein Vater selbst wäre irre geworden. Ich versuchte es umsonst; Jurjan lachte über meine steifen Züge und fuhr berichtigend darüber hin; dann zerriß er vorsichtig das Blättchen in kleine Fetzen: „Aber das sind brotlose Künste," meinte er, „und gefährliche dazu." Dabei blieb's einstweilen, obgleich mir schon ein Plan im Kopfe herumging. Ein alter Pathe hatte vor Jahren ein anständiges Sümmchen in irgend einer Sparkasse für mich deponirt und mir das Büchlein verehrt — es war leider nur ein Schaugericht, denn ohne die Unterschrift meines Vaters konnte ich keinen Cent erheben, sogar die Zinsen wurden immer zum Capital geschlagen. „Wenn die Noth einmal an den Mann geht," dacht' ich, „und Jurjan dir dann helfen wollte — es ist ja doch dein eigen Geld." Noch hatten die Gläubiger in Deutschland Geduld, und ich in Amsterdam Credit. Mein monatliches Taschengeld reichte freilich kaum für eine Woche hin.

Sonntags wurde ich wohl von Mynheer Detlev zum Essen eingeladen und fand, daß Lovise ein recht artiges Mädchen geworden war. Hätte ich sie vergessen können, wir hätten vielleicht früh Hochzeit gemacht.

Um meine Einkünfte zu verbessern, verlegte ich mich Abends auf's Spiel. Mit den Karten wußte ich umzugehen, und auch im Hazard hatte ich meistens Glück. So ging's eine Zeitlang gut. Als ich eines Morgens mit Jurjan die Waaren-Vorräthe aufnahm und mich bückte, um nach der Merk eines Ballens zu sehen, entfiel mir die wohlgespickte Börse. Der dienstbeflissene Jurjan hob sie auf: „Blixem!“ rief er erstaunt, „Dein Alter versorgt Dich gut!“ „Komm' heut' Abend einmal mit,“ sagt' ich ihm, „dann will ich Dir zeigen, wie man sich selber versorgt.“

Der nüchterne Tropf, der von seinen paar Gulden noch seine Mutter unterhalten mußte, verwunderte sich nicht wenig, als er in unsrer Höhle die Häuflein Ducaten hin- und herschieben sah. Lange zauderte er, doch die Versuchung war zu stark: er setzte eine Bagatelle. Der Spielteufel begünstigte ihn, und er ging mit einem kleinen Ransche und achtzig Gulden Gewinn nach Haus.

Ich werde nie seine kindische Freude vergessen und die hochfliegenden Pläne, die er entwarf.

Aber arme Leute sollen nicht spielen, das ist nur für unsereins; ihnen geht zu leicht der Athem aus. Ein paar Wochen später hatte Jurjan nicht nur seinen Gewinn, sein bischen eigen Geld, sondern auch den Inhalt der kleinen Casse verloren, woraus er die Knechte ablöhnte, und war noch dazu dreißig Gulden schuldig. Ich hatte dagegen ziemlich Glück gehabt, — es war freilich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Er wankte wie gebrochen neben mir heim. „Meine Mutter! meine Mutter!“ stöhnte er, „ich überleb's nicht, ich spring' von der Hoogen Sluis!“

Ich mußte des armen Teufels innerlich lachen. Nun war das Eisen heiß zum Schmieden; ich überlegte nur, ob ich ihn bei der Noth oder beim Ehrgefühl fassen sollte, und entschied mich klüglich für das Letztere. Denn so ist das gemeine Volk, Floris: willst du es zwingen, so werden sie störrisch; appellirst du aber wie demüthig an ihre Freundschaft und Dankbarkeit, das kitzelt sie so, daß sie den Zügel in's Maul nehmen und kopfüber für dich durch's Feuer gehen.

„Schwätz' keinen Unsinn!“ rief ich und griff in die Tasche; „hier, bezahl' zuerst Hateling gleich morgen früh, denn Spielschulden sind heilig, und da! das wird wohl für die Knechtlein langen, — und nun halt's Maul!“

Daß er mir nicht zu Füßen fiel, war alles. Er heulte, er leckte mir die Hand wie ein Hund, er gelobte hoch und theuer, nie mehr eine Karte anzurühren. „Nu, nu, nu, nu! verschwör's nicht zu sehr,“ brummte ich, „aber vorsichtig, Mann, vorsichtig!“

Der ganze Bettel betrug noch nicht so viel, als die Rechnung für unser Jägermahl im Wirthshause bei Cleve, die mir soeben zum dritten Male eingesandt worden war. Ueberhaupt kamen diese Papierchen jetzt haufenweise an, und ich durfte nicht länger zögern.

Ich wurde ernst und einsilbig, ich ging nicht mehr aus, ich antwortete kaum auf Jurjan's theilnehmende Fragen. So trieb ich's einige Tage, da suchte er mich Abends auf meinem Zimmer auf und drang alles Ernstes in mich, ihm den Grund meines Kummers zu gestehen.

„Du hast selbst neulich einen kleinen Vorgeschmack davon gehabt,“ erwiderte ich und schob ihm ein Dutzend Mahnbriefe aus Deutschland und die neuen Amsterdamer Rechnungen zu. Er entfärbte sich: „Das geht ja in die Tausende!“

„Freilich, und mein Vater ist des Dings müde; die gute Alte ist todt; ich wollt', ich wär's auch.“ „Ist denn Niemand, der helfen könnte?“ „Nur Einer, und der thut es nicht.“ „Wer? Warum nicht?“ „Das bist du, Jurjan,“ rief ich und trat vor ihn hin. „Ich! gestern hab' ich meinen Gehalt empfangen und wollte Dir fünfzehn Gulden auf Abschlag bringen.“ — „Schweig' doch von der Kleinigkeit; nein, es kostet dich nur einen Federzug,“ und nun entwickelte ich ihm meinen Plan. Er wurde ganz blaß. „Aber das ist ja Fälschung, Betrug!“ „Betrug?“ rief ich, „ist es nicht mein eigen Geld, extra für mich bestimmt? Mein Vater denkt kaum mehr daran, und wenn er's einmal merkt,

und sieht, wozu ich's verwandt habe und wie ich mich seitdem gehalten, so wird er sehr zufrieden damit sein. Denn hör', ich bin des wüsten Lebens müde, und wenn ich frei bin, so fange ich ein neues an. Du kannst mich retten, Du kannst durch ein wenig Courage mich und meinen Vater auf ewig verpflichten, aber ich hab's ja gewußt, Du willst nicht, und ich nehm' es Dir nicht übel, ich verlang' es nicht von Dir."

Floris, ich kenne die Menschen; er unterschrieb.

Aber kaum waren acht Tage vergangen, ich saß ruhig auf Detlev's Kantoor, da kam unser alter Buchhalter ganz verstört herein und berief mich sofort zu einer Unterredung mit meinem Vater. Die Finanz-Speculation war entdeckt. Mir wurde etwas schwül zu Muth, indeß während ich meinen besseren Rock anzog, faßte ich mich, nahm Jurjan auf Seite und bat ihn, damit wir nicht beide in die Dinte geriethen, nunmehr Alles auf sich zu nehmen. Ich versprach, ihm schon jetzt alle mögliche und dereinst eine glänzende Entschädigung zu geben. Er schlug's mir rundweg ab.

Mein Vater war so wüthend, wie ich ihn nie gesehen, und schrie und brüllte mich an, bis er blauroth im Gesichte wurde und ich alles Ernstes dachte, der Schlag würde ihn rühren. Ich ließ ihn austoben, bis er vor Mangel an Athem stillschwieg, dann sagte ich kaltblütig: „Ein van Lonk mag sein, wie er will, aber er fälscht keine Unterschrift!" Und nun stellte ich ihm die Sache in dem für mich günstigsten Lichte dar.

Er freute sich offenbar, die Hauptschuld auf einen Andern wälzen zu können, und doch entfärbte er sich beim Namen ter Moole. „In Ketten und Banden gehörte der Verführer," murmelte er, „ und vom Kantoor soll er augenblicklich fort; Du aber, leichtsinniger Hund, nimm Dir ein Beispiel, und bessere Dich!"

Jurjan wurde sofort entlassen und fand in ganz Amsterdam keine Stelle mehr. Aber Mynheer Detlev war ein eigener Mann: er verzichtete höflich, doch entschieden auch auf meine ferneren Dienste.

Mein Vater wurde wieder wild. „Schande erleb' ich an Dir!" fuhr er mich an, „aber wir wollen Dich schon zahm kriegen: Du gehst nach dem Osten! Es ist ein Glück, daß wir Batavia haben: wir kriegen guten Kaffee daher und schicken schlechte Subjecte dahin."

Ich verbeugte mich; jeder Wechsel war mir recht, und überdies hatte ich keine Wahl.

Zunächst wurde ich, um etwas vorbereitet zu werden, nach Delft gesandt. Viel Malaiisch hab' ich nun dort nicht gelernt, aber manchen lustigen Tag gehabt. Da mein Vater durchaus den Strengen spielen wollte, so nahm ich auch wenig Rücksicht mehr auf ihn, ich war der Tollste der Tollen und bald im ganzen Orte als der wilde Hasselaar bekannt. Es kam so weit, daß schon der dritte Hauswirth mir kündigte, und ich ernstlich in Verlegenheit wegen eines Unterkommens gerieth.

Da ging ich fein säuberlich in eine andere Gegend der Stadt und miethete ein großes Quartier unter dem Namen van Lonk. Kaum war ich eingezogen, da kam ein guter Kamerad und schrie im Hausflur: „Ist der Hasselaar boven?" „Nein," hörte ich meinen Wirth antworten, „das Schwein logiren wir nicht!" Ich mußte des Esels lachen, machte die Thür auf und rief: „Komm an, ich werde denn doch wohl zu Hause sein." Mein Freund kam herauf, aber mit ihm der Hausherr; er stemmte die Arme in die Seiten, starrte mich an wie ein Ungethüm und sagte: „Also Ihr seid der Hasselaar? Das gilt nicht; Ihr zieht auf der Stelle aus: Ihr habt mir einen falschen Namen angegeben." „Ich hab' der Namen zwei, Mann," erwiderte ich lachend, mein Kamerad lachte auch und er leistete etwas darin, und der verblüffte Wirth sah rathlos mit offnem Munde bald ihn, bald wieder mich an. „Und ich zieh' nicht aus: im Gegentheil, wir weihen heut' die neue Bude ein. Aber wenn ich fröhlich bin, sollen's meine Hausleute auch sein; da," — ich reichte ihm ein paar Flaschen — „da" — ich schob ihm eine Pastete zu — „und nun geht: schafft Gläser und Teller herbei, und warm Wasser; die Gesellschaft wird bald ankommen."

Und sie kam, Floris, und eine saubere Gesellschaft war's, und eine lustige Nacht wurde daraus; ein Freund blieb bis zum Morgen bei mir und eine Freundin dazu; und die Wirthsleute aßen und tranken unten und wiesen mir nicht die Thür. Ja,

ich hab' bei ihnen bis zum Ende meiner Delfter Laufbahn gewohnt, und als ich wegging, haben sie Thränen geweint.

Behalte dieses Capitel für dich, Floris, sieh deinen Söhnen von Anfang an scharf auf die Finger, und gieb ihnen nicht zu wenig Taschengeld.

Siebentes Capitel.

Herr Elhard in Batavia.

Wär' ich König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg und Herr unsrer Colonien, ich machte es umgekehrt wie unser Willem, ich ließ' ein Gesetz machen, welches mich zwänge, im Osten zu residiren, nennte mich Kaiser von Indien und baute ein neues Gravenhage auf Java, der sonnigen Insel. Nicht in der fieberbrütenden Niederung, sondern höher hinauf, im Gebirg, wo die Lüfte reiner wehen und die wilden Blumen farbenreicher als unsere Tulipanen blühen. Ich bin in Deutschland und England gewesen, ich hab' Cleef und die sieben Berge und sogar den Ehrenbreitenstein gesehen, aber Java ist auf der weiten Erde das schönste Land.

Und ich kam merkwürdig frisch dort an. Die Seefahrt und das solide Leben derweil hatte mir gut gethan, und ich betrat den neuen Boden mit neuem Muthe. Freilich hatte ich ihn nöthig. Mein Vater gewährte mir nur einen kleinen Zuschuß und meine Schulden und meine Bedürfnisse waren groß.

Doch widerstand ich gleich Anfangs einer Versuchung, das hat mir später noch ein Extra-Wechselchen von Papa eingebracht. Da war ein dicker, reicher Chinese, der hatte einen prachtvollen Laden, und hätte mich hübschen, vornehm blickenden Kerl sehr gerne in dem Laden gehabt. Der Schlaukopf merkte mir gleich an, daß ich wußte, wie man mit den Meischen und Damen umgeht. Er bot viel, und als ich verächtlich den Kopf schüttelte, noch mehr. Aber, „Alles, was ihr thut, bedenkt, welchen Namen ihr tragt!" Ein van Lonk-Hasselaar Aushängeschild eines elenden Chinesen? Nimmermehr! Ich drehte ihm den Rücken und nahm lieber einen kleinen Posten unter dem Gouvernement an, der mir nicht den vierten Theil jener Stelle einbrachte.

Es ist ein schmutziges Volk, die Chinesen; sie fressen Ratten, Floris, und sind im Handel schlimmer als die Juden.

Sein Geld hätt' ich nun wohl gebrauchen können. Denn wie viel Leute hat dort ein anständiger Weißer nicht nöthig, um seinen Rang und sein Ansehen zu behaupten! Da muß ein Junge sein für die Stiefel und einer für die Pfeifen; ein Kutscher und einige Diener und ein paar Frauenzimmer doch auch, und die kosten noch am meisten. Da war gleich meine Erste, ein prächtiges Geschöpf von vierzehn Jahren, die hatte jeden Tag einen neuen Wunsch, wenn ich vom Landhause in die Stadt fuhr, bald wollte sie blauseidene Pantoffeln haben, mit Silberperlen gestickt, bald ein feuerrothes Tuch, bald eine Kette von Bernsteinperlen — und ich Narr ging hin und kaufte und borgte und seufzte, bis ein erfahrener Freund mir einen vortrefflichen Rath gab. „Einen Gürtel willst Du haben?" sagte ich bei nächster Gelegenheit, „der soll Dir werden, allsogleich," und damit riß ich die Reitpeitsche von der Wand und karbatschte mein theures Kind rechts und links, daß sie sich krümmte auf ihrem Lotterbette. Von dem Tage an hatte ich Ruhe.

Es läuft auch wohl noch ein Halbbruder von dir dort herum, Floris, ein hübscher Liplap; ich hätt' ihn seiner Zeit gern mit mir nach Europa gebracht, aber er wollte lieber bei seiner Mutter bleiben in der Wildniß.

Du wirst nun mit Recht fragen, wovon ich meine bedeutenden Ausgaben bestritt. Wie gesagt, mein Vater schickte wenig und ich verdiente wenig. Viel Schulden durft' ich auch nicht machen, deren hatte ich in Holland noch genug; da kam mir meine Reitkunst zu Statten.

Wenn die Schiffe frische Pferde von den kleineren Inseln herüberbrachten, so sahen die armen Thiere, von der Seefahrt angegriffen, gestoßen, geschunden, hin- und hergeworfen, überaus ruppig und erbärmlich aus, und ich kaufte ihrer wohl fünf, sechs um einen Spottpreis. Nun pflegte ich sie, daß man sie nach ein paar Monaten nicht wiedererkannte, und dressirte sie zugleich, dann schlug ich sie mit mehr als 200 Procent Gewinn wieder los. Aber immer nur so nebenbei, verstehst du, gleichsam aus Gefälligkeit, nicht als ob ich ein Geschäft daraus gemacht hätte.

Mein Marstall wurde bald berühmt,

und furchtsame Damen und ältere Herren baten mich wohl, ihre wildesten Racker etwas zu bändigen und zuzureiten. Dafür ließ ich mich nun nie bezahlen, wurde aber zum Dank mit Einladungen in die vornehmsten Kreise wahrhaft bestürmt. Wenn mir nun solch ein Nabob sagte: „Mein Haus steht Ihnen jederzeit offen, kommen Sie, essen Sie doch täglich mit uns!“ so ging ich die Woche nur einmal hin; siehst du, man muß sich selten machen, um so eifriger wird man gesucht.

Bei einer dieser Gelegenheiten lernte ich eine junge Wittwe kennen. Als ich zum ersten Mal ihre Stimme vernahm, durchrieselte es mir den Rücken: es lag ein Anklang an die Unvergeßliche darin. Und auch ihre Augen — aber nein! das war nur Einbildung des ersten Augenblicks: sie schaute etwas weniger engelhaft ins Leben und hatte wohl Ursache dazu. Ihr alter Mann, ein reicher Assistent-Resident, hatte ihr den Gefallen gethan, bald nach der Hochzeit zu sterben, und sie zur Haupterbin eingesetzt.

Junge Mädchen, Floris, das wirst du vielleicht auch schon bemerkt haben, sind gewöhnlich mehr oder weniger dumm, oder stellen sich doch so. Ihr Hauptgeschäft ist die Liebe, nicht, wie bei uns, zum Amüsement, sondern im gründlichsten Ernst. Sie wollen einen Mann haben, und das nimmt ihr Sinnen und Trachten so in Anspruch, daß all ihr Thun und Lassen, all ihre Reden und Geberden einen fatalen Beigeschmack bekommen. Sie geben sich, wenigstens in Gegenwart ihrer Objecte, nie hübsch natürlich wie sie sind, und das verstimmt Einen zuweilen, wenn man nicht ganz grün oder gerade verliebt ist.

Zweierlei Ausnahmen giebt's, aber davon ist die eine viel schlimmer als die Regel. Ich meine die Selbstbewußten, die im Vertrauen auf Rang, Schönheit und Geld denken, sie hätten die Wahl. Und die andere ist so selten, daß ich sie in meinem ganzen Leben nur einmal angetroffen habe. Elfriede (ich weiß es jetzt und will's dir offen gestehen), Elfriede hätte mich nie genommen, auch wenn sie den verfluchten Assessor nie gekannt hätte.

Mit der Heirath wird's meistens bei Allen besser. Da hat die arme Seele Ruh', kann sich auch einmal andern Dingen wieder zuwenden, und so kommt's denn, daß manches dumme Gänschen eine ganz resolute, gescheute, liebenswürdige Frau wird, und ihren guten Mann, der sich vielleicht stark in ihr verrechnet hat, artig am Seilchen führt.

Darum hab' ich auch immer gern mit jungen Wittwen zu thun gehabt, besonders wenn sie reich und schön waren; sie sind unbefangener als die jungen Juffrouwen.

Und meine Javanesische Wittwe gefiel mir von Tag zu Tag mehr. Ich dachte: Hei, wie wär's, wenn du dem Alten einen Streich spieltest, und als gemachter Mann zurückkämest! Und dem difficilen Herrn Detlev dazu!

Allzeit rasch und entschlossen! Ich machte ihr einen Antrag, und zwar mit einer hübschen Wendung auf den Beginn unserer Bekanntschaft, auf Pferde und Reiten, die ich leider vergessen habe. „Aber, Mynheer, mein Trauerjahr ist kaum herum“ — „Aber, Mevrouw, es ist herum!“ Sie bat sich Bedenkzeit aus, und ich war siegesgewiß.

Am nächsten Morgen empfing ich schriftlich — einen Korb. „Ich will's Ihnen nicht verhehlen, Mynheer,“ hieß es in dem wohlgesetzten Schreiben, „Ihr lebhaftes Temperament flößte mir Bedenken ein und bewog mich, Erkundigungen einzuziehen. Das Resultat war schlimmer, als ich geahnt. Einem Leichtsinnigen hätte ich vielleicht doch noch Hand und Habe anvertraut, der Fehler bessert sich wohl mit den Jahren; einem Herzlosen nimmermehr. Wer einen allzugütigen Freund mißbrauchen und ruiniren kann, daß der armen Mutter das Herz darüber bricht, der wird keine Frau glücklich machen.“

Ha, da wehte der Wind her! Die Schlange Jurjan war heimlich in Batavia und hatte mich in die Ferse gestochen. Aber ich will ihm den Kopf zertreten, dachte ich.

Was das Herzbrechen anbelangt, Floris, so macht mir das keinen Kummer. Man darf dergleichen nicht wörtlich nehmen, so prächtig es auch in einem pathetischen Briefe klingt. Ich hab' einmal die lateinische Grabschrift eines alten Weibes gehört: Vixit quantum potuit — so wird's die ehrsame Jungfer ter Moole gewiß auch gemacht haben.

Ich spürte den Duckmäuser auf und wollte gerade zu seinem Principale gehen, als un-

terwegs ein rachsüchtiger Malaienknabe mir zur Ader ließ und etwas von dem heißen Blute abzapfte. Aus Versehen hatte ich ihn einmal gehörig auf den Kopf geschlagen, und den halten die dummen Teufel heilig, so wenig auch darin steckt. Wäre nicht rasch Hülfe zur Hand gewesen, der Rasende hätte mich ermordet; so kam ich mit einer schweren Verwundung davon. Er entfloh in die Wälder und ist hoffentlich die Beute eines hungrigen Tigers geworden.

Meine wohlgezogene und gezüchtigte Schöne pflegte mich auf's Beste, und auch an europäischem Beistande fehlte es mir nicht. Kaum durfte ich aufstehen, als ich meinen unterbrochenen Gang wieder aufnahm.

„Ich kann nichts Böses über Mynheer ter Moole sagen; es ist ein knapper Junge, nur macht er ganz vortrefflich Unterschriften nach und ist deshalb von Detlev entlassen worden."

Eine solche Andeutung, von einem van Lonk-Hasselaar gemacht, genügte vollkommen. Der Elende mußte von Batavia fort, wie ehemals aus Amsterdam, seine Protestationen hörte man gar nicht an. So machte ich endlich meine frühere, nun schon zweimal gebüßte Schwachheit gut. Ziehe eine Lehre hieraus, Floris: verzeihe nie, und wer dich einmal gekränkt hat, den zermalme, sobald du kannst, oder halt' ihn ewig fern von dir.

Uebrigens gestalteten sich meine eignen Verhältnisse keineswegs glänzend. Die Krankheit hatte viele Kosten verursacht und meine Speculationen gelähmt, und aus Europa kam wenig Geld, wohl aber Mahnbrief auf Mahnbrief an. Direct den Alten anzugehen, dazu war ich zu stolz, ich hatte ihm überhaupt seit all der Zeit noch nicht geschrieben. Endlich bequemte ich mich wenigstens dazu, setzte einen langen Brief auf und meldete ihm besonders die Affaire mit dem Chinesen recht genau. Trotzdem mußte ich lange auf Antwort warten.

Nun suchte ich meinem Glück durch einige verwegene Wetten aufzuhelfen. Aber ich hab's mehrmals bemerkt: wenn man den Teufel am nöthigsten hat, dann verläßt er uns. Ich vermehrte meine Schulden nur.

Da dachte ich, das Beste an diesem tollen Mummenschanze, Leben genannt, ist noch, daß der glänzende Saal, wenn auch nur ein enges Eingangspförtchen, tausend nur angelehnte Ausgangsthüren hat, und jeder Elende, des Heuchelspiels und Flitterstaates müde, jederzeit leicht hinausschlüpfen kann in die dunkle, stille Nacht. Und sollte er die Thür auch hinter sich zuschlagen, daß die Zunächststehenden erschreckt zusammenfahren: sie haben's nicht besser um ihn verdient. Ich sagte fest zu mir, und zu keinem Andern: Wenn du bis morgen kein Geld hast, so schießest du dich todt.

Aber ich legte die Hände nicht in den Schooß. „Talumi," befahl ich einem indischen Diener, „schirre mir die Rappen an das neue zweiräderige Wäglein, und daß mir das Silber gehörig geputzt ist!" Es waren meine besten Pferde, Floris, ein Prachtgespann. „Nun bring' mir eine Flasche Champagner, und schütte den Thieren auch eine ein." Als ich den meinen binnen hatte, stieg ich in den Hof hinab, an dessen noch geschlossener Thür ich Talumi postirte und erst auf ein Zeichen von mir öffnen hieß. Ich schwang mich auf den Sitz und ließ einen hübschen Malaienbengel mit blitzenden Augen, nicht zur Hülfe, sondern als Zierrath hinter mir Platz nehmen. Nun ergriff ich die Zügel mit der Linken und mit der Rechten die Peitsche und schlug berauscht auf die berauschten Thiere los, bis sie sich unbändig bäumten und ihnen der weiße Schaum vor dem Maule stand. Ein Wink — das Thor flog auf, und ich, auf dessen Hals kein Mensch mehr einen Cent gewettet hätte, wie eine Windsbraut vom Landhause auf Batavia zu. Nicht nur, wer mir entgegen kam, lenkte weislich auf Seite und staunte mir mit offnem Munde nach: auch die Vorausfahrenden wichen mir ängstlich aus, lang' eh' ich sie einholte; neugierige Köpfe erhoben sich über die Gartenzäune, rechts und links flogen die Fenster auf; ich aber fuhr desperat wie ein Satan drauf zu, bis vor unser Casino, wo mir auch schon Aller Augen entgegensahen. Glücklich brachte ich die Thiere zum Stehen, warf die Zügel dem Jungen zu und stieg langsam in den Saal hinauf. Von allen Seiten schollen mir bewundernde Schmeicheleien und Gratulationen entgegen: solch ein Gespann, solch Fahren hatte man noch nicht gesehen; sogar der dicke Millionär Heemstra, der immer von Al-

lem das Beste haben wollte, erhob sich und watschelte kopfschüttelnd auf mich zu; die Narren überboten einander, während ich gleichmüthig eine Flasche Sodawasser trank, und nach fünf Minuten hatte ich Pferd' und Wagen und Groom für viertausend Gulden verkauft, nota bene, wie ich es darzustellen beliebte, aus purer Gefälligkeit dem Esel Heemstra überlassen.

Am nächsten Morgen langte auch Geld aus Europa an, die gewöhnliche Rate und der Extra-Wechsel dazu — so geht's in der Welt. Vom Todtschießen war keine Rede mehr.

Du wirst nun wohl überhaupt nicht meinen, Floris, als ob ich dir dergleichen anempfehlen wollte. Ich erzähle dir Mancherlei, aber das Eine zur Nacheiferung, das Andere als abschreckendes Exempel. Das Alterthum billigte den Selbstmord, das weiß ich von der lateinischen Schule her; das Christenthum aber ist anderer Ansicht, und wir sind nun doch einmal Christen. Du hast überhaupt, Dank meiner weisen Fürsorge und väterlichen Liebe, nie Anlaß gehabt, an so Etwas auch nur zu denken; und wenn ich einmal nicht mehr da bin, so schützt dich dein hübsches Vermögen gegen jede Anfechtung. Und sogar, wenn du durch eine verfehlte Speculation (wovor du dich übrigens zu hüten hast!) die Hälfte desselben verlöreſt, wirf den Kopf nicht hinterher — es ist schon deshalb ein schlechtes Geschäft, weil es sich auf keine Weise mehr gutmachen und redressiren läßt.

Das sind die wichtigsten meiner Abenteuer in Batavia, wo ich manchen Spaß gehabt und mir die Leber gründlich verdorben habe, lange nicht alle. Aber deine Hochzeit naht heran; ich möchte diese Scizze de vita mea vorher vollenden und hab' doch auch noch so viel Anderes, das am Ende wichtiger ist, zu thun.

Und meine Verbannung dauerte auch nicht gar lange mehr. Vielleicht schloß mein Vater aus meiner fortdauernden Bescheidenheit in Geldsachen auf Solidität und vollkommene Besserung, vielleicht trieb ihn seine zunehmende Kränklichkeit an, altes Unrecht wieder gut zu machen und seinen Aeltesten zu sich zu berufen. Der Brief, wodurch dies geschah, meldete mir zugleich, daß Mynheer Detlev gestorben und Jungfer Lovisa sehr traurig wäre. Eine indirecte Aufforderung, sie zu trösten, calculirte ich.

Achtes Capitel.

Herr Elhard als solider Geschäfts- und Ehemann.

Der Capitän, mit dem ich überfuhr, war kurz gesagt ein Schweinhund, der uns mit schlechtem Essen und übler Laune arg zusetzte. Ich hätt' ihn gerne später in Holland verklagt, aber auf einer langen Reise thut man auch wohl das Ein' oder Andere, was nicht in der Ordnung ist. So hatt' ich ihm mehrmals im Zorn angeboten, ihn über Bord zu werfen, und ihn einmal mit einem (nota bene nicht geladenen) Pistol so gräulich bedroht, daß er sich acht Tage lang manierlicher zeigte. Dergleichen steckte der Poltron ruhig ein, so machte ich denn auch einen Strich durch unsre Rechnung, verließ aber schon in England sein Schiff.

Unterwegs hatten wir in St. Helena angelegt, wo ich mit einigen anderen Passagieren das Grab Napoleons besah und eine Nacht auf festem Grund und Boden schlief.

Ich war dabei von einer englischen Familie freigehalten worden, und beschloß, mich jetzt in London zu revanchiren. Immer nobel! Floris, so theuer es mir leider auch diesmal zu stehen kam.

Ich lud die Damen höflichst ein und führte sie an irgend einen vornehmen Vergnügungsort. Ein Kellner präsentirte uns eine Schale mit köstlichen Pfirsichen und Aprikosen. An den Früchtereichthum Java's gewohnt und in der Zeitrechnung ganz verkommen, bedachte ich nicht, daß es nur Treibhaus-Erzeugnisse sein konnten, nöthigte die Damen und griff auch selbst herzhaft zu. Das Obst war vortrefflich, aber als es nun an's Bezahlen ging, fand ich den Nachgeschmack doch eklig bitter. Es waren die ersten Früchte des Jahres und sie erleichterten mich um mehrere Pfund. Hätt' ich das vorher gewußt, siehst du, so hätt' ich selbst wenigstens keine angerührt und auch die Damen nicht so großartig zum zweiten Male ermuntert. Doch dies zur Warnung nur so nebenbei.

Mein Vater empfing mich fast herzlich, und daran war theils der schlechte Gang seiner Geschäfte Schuld, theils mein Bruder Piet, der bei aller Duckmäuserei fast nicht weniger gekostet hatte, als ich. „Es ist ein Jammer, Elhard," seufzte Papa, „daß Schwester Eef todt ist und ihr alter Mann noch lebt. Es ist ein Jammer, daß

Deine Mutter schon so lange todt ist und Taute Mietjen noch lebt. Mit meinen Sachen will's nicht recht mehr; mein Vermögen nimmt ab; Ihr beiden Jungen habt mir auch redlich davon geholfen. Nun, nun, Du hast Deinen wilden Hafer jetzt wohl gesäet; Du bist mein Trost. Auf Piet ist kein Verlaß; unter uns gesagt, er säuft im Stillen sehr stark, und ich bin nur froh, daß er in Rotterdam wohnt. Du mußt eine reiche Frau heirathen, Elhard, und das Geschäft wieder auf den Damm bringen, und den alten Namen oben halten, und uns den verdoemden Hateling nicht über den Kopf wachsen lassen — es ist Zeit, verständig zu werden, es ist hohe Zeit, Elhard, mein Jung'!"

Ich versprach's ihm, Floris, und hab's redlich gehalten. Ein wilder Kamerad bin ich in meinen jungen Tagen gewesen, aber später ein Kaufmann nach dem Herzen meines Vaters. Die feste Zuversicht auf mich, mit der er gestorben ist, hat ihn nicht getäuscht. Wenn er jetzt auf der mit saphirenen Klinkern gepflasterten Keyzersgracht im Himmel unter den Palmen lustwandelt, die dicke Mama mit ihm, der hochmögende Admiral van Lonk und die Bürgermeister Hasselaaren mit dem Doppelkinn in der steifen Halskrause und mit der goldenen Amtskette gravitätisch vor ihnen her, oder wenn er die diamantenen Spiegelscheiben seines Patricierhauses in die Höhe schiebt, den Kopf hinter den ewig blühenden Tulipanen und Hyacinthen hervorstreckt, aus der reinlichen Goudaer-Pfeife, mit ambrosischem Taback gefüllt, ein paar Schäfchen an's blaue Gewölbe bläst und einmal auf unsere Erde herunterblickt, so sieht er hier einen glänzenden Hochzeitszug, dich, Floris, und deine schatzreiche Braut, deren Fischmaul er der weiten Entfernung wegen nicht unterscheiden kann, und dort einen uralten, kindischen Greis und einen gebrochenen Mann, seine Rivalen Hateling. Denn das Haus fällt nächster Tage, Floris, und es wär' eine artige Fügung des Himmels, wenn das gerade mit deinem Feste zusammenträf'.

Mein Vater erlebte meine Heirath nicht mehr, die er selber überlegt. „Lovischen Detlev," keuchte er noch auf seinem Sterbebette, „das wär' die Rechte. Ihr habt ja schon früh Mann und Frau gespielt. Und sie ist ledig geblieben, um auf dich zu warten. Es sind wohl noch ein paar Brüder da, aber ein sehr hübsches Vermögen, ein sehr hübsches Vermögen — und der eine segelt bald ab: er hat die Schwindsucht, die Schwindsucht, sag' ich dir."

Das waren ungefähr seine letzten Worte. Piet kam zum Begräbniß herüber und hielt sich mit Anstrengung drei volle Tage nüchtern, der Schleicher, damit er nur bei der Theilung um keinen Stuiver zu kurz käme. Kaum waren wir fertig, so betrank er sich wieder; seine Leute konnten ihm nicht rasch genug einpacken, er wurde wild und zerbrach ein kostbares japanisches Theeservice — den Anblick hätt' ich nicht um hundert Gulden missen mögen. Auch Leentje zeigte sich, so jung sie damals auch noch war, wie gewöhnlich mechante und unvernünftig. Alles, was sich noch an Schmucksachen vorfand, wollte sie vorweg haben, „als ein Andenken an die lieve, lieve Mama, die ick nooit gekannt heb," aber ich durchschaute ihre Habsucht. „Gerade deshalb brauchst Du kein besonderes Andenken," sagte ich, und rechnete ihr die Sachen recht theuer an, und rettete den Brillantschmuck glücklich für mich. Deine Mutter hat ihn getragen, Floris, und deine Braut soll's nächster Tage thun, Leentjen ärgert sich, so oft sie ihn sieht.

Sobald es schicklich war, vollzog ich meines Vaters letzten Willen und ging kühn auf die mooie Lovisa an. Alte Liebe rostet nicht — und ich hatte immer besser gelernt, wie man mit den Meischen umgeht. Sie sagte bald Ja.

Aber da hättest du ihre Herren Brüder hören sollen, Floris! „Der tolle van Lonk, der von unserm Kantoor gewiesen worden ist! Schon unter dem Alten gingen ihre Sachen zurück, und jetzt ist der knappe Rest getheilt. Wir sitzen hoog en droog, nun soll ein solcher Sausewind kommen?" Sie gossen nur Oel in's Feuer; Lovischen war eigensinnig und mündig dazu, sie hielt an mir fest.

Ich triumphirte, aber als die Kloekaards die Heirath nicht hindern konnten, so suchten sie wenigstens die Mitgift zu bestricken. Ihr Notaris kam zu mir, ein alter, kahlköpfiger Schurke, gratulirte mir höchst cordial und legte mir den Entwurf der Ehepacten vor. Ich hieß ihn freundschaftlichst Platz nehmen und las das Ding aufmerksam durch. Solltest du's glauben, Floris,

wie weit die Bosheit der Menschen geht? Nicht nur Lovischen's Vermögen war separirt; das läßt sich ein Kaufmann noch gefallen: auch noch nicht einmal über einen Cent der Rente sollte ich frei verfügen können! Ich bebte vor Wuth, äußerte aber nichts. „Nun?“ fragte der Kahlkopf endlich, „was sagt Mynheer dazu? ist es so gut?“ „Ganz gut, ganz in Ordnung, ganz nett abgefaßt!“ „Das freut mich, dann kann ich's mundiren“ — „Sachte! Sachte!“ rief ich und ergriff das Papier wieder, „ich will's nur auch meinem Notaris 'mal eben zeigen.“ Da entfärbte sich der alte Schurke, legte die Hand darauf und stotterte: „Ach, es ist ja nur so ein Entwurf, nur für mich berechnet; es ist ja noch nicht unterschrieben und besiegelt.“ „Und das ist auch das Beste daran!“ brach ich aus; „nein, Mynheer, unterschrieben ist's nicht und unterschrieben wird's nicht; wissen Sie was? Machen Sie mir einen Contract, wie ihn die andern ehrlichen Leute auch haben!“

Damit knitterte ich den Wisch zusammen und warf ihn ihm zu. Er trollte sich, ganz verdutzt, und hat mir einen andern gemacht.

An der Börse, wo ich im ersten Jahre meiner Geschäftsführung nur eine kalte Aufnahme fand, machte man mir nach meiner Verheirathung mit der reichen Juffrouw Detlev gleich ein anderes Gesicht und wurde immer freundlicher, je mehr meine Solidität sich erprobte und mein Glücksstern sich hob. Und ich hab' rechten Fleiß daran gesetzt, Floris, unser Haus in die Höhe und die andern zum Schemel meiner Füße zu bringen, und der Segen von oben hat meine Mühe gekrönt. So rechtschaffen ich früher getollt und geschwärmt, so ernstlich hab' ich später speculirt und gearbeitet; ich kam mir oft vor wie der Alcibiades, von dem wir auf der lateinischen Schule lasen; der war auch in allen Sätteln gerecht; zu Athen konnte er alle in Chierwein unter den Tisch saufen, nur den alten Socrates nicht, und lebte herrlich und in Freuden, und in Sparta löffelte er vergnügt die schwarze Suppe, dies ekelhafte Gebräu, leckte den Mund ab und rief: Ist nichts mehr da? Das hat wohl geschmeckt.

Ich hab' auch gesucht, überall der Erste zu sein, war in Allem, was ich that und trieb, mit voller Seele dabei, und stets ein ganzer Kerl. So kommt man zu Etwas. Freilich, jedes Ding hat seine Zeit. Jetzt darf ich leider nicht mehr viel essen, trinken et caetera, doch ich hab' zeitig eingesehen, daß der Mensch auch noch zu etwas Anderm auf der Welt ist; ein Geschäft begründen, ein Vermögen erwerben, ist doch ein Trost, wenn auch kein Ersatz, und zum Glück kriegt man des Geldes nie satt. Du sollst genießen, was ich nicht mehr kann, und deine Kinder mit und nach dir: van Lonk-Hasselaar boven! soll's schallen, so lang Amsterdam noch auf seinen Pfählen steht.

Mein ferneres Leben floß ruhig und gleichmäßig dahin; die beste Chronik findest du im Hauptbuche. Deine Mutter war eine gute Frau, — nur zuweilen etwas eigensinnig, dann ließ ich sie ausbrummen. Ihr zweites Kind verunglückte, und beim dritten verunglückte sie, wie du weißt, leider selber mit. So stehst du, auch in dieser Hinsicht glücklich, als einziger Erbe da. Ich hab' dich sorgfältiger gehütet, als mein Vater mich, dir aber allzeit den mäßigen Genuß aller unschuldigen Freuden gegönnt, und nur einmal, kürzlich, recht ernst werden müssen, um dich vor einem dummen Streiche zu bewahren. Auch zu einem tüchtigen Kaufmann hab' ich dich gemacht, nur bist du noch nicht scharf genug. Leutselig gegen die Geringen, Floris, aber laß sie nie ihre Stellung vergessen! Höflich gegen die Großen, und ihnen dann bei Gelegenheit eins versetzt, daß sie dich fürchten. Gegen die Kundschaft coulant in Kleinigkeiten, um so eher kannst du bei größeren Anlässen ein ernstes Gesicht auf- und ihnen das Messer an die Kehle setzen. Bleib' von den Juden und Deutschen; bedenke, welchen Namen du trägst — und dann — sie sind noch schlauer als wir.

Doch ich rede, als ob ich vor deiner Hochzeit mein Testament machen müßte. Fällt mir nicht ein! Wir bleiben noch lange zusammen und ich bringe dir mündlich noch Manches bei, kann ja auch im Nothfalle ein Codicillum hier anfügen. Und somit nimmt diese Lebensbeschreibung, zu deiner Erbauung aufgezeichnet, einstweilen ein Ende.

Letztes Capitel.

Herr Elhard ist nicht mehr derselbe Mann.

Eine geraume Zeit ist verflossen, seitdem ich die Feder niedergelegt, obwohl ich noch eher zu einer Fortsetzung komme, als ich geahnt. Und was ich hinzufügen muß, großer Gott, das ist so ganz anders als die Hoffnungen meines verblendeten Sinnes! Und der es schreibt, Leser, das wirst du bald erkennen, ist auch ein anderer Mensch. —

Es war am Abende vor meines Sohnes Hochzeit, aber durchaus kein hochzeitlich Wetter. Schwere Schneewolken jagten am Himmel hin, und die blasse Mondsichel konnte sie nicht durchdringen; ein heftiger Nordwest trieb die Fluthen der Zuydersee in's hochgehende Y, alle Grachten waren bis zum Rande voll, und Schnee und Regen peitschte sie. Was lag mir daran? Ich hatte mein Hauptgeschäft glücklich zu Ende geführt, die schwache Mutter der Braut — oder vielmehr die andern Kinder — beim Abschluß der Ehepacten schlau übervortheilt, und wandelte seelenvergnügt und rascher als gewöhnlich meinem Hause zu. Vor demselben sah ich schon von fern eine Anzahl unruhig geschäftiger Menschen mit Laternen und Stangen; erstaunt eilte ich näher und kam gerade an, als man zwei leblose, sich umschlingende Körper aus dem Wasser zog. Der eine war Jurjan ter Moole, der andere Floris, mein Sohn, mein einziger Sohn!

Der Rest besserer Gefühle, den ich verkommener Mensch noch besaß, alle Entwürfe meines fruchtbaren Gehirns, alle Wünsche meines begehrlichen Herzens, jede Freude an der Gegenwart, alle Hoffnungen auf die Zukunft waren in diesem einen Wesen concentrirt — und jetzt lag er vor mir auf dem kalten Pflaster, mit dem eklen Schlamme der Gracht überzogen, blutig, denn ein Fischerhaken hatte ihn gestreift, das sanfte braune Auge geschlossen, und das lange dunkle Haar klebte an der weißen Stirn und an der vollen Wange, die noch im Tode ihr liebliches Roth nicht verlor.

Man schaffte Beide in mein Haus und entkleidete sie. Aerzte wurden gerufen; sie thaten ihr Bestes und nicht umsonst. Mein Todfeind Jurjan erwachte zum Leben, mein Sohn Floris nicht.

Wenn Gott mich nicht, wie früher zweimal vor dem Selbstmorde, auch in den nächsten Wochen gnädig bewahrt hätte, ich wär' in Wahnsinn verfallen; meine wilden Fieberträume waren nicht weit davon entfernt. Und in den lichten Momenten hörte ich in der Nebenkammer Jurjan husten und röcheln; sein schlimmer Zustand hatte bei der Winterzeit den Transport nicht erlaubt. So lagen wir denn unter demselben Dache, und dieselbe Wärterin pflegte uns, seine Tochter Lora, bleich und schön wie ein marmorn Götterbild, die ihr eigen Leib und Leiden heroisch niederhielt.

Wie das Schreckliche aber über uns gekommen war, darüber mögen zwei Briefe Aufschluß geben; den einen hab' ich von Jurjan erhalten, den andern im Rocke meines unglücklichen Sohnes gefunden.

Der erstere lautet also: „Lore, ich kann nicht viel schreiben; die Hand zittert mir, mein Kopf ist wirr und das Herz thut mir so weh — ich mein', wenn mir Jemand dort so recht gründlich zur Ader ließe, dann wär's gut. Wir sollen elend sein, das ist das Lange und Breite davon.

„Alle Winke und Andeutungen unseres Verhältnisses hatte mein Vater immer kurz abgeschnitten, wie ich Dir erzählt. Heute fing er wieder von seinem Plane an, da faßte ich mir ein Herz und sagte ihm Alles, nur Deinen Namen nicht, und bat ihn flehentlich, und beschwor ihn bei seiner Liebe, bei meinem steten Gehorsam in allen andern Dingen, er möge uns nicht verderben. Er hörte mich ruhig an, ich glaube, ich sagte ihm nicht viel Neues; aber sein Gesicht wurde roth, sein Blick wie eines Tigers Blick, und zuletzt brach er aus — ich kann's nicht niederschreiben. Aber ich dachte an Dich, Lore, und blieb fest. Da wurde er kalt und besann sich. Du kannst thun, was du willst, Floris, sprach er; du bist bald mündig — nur merk' dir Folgendes. Wenn du meine Liebe mit Undank vergiltst, all meine Pläne durchkreuzest und den Namen mit Füßen trittst, den du trägst, so liegt mir auch nichts mehr daran. Heirathe das Bettelmensch, und ich schieße sie auf eurem Kirchgange nieder. Ihr Blut über dich! und das meinige dazu, und die Schande dazu, und mein Fluch dazu! Ich thu's, so wahr mein Name Elhard van Lonk-Hasselaar ist!

„Lore, ich komm' nicht gegen ihn auf; ich

hab' nie einen eignen Willen haben dürfen und bin jetzt ganz gebrochen. Wollte Gott, ich wäre sein geringster Knecht, und nicht sein einziger Sohn — oder ich läge bei meiner armen Mutter! — Ich kann Dich nicht wiedersehen. Du wirst unglücklich sein, ich weiß es, aber nicht so elend wie Dein ärmster Floris."

Die wahnsinnige Antwort lautete: „Gut gespielt, Schurke! mein Vater hat Recht gehabt: Dein Großvater war ein Satan, sein Sohn der Teufel und Du bist der Beelzebub! Ihr seid zum Verderben unseres Hauses geboren. Hätt' ich Dich doch nie gesehen, wären wir doch in England geblieben, wo wir fein sicher wohnten und verborgen vor Eurer Wuth. Also darum hast Du Dich an uns herangeschlichen, darum bist Du immer wieder gekommen, so oft er Dir die Thür gewiesen hat, darum hast Du mein armes Herz bethört, um es mir jetzt aus dem Leibe zu reißen. Bist Du ein Mensch? dann wüthe nicht grausamer als die Hyäne; bist Du ein Mann? pfui! Dein Vater ist doch ein Mann, aber Du nur eine Wachspuppe, ein Strohwisch. — Nein, Du bist ärger, als sie Alle, Du süßer, gleißender Judas, Du küssest und verräthst; Du willst hoch zu Wagen neben einem schatzreichen Weibe höhnisch herniedersehen auf die Bettlerin im Staube des Wegs. Aber hüte Dich: wenn Ihr zur Kirche fahrt, will ich Euch nachrennen, in der Nieuwekerk will ich den Goldbrachen von Deiner Seite reißen und laut rufen vor Allen: Mein ist der Mann! Und wenn sie mich dann greifen, so erdolche ich mich am Altar. —

— „Verzeih', lieber Floris, ich weiß nicht, was ich thue. Wochenlang hab' ich auf Dich geharrt, und Du kamst nicht, und nun endlich kommt dieser grausame Brief — es ist Deine Hand, aber ich glaube ihm nicht. Nein, wenn ich an Dein treues Auge denke, in dem kein Falsch ist, an die liebe Stimme, die so lieblich —"

Der Brief brach hier ab; ein Blutsturz hatte, wie ich später hörte, das fieberhaft aufgeregte Mädchen gehindert, ihn zu vollenden. Aber so wie er war hatte Jurjan ihn meinem armen Sohne überbracht, und Floris, nachdem er ihn beim zitternden Schein der Straßenlaterne überflogen, Ruhe und Rettung in den kalten Wellen gesucht. Jurjan, entsetzt und schwach im Guten und Bösen, versuchte ihn zu retten und büßte dabei selbst beinahe sein Leben ein. Dies Alles erfuhr ich, wie meine Besserung fortschritt, allmälig vom Doctor, der zwischen uns hin- und herging; die blasse Lore, versteint wie Niobe, sprach nie ein Wort davon.

Mein Leben war verfehlt, mein Sohn durch meine Schuld in's Verderben gestürzt, ich sah es ein, und das Gewissen arbeitete mächtig in mir. Aber noch verstockte ich mich. „Dann soll der Teufel auch Alles haben!" murmelte ich, als meine Kraft etwas zurückgekehrt war, „und das Gehüstel drüben bald aufhören." Ich kroch aus dem Bette, nahm von der Wand einen vergifteten indischen Dolch und schlich auf den Socken zu Jurjan's Kammer hin. Vor der Thür machte ich Halt; ich hörte ihn laut beten mit seiner dünnen Stimme: Herr, erbarme dich über uns elende Sünder! Herr, erbarme dich über uns elende Sünder! wiederholte er flehentlich mehrere Mal, wohl in Erinnerung an eine Litanei der Kirche von England, wo er den letzten und größten Theil seines Lebens zugebracht. „Vater!" fiel Lore ihm hart in's Wort, „ich denke, wir haben in diesem Leben so viel gelitten, daß Gott sich schon im zukünftigen über uns erbarmen wird — schlimmer kann's nicht kommen. Betet lieber für das Häuflein Kinder, die Ihr unversorgt zurücklaßt; segnet mich, daß mein armer Kopf nicht verrückt wird." — „Lore!" keuchte der Kranke und rang nach Athem, „ich kann nicht beten, und mein Segen verwandelt sich in Fluch. Lord, have mercy upon us, miserable sinners! Komm' heran, sieh mich nicht so an! Hör', Elhard van Louk hat mich verfolgt, zertreten, von Holland nach Indien, von Indien nach England gejagt, und Floris Dich geknickt und verlassen, und doch bin ich schlimmer als er, ich" — er erhob seine Stimme bis zum Kreischen — „ich hab' ihn in die Gracht gestoßen, ich hab' ihn umgebracht!"

— Den gellenden Aufschrei des doppelt unglücklichen Mädchens bei dieser Beichte vergesse ich nicht. Ich entsetzte mich vor ihrem größeren, unverschuldeten Leid, der eben noch rachsüchtige Arm mit der Mordwaffe senkte sich, denn ich fühlte, ein Stärkerer hatte die Rache übernommen, und bebend kroch ich in meine Kammer zurück. —

Der Rest ist bald erzählt, Gott, der so

oft vergeblich an mein starres Herz gepocht und ihm doch nie ganz die Empfindung des Bessern entnommen, der mir schon früh Elfriede, seinen Engel, in den Weg gestellt und mir zweimal die Gnadenfrist verlängert hatte, Gott hat mir endlich die Augen geöffnet, gepriesen sei sein heiliger Name! und auf steilen Wegen aus der Finsterniß mich geführt zu seinem wunderbaren Licht. Er hat mich zerschlagen und wieder geheilt. Er hat mir die Eitelkeit der Welt gezeigt, daß mein Herz erschauderte, und die Herrlichkeit des ewigen Lebens, daß es schwoll vor Sehnen und hüpfte vor Freuden in mir. Er hat mich all meine Sünden erkennen lassen: meine Fleischeslust und meinen Cynismus, meine Selbstsucht und Tyrannei von Jugend auf, meine Schuld, meine große Schuld, und mir sie verziehen; er hat mir die Gnade gegeben, auch meinen Feinden zu verzeihen. Des bußfertigen Feindes Hand lag in der meinigen, als er hinüberging, wo Gott abwischen wird alle Thränen, und wenn meine frische Wunde auch noch blutete: ich konnte in meinem Leid schon rühmen und danken, daß nichts Unheilbares geschehen, daß der arme Floris nicht durch eignen Willen den Tod gefunden, wie sein unwürdiger Vater es wohl verdient hätte, sondern durch Jurjan's Hand, dem der Heilsweg der Reue noch offen stand. Was in menschlichem Sinne noch gutzumachen war von meinen Frevelthaten, das hab' ich ernstlich gutzumachen gesucht. Die Firma Hateling ist nicht gefallen. Jurjan's Waisen hab' ich adoptirt, und Lore hat auch den Frieden Gottes gefunden und mir verziehen. Meine Geschwister liebe ich wieder; ich liebe alle Menschen und bete, daß sie zur Erkenntniß kommen, früh, nicht auf so schrecklichen Umwegen wie ich. Und so mögen denn auch die vorigen Blätter stehen bleiben, wie ich sie andern Sinnes und andern Zweckes schrieb, zu meiner Beschämung, der ich einer der Aergsten unter den Argen war, zum Spiegel für die, so noch weltlich gesinnt sind, zur Ehre des Herrn, der mich wie einen Brand aus dem Feuer gerissen hat und Allen zuruft: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken! Und wenn mir auch die Röthe in's Antlitz steigt beim Rückblick auf mein verkehrtes Leben, wenn Du auch, Leser, vielleicht mit einem Achselzucken murmelst: das alte Lied, ein junger Wüstling, ein Frömmler im Alter! — es werde nichts geändert und gemildert. Die Wahrheit läßt, auch von schwachem Munde verkündigt, einen Stachel zurück; will's Gott, so schlägt auch dir bald die Stunde, wo der rosenfarbene Nebelschleier zerreißt und dich die Dinge sehen läßt, wie sie sind; ich aber weiß, wer für all meine Sünden vollkömmlich bezahlt hat, und lebe und sterbe im seligen Glauben an Ihn, meinen Erlöser und Heiland.

Goethe's
erste
Beziehungen zu Joh. Schopenhauer.

Nach ungedruckten Briefen.

Von

Heinrich Düntzer.

Die fein anmuthige Lebensschilderung, welche die Dichterin der „Gabriele" begonnen hatte, wurde durch ihren ganz ungeahnten Tod leider schon bei der Darstellung des Eindruckes abgebrochen, welchen die Nachricht von der Einnahme der Bastille in ihrer Vaterstadt hervorgerufen hatte. Von ihrem so bedeutend eingreifenden Weimarer Leben sind uns verhältnißmäßig wenige Striche erhalten. In dem Aufsatze von Stephan Schütze: „Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, 1806 bis 1830" („Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840") finden sich anziehende, aber nicht ganz zuverlässige Mittheilungen in buntem Gemische. Der ausführliche Brief, welchen Frau Schopenhauer über die Leiden Weimars nach dem Unglücke bei Jena an ihren Sohn Arthur schrieb, ist in der Schrift: „Jugendleben und Wanderbilder von Johanna Schopenhauer" II, 211 bis 256 abgedruckt, von ihren sonstigen Briefen über Weimar bisher nichts benutzt worden. Ein glücklicher Zufall hat mir eine Reihe von Briefen an ihren Sohn Arthur zugeführt, welche für ihre erste Verbindung mit Weimar und ganz besonders mit Goethe von großer Wichtigkeit sind. Gerade in Bezug auf

ihn füllen sie eine empfindliche Lücke unserer Kenntniß aus.

Das traurige Ende ihres Gatten Heinrich Floris Schopenhauer, der im Jahre 1805 zu Hamburg aus einer hohen Speicheröffnung in den Canal fiel, hatte der nach geistiger Ausbildung sich sehnenden, noch immer sehr wohlhabenden Frau den Aufenthalt in Hamburg verleidet, und in ihr den Wunsch erregt, mit ihrer noch im Kindesalter stehenden Tochter Adele ihren Wohnsitz an einen geistig belebten Ort Mitteldeutschlands zu verlegen, während ihr Sohn Arthur, dessen Sonderbarkeiten schon damals ein Zusammenleben mit ihm wenig erfreulich machten, in Hamburg bleiben sollte. Ihre Wahl war auf Weimar gefallen, wo die großen Dichter eine mächtige Anziehung auf sie übten. Sie hatte die Stadt früher auf einer ihrer Reisen gesehen, und von Bekannten, besonders von einer in Weimar ansässigen Hamburger Familie Kühn, Bertuch und dem Cammerrath Dr. Riebel, vielleicht auch von ihrem Landsmanne Falk nur Günstiges über die dortigen Zustände vernommen. Doch wollte sie zunächst persönlich von den dortigen Verhältnissen und Aussichten sich überzeugen. Im Mai 1806 reiste sie über Lüneburg, Hannover, Kassel, Eisenach und Gotha nach Weimar. In Gotha gefiel es ihr sehr wohl, und sie würde diese Stadt unbedingt zu ihrem Wohnsitze gewählt haben, hätte Weimar sie nicht so sehr angezogen. Hier kam sie am Abend des 14. Mai an. „Jetzt kann ich noch nichts entscheiden,“ schreibt sie von hier den 16., „doch gefällt es mir recht gut. Bertuchs, Riebels, Madame Kühn und Falks wollen alles Mögliche für mich thun, ich denke wenigstens vierzehn Tage hier zu bleiben; in der Zeit werde ich wohl mit mir und meinen Wünschen auf's Reine sein. Ich glaube, ich werde hier Hütten bauen.“ Schon drei Tage später hat sie sich eingemiethet im Hause der verwittweten Frau Hofrath Ludecus, einer geborenen Kotzebue aus Wolfenbüttel, die auch als Schriftstellerin unter dem Namen Amalie Berg aufgetreten war. Das Haus lag sehr freundlich an der Esplanade, ganz nahe beim Theater. Sie hatte den untern geräumigen Stock gemiethet, den der vor Kurzem verstorbene Hofmedicus Dr. Gottfried von Herder inne gehabt, nebst einem schönen Schlafzimmer und Kammer eine Treppe hoch, und allen häuslichen Bequemlichkeiten für den damals freilich hohen Miethpreis von hundertundsiebenzig Thalern. Die Eigenthümerin wohnte oben. „Equipage brauche ich nicht,“ schreibt sie; „es giebt hier Miethwagen und Portechaisen, soviel man braucht. Der Ton in Gesellschaft ist äußerst gebildet. Riebels thun, was sie können für mich. Gestern brachten wir einen Abend mit Falk und Fernow, den Du kennen mußt, bei ihnen zu. Goethe und Wieland habe ich noch nicht gesehen; Ersterer ist in Jena, Letzteren treffe ich wahrscheinlich Donnerstag bei Madame Kühn.“ Eine Woche später hat sie schon einige Möbeln angekauft, andere bestellt; die übrigen denkt sie zu miethen, da sie vorab sich nicht ganz festsetzen möchte. „Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig,“ äußert sie; „mit wenig Mühe und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar, und vielleicht in Deutschland, um meinen Theetisch zu versammeln und im Ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen. Die Gegend um Weimar ist nicht ausgezeichnet schön, aber recht hübsch, der Park ist wirklich sehr schön. Vom Theater verspreche ich mir großen Genuß; ich habe es dreimal besucht; es ist wirklich ausgezeichnet; in Hamburg haben wir kaum den Schatten davon. Mit Wieland soll ich morgen bei Riebel zusammen sein und obendrein l'Hombre mit ihm spielen; den ganzen Abend werde ich denken: O Lord, o Lord, what an honour is this! Goethe sollte ich heute (den 26. Mai) sehen, er wollte mich selbst in der Bibliothek herumführen; leider ist er gestern sehr krank geworden, aber doch ohne Gefahr.“ Von ihrem Freunde Tischbein hatte sie weder diesmal noch später eine Empfehlung an Goethe, der diesem noch am 5. Mai geschrieben und ihn nach Weimar eingeladen hatte.

Am 28. fuhr sie nach Jena, wo sie sich einen Tag der wunderschönen Gegend erfreute. Von dort ging es nach Dresden. Nachdem sie hier besonders an der Galerie sich gestärkt hatte, begab sie sich nach Halle, wo sie am 9. Juni ankam. Hier fand sie bei Froriep und Loder, sowie im nahen Giebichenstein bei Reichardt die freundlichste Aufnahme. Ueber den Harz und Braunschweig kehrte sie dann nach Hamburg zu-

rück, wo Alles zur bevorstehenden Uebersiedelung vorbereitet wurde, die sie erst in der zweiten Hälfte September zur Ausführung brachte. Ihr Sohn Arthur blieb in Hamburg zurück. Daß sie es vermieden, von ihm Abschied zu nehmen, zeigt ihr am Abend vor der Abreise geschriebenes Briefchen:

„Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von Deiner Cigarre, und ich weiß, daß ich Dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh miteinander hingebracht; laß das der Abschied sein! Lebe wohl, mein guter, lieber Arthur! Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich vermuthlich nicht mehr hier; aber, wenn ich es noch wäre, komm nicht! Ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen, wenn wir wollen; ich hoffe, es wird nicht gar zu lange währen, so wird uns auch die Vernunft erlauben, es zu wollen. Lebe wohl! Ich täusche Dich zum erstenmale; ich hatte die Pferde halb sieben bestellt. Ich hoffe, es wird Dir nicht zu wehe thun, daß ich Dich täuschte; ich that es um meinetwillen; denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin, und wie sehr mich jede heftige Rührung angreift. Lebe wohl! Gott segne Dich! Deine Mutter J. Schopenhauer. Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch."

Schon auf der Reise wurde sie von den Truppenzügen beunruhigt. In Halle erfuhr sie, daß sie auf dem Wege nach Jena und Weimar weder Pferde noch Unterkommen finde, da Alles von Soldaten in Anspruch genommen sei. Sie verweilte deshalb einen Tag und nahm dann Fuhrmannspferde, die sie auf einem anderen Wege, wo sie von den Truppen fast nichts zu sehen bekam, nach Weimar brachten. Am Abend des 28. traf die im sechsunddreißigsten Lebensjahre stehende anmuthige Frau an ihrem neuen Wohnsitze ein, wo sie im Gasthofe zum Elephanten abstieg. „Hier ist Alles gutes Muths," äußert sie am folgenden Morgen; „die Armee wird bald vorwärts gehen. Wie es dann wird, liegt freilich noch im Dunkel, aber es läßt sich Alles gut an. Der Krieg ist aber unvermeidlich." Acht Tage später schreibt sie: „Das Schicksal spielt wunderlich mit mir, daß ich mich gerade in diesem stürmischen Zeitpunkte hierher versetzt finde, in ein Land, welches wahrscheinlich der Schauplatz eines blutigen Krieges wird. Doch da Niemand vermuthen konnte, daß das geschehen würde, was jetzt geschieht, so ergebe ich mich in Geduld und mache mir auch keine Vorwürfe darüber; denn ich that, was ich für mich und die Meinigen für's Beste hielt. Persönlich riskire ich nichts; selbst wenn im schlimmsten Falle die Franzosen Herren dieses Landes würden, so würden freilich die Einwohner durch Contributionen viel leiden, ich als Fremde aber habe nichts damit zu thun. Niemand hier macht Anstalt zum Fortgehen, und wo die Anderen bleiben, bleibe ich auch, es sei denn, daß, was nicht zu vermuthen ist, der Krieg sich so in die Nähe zöge, daß nahe bei der Stadt eine Schlacht gefochten würde; so Etwas aber merkt man vorher, und mir bleibt dann noch immer die Flucht nach Berlin offen. Der Anblick alles dieses militärischen Wesens ist mir höchst interessant. Gestern zog die sächsische Armee unter dem Commando des Prinzen Hohenlohe durch, ehegestern war der König, der Herzog von Braunschweig und das ganze Hauptquartier hier. So geht's alle Tage; alle Abende kommen neue Truppen, alle Morgen ziehen sie fort und machen neuankommenden Platz. Alles dies macht den kleinen Ort sehr lebendig. Die schönen großen Soldaten in den glänzenden neuen Uniformen, die Officiere, alle die Prinzen und Fürsten, denen man auf jedem Schritte begegnet, die Pferde, die Husaren, die kriegerische Musik, es ist ein so großes, gewaltiges Leben, daß es mich unwiderstehlich mit fortreißt. Nur wenn ich die unvermeidliche Folge des Krieges bedenke, und wie viele von diesen Menschen, die jetzt voll Lust und Leben hinziehen, bald todt oder verstümmelt da liegen werden, dann engt es mir das Herz ein. Die Soldaten, besonders die gemeinen, sind voll Enthusiasmus; sie wünschen nur, daß der Augenblick erst da wäre; er wird bald kommen. Alles zieht nach Erfurt; auch Napoleon rückt mit großer Macht an. — Ich habe hier Freunde, die lebhaft an mir Theil nehmen. Riedel sorgt wie ein Bruder für mich; der gute Falk thut auch das Seine, und bringt mir gleich jede neue Nachricht zu, was ich sehr gern habe. Auch Bertuch nimmt sich redlich meiner an. Ich bin unter sehr gute Menschen gerathen." Sie

hatte indessen zufällig die Bekanntschaft der Frau von Egloffstein, der Mutter des Hofmarschalls, gemacht. Eine Empfehlung des Malers Tischbein hatte ihr eine zuvorkommende Aufnahme bei Fräulein von Göchhausen, der lustigen Hofdame der Herzogin Mutter, verschafft, welche sie dieser, Wieland und anderen bedeutenden Leuten vorzustellen versprach. Goethe kam erst an demselben 6. October von Jena nach Weimar zurück, wo er Alles in großer Bestürzung fand. Auch diesen sollte sie sogleich kennen lernen. Indessen ließ sie durch ihre Dienerschaft, den Franzosen Duguet und dessen Frau Sophie, in ihrer Wohnung Alles nach ihrem Geschmacke einrichten. Sie bezog diese bereits am 8., da der Aufenthalt im Gasthofe durch die vielen Fürsten und Generale ihr unbequem geworden war. Indessen mehrten sich die trüben Anzeichen, doch riethen ihre Freunde zum Bleiben, wozu sie sich um so mehr entschließen mußte, als keine Pferde zu haben waren. Am 11. vernahm man, daß Coburg und Saalfeld von den Franzosen eingenommen, der heldenmüthige Prinz Louis gefallen sei. Denselben Tag kamen der König und die Königin von Preußen in Weimar an, die Erbprinzessin reiste ab. Auch Frau Schopenhauer ließ zur Abreise packen und suchte Pferde zu bekommen. Da der ihr befreundete General von Kalckreuth gleichfalls nach Weimar gekommen, bat sie diesen um eine Unterredung, aber leider konnte er seinen Besuch erst auf den folgenden Tag zusagen. „Den 12. besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte," berichtet sie selbst; „man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig, Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat in's Vorzimmer und sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimrath Goethe vorzustellen." Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen." Als Kalckreuth am Abend kam, rieth er ihr zu bleiben; wolle sie aber fort, so solle sie über Erfurt und Magdeburg gehen. Durch ihren Freund Conta, der bereits seit ein paar Tagen bei ihr im Hause war, ließ sie noch an demselben Abende ihren Paß beim Herzoge von Braunschweig unterzeichnen. Dann kamen Riedel und Falk. Letzteren, der für sich das Schicksal Palm's fürchtete, wenn die Franzosen kämen, versprach sie bei ihrer Abreise mit sich zu nehmen. Den 13. besuchte sie mit Conta und ihrem Töchterchen das von Ettersberge bis nach dem Parke sich erstreckende Lager. Darauf ging sie zu Fräulein Göchhausen; sie fand diese mit der Herzogin Mutter auf der Treppe. Die Herzogin nahm sie mit sich in ihr Zimmer und unterhielt sich längere Zeit vertraulich mit ihr; auch sie hatte bereits einpacken lassen, und sie rieth ihr das Gleiche, doch konnte sie ihr leider keine Pferde schaffen. Auch Kalckreuth, der mit großer Bewegung von ihr Abschied nahm, gab keine Hoffnung auf Pferde; erst übermorgen würden Postpferde zu haben sein. Am Abend ging sie zu Riedels, wo man sich wechselseitig Muth einsprach; allgemein glaubte man, die Franzosen ständen bei Leipzig. Am folgenden Morgen hörte sie erst um neun Uhr, daß man eine Schlacht in der Nähe vermuthe, nachdem diese schon drei Stunden gewährt hatte. Die Herzogin Mutter ließ ihr sagen, sie reise nach Erfurt; leider aber hatte sie keine Pferde, um sich ihr anzuschließen. In banger Sorge harrte man der drohenden Entwicklung. Nachdem man einige Zeit durch Siegesnachrichten getäuscht worden, vernahm man die Kanonen immer näher und näher donnern, der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. Bald hörte man keinen einzelnen Knall mehr, nur das Pfeifen, Zischen und Knallen der Kugeln und Haubitzen, die über das Haus hinwegflogen und in der Nähe einschlugen. Darauf erhob sich in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, man hörte das Trappeln der fliehenden Preußen. Bald sprengten französische Husaren in die Stadt. Fünf derselben kamen in dem von ihr bewohnten Hause in's Quartier. Conta und besonders Sophie, die unter ihnen einen

Landsmann fand, wußten sie zufrieden zu stellen. Auch die weiteren Belästigungen hielten Beide mit großer Umsicht und Geistesgegenwart ab, oder milderten sie möglichst. So verbrachte man denn jene Nacht, die so vielen Bewohnern Weimars, besonders der Vorstadt, verderblich werden, manchem Alles oder das Meiste rauben sollte, in ziemlicher Ruhe. Freilich erneuerten sich die Schreckensscenen am andern Tage, aber sie gingen unschädlich vorüber. Das Glück führte ihr einen Dragonerofficier zu, der sich freundlich ihrer annahm und, als er nicht mehr bleiben konnte, sie einem höchst gebildeten commissaire des guerres Namens Denier empfahl, dem sie ihr bestes Zimmer einräumte. Unter seinem wirksamen Schutze durfte sie sich beruhigter fühlen, obgleich es nicht an beständiger Aufregung fehlte. Nach Denier's Entfernung am 17. erhielt sie zwei andere Officiere zum Schutze, die freilich viel roher waren. An demselben Abend ward sie ganz heiser und den andern Tag konnte sie gar nicht sprechen, sodaß sie zum Arzte ihre Zuflucht nehmen mußte. Erst am 19., einem Sonntage, zogen die Franzosen ab, nur ein kleines Corps blieb zum Schutze zurück. Denselben Tag ließ sich Goethe in der Schloßkirche mit Christiane Vulpius trauen, mit der er seit achtzehn Jahren verbunden gewesen war. „Er hat gesagt," berichtet Frau Schopenhauer, „in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeigehen, in Zeiten wie die unseren müsse man sie ehren." Den Tag darauf schickte er Dr. Riemer, den Hofmeister seines Sohnes, zu mir, um zu hören, wie es mir ginge. Denselben Abend (zu Mittag hatte er mit dem Commandanten Dentzel bei der regierenden Herzogin gespeist) ließ er sich bei mir melden und stellte mir seine Frau vor. Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre. Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden, und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu Niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen. Morgen (den 25.) will ich meine Gegenvisite machen." Nur zu wenigen, und zunächst wohl nur zu den Bekannten der Frau Schopenhauer konnte er seine Frau führen, da man ihm dieses Schrittes wegen grollte.

Besondere Sorge machte nach dem Abzuge der Franzosen die Menge der Verwundeten in Lazarethen und Gasthöfen und selbst im Theater, sowie das Elend, welches sie auch aus Mangel erduldeten. Hier bewährte sich Frau Schopenhauer auf die schönste Weise. „Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an," schreibt sie, „und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meist Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madeira, wovon Jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot, und was ich konnte. Es war im Ganzen wenig und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen von dem Unglücke, an Gott zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört und sind meinem Beispiele gefolgt."

An den Abenden kamen ihre Bekannten an ihrem Theetische zusammen, wo nichts außer Thee und Butterbrot gegeben, auch kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet wurde; besonders häufig erschienen Fernow und Goethe's Freund, der Maler H. Meyer, der Alles, außer seinen Schriften und seiner guten Laune, verloren hatte, zuweilen auch Goethe. Aus den Gesprächen des Letzteren theilt sie Manches mit. So erzählte er, in seinem Hause sei überall gestreutes Pulver und gefüllte Patronen in jener Schreckensnacht gefunden worden; in einem Hause ihm gegenüber sei wirklich Feuer angelegt, aber noch zeitig gelöscht worden. Von Meyer's Schwiegervater von Koppenfels,

dessen öffentliche Kasse geplündert worden war, sagte er, er habe wie König Lear ausgesehen, nur daß Lear selbst, hier die Welt toll gewesen. Er hatte ihn nämlich im leeren Zimmer unter seinen zerrissenen Papieren kalt und versteinert an der Erde sitzen sehen. Frau Schopenhauer wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden, bemerkte er; jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müßten sie auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erleichtern.

Den 31. October schreibt sie: „Jetzt ist hier Alles sicher und ruhig. Die Verwundeten sind weiter geschafft bis auf wenige, die nicht transportabel sind, die Todten sind alle begraben, für Krankheiten ist nichts mehr zu fürchten. Auch haben wir keine Theuerung, unser Markt ist wohl versehen und Alles beinahe wohlfeiler, als wie die preußische Armee hier stand. Das Land ist zwar verwüstet, aber doch nur in einem kleinen Bezirke, und wir bekommen unsere Zufuhr aus der Ferne. — Ich hoffe, der Winter soll ruhig vergehen, obgleich eben nicht sehr froh. In meinem Kreise darf ich doch auf manchen fröhlichen Abend hoffen. Ich habe jetzt ein Clavier, Conta singt recht hübsch und spielt die Guitarre, seine Schwester und eine junge Malerin, Mademoiselle Bardua, die viel zu mir kommt, auch. Da machen wir des Abends Musik. Ich habe noch immer viel Besuch, der mir nichts kostet; ich darf keinen Luxus zeigen, um denen, die Alles verloren, nicht wehe zu thun, und finde also das Leben trotz der schlechten Zeiten sehr wohlfeil." Sie selbst hatte gar keinen Schaden erlitten. „Fünfzig oder sechzig Bouteillen rothen Wein, mehr hat mir die Sache nicht gekostet, und dann, was ich seitdem, da der Wein hier sehr rar geworden ist, an meine Freunde und arme Verwundete gegeben habe." Besonders ihr Madeira war eine Seltenheit, durch den sie auch Kraus, den Director des Zeicheninstituts, den die Franzosen fast zu Tode mißhandelt hatten, stärken konnte. Auch mit Hemden mußte sie Meyer und Andere unterstützen. Trotz ihrer Güte wurde sie doch von Manchen, die fast Alles verloren hatten, wie unter ihren nächsten Bekannten von Frau Riedel, mit Neid angesehen.

Unterdessen kamen die Herzogin Mutter, die Prinzessin Caroline, der Erbprinz und die Erbprinzessin nach Weimar zurück, und Alles schien äußerlich in das alte Geleise zurückkehren zu sollen. Freilich hatte Weimar noch immer seinen französischen Commandanten. Falk, der früher von den Franzosen den Tod gefürchtet hatte, war trotz seiner schlechten Aussprache des Französischen als Dolmetscher beim Commandanten angestellt. Durch ihn ward der Commandant bei Frau Schopenhauer eingeführt, die er nach der Sitte seines Landes häufig besuchte. Eine Garnison gab es fast nicht. Die Bürger mußten die Posten am Schlosse, beim Commandanten und an den Thoren versehen, auch Nachtwache halten. Niemand war vom Dienste befreit. So sah sie einmal Professor Meyer und den jungen Bertuch vor der Hauptwache als Schildwachen stehen, wo sie im Scherze vor ihr das Gewehr präsentirten. Abends zur Theezeit stellten sich ungebeten immer Bekannte ein. „Allein bin ich bis jetzt noch nicht einen Abend gewesen," berichtet sie am 7. November. „Es kommen Professor Meyer, Fernow, Falk, Goethe, Riedels, Bertuchs Familie, Mademoiselle Bardua, ein Wunder von Talent. Sie wird in Kurzem die erste Malerin in Deutschland sein;* dazu spielt sie das Clavier und singt in großer Vollkommenheit. Wieland ist noch nicht gekommen, weil er krank ist, aber Hofrath Weyland, ein höchst interessanter Mann, und seine Frau. Der jüngere Bertuch, den Du auch in Paris sahst, singt und spielt recht hübsch. Alle diese und noch einige andere minder Merkwürdige kommen bald alle, bald einer oder zwei. Meine Madame Ludecus, die eine der liebenswürdigsten älteren Frauen ist, und ihre Pflegetochter Mademoiselle Conta bitte ich auch immer dazu. Wir trinken Thee, sprechen, erzählen, lachen, klagen einander unser Leid, wie es kommt; wer Lust hat, singt und spielt im Nebenzimmer; um halb neun geht Jeder zu Hause. — Ich gehe fast nicht aus dem Hause. Jetzt ist mein Haus noch das einzige, in welchem es so hoch hergeht; die anderen haben alle mehr oder weniger verloren. Hernach wird es freilich nicht mehr so sein, aber dann wird das Theater wieder geöffnet, ich werde mehr ausgehen. Künftige Woche werde ich in verschiedenen

* Sie hat die auf sie gesetzten übergroßen Erwartungen später nicht erfüllt.

Häusern, auch wieder bei der Herzogin Mutter, vorgestellt werden. Auf jeden Fall bin ich hier am rechten Orte, wenn nicht gewaltsame Veränderungen die Menschen auseinander stieben, die jetzt hier ein so harmonisches Ganzes bilden. — Allmälig sprechen wir hier mit Ruhe von der Vergangenheit. Die Blessirten sind bis auf neunundvierzig, die in wenigen Tagen sterben müssen, und ein paar hundert minder Gefährliche, die in Privathäusern einzeln verpflegt werden, fortgeschafft. Seitdem athmen wir freier. Der Anblick jenes Elends, da Tausende hier lagen und fast ohne Hülfe verschmachteten, war herzzerreißend. Einquartierungen sind jetzt sehr selten. Wir haben genug geklagt. Allmälig kommen komische Anekdoten aus jener Zeit, die durch den seltsamen Contrast den Ernsthaftesten zum Lachen bringen. Meyer hat darin eine eigene Form; sein sonderbares Ansehen und seine schweizerische Sprache machen den Eindruck unwiderstehlich, wenn er erzählt. Er selbst ist bis auf's Hembe geplündert worden, aber das schadet seinem Humor nicht."

Am 9. November ward Kraus begraben. „Du mußt Dich noch auf den freundlichen alten Mann besinnen, der, wie wir zusammen in Weimar waren, mit uns ging," schreibt Frau Schopenhauer ihrem Sohne. „Er war Director der Zeichenakademie, die seine größte Freude war, besonders die zwei Tage, wo alle Mädchen aus Weimar hinkamen. Er war der Freund und Vertraute einer Jeden. Diesen liebenswürdigen, dreiundsiebenzigjährigen Greis haben die Barbaren förmlich gemißhandelt. Sein Zimmer hatte er ganz allerliebst eingerichtet, und freute sich, wenn recht viele Frauen da waren, die seine Ordnung bewunderten. Dieses sein Spielwerk ward vor seinen Augen zerstört. Er hielt die Nacht durch aus, dann floh er, geängstigt, mißhandelt, zur Herzogin, wo er zwei Tage blieb, bis Bertuchs ihn zu sich holten. Wie er wieder unter Freunden war, war er wieder froh und dachte nicht mehr der vergangenen Schrecken, aber seine Kraft war erschöpft. Er meinte, er würde besser, aber er wurde immer schwächer und schwächer, bis er sanft unter frohen Phantasien aus seiner Jugendzeit einschlief, ohne die Nähe oder die Möglichkeit des Todes zu ahnen. Sonntag Nachmittag wurde er dicht bei Lucas Cranach (und dem Hofmaler Löber) begraben. Junge Künstler trugen ihn. Goethe, Fernow, Meyer und Viele folgten, auch alle Mädchen aus der Zeichenakademie. Conta's Schwester, die bei uns lebt, legte einen grünen Kranz auf seinen Sarg, wie er eingesenkt ward. Es soll unaussprechlich rührend gewesen sein. Ich ging nicht mit, weil ich gern alle zu lebhaften Eindrücke dieser Art meide. Den Abend kam Bertuch zu mir. Wie er die Conta in ihrem schwarzen Kleide sah, fing er wieder unaufhaltsam zu weinen an. Es kamen noch Verschiedene dazu. Kraus war das einzige Gespräch und Alle wußten so viel Gutes von ihm." Bertuch, in dessen Hause er gestorben war, ließ ihm ein Denkmal setzen und widmete ihm einen Nachruf im „Journal des Luxus und der Moden," der den Jahrgang 1807 eröffnete.

Den folgenden Mittag aß Frau Schopenhauer mit ihrer kleinen Tochter bei Goethe. „Die Gesellschaft war klein, ich, Bertuchs, Meyer, Knebel aus Jena, ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, und seine Frau und einige Fremde. Ich kann Goethe nicht genug sehen; Alles an ihm weicht so vom Gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, der im Aeußeren viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Aergerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht unter den Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres, mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein." Den Abend kamen Bertuchs, Fernow, Meyer und Knebel mit Frau. „Es ward viel musicirt. Frau von Knebel singt himmlisch; die Bardua und (der jüngere) Conta halfen mit, und es ging recht gut."

Am Morgen des 11. besuchte Frau Schopenhauer die Herzogin Mutter, welche sie zu sich hatte bitten lassen. Sie fand sie mit Fräulein Göchhausen ganz allein. „Man vergißt gleich die Fürstin bei ihr. Ich blieb zwei Stunden bei ihr, und sie hätte mich gern noch länger behalten, wie

es schien.“ Am Abend kamen Goethe, Fernow, Meyer und Riedel. Der letztere brachte den Dr. Stephan Schütze mit, der sich seit einigen Jahren in Weimar aufhielt. Er hatte sich durch seine „Theorie des Reimes“ bekannt gemacht und lebte jetzt besonders der Dichtkunst. Sein Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland“ war eben gedruckt. Er hatte Goethe noch nicht kennen gelernt. Um ihm vorgestellt zu werden, ließ er sich durch Riedel einführen. „Goethe war in einem seltenen Humor,“ berichtet Frau Schopenhauer; „eine Anekdote jagte die andere, es war ganz prächtig. Wir haben einigemale so gelacht, daß die Leute auf der Straße still gestanden wären, wenn es dergleichen hier gäbe.“ Schütze bezeichnet diesen Abend als den ersten ganz kleinen Anfang der Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer. Dies ist irrig; aber wahrscheinlich wurden damals die Sonntage und Donnerstage als Gesellschaftsabende festgesetzt, die in der nächsten Woche beginnen sollten. Diese Tage wurden gewählt, weil an den übrigen im Theater gespielt wurde, dessen Eröffnung man in nicht zu langer Zeit erwartete. Die Sonntage wurden genommen, obgleich diese Hoftage waren; hielt sich ja Goethe jetzt möglich vom Hofe fern. „Die leichte Art, mit der ich die vorzüglichsten Menschen für mich interessirt habe, ist mir selbst ein Wunder,“ schreibt sie am 14. „Ich habe noch keine Visite gemacht; Alles ist so ganz von selbst gekommen. Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun werden sich meine Freunde bei mir versammeln; was an interessanten Fremden herkommt, wird mitgebracht. Ich habe Goethe den Plan gesagt, er billigt ihn und will ihn unterstützen. Ich gebe Thee, weiter nichts; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen. Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Madame Ludecus, Conta und die Schwester, Bertuchs, Falks, Riedels, Weylands sind für's erste eingeladen, die übrigen werden sich von selbst finden. Kosten macht das Ganze gar nicht, und unendlich viel Freude. Es fehlt hier an einem Vereinigungspunkte, und sie sind Alle froh, ihn bei mir zu finden. Das Theater ist noch verwaist; Niemand will gleich subscribiren, aber auch das wird sich finden.“ Sie hatte unterdessen wieder Musik mit Macht zu treiben begonnen. Der auch am Hofe beschäftigte Lehrer Werner, den sie für sich und Adele angenommen hatte, zeichnete sich durch Gründlichkeit aus. Fernow kam alle Morgen zu ihr und lehrte sie Italienisch. In der nächsten Woche wollte sie unter Meyer's Leitung auch die Malerei wieder beginnen. Fräulein Bardua, die unter Meyer in einem Jahre ungeheure Fortschritte gemacht hatte, malte sie eben nebst ihrer Tochter in Lebensgröße. Sie fühlte sich jetzt so zufrieden, wie sie seit ihren Kinderjahren nicht gewesen war. Die traurigen Zeitverhältnisse ertrug sie mit einer Fassung, worin man Goethe's Einwirkung erkennt, der auch sonst häufig durch ihre Aeußerungen durchblickt. An ihren Gesellschaftsabenden fehlte Goethe sehr selten. So war er am 23. und 27. anwesend. Diese Regelmäßigkeit bei seinen Besuchen war in Weimar unerhört. Er kam mit einem Handlaternchen, wie wenn er zu Jena Voß besuchte. „Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt,“ äußert sie am 28., „hat wohl in Deutschland und nirgends seines Gleichen; könnte ich Dich doch nur einmal herzaubern! Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben. Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizzirt, aber lebend und wahr, wie er selbst und Alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er in's Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle Uebrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle Uebrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen, wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, sodaß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen kann;* ich fange dann zu-

* Schütze berichtet: „Wenn Goethe eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradesweges auf die Wirthin zu, machte ihr sein ernstes Compli-

erst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußeren; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von Allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt Niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponirt er Allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand; in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch Alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne. Dann ist immer Meyer und Fernow da, beide auch gar interessant, jeder anders. Dann kommen die Bertuchs, Dr. Schütze, ein sehr mittelmäßiger Dichter, aber sonst sehr gescheid, Dr. Riemer, der bei Goethe im Hause ist, auch ein sehr gebildeter guter Kopf. Das sind die Hauptpersonen, meine gute Ludecus nicht zu vergessen, die unter dem Namen Amalie Berg manchen recht hübschen Roman geschrieben hat, und noch verschiedene Nebenpersonen, die anderswo Hauptpersonen wären. Um halb sechs versammeln sie sich. Wir trinken Thee, plaudern; neue Journale, Zeichnungen, Musikalien werden herbeigeschafft, besehen, belacht, gerühmt, wie es kommt. Alle, die was Neues haben, bringen es mit; die Bardua zeichnet irgend einen als Caricatur, Goethe sitzt an seinem Tischchen, zeichnet und spricht. Die junge Welt musicirt im Nebenzimmer; wer nicht Lust hat, hört nicht hin. So wird's neun und Alles geht auseinander und nimmt sich vor, nächstens wiederzukommen." Bei einem Besuche, den sie der Frau von Egloffstein zu machen hatte, traf sie mit Wieland zusammen. Da der Alte es vernommen hatte, verfehlte er nicht sich einzustellen. „Er ist lebhaft genug für sein Alter," schreibt sie am 28. „Er bat auch zu mir kommen zu dürfen. Bei schlechtem Wetter geht er nicht aus; daher ist er noch nicht gekommen. Da er ohne Spiel nicht leben kann, so wird er bei mir seine Rechnung nicht finden; denn in meinem Zirkel spielt Niemand. Auch weicht er Goethen sehr an Interesse. Er trägt ein schwarzes Käppchen, wie ein Abbé, das giebt ihm bei seinem weißen Haare etwas Würdiges. Er hat eine französische Physiognomie, und kann nie gut ausgesehen haben; jetzt ist er, besonders ohne Brille, ziemlich häßlich. Er war gar freundlich und aufmerksam gegen mich und schien viel von mir gehört zu haben."

Am 28. traf Frau Schopenhauer in der Abendgesellschaft bei der Kammerherrin von Fritsch statt Wieland, den sie erwartet hatte, zur höchsten Freude ihren Goethe, der sich auch hier liebenswürdig zeigte, aber nicht, wie bei ihr. Am 3. December brachte er ihr ein schön aus Papier ausgeschnittenes Bouquet von Runge, von dessen Arbeiten er ihr mit großem Beifall gesprochen hatte.* Sie war dadurch veranlaßt worden, in gleicher Weise einen von einer Fuchsia umschlungenen Castanienzweig auszuschneiden, den sie an jenem Abende auf Goethe's Zeichentischchen gelegt hatte. „Nun hättest Du ihn und seine Freude über meine Kunst sehen sollen, wie er es gewahr wurde!" schreibt sie ihrem Sohne. „Gegen Runge's Bouquet mußte ich freilich zurückstehen; aber meines war in der Art ein erster Versuch; denn die Blumen sind in Lebensgröße. Nun kamen Verschiedene, die meine Arbeit für Runge's Arbeit hielten, welche sie früher gesehen hatten, und Goethe rief dann ganz triumphirend, wenn sie lange

ment, und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die Uebrigen im Kreise herum."

* Schon im Frühlinge hatten ihn die mystischen Zeichnungen des Hamburger Malers Ph. O. Runge lebhaft angezogen, und er hatte mit den an den Mittwochmorgen sich bei ihm versammelnden fürstlichen Damen und Frau von Stein sich darüber mit begeistertem Beifalle ausgesprochen. Seit dieser Zeit war er mit Runge in ununterbrochener Verbindung geblieben, wovon denn jetzt Frau Schopenhauer, wie früher seine Mittwochsgesellschaft, ihren Antheil erhielt.

bewundert hatten: „Nein, die Frau, die kleine Frau hat das gemacht! Solche Streiche macht sie! Sehen Sie einmal, sehen Sie einmal recht, wie hübsch das ist!" Er freute sich darüber wie ein Kind zum Weihnachten. Den Abend ward nicht gelesen, aber viel Musik gemacht. Die Uebrigen gingen an's Clavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bei Goethe an seinem Zeichentische; denn ich kann ihn nicht genug sehen und hören. Nun erzählte er mir von einem Ofenschirme, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu und will mir auch beim Aufkleben helfen. Hernach versammelten sich Meyer, Fernow und Schütze um uns, wir machten einen kleinen Kreis; die Bardua kam dazu, mit welcher heillos umgegangen ward, und der Abend verging unter Scherz und Lachen."

Um diese Zeit lernte sie auch beim Geheimrath von Schardt Frau von Wolzogen und deren Schwester, Frau von Schiller, kennen; beide fand sie sehr gebildet und interessant. So erweiterte sich immer mehr der Kreis ihrer Bekannten. Adelige und Bürgerliche begegneten ihr sehr zuvorkommend und freuten sich, die viel besprochene Frau, die so bald einen höchst bedeutenden Kreis um sich gebildet hatte, persönlich kennen zu lernen.

Am 7. December hatte sie einen Besuch des Oberhofmeisters von Einsiedel, der sich ihr selbst vorstellte, weil es ihm zu umständlich war, fremde Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Denselben Abend kam auch Goethe, aber schon um sieben Uhr wurde er zu seinem höchsten Verdrusse abgerufen. „Die Frau des Marschall Lannes kommt hier durch und sollte bei ihm logiren. Weil sie schon viele Tage erwartet wurde und nicht kam, so meinte er, sie käme gar nicht, aß richtig zu Mittag eine kalte Gänseleberpastete, die für die Dame bereitet war, und kam den Abend zu mir. Nun kam die Dame, und die Pastete war verzehrt, und er war bei mir und mußte fort." Die Uebrigen unterhielten sich diesen Abend über die ausgestellten Bilder der Bardua, unter denen das Portrait von Wieland und das der Frau Schopenhauer, das sehr ähnlich geworden; nur die Tochter war nicht getroffen. Man setzte der Malerin, deren aufkeimendes Talent sehr viel versprach, tapfer zu, wobei es lustig herging. Später las Meyer über geschnittene Steine mit Vorzeigung von Abdrücken.

Vierzehn Tage später berichtet Frau Schopenhauer: „Vorige Woche brachte ich einen sehr angenehmen Abend bei der Herzogin (Mutter) zu. Es war Niemand dort als ich, die Hofdamen, Goethe, Wieland und Einsiedel. Goethe zeichnete, wie immer. Ich finde ihn aber nirgends heiterer und liebenswürdiger als bei mir. Auch mit Frau von Schiller bin ich näher bekannt geworden; sie ist sehr gebildet, wie Du leicht denken kannst; ihr Umgang ist mir sehr interessant. Wir sprechen fast immer von Schiller, und sie erzählt mir tausend kleine Züge von ihm, die es machen, daß ich immer mehr bedaure, so spät hergekommen zu sein. Goethe ist noch immer jeden Gesellschaftsabend bei mir.* Gestern war mein Zirkel kleiner, aber um so interessanter, obgleich gerade Niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus und Goethe war gewaltig geschäftig, sie zu einem Ofenschirme zu ordnen, den er selbst aufkleben will; dabei erzählte er Anekdoten aller Art. Die Bardua malt jetzt Goethe; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte; den Muth dazu hätte ich wohl, aber, wenn's zur Ausführung käme, und er mich dann so ernsthaft mit seinen durchdringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, copiren. — Letzt sprach man bei mir vom Latein, wie nothwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, Du hättest es in Deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich Du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte, es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer, da hülfe keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. „Wenn zehn Louisd'or auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen; aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding; ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Er-

* Am 13. schreibt dieser an Knebel, er habe sich gewöhnt, die Abende in Gesellschaft zuzubringen, und er hoffe, so über die nächsten sechs Wochen glücklich hinauszukommen.

wachsener muß es bleiben lassen." Ich sagte, Du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle Dir aber abrathen. Das sollte ich auch nicht thun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn Du es noch thun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich Du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest." Sie selbst beschäftigte sich eifrig mit dem Italienischen und hoffte es den Winter über so weit zu bringen, daß sie es mit Vergnügen lesen könne.

Am ersten Weihnachtstage war Gesellschaftsabend, wobei sich auch wieder Goethe einfand, obgleich ihn die am folgenden Tage erfolgende Eröffnung des Theaters sehr in Anspruch nahm. „Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er. So saß er denn an diesem Abend eine lange Weile im letzten meiner drei (durcheinander gehenden) Zimmer mit Adele (die am vorigen Abend mit einem schönen Weihnachtsbaume nach Landessitte erfreut worden war) und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Conversation zwischen den Dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen sie alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophie's Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich Adele's Herrlichkeiten zeigen lassen, Alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen und kam nun mit den frohen Kindern und einem sehr lieben, milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich."

Am 26. December ward das Theater wieder eröffnet, bei welcher Gelegenheit die Herzogin Luise mit allgemeinem Jubel begrüßt ward. Tags darauf wurde nach der Oper „Der Schatzgräber" der am 16. zwischen Napoleon und dem Herzoge geschlossene Frieden unter Pauken- und Trompetenschall von der Bühne herab verkündet. Frau Schopenhauer war den 26. in Fernow's Begleitung nach Jena gefahren, wo sie bis zum anderen Abend blieben.

Den letzten Tag des Jahres hielt sie zum erstenmale ein kleines Souper, das sie, obgleich sie Platz für mehr Personen hatte, doch auf zwölf beschränkte. „Goethe mit Frau, Fernow, Meyer, Dr. Riemer, die Bardua und der Dichter Schütze, der ihr ein wenig die Cour macht, Professor Froriep aus Halle, Bertuch's Schwiegersohn und einer der schönsten und dabei angenehmsten Männer, Conta mit der Schwester, ich und Adele, das waren wir Alle, und gewiß einer der angenehmsten Zirkel. Goethe war auf sein Bestes, und Alle versichern mir, seit vielen Jahren keinen ähnlichen Abend erlebt zu haben. Auch war das alte Jahr schon seit zwei Stunden vorüber, als wir uns trennten."

Den Neujahrstag war wieder Gesellschaftsabend. „Es wurde (von Fernow) ein Lustspiel von Schütze gelesen, das ganz hübsch ist und allgemeinen Beifall fand; siehe doch zu, daß Du es liest; es heißt: „Der Dichter und sein Vaterland. Als Vorschlag zur Todtenfeier aller Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden." Schütze hat diese Bahn noch nicht lange betreten, aber der erste Versuch ist glücklich; es ist Witz und Satire, aber ohne alle Bitterkeit, und das ist selten. Goethe (der es schon kannte) hatte auch viel Behagen daran.* Er war aber recht müde von der Schwärmerei der vorigen Nacht."

Das Theater besuchte Frau Schopenhauer nicht jedesmal; gefiel es ihr auch ganz wohl, so übte es doch keine besondere Anziehungskraft auf sie. Conta, der ihr bisher ein so bequemer Begleiter gewesen, war mit dem Regierungsrath Müller nach Warschau geschickt worden, wodurch sie eine gewisse Lücke fühlte. Fernow hielt immer treu zu ihr. Seine Frau, eine geborene Römerin, die nie ausging, weil ihr in Weimar Alles armselig schien, war ihr ganz unbekannt.

„Am Abend des 4. fing Goethe an von seinem herannahenden Alter zu sprechen mit einer Weichheit des Tones, mit einem so edlen Selbstbewußtsein, daß er uns Alle tief rührte. Dabei hielt er mich fest bei der Hand; er thut das oft, und erinnert mich dann lebhaft an Deinen Vater, der mich dann auch so festhalten konnte." Den

* Nach Schütze äußerte er zuletzt, wo das zu einem Denkmale gesammelte Geld auf den Grabhügel des todt geglaubten Dichters gelegt wird und er nun plötzlich, es selbst zu empfangen, hervortritt: „Hier will ich dem Autor den Vorschlag machen, daß er einen von den Gesandten der grünen Inseln sagen läßt: „Ich muß gestehen, für diesen Fall habe ich keinen Auftrag," was der Dichter selbst für einen köstlichen Einfall erklärte.

folgenden Morgen sprach er des Ofenschirms wegen vor, hielt sich aber nicht lange auf, da sie eben ihre italienische Stunde hatte. „Es ist unbegreiflich, wie er sich an mich gewöhnt hat; Alles wundert sich darüber, und ich selbst wundere mich auch, aber ich freue mich darüber unbeschreiblich. Er ist mir bei weitem hier das Interessanteste; auch lebe ich so viel mit ihm, daß er sich in alle meine Vorstellungen einmischen muß.“ Eine besondere Freude dachte sie ihm und Meyer durch Stickmuster zu machen, die sie durch ihren Sohn von Hamburg kommen ließ. Diesem schreibt sie am 9. Januar: „Seit Krause's Tode dirigirt Meyer unter Goethe's Inspection die hiesige Zeichenschule. Einige junge Mädchen sollen das Musterzeichnen dort lernen, um diese Anstalt, die eigentlich nicht für die höhere Kunst berechnet ist, gemeinnütziger zu machen, und nun sind die Herren Directoren in großer Noth. Alle Damen sind mit ihrem gestickten Putze in Requisition gesetzt, alle botanischen Werke werden nachgeschlagen, und wenn ich mit diesem Schatze auftrete, werde ich wie ein Engel in der Noth erscheinen.“ Tags vorher war ihre Abendgesellschaft größer, Goethe wie immer gewesen. An demselben Tage hatte Einsiedel sie besucht, der ihr täglich mehr gefiel. Nächstens wollte er die Uebersetzung eines Stückes des Plautus bei ihr vorlesen. Auf den Abend des 9. war sie mit Fernow, der unzertrennlich von ihr blieb, zu Frau von Wolzogen eingeladen, wo sie auch Frau von Schiller treffen sollte.

Den 30. Januar dankt sie ihrem Sohne für die Stickmuster und die gleichfalls von ihr gewünschten schwarzen, nach neuester Art von außen glasirten Kreidestifte. „Ich habe Goethe, Fernow, Meyer und der Bardua jedem einen Kreidestift verehrt, und sie haben sich alle hübsch bedankt. Ich habe Goethe auch die Nachtlampe, um nach der Uhr zu sehen, gegeben, weil er letzt drüber klagte, daß er oft aufwache und dann nicht wissen könne, wie viel es an der Zeit wäre. Dafür hat er mir einen Kasten mit transparenten Mondscheinen gegeben, und er wird mir zu dem Kasten immer mehr neue Mondscheine erfinden, und ich und Meyer werden sie ausführen, er mit dem Pinsel, ich mit der Schere. Es ist eine herrliche Sache um solche gemeinschaftlichen Arbeiten, die man mit Lust und Liebe anfängt und ausführt; es giebt kein schöneres, festeres Band für's gesellige Leben. Ich habe immer mit meinen Freunden etwas vor, und das giebt ein Zusammenkommen, ein Berathen, ein Ueberlegen, als hinge das Wohl der Welt daran; am Ende wird es ein Ofenschirm. Aber es ist nicht der Ofenschirm, es ist die einzige, ewige Kunst, die ewig die Form wechselt und doch stets eine und dieselbe bleibt, die uns zusammenführt, und daß mir das Glück ward, die Kunst zu fühlen, zu lieben und auch nicht ganz ungeschickt zu üben. Das ist's, was mich jetzt in der Liebe dieser vorzüglichen Menschen so glücklich macht. Klugen, vernünftigen Leuten muß unser Beginnen fast thöricht erscheinen. Wenn so ein Senator oder Bürgermeister sähe, wie ich mit Meyer Papierschnitzel zusammenleime, wie Goethe und die Anderen dabei stehen und eifrig Rath geben, er würde ein recht christliches Mitleid mit uns armen kindischen Seelen haben; aber das ist eben das Göttliche der Kunst, sagt Dein Liebling Tieck, wenn ich nicht irre, daß ihr Beginnen, ihre Werkzeuge fast kindisch und einfältig aussehen. Der Ofenschirm ist fertig und die Bewunderung aller Welt; er ist wirklich über Erwarten hübsch. Goethe hat letzt mit dem Lichte in der Hand wohl eine halbe Stunde davor gesessen und ihn besehen, und wer ihm näher kam, der mußte mit bewundern und besehen. Jetzt wird ein anderer gemacht, und zwar wird der echte Bogen Goldpapier, den ich aus London brachte, mit dazu gebraucht. Goethe ist seit einiger Zeit nicht recht wohl; er ist nicht krank, aber er fürchtet krank zu werden und schont sich ängstlich, doch kommt er zu mir, wenn er irgend kann und läßt sich in der Portechaise zu mir tragen. Er kommt mir bisweilen etwas hypochondrisch vor; denn seine Krankheit verschwindet, wenn er nur ein wenig warm in der Gesellschaft wird, und das geschieht so leicht. Am Dienstag (den 17.) gab ich einmal eine Extragesellschaft; denn ich mußte einige der adligen Häuser, in denen ich gewesen war, einladen. Wie wenig kostet ein solcher Zirkel und wie hübsch ist er! Ich hatte ein kleines Concert. Mein neues Piano ist wunderschön von Ton; Werner, mein Musikmeister, spielt es sehr schön; auch singt er einen schwachen, aber angenehmen Tenor. Die Bardua und der erste Sänger bei der Oper, Stromeyer, sangen Duette, Arien und auch

kleine Lieder, meistens von Goethe, zur Guitarre. Dann waren noch drei Musici von der Capelle des Herzogs da. Alles dies kostet nichts als einige Gläser Punsch; diese Leute spielen nicht für Geld, sie kommen aber, wenn man sie bittet. Um neun Uhr ließ ich Punsch, Bouillon und Butterbrötchen herumgehen, wie in Hamburg in der Sonntagsgesellschaft beim Spiel, und wir blieben bis gegen zwölf Uhr lustig und guter Dinge zusammen. Die Goethen kam allein und sagte mir, er wäre nicht wohl, würde aber, wenn es ihm möglich wäre, eine halbe Stunde kommen, doch sei dies nicht gewiß. Miteins sah ich ihn aber im Nebenzimmer zwischen der Bardua und der Conta ganz gemüthlich sitzen. Ich lief gleich voller Freude zu ihm, die Mädchen machten mir Platz, und ich habe fast eine Stunde mit ihm geplaudert. Er erzählte mir viel von Huber, dessen Leben jetzt herausgekommen ist. Er war unbeschreiblich sanft und liebenswürdig gestimmt. Du meinst, es sei unmöglich, vis-à-vis ihm nicht ein wenig scheinen zu wollen. Sähest Du ihn nur, Du würdest fühlen, wie unmöglich es ist, ihm gegenüber sich anders als natürlich zu zeigen. Er ist ganz Natur, und seine klaren, hellen Augen benehmen alle Lust sich zu verstellen; man fühlt, daß er doch durch alle Schleier sieht, und daß diesem hohen, reinen Wesen jede Verstellung verhaßt sein muß. Ich pflegte ihn nach besten Kräften, und hatte die Freude, einen Bedienten, der schon um acht Uhr gekommen war, bis elf mit der Laterne warten zu sehen. Seit gestern ist der Herzog wieder hier und der Prinz von Gotha auch; morgen ist der Herzogin Geburtstag. Das Alles macht in dem kleinen Neste viel Lärm und Spectakel und ist Schuld, daß ich Goethe und manchen Anderen bisher nicht sah. Morgen wird der Herzogin zu Ehren „Faniska" gegeben, worauf ich mich freue."

Am 3. Februar fand der Frau Schopenhauer zu Ehren ein kleines Fest bei Goethe statt, wo es ganz allerliebst war. „Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich declamiren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, „Die Mitschuldigen" vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirths darin übernommen, was blos mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Aehnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er declamirt; Keiner hat das Echtkomische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch war es ihm halb ein Ernst. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt, verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre alt, und ich kann's besser." Wir blieben bis halb zwölf zusammen. Ich saß bei ihm und die Bardua auf der anderen Seite; wir beiden sind seine Lieblinge. Am Donnerstage darauf (den 5.) bestand mein Zirkel fast nur aus Herren, aber es waren gerade die interessantesten; Frau von Goethe war die einzige Dame. „Weil wir eben in solchem kleinen vertraulichen Zirkel sind," fing er an, „so will ich denn eine Naturmerkwürdigkeit mittheilen. Es ist billig, daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt" — und damit fing er aus einem Briefe eine Geschichte von einer Mamsell, die in Wochen gekommen war, zu lesen an. Darüber kam die Bardua. „Gerechter Himmel! da kommt die Bardua!" rief er aus. „Nun darf ich nicht weiter lesen." „Es thut nichts!" sagte ich, „die Bardua muß so lange draußen bleiben." Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben. Den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thür, welche die Bardua von außen gewaltig berannte. „Halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau; es soll Ihr Schaden nicht sein. Ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen als hier." Die Bardua machte einen erbärmlichen Spectakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Claviere. „Eine Kriegslist!" sagte er. „Hilft nichts! Wir lesen lauter." Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram, bis an's Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward. Alles dies ist nichts, aber man muß es sehen. Dieses kleine Intermezzo stimmte uns alle lustiger; es wurde viel den Abend

gelacht. Zuletzt aber kam das Gespräch auf die „Allemanischen Gedichte" (von Hebel). Meyer als Schweizer und Legationsrath Weyland als Elsasser sind der Sprache mächtig und lasen Manches daraus sehr hübsch vor. Goethe ist die Sprache fremd, er las aber doch sein Lieblingsstück, „Das Gespenst an der Kanderer Straße," und er las es, wie nur er lesen kann.* Um diese Zeit waren auch vier von Kügelgen gemalte Portraits, von Oehlenschläger, Seume, Adam Müller und Fernow in ihren Zimmern ausgestellt, über welche es zu lebhafter Unterhaltung kam. Goethe war ganz außerordentlich damit zufrieden und glaubte, es gäbe wohl gegenwärtig keine bessere Portraitmalerei, auch wünschte er, von Kügelgen's größeren Arbeiten etwas zu sehen. Ausführlich berichtet Fernow hierüber in dem Briefe an Kügelgen vom 19. Februar.

In einem Briefe vom 12. gab sie ihrem Sohne ein paar Aufträge für Goethe. „Du siehst einliegende Karte; die habe ich mit Goethe fabricirt, nämlich er hat das R gezeichnet, und ich habe es ausgeschnitten, dann hat er es auf ein Papier gelegt, ist mit einem Tuschpinsel darüber gefahren, und wir haben eine gewaltige Freude über das schöne R gehabt, das dadurch wie gedruckt dastand. Es will verlauten, daß man in England ganze Alphabete dieser Art von Blech hat, die dazu dienen, um Inschriften und dergleichen sehr sauber zu fabriciren und auch schnell. Nun wollte ich Dich bitten, zu sehen, ob man dergleichen in Hamburg fertig verkauft und mir den Preis davon zu melden. Machen wollen wir sie dort nicht lassen, das könnte man auch hier thun; auch sollst Du sie nicht gleich kaufen, im Falle sie zu haben sind. Die Buchstaben müssen wohl einen Zoll groß sein oder auch etwas mehr; auch übersieh nicht den Einbug unten an der Karte; er dient dazu, daß man die Form gleich aufkippen kann; durch's Wegnehmen würde der nasse Buchstabe verwischt werden." Dann wünscht sie zu wissen, ob Laurens noch ein Bild von Denner besitze, welches er ihr einmal habe verkaufen wollen. Goethe habe Lust, es zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch wäre. Die letztere Angelegenheit zerschlug sich.

Den 10. März giebt sie dem Sohne wieder einen ausführlichen Bericht von ihrem Leben, das seinen alten Gang gehe. „Am Sonntag (den 8.) hatte Goethe mich mit meinen beiden Freunden Meyer und Fernow zum Frühstück eingeladen, um mir Arbeiten von Runge zu zeigen. Beschreiben kann ich sie Dir nicht, sie sind zu wunderbar; aber mache doch um Gotteswillen, daß Du den Runge kennen lernst; Dir kann in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren als diese Bekanntschaft. Ich konnte sie machen, Tischbein bot sie mir an, und ich möchte mich prügeln, daß ich's nicht that, aber die Dresdener, Neumann und Demiani besonders, hatten mich gegen ihn eingenommen. Welch ein poetisches Wesen ist dieser Mensch! Erst sah ich viel von seinen ausgeschnittenen Sachen; sie sind sehr schön, aber ich mache sie fast so gut. Goethe sagt, ich mache sie ebenso gut; das ist aber nicht wahr. Dann ist sein Gesicht in Kreide gezeichnet. Goethe sagt, er habe nie ein Gesicht wie seines gesehen. Dieser Kopf ist leider en face, er hat aber einen Raphael'schen Blick, ohne Raphael zu gleichen. Dann sind vier große Blätter, bloße Umrisse, in Kupfer gestochen, sie werden aber nicht verkauft, er verschenkt sie nur. Die sind eben das unbeschreiblich Wunderbare; es sind Blumen und Genien wie Arabesken, aber der tiefe Sinn, der darin liegt, die hohe Poesie, das mystische Leben.* Du mußt sie sehen, mein Arthur; ich kann Dir nicht anders helfen; ich weiß, Du wirst davon ergriffen, entzückt, bezaubert werden. Meyer dabei zu sehen, ist höchst ergötzlich; er schimpft darauf wie ein Rohrsperling, weil er immer davor stehen bleiben muß, bis ihm der Kopf wehe thut. Hernach führte Goethe mich im Parke spazieren. Daß ich immer dachte: O Lord, o Lord etc. wirst Du wohl selbst denken. Seit ein paar Abenden liest Goethe selbst bei mir vor, und ihn dabei zu hören und zu sehen ist prächtig. Schlegel hat ihm ein übersetztes Schauspiel von Calderon („Der standhafte Prinz") im Manuscripte geschickt; es ist Klingklang und Farbenspiel,

* Schon vor zwei Jahren hatte er in einer ausführlichen Beurtheilung der Hebel'schen Gedichte in der Jenaer Literaturzeitung sich höchst günstig ausgesprochen und von dem „Gespenste an der Kanderer Straße" bemerkt, in seiner Art sei nichts Besseres gedacht noch gemacht worden.

* Vergl. Henriette Knebel an ihren Bruder am 21. Mai und 7. Juni 1806. Die Originalzeichnungen sah Goethe erst im Jahre 1808.

aber er liest auch den Abend keine drei Seiten, sein eigener poetischer Geist wird gleich rege: dann unterbricht er sich bei jeder Zeile, und tausend herrliche Ideen entstehen und strömen in üppiger Fülle, daß man Alles vergißt und den Einzigen anhört. Welch ein frisches Leben umgiebt ihn noch immer! Der arme alte Wieland kommt mir gegen ihn vor, wie der alte Commandant von Eger, wenn Wallenstein ihm sagt: „An meinen braunen Locken zogen die Jahre leicht vorüber." Du kennst die Stelle, sie heißt anders, aber das ist der Sinn davon. Auch fühlt Wieland sich durch Goethe's Gegenwart gedrückt; deshalb kommt er nicht in meine Gesellschaft, so gern er möchte; denn wo er mich zu treffen weiß, geht er gern hin. Letzt besuchte ich die Göchhausen, er kam gleich nach; denn er hatte von der Herzogin (Mutter) gehört, daß ich oben wäre. Diesmal interessirte er mich wirklich; er war traurig, denn er hatte den Tag vorher die Nachricht bekommen, daß seine erste und einzige Liebe, die alte La Roche, gestorben wäre. Er sprach viel von sich, seiner Jugend, seinem Talente. „Niemand," sagte er, „hat mich gekannt oder verstanden. Man hat mich in den Himmel erhoben, man hat mich in den Koth getreten; beides verdiente ich nicht." Dann erzählte er, wie er der La Roche zu Liebe die ersten Verse gemacht hätte. Wie er eigentlich nicht zum Dichter geboren wäre; nur Umstände, nicht die Macht des Genies hätten ihn dazu gebracht. Er habe seine Laufbahn verfehlt. Er hätte Philosophie studiren sollen oder Mathematik, da wäre was Großes aus ihm geworden; er hätte immer so gern gerechnet, nun aber hätte er müssen Jura studiren. Nachher wäre er Registrator oder so etwas bei einem Archive in einem kleinen Städtchen geworden; da hätte er nun Verse gemacht, um sich von der jämmerlichen Actenkrämerei zu erholen. „Nie," sagte er, „hatte ich einen Freund, dem ich meine Arbeiten mittheilen oder darüber sprechen konnte; immer war ich allein; Niemand verstand mich, Niemand kam meinem Herzen entgegen. Hernach kam ich hierher in's vornehme Leben, und da mußte eben Alles bleiben wie es war. Jetzt bin ich alt und stumpf, und werde wohl nicht lange mehr bei Euch bleiben, und ich tauge auch nicht mehr unter Euch." Die Göchhausen und ich trösteten tüchtig darauf los und widersprachen, was wir konnten. Ich führte ihm Voltaire zu Gemüthe; ich weiß, er hört sich gern mit ihm vergleichen. „Ach," sagte er, „Voltaire war ein ganz anderer Mensch! Was schrieb der noch in meinem Alter! Ich habe keine Phantasie mehr; mit mir ist's vorbei." Indessen übersetzt er doch noch den Cicero sehr emsig und mit großer Freude."

Ueber Werner's „Weihe der Kraft," die sie endlich gelesen, schreibt sie: „Es sind einzelne herrliche Stellen und Scenen darin, aber „Die Söhne des Thales" sind mir lieber. Luther selbst gefällt mir am wenigsten; er ist mir zu unbestimmt gezeichnet. Die Scene, wo er beim Uebersetzen die Starrsucht bekommen hat, ist zu arg. Auch sein Ton wechselt; bald spricht er Schillersch, bald Shakespearsch, bald echt Luthersch; das ist nicht gut. Es fehlt dem Ganzen an Haltung. Es ist schade um Werner, daß er mit dem großen Talente unter den verblasenen Berlinern lebt; hierher sollte er kommen und bei Goethe in die Schule gehen." Man hört hier Goethe's Urtheil über Werner durch.

Am 13. schreibt Frau Schopenhauer: „Gestern war mein Theezirkel. Ich denke, ich habe Dir den Tod des (preußischen) Generals Schmettau erzählt, der hier verwundet lag und im Augenblicke, da die Franzosen einzogen, weil er fürchtete, von ihnen nach Paris gebracht zu werden, sich aus dem Fenster stürzte, und wie ehrenvoll er hernach (am 18. October) vom Feinde begraben ward. Die rechte Geschichte seines Todes wurde nicht ganz offenbar; es hieß, er wäre an seinen Wunden gestorben. Die Familie läßt ihm ein Denkmal setzen, wozu Goethe die Idee gab. Ein Haus, welches einstürzt, weil Jupiter's Donnerkeil darauf fällt. Schmettau, in Rittertracht, das Schwert in der Hand, geht im Augenblicke des Einsturzes mit festem Tritt heraus und sieht zürnend hinauf nach dem Donnerkeil, der eben einschlägt. Goethe zeichnete es mit ein paar Strichen auf, um es mir deutlich zu machen. Ich schicke Dir seine Skizze. Bin ich nicht eine prächtige Mama? Aber nimm sie gut in Acht. Doch das thust Du schon von selbst." Goethe's Plan ward leider nicht ausgeführt, ohne Zweifel, weil man die Anspielung auf den Sturz Preußens nicht wollte. Schmettau's

Grab wurde mit einem dreiseitigen, Inschriften tragenden Steine versehen, der mit einem Helme gekrönt ist.*

Den folgenden Tag wurde Frau Schopenhauer durch einen Besuch Wieland's überrascht. „Er konnte es doch nicht über's Herz bringen," berichtet sie, „nicht zu mir zu kommen, wie die Andern, und so kam er denn mit der Göchhausen angestapft, trank Thee mit mir und war seelenvergnügt."

Ueber Goethe, der sie nicht verlassen hatte, berichtet sie wieder am 23. März. „Er hat jeden Abend seinen „standhaften Prinz" standhaft gelesen, bis gestern, wo er ihn zu Ende brachte. Es ist ein wunderbares Wesen darum, und es sind wahrlich Dinge darin, die gerade in's Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erscheinen, daß man Calderon neben Shakespeare nennt. Aber wie viel Wust, Haupt- und Staatsactionen sind mit hineingewebt, und dann das ganze südliche Wesen, das Farbenspiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unsere nördlichen Naturen gar nicht ansprechen. Indessen ist es doch ein hoher Genuß, von Goethe dies lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Kunst reißt er uns Alle mit, obgleich er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er declamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenn es dort eine Schlacht gab. Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Sitzen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüth den lebhaftesten Eindruck;** er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind, kurz, es ist ein eigenes Wesen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es ist unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheile, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzusehen; denn wie schön Alles diesem seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann Niemand einen Begriff sich machen. Er hat etwas so rein Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Scene denkt er sich gleich die Decoration, und wie das Ganze aussehen muß. Kurz, ich wünschte, Du hörtest das einmal."

In demselben Briefe schreibt sie: „Sonntag (den 29.) wird Fernow eine Erzählung von Schütze vorlesen, die hübsch und lustig sein soll; dann kommt Goethe wieder mit einer Ballade. Zwischendurch singt die Bardua uns ein Lied von Goethe, von Zelter oder Himmel componirt; er hat das gern und extert die gute Bardua nicht wenig, wenn sie undeutlich ausspricht oder gar die Verse verwechselt. Letzt habe ich entdeckt, daß sein Lied „Ich hab' mein' Sach auf Nichts gestellt" recht gut zur Melodie „Es gingen drei Burschen zum Thore hinaus" sich paßt. Darüber hatte er große Freude, und nun muß die Bardua es jeden Abend singen. Diese Woche (die Woche vor Ostern) ist kein Theater, und da wird Einsiedel uns wieder einen Abend ein Stück aus dem Plautus vorlesen. Wieland wird uns auch wohl etwas von seinen Briefen des Cicero zum Besten geben. Fernow hat sie ihm durchsehen müssen und er rühmt sie sehr.

Ihr Sohn scheint schon damals bei der Mutter immer auf Sparsamkeit gedrungen zu haben, woher sie so häufig ihm schreibt, daß dieses und jenes sehr wenig koste. Nicht weniger äußerte er stets seine Sorge, daß sie zum zweitenmale sich vermählen werde, wogegen sie immer hervorhebt, daß ihre Unabhängigkeit ihr viel zu lieb sei. Einmal suchte sie ihm seinen Verdacht auf Fernow zu benehmen, der nicht mehr jung und längst verheirathet sei. Diesmal schreibt sie ihm, nachdem sie bemerkt, wie sehr glücklich sie in Weimar sich finde: „An Anbetern fehlt es mir auch nicht; aber laß Dir nicht bange werden! Ein, wie ich glaube, reicher Frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen einige Zeit hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Großfürstin, von Schardt,* der mich gern in den Adelstand

* Hiermit erledigt sich A. Schöll's Vermuthung zum Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein III., 372, Anmerkung 2. Ueber Schmettau's Tod gibt Schöll das Richtigere in „Weimars Merkwürdigkeiten" Seite 111.

** Nach Schütze warf er bei der Scene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Hand dem kommenden Herrn voranleuchtet, ganz von der Schönheit der Dichtung hingerissen, das Buch mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es zur Erde fiel.

* „Der Schardt geht noch immer als Bräutigam herum, als wenn er sich noch nicht entschließen könnte." schreibt Henriette von Knebel am 5. September 1806.

erheben möchte, ein herzlich alberner Tölpel, der eine geistreiche Frau gehabt hat und gern wieder in mir hätte, der mich unverhohlen venerirt, alle Welt weiß es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht, seine Absichten erklärt. Dieser macht uns allen großen Spaß mit seiner prächtigen Uniform, seinem hohen Federbusch und seinem goldenen Schlüssel. Am Freitag (den 20.) hatte er mich und meinen ganzen Zirkel zu sich gebeten; die Bardua, seine Vertraute, mußte ihm eine Liste davon machen. Wir kamen auch alle, selbst Goethe. Ich machte den Thee und er spielte die Harmonika dazu. Was das gottlose Volk für eine Lust dabei hatte, kannst Du Dir denken; indessen er war seelenvergnügt und ließ sich Nichts anfechten."

Der am 10. April erfolgte Tod der Herzogin Mutter setzte ganz Weimar in tiefe Trauer. Frau Schopenhauer nahm daran um so herzlichern Antheil, als die Hingeschiedene ihr vertraulich entgegengekommen war und sie mit ihrem näheren Kreise in genauer Verbindung stand, wogegen sie dem herzoglichen Hofe noch fern geblieben war. „Heute wird sie in der Stille beerdigt," schreibt sie am 13., „nachdem sie einige Stunden vorher auf einem Katafalk wird gesehen werden können. Ich will mit Bertuchs hingehen. Du weißt, ich sehe nie einen Todten, und ich glaube doch, es ist gut, auch dies zu können. Ich denke, die traurige Pracht, die um sie verbreitet ist, wird ein rührendes, aber kein schreckliches Bild in meinem Gemüthe zurücklassen. Ich will sie gern noch einmal sehen, die seltene Frau und noch seltenere Fürstin. Sie soll im Tode ihrem großen Oheim Friedrich II. sehr ähnlich sehen; sie glich ihm schon im Leben; sie hatte auch die schönen großen, blitzenden Augen, die bis in's Herz hineinsahen; nur waren sie wohl milder, als seine der Beschreibung nach sein mochten. Sie hatte etwas unbeschreiblich Gütiges und Freundliches in ihrem ganzen Wesen. Ich habe drei Abende und zwei Morgen in Allem bei ihr zugebracht; sie hatte mich gern, und ich konnte mit ihr so zutraulich sprechen, als ob sie keine Fürstin wäre. Ach, sie war das Band, das die Besseren hier zusammenhielt! — Sie ist nur wenige Tage, dem Anscheine nach, ganz unbedeutend krank gewesen. Man konnte ihr ein weit längeres Leben versprechen; sie war fast nie krank, aber die vielen Schrecken, der Untergang ihres ganzen Hauses und Alles, was sie die sechs letzten Monate erleben mußte, haben wohl ihr Leben untergraben, obgleich man ihr äußerlich nichts ansah." Denselben Abend schreibt sie: „Ich bin hingegangen mit den Bertuchs. Ich traf auf Meyer, der mich hinaufführte. Ich habe gesehen und nicht gesehen. Das schwarz behängte Vorhaus, die Treppen, mit Tuch schwarz bedeckt, die künstliche durch tausend Kerzen erhellte Nacht, die lange schwarze Galerie, an deren Wänden die Lichter wie Sterne aussahen und kaum leuchteten, weil das Schwarz rings umher jeden Lichtstrahl fast einsaugte, Alles das stimmte mich wunderbar feierlich, aber eben nicht traurig. Nun trat ich in den Saal; er war noch schwärzer, Seitenwände, Decken, Fußboden, Alles schwarz; er war voll Menschen, und kein Laut war zu hören. Ich wurde vorgeschoben bis an das Geländer, das die Menge von dem Trauergerüste trennte. Da lag sie im Sarge mit ihrem Fürstenmantel; ich konnte in der grauenhaften Beleuchtung ihr Gesicht nicht unterscheiden; neben ihr lag der Fürstenhut und der Scepter; die Juwelen daran blitzten wunderbar in dem Helldunkel. Am Haupte standen zwei in Krepp gehüllte Damen, an beiden Seiten viele Männer in Trauermänteln mit großen an den Seiten aufgekrempten Hüten, von denen lange Flöre herabhingen; sie standen starr und stumm wie Geister. Es waren Alle, die zu ihrem Hofe gehörten, und Deputirte von der Stadt und den verschiedenen Departements; Alle sahen gleich aus, Alle schienen mir kaum lebendig. Einer sah mich an; er war blaß wie ein Todter; ich erkannte meinen Freund Fernow, der ihr Bibliothekar und auch ihr Freund war; er kam mir vor, als wäre er auch gestorben. Ich erschrak heftig. Dies und die schwüle Luft oder was es sonst war, genug mir schwindelte. Ich wäre vielleicht ohnmächtig geworden, wenn Meyer mich nicht schnell ergriffen und herausgeführt hätte. Unten in der Frühlingsluft, unter den knospenden Bäumen ward mir gleich besser. Meyer führte mich zu Hause und blieb bis neun Uhr bei mir. Sein Gespräch erheiterte mich. Er erzählte mir viel von ihr; fünfzehn Jahre lang war er mit ihr in freund-

lichstem Verhältnisse; heute hatte er die traurige Pflicht, die Verzierung des Sarges, des Baldachins rc. anzuordnen. Jetzt ist mir ganz wohl und ich werde ruhig schlafen; nur fürchte ich für Fernow. Seine Gesundheit ist nicht stark, sein Gefühl ruhig und tief; er liebte sie sehr und sie that viel für ihn; nun mußte er in der dumpfen Luft an ihrem offenen Sarge bis neun Uhr stehen. Meyer ist ein vortrefflicher Mensch; ihn von Weimar und dem ehemaligen Leben hier erzählen zu hören, ist ganz einzig. Er hat mich ganz wieder erheitert. Goethe schätzt und liebt wohl Niemand so wie ihn. Er muß hier nolens volens Verzierungsrath sein. Wir haben neulich in einem Anfalle von lustiger Laune eine Menge Räthe erdacht; ihn nennen wir also beliebter Kürze wegen den Zierrath und Alles, was nicht Rath ist, zum Beispiel Schütze, Fernow, heißt Unrath."

Gleich darauf verfiel Goethe in eine gefährliche Krankheit. „Ein großes Unglück hat über uns geschwebt," meldet Frau Schopenhauer am 28.; „es ist vorübergezogen. Goethe ist dem Tode nahe gewesen. Seit vierzehn Tagen, die er krank war, habe ich ihn nicht gesehen;* jetzt ist er besser und kommt hoffentlich übermorgen zu mir; dann gebe ich meine Gesellschaft zum letztenmale. Es wird jetzt Sommer und die Zeit der Geselligkeit ist vorüber. Er hat der verwittweten Herzogin eine Standrede gehalten, die am Tage ihres feierlichen Leichenbegängnisses in der Kirche abgelesen wurde. Wie wunderbar der große Mann jeden Ton zu treffen weiß! Wie meisterhaft Alles ist, was von ihm kommt! Im Modejournal des künftigen Monats wirst Du einen sehr hübschen Aufsatz über sie von Fernow lesen. Vor ein paar Monaten war auch etwas von meiner Façon darin, aber nur eine Uebersetzung, nämlich die englischen Moden. Bertuch hat hier Niemand, der Englisch ordentlich versteht, da half ich ihm aus der Noth, aber lustig war's mir, mein Geschreibsel gedruckt zu lesen. Am Sonnabend (den 25.) wurde „Don Carlos" ziemlich gut gegeben; besonders Wolf und seine Frau als Posa und Eboli spielten meisterhaft. Das Ende war mir neu; Schiller hat es kurz vor seinem Tode verändert. Für's Theater ist dies Ende wohl befriedigender, aber mir wollte es doch nicht gefallen, vielleicht wegen des Ungewohnten." Zuletzt spricht sie noch ihren Aerger über Riedel aus, der ein armer, ängstlicher Philister sei. „Tischbein hat ein Eselsbuch, das er gar nicht aus den Händen giebt.* Er will es gern mit Erläuterungen herausgeben, und gab mir damals einen Brief an Professor Römer in Braunschweig, damit ich mit ihm darüber sprechen und dann Tischbein meine Meinung von ihm melden sollte. Ueber alle dem Wirrwarr schrieb ich nur durch Riedel (der auf einige Zeit nach Hamburg ging) erst, und rieth Tischbein davon ab, weil Römer nicht der Mann dazu sei. Zugleich bat ich ihn, das Buch durch Riedel an Goethe zu schicken, mit dem ich darüber gesprochen hatte. Er hat es auch gewollt, was mich sehr wundert, und der ängstliche Riedel hat es nicht mitnehmen wollen, weil Goethe es der Esel wegen seiner Meinung nach übelnehmen könnte, ist also abgereist, ohne von Tischbein Abschied zu nehmen. Ist das nicht eine echte Eselei?" In Folge dessen unterblieb zunächst alle weitere Verbindung Tischbein's mit Goethe. Auffallend bleibt es, daß diese überhaupt nicht durch die Vermittlung der Frau Schopenhauer sich herstellte.

Hier brechen unsere Briefe ab. Wie sehr man auch wünschen möchte, ihre Fortsetzung läge vor, so geben sie doch ein in sich geschlossenes Bild der Anfänge jener Abendgesellschaften und der mächtigen Anregung, welche sie von Goethe empfingen, und von der genußreichen Erholung, welche sie ihm boten. Es ist ein eigenes Schauspiel, zu sehen, wie die Schopenhauer allein durch die Anziehungskraft ihrer gemüthlichen, bildungsreichen und fest auf sich beharrenden Natur, ohne besonderen Aufwand, ja ohne daß sie sich ernstlich darum bemühte, einen schönen Kreis um sich versammelt und bei sich festhält, dessen belebender Mittelpunkt der große Dichter selbst ist. Für ihn selbst aber ward diese Verbindung eine edle Zuflucht seiner nach liebevoller Anerkennung seiner menschlichen Eigenthümlichkeit, seines vollen

* Schon am 20. hatte er sich von den Folgen seines Uebels ziemlich erholt; noch am 22. konnte er seine Mittwochsgesellschaft nicht halten.

* Es ist die nicht veröffentlichte „Lebensgeschichte des Esels" gemeint, um die sich auch Falk bemüht hatte. Vgl. Schiller zu Tischbein's „Aus meinem Leben" I, S. XXV.

Herzens, seines edlen Strebens sich sehnenden Natur. Sein Dichterruhm, seine wissenschaftlichen Entdeckungen standen ihm hier ganz fern, nur als Mensch wollte er hier geachtet und geliebt sein. Damals lagen ihm die Farbenlehre und die naturwissenschaftlichen Fragen, wovon die Aphorismen Riemer's zeugen, so sehr am Herzen, aber im Kreise der Schopenhauer verlautete hiervon ebenso wenig als von sonstigen Arbeiten, besonders der Durchsicht seiner Werke, nur gelegentlich geschah eines oder des anderen neu darin erscheinenden Gedichtes Erwähnung. Wir haben hier eine ganz ähnliche Erscheinung wie in Briefen W. Humboldt's an eine Freundin, welche uns gar nicht ahnen lassen, welche großartigen Sprachforschungen diesen zu derselben Zeit in Anspruch nahmen. Für Goethe selbst war die begeisterte Bewunderung der zu ihm aufschauenden Frau ein Lebensbalsam, dessen er damals so sehr bedurfte. Es ist nicht zufällig, daß gerade in dem Winter 1806 auf 1807 Goethe vom Hofe sich fern hielt und auch das Verhältniß zu Frau von Stein ganz stockte. Durch die Trauung mit Christiane Vulpius hatte er den Hof und die höheren Kreise verletzt. Frau von Schiller sah in dieser Trauung etwas Grausenhaftes, weil sie in einer Kirche stattgefunden, wo Tags vorher noch Todte und Verwundete gelegen; etwas Unberechnetes liege in diesem Schritte, wobei ein panischer Schrecken zu Grunde gelegen haben müsse. Sie fand diesen Entschluß nutz- und zwecklos, und meinte gar, eine solche Ceremonie sollte man nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens feiern oder nie. Das Nachtheilige des Eindruckes davon auf die Gemüther lasse sich nicht unterdrücken. Sie konnte sich deshalb auch nicht entschließen, wie Andere, Glück zu wünschen. Wenn Charlotte Schiller also urtheilte, wenn sie sich durch ihren leidenschaftlichen Haß gegen die „Demoiselle" so weit fortreißen ließ, wie viel ärger mußte die Trauung auf Frau von Stein wirken! Da war es kein Wunder, daß Goethe sich von diesen Kreisen zurückgestoßen fühlte. In dieser Vereinsamung fand er bei Frau Schopenhauer die innigste Theilnahme und wärmste Verehrung, die ihm so wunderbar wohlthun, seine Seele heiterer Freundschaft öffnen mußte. Natürlich mußte ein so enges Verhältniß zu der Fremden eine gewisse Eifersucht in Frau von Stein erwecken. Goethe aber ging hier mit ruhiger Besonnenheit seinen Weg, da jede Leidenschaftlichkeit seiner Neigung fern blieb. Er freute sich der edlen Zuneigung einer so bedeutenden Frau, welcher seine Theilnahme einen festen Mittelpunkt in Weimar gegründet hatte, und er gab sich rücksichtslos dem heitern, durch Kunst verschönten Leben hin, welches er in ihrem Hause fand. Sie selbst, die sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten suchte, machte keinen Anspruch an ihn, sie betrachtete Alles, was er ihr bot, als eine unverdiente Gabe des Glückes, und wenn Frau Schopenhauer, wie Ludecus berichtet, wirklich auf die Frage, wie Goethe dazu gekommen, seine Haushälterin zu heirathen, äußerte, er habe kein seiner würdiges Frauenzimmer finden können, so sprach sie hierin ihre volle Ueberzeugung aus. Erst mit dem Eintritte des Frühlings, am 1. April, begann er wieder seine Vorträge an den Mittwochmorgen, woran die fürstlichen Damen und Frau von Stein Theil nahmen; sie waren die drei ersten Monate unterblieben. Daß an diesen Frau Schopenhauer nicht Theil nehmen konnte, schon weil sie bei Hofe nicht vorgestellt war, versteht sich von selbst. Sein Verhältniß zu dieser edlen Freundin blieb immer ein recht inniges, da er sie aus vollem Herzen hochachtete und die Erinnerung dessen, was sie ihm in trüber Zeit geworden, ihn nie verließ, doch die Verbindung konnte bei seinen nach so manchen Seiten hin gerichteten Beziehungen nicht mehr eine so enge, fast ausschließende bleiben, wie sie bisher gewesen. Er selbst besuchte in den nächsten Jahren noch möglichst regelmäßig ihre Gesellschaftsabende und führte die bedeutendsten Fremden bei ihr ein. So brachte er auch Bettina Brentano in diesen Kreis. Am Ende des Jahres 1808 schrieb er an Knebel, die Donnerstags- und Sonntagsabende bei Frau Hofrath Schopenhauer seien beide auf ihre Weise interessant und in Kurzem werde ihr geselliges Wesen eine Art von Kunstform erhalten, woran er sich gelegentlichst selbst ergötzen solle. Schütze gedenkt der Anwesenheit Goethe's noch im Februar 1814. Auch Goethe's Sohn betheiligte sich, und selbst seine Schwiegertochter hielt sich nicht zurück, deren Gesellschaftsabende erst nach der Entfernung der Frau Schopenhauer recht bedeutend wurden. Daß sie mit dem Hofe in Verbindung trat und von

ihm ausgezeichnet wurde, freute Goethe sehr, fast noch mehr, daß sie auf zufällige Veranlassung hin, aus Liebe zu ihrem zu früh hingeschiedenen Freunde Fernow, als Schriftstellerin auftrat und bald eine der beliebtesten deutschen Schriftstellerinnen wurde, und zwar durch die beiden Eigenschaften, die er besonders an ihr verehrte, durch ihr reines, tiefes Gemüth und ihren edlen Kunstsinn. Ihrem Romane „Gabriele" gab er auch öffentlich freundlichsten Beifall. Die Verbindung mit ihr und den Ihrigen, dem als Philosoph jetzt hochgerühmten Arthur und ihrer sinnigen Tochter Adele,* weiter zu verfolgen, ist nicht dieses Ortes. Im Jahre 1829 verließ sie Weimar, um ein milderes Klima am Rheine aufzusuchen.** Erst mehrere Jahre nach Goethe's Tode trieb sie ihre alte Anhänglichkeit an das Weimar'sche Land nach Jena, wo ihr bald ihr letzter Erdenwunsch gewährt ward, unter ihren alten Freunden und Umgebungen zu sterben. Auffallend bleibt es, daß Goethe ihrer in den „Annalen" gar nicht gedacht hat; jedenfalls trägt der Mangel einer gleichmäßigen Ausführung daran die meiste Schuld. Sie selbst hatte in „Fernow's Leben" (1810) ihres Gesellschaftskreises gedacht, „wie ihn vielleicht Jahrhunderte nicht wieder zusammenbringen werden." Goethe sei die alles belebende Seele desselben gewesen, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland und Einsiedel; Goethe und Wieland hätten alle übrigen geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männer Weimars und alle merkwürdigen Fremden angezogen. Jedenfalls gehört Johanna Schopenhauer in den Kreis der Frauen, welche auf Goethe's Leben einen erfreulichen Einfluß geübt haben.

* Auf sie beziehen sich die kleinen Gedichte „Heiteres Mißverständniß" und „Berichtigt" (B. 6. 130 f.), von denen das erstere in der Urschrift das Datum vom 12. Juni und 12. Juli 1821, das andere vom 28 November 1821 trägt, ebenso das Gedicht an Nösel vom 25. Januar 1829 (B. 6, 143 f.). Auf ein Couvert hatte Goethe selbst geschrieben: „Fräulein Adele Schopenhauer zu gemüthlicher Vertheilung." Es enthielt fünf von Goethe eigenhändig geschriebene und unterschriebene Blätlchen, von denen eines die Verse: „Suche nicht verborgene Weihe! Hinterm (nicht Unterm) u. s. w. mit der Aufschrift: „Dem Symboliker" und dem Datum: „Weimar, März 1826" (B. 6, 176) mit einem Bilde, ein anderes die Verse: „Memento mori" (B. 6, 174) mit demselben Datum und gleichfalls mit einem Bilde, und dann mit dem Datum des 28. August 1829 die Sprüche: „Soll das Rechte zu Dir ein, Fühl' in Gott was Rechts zu sein." „Märkte reizen Dich zum Kauf, Doch das Wissen blühet auf." „Bist Du Tag und Nacht beflissen Viel zu hören, viel zu wissen, Horch an einer andern Thüre, Wie zu wissen sich's gebühre."

** Eckermann berichtet unter dem 11. April 1829: „Madame Schopenhauer interessirte sich besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rheine, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Die romantischen Dichter.

Von

Wilhelm Hoffner.

II.

Novalis.

Keiner unter den Dichtern dieser jüngeren Generation ist in seinen Jugendwerken auch dem Interesse heutiger Leser so nahe geblieben als Novalis. Die Werke des edlen Wackenroder sind heute ganz vergessen; die Eintönigkeit der tiefen Stimmung, die sie durchdringt, die Unbehülflichkeit der Erfindungen, auch in den Charakteren eine gewisse Monotonie: diese Züge seiner Dichtung haben sie von Anfang an unpopulär gemacht. Erstaunlicher ist, daß auch Tieck's schönste Jugendarbeiten, insbesondere „Der Phantasus," nicht in den Kreis der Lectüre aller Gebildeten aufgenommen sind; man sucht sie vergebens in jenen kleinen Sammlungen, die hinter grünen Vorhängen in dem Glasschranke der Familie zusammenstehen. Das mächtige dichterische Vermögen in ihnen ist für ein größeres Publikum wenig genießbar, weil es weder ein ernst und klar entwickeltes Innere, noch die Welt der Wirklichkeit abspiegelt. Die Phantasie waltet hier schrankenlos, Gestalten schaffend, zerstörend, umgestaltend, gleichgültig fast gegen die Wirklichkeit der Dinge.

Auch in Novalis ist keine freie Betrachtung der reichen Wirklichkeit der Welt. Weit hinter den wahrhaft großen Dichtern nicht nur, nein, auch hinter unseren modernen Realisten bleibt er darin zurück, deren scharf umblickendes Auge von frühauf die Realitäten der menschlichen Natur auffaßt, deren Phantasie im Dienste dieses Auges steht, weiterbildet in das Wirkliche, nicht in das Idealische. Aber an dem inneren Gemüthsleben dieses Jünglings haftet ein

immer neues Interesse tieferer Naturen; fast persönlich fühlten sie sich zu dieser vornehmen, reinen Erscheinung hingezogen; ein Schimmer von Poesie liegt über seinem Leben, seiner Liebe, seinem frühen Tode.

Friedrich von Hardenberg (welcher sich selber den Dichternamen Novalis gab) ist am 2. Mai 1772 geboren. Auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld kam er zur Welt. Er war der Aelteste von elf Geschwistern, ausgenommen eine Schwester, welche ein Jahr früher geboren worden war. Der alte Hardenberg, früher ein rüstiger Soldat, eine hohe, ehrwürdige Natur, stand wie ein Patriarch in der Mitte talentvoller Söhne und würdiger Töchter. Tieck hat schön seine kraftvolle Art geschildert, wie er sie noch 1799 sah. Er liebte die alte Zeit; ja, er neigte zu den religiösen Anschauungen der Herrenhuter; aber seine kraftvolle Natur war sehr weit von der schwärmerischen Weichlichkeit entfernt, welche man von den Anhängern dieser Secte zu erwarten pflegt. Einst hörte Tieck in nicht eben glimpflicher Weise den alten Herrn im Nebenzimmer schelten und zürnen. „Was ist vorgefallen?" fragte er einen eintretenden Bedienten. — „Nichts," erwiderte dieser trocken, „der alte Herr hält Religionsstunde." Der alte Hardenberg nämlich pflegte Andachtsübungen zu leiten und auch die jüngeren Kinder in Dingen des Glaubens zu prüfen, wobei es mitunter stürmisch herging. Niemand trat in diesen Kreis ohne ein Gefühl des Glückes, innigster Zuversicht für diesen schönen Kreis, in welchem Talent, Liebe, Frömmigkeit vereinigt waren. Und doch waren dieser Familie die schmerzlichsten Schicksale bestimmt.

Hardenberg's früheste Schicksale sind wie ein Nachklang der Goethe'schen, nur in einer einfacheren und stilleren Sphäre wiederkehrend. Dies war schon die Folge einer sehr kränklichen Kindheit. So ward er träumerisch still und verrieth nur wenig Geist, von anderen Knaben hielt er sich entfernt, nur die außerordentliche Liebe, mit welcher er sich ganz seiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor seinen anderen Geschwistern aus. Erst mit dem neunten Jahre, infolge einer Krankheit, schien sein Geist wie aus einem Schlummer zu erwachen und er zeigte sich plötzlich als ein munteres, thätiges und geistreiches Kind. Da sein Vater durch weitläufige Geschäfte oft abgerufen ward, fiel der wichtigste Theil der Erziehung seiner Mutter zu. Die sanfte Ruhe und schöne Religiösität dieser Mutter machten den dauerndsten, tiefsten Eindruck auf die Kinderseele. Ein dichterischer Drang suchte nach Ausdruck, indem er den Geschwistern Märchen zu erzählen begann, seltsame dichterische Spiele für die Geschwister erfand. So wuchs er in dem anmuthigen Weißenfels auf, wo sein Vater im Oberbergcollegium saß. Ein Jahr brachte er dann bei einem Oheim, dem Landcomthur v. Hardenberg, zu, auf einem Gute im Braunschweigischen, weit über sein Alter hinaus im Verkehre mit bedeutenden Männern. Ueberall um ihn patriarchalische, wohlhäbige, glückliche Verhältnisse, der Natur und dem Leben selber nahe. Es war nach den Gewohnheiten dieser in Thüringen sitzenden Beamtenaristokratie natürlich, daß er sich einem Fache der Verwaltung widmete, mit aller Muße für seine persönliche Ausbildung, mit der ruhigen Aussicht auf eine seinen Talenten und seinen Familienverbindungen entsprechende Stellung. Man liest zuweilen in Goethe's Erzählungen mit einigem Erstaunen von talentvollen Jünglingen, die schon auf der Universität für ansehnliche Stellungen vorbestimmt waren und in ihren würdigen Amtssessel nur hineinzuwachsen brauchten. Heute, wo an der weitsprossigen Leiter der Beamtenhierarchie Alles nebeneinander emporklettert, ist davon nichts mehr zu finden. Eine solche Lage gab Hardenberg die heitere, freie, sichere Stimmung, mit welcher er dem Leben entgegenging.

Man kann leicht denken, wie ein solcher Jüngling das Glück genoß in dem damaligen Jena, als achtzehnjähriger Student, die mächtige Gährung jener Jahre mitzuerleben. Die Universität lag nur ein paar Meilen von seinem stillen Weißenfels ab. Er sah sich zum ersten Male ohne Hofmeister und Führer. Ein paar Briefe an Schiller, Reinhold und dessen Frau sind vorhanden, die von seiner damaligen unbefangenen und heiteren Existenz den lebhaftesten Begriff geben. Seine Lebensverhältnisse ließen ihn mit einem Schiller und Reinhold, den Idealen seiner Seele, auf ganz freiem Fuß verkehren.

Einen Moment schwankte er, ob er sich nicht ganz der Dichtung und Wissenschaft hingeben solle. Schiller's großer Lebens-

sinn leitete ihn hier richtig. Dieser hat, so viel wir sehen, außer vielleicht August Wilhelm Schlegel, keinen unter der jüngeren Generation ermuthigt, eine rein schriftstellerische Existenz zu erwählen. Er wußte, in welche Kämpfe diese Wahl selbst seinen eigenen mächtigen Genius verstrickt hatte. Er bestimmte auch Novalis, dieser Absicht zu entsagen. „Sie," schreibt ihm Novalis, „machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier (in seinem Beamtenberufe) wählen könne und müsse und geben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab."

Mit dem Entschlusse einer gänzlich veränderten Lebensordnung begab sich so Hardenberg nach Leipzig. Dort und in Wittenberg beschäftigten ihn die juristischen, staatswissenschaftlichen, chemischen und mathematischen Studien, deren er zu einer Laufbahn in der Bergwerksleitung seines heimathlichen Thüringen bedurfte. Wie eine Vorahnung künftiger Zeiten war in Leipzig die Begegnung mit dem jugendlichen Schelling, dem künftigen Begründer der Naturphilosophie, der ebenfalls in Leipzig naturwissenschaftliche Studien zu pflegen begonnen hatte.

Dann, nachdem er die Studien beschlossen hatte, trat er in Tennstädt, das ein paar Meilen westlich von Weißenfels liegt, in anmuthiger Gegend, in die kursächsische Verwaltung ein. Nach des Vaters Wunsch ward er von einem Freunde der Familie, dem Kreisamtmann Just, in die Verwaltung eingeführt. Wir verdanken diesem Manne den Abriß einer Biographie Hardenberg's, in welcher der eigene herzliche und kräftige Charakter des Kreisamtmanns schön hervortritt (auch neben Tieck's Biographie hat diese Uebersicht ihren Werth) und gerade dieser Mann spricht von Hardenberg's Geschäftstüchtigkeit mit der höchsten Achtung.

So lernte er, dehnte sich geistig aus, lebte ruhig der Zukunft entgegen; da begegnete ihm auf einer Geschäftsreise ein Mädchen, fast noch an der Grenze der Kindheit, welches eine Empfindung in ihm wachrief von solcher Gewalt, daß sie zum Inhalte seines ganzen Lebens wurde.

Im Frühjahr 1795 sah er auf einem Gute in der Nähe von Tennstädt, zu Grüningen, Sophie von Kühn. Sie hatte damals dreizehn Jahre beschlossen; er selber zählte dreiundzwanzig. „Alle Diejenigen," erzählt Tieck, „welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dies überirdische Wesen bewegt und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe." Ein anderes Bild als diese abstracte Schilderung gewährt Novalis' eigene Charakteristik in der Zeit der späteren Krankheit der Geliebten. Diese Charakterzüge haben etwas von dem Ungleichmäßigen, Spröden, was in der Erscheinung dieser Uebergangsepoche bei Mädchen zu sehen ist. „Ihre Frühreife. Sie wünscht Allen zu gefallen. Ihr Gehorsam und ihre Furcht vor dem Vater. Ihre Decenz und doch ihre unschuldige Treuherzigkeit. Ihr Steifsein und ihre Schmiegsamkeit gegen Leute, die sie einmal schätzt oder die sie fürchtet. Ihre Artigkeit gegen Fremde. Wohlthätigkeit. Hang zum kindischen Spiele. Anhänglichkeit an Weiber. Geschäftigkeit im Hause. Liebe zu ihren Geschwistern. Musikalisches Gehör. Hang zu weiblichen Arbeiten. Sie will nichts sein. Sie ist etwas. Sie macht nicht viel aus Poesie. Offenheit. Sie scheint noch nicht zum eigentlichen Reflectiren gekommen zu sein; kam ich doch auch erst in einer gewissen Periode dazu. Ihr Betragen gegen mich. Ihr Schreck vor der Ehe. Ihre Anhänglichkeit an die Mutter als Kind. Ihre Dreistigkeit gegen den Vater. Ihre Gespensterfurcht. Ihre Wirthschaftlichkeit. Talent, nachzumachen. Sie ist mäßig, wohlthätig. Sie ist veritabel, sensibel. Ihr Hang, gebildet zu sein. Ihr Abscheu vor dem Vexiren. Ihre Achtsamkeit gegen fremde Urtheile. Ihr Beobachtungsgeist. Kinderliebe. Ordnungsgeist. Herrschsucht. Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche. Sie will haben, daß ich überall gefalle. Sie hat es übel genommen, daß ich mich zu früh an die Eltern gewandt habe und es mir zu bald und zu allgemein merken lassen. Meine Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt durchgehends. Ungeheure Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber

überhaupt. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung. Schlegel interessirt. Sie kann zu große Aufmerksamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachlässigung übel. Sie fürchtet sich so sehr vor Spinnen und Mäusen. Sie will mich immer vergnügt. Die Wunde soll ich nicht sehen. Sie läßt sich nicht dutzen. Sie denkt mehr über Andere als über sich nach."

Der Frühling und Sommer 1795, die nun kamen und welche er noch in Tennstädt verlebte, waren die Blüthezeit seines Lebens. Tennstädt war zwei Stunden von Grüningen, dem Aufenthalt der Geliebten, entfernt. Ein Tagebuchblatt von seiner Hand aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Sophien ist erhalten. „Ich ritt heute früh sehr heiter von hier weg. Fünf Minuten vor neun Uhr zeigte mir ein Mann das Grüninger Schloß. Ich ritt brav zu. Noch vor einviertel auf zehn Uhr ritt ich durch's Wasser und war mit Leib und Seele in Grüningen. Im Dorfe dicht am Thorwege zu der Wirthschaft hielt ich, band mein Roß an das Grüninger Halseisen; das Haus, an dem ich hielt, war sicher die Frohnfeste. Ich fragte nach Jemand, der einen Brief auf's Schloß trüge. Eine junge Frau fand sich, den Leuten schien ich verdächtig. Sie lachten für sich und erzählten mir: Der Herr sei nicht zu Hause. Ich trug der Ueberbringerin auf, zu sagen, der Brief sei von Tennstädt und der Bote sei sogleich wieder zurückgekehrt — tausend Complimente und Empfehlungen noch. Sie ging darauf fort und ein anderes junges Weib sagte zu mir: Es sollte wohl ein Geheimniß sein, und mochte mich halb und halb für den halten, der ich wirklich war, für einen Verehrer einer der Damen auf dem Schlosse. Ich hinterließ ihr noch, im Fall daß nach mir gefragt würde, den Auftrag: ich sei sogleich wieder zum Spazierritt nach Tennstädt geritten. Ich schlich mich langsam zum Dorfe hinaus; jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an — und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um. Die Gegend ist mir so lebendig geworden, ich wollte sie im Kopfe zeichnen." Im Herbste erhielt er das Jawort. Er wollte zunächst in den Geschäften der kurfürstlichen Salinen arbeiten. So nahm er zunächst theoretischen Unterricht bei Mingleb in Langensalza; dieser war erstaunt über seine Fassungskraft, in etwa zwölf Tagen hatte er den Cursus durchgemacht. Alsdann kam er unter die Leitung seines Vaters. Alle seine Gedanken waren bei der Zukunft, die er sich mit Sophien zu schaffen gedachte.

Da traf ihn wie ein Blitz im Sommer 1796 die Nachricht, Sophie sei krank, sie sei in Jena, sie habe sich dort einer Operation bei dem Hofrath Stark unterworfen. Sie hatte das so gewollt: erst nach der Operation hatte er davon erfahren sollen. Sie litt an einem gefährlichen Lebergeschwüre. Hardenberg eilte nach Jena, fand auch seine Eltern und seine beiden Brüder dort um die Leidende. Die Operation hatte nicht den gewünschten Erfolg, sie mußte wiederholt werden — auch diese zweite Operation erwies sich als nutzlos. Man konnte nicht mehr zweifeln, was der Ausgang sein müsse. So kehrte sie mit ihm nach Grüningen zurück. Dort starb sie am 19. März 1797. Hardenberg hatte längere Zeit vorher geschrieben: „Mir steht der Glaube an ihre Genesung fest; er ist mit meiner irdischen Existenz innig verwebt." Dann aber im Februar: „Ich lebe wie ein verzweifelter Spieler, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in diese oder jene Welt fällt." Und nun, wenige Wochen darauf: „Das Blüthenblatt ist nun in die andere Welt hinübergeweht, der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand — Bleiben Sie meine Freundin, so lange ich noch auf dieser Welt bin, ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine ewige Sophie, bald, sehr bald wieder. Es ist frühzeitig dunkel und einsam geworden, verkürzen Sie dem Einsamen, Sehnsuchtsvollen noch die Stunden, die ihn von sich selbst, vom ewigen Frieden trennen." „Sie war der Anfang, sie wird das Ende meines Lebens sein."

Drei Wochen etwa darauf starb sein Bruder Erasmus, den 14. April. Vom 19. ab sind Tagebuchblätter vorhanden, welche seinen Wunsch, fast möchte man sagen, seine Absicht zu sterben in den wechselnden Momenten aussprechen. Den 19.: „Früh mancherlei wegen des Entschlusses gewankt und geschwankt, dann Philosophie." Den 23.: „Recht windstill in mir. Oft an Sophie und den Entschluß gedacht." Daneben her geht seine unablässige Beschäftigung mit Wilhelm Meister, dessen

Bildungsgeschichte seine eigene Vergangenheit ihm aufklärt, die Beschäftigung mit der Philosophie Fichte's. Den 24.: „Meister beschäftigte mich den ganzen Tag. Meine Liebe zu Sophien erschien mir in einem neuen Lichte. Sophien wird's immer besser gehen. Ich muß nun immer noch mehr in ihr leben." Den 13. Mai: „Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeschreiblich freudig. Aufblitzende Enthusiasmusmomente. Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte, sie solle immer vortreten." Den 16. Mai: „Ich schloß den Schrank auf, besah die Sachen meiner Sophie, las meine Briefe und ihren Briefvorrath überhaupt. Nachher war ich ganz bei ihr." 19. Mai: „Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod versichere. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich." 22. Mai: „Die Welt wird mir immer fremder. Die Dinge um mich her immer gleichgültiger. Desto heller wird es jetzt um mich und in mir. Bei meinem Entschlusse darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftsgrund, jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue." 26. Mai: „Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein, echte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Nothmittel."

Es ist bemerkenswerth, was diesem Entschlusse entgegenwirkte. Vom 18. April 1797, wenige Wochen nach Sophiens Tode, bis zum Ende des Juli laufen diese Tagebuchblätter, wie sie enden, hat sich der Entschluß des Todes in den Entschluß verwandelt, in einer beständigen Gemeinschaft mit der verlorenen Geliebten zu leben. Seine wissenschaftlichen Beschäftigungen gewannen allmälig wieder Macht. Er lebte in Tennstädt und wanderte oft von da nach Grüningen zu dem Grabe Sophiens. Auch seine Geschäfte begannen wieder. Er zeichnet mit Erstaunen auf, wie sein heiteres Naturell nicht selten bis zur Lustigkeit durchbricht; dann schien ihm, wie zur Strafe, längere Zeit Sophie ferner zu erscheinen. Er arbeitet an sich, seinen lebendigen Geist, der voll Antheil Gespräche, Ereignisse umfaßte, von den Gegenständen des Tages zurückzuziehen. Jede Gesellschaft reißt ihn in die Stimmung des Alltagslebens zurück. Das Leben voll patriarchalischen Lebensgenusses, wie es hier auf den Gütern in der wundervollen Gegend geführt ward, sein eigenes glückliches Naturell, die heiterthätige Familie: das Alles waren nicht die Bedingungen, unter denen ein solcher Entschluß hätte ausgeführt werden können. So ward ihm der eigene Wille immer fremder. Sein wahrhafter, vom Tage und seinen Eindrücken bestimmter Zustand schien nichts zu thun zu haben mit diesem Entschlusse. Der Instinct des Lebens tritt am mächtigsten hervor, da er beginnt, sich leidend zu fühlen. Denn in dieser Zeit fing auch sein Aussehen an, sich ganz zu ändern. Als Friedrich Schlegel, der ihm von Leipzig her befreundet war, mit welchem er dann in Jena gemeinsam glückliche Zeiten verlebt hatte, ihn nun im Sommer 1798 wiedersah, bemerkte er, sein Aussehen habe sich merklich geändert, sein Gesicht sei länger geworden; „dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten."

Alle Schmerzen dieser Epoche finden in den „Hymnen an die Nacht" ihren Ausdruck. „Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt?" Eine wunderbare Erfahrung ist über ihn gekommen, wie die, von welcher Apostel und Heilige erzählen; er weiß nun, daß diese erlösende Dunkelheit ihn umfangen wird, ja, sie umfängt ihn schon. „Einst da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunklen Raume die Gestalt meines Lebens barg; einsam wie noch kein Einsamer war: da kam aus blauer Ferne, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer. Du Nachtbegeisterung, Schimmer des Himmels, kamst über mich. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände." Damals trat er ein in diese Ruhe der Ewigkeit, die mitten im Drange des Lebens für uns bereit ist. „Weit und ermüdend war die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallne Woge, die, gemeinem Sinn unvernehmlich, in des Hügels dunklem Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Fluth sich bricht; wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenz-

gebirge der Welt und hinübersah in das neue Land und in der Nacht Wohnsitz: wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruhe hauset."

Eine sonderbare Sprache naturwissenschaftlicher Analogien schuf er sich in dieser Zeit, die Mysterien geistiger Einwirkungen auszudrücken, wie er sich dieselben vorstellte.



Novalis.

Besonders die damals neue Entdeckung des Galvanismus gab ihm eine solche Analogie. So ward ihm die geistige Beziehung der Menschen zueinander, die Liebe, das Gedächtniß Verstorbener zu einer Galvanisation. Eine Art von zauberischer, reeller Wirkung eines Geistes auf den anderen Geist drängte sich ein; nun schien der tollste Aberglaube so gut möglich als die Thatsache des einfachsten Gesprächs. Alles erschien ihm Geheimniß. In solchen Gedanken lebte damals Novalis.

Es war eine heilsame Wendung in seiner Existenz, als er im December 1797 nach Freiberg ging, damals die hohe Schule des kursächsischen Bergwesens, weit darüber hinaus vielbesucht, seitdem der berühmte Werner da lehrte. Ihn nannte er auch vorzugsweise seinen Lehrer. Die Gestalt dieses großen Mineralogen steht im Hintergrunde des ersten Romans, welchen Novalis entwarf, der „Lehrlinge von Sais."

„Oft," heißt es da von ihm, „hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb, die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ." „Er versteht die Züge zu sammeln, die überall zerstreut sind. Ein eigenes Licht versammelt sich in seinen Blicken."

Noch von Freiberg aus hatte er am Grabe Sophiens in Grüningen ihren Todestag gefeiert. Das war im März 1798 gewesen. Aber das Jahr war nicht vorübergegangen, als eine neue Neigung ihn erfüllte. Nicht, daß sie Sophien verdrängt

hätte. Die Liebe zu Sophien ward nunmehr in ihm zu einer Art von Religion; das Bild Sophiens mischte sich mit dem der Himmelskönigin. Was die Welt von Glück für ihn noch enthielt, hatte nichts gemein mit dieser Verehrung.

Neben Werner wirkte in Freiberg der Berghauptmann v. Charpentier, ein Mann, der in der Wissenschaft und in den Geschäftskreisen eines hohen Ansehens genoß. Seine Tochter Julie war der Gegenstand dieser neuen Neigung. Abermals galt es, einen festen Plan für seine Zukunft zu machen. Er wünschte in Thüringen zu leben; dort hoffte er für sich eine Lage, in welcher die Geschäfte ihm Raum ließen, den Wissenschaften, der Freundschaft, stiller häuslicher Freude zu leben. Dennoch ging er noch 1799 nach Weißenfels und seinen Salinen zurück, um bei dem Directorium als Assessor eine Anstellung zu finden. Dieser Wunsch ward ihm gewährt und zugleich die Bearbeitung der juristischen Geschäfte bei der Saline ihm übertragen. Er ging einer all seinen Wünschen entsprechenden Lage entgegen.

Und zugleich traten die Freunde zu ihm, in deren Genossenschaft die alten dichterischen Pläne in ihm ihrer Verwirklichung entgegenschreiten sollten. Friedrich Schlegel, der ihm von Universitätszeiten her befreundet war, hatte ihn in Jena mit seinem Bruder August Wilhelm bekannt gemacht. Nun war auch Tieck zu dem Jenaer Kreis getreten und diesem verdankte Hardenberg einen ungemeinen Impuls für seine dichterischen Beschäftigungen. Im Umgange mit Friedrich waren seine wissenschaftlichen Ideen entwickelt worden. 1798 hatte er im Athenäum eine Reihe wundervoller Fragmente veröffentlicht unter dem Namen „Blüthenstaub.“ Höchst bedeutende Anticipationen der späteren Speculation waren in diesen einzelnen Ideen. Aber er empfand selber, wie er es Tieck ausdrückte; unter Speculanten war er Speculant geworden; jetzt regte sich bei dem Umgange mit diesem genialen Menschen, der in den höchsten dichterischen Stimmungen lebte, Alles, was in ihm vom Poeten war. Er hatte Tieck in Jena besucht. Dann war dieser in Weißenfels bei ihm. Sie verstanden sich so zu sagen bei dem ersten Wort. Jeder schien nur auf den anderen gewartet zu haben. Damals schrieb Hardenberg dem neugewonnenen Freunde: „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. Du scheinst mir Jeden in der Blüthe zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. Noch hat mich Keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh' ich ganz. Nirgends stoß' ich auch nur von weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd. Du nimmst an Allem Theil und breitest Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände.“ Tieck andererseits durchlebte im Umgange mit diesem Jünglinge die am meisten poetische Epoche seines Lebens. So oft er später diese Tage berührt, liegt auf seinen Worten ein Glanz von Poesie und Dichtung. So oft er von Hardenberg redet, sehen wir nicht einen Dichter allein, sondern eine im höchsten Sinne poetische Erscheinung vor uns.

Es ist erzählt, wie der Freiberger Aufenthalt ihn zu dem Plane eines Gedichtes begeistert hatte, in welchem die Naturbetrachtung verherrlicht werden sollte. Es waren die „Lehrlinge von Sais.“ Wahrscheinlich wurde noch in Freiberg geschrieben, was wir von diesem wunderbaren Romane besitzen. Der Tempel zu Sais ist der Hintergrund der Erzählung; die Lehrlinge der Tempelschule die Helden; das verschleierte Bild der Göttin, der ewigen Natur, steht geheimnißvoll vor ihnen.

Unter diesen Schülern erhebt sich der Kampf der Naturansichten, der ewig ist, wie die räthselhafte Gestalt des Naturganzen selber. Den Einen erscheint die Natur als eine furchtbare Alles in sich schlingende blinde Macht, den Andern als aufblühende Vernunft. Unter den Streitenden steht, in sich selber gekehrt, einsam mitten unter den Genossen, der Held des Romans, der Lehrling, der bestimmt ist, nach dem Tode des Lehrers das große Wunder zu entschleiern. Es ist der Dichter, der Mystiker, es ist Novalis selber. „So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt Alles in mich selbst zurück. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttliches Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such' ich nicht, in ihnen such' ich oft. Und wenn kein Sterblicher nach jener Inschrift dort den Schleier hebt,

so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen." Das war das Wort der Lösung.

In dem wundervollen Märchen von „Rosenblüthchen und Hyacinth," das in den Roman eingeschoben war, ist die Lösung ausgesprochen. Die Beiden lieben sich, ohne es selber recht zu wissen. Hyacinth aber hängt seltsamen Gedanken nach, und wie eines Tages ein Mann aus fernen Landen kommt, vom Tempel der Isis und seinen Geheimnissen ihm erzählt, bis tief in die Nacht: da macht Hyacinth sich auf; er kommt nach langer Wanderung an; er steht vor dem Bildniß der verschleierten Jungfrau; er hebt den Schleier empor und — Rosenblüthchen hält er in seinen Armen.

Einem gelang es — er hob den Schleier der Göttin von Sais. — Aber was sah er? Er sah — Wunder des Wunders — sich selbst.

Er hatte den Roman liegen gelassen. Als er am „Ofterdingen" später arbeitete, tauchte zuweilen vor ihm das Bild dessen auf, was nun, nach Vollendung des „Ofterdingen," der neue Roman werden sollte. Es war ihm nicht bestimmt, auch nur den „Ofterdingen" zu vollenden.

An diesen und an die geistlichen Gedichte knüpft sich sein Name. Ein wunderbarer Zauber liegt über diesem romantischen Bruchstück.

In der Bibliothek des Generals von Funk war ihm im Frühjahre 1799 die Sage vom „Ofterdingen" in die Hand gefallen. Viele Gespräche mit Funk knüpften sich daran; denn dieser hatte eine Geschichte des Kaisers Friedrich II. geschrieben. Hier fand er, was er suchte: eine Zeit, in welcher das Leben selber dichterischer erschien, einen Poeten, den der Glanz großer Begebenheiten, wundersamer Schicksale umgab. Gerade damals hatte Tieck ihn dichterisch erregt. Der „Sternbald" hatte eine romantischere Gestaltung des im „Meister" von Goethe geschaffenen deutschen Romans ihm gezeigt. Es kam darauf an, mit seiner eigenen Geistesart dies verschmelzend, den Roman zu schaffen, der, wie er und die Genossen wollten, den dichterischen Sinn der Welt selber ausspräche. In tiefer Einsamkeit, auf der kursächsischen Saline in Artern, einem einsamen Orte, wohin ihn nach heiteren Festen in Jena zur Hochzeit der Schwester die Geschäfte führten, begann er den „Ofterdingen" gegen Ende des Winters 1799. Schon am 5. April 1800 war der erste Band vollendet.

Damals schrieb er an Tieck: „Mein Roman ist in vollem Gange: zwölf Druckbogen sind ungefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden. Der eine enthält die Andeutungen und das Fußgestell des zweiten Theils. Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Theile zum Dichter reif und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem „Sternbald" haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch ist dieser Mangel vielleicht dem Inhalte nicht ungünstig."

Damals, im Sommer 1800, besuchte ihn Tieck wieder. Damals war eine Amtshauptmannsstelle in Thüringen erledigt worden. Nun durfte Hardenberg hoffen, seinen Lebensplan zu vollenden. Seine Bitte ward gewährt, seine Probeschrift mit Beifall aufgenommen. Aber schon war seine Familie seiner Gesundheit wegen sehr besorgt. Er selber war auf seine Diät noch aufmerksamer als sonst, er genoß keinen Wein, fast keine Fleischspeisen, lebte hauptsächlich von Milch und Vegetabilien. Tieck, als er von ihm Abschied nahm, war dennoch ohne Ahnung, daß er ihn nicht wiedersehen werde. Schon war Hardenberg's Wohnung eingerichtet; im August sollte die Verbindung mit seiner Braut gefeiert werden; Nichts fehlte ihm zu dem ersehnten Glücke, als daß er davon Besitz nahm.

Der unvermuthete traurige Tod eines jüngeren Bruders überraschte, erschütterte ihn; ein Blutsturz trat infolge davon ein; es war kein Zweifel, was sein Schicksal sein würde. Jener unheimliche Gast, den er vor Jahren sehnsüchtig erbeten, heraufgerufen, war nun da, vor den Thoren, da er eben Nichts als Leben bedurfte, um die Fülle des schönsten Dichterglückes zu genießen.

Seine Braut kam nach Dresden. Dort waren auch noch zwei Brüder um ihn. Wie er schwächer wurde, wünschte er einmal mit großer Sehnsucht, seinen Aufenthalt mit einem südlicheren Klima zu vertauschen. Die Aerzte widerriethen die Veränderung, vielleicht, weil er schon zu schwach und erschöpft war, um diese Anstrengung vertragen zu können. Im Januar 1801

ward dann die Sehnsucht, bei seinen Eltern zu sein, so lebhaft in ihm, daß er Ende dieses Monats sich nach Weißenfels begab.

Die geschicktesten Aerzte von Leipzig und Jena wurden hier umsonst zu Rathe gezogen. Ihn selber täuschte die Hoffnung der Genesung, da, jemehr er seinem Ende sich näherte, der Husten abnahm. Nun dachte er den ganzen „Ofterdingen" umzuschreiben. Kurz vor seinem Tode sagte er einmal: „Jetzt habe ich erst erfahren, was Poesie ist; unzählige und ganz andere Lieder und Gedichte, als die ich bis jetzt geschrieben, sind in mir aufgegangen."

Am 21. März kam Friedrich Schlegel, sein ältester Freund, von Jena. Täglich sprachen sie über ihre Arbeiten, als hätte er noch ein langes Leben vor sich, die Fülle der Pläne auszuführen, die sich in ihm drängten. Am 25. früh ließ er sich einige Bücher von seinem Bruder reichen, etwas nachzuschlagen; er bestellte dann sein Frühstück, sprach mit Munterkeit bis acht Uhr; dann schlief er über dem Clavierspiel seines Bruders ein, um nicht wieder zu erwachen; ohne die mindeste Bewegung verschied er um zwölf Uhr. Er hatte das neunundzwanzigste Jahr noch nicht vollendet.

Seine Lieder haben einen einfachen tiefen Klang, der zum Herzen bringt. Hardenberg's eigener Vater vernahm noch eins und das andere seiner geistlichen Lieder in dem Gottesdienste. Auch in den weltlichen Gedichten ist derselbe Gemüthston.

Sein „Ofterdingen," so fragmentarisch er vor uns liegt, bleibt das Schönste, Tiefste, was die Dichtung der Romantik uns hinterlassen hat. Ich weiß den Leser nicht besser einzuführen in das eigenthümliche Werk, als indem ich die Sätze mittheile, welche bestimmt waren, den zweiten Theil zu eröffnen: Heinrich hat die Geliebte verloren. Im Pilgergewand verläßt er Augsburg. Es sind die Stimmungen Hardenberg's selber aus jenen schmerzlichsten Zeiten nach Sophiens Tode, die hier wiederklingen.

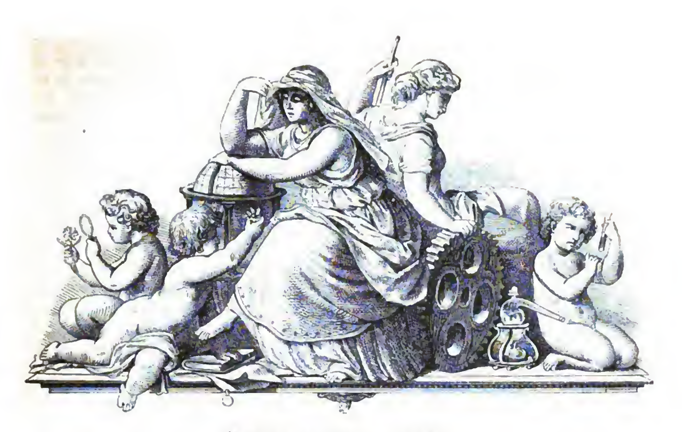
„Auf dem schmalen Fußsteige, der in's Gebirge hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei; ein starker Wind sauste durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannigfaltigen Stimmen verloren sich wie sie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innersten klang und dennoch schien sie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirge erreicht, wo er das Ziel seiner Reise zu finden hoffte. Hoffte? Er hoffte gar nichts mehr. Die entsetzliche Angst und dann die trockne Kälte der gleichgültigsten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schrecknisse des Gebirges aufzusuchen; der mühseligste Gang beruhigte das Zerstörende der inneren Gewalten. Er war matt, aber still. Noch sah er nichts, was um ihn her sich allmälig gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träumte er jetzt oder als habe er geträumt. Eine unübersehbare Herrlichkeit schien sich vor ihm aufzuthun. Bald flossen seine Thränen, indem sein Inneres plötzlich brach; er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseins übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selber zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig und alle Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

„Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unsäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen diese köstlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Gesicht, es war bleich wie eine Nachtblume."

Der Plan des „Ofterdingen," was davon fertig ist, wie er das Folgende sich dachte, liegt vor uns gleich einer mächtigen Ruine in dämmerndem Lichte — ein verzaubertes Schloß. Ihre Umrisse verlieren sich in der Nacht; vergebens streben wir emporzubringen zu ihren Thoren; der Weg ist verloren, auf dem wir aufwärts zu ihr gelangen könnten. Die Räthsel, welche da walten, werden nicht gelöst werden.

Literarisches.

Das erste Heft des vierten Jahrganges der „**Zeitschrift für bildende Kunst**" bewahrt in Inhalt wie Illustrationsbeilagen eine dem hohen Ziele wahrhaft würdige Haltung. Der Herausgeber, Prof. Dr. von Lützow, verdient volle Anerkennung für die tactvolle und consequente Führung des Ganzen und die Verlagshandlung von E. A. Seemann in Leipzig steht seinen Bestrebungen mit Verständniß und Geschmack zur Seite.



Die Astrologie um 1600,

mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß Keppler's und Wallenstein's.

Von

H. Hankel.

Uralt und mit dem Menschen geboren ist sein Drang, einzudringen in die Geheimnisse der Natur, in der er eine bald segenspendende und gütige, bald furchtbare und strafende Macht erkennt. Von seinem Selbst ausgehend und dem unbezweifelten Bewußtsein seiner eigenen Existenz und Freiheit, sieht der Mensch in den scheinbar regellosen, willkürlichen, launischen Naturereignissen die That eines freien Geistes, ebenso unberechenbar als die Gedanken des menschlichen Herzens. So bevölkert er die Natur mit den Geschöpfen seiner Einbildungskraft und schafft sich seine Götter.

Wenn das Meer in grausem Sturme das zerbrechliche Schiff des Seefahrers zerschellt, dann ist es der Zorn Poseidon's, der mit gewaltigem Dreizack die Wogen bewegt. In stillem, geräuschlosem Wirken bereitet die Erde dem Menschen sein täglich Brot und läßt die Früchte des Feldes gedeihen. Als Göttin wird Mutter Erde (Demeter) zu Eleusis in tiefsinnigen Mysterien verehrt. Aber der gewaltigste Gott dieses Geschlechtes ist Zeus; wenn er redet, erbebt der Himmel, zerschmetternd trifft sein Strahl den Frevler. Den Frommen aber, der sich demüthig vor ihm beugt, segnet und beschützt er. In Bedrängniß und Gefahr wendet man sich betend an die Götter; bei wichtigen Entschlüssen sucht man ihren Rath, opfernd erwartet man ein Zeichen ihres Willens, sei es, daß vom Himmel ein Blitz herniederfährt, daß ein Vogel sich zeigt oder der kundige Haruspex im Innern des Opferthieres die Hand des Gottes erkennt. In naiver Intuition wagt man die Zeichen zu deuten und siehe da, der Erfolg bestätigt die Warnung der staatsklugen Priester. So entsteht aus einer trüben Mischung alter, wahrer Elemente des menschlichen Abhängigkeitsgefühles und menschlicher Rathlosigkeit der uralte Zeichenglaube und die uralte Kunst der Zeichendeuterei.

Andere Völker, andere Götter; andere Lande, andere Zeichen. Dort in dem steppenreichen Mesopotamien, das nur einsame nächtliche Karawanen durchwanderten, in den üppigen Paradieslandschaften des Oelbaums und der Sesamstaude Assyriens, an den fruchtbaren Ufern des Euphrat, im Lande Sinear, wo ein azurner regenloser Himmel sich auf eine weite, nur von majestätischen Palmen unterbrochene Ebene herabsenkt, da konnte nicht wie in dem rauhen Etrurien der donnernde Jupiter, der zürnende Gott, Herr der Schöpfung sein; in erhabener Ruhe thronten hier die Götter

hoch in den Gestirnen. Hier, in den oasenreichen Wüsten Arabiens und Syriens, wo die Völker semitischen Stammes nomadisirend umherschweiften, da steigerte sich die andächtige, sehnsuchtsvolle Empfindung beim Anblicke des glänzenden Sternenhimmels zur göttlichen Anbetung der Gestirne. Was wissen wir, die wir nur zuweilen aus den engen Fenstern unserer Straßen unsern trüben Himmel erblicken, die wir im heimischen Stübchen uns nicht nach der kalten Nacht im Freien sehnen,

„von solcher Nacht,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ! Von solcher Nacht!“

Kaum daß wir eine Ahnung haben von dem Gefühl, welches den einsamen Hirten befällt, wenn nach der versengenden Gluth des Tages der glänzende Kreis der Sterne aufgeht, ihm wohlbekannt und vertraut, der stille Freund seiner Nächte.

Der Thurm zu Babel, das älteste Baudenkmal der Welt, auf dessen ungeheuren Trümmern sich heute die Bestien der Wüste behaglich sonnen, war der Tempel ihrer Götter, der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten; die heilige Warte der Sterne. Wenn dort in Etrurien der Augur die Blitze deutete, die Jupiter zum Zeichen sandte, so beobachteten hier die Magier aus chaldäischem Stamme von ihrer Höhe die majestätische Bewegung der Sterne, die in wunderbar verschlungenen Bahnen an dem ewig unwandelbaren Firmament einherschreiten; ihnen zum Zeichen des Willens der Götter, „Dolmetscher“ ihres Zornes und ihrer Huld, des Glücks und Unglücks.

So entstand die Wissenschaft von den Sternen — Astronomie oder Astrologie? Keins von Beiden und Beides zugleich. Zwei Zwillingsschwestern, die vereinigt, eine der andern helfend, Jahrhunderte lang nebeneinander gewandelt sind. Begleiten wir sie ein wenig auf ihrem Wege:

Mit Alexander's gewaltigen Eroberungszügen, die den Orient in seinen Grundfesten erschütterten, wurden den Griechen die werthvollen Schätze uralter babylonischer Beobachtung und Lehre überliefert. In Alexandrien, dem Centrum, in dem sich alle Ströme orientalischer Weisheit und griechischer Wissenschaft vereinigten, wurden die Gesetze des Himmels ergründet und das Fundament gelegt, auf dem das erhabene Gebäude er Astronomie sicher und fest aufgeführt worden ist. Kein Wunder, daß bei der großen Leichtgläubigkeit der Hellenen gegen alle mystischen Traditionen des Orients, mit der Sternkunde zugleich die Kunst der Sterndeuterei zu ihnen überging! Aber indem sie sich von der ursprünglichen Mythologie des Sabäismus lossagte und den religiösen Charakter ablegte, den sie bei den Magiern hatte, verdorrte sie gleich einem wurzellosen Baume, den man in ein anderes Land verpflanzt, zu einer nüchternen Kunst des Prophezeihens. Man denke sich unter den astrologischen Schriften nicht etwa Bücher, die in dunkler Sprache erhabene Wunder enthüllen, die Phantasie mächtig anregen — nein, es sind Abhandlungen, welche in schlichtester Sprache die fabelhaftesten Dinge, nämlich die directen Einwirkungen der Sterne und ihrer Constellationen auf des Menschen Sein und Handeln behaupten, schematisch und ohne eine jede Spur eines inneren oder äußeren Zusammenhanges, einfache Bücher zum Nachschlagen bei astrologischen Arbeiten.

Es dauerte geraume Zeit, ehe die Astrologie bei Griechen und Römern allgemeine Verbreitung fand. Erst als der eigene alte Cultus verfiel, orientalische Götter sich in wunderlichem Synkretismus mit griechischen und römischen mischten, als der eigene heimische Aberglaube abgenutzt war, und sich nach Bericht der Alten zwei Vogeldeuter nicht ohne Lächeln ansehen konnten, kam der neue Glaube an die Sterne zur Herrschaft.

In der römischen Kaiserzeit stand er in voller Blüthe, und es ist kein bloßer Zufall, daß das erste Horoskop, von dem uns in Rom berichtet wird, dem ersten Kaiser Octavian bei seiner Geburt gestellt ist. Die Todesurtheile des Kaisers Tiber waren nicht selten die Folge der Horoskope, welche sein steter Begleiter, der Astrolog Trasyllus, gestellt hatte. Wie allgemein späterhin der Glaube war an die Kunst der Magier, Chaldäer, Mathematiker, Astronomen, Genethliologen und wie sie sonst genannt wurden, das geht genugsam aus dem Corpus juris Justinian's hervor, das unter demselben Titel die Mathematiker, Giftmischer und „andere Uebelthäter“ behandelt.

Nachdem das alte Europa gefallen war und junge germanische Völker das Cäsarenreich besiegt, das Christenthum den alten

Aberglauben überwunden hatte, war kein Raum mehr für die Sterndeuter. Ihre Kunst wird mit den Resten griechischer Gelehrsamkeit zu den Sassaniden gewandelt sein. Von hier, sowie von Alexandrien aus, wurde dieser verdorrte Baum wieder in heimischen, semitischen Boden verpflanzt und siehe da, er fing an zu grünen und zu blühen, wie nur je zuvor. Zeuge sind die zahlreichen Schriften eines Zachel-Bebis, Messalach, Albumasar, Alchindi, Almansur, Ali-Ben-Rodoan u. A.

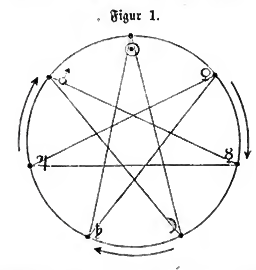
Zu der Zeit, als die occidentalischen Gelehrten begannen, sich mit der Wissenschaft der maurischen Araber zu befreunden, kamen mit anderen auch die astronomischen Schriften des Orients zu ihrer Kenntniß. Namentlich fand an dem glänzenden Hofe Kaiser Friedrich's II. zu Palermo die Astronomie und die bei den Arabern von ihr unzertrennliche Astrologie eine freundliche Aufnahme. Ja selbst die Kirche hatte gegen letztere Kunst Nichts einzuwenden; vertheidigt doch einer der frömmsten Mönche des 13. Jahrhunderts, Albertus Magnus, ausdrücklich die weiße Astrologie im Gegensatze zur schwarzen Magie, die mit Salomonis Schlüssel und durch zweiundfünfzig Engelnamen höllische Geister beschwört.

Ich muß darauf verzichten, selbst in den äußersten Umrissen den Entwicklungsgang dieser wunderlichen Kunst zu zeichnen. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß sich bis in's 17. Jahrhundert der Glaube an die Sterndeuterei trotz mancher Angriffe in allgemeinem Ansehen erhielt, daß, wenn auch Mancher auf ihre Prophezeihungen individuell wenig Gewicht legte, doch in fast allen gelehrten und ungelehrten Kreisen bei wichtigen Angelegenheiten ihr Rath gesucht wurde, sei es nun, daß man sich an einen Astrologen von Fach wandte, oder wenigstens den Kalender mit seinen allgemeinen Prognostiken zu Rathe zog.

Seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges hat dieser Glaube immer mehr an Verbreitung abgenommen. Nur einige abergläubische Regeln, wie, daß der Freitag ein Unglückstag sei, an dem es nicht gut ist, eine Reise zu beginnen oder ein Amt anzutreten; daß es glückbringend sei, sich am Freitag die Nägel abzuschneiden; daß sich das Wetter mit dem Vollmonde ändere, haben sich in den Städten; andere, auf das Wetter, den Landbau rc. bezügliche, auf dem Lande als dürftige Reminiscenzen erhalten, die sich in ihrer Vereinzelung ganz verzweifelt komisch ausnehmen.

Nur in **einem** über fast alle christlichen und muhamedanischen Völker verbreiteten Gebrauche hat sich bis heute eine astrologische Feststellung erhalten, ich meine in den Namen der **Wochentage**. Nach einem chaldäischen Glauben sind die Stunden des Tages der Reihe nach der Herrschaft der sieben Planeten Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond unterthan; die erste Stunde des **Sonntags** der **Sonne** und daher die zweiundzwanzigste Stunde wieder der Sonne, die dreiundzwanzigste der Venus, die vierundzwanzigste dem Mercur und somit die erste Stunde des **Montages** dem **Monde**.

Figur 1.



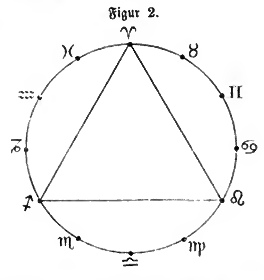
Ueberhaupt: geht man von irgend einem Tage und seinem Planeten aus, so entspricht dem folgenden Tage jedesmal der drittfolgende Planet. Vertheilt man daher die sieben Planeten auf einem Kreise, geht von der Sonne quer zum Monde, dann von hier quer hindurch zum drittfolgenden, dem Mars u. s. f., so erhält man obenstehende mystische, astrologische Figur 1 mit sieben Ecken, welche über die Namen der Wochentage Auskunft giebt. Wie weit sich diese altheidnischen Namen noch bis heute im Französischen, Englischen, Deutschen erhalten haben, zeigt folgende Tabelle, in der den Tagen ihre regierenden Planeten vorgestellt und nur die diesen entsprechenden Namen verzeichnet sind:

Sonne		Sun-day	Sonn-tag
Mond	Lun-di	Mon-day	Mon-tag
Mars	Mar-di	Tues-day	Dins-tag
Mercur	Mercre-di	Wednes-day	
Jupiter	Jeu-di	Thurs-day	Donners-tag
Venus	Vendre-di	Fri-day	Frei-tag
Saturn		Satur-day	

Man sieht, daß in den germanischen Sprachen die Götter Ziu, Wodan, Thor, Freya der Reihe nach an die von Mars, Mercur, Jupiter, Venus getreten sind. So erhält sich ein alter, unverstandener Wahn auf Jahrhunderte, vielleicht noch auf Jahrtausende, im alltäglichen Gebrauche!

Das wären etwa die äußersten Umrisse von der Geschichte der Verbreitung dieses an sich so nichtigen, culturhistorisch jedoch höchst interessanten Aberglaubens. Gelüstet es nun den Leser, einen Blick in die Geheimnisse der Astrologie zu thun, so folge er mir in die Werkstätte eines Horoskopanten und zwar keines geringeren als des großen Reformators der Astronomie im Anfange des 17. Jahrhunderts, Johann Keppler's.

Figur 2.



Betrachten wir zunächst das Handwerkszeug: Die Ekliptik, d. h. der Kreis am Himmel, in dem sich die Sonne, der Mond und die Planeten bewegen, wird in zwölf Sternbilder oder Zeichen getheilt: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Waage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓, deren alte Zeichen hierbei sogleich angegeben sind (Fig. 2). Jedem solchen Sternbilde theilte man nun gewisse Eigenschaften zu; es ist entweder feurig oder wässerig, kalt oder warm, männlich oder weiblich und was man sonst noch für Gegensätze an den Himmel übertragen hatte. Die drei Sternbilder, der Widder, Schütze, Löwe, die am Himmel ein Dreieck bilden, haben alle die Eigenschaften, feurig, männlich und trocken zu sein, und werden somit von den Astrologen als feuriges Trigon zusammengefaßt. Ebenso giebt es ein wässeriges, erdiges und luftiges Trigon, entsprechend den vier Aristotelischen Elementen.

Zu den Bildern des Thierkreises stehen nun in verschiedenen, bald guten, bald schlimmen Verhältnissen die durch sie hindurchwandernden Planeten. Aber auch der letzteren Stellung gegen einander, die Aspecten, sind dem Astrologen von großer Bedeutung. Man unterscheidet Conjunction, d. h. Zusammentreffen zweier Planeten in demselben Sternbilde, Opposition oder Doppelschein, wenn sich zwei Planeten am Himmel gerade gegenüber stehen. Ein Trigon oder einen Gedrittschein bilden sie, wenn sie um einen drittel Kreis voneinander abstehen u. s. f.

Die astrologisch höchst bedeutenden Conjunctionen des Saturn und Jupiter ereignen sich nun zwar fortwährend an verschiedenen Stellen der Ekliptik, aber immer etwa zweihundert Jahre lang in einem und demselben Trigon. Nach dieser Zeit rücken sie in ein anderes Trigon, um nach Durchlaufen der vier Trigone, also nach achthundert Jahren, zu dem ersten wieder zurückzukehren. Jene zweihundert Jahre stehen nun jedesmal unter dem Einflusse, dem Regiment des betreffenden Trigons.

So hatte man 1524, als sich eine solche Conjunction im wässerigen Trigon und sogar im Wassermann (!) ereignete, eine große Wasserfluth vorhergesagt, so daß an vielen Orten Deutschlands die Bauern ihr Hab und Gut verpraßten und sich am festgesetzten Tage auf die Berge flüchteten. Der um das Jahr 1600 erwartete Eintritt aber in das feurige Trigon schien die großartigsten Ereignisse ankündigen zu sollen. War doch der Heiland der Welt beim vorletzten Eintritt des feurigen Trigons vor zwei mal achthundert, gleich sechzehnhundert Jahren, geboren.

Die Conjunction ließ länger auf sich warten, als man gemeint hatte; Ende des Jahres 1603 waren Aller Augen auf den Himmel gerichtet. Im December kamen kalte Stürme, dann Nebel und Schnee und bedeckten den Himmel; in der Weihnachtsnacht aber, nachdem kurz vorher starke Kälte mit eisigem Winde eingetreten war, sah Keppler um 6 Uhr 54 Minuten früh die Conjunction des Saturn mit Jupiter, und in der Nähe den Mercur; in dem Herzen des Himmels stand der Skorpion, ein bedenkliches Zeichen! Keppler war schon damals Mathematikus

Ihro Kais. Majestät Rudolf II., eines wahren Gönners der Astronomie, den er aber auch in seinen astrologischen Liebhabereien unterstützen mußte. Er erzählt selbst, wie er sich beeilte, seinem Herrn und Kaiser die wichtige Nachricht des Eintrittes der Conjunction zu bringen, und wir mögen denken, daß er damit den Kaiser am frühen Morgen aus dem Bette geholt haben mag. Dieser befahl ihm sofort, sein Judicium über dies bedeutsame Ereigniß aufzusetzen. In dem uns aufbehaltenen Schriftstück wendet sich Keppler zunächst gegen „die seltzsamen einbildungen und praesumtiones, wann auf den bloßen Namen feuriger Triangel ohne Nachforschung dessen anfänglicher Ursache gesehen wärdt.“ „Aber nach meiner Meinung,“ fährt er fort, indem er seine Auslegung des Zeichens giebt, „weil ich wenig auff die Außtheilung der heußer halte, so befind ich demnach Jovem eben schwach: sintemahl Jupiter der Eclipticae zu vnd nach der Mittagsseiten von vns hinweggehet; Saturnus aber noch besser herüber bey dem limite boreo... Derohalben es vil mehr einen bösen Zustand aller Jovialisten vnd dem Saturno mit seinem anhang die victoriam bedeütten will.

„Vnd weil gleich selbigen gantzen, wie auch den vorigen Monat hindurch Mercurius sich im stillstandt nächst bei beiden Planeten befindet, Alle drey in Sextili Martis: et ipso die conjunctionis, Sol Veneri jungitur, Luna tribus junctis opponitur: soll es demnach heimliche Verbüntnussen vnderm Deckmantel eines Hochzeitlichen oder anderen Freüdenfestes, hitzige Anschläge auf Vergifft oder Blutbad oder auch Friedens-tractationes, da lauter betrug darhinder, entlich auch propter Lunam offentlichen Aufstand geben, dabey nichts dan Wüetterei propter conjunctionem Jovis et Mercurii, großer Diebstal, Mord und Raubetey zu gewarten.“

Hier, wo es sich im Wesentlichen um ein culturhistorisches Zeitbild handelt, unterlasse ich jedes Urtheil über diese Prophezeihungen eines Mannes, der zu den größten Naturforschern aller Zeiten gehört, aber seiner Zeit den Tribut bezahlen mußte, wie ein Anderer. Ihn zu verurtheilen ist leicht und erfordert wenig Anstrengung; die Aufgabe des Historikers ist aber, einen solchen Mann und seine Zeit zu begreifen.

Man hat in neuerer Zeit zuweilen behauptet, daß Keppler den astrologischen Aberglauben als solchen erkannt und nur aus finanziellen Rücksichten sich zuweilen bequemt habe, den Anforderungen um astrologische Judicien nachzugeben. Man könnte zum Beweise hierfür gar manche Stellen aus seinen Werken anführen, in denen er sich mit der größten Entschiedenheit und zuweilen köstlichem Humor gegen die astrologische Charlatanerie ausspricht, und wenn er z. B. an einen Freund schreibt: „Hat doch Gott jedem Thiere die Mittel zum Lebensunterhalt gegeben, was ist es für Schande, wenn ich in dieser Absicht die Astrologie mit der Astronomie verbinde?“ — so scheint der Grundsatz: Mundus vult decipi, ergo decipiatur, allerdings klar genug ausgesprochen. Bedenkt man aber, daß derselbe Mann, seines Glaubens wegen aus seiner Stellung an der Universität Gratz vertrieben, dann von den Jesuiten durch einen besondern Schutzbrief zurückgerufen, es ablehnte, anders als seine Glaubensgenossen behandelt zu werden, daß er in Linz harte Bedrängnisse von den orthodoxen Lutheranern erfuhr, weil er sich nicht zu der ausdrücklichen Verdammung der Reformirten verstehen wollte, so wird man von seinem Charakter anders denken lernen und gewiß nicht länger behaupten können, daß er im Grunde von der völligen Albernheit der Astrologie überzeugt, dennoch öffentlich als ihr Anhänger aufgetreten sei. Vielmehr sind seine obigen Worte etwa so zu verstehen, wie sie heute ein Mathematiker gebrauchen würde, der seine Zuflucht zum gemeinen Feldmessen oder Buchführen bei einer Assecuranzgesellschaft nehmen müßte, um sich eine erträgliche Stellung zu verschaffen.

Ein Mann, der über die Astrologie ähnlich urtheilte, wie wir heute, hätte sicherlich nicht im Jahre 1610 aus freien Stücken sich in einen gelehrten Streit über die Wahrheit oder Unwahrheit der Sterndeuterei gemischt, wie Keppler mit seinem „Tertius interveniens, d. i. Warnung an etliche Theologos, Medicos und Philosophos, daß sie bei billicher Verwerffung des Sterngluckerischen Aberglaubens nicht das Kindt mit dem Bade ausschütten und hiermit ihrer Profession unwissendt zuwider handlen.“

Das nur geht aus dieser Schrift, sowie aus allen anderen hervor, daß Keppler auf die Vorhersagung einzelner Ereignisse, wie sie einzelne Länder und Personen betreffen, und deren genaue Zeitbestimmung, keinen großen Werth legte, weil er der Ansicht war, daß solche Vorgänge zum größten Theile von dem Willen des Einzelnen abhängen und, selbst davon abgesehen, das astrologische System in sich gar zu viele Willkürlichkeiten und unbegründete Sätze enthielte. Daß aber die Constellationen und insbesondere die Aspecten der Planeten einen gewaltigen Einfluß auf den Menschen, die Völker und die ganze Zeit haben, der von der Freiheit des in seinem Charakter bestimmten Einzelnen wohl hie und da durchbrochen, aber in seiner Totalität nicht verwischt werden kann, der poetische Glaube, den Goethe in der schönen Strophe (Urworte, Orphisch) ausgesprochen hat:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt,"

der stand bei Keppler felsenfest und er bietet z. B. in jener erwähnten Schrift seine ganze Gelehrsamkeit auf, um dessen Möglichkeit durch Analogien zu erläutern und seine Richtigkeit durch Beispiele zu erhärten. Daß er nun in seinen Bestimmungen schwankt, bald näher an das Einzelne herantritt, bald wieder das Einzelne zu prognosticiren verschmäht, ist bei diesem principiellen Standpunkte nicht zu verwundern. Immer aber hat er sein Urtheil über die Beziehung der Aspecten auf ein specielles Individuum nur ungern und auf ausdrücklichen Wunsch abgegeben — namentlich wird er im Alter immer skeptischer, während er in seiner Jugend Kalender und Prognostika auf die einzelnen Jahre geschrieben hat, wie sie damals üblich waren; in denen zuerst die wichtigsten Constellationen des Jahres, die Finsternisse, die regierenden Planeten, dann die unglückbringenden Tage des Jahres angegeben waren, an denen man um keinen Preis das Korn oder die Haare schneiden lassen; die gesegneten Tage, an denen man purgiren oder junge Bäume setzen dürfe; dann die Vorhersagung des Wetters für das ganze Jahr, der politischen Verhältnisse u. s. w. folgte. Auf dem Titel findet man häufig die regierenden Planeten des Jahres in wunderlichen Holzschnitten abgebildet.

Neben diesen eigentlichen Prognosticis bildete sich im 16. Jahrhundert noch eine andere Art von Prophezeihungen aus, die, ursprünglich auch aus der Astrologie hervorgehend, sich mit kabbalistischen Elementen vermengte und an die Tradition von den antiken Sibyllen anlehnte, die, wie man aus den Bildwerken Raphael's und Michel Angelo's weiß, in jener Zeit dem allgemeinen Bewußtsein nahe standen. Es war offenbar bequemer, in's Blaue hinein zu prophezeihen, als die schwierigen und langwierigen astronomischen Berechnungen der Constellationen vorzunehmen; und so entstand eine neue, auf gar keinem objectiven Grunde beruhende Prophetie, welche ihre Gewißheit in unmittelbarer Intuition, nicht wie die Astrologie in äußeren Zeichen und deren traditioneller Bedeutung fand. Der erste und berühmteste dieser astrologischen Propheten ist Lichtenberger, der aus der Conjunction von Jupiter und Saturn in dem bedrohlichsten Zeichen des Skorpions 1484 die Geschicke der folgenden Decennien weissagte, und dessen Prognostikon eine solche Berühmtheit erlangte und durch den Verlauf der Reformation so auffallend bestätigt wurde, daß Luther selbst 1527 eine Ausgabe desselben besorgte und eine Vorrede dazu schrieb. Später gelangten zu hoher Berühmtheit die Prognostika des Theophrastus Bombastus Paracelsus, der bei allem seinem Geiste kein Mittel der Charlatanerie verschmähte; sowie die des Mathematikus des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Cario († 1538). Letzterem verdankt diese Kunst besonders die Ausbildung ihres Styles. Um nämlich seinen astrologisch berechneten Prophezeihungen mehr Relief zu verleihen, als sie in der einfachen, sonst gebräuchlichen Darstellung wohl haben mochten, gerieth er auf das vor ihm schon von Andern angewandte Auskunftsmittel, sie in Bildern mitzutheilen, welche meistens den Wappen der betreffenden Länder und Fürsten entlehnt waren. So z. B.:

„Ein trawriger Adler flog in viel müh vnd arbeit lange zeit, setzet seiner jungen nest auff einen gülden thurn, aber sein angeborn kleidung war mit drei teilen weiß,

nach der zwerch inn rot. Der adler pflickte die lilien, vnd verderbt jr bletter, vnd verwüstet seine eigene federn, die da gleissten von schwertze..." Der Adler ist Kaiser Max, der „gülden thurn" das Wappen von Castilien, das sein Sohn Philipp durch Vermählung mit der Infantin erhielt. Die „angeborne kleidung mit drei teilen weiß, nach der zwerch inn rot" ist das österreichische Wappen; die Lilien sind Frankreich, mit dem Max gar manchen Strauß zu bestehen hatte. Und weiter: „Seine jungen auff dem gülden thurn lebten nit lang, doch verließens andere jungen. Die weiblichen flogen in die end der Christen, eine zue dem blawen lewen in ein gülden stall, die die nesselbletter vbel verbrannten." Bekanntlich starb Don Philipp bald; eine seiner Töchter heirathete den König Christian von Dänemark (d. i. der blaue Löwe im güldenen Feld), der jedoch 1523 seines Thrones entsetzt und durch den Herzog von Holstein, dessen Wappen die Nesselblätter sind, ersetzt wurde. So werden in dieser Bildersprache, die uns heute recht banal erscheinen mag, in ihrer Zeit aber einen gewaltigen Eindruck machte, die Geschicke des Kaisers Karl und seines Bruders Ferdinand, sowie des ganzen deutschen Reiches prophezeiht. —

Doch kehren wir von diesem üppigen Ableger der Astrologie wieder zu dieser selbst zurück, und zwar nochmals zu jener, nach den Regeln dieser Kunst bedeutungsvollen Conjunction von der Weihnacht 1603.

Bei der langsamen Bewegung des Jupiter und Saturn waren beide erst wenig voneinander getrennt, als auch der Mars sich in nächste Nähe des Jupiter begab. So war die Constellation, als sich im October 1604 zum Erstaunen aller Welt plötzlich mitten zwischen jenen Planeten ein heller Stern erster Größe zeigte, den bis dahin keines Menschen Auge erblickt hatte. Was Wunder, daß man in diesem seltsamen Naturereigniß ein gewaltiges Zeichen sah, und von allen Seiten her an seine Erklärung ging! Natürlich bezog man das Erscheinen des neuen Sternes sofort auf die Conjunction der drei Planeten und den Anfang des feurigen Trigons — es war der Stern der Weisen aus dem Morgenlande. Beim Eintritte in das feurige Trigon, unter einer um so bedeutsameren Conjunction des Jupiter und Saturn, als sie, vermöge der eigenthümlichen „irrenden" Bewegung dieser Planeten, fast vier Jahre lang anhielt, war Jesus Christus geboren; der Stern seiner Geburt aber erschien damals unter denselben astronomischen Verhältnissen als jetzt. Bei so lange andauernder Conjunction mußten die chaldäischen Magier ohne Zweifel nach den Regeln ihrer Kunst ein außerordentliches Ereigniß erwarten und waren überdem zeitig genug unterrichtet, um nach ihrer weiten Reise doch noch zu Christi Geburt in Bethlehem anzulangen.

In der That stimmte hier Alles auffällig und auf's Beste, sodaß Keppler, im Verein mit anderen chronologischen Angaben, sich für berechtigt hielt, den Termin von Christi Geburt vier Jahre vor den Anfang der christlichen Aera zu verlegen.

Inwieweit man solchen und ähnlichen Betrachtungen Raum gestatten darf, ist eine bis heute noch streitige Frage, deren Beantwortung also um so mehr an diesem Orte ausgeschlossen sein muß. —

Wir haben bisher die Seite der Astrologie betrachtet, die sich auf allgemeine Weltbegebenheiten bezieht. Gehen wir nun zu der Genethliologie über, der Kunst, die aus dem Himmelsstande die Schicksale des Einzelnen zu prophezeihen sich erkühnt.

Am 23. Januar 1598 wird unserm Keppler sein erster Sohn geboren. Schon hat er die ganze Nacht beobachtend zugebracht und wieder eilt er hinaus, um seines Kindes Lebenslauf aus den Sternen abzulesen. Da erkennt er ihn auch am Himmel als seinen Sohn, denn ihre Aspecten stimmen wohl zusammen. So fand Keppler in seinem eigenen und seines Sohnes Horoskop den Jupiter und Saturn in Conjunction; wo bei ihm der Mond, stand beim Sohne der Jupiter u. s. w. Der Mond aber im Geviertschein des Saturns, Venus zwischen dem Geviertschein mit dem Mars und der Opposition mit dem Jupiter — das sind dem väterlichen Herzen böse Zeichen, denn sie bedeuten einen harten, ungestümen Charakter, weil die Planeten, welche das Gemüth regieren, in schlimmen Aspecten stehen. Aber siehe da! Merkur und Mars stehen im Gedrittschein; das zeigt einen schnellen, lebhaften, bedeutenden Geist an; denn der Merkur steht in herrlicher Constellation im Wassermann und im vierten Hause. Mond und Jupiter stehen in der Quadratur, sie bezeichnen einen arbeitsamen aber gei-

zigen Menschen und bedeuten für das Jahr 1601 ein sehr übles Ereigniß, welches entweder den Sohn oder den Vater dahinrafft. Jedoch — athmet der Vater erleichtert auf — die Quadratur ist sehr kurz, es ist beinahe ein Gesechstschein und er darf wieder Hoffnung schöpfen.

So schrieb Keppler 1598 an einen Freund; aber leider sollte sein Kind nicht einmal das verhängnißvolle Jahr 1601 erleben; es starb acht Wochen nach seiner Geburt.

Haben wir in Vorstehendem ein Beispiel von der Ausdehnung, in der Keppler für sich selbst den astrologischen Regeln Glauben schenkte — und gewiß hat der sorgsame Vater hier keinen Spott getrieben — so wollen wir jetzt zur weiteren Kenntnißnahme der Genethliologie den Leser noch mit einer Nativität bekannt machen, welche ganz nach den Regeln der Kunst entworfen ist. Das vorliegende, ganz in der bei den Astrologen gebräuchlichen Weise ausgeführte und uns handschriftlich aufbehaltene Horoskop hat ein besonderes historisches Interesse dadurch, daß es das Wallenstein's ist, dessen fester Glaube an die Wahrheit der Astrologie aus dem gleichnamigen Drama so bekannt geworden ist, daß die Meisten ihre ganze Kenntniß von jener Kunst aus ihrem Schiller schöpfen.

Im Jahre 1608 erhielt Keppler den Auftrag, die Nativität für einen vornehmen Mann in Böhmen zu stellen, der am 14. September 1583 um 4 Uhr $1^1/_2$ Minuten unter der Breite von 51 Grad geboren sei. Obgleich ihm der Name des Geborenen absichtlich nicht mitgetheilt wurde, scheint er doch unter der Hand erfahren zu haben, daß es sich um den fünfundzwanzigjährigen Herrn von Waltstein handele, der schon damals ein tüchtiger Kriegshauptmann, aber noch ohne alle politische Bedeutung war.

Man hat in beistehender Figur 3 das sogenannte Thema der Nativität, nämlich ein Schema des Standes des Himmels zur Zeit der Geburt. Man bemerkt zunächst zwölf Abtheilungen, von den Astrologen Häuser genannt. Das erste Dreieck, welches nach links seine Spitze kehrt, heißt das aufsteigende Haus oder das Horoskop. Aus ihm, dem eben im Osten aufgehenden, bestimmt man den Charakter des eben an das Licht der Welt Getretenen. Man findet in dem ersten Hause des Thema zunächst das Symbol für den Planeten Saturn ♄ neben der Zahl 19° 0′, welche seine Stellung im Sternbilde der Fische bezeichnet, deren Symbol ♓. Demnach ist Saturn der Herr der Geburt, er regiert die Stunde. Als Gehülfe ist ihm Jupiter ♃ beigegeben, der in demselben Zeichen ♓ steht. Keppler aber sagt hiervon: „So nun dieser Herr gebohren ist zue ermelter Zeit, tag vnd stundt, so mag mit Warheidt gesagt werden, daß es nit ein schlechte Nativitet seye, sondern hochwüchtige Zaichen habe, Als erstlich Conjunctionem magnam Saturni et Jovis in domo prima ....

„Solchergestalt mag ich von diesem Herrn in Warheidt schreiben, das er ein wachendes, auffgemundertes, embsiges, vnruhiges gemüeth habe, allerhandt neurungen begührig; dem gemeines menschliches weszen und händel nicht gefallen, sondern der nach neuen vnversuchten, oder doch sonsten selzamen mitteln trachte, doch villmehr in gedanckhen habe, dem er eußerlich sehen und spüren lasset; dann Saturnus im Auffgang machet tüffsinnige, Melancholische, allezeidt wachende gedanckhen, bringt naigung zuer Alchymiam, Magiam, Zauberey, gemainschafft zue den Gaistern, Verachtung vnd nich achtung menschlicher Gebott vnd Sittung, auch aller Religionen, macht alles argwöhnisch vnd verdächtig, was Gott oder die Menschen handtlen, als wann es alles lautter betrug und vill ein anders darhünder währe, dann mann fürgibet...

„Es ist aber das beste an dieser Geburth, das Jupiter darauff folget, vnd hoffnung machet, mit reiffem alter werden sich die meisten Vntugendten abwezen, und also diese seine ungewöhnliche Natur zue hohen wüchtigen Sachen zue verrichten tauglich werden."

Niemand, der Wallenstein's Charakter kennt, wird seine Verwunderung darüber, wie genau er hier geschildert ist, unterdrücken können. Entweder liegt ein eigenthümlicher Zufall vor oder Keppler hat aus den ihm zugekommenen Nachrichten den Charakter des fünfundzwanzigjährigen Edelmannes mit großem Scharfsinn und großer Menschenkenntniß abgeleitet.

Wir sehen zugleich hieraus, daß Saturn der Herr des Lebens für Wallenstein, der „Hylech" in der Sprache der arabischen Astrologen, war, nicht aber Ju-

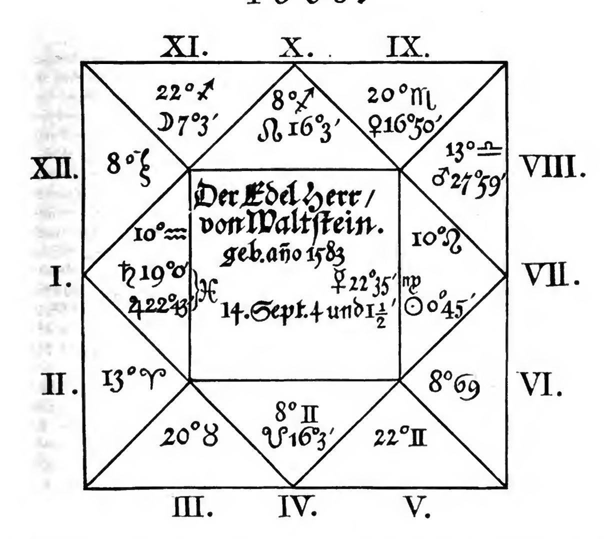
piter, wie dies Schiller in seiner Wallenstein-Trilogie mehrmals angiebt.

Dagegen sind durch einen Zufall, da Schiller das Horoskop des Friedländers wahrscheinlich nicht gekannt hat, mit vorstehenden Bemerkungen Keppler's folgende schönen Verse in Uebereinstimmung:

Figur 3.

Horoscopium gestellet durch *Ioannem Kepplerum*

1608.



„Saturnus' Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenschooß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht,
Und über Allem, was das Licht scheut, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert,
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts."

Doch sehen wir uns das Thema weiter an:

Im zweiten Hause befindet sich der Widder ♈ im dreizehnten Grade. Dies Haus, das zur Zeit der Geburt unter dem Horizonte liegt und zunächst aufgeht, bezieht sich auf das äußere Glück des Geborenen, wie es ihm während seines Lebens nach und nach aufsteigt. Es heißt in der Sprache der Astrologen „die untere Pforte."

Im nächsten Hause, dem „der Brüder," das sich auf die Verhältnisse des Geborenen zu seinen Verwandten bezieht, steht der Stier ♉, im nächsten, dem vierten, dem „Haus der Eltern," der Knoten des Mondes ☋, den man man den Drachenschwanz zu nennen pflegte, und das Sternbild der Zwillinge II, das sich noch in das fünfte Haus hineinzieht, welches das gute Glück" genannt wird und sich auf die Kinder und andere Annehmlichkeiten des Lebens beziehen soll. Im sechs-

ten Hause des „Unglücks“ steht der Krebs ♋.

Nun folgt das siebente Haus, „die westliche Angel“, das dem ersten Hause am Himmel gerade gegenüberliegt, und aus dem man daher, wie die Astrologen sagen, „von Heuraths Sachen pflegt zuerathen, denn wenn der Mann handelt, leidet das Weib.“ Hier steht die Sonne ☉ und der Mercur ☿, dem Saturn und Jupiter entgegengesetzt, davon aber sagt unser Astrolog:

„Vnd weill Mercurius so genaw in opposito Jovis stehet, will es das ansehen gewinnen, als werdt er einen besonderen aberglauben haben, vnd durch mittel desselbigen eine große menige Volckhs an sich ziehen, oder sich etwa einmall von einer Rott, so malcontent, zue einem haubt und Rädtlführer aufwerffen lassen.“

Wir können uns in der That nicht wundern, wenn Wallenstein so fest an Prognostika glaubte, wenn wir sehen, daß hier sechsundzwanzig Jahre vor seinem Verrath an Kaiser und Reich ein so genaues Bild seiner zukünftigen Thaten entrollt wird!

Das achte Haus ist das unterste am Westhimmel, das sich eben unter den Horizont herabsenkt, daher das „Haus des Todes“ genannt. Hier befindet sich Mars ♂ „in aller höch und gefertschaft der Sonnen.“ „Daher,“ sagt Keppler, „würdt der geborene Vnbarmherzig, ohne Brüederliche oder Eheliche lieb, niemandt achtendt, nur ihme vnd seinen Wollusten ergeben, hardt über die Vnderthanen, an sich zihendt, geizig, betrüglich, Vngleich im verhalten, maist stillschweigendt, offt ungestümb, auch streitbar, Vnverzagt, wiewoll Saturnus die einbildungen verderbt, das er oft vergeblich forcht hatt.“

Das neunte Haus ist das der Weisheit, Religiösität; das zehnte, das Herz des Himmels, das oben im Zenith steht, heißt das königliche Haus, das Haus der Ehren; das elfte das Haus der Freunde; das zwölfte, der κακοδαίμων der Griechen, führt, wie die Astrologen sagen, „mancherlei Widerwärtigkeiten des Lebens, Nachstellungen, Gegner, verborgene Neider, Gefängniß und andere Unruhen und Uebel mit sich, weil es nämlich mit dem auffsteigenden Haus durch keinen Aspect verbunden ist, und die Sterne des letzteren in jenes zunächst eingehen.“

Am Anfange dieses, aber auch im elften Hause, steht der Mond ☽, und zwar im Steinbock ♑, „in seinem detrimento oder schädlichem Haus“ (denn die Bilder des Thierkreises stehen in mancherlei verschiedenen Beziehungen zu den durch sie hindurchwandelnden Gestirnen). „Weill aber,“ sagt Keppler, „der Mondt verworffen stehet, würdt ihme diese seine Natur zue einem merckhlichen nachtail vnd verachtung bey denen, mit welchen er zue conversirn hatt, gedeyen, das er für einen einsamen, lichtscheuhen Vnmenschen würdt gehalten werden.“

Nachdem in dieser Weise aus dem Horoskope die Eigenthümlichkeiten des Charakters und die Hauptzüge des Lebens erkannt waren, pflegte man durch ein eigenthümliches Verfahren aus ihm die einzelnen Ereignisse des Lebens gewissermaßen wie aus einem Knäuel herauszuwickeln; offenbar von der Anschauung ausgehend, daß mit dem Menschen und den Verhältnissen, unter denen er in die Welt tritt, alles weitere mit Nothwendigkeit gesetzt ist, oder anders ausgedrückt: daß die Idee des Menschen mit seiner Geburt gegeben, das Leben aber nur eine Entwicklung dieser Idee ist, welche sie aus dem Idealen in das Reich des Realen versetzt.

Diese Methode der Directionen, wie sie genannt wurde, besteht darin, daß man sich das Horoskop in einer langsamen Drehung begriffen denkt, sodaß es in einem Jahre einen Grad am Himmel zurücklegt. So befindet sich im siebenten Hause des Horoskops 0° 45′ die Sonne, im achten 27° 59′ der Mars; beide Himmelskörper im Zeichen des Löwen, der durch seinen geringelten Schweif ♌ dargestellt wird, sind also um 27° 14′ entfernt, und bei jener Bewegung wird im achtundzwanzigsten Jahre die Sonne zu dem früheren Stande des Mars gelangen; daraus schließt nun Keppler: „Im 28. Jahr, anno 1611, begibt sich ein Directio der Sonnen zum Marte, vnd gehen die starckhe Oppositiones Saturni et Jovis baldt darauff. Da würdt er (nämlich Wallenstein) vermuettlich zue einem Kriegszbevelch oder sonst Politischer Dignitet befürdert werden; Er mag aber zuesehen, das er nicht zue hizig oder droz seye, daß ers nicht mit der hautt bezahlen mueß; Oder felt er sonsten etwa in ein hize Kranckheidt.“

So geht unser Astrolog in seiner Nativität das ganze Leben des Geborenen durch und verkündet für die einzelnen Jahre Erfreuliches und Trauriges nach den Regeln der Kunst. Es würde dies Einzelne wenig mehr Interesse für uns haben, als irgend ein anderes Prognostikon, wenn sich nicht Wallenstein durch die allgemeine Charakteristik so genau porträtirt gefunden hätte, daß er es für zweckmäßig hielt, die Directionen, mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen, im Jahre 1625 an Keppler zurückzuschicken, mit der Bitte, das Horoskop nach diesen Angaben zu verbessern. So bemerkt er bei vorstehender Prophezeihung: „Ao 1611 bin ich nicht kranckh gewest, auch zue kheinem Kriegsbevelch erhoben, aber Vngelegenheiten hab ich Vollauf gehabt."

Im Jahr 1616 „ist Directio medii coeli ad Lunae Corpus, das möcht ein glegenheidt geben zue einer stattlichen Heurath, wann mann sich deren gebrauchen wolte; die Astrologi pflegen hinzuezuesetzen, das es ein Wittib, vnd nit Schön, aber an Herrschafften, gebäw, Vieh und baarem Geldt reich sein werde. Ich bin zwar der mainung, Er werde ihme eine solche vor allen anderen belieben lassen, obs woll Himmels halber nicht also specificirt werden khan, dann sein Natur vnd naigung gilt bey mier mehr, dann khein Stern." Wiederum traf Keppler das Richtige, der Sache nach, denn im Jahre 1609, ein Jahr nach der Abfassung des Horoskops, heirathete Waldstein eine reiche Wittwe, Lucretia Nikessin von Landeck, durch die er einer der reichsten Edelleute Böhmens und in den Stand gesetzt wurde, seine hochfliegenden Pläne zu realisiren. Voll Verwunderung bemerkt daher Waldstein: „Ao 1609 in Majo habe ich diese Heurath gethan mit einer Wittib, die daher ad vivum describirt wierdt."

Daß die einzelnen besonderen Zufälle des späteren Lebens sehr richtig vorhergesagt, nur in der Zeit nicht zutrafen, wie die erwähnte Heirath sieben Jahre vor den prophezeihten Termine fiel, galt als Zeichen, daß das Horoskop durch eine falsch angegebene Geburtszeit am Himmel etwas verschoben sei. Es wurde dann das Thema der Nativität so gedreht, daß sich diese Ereignisse möglichst gut fügten, ein Proceß, den man die Rectification der Geburtszeit nannte, und der allerdings nur in einer Zeit, wo man weder Pendeluhren, noch überhaupt richtig nach mittlerer Sonnenzeit gehende Uhren besaß, erklärlich ist. Um ihn auszuführen, erhielt im Jahre 1625 Keppler das Horoskop mit jenen eigenhändigen Randbemerkungen zurück. Wie er aber niemals ganz fest von der Richtigkeit der astrologischen Methoden zur Ermittlung einzelner Lebensereignisse überzeugt war und sie immer nur auf ausdrückliches dringendes Verlangen zu der allgemeinen Charakteristik hinzufügte, so willfahrte er hier allerdings auch dem Wunsche des mächtigen Fürsten, benutzte aber diese Gelegenheit, um sich in ganz entschiedener Weise dagegen zu verwahren, daß man ihn „als einen Comedianten, Spiller oder sonst einen Plazspiller solle brauchen laßen," und ist ehrlich genug, sich über das soeben erwähnte merkwürdige Zusammentreffen folgendermaßen auszusprechen: „Das der Geborne rühmet, ich habe ihme sein damahlig erworben Gemahel ad vivum describirt, dießen Lob überlaß ich den andern Astrologis, in massen ich mich bey gezaichneten Ortt lautter bedinget; War ist's, sofern er sich selber mit einer solchen glegenheidt woll befunden, so hab ich es getroffen: sofern aber solches ihme auch gerathen, da ist es nit an seiner Nativitet, auch nit an seiner WillChur allein gelegen, sondern hieher ist auch gehörig gewest, der Gegenbarth Nativitet, vnd WillChur, die hab ich warlich nicht wissen noch sehen khönen, derohalben es mier ein Glückszfall ist, das ichs mit dem eventu auch getroffen, vnd lasset sich von dießem auf andere dergleichen particular Eventus nit exemplificiren."

Obgleich sich Keppler nicht scheut, dem Friedländer mehrmals mit den derbsten Ausdrücken seinen Aberglauben vorzuwerfen, benutzt er doch diese Gelegenheit, sich ihm als Astronom zu empfehlen und ihn zu bitten, ihm die zweitausendzweihundert Gulden, welche er durch ein kaiserliches Handschreiben von Memmingen und Kempten, sowie die viertausend, welche er von Nürnberg zu fordern hatte, zu versilbern, und meint, daß der gefürchtete Feldherr bei der Auszahlung dieser, zum Drucke astronomischer Tafeln bestimmten und auf die Reichsstädte angewiesenen Summe gewiß weniger Schwierigkeiten zu erwarten habe, als der einfache kaiserliche Mathematikus.

Das war der Anfang näherer Beziehun-

gen dieser beiden Männer. Im Jahre 1628 erhielt Keppler von dem Kaiser viertausend Gulden an rückständigen Geldern für jenen Zweck ausgezahlt, und wurde mit zwölftausend Gulden an den Herzog von Friedland gewiesen, in dessen Solde er von da an zu Sagan lebte. Er selbst war mit dieser Stellung unter einem mächtigen Fürsten, der, wie er sagt, den Ruhm eines Beförderers der Wissenschaften liebt, sehr zufrieden und bequemte sich gern, seinem Herrn in seinen astrologischen Beschäftigungen Hülfe zu leisten, da er daneben noch Zeit genug hatte, um seine astronomischen Forschungen fortzusetzen.

Die Berechnungen, welche die Astrologie verlangte, waren keineswegs einfach, sondern setzten, wenn sie mit der gehörigen Genauigkeit geführt werden sollten, in der That eine vollkommene wissenschaftliche Kenntniß der Astronomie und eine große Gewandtheit in astronomischen Rechnungen voraus. Die mit kaiserlicher Unterstützung zu Prag von Tycho de Brahe gemachten Beobachtungen und die von Keppler daraus gewonnenen Rudolfinischen Tafeln gestatteten eine viel genauere Berechnung des Planetenlaufes, z. B. der astrologisch so wichtigen Conjunctionen, als sie bis dahin möglich gewesen war, und wir mögen annehmen, daß schon dies für Wallenstein die Veranlassung war, sich Keppler's als Mäcen anzunehmen.

Es würde zu weit führen, die Correspondenz zwischen dem Friedländer und Keppler im Detail zu besprechen, so interessante Blicke sie auch in die geheimsten Gesinnungen des ersteren gestattet. Sein Haß und seine schon früh beginnende Furcht vor dem jungen Ferdinand, dem Könige von Ungarn, der ihm in der That mehrere Jahre nachher als Nachfolger bestimmt wurde, erklärt sich z. B. dadurch, daß dessen Aspecten den seinigen in höchst bedenklicher Weise feindlich waren.

Zwei Jahre nach der Uebersiedelung Keppler's nach Sagan starb er in Regensburg, wohin er zur Liquidirung seiner aus kaiserlichen Briefen hergeleiteten Forderungen an verschiedene Reichsstädte gereist war *, auf demselben Reichstage, an dem die Mißgunst der Stände Wallenstein's Entlassung durchsetzte.

Was Letzteren betrifft, so stand ihm (etwa von 1629 an) ein Genneser Zenno (Seni) gewissermaßen als astrologischer Hauskaplan zur Seite. Von den Arbeiten dieses ist Nichts weiter bekannt, als daß er seinen Herrn vor seiner Ermordung am 24. Februar 1634 dringend und wiederholt vor Gefahr gewarnt hatte. Schon Keppler hatte zehn Jahre früher auf den März 1634 „allerlay graußame, erschröckhliche Verwührungen mit seiner Person“ vorhergesagt, und Wallenstein's bekanntes Zaudern in dieser Zeit erklärt sich theilweise aus dem Wunsche, jenen bedenklichen Monat März vorübergehen zu lassen. Wollte man in der gewöhnlichen, sogenannten pragmatischen Weise hieraus eine kurzweilige Moral ziehen, so könnte man sagen, daß den großen Helden sein Aberglaube zu Falle gebracht habe.

Näher als die Prüfung dieser Behauptung aber liegt nach dem flüchtigen Bilde, was wir von der Astrologie des 17. Jahrhunderts entworfen, die Frage, wie es möglich war, daß solch' widersinniger Aberglaube, der heute nur unser Lächeln hervorruft, die bedeutendsten Geister seiner Zeit, einen Kriegs- und Staatsmann ersten Ranges und sogar den Schöpfer der neueren Astronomie in Fesseln schlagen konnte?

Die Astrologie, wie sie vom 13. bis 17. Jahrhundert die europäische Welt beherrscht, ist zwar in ihren Einzelheiten ein unlösbares Räthsel, das uns nichts anderes als eitel Thorheit und Laune erscheint — in ihrer Totalität aber und in ihren allgemeinen Principien ist sie ein *nothwendiges* und daher *begreifliches* Glied

* Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die bekannten Verse Kästner's, aus denen das Publikum seine historischen Kenntnisse über den großen Astronomen ausschließlich zu schöpfen pflegt:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen.
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot“

ein durchaus falsches Bild geben. Man besitzt das gerichtliche Verzeichniß der Effecten und Gelder, welche sich in seiner Verlassenschaft in Regensburg fanden, und die in keiner Weise auf dürftige Umstände schließen lassen. Die mancherlei Noth und Sorge, die Keppler um seine Einkünfte hatte, bezogen sich auf die Gelder für den Druck und die Berechnung astronomischer Tafeln. Daß diese, welche sich auf viele Tausend Gulden beliefen, nicht immer richtig ausgezahlt wurden, ist in solchen Zeiten erklärlich genug. Daß der kostspielige Druck seiner Tafeln überhaupt zu Ende geführt werden konnte, verdankte er allein der Liberalität des habsburgischen Kaiserhauses, die in solchen Zeiten wahrlich Dank verdient.

der Weltanschauung, wie sie die christliche Scholastik von dem Gerüst des Aristoteles herab gebaut hatte:

Im Mittelpunkte der Welt steht die Erde, umgeben von den Sphären der Planeten und der Fixsterne. Wie die Schalen einer Frucht nicht um ihrer selbst willen, sondern zum Schutze des fruchtbaren Kernes geschaffen sind, so auch jene Sphären um der Erde willen. Alles ist nur in Bezug auf die Erde; der Mensch aber Herr der Erde und Krone der Schöpfung; außer ihm giebt es kein lebendiges Wesen, dessen Existenz Selbstzweck ist und absoluten Werth beanspruchen kann.

Bei alledem ist aber der Mensch ein Glied des Makrokosmus, des ungeheuren, von Gott geschaffenen und regierten Organismus der Welt, dessen Antlitz der Himmel ist und dessen wechselnde Züge sich in den wunderbaren Bewegungen der Wandelsterne darstellen. Astrologie ist Physiognomik des Himmels; wie man aus der Physiognomie des Mikrokosmus, des menschlichen Individuums, seinen Charakter, seine Gedanken und Pläne erschließt, so aus den Aspecten des Himmels die Gunst oder den Zorn des Weltgeistes.

In engster Beziehung zur Welt aber und allem, was in ihr ist, steht des Menschen Sein und Handeln. Es ist bedingt durch tausend unsichtbare, aber gewaltige Einflüsse. Von den Gestirnen gehen die Kräfte aus, welche seine Natur bestimmen. Ist, fragt Keppler, die furchtbare Pestilenz nicht auch die Wirkung einer großen, uns unsichtbaren und unbegreiflichen Kraft? Ziehen sich nicht Sonne und Planeten mit wunderbaren Kräften an, die durch Millionen von Meilen ungeschwächt hindurchdringen? Gehen doch Licht und Wärme von den Gestirnen aus, warum nicht auch andere unwägbare Materien? Wären wir blind, wir würden den Wechsel der Jahreszeiten, Wärme und Kälte empfinden, nicht aber das leuchtende Gestirn, das uns die Wärme bringt. So ist unser Auge blind gegen jene Einwirkungen der Gestirne, welche die Fluida im Menschen mischen und so sein Temperament erschaffen, aus dem Alles, was er ist und sein wird, mit unwandelbarer Nothwendigkeit sich entwickelt. So läßt Schiller seinen Wallenstein, in dem er jene Weltanschauung vortrefflich geschildert hat, sagen:

„Des Menschen Thun und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Mikrokosmus ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Denken und sein Handeln."

Erscheint so der Mensch nach seiner Naturseite hin überall gebunden, so zeigt er sich andererseits als freier Geist, in dessen Gewalt es steht, den Kräften der Natur sich willig hinzugeben oder ihnen kraft seines Willens zu widerstehen. Das ist das ungelöste Problem der menschlichen Freiheit, die nie begriffen, nur individuell erfahren werden kann, jener Widerspruch im ganzen System, den unser großer Dichter in den schönen Versen ausgesprochen hat, die er seinem Helden nach dem erschütternden Abfalle der Piccolomini in den Mund legt und die in wunderbarem Contrast mit den obigen stehen:

„Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung.
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft."

Wie anders aber würden wir, Kinder des 19. Jahrhunderts, diesen Irrthum erklären!

Ich denke, es ist hiernach klar genug, daß es sich bei der Astrologie nicht um einen einzelnen wissenschaftlichen Irrthum handelt, der wie andere durch wissenschaftliche Forschung überwunden werden konnte, sondern um ein Glied einer Weltanschauung, das eben erstarb, weil der ganze Organismus verfiel.

Es bedurfte, um die Sterndeuterei zu Fall zu bringen, zunächst einer erweiterten Anschauung vom Menschengeschlechte, die über die localen Grenzen hinausging und es zu einer Absurdität machte, besondere Constellationen auf einen Schneefall im Voigtlande, und einen Kometen auf den Türkenkrieg zu beziehen. Die neuen geographischen Kenntnisse, die Entdeckung Amerika's, der lebhaftere Verkehr, der für die Vorgänge des ganzen Erdballes und über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus Interesse erweckte, mußten den astrologischen Glauben, sofern er sich auf Ereignisse einzelner Länder und Personen bezog, gewaltig erschüttern. Und wie verändert

war die Stellung der Erde! — Früher in der Mitte des Weltalls, jetzt ein bescheidener Planet, ein Dreckklumpen, wie ihn materialistischer Sansculottismus wohl nennt.

Dazu kam eine allgemeine Strömung des Zeitgeistes, welche den Menschen allerdings auch zum Mittelpunkte der Welt, aber in einem mehr idealistischen als theologisch-mystischen und natürlichen Sinne machte, welche die Freiheit und Selbständigkeit des Menschen gegenüber der Natur betonte und seinen Zusammenhang mit der Welt lockerte. Die Naturseite des Menschen wurde gänzlich zurückgedrängt; nicht mehr aus dem immanenten Charakter eines Individuums leiteten die Philosophen seine Handlungen ab; sie waren die freie That seiner Willkür. Nicht aus der gesammten Leiblichkeit, aus dem angeborenen Temperamente, der Mischung der Säfte, sondern aus äußeren Ursachen erklärten die neueren Aerzte Störungen der normalen Gesundheit. Und hatten die Philosophen und Mediciner den Menschen aus seiner Abhängigkeit von der physischen Welt gelöst, so rissen ihn die Naturrechtslehrer und Historiker los aus dem historischen Zusammenhange des Volkslebens. Der unendliche Connex des ganzen Weltorganismus und der Geschichte wurde zerrissen, an seine Stelle traten Haufen bedingungsloser Subjecte, alle gleich trefflich und gleich begabt, jeder ein König!

Von der Zeit an, als man den Menschen frei erklärte von allen Banden der Natur, frei handelnd, frei das Böse und Gute erwählend, als man die angeborenen Ideen mit den erworbenen vertauschte, als der Satz: „die Klarheit ist der Maßstab der Wahrheit,“ zu allgemeiner Anerkennung kam, da war es mit der Astrologie vorbei.

Aber überheben wir uns nicht! Wir denken so gern, daß unsere Vorfahren bei ihrem festen Glauben an die Astrologie geistig beschränkter, unfähiger in Erkenntniß der Wahrheit, weniger wahrheitsliebend oder vorurtheilsvoller gewesen seien, als es der größere Theil der Menschheit heutzutage ist. Dürfen wir meinen, daß wir an ihrer Stelle klüger und hellsichtiger gewesen wären? Ich denke: Nein! Jede große Weltansicht hat die begreifliche Tendenz, sich in den Zeitgeist, d. h. einen Complex von fertigen Vorurtheilen, umzusetzen, und es dürfte nicht schwer sein, in unserer sogenannten gebildeten Weltanschauung eine große Reihe solcher höchst einseitigen Ansichten nachzuweisen, welche aus dem gänzlichen Uebersehen des natürlichen Bedingtseins des Menschen entspringen. — Es ist wahr: wir können kaum begreifen, daß es zur Ueberwindung des astrologischen Glaubens eines Streites bedurft hat, so handgreiflich erscheint uns die Absurdität.

Das aber ist eben das Wesen der Triumphe der Wissenschaft und des geistigen Fortschrittes, daß sie uns veranlassen, die Ansichten, welche wir verwerfen, nicht nur für falsch, sondern auch für völlig unbegreiflich und unmöglich zu halten.

Eine Reise durch das innere Arabien.

II.

Die Araber und der Mohamedanismus.

Lange vor der Ausbreitung der Lehre Mohamed's hatte das Christenthum in Nordarabien eine Stätte gefunden. Damals war das Land bei weitem bevölkerter und erfreute sich eines höheren Grades von Wohlfahrt und Civilisation, als seitdem sein Loos gewesen ist. Gestehen doch selbst arabische Nationalökonomen ein, daß das Christenthum mit nationalem Wohlstande und Fortschritte im Zusammenhang stehe!

Im Laufe der Jahrhunderte hatte der Mohamedanismus bei den meisten arabischen Stämmen allmälig seine Bedeutung verloren; sie huldigten einem Fetischismus und halb sabäischer Gottesverehrung, bis in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch die fanatischen Wahabiten der Islam ihnen wieder in der schroffsten Form mit der Gewalt des Schwertes aufgezwungen wurde. Das hat jedoch keinen andauernden Erfolg gehabt, das Reich der Wahabiten wurde wieder auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt und es herrscht gegenwärtig hauptsächlich nur im Nedjed, dem Centrum des wahabitischen Reiches, der Mohamedanismus in seiner schroffsten Form.

Dem Araber geht nichts über seine persönliche Freiheit und er haßt jeden Zwang,

auch den religiösen; regelmäßige und lange Gebete langweilen und ermüden ihn. Bei vielen von ihnen ist ein völliger religiöser Indifferentismus und sogar Skepticismus eingetreten; sie ziehen das Gewisse dem Ungewissen, die Gegenwart der Zukunft vor. So singt ein gefeierter arabischer Dichter:

Soll ich der Freude des Bechers entsagen
Für Milch und Honig der künftigen Welt?
Leben und Tod und künftiges Leben
— Ist lauter Unsinn, mein schönes Kind!

Als Palgrave einst einen kecken jungen Beduinen, welcher sich seiner Erfolge bei jungen Frauen gerühmt hatte, fragte, was er thun werde, wenn er nach einem langen gottlosen Leben einst vor Gott zu Gerichte treten werde, antwortete er: „Was wir thun werden? Nun! Wir gehen zu Gott hin und grüßen ihn, und wenn er sich gastfreundlich erweist, uns zu essen und Taback giebt, so bleiben wir bei ihm; wo nicht, so besteigen wir wieder unsere Pferde und reiten davon.“ — So denken die Söhne der Wüste über das höchste Wesen! Eine geistigere Auffassung der Gottheit existirt bei ihnen nicht; Gott ist ihnen ein großer Häuptling, welcher in der Sonne wohnt. Jedoch unterscheiden sie dabei sehr wohl zwischen Tugend und Laster; Mord, Verrath, Raub und Ehebruch gelten ihnen als Schande, obwohl sie hauptsächlich die beiden letzteren sich sehr oft zu Schulden kommen lassen. Doch meiden sie den Mord, soweit dies bei ihrem wegelagernden Leben möglich ist; denn ihr Hauptzweck bei feindlichen Einfällen ist Beute, nicht Mord. So sind die Beduinen, diese Hirtenvölker Arabiens, geartet, während die seßhafte ackerbauende Bevölkerung einen bedeutend höheren Grad von Cultur und Gesittung besitzt.

Palgrave hatte häufig genug mit diesen raubsüchtigen Beduinen als Führern und Begleitern durch die Wüste zu thun und war ihnen gegenüber stets auf seiner Hut. Er bezahlte ihre Dienste nie im Voraus, um nicht ihre Habgier nach Schätzen zu reizen; auch feilschte er stets soviel als möglich, um in ihnen die Vorstellung zu erwecken, daß er nur wenig Geld besäße. Wer diesen Beduinen gegenüber freigebig wäre, würde bald als Europäer erkannt werden, während derjenige, der recht filzig ist, sicher sein kann, als ein Bewohner von Damaskus, Cairo oder Bagdad zu gelten. — Bisweilen begannen auch die Beduinen auf der Reise eine gewisse ungezogene Vertraulichkeit zu äußern, welche Palgrave stets mahnte, auf der Hut zu sein; denn es ist die gewöhnliche Art der Beduinen, wenn sie auf Plünderung oder Verrath sinnen, auf jene Weise sich zuerst zu überzeugen, ob der Reisende nachgiebig oder furchtsam ist. In solchem Falle hielt es Palgrave für's Beste, ein böses Gesicht zu machen und zu schweigen. Ist man auf der Reise mit Beduinen denselben an Zahl gleich oder überlegen, so hat man nichts zu fürchten; sind sie aber in der Mehrzahl, so kann man sich nur durch ein festes, ernstes und mürrisches Wesen schützen; vor allen Dingen muß man sich vor Vertraulichkeit hüten. — In Wahrheit hatten die Beduinen, welche die kleine Karawane Palgrave's durch die Sandwüste zwischen dem Djauf und dem Djebel Schomer begleiteten, die Absicht, dieselbe auszuplündern und ihrem Schicksale zu überlassen. Nur die Furcht vor Telal, dem Sultan von Schomer, hielt sie davon zurück, umsomehr, da sie aus dem Benehmen der Reisenden merkten, daß diese schon Verdacht geschöpft hatten.

Palgrave nennt die Araber die Engländer der östlichen Welt. Bei wenigen Völkern Europa's, sagt er, hat die Religion weniger unmittelbar auf die Handlungsweise eingewirkt, als bei den Engländern, und doch achten sie dabei in höchstem Maße das Heilige. So ist es auch bei den Arabern. Sie haben außerdem, ebenso wie die Engländer, große Liebe zu nationaler und persönlicher Freiheit, sie hassen die geringsten Einmischungen und specielle Verordnungen, sie achten die obrigkeitliche Macht, so lange diese in ihren Schranken bleibt; sie haben großen praktischen Verstand und Liebe zu Handelsunternehmungen; sie führen oft lange Reisen aus, um in fernen Ländern Macht und Gewinn zu suchen; sie haben Muth im Kriege, Kraft im Frieden und das offenbare Uebergewicht einer höheren Race über alle ihre asiatischen und afrikanischen Nachbarn, mit denen sie in Berührung kommen.

* * *

Vielleicht kein Land der Erde kann sich weniger der Harmonie der Töne rühmen als Arabien, und man befindet sich in großem Irrthume, wenn man glaubt, daß Ara-

bien ein Land des Gesanges sei. Allerdings sind die Araber selbst, besonders die Beduinen, anderer Ansicht, und halten das betäubende Geschrei, welches sie oft vollführen, für herrlichen Gesang. — Dagegen hat die arabische Stimme einen Ersatz für den Gesang darin, daß sie wunderbar geeignet ist für alle Arten des öffentlichen Vortrages, lautes Lesen und im Allgemeinen für Beredtsamkeit. Sie ist hell und stark, ein mächtiges, wenn auch nicht weich und angenehm klingendes Instrument. Sie ist mit der vollständigsten Aussprache einer Sprache verbunden, welche vielleicht die reichste in der ganzen Welt ist. Allerdings ist im Hedjas und Jemen (an der Westküste Arabiens), noch mehr in Aegypten und Syrien, am meisten aber in Bagdad und Mosul, die arabische Sprache bereits sehr incorrect, während im Djebel Schomer und im Nedjed, also in Centralarabien, selbst von den gemeinsten Personen ein außerordentlich reines Arabisch gesprochen wird. Es ist dies das Arabische des Korans und des goldenen Zeitalters der arabischen Literatur. Daß sich diese Sprache in ihrer herrlichen Reinheit noch so vollkommen in Centralarabien erhalten hat, liegt offenbar an der isolirten Lage dieses von Wüsten umgebenen Hochplateaus, sodaß der Einfluß anderer Sprachen und Dialecte sich hier nicht geltend machen konnte.

Die arabische Beredtsamkeit entfaltet sich hauptsächlich bei dem öffentlichen Vortrage des Korans. Jeder Consonant erhält dabei Nachdruck, jeder Vocal Tiefe, jeder Accent Präcision. Allerdings liegt auch der Hauptvorzug des Korans in seiner merkwürdigen Beredtsamkeit und in der außerordentlichen Reinheit der Diction; vernünftigen Sinn, sowie eine Entwicklung der Begriffe findet man wenig darin. Es ist deswegen selbst die beste Uebersetzung desselben unerträglich, umsomehr, da hier die Wiederholungen, eintönigen Formeln und schroffen Uebergänge, welche im Urtexte die Kraft und rhythmische Emphase erhöhen, sich auf das Unangenehmste geltend machen.

* * *

Bekanntlich hat Mohamed den Gläubigen den Genuß des Weines verboten. Die orientalischen Christen haben behauptet, Mohamed sei häufig berauscht gewesen und habe in diesem Zustande seinen Lehrer, den nestorianischen Mönch Bohejra (Sergius), getödtet; aus Reue über die unglücklichen Folgen des Weinrausches habe er darum den Gläubigen den Genuß des Weines verboten. Diese ganze Erzählung ist jedoch nur als eine Fabel zu betrachten. Andere behaupten, Mohamed habe die durch übermäßigen Genuß des Weines unter seinen Landsleuten verursachten Ausschweifungen, namentlich Streit, Schlägerei und Todtschlag durch das völlige Verbot des Weingenusses verhindern wollen. Arabische Dichter vor dem Zeitalter Mohamed's schildern allerdings den Wein und seine erheiternden Wirkungen mit dem ganzen Enthusiasmus eines Horaz und Anakreon; aber Dichter „sagen, was sie nicht thun,“ wie der Koran richtig bemerkt. Trunkenheit ist vor Mohamed ebensowenig ein Laster der Araber gewesen, wie gegenwärtig, da das Verbot des Weines vielfach nicht mehr beachtet wird.

Fragt man nun, was denn eigentlich Mohamed zu dem Verbote des Weingenusses veranlaßt habe, so scheint die Ursache davon allein in seiner Antipathie gegen das Christenthum und in dem Wunsche, die Kluft zwischen seinen Anhängern und denen des Christenthums zu erweitern, gelegen zu haben. Der Stifter des Christenthums hat den Wein nicht allein geduldet, sondern sogar zu so hohen Ehren erhoben, daß er in dem Glauben der überwiegenden Mehrheit der christlichen Welt sogar ein übernatürliches Ansehen erhalten hat. So mußte denn Mohamed ein Zeichen der Unterscheidung ersinnen, um seine Anhänger in einem beständigen Antagonismus den Christen gegenüber zu erhalten, welche den Wein nicht allein als ein heiliges Getränk hoch hielten, sondern auch bei allen heiteren und geselligen Zusammenkünften genossen. Daher erklärte er den Wein für „unrein, ein Gräuel und ein Werk des Teufels.“ So schuf er darin einen ähnlichen Gegensatz gegen das Christenthum, wie in dem des Harems gegen die christliche Familie.

Der Mohamedanismus weist mehrere solcher Gegensätze dem Christenthum gegenüber auf, so z. B. den Haß gegen alle Darstellungen durch Bildhauerkunst und Malerei, das Verbot des Glockengeläutes, angeblich, „weil dadurch die Engel aus ihrem Schlafe geweckt werden könnten;“ ferner den barbarischen Abscheu gegen die Musik,

welche Mohamed zu den schlimmsten Verführungskünsten des Teufels zählte; ebenso das Verbot, während der zwei Stunden nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang zu beten, angeblich, „damit der Teufel das Gebet mit seinen Hörnern nicht auffange,“ in Wahrheit aber, weil die orientalischen Christen zu diesen Zeiten Messe und Vesper in ihren Gotteshäusern hielten. Auch in anderen weltlichen Dingen schuf Mohamed einen Gegensatz dem Christenthume gegenüber; so mißbilligte er den Handel und die Schifffahrt, indem er sagte: „wer zweimal zur See geht, der ist ein Ungläubiger.“ Im Allgemeinen ist deswegen der Handel mit dem Christenthum Hand in Hand gegangen, während er mit dem Islam in Verfall gerieth. Mohamed war der festen Ueberzeugung, daß einem so starken Gegner gegenüber, wie das Christenthum es damals bereits war, welches außerdem so manches Gemeinsame mit dem Mohamedanismus hat, schroffe Unterscheidungen nöthig seien, um die Gefahr eines Compromisses für den Islam zu vermeiden. Die Geschichte der folgenden Jahrhunderte hat denn auch bewiesen, daß Mohamed die richtigen Maßregeln getroffen. Der Mohamedanismus wäre durch die Einwirkung christlicher Vorstellungen vernichtet worden, hätte Mohamed nicht jene äußeren Gegensätze geschaffen.

* * *

In wie hohem Maße die Araber, vornehmlich aber die Wahabiten, fern von jeder Forschung sind, indem sie Alles unmittelbar auf Gott zurückführen, das haben wir so recht deutlich an dem Beispiele jenes stämmigen Kranken gesehen, welcher als die Ursache seiner Krankheit Gott allein bezeichnete. Eine solche geistige Indolenz traf Palgrave sehr häufig an. Als er z. B. durch den persischen Meerbusen fuhr und jenes herrliche Leuchten des Meeres, welches bekanntlich von einer Molluskenart herrührt, sich zeigte, fragte er einen seiner wahabitischen Reisegefährten, woher wohl dieser Feuerschein komme und erfuhr denn, daß derselbe der Abglanz der Hölle sei, welche unmittelbar unter dem Golfe liege. Als er dann weiter fragte, ob vielleicht zwischen dem Golfe und der Hölle sich ein durchsichtiges Gewölbe, vielleicht aus Steinsalz, befände, weil ja sonst das Wasser herunterfallen und das Feuer auslöschen würde, erhielt er zur Antwort: „Die göttliche Allmacht verhindere dies, es sei so Gottes Wille und man dürfe daher nicht weiter danach fragen.“ Als dann Palgrave weiter bemerkte, das höllische Feuer müsse doch wenig Hitze haben, daß es das Wasser darüber nicht zum Kochen bringe, wurde ihm geantwortet: „Diese Erscheinung sei das Resultat des göttlichen Willens,“ also nicht eines Mangels an Wärmestoff des höllischen Feuers!

Trotz dieser naiven Anschauungen, die von einer geradezu verderblichen Unterordnung unter den angeblichen göttlichen Willen und von einer bedauerlichen geistigen Indolenz zeugen, ist Palgrave doch der Ansicht, daß die Araber Centralarabiens nach ihren geistigen Eigenschaften vollkommen befähigt für einen wirklichen Fortschritt in praktischem und materiellem Wissen seien, und daß es nur einerseits an dem Mangel einer Verbindung mit anderen Ländern, andererseits aber an der paralysirenden und Alles ertödtenden Einwirkung des Mohamedanismus liege, wenn sie gegenüber anderen Völkern, welchen die Umstände günstiger waren, zurückgeblieben sind. Er spricht die Hoffnung aus, daß, wenn der Koran aus Arabien verschwunden sein wird, die Araber diejenige Stelle in der Reihe der civilisirten Völker einnehmen werden, von welcher sie Mohamed und der Koran leider so lange zurückgehalten haben.

Die Vogelspinne.

Die mit so reichem Erfolge belohnte Prachtausgabe des Werkes „Illustrirtes Thierleben“ von A. E. Brehm umfaßt in vier Bänden die sämmtlichen Gattungen der Säugethiere und Vögel, und die Verlagshandlung des Bibliographischen Institutes in Hildburghausen hat sich veranlaßt gesehen, eine Fortsetzung des Werkes zu geben, worin die Kriechthiere, Fische und wirbellosen Thiere geschildert werden. Diese letzte Abtheilung erscheint in zwei Bänden, wovon jedoch nur der erste von Brehm, der andere von E. L. Taschenberg und Oscar Schmidt verfaßt ist. Auch diesen Bänden sind zahlreiche und ausgezeichnete Illustra-

tionen beigegeben. Wir haben schon früher mehrmals Gelegenheit genommen, unseren Lesern Proben der vorzüglichen Brehm'schen Schilderungen zu geben und waren dabei durch die Verlagshandlung in die Lage gebracht, auch einige Abbildungen beizufügen; wir entnehmen nun aus dem letzten Bande einige Mittheilungen über die Vogelspinne und glauben dadurch wieder am besten zu zeigen, in welcher anziehenden Weise das Ganze gehalten ist. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß der wahrhaft populäre Ton, welchen Brehm in so vortrefflicher Weise festzuhalten wußte, in diesen Fortsetzungen zuweilen etwas gewaltsam nachgeahmt wird und dadurch in's Triviale fällt. Wer erinnert sich nicht der weltberühmten Raff'schen Naturgeschichte? Wenn man die Bemerkung machen möchte, daß Brehm in gewissem Sinne die Art der Raff'schen Schilderungen in höherer Potenz und unserer Zeit angemessen getroffen hat, so entsteht für seine Nachfolger ein sehr schwieriger Standpunct, denn es erscheint leicht als große Klippe, wenn man sich berufen glaubt, derartige individuelle Eigenthümlichkeiten nachzuahmen. Wie konnte z. B. Taschenberg, bei Gelegenheit der sonst trefflich gehaltenen Schilderung der Spinnenthiere, der Versuchung unterliegen, seiner „unvergeßlichen Großmutter" ein Denkmal zu setzen und dadurch sich und die gute alte Frau, die doch nichts weiter that, als was jede andere verständige Frau ebenfalls thun wird, indem sie nämlich die nervöse Abneigung gegen Spinnen bekämpfte, in höchst überflüssiger Weise der Gefahr, belächelt zu werden, auszusetzen! Für die Kinderstube ist Brehm's Thierleben denn doch nicht bestimmt und der schulmeisterliche Ton, der gerade in solchen Stellen hervortritt, wirkt nur verstimmend. Brehm's gefälliger Humor ist willkommener; darin unterscheidet sich diese Erscheinung unserer Zeit sehr wesentlich von dem seligen Raff.

Die beigegebene Illustration zeigt, wie der Zeichner es versteht, selbst in die Darstellung dieser untergeordneten Thiergattungen Leben und Handlung zu bringen.

Ueber die Spinne im Allgemeinen sagt der Verfasser Taschenberg:

Das tückische Lauern auf Beute in einem verborgenen Hinterhalte und das gegenseitige Befeinden, besonders der Weibchen und Männchen, welches sprüchwörtlich geworden ist, sodaß „spinnefeind" den höchsten Grad der Leidenschaft unter zwei Menschen andeutet, charakterisiren jene kleinen Finsterlinge, welche man Spinnen nennt. Diese beiden Charakterzüge sowenig, wie ihre äußere Erscheinung können sie dem Menschen lieb und werth machen. Man flieht und verabscheut sie vielmehr, aber mit Unrecht und aus Vorurtheil.

Trotz ihrer rauhen und abstoßenden Außenseite, trotz einiger unangenehmer Eigenschaften, mit denen sie jedoch „dem Herrn der Schöpfung" keineswegs zu nahe treten, bieten die Spinnen nicht weniger im Körperbau, als in ihren Lebenseinrichtungen des Interessanten genug, um sie der Beobachtung werth und den übrigen Gliederthieren ebenbürtig erscheinen zu lassen, was selbst schon von den Alten anerkannt worden ist. Nach einer griechischen Sage hatte Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon von Pallas-Athene die Kunst des Webens erlernt und sich erkühnt, ihrer göttlichen Lehrmeisterin einen Wettstreit anzubieten. Umsonst mahnte die Göttin in Gestalt einer alten Frau davon ab. Der Wettstreit begann, und Arachne fertigte ein kunstreiches Gewebe, welches die Liebesgeschichten der Götter darstellte. Athene, hierüber erzürnt, zerriß das Gewebe und Arachne in ihrer Verzweiflung erhing sich. Die Göttin gab ihr zwar das Leben zurück, aber in der Gestalt der — Spinne, damit sie nach Belieben hängen könne. König Salomo empfahl seinen Hofleuten die Spinne als ein Vorbild des Fleißes, des Kunstsinnes, der Klugheit, Enthaltsamkeit und Tugend. Auch Aristoteles, der älteste Naturforscher, schenkte den Spinnen seine Aufmerksamkeit und erzählt von ihrer Entstehung, Ernährung, Paarung, ihren Geweben und Feinden. Es sei ein Zeichen von Trübsinn, Weichlichkeit und Schwäche, schrieb Thomas Moufet im Jahre 1634, die Spinne zu verabscheuen, und eine nicht geringe Geisteskrankheit, ihre schönen Werke zu verachten und vor dem Anblicke einer so geschickten Weberin zu schaudern.

Ueber die sogenannte Vogelspinne wird dann weiter, allerdings in etwas abenteuerlicher Weise berichtet:

Die größten aller Spinnen, welche im Leibe bis zwei Zoll und darüber messen, wenn sie ihre dicken, dicht behaarten Beine ausstrecken aber einen Längenraum von

sieben Zoll ausfüllen, leben nur in den heißen Ländern beider Erdhälften, sind unter den Namen der Vogel-, Busch- oder Würgspinnen (Mygale) bekannt und übel berüchtigt, weil ihnen Frau Merian, Palisot de Beauvois u. A. das Würgen und Auffressen kleiner Vögel, wie Kolibris, nachsagten. Andere Forscher haben diese nicht wegzuleugnende Thatsache in Abrede gestellt. Bates lernte eine dieser Spinnen, von welcher er unentschieden läßt, ob es die gemeine Vogelspinne oder eine andere von den zahlreichen, einander sehr ähnlichen Mygalearten gewesen sei, bei der in Frage gestellten Beschäftigung näher kennen. Ueber einer tiefen Spalte eines dicken Baumstammes war ein festes, weißes Gewebe ausgespannt, in dessen zerrissenem unteren Theile zwei kleine Vögel (Finken) hingen. Der eine war schon todt, der andere, unter dem Körper der Spinne unmittelbar unterhalb der Baumspalte gelegene dem Verenden nahe. Nachdem Bates jene verjagt hatte, fand er das bald in seinen Händen sterbende Vögelchen mit einer schmutzigen Flüssigkeit, wie mit Speichel bedeckt, „den das Ungeheuer ausschwitzt." Nach dieser Mittheilung und einem unvollkommenen Holzschnitte ist unsere Abbildung, „Gemeine Vogelspinne," angefertigt, die Spinne jedoch nach einem natürlichen, in Weingeist aufbewahrten Exemplare der genannten Art (Mygale avicularia) gezeichnet worden. Bates bemerkt ausdrücklich, daß seine Beobachtung für die Bewohner Amazoniens, welche dergleichen dort gar nicht seltene Spinnen Aranhas caranguexeiras (Krebsspinnen) nennen, neu gewesen sei. Daß es nicht in der Natur vieler Vogelspinnen liegen könne, sich von Vögeln zu ernähren, geht aus dem Aufenthalte derselben hervor, welcher sie schwerlich mit jenen Luftbewohnern in engere Berührung kommen läßt; denn die wenigsten Arten leben auf Bäumen und Buschwerk, sondern in Mauerlöchern, in den Dächern der Häuser, an deren Wänden man sie bisweilen zu sehen bekommt, unter Steinen oder in unterirdischen Gängen. In letzterer Beziehung zeichnet sich eine starke, braune Art, die Mygale Blondii, welche an den gelben Streifen der Beine leicht kenntlich ist und in Südamerika lebt, ganz besonders aus, indem sie ihre schief abwärts gehende, ungefähr zwei Fuß lange Galerie mit seidenen Tapeten auswebt und sich gegen Abend am Eingange derselben auf die Lauer legt. Erschreckt, weicht sie beim Herannahen schwerer Fußtritte in das Innere ihres Ganges zurück. Auch in Südafrika scheinen die unter Steinen wohnenden Würgspinnen die Buschbewohner an Menge zu übertreffen. Mit großer Behendigkeit und springend suchen sie den Nachstellungen zu entgehen, wenn man sie einfangen will, und zeigen sich immer bereit, ihre scharfen Kieferklauen in einen sich nähernden Finger einzuschlagen.

Der erste Berichterstatter über die von den Brasilianern Nhamdu Guacu genannten Buschspinnen war Georg Marcgrave, ein geborner Sachse, welcher 1636 in Begleitung des Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen nach Brasilien ging. Letzterer ward bekanntlich von den Holländern mit bedeutender Heeresmacht dahin entsandt, um ihre Eroberungen gegen die Spanier zu behaupten. Marcgrave beschreibt in den zehn Jahre später und nach abermals zehn Jahren in veränderter Form erschienenen medicinischen (vom Leibarzt Piso) und naturhistorischen Veröffentlichungen über Brasilien die Buschspinne sehr gut, erwähnt sodann, daß sie sich von Fliegen und anderen Insekten ernähre, auch lange lebe; denn er habe mehrere fast zwei Jahre in einer Schachtel gehalten, wo sie sich zu bestimmten Zeiten häuteten; der Balg aber stelle eine Spinne dar, indem er nur „unten" gespalten sei, wo sie herauskrieche. Hierbei befindet sich folgende Anmerkung des Herausgebers (Johann de Laet): „Ich hatte einst diese Spinne lebend aus Brasilien bekommen und versuchte sie mit Fliegen zu füttern, sah sie aber nie eine fressen, wohl aber, daß sie allmälig abmagerte und nach einigen Monaten starb; in dem Behälter spann sie nie, sobald sie aber bei einer Gelegenheit daraus entschlüpft und in das Fenster gelangt war, fing sie damit an." Langsdorf, welcher das Vogelfressen der brasilianischen Krabbenspinnen, Caranguexeiras, leugnet, meint, daß ihr Biß bei Menschen zwar heftige Entzündungen veranlasse, was neuerdings Fritsch von der südafrikanischen bestätigt, aber weder gefährlich noch tödtlich sei. Es bleibt eine Narbe zurück, ganz ähnlich der, welche eine Sectionswunde erzeugt. Wie wenig gefürchtet der Umgang mit Busch-



Die gemeine Vogelspinne.

spinnen sein müsse, bewiesen Herrn Bates die Kinder einer Indianerfamilie, welche Insekten für ihn sammelten. Er traf sie einst, wie sie eine große Buschspinne gleich einem Hündchen an einem ihr um den Leib gebundenen Faden im Hause umherführten. Ihn nahm das Wunder, denn er hatte sich nach dem Präpariren der ersten infolge der zwischen die Hautfalten seiner Finger gerathenen Vorstenhaare derselben in einer „eigenthümlichen Aufregung befunden, die Einen fast rasend machen kann."

Die Pole und die Polarreisen.

Von

M. J. Schleiden.

(Fortsetzung.)

Ich kehre zu den Expeditionen, die nach der Baffinsbai und dem Lancastersunde im Jahre 1850 ausgesendet waren, zurück. Es war ein eigenthümliches Schauspiel in diesem Jahre, die engen Straßen im nordamerikanischen Archipelagus, die so selten von Menschen besucht werden, plötzlich von zwölf größeren und kleinen, gerade nur für einen bestimmten, nicht dem Erwerbe dienenden Zweck ausgerüsteten Schiffe belebt zu sehen. Sonst verlor sich selten ein durch zufällig in vielen Jahren einmal offenes Meer im Lancastersunde verführter Walfischfahrer in diese unwirthlichen Gegenden. Die englische Regierung sendete die „Resolute" unter Capitän Austin mit dem Begleitdampfer „Pioneer" unter Lieutenant Osborn und die „Assistance" unter Capitän Ommaney mit dem Begleitdampfer „Intrepid" unter Lieutenant Cator aus. Privatunterstützungen setzten Sir John Roß in den Stand, mit zwei Schiffen, dem „Felix" und der „Mary" auszulaufen. Capitän Penny, ein erfahrener Walfischjäger ging, durch Privatunterstützungen ausgerüstet, als Freiwilliger mit der „Lady Franklin" und dem Begleitschiffe „Sophie" in See. Lady Franklin, die treue, unermüdete Gattin, rüstete auf eigene Kosten die „Advance" aus, die Lieutenant de Haven anvertraut wurde und sendete sogar noch ein zweites Schiff, den „Prinz Albert" unter Commodore Forsyth dem ersten nach. Endlich müssen wir dazu noch den „Nordstern" unter dem Schiffsmeister Saunders rechnen, der schon 1849 abgesendet war, um von Westen her dem „Investigator" unter Mac Clure entgegenzukommen. Im Wesentlichen blieben alle diese Expeditionen, die mit so großer Liberalität und großem Aufwande von Scharfsinn ausgerüstet waren, ohne Ergebnisse, die mit den gebrachten Opfern in irgend ein Verhältniß zu stellen gewesen wären.

Folgen wir zunächst der von dem englischen Gouvernement abgesendeten und vortrefflich, ja fast luxuriös ausgerüsteten Expedition. Im April 1850 verließen alle vier unter Austin's Oberbefehl stehenden Schiffe die englische Küste und erreichten am 26. Juli die Fraueninseln in der Melvillebai. Am 14. August ging Austin mit der „Resolute" und dem „Pioneer" in Begleitung von Forsyth, den er an den Fraueninseln getroffen, nach dem Lancastersunde, wo er aber den „Prinz Albert" aus dem Gesichte verlor. Am 27. August erreichte er die Beecheyinsel, wo er mit John Roß, Penny und de Haven zusammentraf. Das auf dieser Insel besonders durch Penny entdeckte Lager Franklin's wurde dann am 28. von Allen noch einmal gemeinschaftlich durchsucht. Man fand hier eine Menge von leeren Gefäßen, die Ruinen von Hütten, einen Kirchhof mit drei Gräbern von Matrosen, die am 1. Januar, 4. Januar und am 3. April 1846 gestorben waren. Nirgends wurden aber die gebräuchlichen Nachrichten über die früheren Erlebnisse und die künftigen Pläne gefunden. Am 5. September gingen alle anwesenden Schiffe auf die andere Seite des Wellingtoncanals und ankerten bei Cap Hotham, wo sie durch Eis und Sturm große Noth litten. Mitte September wählten sie einen Hafen an der Griffithinsel zum Ueberwintern. Von hier aus wurden am 3. October vom Capitän Austin drei Schlittenpartien ausgesendet; die erste unter Lieutenant M'Clintock nach der Melvilleinsel hin; derselbe mußte aber bald unverrichteter Sache wieder umkehren. Die zweite ging unter Aldrich nach der Lowtherinsel, kam aber ebenfalls nach drei Tagen wieder am Schiffe an; die dritte Schlittenpartie ging unter Lieutenant Mecham nach der Assistancebai und kehrte von dort ebenfalls ohne Resultat zurück. Vom 4. November 1850 bis zum 7. Februar 1851 waren die Schiffe in volle Polarnacht eingehüllt. Am 5. März gab Austin

das Programm für neue Schlittenreisen aus; er selbst aber blieb in der warmen Cajüte und bei den reichen Vorräthen. Am 11. August erst wurde sein bis dahin eingefrorenes Schiff frei und er fuhr nach der Assistancebai. Hier gerieth er, offenbar durch Eifersucht auf Penny's Leistungen angestachelt, mit diesem in Streit, versagte ihm alle weitere Mitwirkung und Beihülfe zur Ausführung der von Penny vortrefflich ausgearbeiteten Pläne, und ging dann zum Lancastersund hinaus. Er ließ zunächst seine übrigen Schiffe am Cap Warrender und versuchte mit dem „Pioneer" in den Jonessund einzudringen, obwohl ihm Penny mit der größten Gründlichkeit die Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens vorgestellt hatte. Er kam aber nur etwa 46 englische Meilen über Cap Horseburgh hinaus und kehrte am 18. August wieder um. Im Wolstenholmesund traf er wieder mit seinen übrigen Schiffen zusammen und ging dann, nach einem ganz verunglückten Versuche, in den Smithsund einzudringen, nach England zurück, ohne selbst auch nur einen Augenblick aus seiner Bequemlichkeit herausgekommen zu sein und das Geringste ausgerichtet zu haben.

Ich will hier noch kurz die Ergebnisse der im April von Austin ausgesendeten Schlittenexpeditionen mittheilen, ehe ich zu den Schicksalen der übrigen Schiffe übergehe. 1) Capitän Ommaney verließ die Griffithinsel am 15. April und erreichte am Osterdienstag das Cap Walker am Prinz von Wales-Land. Hier theilte sich die Expedition: Ommaney und Osborne verfolgten die Westküste bis zum 72. Grade nördlicher Breite. Browne ging an der Ostküste bis zum 71. Grade 50 Minuten nördlicher Breite hinauf. Anfang Juni erreichten Alle wieder die Griffithinsel. 2) Lieutenant Aldrich verfolgte die Westküste von der Bathursthalbinsel bis zum 76. Grade nördlicher Breite und kehrte dann über die Martin-Byam-Inseln nach den Schiffen zurück, die er Mitte Juni erreichte. 3) Lieutenant M'Clintock ging nach Westen; am 31. Mai erreichte die Schlittenpartie die Melvilleinsel, wo sie sich theilte. Lieutenant Bradfort ging nordwestlich und erreichte dabei 76 Grad 15 Minuten nördlicher Breite, kehrte dann um und traf an der Südostspitze von Bathurstland wieder mit M'Clintock zusammen. Dieser hatte die Küste der Melvilleinsel südwestlich verfolgt, Parry's Winterhafen erreicht, wo er Nachrichten von der Expedition niederlegte. Am 28. Mai besuchte er Cap Dundas, am 1. Juni Buschman's Cove. Am 6. Juni verließ er wieder Parry's Winterhafen und erreichte am 4. Juli, mit Bradfort wieder vereinigt, die Schiffe.

Keine dieser Expeditionen hatte die geringste Spur von Franklin, seinen Schiffen und seiner Mannschaft gefunden; sie hatten aber zusammen die noch nie berührten Küsten in einer Gesammtlänge von 505 englischen Meilen entdeckt und erforscht.

Ich wende mich nun zu den übrigen Schiffen. John Roß, der mehrmals mit seinen zweideutigen Zudringlichkeiten von der englischen Admiralität abgewiesen war, hatte sich durch die Hudsonsbaicompagnie und Privatsammlungen die Mittel verschafft, die zwei Schiffe „Felix" und „Mary" auszurüsten, mit denen er nach der Baffinsbai abging. In Holsteinborg wurde er mit einem getauften Eskimo, Adam Beck, bekannt, der ziemlich geläufig dänisch sprach. John Roß war auf seine allerdings geringe Kenntniß der dänischen Sprache sehr eitel und schloß sich deshalb an Beck, den er als Dolmetscher in seine Dienste nahm, mit einer ungerechtfertigten Raschheit an. Dies Verhältniß wurde für die Expedition die Ursache von vielen Mißgriffen und Unannehmlichkeiten. Sobald der schlaue und intriguante Beck die Schwäche seines jetzigen Herrn erkannt hatte, bemächtigte er sich seines ganzen Vertrauens und wußte sich mit Katzenfreundlichkeit auch bald bei der Schiffsmannschaft beliebt zu machen. Ende Juli erreichte Roß die Melvillebai und hier begann Beck sein Lügen, dem Roß mit verblendeter Leichtgläubigkeit sich hingab. Penny, ein alter Walfischjäger, der schon seit seinem zwölften Jahre seinen Vater in das Eismeer begleitet hatte und jetzt einundvierzig Jahre alt war, kannte wie keiner der Marineofficiere die Baffinsbai und das Polareis überhaupt, dabei war er ein offener und biederer Charakter. Admiral Beaufort sagte von ihm in einem Memorandum vom 29. Juli 1850: „Seine Localkenntniß, seine gründliche Bekanntschaft mit allen Geheimnissen der Schifffahrt, seine lang erprobte Geschicklichkeit und sein Reichthum an Hülfsquellen zeichnen ihn aus als den allerwichtigsten Mitarbeiter an dem

großen Werke." Im Auftrage der Admiralität hatte Penny in Aberdeen und Dundee zwei neue Klipper gekauft, die er „Lady Franklin" und „Sophia" nannte. Unter ihm dienten der noch junge aber tüchtige Alexander Steward und der Walfischjäger Manson. Am 13. April 1850 segelte Penny von Aberdeen. In Upernavik nahm er den Adjunkten des dänischen Gouverneurs Petersen, der mit einer Eskimofrau verheirathet war, als Dolmetscher in seine Dienste und derselbe rechtfertigte das Vertrauen, welches schon früher der Gouverneur auf ihn gesetzt hatte, vollkommen durch Charakter, Kenntniß und Fähigkeit. Ende Mai traf Penny in der Melvillebai mit den anderen Schiffen zusammen, verließ dieselben aber schon am 10. August wieder, um nach dem Jonessund zu gehen. Da aber nun erst Beck mit seinen Fabeln hervortrat, so wurde er von Ommaney wieder zurückgerufen. Der ehrenhafte Petersen deckte ganz klar Beck's Lügen auf, aber das unglückselige und grundlose Vertrauen Roß' ließ sich nicht bekehren, und derselbe ließ noch von einem anderen von Beck gerühmten Eskimo, Kalrosa, ein Document aufsetzen, womit er sich vollends lächerlich machte, denn es ergab sich später bei Uebersetzung desselben in London, daß es, statt Beck's Erzählungen zu bestätigen, vollkommen unzusammenhängende und sinnlose Worte enthielt. Beck's Fabeln gingen dahin, daß Franklin im Wolstenholmesunde sein Winterlager aufgeschlagen und dort mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen sei. Penny setzte nun seine Fahrt nach dem Jamessunde fort; Roß aber ging mit Ommaney nach dem vermeintlichen Winterlager Franklin's im Wolstenholmesunde, wo sich die ganze Lügengeschichte des Beck sehr leicht und einfach auflöste. Man wird sich erinnern, daß schon am 28. Mai 1849 der Schiffsmeister Saunders mit dem „Nordstern" abgesendet war, um dem „Investigator" unter Mac Clure entgegenzufahren und ihm frische Vorräthe zu überbringen. Saunders wurde aber am 29. Juli vom Eise eingeschlossen, wurde erst am 26. September frei und war gezwungen, im Wolstenholmesunde zu überwintern. Erst spät im Jahre 1850 konnte er seine Reise wieder antreten, verfehlte aber die Schiffe von Ommaney und Roß, mit denen er erst in der Melvillebai, nachdem sie von dem Besuche seines Winterlagers, natürlich ohne eine Spur von Franklin zu finden, zurückgekehrt waren, zusammentraf. Um mit diesem sehr unbedeutenden Subjecte gleich zu endigen, erwähne ich hier noch, daß Saunders nicht nur seiner bestimmten Instruction zuwider, sondern auch ohne alle vernünftige Ueberlegung seine Vorräthe auf der Wollastoninsel am Navy-Board-Inlet, wo sie Niemand vermuthen und finden konnte, niederlegte und dann nach England zurückfuhr.

John Roß ging vom Wolstenholmesund mit seinen Schiffen nach der Barrowstraße. Hier hatte indessen Griffin in der „Rescue," und Ommaney, der mit demselben zusammengetroffen war, am Cap Riley und auf der Beecheyinsel unzweifelhafte Spuren einer früheren Anwesenheit Franklin's entdeckt. Ommaney war am 24. August nach Cap Hotham abgesegelt, wo er vom Eise eingeschlossen wurde. An der Beecheyinsel trafen nun aber mehrere der Expeditionsschiffe zusammen, deren Fahrten bis dahin ich nun noch nachholen muß.

Am 4. April 1849 hatte sich Lady Franklin an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Taylor, gewendet, der seine Beihülfe versprach. Da aber die Verhandlungen im Congresse über die Gebühr verzögert wurden, so trat ein Kaufmann von New-York, Henry Grinnell, auf, kaufte die beiden Brigantinen „Advance" und „Rescue," die er dem Congresse zur Verfügung stellte, und dieser gab dem Präsidenten freie Hand auf drei Jahre. Nun wurde schnell Lieutenant de Haven zum Befehlshaber ernannt. Dieser erwählte unter Anderen den Arzt Dr. Elischa Kent Kane zu seinem Begleiter. Kane war gerade in einem Bade am Golf von Mexico, wo er am 12. Mai die Depesche von de Haven empfing. Schon am 20. Mai war er nach Zurücklegung von 1300 englischen Meilen in New-York und am 25. an Bord der „Advance" auf offenem Meere. Nach vielen Schwierigkeiten erreichte de Haven den Lancastersund, wo er Penny und Forsyth ansprach. Er trennte sich dann von der „Rescue," die am 27. August mit Ommaney zusammen die Spuren Franklin's am Cap Riley entdeckte, mit diesem nach Cap Hotham fuhr, aber glücklicher als er, nicht eingeschlossen wurde, sondern an der Beecheyinsel wieder mit der „Advance" sich vereinigte.

Penny war, im Jonessund vom starren-

den Eise zurückgewiesen, nach dem Lancastersund gefahren, wo er die „Advance" und „Rescue" ansprach, und am 21. August in der Barrowstraße den „Nordstern" und am 26. August zum zweiten Male de Haven traf. Er suchte dann Capitän Ommaney auf, um von diesem nähere Nachrichten über den bisherigen Erfolg zu holen, ging dann in den Wellingtoncanal bis zum Cap Spencer, verfolgte zu Schlitten die Küste nördlich, wo er etwa fünf Stunden vom Cap Riley eine Hütte der Franklin'schen Equipage, Zinngefäße und andere dergleichen Spuren, aber nicht die geringste schriftliche Nachricht fand. Am 27. August war er mit seinen Schiffen wieder bei der Beecheyinsel, wo nunmehr J. Roß mit dem „Felix" und der „Mary," de Haven mit der „Advance" und „Rescue," Penny mit der „Lady Franklin" und der „Sophia" und Capitän Austin mit der „Resolute" und dem „Pioneer" zusammen vor Anker gingen.

Der von Lady Franklin und ihren Freunden ausgerüstete „Prinz Albert," unter dem Commodore Forsyth, hatte am 5. Juni 1850 England verlassen, war am Ende Juli mit den anderen Schiffen in der Melvillebai zusammengetroffen und am 15. August nach dem Lancastersund abgegangen, am 20. August war Forsyth an der Leopoldsinsel, ging dann nach Prinz-Regents-Einfahrt, wo er aber an der Furybeach von einer Eisbarriere an weiterem Fortschreiten verhindert wurde. Nun kehrte er zur Barrowstraße zurück, die er aber ebenfalls nach Westen zu verschlossen fand. Nachdem er dann de Haven angesprochen, ging er nach Cap Riley, sah hier die von Franklin errichtete Flaggenstange; mit de Haven, der ihn hier wieder erreichte, wurde Cap Riley untersucht und die Ommaney'schen Nachrichten über die hier und auf der Beecheyinsel entdeckten Spuren gefunden. Er kehrte dann sogleich nach England zurück und brachte Anfang October der Lady Franklin die ersten bestimmten Nachrichten über die weiteren Schicksale ihres Gatten.

Es war am 27. August 1850, als der Eifer eines Matrosen von Penny's Schiff die eigentliche Stätte des Franklin'schen Winterlagers und die Gräber dreier Matrosen entdeckte. Dieselben wurden von den vereinigten Führern sogleich untersucht und am 28. August wurde mit dem inzwischen auch angekommenen Capitän Austin eine abermalige sorgfältige Erforschung des Lagers vorgenommen. Das Ergebniß derselben war, daß Franklin von 1845 bis 1846 auf der Beecheyinsel überwintert, magnetische und meteorologische Beobachtungen angestellt, und sein Lager im Sommer 1846 in aller Ordnung verlassen hatte. Aber merkwürdigerweise wurden weder hier noch am Cap Riley und am Wellingtoncanal bei Cap Spencer deponirte Nachrichten über die bisherigen Schicksale der Expedition, sowie über die ferneren Pläne Franklin's gefunden. Hätte Franklin dies nicht versäumt und wäre es John Roß geglückt, im Jahre 1848 die Beecheyinsel zu erreichen und diese Nachrichten zu finden, so hätte Franklin — oder seiner Mannschaft möglicherweise noch Hülfe gebracht werden können. Diese Unterlassung ist ein Beweis, mit welcher festen Ueberzeugung vom Gelingen seiner Expedition Franklin damals noch erfüllt war.

Es bleibt mir noch übrig, die ferneren Schicksale der zur Aufsuchung Franklin's ausgesendeten Expedition kurz zu erwähnen. Die Schicksale Austin's habe ich oben schon mitgetheilt. Roß ging mit dem „Felix" am 5. September den Wellingtoncanal aufwärts, während die „Mary" zur Bewachung der sämmtlichen auf der Beecheyinsel deponirten Vorräthe daselbst zurückblieb. Roß überwinterte dann in der Assistancebai. Im Frühjahre 1837 machte er einen Ausflug in's Innere von Kornwallis. Schon auf der Beecheyinsel hatte Beck seine alten Märchen auf's neue in Scene gesetzt; er trat jetzt mit neuen Erfindungen auf und verführte auch Austin und seine Mannschaft, was auf die ferneren Schicksale der Expedition einen verderblichen Einfluß äußerte. Im October 1851 kehrte J. Roß mit den Uebrigen, ohne weitere Resultate erlangt zu haben, nach England zurück.

Penny fuhr am 29. Aug. 1850 nach Cap Hotham, um die Nachricht von dem gefundenen Lager an Ommaney, der dort vom Eise eingeschlossen lag, zu überbringen, kehrte dann zurück nach der Beecheyinsel, wo sämmtliche Schiffe bis zum 5. September vom Eise festgehalten wurden. Als sie an diesem Tage wieder befreit wurden, ging Penny ebenfalls im Wellingtoncanal nach Norden. Von einem Berge am Cap

Spencer erblickte er hinter einer den Canal schließenden Eisbarriere offenes Meer. Er traf dann mit de Haven zusammen und ging mit diesem nach Cap Hotham. Nach vielen Versuchen, in den verschiedensten Richtungen weiter vorzudringen, die alle durch das Eis vereitelt wurden, überwinterte er ebenfalls in der Assistancebai. Am 17. April 1851 sendete Penny eine Anzahl von Schlittenexpeditionen aus, die aber wegen Mängel in der Ausrüstung bald zurückkehrten. Am 6. Mai wurden sie, mit besseren Einrichtungen versehen, wieder abgesendet. John Stuart ging südwärts nach Cap Riley und der Beecheyinsel und dann ostwärts bis Cap Hurd; auf dem Rückwege fand derselbe bei Carwall Tower noch einen Zeltplatz Franklin's auf. Steward ging den Wellingtoncanal aufwärts bis zum 76. Grade 30 Minuten am Cap Becher, wo er am 30. Mai ein weites eisfreies Meer vor sich sah. Sutherland ging bis zur Prinz-Alfreds-Bai, ohne etwas Bedeutendes zu entdecken. Penny selbst endlich verfolgte mit Hundeschlitten die Westküste des Wellingtoncanals, ging dann von dem Punkte, wo diese Küste sich plötzlich ganz nach Westen wendet (Point Separation) über das Eis gerade nach Norden, entdeckte hier die Baillie-Hamilton-Inseln. Hier im 76. Grade 2 Minuten nördlicher Breite sah er eine offene Wasserstraße, die sich gerade nach Norden erstreckte, und durch den sogenannten Wasserhimmel (die Erscheinungsweise der Atmosphäre, die auf offenem Wasser ruht) bis zum äußersten Horizont verfolgt werden konnte. Die Erschöpfung seiner Vorräthe und der Mangel eines Bootes zwangen ihn zur Umkehr. Kaum am Schiffe angekommen, wurde sogleich ein Boot gezimmert, und schon am 10. Juni war Penny wieder unterwegs, am 20. Juni der Insel gegenüber. Er konnte wegen des nunmehr auf dem früher offenen Meer eingetretenen Eisganges aber nur mit Mühe bis zum 76. Grade nördlicher Breite vordringen, sah überall aber Spuren gesteigerten organischen Lebens, welches offenbar seinen Mittelpunkt noch höher im Norden haben mußte; selbst viel von Norden her angeschwemmtes Treibholz wurde hier gefunden. Am 20. Juli sah er sich gezwungen umzukehren, und war am 28. wieder bei den Schiffen. Goodsir, der auf der ersten Fahrt Penny bis Point Separation begleitet hatte, war von hier aus der Küste folgend in nordwestlicher Richtung bis zum 75. Grade 45 Minuten nördlicher Breite vorgedrungen und hatte hier ebenfalls offenes Meer gesehen.

Auf diese Entdeckungen baute Penny den Plan einer großartigen Expedition nach dem Norden des Wellingtoncanals, arbeitete denselben ausführlich durch und legte denselben mit der Aufforderung zur kräftigen Mitwirkung dem Capitän Austin vor. Dieser aus Hochmuth, dem gewöhnlichen Walfischfahrer gegenüber, und aus Neid auf die reichen Entdeckungen Penny's, während er seine Zeit unthätig in der warmen Cajüte verträumt hatte, wies die Vorschläge barsch und fast ungezogen zurück, reizte Penny so sehr, daß er sich bis zu heftigen Worten hinreißen ließ und mißmuthig und erbittert nach England zurückkehrte. Hier rächte die öffentliche Meinung in der einstimmigen Achtung, welche man Penny entgegentrug, und der ebenso einstimmigen Verachtung, mit der man Austin verdammte, die Unbill, welche Austin dem ihm in jeder Beziehung, die äußere sociale Stellung ausgenommen, weit überlegenen Penny angethan hatte.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte de Haven. Derselbe ging am 28. August von der Beecheyinsel auch im Wellingtoncanal nach Norden, wurde aber am Cap Bowden vom Eise am Fortschreiten gehemmt, und sogar für einige Tage eingeschlossen. Er traf dann mit Penny zusammen und begleitete diesen nach Cap Hotham. Angeblich wegen mangelhafter Winterausrüstung verließ de Haven mit seinen beiden Schiffen am 13. September das Expeditionsgeschwader, und fuhr bei ziemlich offenem Meere nach der Barrowstraße. Nicht weit vom Cap Hotham wurden die Schiffe aber vom Eise eingeschlossen, vom Südwinde in den Wellingtoncanal hineingetrieben, wo sie am 22. an einer kleinen Insel zum Stillstand kamen. Ende November trieben sie wieder der Barrowstraße zu, dann am 29. nach Osten und waren am 21. December mitten in der Baffinsbai. Noch immer unbeweglich im Eise eingeschlossen, trieben sie am 14. Januar 1851 nach Süden. Am 16. Juni waren sie am Cap Walsingham, wo das Eis plötzlich auseinanderbrach und sie in Freiheit setzte. An der Diskoinsel sprachen sie dann noch

den Lieutenant Kennedy an und erreichten endlich nach vielen Kämpfen mit dem Eise am 30. September 1851 New-York.

Einige kleine Expeditionen, die in das Jahr 1851 fallen, bilden nur ein unbedeutendes Zwischenspiel in dem großen Drama der Franklinexpeditionen. Ich habe schon oben erwähnt, daß am 15. Juli 1849 die Behringsstraßen-Expedition den Lieutenant Pullen vom „Herald" mit vier Booten längs der Nordküste von Amerika nach Osten sendete. Pullen erreichte unter beständigen Kämpfen gegen Sturm und Eis mit den zwei kleinen Booten (die zwei größeren hatte er zurückgesendet) die Mündung des Mackenzieflusses. Hier verbarg er die Boote und ging den Fluß aufwärts bis zu den Niederlassungen der Hudsonsbaicompagnie. Am Sclavensee erhielt Pullen 1850 von der Admiralität seine Ernennung zum Commodore und den Auftrag zu einer Landexpedition. Am 11. brach er mit zwei Booten vom Fort Simpson auf, fand aber überall auf dem Meere festes Eis, erreichte mit Mühe Cap Bathurst und mußte vor dem früh eintretenden Winter wieder umkehren, sodaß er Ende August wieder in Fort Simpson ankam.

Am 25. April 1851 verließ der unermüdliche Dr. Rae das Fort Confidence am Bärensee, ging an die Mündung des Kupferminenflusses und am 7. Mai über das Eis nach Wollastonsland, dessen Südküste er in großer Ausdehnung nach Ost und West durchsuchte. Kaum (am 6. Juni) zurückgekehrt, war er Ende Juli schon wieder mit zwei Booten in den den Norden des amerikanischen Continents begrenzenden Canälen, durchforschte die Küste des Victorialandes, aber ohne eine Spur von Franklin zu finden. Lady Franklin hatte 1850 noch ein Schiff, den „Prinz Albert" ausgerüstet und unter den Befehl des Lieutenants Kennedy gestellt. Derselbe verließ England im Frühjahr 1851 in Begleitung des französischen Lieutenants Bellot, der sich vergebens bemüht hatte, bei der Admiralität seines Vaterlandes eine Theilnahme für die Franklin-Expeditionen wachzurufen. Frankreich ist die einzige der größeren seefahrenden Nationen, welche gar keinen Antheil an dem allgemeinen Wetteifer in Sachen der Menschlichkeit genommen hat. Kennedy sprach in der Baffinsbai de Haven an, von dem er die Resultate der bisherigen Nachforschungen erfuhr. Am 10. Sept. erreichte er den Leopoldshafen. Während er in dem Boote mit einem Theile der Mannschaft am Lande war, wurde sein Schiff vom Sturm verschlagen. Ein früher hier von John Roß errichtetes und wohlausgestattetes Haus war ihre Rettung, denn erst nach sechs Wochen konnten sie sich wieder in der Baffinsbai mit ihrem Schiffe vereinigen. Am 5. Juni 1852 machten sie einen Schlittenausflug nach der Furybeach in Prinz-Regents-Einfahrt und durchsuchten am 29. März mit einer Schlittenexpedition die Küste von Nordsomerset in ihrem ganzen Umfange. Erst am 6. August wurde ihr Schiff, welches 330 Tage im Eise eingeschlossen geblieben war, wieder frei. Kennedy ging dann nach der Beecheyinsel, wo er den „Nordstern" unter Pullen antraf und kehrte am 7. October nach England zurück.

Die durch die zurückgekehrten Schiffe gemachten Entdeckungen, sowie die durch die Landreisen gewonnenen Resultate schienen den Schluß zu rechtfertigen, daß Franklin und seine Equipage nicht mehr südlich von der Barrowstraße gesucht werden dürften, sondern nur nördlich von derselben gefunden werden könnten, wenn er überhaupt noch am Leben sei. Diese Ueberzeugung war am Schlusse des Jahres 1851 allgemein und überall trat der Wunsch lebendig hervor, durch eine neue Expedition die letzten Schicksale Franklin's völlig aufzuklären. Eifrig wurde dieser Plan von Penny, Scoresby, Richardson, Kellet, Steward und Anderen verfochten. Als Gegner traten nur die hochnasigen Nichtsthuer John Roß und Austin und der charakterlose Schmeichler des Letzteren, Ommaney, auf. Insbesondere zog sich John Roß die allgemeine Verachtung zu durch die Gemeinheit, mit welcher er abermals auf die Lügen seines längst entlarvten Favoriten Beck, gegen den ehrlichen, geschickten und kühnen Penny auftrat. Aber der Wille der Nation war stärker als alle die kleinen niedrigen Intriguen in der Admiralität und der Geographischen Gesellschaft und es wurde eine abermalige große Expedition nach dem nordischen Archipelagus von Amerika ausgerüstet. Der Oberbefehl wurde Sir Edward Belcher anvertraut. Freilich hätte man leicht eine geeignetere Persönlichkeit finden können. Seine Schiffe waren die schon bewährten: die „Assistance" und der „Pioneer." Ihre Be-

stimmung war der Wellingtonscanal. Der nächste im Commando war Capitän Kellet, der mit den Schiffen „Resolute“ und „Intrepid“ nach der Melvilleinsel gesendet wurde. Endlich wurde noch Commodore Pullen mit dem „Nordstern“ als Stationsschiff nach der Beecheyinsel beordert. Alle zusammen segelten am 21. April 1852 von der Themse aus und kamen im August bei der Beecheyinsel an. Von hier aus müssen wir ihre Fahrten einzeln betrachten.

Belcher segelte am 14. August den Wellingtoncanal hinauf und war am 17. August bis zum 76. Grade 30 Minuten nördlicher Breite bis an das sowohl von Penny als de Haven entdeckte Grinnellland gekommen; aber schon am 18. August trat das Winterwetter so heftig auf, daß er gezwungen war, einen Hafen zum Ueberwintern aufzusuchen, der sich glücklicherweise ganz in der Nähe fand. Von hier aus machte er eine Schlittenexpedition nach Norden und sah zu seinem großen Erstaunen im 77. Grade nördlicher Breite die Ruinen eines weit zierlicher und sauberer als gewöhnlich angelegten Eskimodorfes. Er drang dann noch bis zum 77. Grade 30 Minuten nördlicher Breite vor, wo ihm das mit seinen großen Eisschollen furchtbar tobende Polarmeer eine unüberschreitbare Grenze setzte. Im Frühjahr 1853 wurden weitere Landreisen unternommen, bei welchen unter anderem der Commodore Richards bis zur Melvilleinsel nach Westen vordrang. Erst am 14. Juli waren die Schiffe wieder frei. Am 26. Juli traf Belcher am Cap Becher nahe bei Hogarthspoint mit Pullen, der gekommen war, ihn aufzusuchen, zusammen. Aber sehr bald, noch ehe sie die Beecheyinsel erreichen konnten, waren die Schiffe wieder im Eise eingeschlossen und blieben so hoffnungslos fest, daß Belcher sich entschloß, dieselben am 23. Juni 1854 zu verlassen. Er und seine Mannschaft erreichten mit Schlitten die Beecheyinsel und kehrten auf dem „Nordstern“ und „Phönix“ im September nach England zurück.

Kellet verließ die Beecheyinsel am 15. August 1852 und erreichte am 1. September die Dealeyinsel in der Nähe von Parry's Winterhafen auf der Melvilleinsel. Am 22. sendete er mehrere Schlittenpartien aus. Eine derselben unter Lieutenant Mecham fand die auf der Melvilleinsel von Mac Clure deponirten Nachrichten, aber in der nun eintretenden Polarnacht konnte nichts weiter gethan werden. Erst im April 1853 war es möglich, eine Schlittenexpedition zur Aufsuchung Mac Clure's in seiner Mercybai auf Banksland abzusenden und die Mannschaft der dort unrettbar eingefrornen Schiffe zu holen, die denn auch am 2. Mai auf der Dealeyinsel eintrafen. Gleich am 7. Mai wurde Lieutenant Creßwell mit den Depeschen nach der Beecheyinsel abgesendet, wo der indeß mit dem „Phönix“ angekommene Inglefield dieselben in Empfang nahm. Von der ganzen Mannschaft des M'Clure waren nur elf stark genug, um gleich nach der Beecheyinsel aufbrechen zu können, die Anderen mußten sich erst von den ausgestandenen Leiden erholen. Kellet sendete außer den erwähnten noch zwei Schlittenzüge ab. M'Clintock nach Norden und Lieutenant Mecham nach Westen, wodurch noch bedeutende Küstenstrecken dieser nördlichen Inselwelt erforscht wurden. Erst am 18. August 1853 wurden Kellet's Schiffe eisfrei und segelten nach Osten, wurden aber bald wieder bis zum 10. September eingeschlossen. Am 26. September waren sie abermals mitten in der Barrowstraße eingefroren, und mußten sich durch Schlitten mit der Station auf der Beecheyinsel in Verbindung setzen. Im April 1854 ging M'Clure mit seiner Mannschaft nach der Beecheyinsel, während Kellet sich weigerte, seine Schiffe zu verlassen. Erst am 15. Mai, auf erneuerten Befehl von Belcher, verließ auch er mit der ganzen Mannschaft seine Fahrzeuge und wurde, wie Belcher an der Beecheyinsel vom „Nordstern“ und „Phönix“ aufgenommen und nach England gebracht.

Das Resultat dieser ganzen Expedition von 1852 war nun gerade das Gegentheil von dem, welches man erwartet hatte. Die gründliche Durchforschung aller der nördlich von der Barrowstraße gelegenen Inseln hatte den fast sicheren Beweis geliefert, daß Franklin wohl dort gewesen, aber sicher nicht dort geblieben sei und seinen Untergang gefunden habe. Neben dieser Hauptexpedition hatte auch die in ihrer Hoffnung unerschütterliche, in ihrer Selbstaufopferung unvergleichliche Lady Franklin noch den Dampfer „Isabel“ ausgerüstet und unter dem Befehle von Lieutenant Inglefield am 10. Juli 1852 von England abgesendet. Derselbe erreichte Nord-

Omanack jenseits der Melvillebai, den Schauplatz, auf welchem die Beck'schen Märchen spielten, welche trotz ihrer völligen Widerlegung doch die Aufmerksamkeit auf den Smithsund gerichtet hatten, und die Erwartung auf Entdeckungen in diesen Gegenden nicht ruhen ließen. Inglefield gewann hier einige wesentliche Fortschritte in der geographischen Erforschung der nördlich von der Baffinsbai gelegenen Inseln, erreichte im Smithsund den 78. Grad 20 Minuten nördlicher Breite, ging dann nach dem Jonessund, den er ganz fest von offenbar viele Jahre altem Eise verschlossen fand. Dann besuchte er noch die Beechey-insel, wo er den Stationscommandanten Pullen traf und kehrte im Herbst nach England zurück.

Im Jahre 1853 hatte Lady Franklin schon wieder die Ausrüstung eines Schiffes ermöglicht, um dasselbe nach der Behringsstraße zu senden. Lieutenant Kennedy, dem sie den Befehl über die „Isabel" anvertraut hatte, segelte am 8. April von England ab, erreichte aber nur Valparaiso, wo eine Meuterei auf dem Schiffe ausbrach und die ganze Expedition auflöste. Es war dies nicht der einzige Kummer, welchen die Lady Franklin in diesem Jahre zu tragen hatte. Das Schicksal des so allgemein geliebten und verehrten Franklin hatte eine Theilnahme hervorgerufen, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausging. In Nordamerika und in Rußland hatte man selbst Expeditionen ausgerüstet, oder doch den andern Expeditionen mit der größten Bereitwilligkeit jede Unterstützung und Beihülfe zugesagt.

Am 26. Mai 1853 wurde der eben zurückgekehrte Inglefield wiederum von der Regierung mit dem „Phönix" und dem Transportschiff „Breadalbane" abgesendet, um sich nach dem Schicksale der vorjährigen Expedition zu erkundigen und neue Vorräthe nach der Beecheyinsel zu führen. Bellot, der französische Lieutenant, ging, da die französische Regierung noch immer seltsamerweise jede Mitwirkung versagte, als Freiwilliger mit. Sie segelten am 26. Mai. Mit vieler Mühe durch Nebel und Eis sich durcharbeitend, erreichten sie am 29. Juli die Crokerbai, fanden aber den Lancastersund durch eine Eisbarriere verschlossen. Am 6. August bildete sich eine offene Wasserstraße, die es ihnen möglich machte, die Höhe der Beecheyinsel zu erreichen, aber ohne in den dortigen, noch immer von festem Eise starrenden Hafen einlaufen zu können. Mit Schlitten wurde die Station erreicht, und dort die Nachrichten von der früheren Expedition entgegengenommen. Bellot ging mit Schlitten die Wellingtonstraße hinauf, um persönlich die Regierungsdepeschen an Belcher zu überbringen. Am 18. August wurde der hochherzige Bellot, der zum Recognosciren einen Eisfelsen erklommen hatte, durch den Sturm von diesem herab in's Meer geschleudert und verschwand. Die fast ununterbrochenen Stürme drängten am 20. August Inglefield's Schiffe vom Cap Riley, wo sie Stellung genommen, in die Barrowstraße hinein. Am 21. wurde der „Breadalbane" von einem Eisblock zusammengequetscht, daß er in wenig Minuten verschwand, und die Mannschaft kaum Zeit hatte, das nackte Leben auf die treibenden Eisfelder zu retten. Da die Position, die Inglefield inne hatte, bei den fürchterlichen Stürmen ganz unhaltbar war, auch bis zum 23. noch immer keine weitere Nachricht von Belcher und Kellet eintraf, so kehrte er nach England zurück, das er am 4. October 1853 erreichte. Aber schon am 4. Mai 1854 ging er wieder mit dem „Phönix" nach der Beecheyinsel ab. Am 10. August fand er fast durch Zufall die von Saunders so sinnlos an dem Navyboardinlet deponirten, aber bereits von Eskimos geplünderten Vorräthe. Am 26. August traf er den „Nordstern," überfüllt durch die gesammten Mannschaften der verlassenen Schiffe: „Investigator," „Assistance," „Pioneer," „Intrepid" und „Resolute." Sie gingen dann zusammen nach der Beecheyinsel zurück, errichteten hier das von Inglefield mitgebrachte einfache Denkmal für Bellot und fuhren dann, nachdem sie die Mannschaften zweckmäßiger vertheilt hatten, nach England, wo sie Ende September 1854 anlangten.

Auch in Nordamerika war man auf's neue thätig gewesen. Dr. Kane hatte den Gedanken aufgefaßt, daß Franklin entweder selbst durch den Smithsund die Weiterreise versucht haben könnte, oder durch den Wellingtoncanal nach Norden gefahren, irgendwo an einem Punkte, der durch den Smithsund zu erreichen sei,

festgehalten werde. Er bewog den früher genannten Kaufmann Grinnell leicht, noch einmal ein Schiff, die „Advance,“ auszurüsten, und ging mit diesem, von einer ganz kleinen Mannschaft begleitet, nach seinem Bestimmungsorte ab. Der Smithsund wurde auf der Westseite bis zum 80. Grade nördlicher Breite, auf der Ostseite bis zum 82. Grade 30 Minuten nördlicher Breite erforscht, aber keine Spur von Franklin gefunden. Das am 10. September 1853 im Rensselearhafen eingewinterte Schiff mußte endlich am 17. Mai 1855 nach zweimaligem Ueberwintern und furchtbaren aber tapfer überstandenen Leiden der Equipage seinem Schicksal überlassen werden. Erst auf Schlitten und dann mit drei kleinen Booten erreichten sie am 6. April die kleine Niederlassung Upernavick auf Grönland und Mitte September Godhaven auf der Diskoinsel. Am 13. erschien Lieutenant Hartstein, nahm sie auf und brachte sie nach New-York zurück. Lieutenant Hartstein hatte Anfang Juli 1855 mit dem „Arctic“ und der „Release“ New-York verlassen, um die verschollene Kane'sche Expedition aufzusuchen. Von allen Polarreisen in diesen Gegenden ist die von Kane eine der interessantesten, weil wir von keiner einen so ungetrübt treuen Bericht, nämlich das mit stetigem Fleiß geführte und ganz unveränderte Tagebuch Kane's besitzen und weil keine andere in Nordamerika so hohe Breitengrade erreichte.

Die von den letzten Expeditionen zurückgekommenen Capitäne, welche ihre Schiffe im Eise verlassen hatten, wurden, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, sämmtlich vor ein Kriegsgericht gefordert, welches im October 1854 in Scheerneß an Bord des „Waterloo“ zusammentrat. M'Clure, dessen Mannschaft, als er seine Schiffe verließ, bis auf eine geringe Zahl an Dysenterie oder Scorbut darniederlag, wurde nur formell verhört und dann auf's ehrenvollste und unter ausdrücklichem Lobe seiner ausgezeichneten Verdienste entlassen. Kellet und Richards, die gegen ihre wohlbegründete Ueberzeugung nur auf entschiedenen Befehl ihres Vorgesetzten Belcher ihre Schiffe verlassen hatten, wurden mit Ehren freigesprochen. Nur Belcher, den offenbar persönliche Muthlosigkeit zu jenem Befehle, sowie zur Preisgabe seiner eigenen Schiffe bewogen hatte, wurde zwar freigesprochen, aber in der einfachsten Form und mit absichtlicher Weglassung der gebräuchlichen Formel „mit Ehren.“ — Schon am Tage nach dem abgehaltenen Kriegsgerichte meldete sich Dr. Rae, soeben von Nordamerika angekommen, bei der Admiralität, und führte die Angelegenheit der Aufsuchung Franklin's durch seine Berichte in ein durchaus neues Stadium. Rae war im Auftrage der Hudsonsbaicompagnie, in deren Diensten er stand, nach dem Norden des amerikanischen Continents gegangen, um dort die noch wenig bekannten Küsten, besonders die Westküste der Hudsonsbai, aufzunehmen. Im Frühjahr 1854 erfuhr er von Eskimos in der Pellybai, daß weiße Männer vor einigen Jahren in der Nähe des Fischflusses über Land gezogen, dort aber vor Hunger und Kälte umgekommen seien. Dasselbe wurde von anderen Eskimostämmen durch ähnliche Aussagen bestätigt, und Rae war so glücklich, mehrere Gegenstände von ihnen einzukaufen, die ganz entschieden Franklin und seiner Mannschaft gehört hatten. Das entschiedenste darunter war ein silberner Teller mit Franklin's Namen und Titeln, sowie mehrere silberne Löffel mit den Namen der Officiere seiner Equipage. Die Admiralität konnte nicht anders, als auf diese unzweifelhaften Spuren hin noch einen Versuch zu machen. Die Ausführung verzögerte sich; eine an die Mündung des Fischflusses gelangte Expedition fand nur drei Gräber und manche einzelne Gegenstände, welche der Expedition gehört haben mochten, aber keine bestimmten Nachrichten von den Schicksalen Franklin's und seiner Gefährten. Die Ungeduld der liebenden Gattin wurde dadurch nicht befriedigt. Noch einmal rüstete sie mit Hülfe einiger Freunde ein Schiff aus. Es war der Schraubendampfer „Fox,“ der unter den Befehl des Capitän M'Clintock gestellt wurde, und am 1. Juli 1857 Aberdeen verließ. Immer mit Eis kämpfend, gelangte er am 11. August 1858 zur Beecheyinsel, wo er Alles genau in dem Zustande fand, in dem die früheren Expeditionen es verlassen hatten. Am 20. August war er in Prinz-Regents-Inlet bis zur Bellotstraße, mußte aber des Eises wegen am 27. wieder umkehren und ankerte dann in Port Kennedy zum Ueberwintern. Am 17. Januar 1859 ging M'Clintock mit Schlitten südwärts

zum magnetischen Pol; er traf dabei mit vielen Eskimos zusammen, von denen er viele Frankinreliquien erwarb. Am 2. April machte er eine zweite Schlittenpartie nach Cap Victoria, wo er durch Eskimos Nachrichten über die Schiffe Franklin's erhielt. Nun sendete er den Lieutenant Hobson ab, um nach den Wracks der Schiffe zu suchen. M'Clintock ging dann selbst wieder an der Ostküste von King Williamsland bis zum Cap Norton, wo abermals bei einem Eskimostamme sich zahlreiche Reste der Franklin'schen Ausrüstung vorfanden. Point Ogle, die Montrealinsel, Barrow's Inlet wurden durchsucht, ohne daß mehr als ein paar Stücke Kupfer und Eisen gefunden worden wäre. M'Clintock ging dann wieder nach King Williamsland und hier wurde am 24. Mai, 10 Meilen östlich vom Cap Herschel, ein Skelett, einige Kleider und ein Taschentuch mit einigen halbvermoderten Briefen gefunden. Am Cap Herschel fand man einen zerstörten Steinhaufen (Cairn) ohne Inhalt. Derweile war Hobson am 28. April nach Cap Felix gekommen. Hier fanden sich ein erhaltener Cairn, ein paar Zelte, Decken, alte Kleider, Reste einer Jagdstätte und einer magnetischen Station, aber kein Bericht. Zwei Meilen weiter entdeckte man abermals einen Cairn ohne Inhalt und einen dritten ebenfalls leeren drei Meilen nördlich von Point Victory. Am 6. Mai endlich wurde ein großer Cairn entdeckt, in welchem eine Zinnbüchse mit Nachrichten von Franklin niedergelegt war. Etwas südlicher an der Erebusbai fand sich ein Schlitten mit einem Boote und zwei Skeletten. Am 28. Juni waren alle Expeditionen, auch die resultatlose des Capitän Jung nach Prinz-Wales-Land, wieder am Schiffe. Am 9. August wurden die Anker gelichtet und am 21. September 1859 ankerte M'Clintock auf der Rhede von Portsmouth.

Am 29. Mai 1860 verließ Capitän C. F. Hall New-London in Connecticut, fuhr mit dem Walfischjäger „George Henry" und der Brigg „Amoret" nach der Baffinsbai und erreichte am 30. August Cumberland-Inlet; auf den mit Schlitten und Booten ausgeführten Reisen gelang es ihm, die Franklin'schen Schiffe an der Küste gescheitert zu entdecken. Auf denselben fand er viele erfrorne und zum Theil verstümmelte Leichen; übrigens war von den Eskimos Alles, was für sie irgend Werth haben mochte, von den Schiffen geraubt.

Damit enden die Franklinexpeditionen. Die Admiralität strich Franklin und seine Mannschaft als todt aus den Marinelisten aus. Sämmtliche Expeditionen zusammen hatten die ungeheure Summe 1,000,466 Pfd. Strl. in Anspruch genommen. Sieht man von dem erhebenden Bewußtsein ab, jedes Mittel zur Rettung von Menschenleben angewendet zu haben, so sind die Resultate immerhin höchst dürftig und lassen noch Vieles unaufgeklärt, ja selbst in den Schleier des Räthselhaften gehüllt, bestehen. Man kann die sämmtlichen aufgefundenen Spuren nach Anleitung der beiden sehr kurzen von Franklin selbst und von Fitzjames, dem Capitän des „Erebus" herrührenden Nachrichten, die am 6. Mai 1858 in der Nähe von Point Victory gefunden wurden, kurz so zusammenfassen: Franklin wurde, wie früher erwähnt ist, zuletzt am 26. Juli 1845 von Capitän Dannet in der Baffinsbai gesehen; er ging dann nach der Beecheyinsel, wo er von 1845 auf 1846 überwinterte und mehrere Schlittenexpeditionen am Wellingtoncanal nach Norden machte. Im Sommer 1846 fuhr Franklin bis etwa zum 77. Grade nördlicher Breite den Wellingtoncanal hinauf, wendete sich dann westlich und dann durch die Straße zwischen Bathurstland und Cornwallisland wieder nach Süden und in den Melvillesund. Von hier ging Franklin zwischen Prince of Walesland und Victorialand durch bis in die Nähe von King Williamsland, wo seine Schiffe am 12. September 1846 einfroren. Hier starb Franklin am 11. Juni 1847. Am 22. April 1848 wurden die noch immer eingeschlossenen Schiffe von dem größten Theile der Mannschaft verlassen, in der Absicht mit Booten und Schlitten den großen Fischfluß und durch Verfolgung desselben die Niederlassungen der Hudsonsbaicompagnie zu erreichen. Schon auf dem Wege unterlagen Viele, wie die gefundenen Skelette beweisen, und der Rest scheint an der Mündung des großen Fischflusses untergegangen zu sein. (Fortsetzung folgt.)



Ravenna.

Von

Herman Riegel.

Unter den Städten Italiens behauptet Ravenna seine eigenthümliche und einzige Stelle. Seine Geschichte und seine Denkmäler finden nirgends ihres Gleichen, und sie sind die einzigen großen Urkunden, aus denen wir den kunstgeschichtlichen Uebergang aus dem römischen Alterthum in das abendländische Mittelalter erkennen können. Denn als Rom von der Höhe der Welthauptstadt herabgestiegen war, wurde Ravenna für lange Zeit der Mittelpunkt Italiens und all der Dramen, die in jenen Jahrhunderten auf diesem classischen Boden abgespielt wurden. Ja selbst als es politisch in Unbedeutendheit zurücksank und Rom ein neuer Mittelpunkt Italiens und der Welt wurde, versuchte es gegen dies Ereigniß sich zur Wehr zu setzen, nachdem es schon früher sich angestrengt hatte, dem Bischofe von Rom den kirchlichen Vorrang streitig zu machen.

Rom hatte nämlich durch die Pipin'sche Schenkung im Jahre 755 einen Theil der Romagna und die anconatischen Marken erhalten und hierdurch die weltliche Herrschaft des Papstthums gegründet. Ravenna nun war wahrscheinlich im Jahre 728 dem Exarchat durch den longobardischen König Luitprand entrissen und wurde dann, als auch das Longobardenreich gefallen war, vom Papste beansprucht, als sei es in jener Schenkung mit inbegriffen. Allein der Erzbischof von Ravenna widersetzte sich, und die Stadt blieb lange Zeit, geschützt durch den Kaiser, unter der Regierung ihres Erzbischofs im Widerstande gegen Rom bestehen. Erst nach den mannigfachsten Wechselfällen der Geschichte wurde es im Jahre 1509 durch Julius II. erobert und dem Kirchenstaate einverleibt.

Während einer langen Periode der Geschichte war so die Herrschaft und königlicher Glanz auf Ravenna übergegangen; während Rom belagert, erstürmt und zerstört wurde und eine Völkerwoge nach der andern über die Gefilde Italiens verheerend sich ausgoß, entstand hinter den festen Wällen von Ravenna Kirche und Palast, in eigenthümlicher Kunst und mit reichem Schmucke aufgeführt. Nur wenige Jahreszahlen darf man sich zurückrufen. Mit dem Tode Theodosius des Großen im Jahre 395 zerfiel das Römerreich in Morgen- und Abendland, und 404 erhob Honorius das überaus feste Ravenna, das damals noch eine Lagunenstadt, ähnlich wie Venedig, war, zur kaiserlichen Residenz. 476 ging das weströmische Reich unter. 493 nahm Theodorich der Große als König der Gothen und Italer Besitz von Ravenna. 540 rückte Belisar, der Feldherr des Kaisers in Byzanz, in die Stadt ein und errichtete das griechische Exarchat.

Die einfache Betrachtung dieser Jahres-

zahlen schon würde lehren, daß für Ravenna die Jahre 404 und 493 die ungleich bedeutendsten waren, denn in beiden zog eine neue großartige Herrschaft, deren Glanz die Entfaltung reger baulicher und künstlerischer Thätigkeit herbeiführen mußte, in seine Mauern ein. Diesen naheliegenden Schluß bestätigen die Denkmäler, welche sich in zwei große Bauperioden gliedern, sodaß die ältere der Zeit des Honorius und der Galla Placidia, also der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, die andere aber der Zeit des Theodorich, der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, angehören.

Um sogleich einen sicheren Grund für weitere Betrachtungen zu finden, wird es am besten sein, die hauptsächlichsten Denkmäler kurz zu schildern. Hierbei müssen wir uns gegenwärtig halten, daß Ravenna eine blühende und feste Seestadt, das Bollwerk Italiens bereits war, als Honorius seine Hofhaltung aus Mailand dorthin verlegte. Unter Augustus zwar noch unbedeutend, erhob es sich doch schnell durch die Häfen und die neue Colonie Caesarea, die dieser Kaiser gründete. Sein Wohlstand wird gerühmt, und es muß deshalb Wunder nehmen, daß sich von dieser antiken Stadt so gut wie keine örtliche Spur erhalten hat, und daß selbst in die altchristlichen Bauten kein antikes Baumaterial übergegangen ist. In Rom war es selbstverständlich, daß man zur Herstellung der Basiliken Säulen und Werkstücke von Tempeln und Hallen nahm, und auch an andern Orten ist dieses sogar gesetzlich vorgeschriebene Verfahren beobachtet worden, so lange der Schatz antiker Bauwerke noch nicht erschöpft war. Man darf nur aus späterer Zeit die Kirchen von Lucca und den herrlichen Dom von Pisa nennen, in dessen Innern an 150 antike Prachtsäulen stehen. Erwägt man nun, daß die Beraubung antiker Denkmäler zum Zwecke neuer Bauten zu Rom selbst noch im vorigen Jahrhundert als ein christliches Werk angesehen wurde, so muß es in der That einiges Staunen erregen, daß von den Säulen und Architekturtheilen der Denkmäler Ravenna's nichts dem Alterthume angehört. Sei es nun, daß im alten Ravenna außer Hafen und Kriegsbauten nur wenige Prachtgebäude neben den Wohnungen der Bürger waren, sei es, daß der Glanz Ravenna's gesunken und nur die feste Lage der Stadt noch geschätzt war: die Uebersiedelung des Hofes rief schnell aus dem Nichts eine große Zahl von Prachtbauten hervor, welche uns infolge jener glücklichen Fügungen in dem, was von ihnen auf uns gekommen ist, die künstlerischen Gedanken und Leistungen einer Zeit rein und klar veranschaulichen, von der wir sonst in kunstgeschichtlicher Beziehung nur eine sehr geringe Kenntniß besitzen.

Der älteste Kirchenbau in Ravenna, von dem wir wissen, ist der alte Dom, der vielleicht noch vor der Erhebung der Stadt zur Residenz entstand, der aber der barocken Barbarei des vorigen Jahrhunderts erlag. Er war eine wahrscheinlich fünfschiffige, reich geschmückte Basilika und nannte sich nach seinem Gründer, dem Bischof Ursus, Basilica Ursiana. Bald darauf wurde von dem Bischof Petrus eine andere große Kirche in Classe und von dem Kämmerer des Honorius, Lauritius, eine dritte, dem heiligen Lorenz geweihte, in Caesarea angelegt. Auch diese beiden Basiliken sind verschwunden, jene schon früh infolge eines Erdbebens, diese im Jahre 1553 durch päpstlichen Vandalismus. An den Dom des Ursus schloß sich eine Taufkirche und das Bischofshaus. Jene ist gänzlich und von diesem ist eine ausgezeichnete Capelle auf uns gekommen.

Die Taufkirche wurde vom Bischof Neo, wahrscheinlich um's Jahr 430 und unter Einfluß der Galla Placidia glänzender erneuert, so wie wir sie jetzt noch sehen. Sie ist ein achteckiger Bau mit einer in zwei Stockwerken gegliederten Architektur des Innern. Außen zeigt sich nur einfaches Ziegelmauerwerk, das jedoch in den Fensterbogen und dem Hauptgesims bereits entschieden mittelalterliche Motive aufweist. Das Innere aber ist um so reicher. In den acht Ecken sind unten korinthische, im oberen Stocke ionische Säulen angeordnet, zwischen denen sich Bögen ausspannen. Eine halbkreisförmige Kuppel schließt das Ganze und bildet das älteste Denkmal des Ueberganges aus dem Achteck in den Kreis, der im byzantinischen Stile von Bedeutung ist. Alle die durch diese Architektur entstandenen Wandbogen und Gewölbeflächen wurden nun theils mit kostbarem Marmor, theils mit Mosaiken bekleidet. Die letzteren beanspruchen den Vorzug größter Merkwürdigkeit, da sie in ihrer Theilung und

ihren Ornamenten entschieden den pompejanischen Malereien verwandt und da sie durch die dargestellten Gegenstände in kunst- und religionsgeschichtlicher Beziehung höchst bedeutend sind. Der Charakter pompejanischer Ornamentirung tritt hier unter allen uns erhaltenen Denkmälern zum letzten Male und zwar bereits völlig im Dienste des christlichen Gedankens auf. Man sieht da die allbekannten gemalten Wandarchitekturen mit ihren dünnen Säulchen und ihren phantastischen Constructionen, aber statt der schwebenden Bacchantinnen, statt der Eroten steht ein Altar mit der Hostie, ein Grab, aus dem die Lilie aufsprießt und Aehnliches mehr da. Das Mittelbild der Kuppel stellt die Taufe Christi dar, der im Flusse steht, während Johannes die Schale mit dem heiligen Wasser über ihn ausgießt und die Taube oben sichtbar ist. Der Jordan ist als Flußgott personificirt und schaut dem Vorgange zu. Quast will erkannt haben, daß dieser ein Handtuch zum Trocknen darreiche, und auch Förster nimmt für ihn diese Hülfeleistung in Anspruch; ich habe jedoch von einem Handtuch nichts entdecken können, sondern muß den betreffenden Gegenstand für das Gewand des Flußgottes halten. Hierüber setzt eine Vergleichung mit einer ähnlichen Darstellung in dem andern Baptisterium Ravenna's in's Klare. Sehr interessant bleibt aber die Wahrnehmung, daß ohne das geringste Bedenken der Flußgott menschliche Gestalt annehmen durfte und zwar in demselben Bilde, wo der Mensch gewordene Gottessohn die Weihe der Taufe empfing. Man sieht auch hieraus, wie mächtig die antike Vorstellungsweise fort und fort sich erhielt, wie sie neben neu andrängenden Gedanken und Formen sich behauptete und selbst noch stark in's späte Mittelalter hinein spielte. Diese merkwürdige Kirche nun macht uns sogleich mit einem Hauptvorzuge Ravenna's, den alten prächtigen Mosaiken, auf eine gleichsam classische Weise bekannt, denn diese Bilder bezeugen uns das gegenseitige Durchdringen christlicher Gedanken und antiker Kunsttradition, und sie veranschaulichen uns ein Ganzes, das auf jener Grundlage die Bahn eines neuen, selbständigen Geistes eröffnet.

Die Entstehungszeit der Capelle im jetzigen Palaste des Erzbischofs ist nicht ganz sicher, doch gehört sie allem Vermuthen nach auch in jene Zeit um das Jahr 430. Sie besteht aus einem quadratischen und einem quer dahinterliegenden oblongen Raume: jener ist mit einer böhmischen Kappe, dieser mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Aber hier ist weniger die bauliche Anlage als der Mosaikenschmuck von Bedeutung. Am Gewölbe der Kuppel halten vier Engelsfiguren das Monogramm Christi und zwischen ihnen sind die vier Evangelienbücher mit ihren Symbolen angebracht. An der unteren Seite der Gurtbögen aber haben die Brustbilder der Maria, der zwölf Apostel und zahlreicher Märtyrer und Märtyrerinnen ihre Stelle gefunden. Die vorzügliche Wohlerhaltenheit dieses kleinen Denkmales verleiht ihm einen großen Werth.

Es kann uns nicht wundern, daß wir bei allen diesen Unternehmungen niemals den Namen des Kaisers Honorius antreffen, denn seine körperliche wie geistige Verkommenheit machte ihn zu nichts Anderem fähig, als in seinem Palaste ein elendes Feiglingsleben hinzuträumen. Nur für den Bau dieses Kaiserpalastes wird er gleich nach seiner Ansiedlung in Ravenna gesorgt haben; doch ist uns von demselben keine Spur oder Nachricht erhalten. Anders gestalteten sich aber die Dinge, als zwei Jahre nach seinem Tode seine Schwester, die heroische Tochter des großen Theodosius, Galla Placidia, für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft übernahm. Dies geschah im Jahre 425.

Galla Placidia war in ihrer Jugend nach dem Tode ihres Vaters von Constantinopel nach Rom übergesiedelt und befand sich noch hier, als im Jahre 408 die Ersten der nordischen Fremdlinge, die gothischen Heldenschaaren unter Alarich, vor die Mauern der Siebenhügelstadt rückten. Die Noth in der Stadt wurde groß und die Wuth des Volkes richtete sich gegen die Wittwe des Mannes, den eben der Hof wegen eines vorgeblichen Einverständnisses mit dem Feinde zu Ravenna an der Schwelle einer Kirche hatte ermorden lassen. Denn so endete schmachvoll der berühmte Stilicho, ein Vandale von Geburt, und in Rom wurde alsobald seine Wittwe Serena unter dem Scheine des Rechtsweges durch Erdrosselung ermordet. Galla Placidia, die Schwester des Kaisers, bestätigte dies Urtheil für die Nichte ihres eigenen Vaters. Rom kaufte sich von der Belagerung los,

aber bereits 410 stand Alarich wieder vor denselben Mauern. Er drang nächtlicher Weile ein und durch das salarische Thor ergossen sich die siegenden Gothen. Galla Placidia fiel, einundzwanzig Jahre alt, in die Hände Alarich's, dessen Heereszuge sie, mit Ehre und Anstand behandelt, folgte. Ihre Erscheinung entzündete eine Leidenschaft im Herzen Athaulf's, des Schwagers und Nachfolgers von Alarich, aber erst im Jahre 414 entschloß sich die stolze Kaiserstochter, dem blonden Barbaren ihre Hand zu reichen. Doch schon im nächsten Jahre fiel Athaulf als Opfer einer wilden Rache; der Placidia wurde unwürdig begegnet und sie mußte inmitten einer Schaar von Gefangenen zwölf Meilen vor dem Pferde des Mörders zu Fuß einhergehen. Diese Barbarei empörte die Gothen, sie erschlugen den Mörder und der neue König, Wallia, lieferte auf Grund eines Vertrages später die Placidia an den Hof von Ravenna aus. Hier vermählte sie sich im Jahre 417 mit Constantius, dem sie zwei Kinder, Honoria und Valentinian, brachte. Doch nicht lange dauerte ihr Aufenthalt in Ravenna, da Constantius schon 422 starb und eine Entzweiung mit ihrem Bruder Honorius sie nöthigte, nach Constantinopel überzusiedeln. Honorius starb 423, und der Usurpator Johannes, der sich in Ravenna die Krone angemaßt hatte, war bald besiegt, sodaß Placidia und ihre Kinder im Jahre 425 wieder nach Ravenna zurückkehren konnten. Von nun an führte sie die Regentschaft für den Knaben Valentinianus III. Im Jahre 450 starb sie zu Rom, doch ward ihre Leiche nach Ravenna übergeführt. Dieses heroische Weib, deren Schicksale einem Romane gleichen und deren Seele großartige Züge mit verbrecherischen Erbärmlichkeiten vereinigte, spielte nun den Mäcenas in der ersten Bauperiode der Blüthe Ravenna's.

Und nicht unwürdig that sie es. Denn wir würden aus den Denkmälern, die sie hinterlassen hat, auf sie als eine hochbegabte, kraftvolle Frau schließen und ein reineres Bild von ihr gewinnen müssen, als die Geschichte uns zeigt. Ihre erste That nach der Uebernahme der Regierung war die Lösung eines Gelübdes. Als sie nämlich mit der Flotte von Byzanz ausgesegelt war, um das Reich dem Usurpator Johannes zu entreißen, war sie von einem heftigen Sturme betroffen worden, der sie und ihre Kinder in Lebensgefahr brachte. Damals gelobte sie eine Kirche dem Evangelisten Johannes zu bauen, wenn sie glücklich nach Ravenna käme, und diese Kirche ist uns noch, wiewohl verunstaltet, erhalten. Es ist eine dreischiffige Basilika mit zweimal zwölf herrlichen Säulen von dunkelgrauem prokonnesischen Marmor, welche korinthische Capitäle aus weißem Marmor von überraschend edlem Stile tragen. Ueber den Capitälen liegt die byzantinische Kämpferplatte, die bei allen Säulen in Ravenna zu jenen Zeiten sich findet, die aber hier noch ein künstlerisches Leben durch eine auf antikem Schönheitssinn beruhende Gliederung und Ornamentirung empfangen. Wenn schon diese edleren Formen aus kunstgeschichtlichen Gründen vermuthen lassen, daß die Architekturtheile dieser Basilika in Constantinopel gearbeitet wurden, so scheint eine solche Annahme die Art des Marmors, der von der Insel Prokonnesos, jetzt Marmora, stammt, vollkommen zu bestätigen. Die Pracht der Mosaiken, womit die Kirche geschmückt war, erregt noch in der Beschreibung unser Staunen, und die Phantasie wird durch ein Trümmerstück derselben, wo jene Rettung aus der Gefahr des Meeres durch die Wunderkraft des Johannes dargestellt ist, angeregt, sich die alte Herrlichkeit zu ergänzen. Die Unbill der Zeit und vornehmlich die Barbarei der Barockperiode hat aber alles dieses vernichtet.

Nach und nach entstanden andere Kirchen in erheblicher Zahl. S. Agata, eine kleine dreischiffige Basilika, ist uns ziemlich erhalten, S. Giovanni Battista aber hat sich im 17. Jahrhundert einem sehr durchgreifenden Umbau unterwerfen müssen. Der Kirche S. Pietro, jetzt S. Francesco, ist ihre räumliche Anlage und ihre Säulenstellung zwar geblieben, allein das Innere ist sehr entstellt, wie denn z. B. die alten Capitäle geschmacklos mit Gyps umkleistert wurden. S. Agnese, S. Zaccaria und leider auch S. Croce, eine große in Kreuzform gebaute Kirche, sind untergegangen. Ebenso hat den Palast, welchen Galla Placidia sich erbaute, die Zeit verschlungen.

Jedoch ist ein Denkmal aus jenen Tagen auf uns gekommen, dessen Wohlerhaltenheit und Eigenthümlichkeit es zu einem werthvollen Edelstein im Schatze altchristlicher Kunst machen. Es ist die kleine Grab-

kirche S. Nazario e Celso, die Galla Placidia für sich und ihre Angehörigen errichtete. In einem einsamen Winkel der Stadt Ravenna wird jetzt der Reisende durch das Thor einer Gartenmauer geführt; da erblickt er ein kleines unscheinbares Häuschen, aus Ziegeln aufgebaut, und in eben dieses wird er eingeladen zu treten. Der Geist eines längst entschwundenen Jahrhunderts weht plötzlich um ihn; durch kleine Fenster dringt ein schwaches Licht ein, geheimnißvoll schauen die musivischen Gestalten auf ihn herab und ernst blicken ihn die marmornen Todtenschreine an. Fast genau sieht Alles noch so aus, wie einst, als hier die im Leben mächtigen Todten mit kaiserlichem Glanze beigesetzt wurden, und wie von der Gegenwart abgeschieden, versenkt sich der Geist in die Betrachtung dieser Dinge und ihrer Geschichte.

Die kleine Kirche bildet ein lateinisches Kreuz von einundvierzig Fuß Länge und dreiunddreißig Fuß Breite. Die Arme des Kreuzes sind gradlinig geschlossen und mit Tonnengewölben überdeckt; über der Vierung jedoch erhebt sich ein überhöhtes Quadrat, das mit einer sogenannten böhmischen Kappe gewölbt ist. Diese Anordnung giebt dem kleinen Werke einen erheblichen baugeschichtlichen Werth, denn es ist nicht nur das älteste Denkmal, das die bewußte und klare Anwendung der Kreuzform im Grundriß zeigt, sondern es giebt zugleich im Aufbau einen neuen Gedanken an, der später im Mittelalter eine glänzende Rolle spielte. Mit Sicherheit und Glück ist nämlich das Motiv der Hängekuppel, wenn auch in sehr ursprünglicher Gestalt, mit der Kreuzesform in Verbindung gebracht, und so das älteste Beispiel einer gewölbten Kreuzkirche mit überhöhter Kuppel über der Vierung hingestellt. Diesem Ruhme gesellt sich nun weiter der herrliche Mosaikenschmuck und die Reihe der Sarkophage hinzu, um das Grabkirchlein zu einer ungewöhnlichen Bedeutung zu erheben.

Die Wandflächen bis zum Kämpfergesims waren ohne Zweifel einst mit kostbaren Marmorplatten belegt, die jedoch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Alles über dem Kämpfergesims liegende ist musivisch verziert. In der Kuppel sieht man auf blauem Grunde inmitten des Sternenhimmels das Kreuz und an den Senkungen die vier evangelischen Symbole. Die vier Schildbögen des überhöhten Quadrates zeigen je zwei Propheten und zwischen denselben je zwei Tauben mit dem Wasser des Lebens. Die Gewölbe der vier Kreuzesarme sind mit schönem Ornament bedeckt, doch haben die vier Lünetten wieder figürliche oder symbolische Darstellungen erhalten. Am Kreuzeshaupte ist Christus angebracht, wie er eine schlechte Schrift verbrennt und die vier Evangelienbücher in einem Schranke verwahrt; gegenüber aber, an der Eingangsseite, ist er als guter Hirte, hier wie dort in jugendlicher Gestalt aufgefaßt. Die Lünetten der Querarme wiederholen einen und denselben Gegenstand, nämlich zwei Hirsche zu den Seiten eines Brunnens, ein Symbol, das bekanntlich in dem Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach Wasser" u. s. w. seine Deutung findet. Die Zeichnung des Ornamentes ist zum Theil noch sehr schön und vom Verständniß der Antike zeugend.

In diesem prächtigen Raume stehen nun fünf Todtenkästen, zwei im Langarme rechts und links vom Eingange, angeblich mit der Asche der Vormünder und Erzieher des Valentinian; zwei andere größere an den Enden der Querarme, die mit den Namen des Constantius, des Valentinian, der Honoria und des Honorius in Verbindung gebracht werden; und am Kreuzeshaupte der mächtige Sarkophag der Galla Placidia selbst. In der Mitte des Ganzen aber, unter der Kuppel, befindet sich ein Altar, ehrwürdig und merkwürdig durch Alter und Gestalt. Der Schrein der Placidia, schwerfällig aus griechischem Marmor gehauen, hat eine beträchtliche Höhe. Aufrecht auf einem Throne von Cedernholz saß im kaiserlichen Schmucke die Leiche dort, ein Gegenstand der Verehrung für fromme, wundersuchende Wallfahrer. Ein Spalt im Sarkophage ließ das Auge in die Dunkelheit eindringen und schaudernd die schattenhaften Umrisse ahnen. Aber am 3. Mai 1577 brachte man ein hineingehaltenes Licht der Leiche zu nahe, die Gewänder fingen Feuer und der mehr als tausendjährige Staub sank in Asche. So setzte die Sage weit über den Tod hinaus den Lebensroman dieser außerordentlichen Frau fort und schuf ein Seitenstück zu der thronenden Kaiserleiche Karl's des Großen in Aachen.

Welch ein Abstand aber ist es nun von den Kaisermausoleen eines Augustus, eines

Hadrian zu dieser kaiserlichen Grabcapelle! Noch war es dieselbe Krone des Augustus, die auch ein Honorius, ein Valentinian trug, aber nicht größer kann der politische Unterschied zwischen Beiden sein, als es der Gegensatz der inneren Umwandlung ist. Von all jener Säulenpracht, jenen Riesenbauten ist nichts geblieben. Hinter das unscheinbarste äußerliche Kleid hat sich eine strenge Pracht verborgen, die ebenso den damaligen Zug der Seele nach überirdischen Geheimnissen ausspricht, wie sie uns jetzt noch in ihren symbolischen Formen und Gestalten, in ihrem reichen Farbenglanze und in ihrem schwermüthigen Ernste geheimnißvoll anregt. In das Innere eines geweihten Hauses hat sich die ganze cäsarische Herrlichkeit gezogen, von aller Wirkung auf Welt und Menschen sich weit entfernt und sich gläubig unter das in der Mitte der Kuppel prangende Kreuz gebeugt.

Diese kleine Kirche und alle die andern eben genannten Bauten entstanden durch die Thätigkeit und die Frömmigkeit der Galla Placidia; doch man wird ihr auch einen Antheil an dem zuerst erwähnten Baptisterium und der bischöflichen Hauscapelle nicht vorenthalten dürfen, sodaß denn ihre Regierung für Ravenna eine Periode des Glanzes und der Blüthe war. Reichlich hatte sie vorgesorgt und allen Bedürfnissen im Voraus genügt, sodaß ihre Nachfolger nicht einmal die Aufforderung und den Anlaß zum Bauen haben konnten. Politische Stürme beunruhigten ohnedies heftig die letzten, gezählten Jahre des Römerreiches, und auch Odoaker's Herrschaft fand nicht die nöthige Muße, künstlerisch irgend Etwas zu wirken. Erst mit dem Siege Theodorich's des Großen beginnt eine vorübergehend bessere Zeit für Italien, für Ravenna aber eine neue Glanzzeit, die zweite Periode seiner Blüthe.

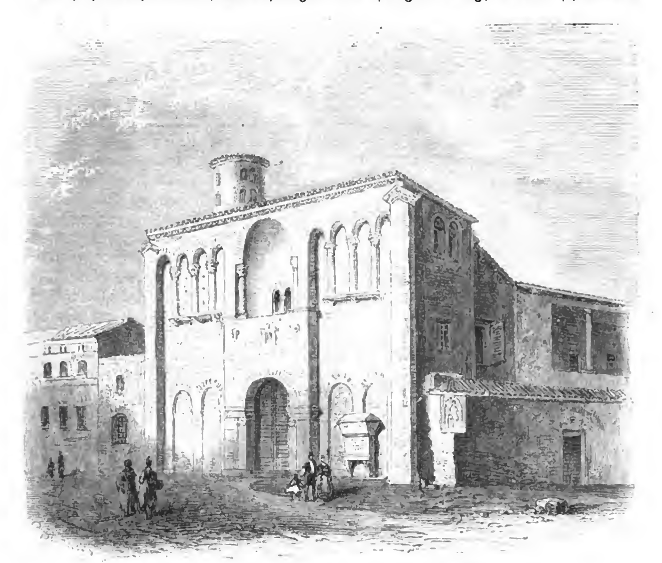


San Vitale

Mit Theodorich treten zwei neue weltgeschichtliche Elemente, die im Stillen zwar schon längst gewirkt hatten, nun offen in die Kunstentwicklung zu Ravenna ein: das

Gothenthum und der Arianismus. Aber die Einwirkung ist auch jetzt nicht eine unmittelbar künstlerische, sondern eine allgemeine. Deshalb pflanzen sich im Ganzen dieselben Formen und derselbe Stil fort. Das Gothenthum aber brachte einen frischen Geist und kraftvolle Gesundheit mit, der Arianismus die Forderung neuer kirchlicher Gebäude.

Es ist hier nicht der Ort, Betrachtungen anzustellen über die geschichtliche Berechtigung des Arianismus und die inneren und äußeren Ursachen seines Unterganges; genug, daß die Gothen und mit ihnen fast alle deutschen Stämme Arianer waren. Als die Ostgothen unter Theodorich Besitz von Italien ergriffen, blieb die römische Kirche unangetastet im Besitze aller ihrer Gebäude und ihrer geistlichen Herrschaft. Die Toleranz des großen Gothen, dessen Meinung war, daß er „über die Religion nicht herrschen könne, weil Niemand sich zwingen lasse, wider Willen zu glauben," wird selbst von seinen Feinden gerühmt. Auch in seiner Hauptstadt Ravenna entriß er nicht eine einzige der zahlreichen Kirchen dem römischen Cultus, und so ward es denn nothwendig, neue Kirchen für den arianischen Cultus zu bauen. Soviel wir wissen, gingen sechs große arianische Kirchen in die nächste Periode Ravenna's, die Zeit des Exarchates, über. Zwei dieser Kirchen, die des heiligen Eusebius und die des heiligen Georg, wurden schon um's Jahr 800 niedergerissen; zwei andere, die des heiligen Sergius in Classe und die des heiligen Zeno in Caesarea, sind ebenfalls untergegangen, sodaß wir nur zwei Kirchen jetzt noch besitzen, die einst thatsächlich arianisch waren. Es sind dies S. Spirito mit dem arianischen Baptisterium und S. Apollinare in der Stadt. Sämmtliche Kirchen aber wurden alsobald nach der Aufrichtung des Exarchates unter Einziehung ihrer Güter für den römischen Cultus, meist durch den Bischof Agnellus, geweiht. Außer diesen Bauten sind uns ein Rest vom Palaste des Theodorich und sein



Das Schloß Theodorich's des Großen (Palazzo del Re Teodorico).

Grabmal erhalten, sodaß wir denn auch hier eine überaus reiche Bau- und Kunstthätigkeit wahrnehmen.

Die Kirche S. Spirito, eine dreischiffige Basilika von zweimal neun Säulen mit nicht besonders schönen korinthisch-byzantinischen Capitälen, scheint die Bedeutung des arianischen Domes gehabt zu haben, worauf man aus dem dazu gehörigen Baptisterium schließen darf. Dies letztere, ein achteckiger Centralbau, doch kleiner als das römische Baptisterium am Dome, ist bis auf die Mosaiken der Kugel vollkommen entstellt, und diese stammen wahrscheinlich nicht mehr aus der Zeit der Gothen, sondern gehören dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des Exarchates an. Die Anordnung der musivischen Darstellungen ist ebenfalls jener im römischen Baptisterium, wie schon dort angedeutet wurde, verwandt. In der Mitte befindet sich ein Rundbild mit der Taufe Christi, welcher der personificirte Flußgott des Jordan, feierlich dasitzend, zusieht. Im Ringe um dieses Mittelbild herum ist der Thron Christi dargestellt, zu dem hin von beiden Seiten die Apostel unter Führung des Petrus und Paulus verehrend sich bewegen. Auf dem Throne aber sitzt nicht Christus in persönlicher Gestalt, sondern es ist an seiner Stelle daselbst das Kreuz angebracht.

Die prächtigste Anlage des Theodorich aber war sein Königsschloß und unmittelbar neben demselben die Hofkirche. Die letztere ist unter dem Namen S. Apollinare nuovo auf uns gekommen, von jenem aber steht nur ein geringes, trümmerhaftes Stück, das mehr unsern Scharfsinn und unsere Einbildungskraft herausfordert, als daß es uns belehren und erfreuen könnte. Man hält dasselbe für den Mitteltheil der Straßenfaçade, indem man sich durch die örtliche Lage und das mittlere Eingangsthor bestimmen läßt. Zu den Seiten dieses Einganges sind je zwei vermauerte Bögen, und im oberen Stocke befindet sich eine Nische, an die rechs und links gefällige Blendarkaden stoßen. Das Ganze ist ein Ziegelbau, dessen Theilung und Anordnung an das Hauptthor im Palaste des Diocletian zu Spalatro erinnert. Dieser Fingerzeig veranlaßt uns, daß wir uns vergegenwärtigen, wie einst Theodorich in Byzanz erzogen war, wie er die dortigen Paläste genau kennen mußte, wie er zu Rom selbst im Cäsarenpalaste auf dem Palatin gewohnt, wie er Architekturstücke vom verfallenden Palaste der Pincier aus Rom nach Ravenna schaffen ließ. Wir nehmen also gewiß mit Recht an, daß das gothische Königsschloß wesentlich nach dem Vorbilde römischer und byzantinischer Kaiserpaläste erbaut gewesen sei. Von seiner Pracht aber wird uns in Chroniken erzählt. Des Königs Bildniß war an den vornehmsten Stellen in Mosaik zu sehen, und vermuthlich im großen Vorhofe stand sein Reiterbild in vergoldetem Erz. Theodorich hielt am linken Arme den Schild empor, mit der rechten Hand schwang er den gewaltigen Speer. Wenn es befremden könnte, daß ein Mann von dem seltenen Charakter des großen Gothen sich selbst in seinem Palaste ein Denkmal errichtet habe, so darf man nicht vergessen, daß es mehr als wahrscheinlich ist, dies Reiterbild sei aus Constantinopel, wo es der Kaiser Zeno Isauricus aufgestellt hatte, später nach Ravenna geschickt. Jedenfalls ist man berechtigt, das bessere der zulässigen Motive vorauszusetzen. Dieser Palast war unversehrt, als Karl der Große im Jahre 800 nach Ravenna kam und von seiner geschmackvollen Pracht angezogen, Säulen und anderen Schmuck fortführte zum Bau des neuen Kaiserschlosses in Aachen. Auch das Reiterbild des Theodorich wurde ebendahin versetzt. So leitete sich der allgemeine Verfall dieses Palastes ein, der jedoch in seinen letzten Trümmerstücken noch den Namen des großen Gothenkönigs bewahrt hat. Der Ravennate nennt es noch heute Palazzo del Re Teodorico.

Glücklicher war das Schicksal der arianischen Hofkirche. Sie wurde beim Uebergange zum römischen Cultus dem heiligen Martin geweiht, später jedoch, als man im neunten Jahrhundert den Leichnam des heiligen Apollinaris aus Furcht vor den Sarazenen von Classe nach der Stadt in diese Kirche geflüchtet hatte, S. Apollinare nuovo oder in città genannt. Theodorich ließ die vierundzwanzig herrlichen Säulen aus griechischem grauen Marmor, welche die drei Schiffe dieser Basilika scheiden, sammt den Capitälen und Archivolten in Byzanz anfertigen. Alle diese Architekturtheile zeichnen sich durch antike Formenreinheit aus und bezeugen, wie lange die unmittelbare griechische Kunsttradition im

Oriente sich lebendig erhielt. Die Seitenschiffe wurden später zwar umgebaut und die Tribüne in den unvermeidlichen Zopfstil umgestaltet; dennoch hat diese Kirche in überraschender Vollkommenheit den Charakter ihrer Entstehung bewahrt. Hierzu tragen wesentlich die berühmten Mosaikfriese bei, welche rechts und links im Mittelschiffe über dem horizontalen Schlußgesims der Säulenstellung und unter dem Fußgesims der Fensterreihen hinlaufen. Die Ansichten, ob diese Friese der Zeit der Gothen oder der der Byzantiner angehören, sind getheilt; die Meisten werden sich besonders aus kirchengeschichtlichen Gründen für die Letzteren entscheiden. Diese Friese stellen Huldigungszüge dar, die aus Ravenna und der Hafenstadt Classe ausgehen.

So hatte Theodorich für seine Religion und für den Glanz seines königlichen Hauses gesorgt; aber auch sein eigenes Grabmal errichtete er sich noch zu seinen Lebzeiten. Vor den Thoren von Ravenna, gegenüber der nördlichen Ecke dieser Stadt, liegt das Heldengrab, und wenn heute der wißbegierige Fremdling auf den eisernen Schienen in Ravenna einfährt, ist der erste Gruß, den ihm dieser merkwürdige Ort entgegenbringt, der Anblick von Theodorich's Grab. Denn hart zwischen der Stadtmauer und dem Grabmale läuft die Eisenbahn hindurch. Auf einem breiten Rasenwege, der von Pappeln und Akazien eingefaßt ist, nähert man sich ihm und erblickt, in schöner Perspective sich darstellend, das würdige Denkmal, das still und feierlich daliegt, groß im Geiste gedacht und gewaltig kühn in der Arbeit. Zwar hat seine alte Herrlichkeit gelitten. Das untere Stockwerk des zehneckigen Baues steckt jetzt im Wasser, dem oberen sind die architektonischen und bildnerischen Zierrathen geraubt, das Innere alles Inhaltes und Schmuckes entkleidet. Zwei schmale Flügeltreppen führen seit dem Jahre 1780 auf den Umgang des oberen Stockwerkes, das man dem römischen Cultus unter dem Titel S. Maria della Rotonda geweiht hat. Der Charakter dieses in der Kunstgeschichte einzigen Denkmales ist der einer Aneignung künstlerischer Gedanken aus der Glanzzeit des römischen Cäsarenthums durch den selbständigen deutschen Geist. Die große Seele des Theodorich mußte zu Rom die Mausoleen des Augustus, des Hadrian und die ungezählten Grabmäler der Appischen Straße bewundern, und sich zugleich auch der alten Gewohnheit des eigenen Volkes lebendig erinnern. Römische Cultur, Bildung und Kunst schätzte und schützte der Gothe, aber er wollte vor allem auch seine Kraft und Gesundheit sich bewahren. Und dieser Zug des Gothenthums, der in so vielen Verordnungen und Handlungen Theodorich's und seines Volkes beglaubigt wird, hat einen sprechenden künstlerischen Ausdruck in diesem Grabmale gefunden. Von Rom entlehnte es die allgemeine Idee und Form, ohne in die unsinnige Uebertreibung des Maßstabes zu verfallen; aber es hielt sich im Zierrath selbständig und gab sich die größte Eigenthümlichkeit dadurch, daß seine Decke mit Verschmähung des Gewölbebaues aus einem einzigen Felsblocke kuppelartig hergestellt ist. Aus Istrien hatte man dieses ungeheure Stück Kalkstein über's Meer geholt und an den Handhaben, die wir jetzt noch sehen, auf die Höhe des Baues gehoben. Gerechtes Staunen muß ein solches Unternehmen einflößen, das vor einem Gewichte von zehntausend Centnern nicht zurückschreckte. Der kühne Hünengeist der alten Germanen dringt hier noch einmal durch alle römische Cultur mächtig hindurch; aber zugleich deutet sich auch die spätere Entwicklung der germanischen Kunst in der Art an, wie hier neben rein antiken Formen römische Ornamentmotive, bereits in entschieden mittelalterlicher Weise umgestaltet, auftreten, und selbst wie hier sicher altnordische Motive wieder auftauchen. Durch alle diese Umstände ist das Grabmal des Theodorich nicht allein ein Spiegelbild der damaligen Zustände Italiens, in politischer wie culturgeschichtlicher Hinsicht, sondern es ist auch das älteste Denkmal und der ruhmreiche Anfang deutscher Baukunst. Die ursprüngliche Heldenkraft und die kernige Gesundheit unserer Vorfahren spricht sich in ihm deutlich aus, und nicht minder die ernste Größe ihres gesetzten Geistes und die glückliche Eigenschaft, leicht und schnell Bildung und Cultur zu erwerben.

Dies Grabmal zeigt uns somit ganz andere Eigenschaften als das der Galla Placidia, von dem es nur etwa durch 70 Jahre getrennt ist. Während hier bei allem Verzicht auf Darstellung und Wirkung nach außen der Gedanke der Gruft in dem einer

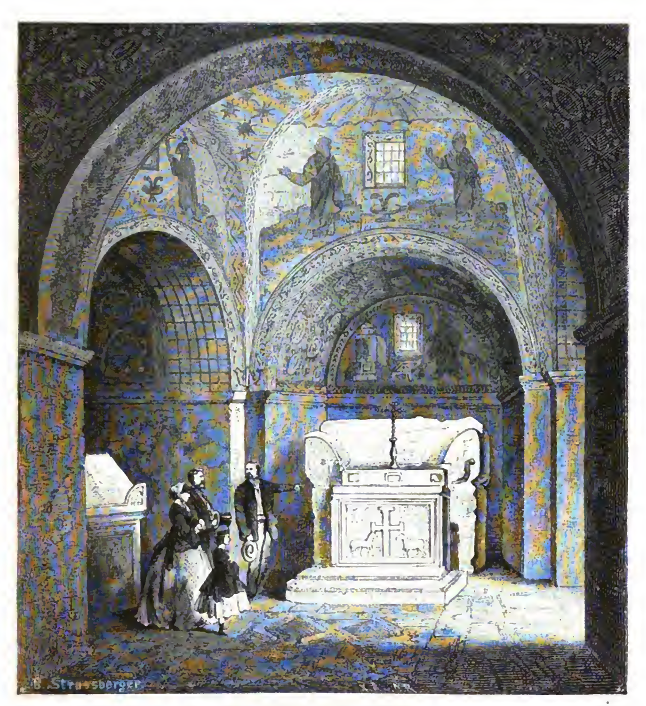
Kirche aufgegangen ist und das Innere der letzteren in seiner Grundform wie in seinem Schmucke als Erzeugniß eines hochgesteigerten, gläubigen Mysticismus sich zu erkennen giebt, so sehen wir dort die Idee der Herrschaft und die Erinnerung eines rauhen Heldenthumes kühn und mächtig zur Geltung kommen. Galla Placidia war am Schlusse ihres schicksalsvollen Lebens ganz in das Kirchenthum eingekehrt, und ihr Geist hatte einzig in diesen Dingen die ersehnte Ruhe gefunden; Theodorich aber blieb bis an sein Ende der König und Held. Und dieser Verschiedenheit entsprechen die beiden ausgezeichneten Grabmäler, die ein günstiges Geschick auf dem historischen Boden von Ravenna uns erhalten hat.

Als die Griechen unter Belisar infolge eines diplomatischen Betruges um Neujahr 540 in Ravenna einrückten, fanden sie im Grabmale des Theodorich die Todtenschreine des Königs und seines Enkels Atalarich, sonst wohl keinen, denn Amalasuntha, die kluge und große Tochter Theodorich's, war fern auf einer Insel im Bolsener See als das Opfer feindlicher Blutrache gefallen. Aber Belisar war zu staatsklug, als daß er dem Andringen der römischen Priester nicht gern hätte nachgeben sollen. Die arianischen Kirchen wurden für den römischen Cultus geweiht, die Gebeine des gothischen Heldenkönigs als des „fluchwürdigen Ketzers" in die vier Winde verstreut. Theodorich hatte es in den letzten Jahren seines Lebens, trotz der lange geübten Milde und Duldsamkeit nicht verhindern können, daß die byzantinischen Verfolgungen gegen die Arianer und die Haltung des römischen Klerus einen offenen Bruch zwischen ihm und dem römischen Stuhle herbeiführten. Denn er hatte geglaubt, durch Großmuth und Freundlichkeit einen dauernden Frieden mit Rom begründen zu können, und in dieser Meinung, die viele und gerade humane Männer bis auf diesen Tag theilen, hatte er sich getäuscht. Doch hat auch der Staub des mächtigen Mannes rohe Unbill erleiden müssen, um so lauter verkündet die Geschichte den Edelsinn und die Großthaten des Theodorich, und sein Ruhm lebt in der hohen Gestalt Dietrich's von Bern in den Gesängen der deutschen Heldensage unsterblich fort.

So ging mit dem Ausgange des Jahres 539 die Hauptstadt Italiens aus den Händen der Gothen in die der Byzantiner über. Doch erst fünfzehn Jahre später endete der furchtbare Kampf um den Besitz der Halbinsel, in welchem Thaten geschahen, die den Namen eines Totila und Tejas neben den eines Achill und Siegfried stellen. An den festen Mauern von Ravenna aber strandete die Woge des Krieges. Ruhig wurden unter ihrem Schutze die Künste des Friedens weiter geübt und die beiden berühmtesten Kirchen der Stadt zur Vollendung gebracht. Der blühende Wohlstand der zahlreichen Bevölkerung und die Toleranz der Gothenherrschaft waren der Anlage neuer Kirchen römischer Confession, wenn auch in verschiedener Weise, günstig. Und hierbei sehen wir einen Mann in den Vordergrund treten, der als Julianus Argentarius uns genannt, entweder ein reicher Privatmann, oder, was wahrscheinlicher, der Schatzmeister des Bisthums war. Im Todesjahre Theodorich's beginnt die Bauthätigkeit dieses Julianus, der nach und nach vier Kirchen zu Ende führte: S. Maria maggiore ist jetzt gänzlich umgebaut, S. Michele in Affricisco bis auf die Apsis zerstört, aber S. Vitale und S. Apollinare in Classe sind in verhältnißmäßig vorzüglichem Zustande uns erhalten.

S. Vitale wurde 526 begonnen, und zwar an einer Stelle der Stadt, die nun in engster Nachbarschaft diese Kirche, S. Maria maggiore, die Grabkirche der Galla Placidia und das zu dieser gehörige Kloster S. Nazario e Celso vereinigte. Der Bau wurde mit allen Kräften betrieben und so gefördert, daß schon sieben Jahre nach der Uebergabe Ravenna's die Weihe erfolgen konnte. Diese Kirche ist eines der baugeschichtlich bedeutendsten Denkmäler überhaupt und durch sehr viele Abbildungen und Risse allgemein bekannt. In der Entwicklungsgeschichte des Centralbaues nimmt sie eine ganz hervorragende Stelle ein und lehrt uns zugleich den Untergang antiken Formensinnes und das Hereinbrechen barbarischer Zierrathen kennen. Nach orientalischer Art ist die Kirche im Achteck angelegt; acht mächtige Pfeiler, zwischen denen ein reiches System von Säulennischen in zwei Stockwerken organisirt ist, tragen die berühmte Kuppel, die bei vierundfünfzig Fuß Spannweite aus zusammengesetzten Töpfen spiralförmig gewölbt ist. Diese Technik ist eine Erbschaft des Alterthums,

wie dies durch den auf solche Weise gemauerten Brennofen in der Gräberstraße zu Pompeji außer Zweifel gestellt wurde. Leider ist der einst ohne Frage überwältigende Eindruck dieser Kirche durch barocke Ausmalung des Innern gröblich entstellt. Die Wohlerhaltenheit des Chorraumes aber läßt ihn



Grabkirche der Galla Placidia.

ahnen, und auch in dem jetzigen Zustande wirkt die achteckige Form sehr günstig, besonders da die Nischen sammt den dahinter liegenden Umgängen die Theilung beleben und die Perspective sehr bereichern. Die Wirkung des alten bedeutenden Höhenverhältnisses hat durch die Aufschüttung des Bodens um etwa vier Fuß natürlich beträchtlich verlieren müssen.

Das Presbyterium, das wir in seinem ursprünglichen Zustande noch heute bewundern, besteht aus dem mit einem Kreuzgewölbe bedeckten Langchor und der halbkreisförmigen Apsis. Das Kuppelmosaik in der letzteren ist das älteste von allen, welche diesen ganzen Theil der merkwürdigen Kirche noch schmücken. In schöner, jugendlicher Gestalt thront daselbst Christus auf der Weltkugel mit dem Evangelienbuche in der Linken; mit der rechten reicht er dem heiligen Vitalis, dem Titelheiligen der Kirche, die Krone. Auf der anderen Seite aber bringt der Bischof Ecclesius, als Gründer der Kirche, das Modell dar und Beide werden von je einem Engel zum Throne geführt

und Christo empfohlen. Die übrigen Bögen und Gewölbekappen, sowie die Seitenwände des Langchors zeigen die gewohnten Darstellungen, doch auch einige andere mit alttestamentlichen Gegenständen. Ihre große Berühmtheit aber haben die Mosaiken von S. Vitale durch jene zwei Bilder erhalten, welche an den Wänden der Apsis rechts und links von den drei kleinen Mittelfenstern sich befinden und welche eine Verherrlichung des griechischen Kaisers sind. Man sieht dort auf der einen Seite Justinian, wie er unter Vortritt zweier Priester und des Bischofs Maximian, der die Kirche weihte und dessen kunstreicher Bischofsstuhl noch im Domschatze aufbewahrt wird, und von seinem Hofe gefolgt, mit einem Weihgeschenk in das Heiligthum sich begiebt; auf der andern Seite aber seine Gemahlin Theodora in entsprechender Umgebung. In überladenem Kaiserschmuck sind Beide dargestellt und Beider Haupt umstrahlt der Heiligenschein. Diese byzantinische Vergötterung ist im vorliegenden Falle um so anstößiger, als sie Personen von sehr verdächtigem und sehr elendem moralischen Werthe trifft. Wenn wir von Theodora lesen: „Die Buhlerin, die vor den Augen zahlloser Zuschauer das Theater von Constantinopel befleckt hat, wurde in derselben Stadt von würdevollen Richtern, rechtgläubigen Bischöfen, siegreichen Feldherren und gefangenen Königen angebetet“ — so dürfen wir hinzusetzen: und sie wurde in der Kirche S. Vitale zu Ravenna mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben. So bilden denn auch diese Mosaiken außer ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung ein überaus wichtiges Denkmal für die Cultur- und Kirchengeschichte, und während der Eine in ihnen die Costüme erforscht, der Andere an ihnen das Ceremoniel des Hofes ermißt, wird der Dritte darin die Verwilderung der Kirche und die Anzeichen der einst eintretenden Kirchenspaltung zwischen Byzanz und Rom erkennen, der Vierte aber vielleicht eine nicht geringe Bekräftigung finden für eine gewisse philosophische Art, Welt und Geschichte zu betrachten. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Bilder der thatsächlichen Unterlage entbehren, denn Justinian und seine tugendsame Gattin sind nie in Ravenna gewesen; sie sollen nur der reichen Fürsorge des Kaiserpaares für die neue Kirche des rechtgläubigen Bekenntnisses huldigen.

Die letzte der zur Gothenzeit entstandenen Kirchen ist S. Apollinare in Classe, 534 von demselben Julianus Argentarius begonnen und 549 geweiht. Nicht minder berühmt ist dieser Bau als S. Vitale, denn mit Ausnahme des großen Raubes, den Sigismund Malatesta an den marmornen Wandbekleidungen im Jahre 1450 ausübte, ist die Zeit mit besonderer Schonung über dies ehrwürdige Werk dahingegangen. Zwar hat die Formenreinheit, die wir bei S. Giovanni Evangelista und auch noch bei der Hofkirche Theodorich's bewunderten, einer schnellen Verwilderung in allen Architekturtheilen Platz gemacht, zwar steht der ein Jahrhundert später entstandene Mosaikenschmuck dem der anderen Kirchen Ravenna's erheblich nach, aber dennoch wird jedem empfänglichen Besucher das Gefühl zum Bewußtsein gelangen, daß hier eine alte, längst entschwundene Zeit in ihrer eigenen Sprache zu ihm spricht. In der Anlage ist diese Basilika denen in der Stadt ganz ähnlich, nur ist sie größer, denn sie mißt im Innern einhundertdreiundsiebzig Fuß Länge bei dreiundneunzig Fuß Breite. Da nun die Basiliken Roms theils in der Zopfzeit verunstaltet, theils neuerlichst durch modernen Aufputz arg entstellt sind und St. Paul vor den Mauern in seinem Wiederaufbau den höchsten Grad des profanen Charakters erreicht hat, der seit dreihundert Jahren fast allen Kirchengebäuden, besonders in Italien, eigen ist, so erscheint S. Apollinare in Classe noch als die einzige großräumige Basilika, die im Ganzen unversehrt auf uns gekommen und die uns den unverfälschten Geist ihrer Entstehungszeit treu überliefert.

Der Mosaikenschmuck, den wir noch jetzt sehen, gehört dem siebten Jahrhundert, wahrscheinlich der Zeit um 670 an und ist vielleicht das älteste beglaubigte Denkmal, wo die Kunst gemißbraucht wurde, priesterlicher Herrschsucht zu dienen. Die Bischöfe der Residenz Ravenna hatten sich nur ungern zur Zeit Gregor des Großen dem römischen Primate untergeordnet und trieben nach dem Tode dieses Papstes ihr Verhältniß mit Rom zu einem offenen Bruche. Denn sie wollten die ersten sein und fanden in diesem Streben Unterstützung im Hofe von Byzanz, dem die steigende Unabhängigkeit des römischen Bischofs nicht bequem war. Diese nicht unglücklich fortgeführte

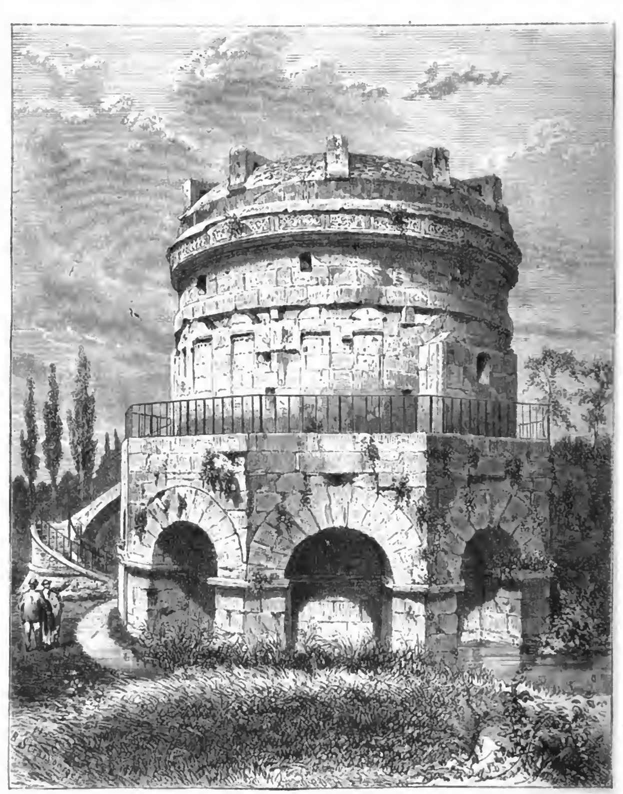
Auflehnung gegen Rom fand ihre kirchliche Unterlage in dem Besitze der Gebeine des heiligen Apollinaris, eines Gehülfen des Petrus und späteren Vorstehers der Christengemeinde von Ravenna. Daher wurde der Tempel dieses Heiligen nunmehr mit reichem Mosaikenschmuck versehen, um an Glanz und Pracht den Basiliken des Petrus und Paulus nicht nachzustehen. Diese Tendenz ist deutlich zu erkennen. In der Halbkuppel der Apsis steht Apollinaris unter dem Schutze eines mächtigen Kreuzes inmitten eines Gartens, wo er Schafe weidet. Ueber dem Kreuze, dessen Mitte das Brustbild Christi trägt, aber ist die Hand Gottes und zu seinen Seiten befinden sich die Brustbilder von Moses und Elias, am Fuße des Kreuzes stehen abgetrennt von jenen Schafen drei andere, welche Petrus, Jacobus und Johannes vorstellen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier derselbe Gegenstand symbolisch dargestellt ist, den wir auf dem letzten Werke Raphael's zu höchster Vollendung ausgebildet sehen, nämlich die Verklärung Christi auf Tabor. Man wird auch schwerlich irren, wenn man als den eigentlichen Sinn des ganzen Bildes den mystischen Gedanken annimmt, daß Apollinaris, wie Christus in seiner Verklärung, so auch selbst wunderbar erleuchtet und zum Amte des Hirten berufen sei. Hierdurch sollte die Kirche von Ravenna, als von Gott selbst zum Vorrange bestimmt, beglaubigt werden; allein der Hinweis auf dies göttliche Recht genügte noch nicht, es mußte auch die Zustimmung des weltlichen Herrschers zu demselben ausdrücklich vorgebracht werden. Und dies ist geschehen in einem Seitenbilde der Apsis, wo drei Kaiser, die Hauptschützer des Stuhles von Ravenna, dem Bischofe die Privilegienrolle überreichen. Der vornehmste dieser Kaiser wird Constantinus IV. sein, der Bischof aber hieß Reparatus. Der Bogen der Apsis wurde ähnlich wie der Triumphbogen der Paulsbasilika ausgestattet, und über den Säulen zog man die Reihen der Bischöfe von Ravenna hin, um auch hierin den Bildnissen der Bischöfe von Rom in jener Kirche zu entsprechen. Der kleine Wandzwickel zwischen zwei Bögen aber wurde glücklich benutzt, um den altchristlichen Symbolen in großer Vollständigkeit eine schickliche Stelle zu geben.

So können wir in diesen Darstellungen die hierarchischen Pläne Ravenna's nachlesen, welche beim Falle des Exarchates und des Longobardenreiches eine bedeutende Förderung durch Aufrichtung eines dominium temporale, wie wir schon andeuteten, empfingen. Ravenna hielt sich später deshalb zu den Kaisern und trat selbst nicht von der Seite Heinrich's IV., als dieser den Streit mit Gregor VII. und Mathildis hatte. Man war stolz auf den unmittelbaren Schutz der mächtigen Herrscher des Abendlandes, noch stolzer auf die fromme Demuth, womit diese sich vor dem Heiligen von Ravenna beugten. So wird eine Inschrift aufzufassen sein, welche in die Wand dieser Basilika eingemauert ist und die meldet, daß Kaiser Otto III. wegen verruchter Verbrechen hier vierzig Tage lang im härnen Gewande durch freiwillige Strafen Buße gethan.

Die reichen Unternehmungen der Gothenzeit hatten so noch ihren Glanz hinübergeworfen in das nächste Jahrzehnt der byzantinischen Herrschaft. Dann aber hörte jede freie und großartige Kunstthätigkeit auf, und was etwa noch geschah, hatte den Zweck, den Ruhm und die Macht des bischöflichen Stuhles zu erhöhen. Außer jenen Mosaiken gehören hierher einige Umbauten an kleineren Werken, von denen uns jedoch Nichts erhalten ist. Auch in aller Folgezeit wurde nie etwas Erfreuliches mehr geleistet.

Um's Jahr 1100 entstand die Votivkirche S. Maria in porto fuori, später, im vorigen Jahrhundert, wurden die zahlreichen Barbareien des Zopfes ausgeübt. Nur ein kleines Denkmal ist noch vorhanden, das neben jenen altchristlichen Werken die Aufmerksamkeit ernster in Anspruch nimmt: es ist das Grab Dante's. Ein edler Venetianer, Bernardo Bembo, ließ im Jahre 1483 dem Sänger der göttlichen Komödie durch Pietro Lambardo ein kleines Mausoleum bauen, in das jedoch erst 1865 seine Gebeine beigesetzt wurden. Denn man fand diese bei den Vorbereitungen zu dem großen Dante-Jubiläum in einem Versteck eingemauert und muthmaßt, daß in Ravenna einst diese Reliquien aus Sorge vor einem Raube durch die Florentiner oder vor anderer Unbill heimlich verborgen worden seien. Hatte doch der Legat des Papstes Johann XXII., der Cardinal Poggetto, diese unschuldigen Gebeine sammt Dante's

Tractat über die Monarchie in feierlichem Ketzergerichte verbrennen wollen! Kaum entgingen sie dieser Gefahr, hierin glücklicher als die Leiche des großen Theodorich. Die feierliche Beisetzung derselben 1865, daß die stillen Straßen der jetzigen Landstadt so schöne Schätze bergen, und mancher Andere wird, wenn er aus einer der Kirchen, ganz zurückversetzt in die alten Zeiten, nun in die herabgekommene Gegen-

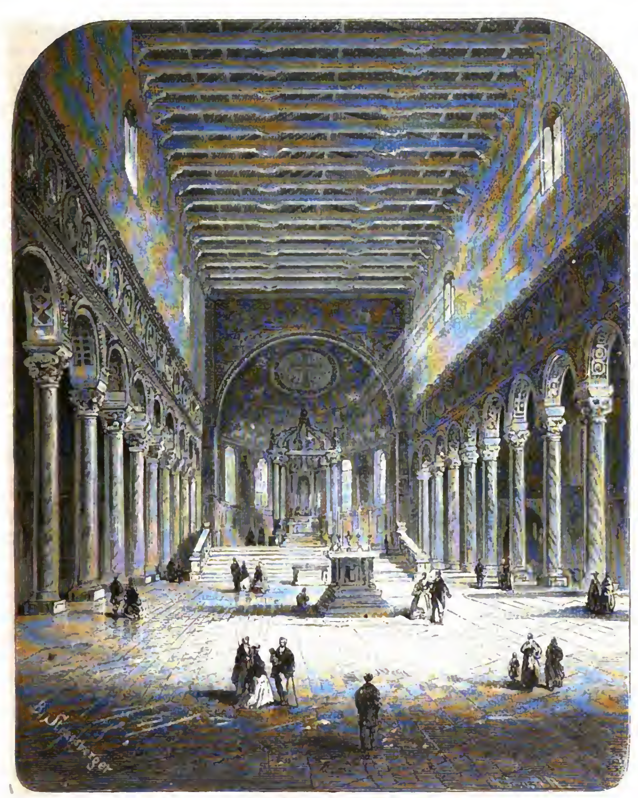


Grabmal Theodorich's des Großen.

in Gegenwart von Abordnungen aller Städte Italiens, ist noch im allgemeinen Gedächtniß.

Diesen Reichthum geschichtlicher Erinnerungen und hochwichtiger Kunstdenkmäler bietet Ravenna dem theilnehmenden Besucher. Mancher freilich wird nicht ahnen, wart heraustritt, sich mit ernstem Vorsatze sammeln müssen, um seine Urtheile nicht zu verwirren. Geht er aber hinaus vor die Porta nuova, so schreitet er zuerst über die Stelle, wo die blühende Caesarea lag und wo eine kleine Säule mit einem Kreuze darauf, la crocetta genannt, ihn an die unter-

gegangenen Basiliken erinnern soll. Dann aber führt ihn der Weg über den Ronco-Montone und er sieht in der Einsamkeit des Feldes den runden Glockenthurm und die langen Mauermassen von S. Apollinare in Classe vor sich liegen. Links hin am Meere dehnt sich weit aus die Pineta, jener berühmte Fichtenwald, der an Rom und Venedig das Bauholz ihrer Flotten gab, den Dante, Boccaccio und Byron verherrlicht haben; und nach rechts und links schweift der Blick auf den Bergen der Apenninen, die zwischen Faenza und Cesena in die fruchtreiche Ebene vorspringen und eine landschaftliche Schönheit vereinigen, die an die Idealgebilde des Claude Lorrain erinnert. Durch die altersgraue Vorhalle tritt man in die einsamen Räume der Basilika ein, und es ist rührend für menschliche Empfindung, hier daran zu gedenken, daß eine reiche, schöne Stadt einst rings um diese Kirche stand, daß sie spurlos dahinschwand,



Sant' Apollinare in Classe.

und daß nur dies Heiligthum der Religion allein den Stürmen trotzte, die im Völkerstrudel der Longobarden und Franken, der Sarazenen und Deutschen, der Päpstlichen, Kaiserlichen und Franzosen über Classe dahingingen. In der Stille des Feldes liegt nun die alte Kirche friedlich da, durch Nichts geschützt, als durch ihre eigene Würde. Ringsum weiden Rinder und Schafe und das einfache Geläut ihrer Glocken klingt anmuthig zum Herzen, das eigenthümliche Bild geschichtlicher Weihe, feierlicher Einsamkeit und ländlicher Schönheit vollendend, das wir im Geiste von hier mit hinwegtragen. Und das Innere in seiner klaren Einfachheit und charaktervollen Erscheinung versetzt uns gleichsam unmittelbar in jene Jahrhunderte zurück, die in Deutschland durch kein Denkmal vertreten sind, und die so merkwürdig dunkel zwischen Alterthum und Mittelalter liegen. Auch muß uns die Betrachtung mit Pietät erfüllen, daß bei diesen alten Bauten, die wir in ihrer ursprünglichen Gestalt schauen, auch derselbe Zweck von ihrem Ursprunge bis heute durch mehr als dreizehn Jahrhunderte unmittelbar und lebendig sich fortsetzt. Fremd sehen uns diese Zeichen, diese halben Figuren, diese heiligen Gestalten wohl an, doch erfüllen sie die Seele mächtig mit einer vollen Ahnung jener Zeit. Und der letzte Zweck der Kunstgeschichte wird immer der sein, daß sie auch ihrerseits dazu beiträgt, den obersten großen Gedanken der Geschichte näher zu kommen. Aber in diesem Sinne ergänzt S. Apollinare in Classe, wenn auch in hervorragender Weise, nur die Denkmäler der Stadt. Wenn man bedenkt, welche Herrlichkeiten erst durch die empörenden Verunstaltungen der Barockperiode zu Grunde gingen, und zurückschaut auf die Kämpfe und Kriege, deren Schauplatz seit der Blüthe Ravenna's Italien war, so muß man sich wundern, daß noch so Vieles sich erhielt. Doch man darf nicht vergessen, daß hierfür einige glückliche Umstände zusammentrafen. Odoaker capitulirte im Jahre 493 auf Grund eines Vertrages, und die Gothen öffneten um Neujahr 540, durch einen diplomatischen Betrug Belisar's getäuscht, den Griechen freiwillig die Thore. Auch von den Longobarden wissen wir, daß sie nur Classe zerstörten; Karl der Große aber war der Erste, der die vernichtende Hand an die Bauten Ravenna's legte. Bis dahin stand die Pracht, welche anderthalb Jahrhunderte dort errichtet hatten, im Ganzen unversehrt. Was wir nun jetzt noch besitzen, belehrt uns über mehrere wichtige Dinge.

Zunächst sehen wir auf kleinem Raume die Vereinigung römischer und byzantinischer Kunstrichtungen, die jedoch nebeneinander hergehen, ohne sich zu verbinden. Die beiden Ströme kreuzten sich hier, ohne sich zu versöhnen oder sich zu besiegen, ähnlich wie später in Venedig Abend- und Morgenland sich kreuzten. Die strenge Basilika steht neben dem strengen Centralbau unvermittelt, und nur ein einziges Denkmal ist da, welches den Keim einer neuen Richtung ausspricht, eine neue geistige Schöpfung zu sein scheint, das Grabmal der Galla Placidia. Dies Element reicher Entwicklung, der Gedanke der gewölbten Kreuzkirche mit überhöhter Kuppel über der Vierung, lag in Ravenna unbeachtet. Lange noch baute man Basiliken mit Holzdecken, und Karl der Große entlehnte noch die Anlage des Aachener Münsters dem Vorbilde von S. Vitale. Endlich erst, bei 600 Jahre nach jenem bedeutenden Werke, sehen wir vornehmlich in Deutschland den Gedanken desselben neu und gewaltig sich beleben, zu großartigen und herrlichen künstlerischen Ideen sich entwickeln. Die Centralbauten Ravenna's sind, mit Ausnahme des Hauptwerkes, der vollkommen byzantinischen Kirche S. Vitale, die beiden Baptisterien; und diese zeichnen sich vor denen zu Rom aus früherer oder gleicher Zeit durch Ursprünglichkeit und Reinheit des baulichen Gedankens aus, ja, sie geben unter Anlehnung an profane Vorbilder der römischen Kaiserzeit zum ersten Male das glückliche Beispiel eines architektonisch gegliederten kirchlichen Innenraumes von beträchtlicher Höhe bei geringem Radius des centralen Grundrisses. Auch die Basilika tritt eigenartig auf und weist durch die ihr eigene, aus Byzanz stammende Capitälform den orientalischen Einfluß nach, den man bei der Anlage jener Baptisterien voraussetzen muß. Die Ravennatische Basilika unterscheidet sich aber von der römischen hauptsächlich durch den Mangel des Querhauses und des antiken Baumaterials, dann durch die ausschließliche Anwendung von Rundbögen in den Säulenstellungen und die Entwicklung organischer Theilungen

in den Mauerflächen aus. Hierdurch hat die Basilika von Ravenna den Vorzug der größeren Geschlossenheit und Einheit und des selbständigeren baulichen Werthes, während die zu Rom durch die von den Denkmälern des Alterthums geraubte Pracht jeden Vergleich in dieser Richtung ausschließt. Wenn wir so neue künstlerische Elemente in der Basilika von Ravenna auftreten sehen, deren Ursprung unzweifelhaft in dem damaligen Hauptsitze der Cultur, in Constantinopel, liegt, so ist dadurch die engste baugeschichtliche Verwandtschaft mit Rom nicht beeinträchtigt. Die Basilika von Ravenna, obwohl einen künstlerischen Fortschritt bekundend, behält dennoch unversehrt und streng den alten Gesammtcharakter, der dieser Kirche eigen ist, bei. Die nur in Ravenna neben den Basiliken vorkommenden runden Glockenthürme gehören wahrscheinlich erst dem achten oder neunten Jahrhundert an.

Das wichtigste baukünstlerische Motiv unter den neuen Elementen der Ravennater Bauten scheint aber die mehrmals erwähnte Capitälform zu sein, welche wir allgemein und klar angewendet finden. Das Alterthum hatte mit dem richtigsten künstlerischen Sinn die Verbindung von Säulen und Bögen vermieden, und erst die Kaiserzeit erlaubte sich unter gewissen Umständen, die Säule in eine fast nur decorative Verbindung mit dem Gewölbe zu bringen. Die ältere christliche Kunst war also ohne Vorbild, als sie lange Stellungen von Säulen nun auch durch Bögen verbinden sollte, und in Rom ließ sie, soweit sie nicht horizontales Gebälk anwendete, meist in ziemlich unentwickelter Weise, die Bögen unmittelbar auf die antiken Capitäle aufsetzen. Allein damit ist diese schwierige Frage nicht gelöst, die ihrer künstlerischen Natur nach überhaupt etwas problematisch ist. Die Griechen, in denen immer noch der edle Formensinn ihrer Väter sich fortgeerbt hatte, traten hier nun helfend ein, so gut sie nach ihrer damaligen Kraft noch vermochten. Denn die Kämpferplatte, welche wir in Ravenna durchweg zwischen Capitäl und Bogen finden, ist unzweifelhaft griechischen Ursprungs, doch würde es hier zu weit führen, dies nachzuweisen. Wir finden in S. Giovanni Evangelista über einem korinthischen Capitäle von überraschend edler Zeichnung des Blattwerkes die Kämpferplatte ebenfalls durch Gliederung und Ornament ausgebildet. Allein die künstlerische Kraft jener Zeit reichte zur völligen Ausgestaltung solches Gedankens nicht mehr aus. Das antike Schönheitsgefühl erlosch immer mehr. Capitäl und Kämpfer werden einfacher, allein selbst in der Hofkirche Theodorich's erscheinen sie sammt den Archivolten und den Kasetten an der unteren Bogenfläche noch ganz von antiker Tradition durchdrungen. Aber unmittelbar darauf werden in S. Apollinare in Classe höchst verwilderte korinthische Capitäle, in S. Vitale vollkommen barbarische angewendet. Mit dem Ausgange Theodorich's, dessen Genius die classische Cultur geschützt und bewahrt wissen wollte, bricht gewaltsam die bisher verhaltene Barbarei herein und die starre Herrschaft des Byzantinismus beginnt. Im Laufe des Mittelalters verwandelt sich die Säule nach und nach in den Pfeiler; als sie jedoch im fünfzehnten Jahrhundert wieder auftritt, sehen wir einen Brunelleschi schwanken und sich mühen, für jene problematische Frage die vollkommene Lösung zu finden, und wir müssen angesichts seiner Leistungen uns gestehen, daß der Ravennatischen Form ein überaus sicherer und feiner künstlerischer Gedanke zu Grunde liegt.

Wie diese Capitälform verwilderte, so ging auch alles Ornamentale und Figürliche in Barbarei über. Im römischen Baptisterium sehen wir noch pompejanische Decoration, bei der Galla Placidia noch vortreffliche Arabesken und Ornamentirungen, aber diese erfreulichen Zierrathen verschwinden. Dort auch in jenem Baptisterium offenbaren die Figuren noch in manchen Stücken einen feinen Sinn und eine lebendige Erneuerung alter Form durch den christlichen Geist. Die Mosaiken der Galla Placidia folgen derselben Richtung, nur noch ernster und strenger im Gedanken. In S. Apollinare nuovo, der ehemaligen Hofkirche Theodorich's, machen sich noch vortreffliche Züge im Ausdruck und in der Zeichnung geltend, und auch S. Vitale enthält noch manches Schöne. S. Apollinare in Classe jedoch meldet deutlich das Hereinbrechen der Geistlosigkeit und der todten Convention an, für die wir denn in Rom mehrere Denkmäler besitzen. Mit diesem Nachlassen der künstlerischen Kraft und dieser Abstumpfung des Gefühles für die Form geht die Erscheinung gleichlaufend

einher, daß die Personification aufhört und das Symbolische überhandnimmt. Die Gestaltung des Jordan als persönlichen Flußgottes beruht noch ganz auf antiker Kunstanschauung, und wenn man auch die Einführung des Kreuzes statt der Person Christi im arianischen Baptisterium aus religiösen Gründen erklären und anerkennen will, so deutet die symbolische Darstellung der Verklärung in S. Apollinare in Classe unzweifelhaft die Erstarrung der künstlerischen wie der religiösen Empfindungen an, und wir bemerken hierin ein untrügliches Zeugniß für den Rückfall der Völker in die Barbarei.

Im Allgemeinen muß es auffallen, daß die beiden Bauperioden Ravenna's durchaus denselben Charakter haben und daß nur ein paar Ornamente am Aeußern des römischen Baptisteriums, wie am Palaste und Grabmale des Theodorich ein wenig fremdartig aussehen. Die Erscheinung erklärt sich aber leicht aus zwei Umständen. Die Römer waren kraftlos und herabgekommen, sodaß sie die hereinbrechenden germanischen Kräfte mit offenen Armen in ihren Dienst nahmen, und die Germanen wieder waren ohne Bildung, sodaß sie römische Gelehrte, Künstler und Werkleute brauchten. Dieser gegenseitige Austausch von Kraft und Cultur bewirkte seit dem Ende des vierten Jahrhunderts die Vermischung der Nationalitäten, und was nun eben besonders Ravenna betrifft, so wird es für die Beurtheilung wichtig sein, sich einige Thatsachen gegenwärtig zu halten. Galla Placidia war die Tochter Theodosius des Großen, eines Spaniers, und der arianischen Galla. Stilicho, der mächtige Mann unter Theodosius und der Schwiegervater des Honorius, war ein Vandale. Truppen und Befehlshaber aus allen deutschen Stämmen fochten die Schlachten der Kaiser. Alarich war vor seinen Römerzügen schon Statthalter von Illyrien, und so stand auf erhobenem Schilde der König der Westgothen drohend zwischen zwei entarteten Höfen im Herzen herabgekommener Völker. Er zog die in den beiden Reichen zerstreuten Gothen an sich und bewaffnete sie aus kaiserlichen Zeughäusern; später auch nach der ersten Unterwerfung Roms gingen vierzigtausend befreite Sclaven germanischer Herkunft aus dieser Stadt unter seine Fahnen. Galla Placidia heirathete, wie wir erzählten, Alarich's Schwager. Odoaker, der dem weströmischen Reiche ein Ende machte, war Befehlshaber der germanischen Soldtruppen, und Theodorich, der Ostgothe, rückte gegen ihn unter der Autorität des byzantinischen Kaisers, sodaß zwei deutsche Heere um den Besitz Italiens miteinander stritten. Solche Verhältnisse bedingten einen kräftigen und unablässigen Einfluß der Nationalitäten aufeinander, und wenn man in der zweiten Bauperiode Ravenna's die Kunst der alten Welt unverändert herrschen sieht, so wird man in der ersten wiederum die Einwirkungen germanischer Kraft und Ursprünglichkeit in Bezug auf die allgemeinen Pläne der Unternehmungen gelten lassen müssen. Wie man also die Epoche des Theodorich für Ravenna noch als römisch-byzantinisch bezeichnen kann, so dürfte man wohl auch, beide zusammenfassend und in ihrer Gleichartigkeit den Erscheinungen zu Rom und Byzanz gegenüberstellend, die ganze Zeit vom Anfange des fünften bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts die gothische nennen. Will man dieses gelten lassen, und in Rücksicht der Kunst darf man es mit Recht, so kann man sagen, daß vom Eintritt der Gothen in Italien bis zu ihrem Untergange anderthalb Jahrhunderte lang der Glanz Ravennatischer Kunstübung dauerte. Die werthvollsten Denkmäler für die Beurtheilung des fünften und sechsten Jahrhunderts sind uns dort hinterlassen, allein wir müssen gestehen, daß sich in denselben auch nicht die leiseste Spur zeigt von einem eigenen wirklichen Culturelement, das die Gothen mit nach Italien gebracht hätten. Alles, was wir sehen, ist künstlerischer Besitz der beiden Römerreiche. Nicht das geringste Stück der Architektur und auch nicht die mehrmals erwähnten Ornamente am Palaste und am Grabe Theodorich's lassen einen brauchbaren Rückschluß zu, wie die Gothen in ihren eigenen Sitzen gebaut und gebildet. Selbst das höchste Culturelement, das sie besaßen, der Arianismus, war nicht im Stande, irgend ein eigenthümliches Zeichen seines Daseins monumental hervorzubringen, wenn nicht die feindliche Hand der römischen Geistlichkeit etwa alle Spuren hiervon vertilgt hat.

Die heimischen Werkleute nun, durch welche die Gothen ihre monumentalen Absichten verwirklichen mußten, hingen zur Zeit Stilicho's und Alarich's noch fest mit

dem Alterthum zusammen, aber am Schlusse dieser Epoche hatten sie durch die Vernichtung des alten Rom den geschichtlichen Zusammenhang verloren und waren roh geworden. Die antike Cultur sank dahin und die Barbarei brach herein. Indem sie dieses aber that, bestätigte sich ein Gesetz der Geschichte. Denn ein Volk niederer Bildung kann sich zwar eine Zeit lang in seiner natürlichen Kraft behaupten, aber im Kampfe mit einer höheren Cultur wird es endlich doch unterliegen. Die Gothen hatten nun aber nach Italien Nichts gebracht als ihre natürliche Kraft, ihre reine Sitte, ihren edlen Sinn und ihr arianisches Bekenntniß. Das erschlaffte Rom überwanden sie und Italien lag zu ihren Füßen; aber sie hatten der tausendjährigen Cultur, die dort herrschte, keine Waffen, keine Ueberlegenheit entgegenzustellen, und so besiegte die alte Welt noch in ihrem Untergange das beste und kühnste Volk der neu anhebenden Zeit. Mit diesem Siege aber feierte zugleich die römische Kirche den schnellen Sieg über die Besieger ihrer Bekenner. Die germanischen Einwanderer in den Ländern des römischen Reiches gingen in ihrer Nationalität wie ihrer Religion unter. Neue Nationalitäten entstanden und die Katholicität des römischen Bekenntnisses wurde durchgeführt.

So, scheint es, war die Sendung der Gothen eine ganz vorwiegend zerstörende. Die alte, verfaulte Welt stürzten sie in Trümmer, erfüllten mit einem Meteorenglanze eine kurze Spanne der Geschichte und unterlagen endlich der in Byzanz vorübergehend sich zusammenraffenden alten Cultur, die wiederum die Kräfte anderer germanischer und barbarischer Völker sich dienstbar gemacht hatte. Sie löschten das Lebenslicht der schönen Italia aus und versenkten sie in einen langen Schlaf. Würdiger aber konnte die alte Italia nicht sterben, denn die „Gothen ragten aus allen fremden Völkern als die bedeutenderen heraus und sie waren den Hellenen fast gleich.“ So liest man bei Jornandes in der Geschichte dieses gothischen Krieges.

Aber immer neues germanisches Blut strömte mit immer neuen Völkerzügen nach Italien und verjüngte die Nation, und auch von den Enkeln jener Gothen wogte noch viele Jahrhunderte lang ein mächtiger Culturstrom befruchtend nach Italien aus Deutschland zurück. Eine neue Kraft und eine neue Seele blühte in dem hesperischen Volke dann auf, also daß es jene unsterbliche Blume, den göttlichen Sänger, der in Ravenna zur Ruhe einging, erzeugen konnte.

Th. Storm's sämmtliche Schriften.

Von

Klaus Groth.

Schleswig-Holstein betrachtet sich so sehr als eine Einheit, wird von ganz Deutschland so sehr als Einheit angesehen, daß seiner Zeit unter der dänischen Herrschaft gar zu orthographische Patrioten wegen der Bindestriche zwischen den beiden Substantiven polizeilich gemaßregelt und angekommene Briefe auf der Post zurückbehalten werden konnten, weil man in Dänemark nur ein Schleswig und ein Holstein kennen wollte. Wer sollte hier in den engen Grenzen weniger Quadratmeilen, unter den paar Hunderttausenden von Bewohnern alle die Gegensätze und Unterschiede vermuthen, die sich in Wirklichkeit zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd unter Land wie Leuten finden? Der eiderstedter Marschbauer versteht so wenig ein Wort von dem, was die Leute untereinander sprechen, die ihm aus der Umgegend von Tondern und Lygumkloster mageres Vieh zur Weide bringen, die morgens austrieben und schon am Abend bei ihm anlangten, als er von der Sprache der Schiffsmannschaft versteht, die im Herbste seine fetten Ochsen nach den Märkten von London und Liverpool abholt, Dänisch und Englisch ist ihm gleich fremd. Aber selbst zwischen den Friesen aus der Umgegend von Bredsted und Husum, an der Westseite des Herzogthums, und den Angliтern, ihnen gegenüber gen Ost nur einige Stunden Weges entfernt, welch ein Unterschied, welch ein Gegensatz, der sich bis auf Gestalt und Benehmen erstreckt: der Friese meistens hoch und schlank, oft riesengroß und baumstark, öfter dunkel von Haar und Farbe als sonst die Bewohner der Herzogthümer, im Benehmen ernst und schweigsam, der Angler dagegen leicht und beweglich, schlau und mißtrauisch geworden unter dem dänischen Drucke, der gerade ihn (die gemischten Districte) am

schwersten getroffen, aber heiter und gesprächig, wo er Vertrauen gewonnen. Fast wie ein Ausheimischer wandert der Friese auf den Märkten von Flensburg und Schleswig umher, und wenn er zu der kleinen Zahl Derer gehört, die zwischen der Wiedeau und der Treene ihre eigentliche alte Stammsprache bewahrt haben, so versteht ihn sein „stammverwandter“ Nachbar so wenig wie einen Schweden- oder Normann, wenn er mit Sohn oder Knecht vertrauliche Worte wechselt.

Diese friesische Sprachinsel auf dem Festlande Schleswigs zwischen Husum und Tondern ist, nebenbei gesagt, ein Wunder und ein Räthsel in der Geschichte der Sprachen, noch viel zu wenig beachtet und betrachtet. Warum hätten von dem ganzen friesischen Küstensaume von Belgien bis Jütland nur die beiden äußersten Enden ihre Muttersprache bewahrt? Denn die Ostfriesen im Oldenburgischen sprechen ein so reines Plattdeutsch wie der Westphale und wir. Cirk Hinrich Stüremburg's sog. ostfriesisches Wörterbuch hat so wenig recht, sich friesisch zu nennen, wie etwa das Bremische Wörterbuch. Wenn nicht der ganze Küstensaum im Meere versunken ist (denn die Friesen waren amphibischer Natur, wie schon Plinius der Aeltere wußte, und fast niemals „Geestbewohner,“ wie wir sagen würden, sondern die Besieger Neptuns und vielleicht auch sein Raub): wer erklärt es denn, daß dicht hinter Husum in einem Flachlande so einförmig wie nur eine ungarische Pußta, also ohne irgend eine natürliche Grenze und Scheidung, der Wanderer im nächsten „Kruge,“ wo er einkehrt, zwar verstanden wird, wenn er platt- oder hochdeutsch anredet, und in eben so reinem Deutsch auf Beides Antwort bekommt, aber zu seinem Erstaunen bemerkt, daß Wirth und Dienstboten in Sprachlauten verkehren, die ihm ganz fremdländisch klingen. Ebenso scharf ist die Grenze oben nördlich der Wiedeau, wo das Dänische an die Stelle des Friesischen tritt. Wer erklärt es, aus welchen Ursachen gerade bis dahin diese Sprache sich erhalten, mit der man „nicht weiter kommen kann“ als acht bis zehn Quadratmeilen? Warum die paar tausend Leute diesen „unnützen“ Rest einer „ungeschulten Mundart“ nicht längst aufgegeben haben, da sie zugleich vollkommen Platt und Hoch oder Platt und Dänisch lernen, ein Volk also trilingues? Oft steht in den langgestreckten, weitläufigen Dörfern, wie Langenhorn z. B., hin und wieder ein plattdeutsches Haus zwischen friesischen und umgekehrt, und dies dauert seit Generationen: in den sächsischen Familien findet man es nicht nöthig, Friesisch zu lernen, die Nachbarn sprechen Alle auch Plattdeutsch; aber in den friesischen Familien hört man nur dann Deutsch, wenn Deutsche zum Besuche kommen. Und seit dem siebzehnten Jahrhundert, versicherte mir ein Kenner der Gegend, der lange Zeit Amtmann in Tondern gewesen, habe das Deutsche kaum ein Haus, gewiß kein Dorf erobert. Erst ganz in neuester Zeit fürchten die Eingeborenen, daß besonders durch die Lehrer, jetzt nicht mehr immer geborene Friesen, die „Bildung“ eindringen und der ehrwürdige Rest des alten Volksthums untergehen werde.

Wie eigenthümlich aber diese Sprache, davon kann jetzt auch Jeder sich zu Hause überzeugen, wenn er z. B. den „Stjemstien (Scharmstein, d. i. Spiegel) der Friesen von Nissen zur Hand nehmen will. Nur der Kenner überzeugt sich sogleich, daß es ein dem Sächsischen (Plattdeutschen) nahe verwandter Zweig des teutonischen Sprachstammes ist, aus dem gar viele Vocabeln, z. B. die Zahlwörter, in's Englische übergegangen sind.

Solche Räthsel birgt unser kleines Land. Um Bredsted herum wie auf den Inseln und Halligen dann noch einige wenige Reste von wirklicher Volkstracht. In den alten Bauernhäusern noch hin und wieder ein Stück vom alten schönen Eichenschnitzwerk, womit einst jedes Geräth geziert war. Das Meiste und Schönste davon ist längst nach England und Frankreich entführt. Nur dem Besucher des Schleswiger Doms mag in der Bewunderung des unvergleichlichen Altars von Brüggemann aus Husum noch der Gedanke kommen, daß einst in jenen Gegenden ein kunstsinniges Volk gewohnt, den Niederländern verwandt an Sprache und Gemüth.

Es ist nun nicht blos das patriotische Gefühl, das diese Gegensätze vermittelt, es sind zuletzt doch gemeinsame Charakterzüge, die das vielbesprochene Völkchen als Eines zusammengehalten haben und zusammenhalten als „stammverwandt.“ Von der Innigkeit des Verkehrs unter den Bewohnern, namentlich der weiten baumlosen

Gegenden, im Westen, wovon wir eben gesprochen, wo ganze Districte sich wie eine einzige Familie durch und durch kennen und verstehen, macht sich der Fremde kaum eine Vorstellung. Bis zu des Herzens innersten Angelegenheiten, bis zu des Charakters geheimsten Falten weiß dort Jeder um den Anderen. Eben daraus entspringt das Heimweh und die Sehnsucht, oder will man es Melancholie nennen, die den Holsten wie den Schweizer charakterisirt, die selbst den Bewohner der öden Halligen zurücktreibt, wenn er als Seefahrer die ganze Welt und ihre Herrlichkeit gesehen. Er wurde nirgends so recht verstanden, ob er gleich in London Englisch sprach, in Hamburg Plattdeutsch, oder Hochdeutsch bei seinen Touren über Land im großen Vaterlande.

Theodor Storm ist ein schleswig-holsteinischer Dichter; nicht im beschränkten particularistischen Sinne — seine Interessen sind die des deutschen Gemüths und Herzens, seine Sprache ist eher an Goethe und Uhland geschult als aus dem plattdeutschen oder friesischen Dialect erwachsen — auch nicht blos aus patriotischer Begeisterung — wenngleich er freilich einige politische Lieder gesungen hat, die sich denen von Schenkendorf und Arndt an die Seite stellen lassen, die zum Schönsten gehören, was die deutsche Lyrik aufweisen kann — aber das Holsten-Heimweh hat ihn zum Dichter gemacht, die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden ist der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen. In dieser Sehnsucht verklärt sich ihm die Heimath und verklärt er sie uns, und es mag wohl sein, daß auch nur wir unseren Storm so recht verstehen.

Er schildert seine Vaterstadt Husum, aus der er 1852 von den Dänen vertrieben, zu der er 1864 mit Freuden zurückkehrte:

Die Stadt.

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Selbst über die trostlose Haide breitet sich ihm dieser Zauber, dessen Wahrheit gewiß nur der Einheimische mitempfinden kann:

Es ist so still, die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale,
Die Kräuter blüh'n, der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.
Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten —

Aber auch der Wald ist nicht so fern, daß nicht das Auge fast allenthalben seinen Saum gegen den Horizont verlockend schaut, daß nicht fast Jeder ihn jährlich einigemale genießt in aller seiner Herrlichkeit, wie er die Ostsee bekränzt mit ihren blauen Wogen; denn die Ostseite der Herzogthümer ist ein wahres Wald-, Seen- und Sommerland. Es klingt wie die Erinnerung aus solchem Sommerbesuch, wenn Storm in den unvergeßlichen schönen Zeilen singt:

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Auf diesem Boden — Marsch, Haide und Wald — wurzelt und blüht Storm's dichterische Phantasie, auf diesem Boden bewegen sich seine Gestalten. Selten entfernen sie sich davon, und dann nicht gerade zu seinem Glück, seine Berge und Schlösser schauen uns fast fremd an. Aber diesen seinen Heimathsboden kennt er mit allem Zauber für und für. Zumal die Marsch hat er gezeichnet mit der Vorliebe eines niederländischen Malers, ob den Sommer im Wiesengrün und Lerchengesang oder den Herbst mit seinen fallenden Blättern und Sturmgebraus oder den Winter mit seiner stillen Decke von Eis und Schnee. Es ist bezeichnend, daß seine Erzählungen fast immer von einer dieser Bodengestalten in die andere rücken, oft, wie z. B. die Erzählung „Auf der Universität," in der Marsch beginnen und im reichen Osten ihre Entwicklung oder ihren Abschluß finden. Aber auch seine Gestalten selbst sind hier hei-

misch und wurzelhaft wie er. Und ob er gleich nicht im verbrauchten Sinne Dorfgeschichten schreibt und seine Interessen ihn nicht gerade unter Bauern und Landbewohner führen, so sind seine Personen ihrem inneren Kerne nach Schleswig-Holsteiner durch und durch.

Storm ist draußen am meisten bekannt und beliebt durch seine Erzählungen: „Immensee,“ „Der Staatshof,“ „Auf der Universität.“ Ich freue mich, daß durch die Gesammtausgabe seiner Schriften seine eigentlichen Gedichte mehr vor die Augen deutscher Leser kommen. In ihnen offenbart sich, trotz der nicht großen Zahl, des Dichters eigentliche Stärke, in ihnen steckt der größte Werth. In den Erzählungen sind Storm's Gestalten oft zu sehr unter der Empfindung, hinter Sehnsucht und Heimweh wie verschleiert, das warme Herzblut des Dichters pulsirt in Schatten. Er charakterisirt die Art seines Schaffens selbst in der Einleitung zum „Staatshof:“ „Ich kann nur Einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergiebt, so will ich erzählen.“ So thaut gewöhnlich seine Erinnerung auf, und tropfenweise, aber oft wie Frühlingsthau, fällt sie auf die Seele des Lesers. Denn seine Erinnerung haftet allerdings mit lyrischer Macht besonders an der Stimmung der Landschaft: „Ich sehe noch das Gras im Sonnschein funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck. Mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.“ So findet sich in der Novelle „Auf der Universität“ die Schilderung eines einsamen Spazierganges über die Haide und die Heimkehr am Abend nach dem alten Schloßgarten von Husum unter die hohen Linden, gerade wie die Vorbereitung zum Jahrmarktsfeste stattfindet, von wahrhaft trunkner Farbenwahrheit.

In seiner Lyrik kommt dies scharfe Erfassen der landschaftlichen Stimmung und diese fast ängstliche Sauberkeit der Form erst zum rechten Werthe. Hier wird es alles Tugend, was dort zuweilen von Gestalt und Handlung ableitet. Unter den Gedichten Storm's sind manche, die Goethe mit Stolz würde die seinen genannt haben. Der Raum gestattet uns nicht, größere Mittheilungen zu machen. Sei der Dichter daher dem deutschen Vaterlande nochmals warm empfohlen und möge sein engeres Vaterland ihm mit besonderer Liebe lohnen, für das er gelitten hat und geschwärmt, und das da stolz sein darf, ihn noch im besonderen Sinne den Seinigen zu nennen. Kaum brauche ich hinzuzufügen, daß die Ausstattung der vorliegenden sechs Bände aus der Westermann'schen Buchhandlung eine ganz vorzügliche ist.

Ein Charakterkopf aus Polen.

Von

Otto Spielberg.

Wenn man in Brüssel vor zehn Jahren über den großen Marktplatz ging, konnte man jeden Morgen einen unscheinbar gekleideten, gebückt gehenden, weißbärtigen Greis gewahren, der schnell und hastig einer Conditorei zuschritt. Es war dies der polnische Flüchtling und Geschichtschreiber Joachim Lelevel. Er war 1830 während der Revolution in Warschau Minister und eine kurze Zeit Dictator von Polen; nach der Einnahme der Stadt durch die Russen flüchtete er, als Handwerksbursche verkleidet, mit einem Felleisen auf dem Rücken nach Frankreich, kam durch Deutschland, reiste über Schlesien, Sachsen auf Paris zu, fand hier Aufnahme bei dem alten Patrioten Lafayette, agitirte unabläßig für Polens Befreiung, wurde auf Andringen der russischen Gesandtschaft von der französischen Regierung des Landes verwiesen und schlug nach mühseligen Strapazen und bittern Erfahrungen sein Asyl in Brüssel auf. In Brüssel lebte er die dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre hindurch. Die Stadt war ihm eine zweite Heimath geworden und den vielen polnischen Flüchtlingen, die sich hier aufhielten, ward er ein Vater, Berather und Unterstützer. Er hielt Vorlesungen über alt-

slavische und asiatische Geschichte, gab Privatunterricht, und da beides nicht ausreichte, ihn zu ernähren, beschäftigte sich er — der größte Geschichtschreiber Polens, der ehemalige Regent von Polen, der Sohn eines königlichen Schatzmeisters — mit Graviren von Petschaften! Er betrieb das letztere Geschäft, wie er zu mir sagte, für eigene Rechnung und war so sagen in einem dürftigen Dachkämmerlein bei einem Schankwirthe, der nicht zu ahnen schien, welch' großen Gast er in seinen vier Pfählen beherberge. Er trug eine Art Kutte, die ihm ein fast mönchsartiges Ansehen gab. Ein Einsiedler war er ohnedies bereits, für Niemand zugänglich als für Hülfsbedürftige; alle Neugierigen kurz und mürrisch abstoßend, hatte er ganz und



Joachim Lelevel.

geübt in dieser Kunst, daß er auf Erbsengröße einen Stierkopf zu graviren vermochte. In seinen siebziger Lebensjahren verließ ihn das Augenlicht und er klagte mir in bittern Worten sein Leid, daß er diesem kleinen Verdienste entsagen müsse.

Seine Lebensweise war eine so republikanisch-einfache, daß er von den wenigen Francs, die er des Monats erwarb, noch seinen armen Landsleuten fortwährend Unterstützungen zukommen ließ. Er wohnte in einem mehr als bescheidenen, ich kann gar die Manieren eines Misanthropen. Wenn er in einem öffentlichen Locale saß, blickte er nicht auf, sondern hatte fort und fort den Kopf in einem Zeitungsblatte stecken, und merkte er, daß er die Aufmerksamkeit irgend eines Gastes errege, drehte er diesem ohne Weiteres den Rücken zu oder — ging fort.

Es schien, als hätte er seit dem Untergange Polens seinen ganzen Frohsinn, seine Lebensheiterkeit, die er in der Jugend in vollem Maße besaß, verloren. Auch mochte

es sein, daß er Wenigen zugänglich war, weil er von vielen falschen Freunden ausgebeutet, schlecht belohnt, verdächtigt und denuncirt worden. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Brüssel blieb er lange Zeit hindurch ein Gegenstand der Beobachtung für die belgische Polizei — es fanden sich Kreaturen, Landsleute von ihm, die sich zu Spionen hergaben, ihn unter der Maske eines Hülfesuchenden nach seinen Verbindungen ausforschten und das Gehörte für einen Judaslohn verkauften. Lelevel war natürlich eine zu ehrliche und brave Natur, als daß ihn hätte ein Makel treffen können. Eben durch die geheimen Beobachtungen, denen er mehrere Jahre hindurch unterlag, konnte selbst die Polizei gewahren, daß sie es mit einem Manne zu thun habe, der sich in seinem Unglücke mehr um die Leiden seiner Mitflüchtlinge kümmerte, mehr um den Erwerb des täglichen Brotes — er schlug jegliche Unterstützung, selbst eine Pension des Kaisers Nicolaus, aus — als um politische Agitation. Seit dem Jahre 1831 hatte Lelevel jeden Gedanken an eine Wiederbefreiung Polens aufgegeben und Nichts vermochte ihn mehr zu bewegen, sich an späteren Parteitreiben zu betheiligen. Darum war er auch bei den Royalisten (Czartorysky's) und den rothen Republikanern (Mieroslawsky) zugleich unbeliebt, wenn auch geachtet, weil er eben jegliche thatkräftige Mitwirkung von seiner Seite rundweg ausschlug.

Und wie recht hatte er, daß er Polen keiner Wiedererhebung mehr für fähig hielt, wenn man die ohnmächtigen Kämpfe betrachtet, die 1848 und in den sechziger Jahren geführt wurden.

Lelevel hatte sich mit seiner Ansiedlung in Brüssel von all und jeder Parteibestrebung losgesagt und seine Gründe dafür müssen nicht die schlechtesten gewesen sein, denn als er 1863 in einem Pariser Krankenhause — wohin ihn Freunde bei seiner plötzlichen Erkrankung von Brüssel bringen ließen — verstarb, zierte ein Lorberkranz sein greises Haupt, ein Lorberkranz, dargebracht von den verschiedensten Parteigängern. Ein makelloser Ruf folgte ihm in's Grab, und der Ruhm, ein ausgezeichneter Forscher in der slavischen und asiatischen Geschichte gewesen zu sein. Er sprach fast alle lebenden Sprachen, nur das Deutsche sehr gebrochen. Er besaß eine große bibliographische Kenntniß, und ist es wahrhaft zu bedauern, daß dieser bedeutende Geist, fortgerissen und fortgeschleudert durch politische Stürme, im ärmlichen Exil sein Leben verkümmern mußte. Er stand ganz allein in der Welt. Er hatte keinen Familienanhang, der um ihn gewesen. Der Pariser Kirchhof Père la chaise zählt ihn zu den Seinigen. Er hinterließ keinen Sous.

Kunstnotiz.

Die Doré'schen Illustrationen zur Bibel. — Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, daß Gustav Doré in Frankreich gegenwärtig als der genialste und populärste Illustrator gilt; auch in Deutschland ist sein Name bereits viel bekannt, und namentlich hat die Hallberger'sche Verlagshandlung, welche jetzt die Prachtausgabe der Bibel mit 230 Bildern von Doré für das deutsche Publikum edirt, durch viele Zeichnungen, welche in der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" erschienen, Doré's Talent in verschiedenen Richtungen vorgeführt. Dort sind auch einige seiner Illustrationen zu den Volksmärchen abgedruckt worden, und man konnte vielfach die Ansicht hören, daß diese Bilder sehr geistvoll gedacht und effectvoll ausgeführt seien, aber nicht dem Charakter der einfachen Volksmärchen entsprächen. Aehnliches wird jetzt von den Illustrationen zur Bibel behauptet. Darin unterscheiden sich die Deutschen nun einmal von anderen Nationen. Was z. B. den Franzosen an fremder Kunst und Literatur nicht zusagt, wird dort höchstens von den Eingeweihten beachtet, von der Masse aber völlig ignorirt; in Deutschland dagegen raisonnirt und kämpft die Schaar der auserwählten Kenner gegen Vieles, was von außen kommt, während die Masse sich an französischen Theaterstücken, französischen Romanen und französischen Illustrationen weidlich ergötzt. Hätte Doré die Volksmärchen und die Bibel in dem Sinne der gemüthstiefen germanischen Anschauung illustrirt, so würde sein großer Erfolg in Frankreich einfach unmöglich gewesen sein, denn den Franzosen sind diese Werke nicht das, was sie uns Deutschen bedeuten. Dort wird es Niemand einfallen, das Alte Testament als Familienbuch zu betrachten — was überhaupt unter allen Umständen eine sehr seltsame Ansicht ist — man wird also auch dort nicht verlangen, daß die Decenz gar zu sehr in der Wahl der Bilder gewahrt und diese hauptsächlich zur Erweckung andächtiger oder gottseliger Empfindungen bestimmt seien. Nehmen wir also die Doré'sche Bibel als das, was sie

ist: eine geistvolle, auf der Höhe unserer Kenntniß von den Culturzuständen des alten Orients stehende Illustration, so werden wir bereits in den bis jetzt erschienenen Lieferungen eine Fülle trefflich erfundener, geistvoll gedachter und mitunter auch tief empfundener Motive erkennen. Man hat dabei nicht nöthig, gegen die Fehler blind zu sein. Die fabelhafte Productionskraft Doré's führt zuweilen große Flüchtigkeiten herbei. In den Bildern zur Sündfluth verlieren sich die menschlichen Körper oft in unerkennbare Extremitäten, auch giebt der gar zu märchenhafte Duft einzelner Zeichnungen den Eindruck des Unfertigen. Daneben aber sind Compositionen, wie „David, Absalon's Tod beweinend," in jeder Hinsicht vollendet schön. Wenn man das Bild zu Josua's „Stehe still, Sonne!" belächeln möchte, weil darin nichts weiter als ein Decorationskunststück versucht ist, so kann man sich dagegen an „Sarah's Begräbniß," „Isaak's Opferung," „Ruth," u. a. recht erfreuen, denn sie athmen dramatisches Leben, historische Färbung und das Klima des Orients. Man vergesse dabei nicht, daß der Realismus in den bildlichen Darstellungen dieser Art etwas Neues ist. Die Niederländer gaben den Erzvätern die Kleidung des Mittelalters und die Italiener begnügten sich mit einer Gewandung, wie die malerische Phantasie sie schuf; daß Doré die Schätze der Museen des Louvre zu Hülfe nahm, um in Architektur und Gewandung der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, ist jedenfalls anzuerkennen.

Die Bibel ist zu allen Zeiten die unerschöpfliche Fundgrube für die bildenden Künste gewesen und wird dies auch zu allen Zeiten bleiben. Für unsere Zeit aber ist die Doré'sche Illustration gewiß epochemachend, und da die Hallberger'sche Verlagshandlung sich in Druck und Ausstattung ebenfalls ganz auf der Höhe der Gegenwart zeigt, so darf dem Weitererscheinen dieser großen, vielbedeutenden Publikation von ganzem Herzen mit Interesse entgegengesehen werden.

Literarisches.

Carstens' Leben und Werke. Von K. L. Fernow. Herausgegeben und ergänzt von Hermann Riegel. Hannover, Rümpler.

Unsere Zeit ist fruchtbar an Künstlerbiographien. Neben dem „Rafael" von Ernst Förster ist der „Michel Angelo" von Hermann Grimm bereits in dritter Auflage herausgekommen, dem „Dürer" von Eye hat Woltmann eine meisterhafte Arbeit über Hans Holbein zugesellt; Riegel selbst fügt zu dem würdigen literarischen Denkmale, das er unserem Cornelius gesetzt, nun ein ähnliches für dessen großen Vorgänger, den Maler Asmus Carstens. Dessen Leben und Wirken hatte schon 1806 sein Freund Fernow geschildert und das Büchlein ist so anziehend und trefflich, daß Riegel mit Recht es unverändert abdrucken ließ und in Form von Nachschriften daran anreihte, was seine weiteren Nachforschungen ergeben hatten. Dazu kommen dann Stimmen bedeutender Männer über Carstens und ein längerer Aufsatz über die Stellung des Altmeisters in der Kunstgeschichte, über seine Sendung und Nachfolge. Unter den neueren Actenstücken ist das wichtigste der Briefwechsel zwischen Carstens und dem preußischen Minister Heinitz. Dieser hatte einen Reiseurlaub für Carstens erwirkt, der in Berlin an der Akademie eine Anstellung gefunden, aber zuvor seine künstlerische Ausbildung in Rom vollenden wollte. Schon sein Reisebericht ist bemerkenswerth und enthält das heute noch zu beherzigende Wort über die gedankenlosen Künstler, die blos handfertigen, „denen es nie einfällt, daß die Kunst eine Sprache der Empfindung ist, die da anhebt, wo der Ausdruck mit Worten aufhört, daß sie es mit der anschaulichen Darstellung von Begriffen zu thun hat, daß sie eine Unterhaltung für Vernünftige und nicht für Thoren ist." Carstens gerieth in Zerwürfnisse mit seinem Gönner; der Künstler sollte nach Berlin zurückkehren und seine Stelle als Lehrer ausfüllen, im Vaterlande wirken; er glaubte aber nur angesichts der Schöpfungen Rafael's, Michel Angelo's und der antiken Plastik das Vollendete erreichen zu können, dem er nachtrachtete. „Es ist dem Monarchen soviel Ehre für die Nachwelt, ein Genie unterstützt, als eine Schlacht gewonnen oder eine Provinz erobert zu haben," schrieb er mit gerechtem Stolze und opferte dem höchsten Ziele seines Strebens die sichere Lebensstellung, ja den Schein der Ehrenhaftigkeit und das Leben selbst. Der Minister war ein kunstsinniger Mann, aber ein Beamter aus der Schule Friedrich's des Großen, dem der Ruhm des Vaterlandes und der Vortheil des Staates allem Andern voranging; das für Carstens verausgabte Geld sollte nun in Berlin durch sein dortiges Wirken seine Zinsen tragen. Riegel sagt abschließend: „Nach dem Charakter des damaligen preußischen Staatswesens, dessen Lebensnerv Ordnung und Sparsamkeit war, beurtheilt, ist die Stellung von Heinitz, der keine größere Pflicht als die gegen den Staat kennen durfte, nicht nur tadelfrei, sondern unter Umständen lobenswerth und nach der ewigen Natur des Genies, das nicht nach Staat und Herkommen fragt, beurtheilt, erscheint die Handlungsweise von Carstens, der nur eine höchste Pflicht, die gegen die Kunst, kannte, als von innerer, unbedingter Nothwendigkeit vorgeschrieben. Wer will hier nun den ersten Stein auf-

heben? Und gegen wen will er ihn schleudern, gegen Carstens oder Heinitz?"

Aber auch abgesehen von diesem hochtragischen Conflicte, ist das Leben von Carstens ein unablässiges Kämpfen und Ringen. Doch das erzog ihn gerade zum Reformator, und so entsprach sein Schicksal seinem Charakter, wie wir Aehnliches bei Schiller finden. Ein Rafael, der die aufstrebende Entwicklung zweier Jahrhunderte zu harmonischem Abschluß bringen sollte, sah sich überall von fördernden Einflüssen begünstigt und getragen, und das Glück der Schönheit lächelte ihm, der die Welt mit reiner Schönheit beglücken sollte. Aber gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Kunst entartet und verfallen, und der Genius, der eine neue Bahn erst brechen sollte, konnte sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen bewegen, sich nicht in den alten Schulen bilden, sondern suchte im Ringen gegen das Bestehende seinen eigenen Weg, Kampf und Noth stählten seine Kraft, er überwand das feindliche Geschick, und sterbend sah er den Siegeskranz der Unsterblichkeit, den ein neues Geschlecht ihm reichte. In diesem Sinne ist das vorliegende Buch geschrieben.

Oper und Drama. Von Richard Wagner. Leipzig, J. J. Weber. Zweite Auflage.

Daß ein so gewaltiger reformatorischer Geist wie Richard Wagner viel geschmäht und verleumdet wurde, liegt in der Natur der Sache. Der Götze, gegen den er die wuchtigsten Keile schleuderte, war Meyerbeer, aber um bis zu diesem zu gelangen, mußte er den breiten Weg zeigen, der zum Verderben führte. Rossini und Auber kamen dabei nicht gut weg. Gegen drei lebende Gewalthaber sich aufzulehnen, dazu gehörte Muth, und daß wuchtige Gegenhiebe geführt wurden, weiß Jeder, der die Denunciation kennt, welche Wagner als den Gegner aller großen Meister der Vergangenheit darstellte und der sich der ersten Darstellung des „Tannhäuser" in Paris erinnert. Es ist gewiß nicht mehr zu verkennen, daß Wagner die Würde und Reinheit der Kunst in Wort und That vertheidigt; ob seinem titanenhaften Genie der Sieg gelingt, muß die Zukunft lehren; immerhin bleibt es lehrreich, seine Ansichten von ihm selbst dargelegt zu sehen, und es wäre im Interesse der Musik der Zukunft, nicht der sogenannten „Zukunftsmusik," sehr zu wünschen, daß sein Werk über Oper und Drama recht viel Beachtung und Eingang in weitesten Kreisen fände, wobei allerdings der schwerfällige zweite Abschnitt über die Entstehung des Dramas, der dem Verfasser wahrscheinlich wichtiger schien, als er in der That ist, da er mehr geistreiche als stichhaltige Ideen enthält, hinderlich sein dürfte.

Die zweite Auflage des rühmlich bekannten „**Meyer'schen neuen Conversations-Lexikons**" mit Karten und Illustrationen ist nun vollendet. Fünfzehn Bände dieser gänzlich umgearbeiteten Auflage liegen vor und ein (sechzehnter) Registerband wird soeben in zehn Doppellieferungen und zwei Illustrationstafeln ausgegeben. Dieser letzte Band wird einen alphabetisch geordneten Nachweis liefern über alle Gegenstände, die nicht selbständig in den früheren Bänden abgehandelt, aber in anderen Artikeln enthalten sind; jedenfalls eine sehr angenehme und werthvolle Einrichtung. Ferner werden darin Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge in alphabetischer Anordnung gegeben, sodaß die historischen Daten bis zur Gegenwart geführt sind. Eine Einsicht in die bis jetzt erschienenen Lieferungen dieses Register- oder Ergänzungsbandes giebt nicht nur den Beweis von der Vollständigkeit des ganzen Werkes, sondern besonders auch dieses Anhanges; es ist darin das Biographische, Naturwissenschaftliche und Historische aus neuester Zeit zu finden.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch, welches soeben bei J. J. Weber in Leipzig in zweiter Auflage erschien, ist der mit schönen Illustrationen versehene „**Hausschatz der Länder- und Völkerkunde,**" in welchem eine große Anzahl von Monographien sich findet, die nach den bekanntesten Reiseschriftstellern bearbeitet und namentlich für die Belehrung der heranwachsenden Jugend geeignet sind. Es handelt sich dabei nicht nur um geographische, sondern auch um ethnographische Berichte aus allen Welttheilen, und da die Ausstattung des ziemlich umfangreichen Buches vortrefflich zu nennen ist, so darf es auch als Festgeschenk empfohlen werden.

Unter dem Titel „**Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde**" hat Robert von Schlagintweit, der berühmte Weltreisende, eine Auswahl von Schilderungen deutscher Dichter veranstaltet, die nicht allein durch die hervorragendsten Namen der Dichter und den poetischen Werth der einzelnen Stücke sich empfehlen, sondern besonders dadurch, daß ein Mann wie Schlagintweit, der genau beurtheilen kann, inwieweit die Gedichte auch der Naturwahrheit entsprechen, denselben seine Approbation ertheilt hat. Die Verlagshandlung von Gustav Hülsemann in Soest hat das Buch recht hübsch ausgestattet.



Neuestes aus der Ferne.

Ersteigung des Vulcans Baker.

An der Nordwestküste von Amerika erhebt sich die Kette der Cascadegebirge. Ihre meisten Berge sind Vulcane und namentlich ist es der höchste von allen, den Vancouver im April 1792 zum erstenmale sah und ihm zu Ehren seines Lieutenants Josef Baker den Namen Baker gab. Er liegt etwas südlich vom 49. Grade nördlicher Breite und ist von der Küste in gerader Linie dreizehn deutsche Meilen entfernt. Den Bewohnern des Washingtongebiets und des südlichen Theiles der Insel Vancouver gewährt dieser Berg als hervortretendster Zug einer großartigen Alpenlandschaft den schönsten Anblick. Sie haben ihn in den letzten Jahren mehrmals Flammen auswerfen sehen und glauben zu wissen, daß sein Kraterkegel bei dem Ausbruche von 1864 um tausend Fuß niedriger geworden sei. Wie er erstiegen werden könne, ist unter den abenteuerlichen Jägern und Pfadfindern der Küste oft Gegenstand der Unterhaltung gewesen, aber die Mühen und Kosten eines dreizehn Meilen langen Marsches durch ein unerforschtes Wald- und Gebirgsland haben immer von einem Versuche abgeschreckt. Im Jahre 1866 wurde von Coleman und zwei anderen Herren die Reise gewagt. Coleman ist ein Mitglied des englischen Alpenklubs und Verfasser einer hübschen Schilderung: „Scenen auf den Schneefeldern des Montblanc." Man näherte sich dem Berge, indem man den Skadgetfluß hinauffuhr, von dem angenommen wird, daß er am Fuße des Bakerberges entspringt. Nach einer höchst romantischen und gefährlichen Reise zu Wasser und zu Lande, bei der mancher Urwald zum erstenmale von Weißen betreten und manches Dorf von Indianerstämmen, die man wenig oder gar nicht kennt, berührt wurde, gelangten die Erforscher an den Tukalltum oder Weißensteinfluß, um hier in der Nähe ihres Ziels auf feindliche Indianer zu stoßen und zur Rückkehr an die Küste gezwungen zu werden. Im Herbste desselben Jahres erneuerte Coleman seinen Besuch und war glücklicher. Die Hindernisse, auf die er auf dem Wege zum Berge stieß, waren die größern, als er sie besiegt hatte, gelang die Besteigung mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit. Im August dieses Jahres hat er sein Unternehmen ohne Führer und ohne eines der Hülfsmittel, die man in Europa bei solchen Gelegenheiten für nöthig hält, erfolgreich wiederholt. Zur großen Freude der Ansiedler am Puget-Sunde und auf der Insel Vancouver hat er die vereinigten Flaggen Englands und Nordamerika's auf dem Gipfel des Vulcans aufgepflanzt. Mit dem Aeroidbarometer gemessen, hat sich die Höhe des Berges geringer gezeigt, als sie früher angegeben worden ist. Der Baker, der 12,500 Fuß hoch sein sollte, hat in Wahrheit nur 11,000 Fuß. Die Aufregung an der Küste über diesen Erfolg ist so groß, daß sie für nächstes Jahr eine Erforschung des ganzen Cascadegebirgs erwarten läßt. Man beabsichtigt auch die Riesenberge zu ersteigen,

die den Eingang des Athabascapasses in den Felsengebirgen bewachen und nach Hooker und Brown die Botanikerberge benannt worden sind.

Die Volkswirthschaft Turkestans.

Die neuen politischen Verhältnisse, die durch das Vordringen Rußlands in Centralasien zwischen Russen und Engländern entstehen, werden in der Tagespresse sehr häufig besprochen. Man übersieht dabei gewöhnlich, daß wir zu einem richtigen Urtheil erst gelangen können, wenn wir uns über die Straßen und die inneren Hülfsquellen Centralasiens unterrichtet haben. Darum ist jede Aufklärung über die dortigen Verhältnisse eine sehr willkommene. Ueber Turkestan hat sich Paschino in einer Denkschrift ausgesprochen, deren Veröffentlichung die Geographische Gesellschaft in Petersburg vermittelt hat. Nach seinen Angaben ist der Handel des Gebiets trotz seiner überaus günstigen geographischen Lage ein äußerst geringer. Taschkend, meint Paschino, werde jährlich für zwei und sechs Zehntel Millionen Rubel Waaren empfangen. Nun ist Taschkend der Mittelpunkt, der den ganzen Handel Turkestans und der angrenzenden Länder speist, denn auf seinen Bazaren versorgen sich die Kaufleute, welche nach den andern Städten und nach dem Auslande Karawanen abgehen lassen. Dabei ist Turkestan ein Land des Durchgangs und empfängt die Waaren, welche zwischen dem asiatischen Rußland und dem chinesischen Turkestan und den centralasiatischen Khanaten ausgetauscht werden. Nach Rußland führen drei Handelswege: einer, der eine geringe Bedeutung hat, über Semipalatinsk, ein zweiter über Petropawlosk und ein dritter über Troizk. Petropawlosk erhält besonders Pelzwerk, das für die Messe von Irbit bestimmt ist und von da nach Leipzig weiter geht, während alle die Messe von Nischnei-Nowgorod aufsuchenden Waaren den Weg über Troizk einschlagen. Von eigenen Waaren Turkestans werden dorthin blos Rhabarber, Zitwersamen und Krapp verschickt. Nach Buchara und Khokand führt Turkestan eigene Erzeugnisse, Getreide, Vieh, Wolle, Felle und Filzdecken aus, um dafür Kattune und halbseidene Stoffe, Seide, Baumwolle, Papier, Farben, Salz und Gewürze einzutauschen. Die industriellen Kräfte des Landes sind die Hände der Frauen und Kinder, denen das Spinnen und Weben der Baumwolle wie die rohe Filzbereitung überlassen wird. Ackerbau und Viehzucht herrschen vor. Den Handel betreiben die ansässigen Sarten in der Form des Tausches. Ihre Kunden sind die wandernden Stämme, zu denen selten eine Waare gelangt, ohne durch mehrere Hände gegangen zu sein. Nach diesen Mittheilungen Paschino's ist der Werth zu beurtheilen, den Turkestan für den russischen Handel besitzt, und es lassen sich aus ihnen auch Schlüsse auf die Hülfsquellen ziehen, welche das Gebiet einem durchmarschirenden russischen Heere zu liefern vermöchte.

Die Ruinen an der afrikanischen Ostküste.

Ein kleiner Theil der den indischen Meeren zugewendeten Gestade Afrika's trägt noch Spuren eines früheren Verkehrs, den fremde Völker hier unterhalten haben. Südlich von Malindi kommen solche Spuren, die Ruinen alter Bauwerke, auf dem Festlande gar nicht vor. Die Trümmer, die sich vom Aequator bis Malindi erhalten haben, sind von Richard Brenner untersucht worden. Sie haben alle gemeinschaftlich, daß sie nie weiter als zwei englische Meilen vom Meere entfernt sind. Sie stammen von Persern, Arabern und Portugiesen her und der Ursprung der ältesten scheint nicht weit über das fünfzehnte Jahrhundert zurückzugehen. Die persischen Bauten, an persischen Inschriften, Münzen und Geräthen kenntlich, haben nirgends Vertheidigungszwecken gedient. Es waren Factoreien, aus denen die Schiffe Elfenbein und Kopal holten. Die arabischen Bauten bestehen aus Moscheen und Befestigungen, die portugiesischen sind immer Forts. Städteartige Anlagen haben die Araber gleich den Portugiesen auf Inseln errichtet, eine Ausnahme kommt der Insel Tula gegenüber vor, wo sich auf dem Festlande ausgedehntere Ruinen vorfanden, Moscheen, Gräber und befestigte Gebäude. Am besten erhalten hat sich der Erker eines großen Hauses mit einem gewölbten Thor und zwei großen Rundbogenfenstern nach der Seeseite. In dieser Gegend steht auch eine zwanzig Fuß hohe Säule mit einem würfelförmigen Sockel, die keine Inschrift hat. Eine zweite Stadt auf dem Fest-

lande haben Perser bei Malindi mit verschwenderischer Anwendung von Mörtel gebaut. In der Nähe haben die Portugiesen eine Denksäule mit Kreuz und Wappenschild errichtet. Die größten portugiesischen Ruinen sind drei Forts auf der Insel Patta mit Capellen, großen Wohnhäusern, Wasserleitungen und Bädern. Im Hofe des einen Forts liegen noch mehrere von Rost zerfressene Geschütze, Sechspfünder mit der Krone von Portugal und mit Jahreszahlen. Einige dieser alten Ansiedlungen und Forts mögen verlassen worden sein, die meisten haben die Galla erobert. Die üppige tropische Vegetation hat den Ruin vollendet. Riesige Baobabs haben mit ihren Wurzeln die Mauern gehoben und gestürzt, Schlingpflanzen das Zerstörungswerk fortgesetzt. „Dem Reisenden," sagt Brenner, „der mit Mühe über scharfe Korallen, durch dichtes Gebüsch und Dornen sich Bahn bricht und dann plötzlich vor diesen Monumenten einer längst vergangenen Zeit staunend einhält, geben sie in grellen Farben ein Bild der Vergänglichkeit, das ihn hier in der fernen Wildniß mit Wehmuth erfüllt."

Dalmatien.

Das diesseitige und das jenseitige Oesterreich streiten um den Besitz eines Kronlandes, das früher auch von Kroatien für das dreieinige Königreich beansprucht wurde. Ungarn fordert Dalmatien kraft seines historischen Rechts, Oesterreich erklärt seine Machtstellung davon abhängig, daß man in Wien unbedingt über die dalmatischen Häfen verfügen könne. Indem man über das Besitzrecht streitet, fährt man fort, das Besitzthum selbst zu vernachlässigen. Dalmatien treibt seinen Landhandel mit Maulthieren und in der uralten Form der Karawane, die wichtigste Handelsstraße nach Bosnien ist auf der türkischen Seite in gutem, auf der österreichischen in abscheulichem Zustande. Die Narenta, der Hauptfluß des Landes, wird nicht regulirt, die Mineralschätze des Landes harren noch immer der Verwerthung, große fruchtbare Strecken bleiben unbenutzt liegen, der Oelbau nimmt ab, die Schifffahrt beginnt durch die Verheerung der Wälder zu leiden. Den Unterricht zu fördern ist der dalmatische Landtag in letzter Zeit bemüht gewesen, eine sorgsame Pflege der Forstwirthschaft wird angebahnt. Daß eine Eisenbahn die wirksamste Hülfe gewähre, ist gewiß, doch hat man ihre technische Ausführbarkeit bestritten. In Wahrheit ist der Gebirgsstock, welcher den Quarnero von den dinarischen Alpen trennt und der Eisenbahn als Barre entgegensteht, leichter zu überwinden, als der Karst zwischen Laibach und Triest, der doch besiegt worden ist. Die unter dem Handelsminister von Wüllerstorf ausgeführten Vorarbeiten haben dies nachgewiesen. Die dalmatische Linie würde bei Karlstadt beginnen und über Knin nach Spalato laufen. Die Länge derselben beträgt wenig über fünfzig Meilen und wenn man nur ein Geleis legte und alle Luxusbauten vermiede, würde man mit sechshunderttausend Gulden für die Meile auskommen, da die Expropriation auf großen Strecken gar keine oder höchst geringe Auslagen verursachen und alle Erfordernisse zu vollständigem Unterbau fast kostenfrei am Bauorte zu beschaffen sein würden. Durch diese Bahn erschlösse man die Bezirke, in denen Ackerbau und Bergbau die meisten Aussichten darbieten und gelangte zu einer Handelsstraße, die für den Verkehr mit der Türkei und mit dem südösterreichischen Eisenbahnnetz gleich vortheilhaft wäre. Die Linie würde Gegenden berühren, welche mächtige Kohlenflötze und meilenweite Eisenerzlager von sieben Fuß Mächtigkeit besitzen. Der Plan, diese Bahn zu bauen, ist jetzt wieder aufgenommen worden und zugleich hat sich eine englische Gesellschaft gefunden, welche vom Meere bis zu den Kohlenbezirken von Knin bauen will.

Das alte Bibracte.

Die Alterthumsforscher sind lange darüber einig gewesen, daß die berühmte Hauptstadt der Aeduer an der Stelle des heutigen Autun gelegen habe. Unter Augustus habe die Stadt den Namen Augustodunum erhalten und daraus sei Autun geworden. Cäsar nennt Bibracte eine Stadt vom höchsten Ansehen und Tacitus beschreibt sie als eine wichtige Festung und als eine große Stadt, in der die vornehmsten jungen Gallier ihre Erziehung erhalten hätten. Die französischen Gelehrten, die vom Kaiser beauftragt worden waren, ihm archäologischen Stoff für sein „Leben Cäsar's" zu liefern, haben die Behauptung aufgestellt, daß Bibracte nicht auf der Stelle des heu-

tigen Autun, sondern auf dem Gipfel des Mont Beaurray gelegen habe. Dieser Berg, dessen Entfernung von Autun etwas über zwei deutsche Meilen beträgt, hat eine Höhe von 2611 Fuß über dem Meere. In diesem Sommer sind mit großen Kosten Nachgrabungen veranstaltet worden und man hat viele Grundmauern von Häusern und viertausend Amphoren zum Theil von ansehnlichem Umfang entdeckt. Die Annahme, daß hier das alte Bibracte aufgefunden sei, wird nun mit Bestimmtheit aufgestellt, doch läßt sich kaum denken, daß die Gallier eine Hauptstadt auf einen Berg, der mehrere Monate Schnee trägt, gebaut haben sollten, oder daß Cäsar eine solche Höhe gewählt haben würde, um mit seinen Legionen zu überwintern. Im nächsten Sommer sollen die Nachgrabungen fortgesetzt werden.

Indigocultur in Bengalen.

Die soeben erschienenen Schilderungen aus Indien von Hermann Schlagintweit-Sakünlünski enthalten sehr werthvolle Berichte aus den verschiedenen Gegenden Hochasiens. So unter Anderem finden wir über die Cultur des Indigo folgende Nachrichten:

Die Cultur des Indigo umfaßt noch außer Bengalen einen großen Theil von Hindostan mit Einschluß von Audh; im Brahmaputrathale, in Assam, sind die Alluvionen des Flusses nicht ganz so fruchtbar, es scheint dies auch auf die Qualität des Indigo von erkennbarem Einflusse zu sein. Die Indigofera ist eine Leguminose mit rosafarb-grünlichen Blüthen, zwei bis drei Fuß hoch; die Species „tinctoria“ ist die bekannteste und beste. Schon den Alten war der blaue Farbestoff als „Indicum“ bekannt; die erste Cultur und das Heimathland dürfte in Cochinchina, vielleicht auch in den südlichsten Theilen von China zu suchen sein. Die Anlage der Indigofelder erfordert tiefes Pflügen des Bodens und ist nicht mühelos; überdies ist auch die Menge des Ertrages in den verschiedenen Jahren sehr ungleich, da so häufig kleine Veränderungen in dem Eintritte der Regenzeit hinreichen, zerstörend auf den Farbestoff einzuwirken. Die Pflanze wird nämlich im Juli, in der Höhe der Regenzeit, während sie blüht, geschnitten und gesammelt, und die Wurzeln, welche in trockenem Boden perennirend sind, werden gerade in den feuchten, aber besten Indigolagen durch die klimatischen Verhältnisse zerstört, obwohl man auch hier dieselben im Boden läßt; für die Samenzucht wählt man etwas geschützte und trocknere Lagen, als die eigentlichen Felder es sind. Auf meinem Wege nach Darjiling sah ich noch Anfangs April, bei Malda und Dainajpur die letzten Saaten streuen, an zwölf Pfund Samen auf eine Acre Land; um den Wurzeln die nöthige Entwicklung zu erleichtern, ward der Boden bereits vier bis fünf Monate vor der Saat kräftig gelockert. Zum Ausziehen des Farbestoffes wird die Pflanze in Kübel mit kaltem Wasser gelegt, aber die ohnehin sehr hohe Temperatur des Wassers in diesen Breitengraden, achtundzwanzig bis neunundzwanzig Grad C., hat dabei ebenfalls einen nicht unbedeutenden Antheil. In der ersten Wasserschicht bleibt die Indigopflanze liegen, bis sie macerirt ist, dann läßt man den trüben Färbestoff, der auch viele Stücke, mehr oder weniger groß, von Rinde und Bast, nebst zerkleinerten Blatt- und Blüthentheilen enthält, in ein zweites Becken ablaufen und hier beginnt nun ein eigenthümliches Peitschen der Oberfläche mit Ruthen, welches den an gröberen Theilen abhärirenden Färbestoff möglichst trennen soll. Der letztere senkt sich nun auch vollständig zu Boden, wird dann in ein drittes Gefäß abgelassen, wo er sich nach kurzer Zeit sehr gleichmäßig als dicke Schicht ablagert, worauf er in Filtern aus Zeug gesammelt und in flachen Holzformen an der Luft im Schatten getrocknet wird.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 52 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 148.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1869.



Am todten See.

Von

Paul Heyse.

Es war mitten im Sommer, aber oben im Gebirg wehte ein schneidend kalter Wind und drohte den stark niederströmenden Regen in Schnee zu verwandeln. Die Luft war so schwarz, daß man das Haus am todten See kaum auf hundert Schritte unterschied, obwohl es weiß getüncht war und der Tag sich eben erst neigte. Drinnen hatten sie Feuer angemacht, die Wirthin stand in der Küche und briet ein Gericht Fische, während sie mit einem Fuß die Wiege schaukelte, die neben den Herd gerückt war. In der Gaststube lag der Wirth auf der Ofenbank und schimpfte auf die Fliegen, die ihn nicht schlafen ließen; eine barfüßige Magd spann im Winkel und sah dazwischen durch die trüben Scheiben seufzend in das wüste Wetter hinaus; ein vierschrötiger Knecht kam brummend herein, schüttelte sich wie ein Hund, den man in's Wasser geworfen, daß die schweren Regentropfen rings umher aus seinen Kleidern spritzten, und warf einen Haufen nasser Fischernetze in die Ecke neben dem Ofen. Keines sprach ein Wort. Es war, als fürchtete Jedes, daß die Wolke von Unmuth und Verdrossenheit, die über dem Hause lag, sich in einen Hagel von Zank und Zwist entladen würde, wenn man nicht an sich hielte.

Die Hausthüre ging und ein fremder Schritt tappte durch den finstern Flur. Der Wirth rührte sich nicht, nur die Magd stand auf und öffnete die Thür des Gastzimmers.

Ein Mann im Reiseanzug stand an der

Schwelle und fragte, ob er hier recht sei im Wirthshaus zum todten See. Auf das kurze Ja des Mädchens trat er ein, warf sein triefendes Plaid auf den Tisch, die Reisetasche daneben und ließ sich in sichtbarer Erschöpfung auf der Bank nieder, ohne den regenschweren Hut abzunehmen oder den Stock aus den Händen zu lassen, als wolle er nach kurzer Rast wieder aufbrechen. Die Magd war vor ihm stehen geblieben und wartete, was er etwa zu befehlen hätte. Er schien es aber ganz zu vergessen, daß noch Jemand außer ihm im Zimmer war, lehnte den Kopf zurück gegen die Mauer und schloß die Augen. So schwieg wieder Alles in der dumpfen, feuchtheißen Stube, und nur das Summen der Fliegen und das gedankenlose Seufzen der Magd unterbrach dann und wann die Stille.

Endlich kam die Wirthin mit dem Essen herein; ein kleiner Bube, der den Fremden groß anstarrte, trug ihr ein Licht nach, der Wirth erhob sich schwerfällig von der Ofenbank, gähnte und trat an den Tisch heran. Er überließ es aber der Frau, ihren Gast zum Essen einzuladen, was derselbe mit einem stummen Kopfschütteln ablehnte. Fleisch, außer ein paar Hühnern und Enten, hätten sie nicht im Hause, entschuldigte sich die Wirthin. Für sie selbst sei es zu theuer, und Herrschaften kehrten nicht mehr viel bei ihnen ein, seitdem vor zwei Jahren die neue Straße drüben hinter dem Jochberg gebaut worden und die Post, die sonst hier vorbeigekommen, nun drüben fahren müsse. Bei gutem Wetter versteige sich manchmal ein Fußreisender oder ein Maler, der den todten See abzeichnen wolle, zu ihnen, aber das gebe nicht viel aus, und mit dem bischen Fischerei sei auch nicht viel zu verdienen. Wenn aber der Herr über Nacht bleiben wolle, die Betten seien gut und das Zimmer nebenan erst vor acht Tagen frisch ausgeweißt. Und sie hätten ein Fäßchen Bier im Keller und einen guten Tiroler Wein, und machten selbst einen Enzianbranntwein, der noch von Jedem gerühmt worden sei.

Auf all diese Anerbietungen erwiderte der Fremde nur, daß er über Nacht bleiben werde und um frisches Wasser bitte. Dann stand er auf, ohne von den Menschen, die um den Tisch saßen und schweigend ihre Nachtkost verzehrten, auch nur einen eines Blickes zu würdigen, obwohl der muntere zehnjährige Knabe ihm zutraulich näher gerückt war und unverwandt seine Uhrkette bestaunte, die verstohlen in dem trüben Lichtschein glänzte. Die Magd nahm einen zweiten Leuchter vom Ofensims und ging dem Gast voran in das Nebenzimmer, wo sie ihm den Wasserkrug füllte und ihn dann mit seinen schweigsamen Gedanken allein ließ.

Der Wirth murmelte einen Fluch hinter ihm drein. Wenn einmal Einer käme, sei es so ein Landstreicher, der nichts verzehre und am Ende gar mit dem Schlafgeld durchgehe und das Betttuch mitgehen heiße. — Solche Gesellen, warf die Frau ein, ließen sich erst auffahren, was Küche und Keller vermöge, und suchten die Wirthe durch gute Worte sich vertraut zu machen. Der Herr aber sei entweder krank oder habe einen Kummer, daß ihm Essen und Trinken nicht schmecke. — Indem trat der Fremde wieder ein und fragte, ob er wohl, wenn der Regen aufhöre, einen Kahn haben könne, um auf den See hinauszufahren und bei einer Kienfackel zu fischen. Er wolle es gut bezahlen. — Die Frau stieß ihren Mann heimlich an, wie um zu sagen: da siehst Du's jetzt! es ist nicht richtig mit ihm. Widersprich ihm nur nicht. — Worauf der Wirth, dem der Verdienst einleuchtete, in seiner unwirschen Manier versetzte, seinethalben könne er alle beide Kähne haben; Nachts zu fischen, sei hier nicht der Brauch, aber wenn es ihm Spaß mache, möge er sehen, wie er damit zurecht komme. Der Knecht könne ihm gleich die Kähne und Netze weisen und ihm Lichtstöcke schnitzen. Damit gab er dem Burschen, der noch an den Fischen nagte, einen Wink und öffnete dem wunderlichen Gast selbst die Thür.

Der Regen hielt noch immer an, und vor dem Hause rieselten und rauschten die

Dachtraufen. Aber der Fremde schien unempfindlich gegen Alles, was von außen kam, schritt hastig an's Ufer hinab und leuchtete mit der Laterne, die ihm der Knecht nachbrachte, in die beiden Kähne hinein, als ob er sich den zuverlässigsten aussuchen wolle. Beide standen unter einem Schuppen, und allerlei Geräth zum Fischen lag unter den Querbänken. Er schickte den Knecht unter einem Vorwande in's Haus, suchte dann am Ufer ein paar schwere Steine, die er in den größeren Kahn trug, und stand einen Augenblick tiefaufathmend still, auf das schwarze Wasser stierend, das, soweit der Schein seiner Laterne leuchtete, von den prickelnden Regentropfen gefurcht wurde. Der Wind schwieg einen Augenblick, die Nacht war völlig hereingebrochen, die Brandung schäumte und spritzte um den Kiel der beiden kleinen Fahrzeuge, und aus dem Hause hörte man jetzt einen eintönigen Singsang, mit dem die Wirthin ihr Wiegenkind einschläferte. Auch das klang trostlos, nach Muttersorgen, nicht nach Mutterfreuden, und erhöhte die gottverlassene Stimmung dieses dunklen Weltwinkels.

Eben wollte der Fremde wieder in's Haus zurückkehren, da hörte er auf der Straße von Süden her, die er selbst gewandert war, Peitschenknallen und das Knirschen und Kreischen von Rädern, die sich mühsam durch die tiefausgefahrenen schlammigen Geleise bergan arbeiteten. Gleich darauf bog ein leichtgedeckter Wagen um die Ecke und hielt vor dem Wirthshause. Nun erschienen Lichter in der Hausthür, eine weibliche Stimme fragte nach Diesem und Jenem, die Wirthin antwortete in ihrem gutmüthigsten Tone, dann stiegen zwei Frauen aus, die etwas in Tücher Gehülltes sorgfältig in's Haus trugen. Der Knecht half dem Kutscher seine Pferde in's Trockne bringen, und nach wenigen Minuten war Alles still wie zuvor.

Das war wie ein Schattenspiel an dem Fremden vorbeigehuscht, ohne seine Neugier oder gar seine Theilnahme zu reizen. Noch einmal sah er gegen die Wolkenschicht hinauf, ob sie nicht Miene mache sich zu zertheilen; dann schritt er wieder dem Hause zu, eben als in dem Zimmer der Gaststube gegenüber Lichter erglänzten und Schatten hinter den Vorhängen hin und her wankten. Er händigte dem Knecht die Laterne wieder ein, gab ihm einen Auftrag wegen Angeln und Köder, die er brauche, und kehrte in sein Zimmer zurück.

Hier zündete er das Licht an, das in einem verbogenen zinnernen Leuchter auf dem wackligen Tischchen stand. Dann öffnete er das Fenster, um die dumpfe Luft hinauszulassen, und sah eine Weile dem Spritzen und Platschen der Dachtraufe zu, in der ein alter Flaschenkork rastlos hin und her tanzte. Darüber hinaus war vor Schwärze des Wolkenhimmels Nichts zu unterscheiden, aber in der Schlucht am See heulte der Wind wie ein gefangenes Thier, und die Bäume in der Nähe des Hauses ächzten unter der Wuth der Regengüsse. Es war nicht gut sein da an dem offenen Fenster. Doch der Fremde schien der düsteren Musik des Unwetters begierig zu lauschen, und erst als der Sturm den Regen wagerechter ihm in's Gesicht trieb, trat er in's Zimmer zurück und ging nun zwischen den nackten Wänden langsam auf und ab, die Hände auf dem Rücken, mit einem ganz ruhigen Gesicht und Augen, die Alles oder Nichts zu sehen schienen. Endlich holte er aus seiner Reisetasche Schreibzeug und eine kleine Mappe hervor, setzte sich neben die trübe Kerze und fing an Folgendes zu schreiben:

„Ich will doch nicht einschlafen, Karl, ohne dir gute Nacht zu sagen. Wie müde ich bin, hast du mir vor sechs Wochen, als wir uns leider nur so flüchtig wiedersahen, wohl angemerkt. Damals hätte ich sprechen sollen, um, wie wir es seit Jahren gewohnt waren, auch über dies Capitel der Pathologie mich mit dir zu verständigen. Ich könnte dann jetzt in aller Muße meine letzte Cigarre rauchen, statt mit dieser stumpfen Feder mich und dich zu langweilen. Aber die Lippen waren mir damals wie zusammengenäht. Auch hätten

wir uns wahrscheinlich gezankt, und da Jeder am Ende bei seiner Meinung geblieben wäre, warum sollten wir uns die paar Stunden verderben? Denn ich kenne ja deine Grundsätze und weiß, wenn du hier wärest, würdest du Alles aufbieten, mich, wie man es nennt, mit dem Leben wieder auszusöhnen. Aber wahrhaftig, du hättest sehr Unrecht, zu glauben, ich sei Schuld daran, daß es zwischen mir und dem Leben zu einer Todfeindschaft gekommen ist, die Nichts heilen kann, als Scheidung. Ich lebte gerne, wenn es mich leben ließe. Ich bin nicht so feige oder so verweichlicht, daß mich einige „Stöß' und Schleudern des wüthenden Geschickes" gleich außer mir brächten, bis zu dem Entschlusse, aus der Haut zu fahren, in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes. Wer wird den unerforschlichen Mächten gleich den ganzen Bettel vor die Füße werfen, weil ihm Manches nicht gefällt und Vieles unbequem ist? Sie sind vielleicht blinder und unzurechnungsfähiger, diese ewigen Mächte, als wir glauben, und wir, als die Vernünftigeren, sollen nachgeben lernen. Aber da steckt's eben. Ich glaube nicht, daß ich noch lange die Rolle des Vernünftigeren spielen könnte, wenn es so fortginge. Die verzweifeltsten Versuche, aus dem Schiffbruch meines Seelenfriedens wenigstens die nackte Vernunft zu retten, sind fehlgeschlagen. Wie ich vorhin da in der Dachtraufe unter meinem Fenster einem alten Propfen zusah, der, vom Regen gepeitscht, lächerlich hülflos in der trüben Lache tanzte, überschlich mich plötzlich der Gedanke, das sei mein eigenes Gehirn, das sich aus meinem heißen Schädel weggestohlen habe, um ein Regenbad zu nehmen. Wenn man eine Viertelstunde braucht, um von einer so absurden Vorstellung wieder zurückzukommen, wirst du gestehen, daß nicht viel dazu gehört, den mürben Faden der Ideenassociation vollends durchzureiben. Und ich kann von den selbstlosen Pflichten des Menschen gegen seine Mitbrüder so erhaben denken wie ich will: es geduldig abzuwarten, bis die scheintodte Seele im lebendigen Leibe sich einsargt, es heranschleichen zu sehen, daß man um sich selber kommt und jammervoll unter das erste beste Hausthier hinabsinkt, um Anderen mehr noch als sich selbst ein Grauen zu werden — dazu gehört der Stumpfsinn eines armen Schafes, das freilich auf den Schlächter warten muß, wenn es auch den Wurm im Gehirn fühlt und der Drehkrankheit unrettbar verfallen ist.

„Aber ich vergesse, daß dies Alles dir ein wirres Gerede scheinen muß, da du von meinen letzten Erlebnissen nur so viel weißt wie alle Welt: daß meine Adoptivschwester vor einem Jahr — gerade heute jährt es sich! — gestorben ist, ihr Vater wenige Tage darauf, die Mutter in diesem Frühjahr. Du weißt, daß diese drei Menschen meine ganze Familie waren, daß ich sie sehr geliebt habe, ja daß sie, außer dir, fast die einzigen Menschen waren, die mich überhaupt näher angingen. Sie so rasch verloren zu haben, wäre mir unter allen Umständen ein tiefer Kummer gewesen. Aber ich hätte ihn am Ende verwunden und rüstig fortgelebt, wenn ein Blitzstrahl sie mir alle in einer Stunde geraubt hätte. Es ist ja wahr: Jeder Mensch ist unersetzlich, aber kein Mensch unentbehrlich. Die Wissenschaft, mein Beruf, meine Jugend hätten den Riß vernarbt. So aber klafft er noch immer und das Bluten ist nicht zu stillen. Denn diese drei theuren Menschen lebten wohl heute noch, wenn ich nicht gewesen wäre! — —

„Ich muß weiter ausholen, um dies finstere Wort zu erklären.

„Du weißt, Karl, daß ich meine eigenen Eltern kaum gekannt habe, daß ich nach dem Tode meines Vaters in dem allgemeinen Waisenhause erzogen worden wäre, wenn sich nicht jenes edle Paar des armen Chirurgensohnes erbarmt und ihn an Kindesstatt angenommen hätte. Mein Adoptivvater war schon damals einer der reichsten Kaufleute unserer Stadt. Acht Jahre hatte er in kinderloser Ehe gelebt, als er mich in's Haus nahm. Er hoffte, ich würde ihn und seine Frau und das stille Haus erheitern; aber leider dankte ich den

beiden trefflichen Menschen, obwohl ich sehr an ihnen hing, ihre Liebe und Sorge anfangs nur schlecht. Ich war ein verschlossener, reizbarer, sehr unliebenswürdiger Knabe, schon früh zum Grübeln und Brüten geneigt. Zwischen tagelanger Stummheit und plötzlichen leidenschaftlichen Ausbrüchen schwankte ich widerwärtig hin und her, und heute noch denke ich mit tiefer Beschämung der wahrhaft ehrwürdigen Geduld, mit der meine Pflegeeltern mich ertrugen und mein Temperament zu mäßigen suchten, ohne es mich je nur durch einen Blick empfinden zu lassen, daß ich ihre Hoffnungen täuschte.

„Das wurde plötzlich anders. Ich war etwa zwei Jahre im Haus, als der Herzenswunsch meiner Pflegeeltern in Erfüllung ging und ihnen ein Kind bescheert wurde, das schönste, begabteste, holdseligste Geschöpf, das ich je gesehen. Mit einem Schlage wurde die Luft im Hause hell, ich selbst ein vernünftiger, gutwilliger Bursche, in das kleine Mädchen vernarrt wie eine Kinderfrau. Ich schleppte mich stundenlang mit ihm herum, lehrte es gehen und sprechen und konnte meine liebsten Beschäftigungen und alle meine Schulfreunde darüber vergessen. Auch gegen die Eltern war ich wie umgewandelt, und sie selbst, statt mich nun entbehrlicher zu finden, schienen ihre Güte zu verdoppeln und uns beide stets als ein leibliches Geschwisterpaar zu betrachten, das gleiche Ansprüche auf ihre Zärtlichkeit habe.

„Jahre vergingen so, und mein brüderliches Gefühl für die kleine Ellen wuchs nur noch mit den Jahren; umsomehr, da eine seltsame Aehnlichkeit unserer Naturen immer deutlicher zu Tage kam. Auch sie war keins von den sanften, schmiegsamen, leicht zu lenkenden Mädchen, die ihren Müttern so wenig Noth machen, wie einst ihren Männern. Sie konnte von der tollsten Lustigkeit plötzlich in die tiefste Schwermuth überspringen — so weit man bei einem Kinde von Schwermuth sprechen kann. Dann schlich sie wohl aus dem Garten, wo ihre kleinen Freundinnen tobten und lachten, mit einem ernsthaften Gesicht heimlich weg auf mein Gymnasiastenstübchen, setzte sich mir gegenüber an den Schreibtisch und fing an in dem ersten besten meiner Bücher zu lesen. Ich war schon auf der Schule mit Leib und Seele Naturforscher und hatte nie einen andern Gedanken, als Medicin zu studiren, wie mein Vater. Da zeigte ich ihr meine Sammlungen, erklärte ihr das Skelett eines großen Affen, das ich in einem Winkel zu Häupten meines Bettes stehen hatte, und sprach mit dem kleinen Ding die unkindlichsten Sachen. Dafür steckte sie mich wieder ein andermal mit ihren Kindereien an; ich kochte mit ihr für ihre Puppen, behandelte diese, wenn sie am Scharlach daniederlagen, den ich ihnen erst künstlich angepinselt hatte, oder bepflanzte ihren kleinen Garten mit allerlei Heilkräutern aus meiner Botanisirtrommel. Zärtlich waren wir nie miteinander. Ein einziges Mal hab' ich sie auf den Mund geküßt, das war, als ich, neunzehn Jahr alt, nach der Universität abreiste. So schwer es mir ankam, aus dem Elternhause wegzugehen, so glaubte ich es doch meiner Manneswürde schuldig zu sein, mir nichts merken zu lassen, obwohl mir die Stimme versagte, als die gute Mutter mich mit Thränen umarmte. Die kleine achtjährige Ellen stand blaß und stumm dabei. Ich wandte mich mit einem Scherz zu ihr, gab ihr allerlei spaßhafte Aufträge, da ich sie zur Pflegerin meines Thierreichs in Kampher und Spiritus bestellt hatte, und schlang dann zutraulich den Arm um sie zum Lebewohl. Aber indem ich sie herzlich küßte, fühlte ich mit Schrecken, daß sie heftig zusammenzuckte, als hätte sie eine Schlange gestochen, und wie in einer plötzlichen Ohnmacht zurücktaumelnd die Augen schloß. Sie kam gleich wieder zu sich und schrieb mir schon am andern Tage einen recht kindisch lustigen Brief. Seitdem aber habe ich ihre Lippen nur einmal wieder berührt — als sie kalt und für immer geschlossen waren.

„Wie es dann weiterging, die sechs Jahre, während deren ich mich auf verschiedenen Universitäten aufhielt, wie ich's

fand, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, das wäre eine lange und ziemlich eintönige Geschichte. Es kam etwas Fremdes zwischen uns Geschwister, zum Theil wohl durch meine Schuld, da mich meine wissenschaftlichen Interessen immer ausschließlicher in Beschlag nahmen. Das wunderliche Kind wurde von Jahr zu Jahr stiller gegen mich, und nur noch in ihren allerliebsten Briefen klang ein Ton unserer Kinderzeit durch; aber auch die Briefe wurden seltener. Aeußerlich entwickelte sie sich ganz wie sie versprochen hatte. Sie war schon mit vierzehn Jahren ausgewachsen, noch ein wenig schmächtig, aber eine vollkommene junge Dame. Das kleine Bild, das ich dir einmal von ihr gezeigt, glich ihr nur wenig, denn, wenn ich so sagen darf, ihr Charakter war reifer als ihre Züge und zeigte sich nur in ihrer Art sich zu bewegen. Eine vornehme Stille, eine kaum verhehlte Gleichgültigkeit gegen sehr Vieles, was sonst in ihren Jahren lockend erscheint, machte sie oft förmlich unnahbar. Dann wieder, wenn sie Jemand etwas Liebes erweisen wollte, ein Lächeln, ein demüthiges, schüchternes Sichhingeben — es ist das nicht zu schildern. Wenige kannten ihren ganzen Werth, das Wahre, Unbestechliche ihrer jungen Seele, den weichen Kern in der herben Schale. Und zu diesen Wenigen gehörte nicht einmal ihr eigener Bruder.

„Denn ich war viel zu sehr in meine Arbeiten vertieft, viel zu eifrig hinter den Räthseln des physischen Lebens her, um für das Geheimniß dieses jungen Herzens viel Wißbegierde übrig zu haben. Und seltsam, obwohl ich ein sinnlicher Mensch war, und, wie du weißt, kein Tugendmuster, und doch Augen im Kopfe hatte, um zu sehen, daß meine bisherigen Liebschaften neben diesem wundersamen Mädchen sich ausnahmen, wie Kammerzofen neben einer jungen Fürstin: es fiel mir nie auch nur im Traum ein, daß ich mich in Ellen verlieben könnte. Wenn wir getrennt waren, dachte ich kaum an sie. Wenn ich nach Hause schrieb, war es an die Mutter, die mich erst daran erinnern mußte, was ich meiner kleinen Schwester schuldig war. Das schweigsame Kind äußere sich nie darüber, aber es scheine ihr sehr weh zu thun, und einmal, da ich sie sogar zu grüßen vergessen, habe sie eine ganze Nacht durch geweint.

„Ich beeilte mich, meinen Fehler wieder gut zu machen, schrieb ihr zwischen Scherz und Ernst einen sehr zerknirschten Brief, in dem ich mich der schwärzesten Missethaten gegen mein treues Schwesterchen anklagte und ihr betheuerte, wie tausendmal sie zu gut sei für den versteinerten Egoisten, dem unter Skeletten und Präparaten sein eigenes Herz zu einem Phantom erstarre. Wie lieb und gut sie darauf erwiderte, ist nicht zu sagen. Seitdem war — oder schien doch — unser altes brüderliches Verhältniß wiederhergestellt.

„Damals war sie vierzehn Jahr. Ich machte mein Doctorexamen gerade an ihrem fünfzehnten Geburtstage und wir wechselten lustige telegraphische Glückwünsche. Dann reiste ich ein Jahr mit dir, und du entsinnst dich wohl, daß mir die Briefe von Hause manchmal eine leise Sorge machten. Ellen, schrieb die Mutter, sei nicht recht frisch. Sie klage nicht, aber es sei nur zu sichtbar, daß sie leide, und ihr alter Hausarzt schüttle den Kopf.

„Ich kannte den wackern Mann. Er war noch aus der alten Schule und wollte vom Stethoskop nichts wissen, hatte aber im Uebrigen den Ruf eines erfahrenen Diagnostikers und großer Umsicht und Sorgsamkeit. Das konnte mich indessen nicht beruhigen, zumal die Eltern, die mich für das größte medicinische Genie der Welt hielten, den Wunsch lebhaft äußerten, ich möchte, sobald ich irgend abkommen könnte, eine Consultation mit dem alten Physikus halten. Ich entschloß mich daher, wie du weißt, meine Studien in Paris abzubrechen und eilig nach Hause zu reisen, um selbst nach dem Rechten zu sehen.

„Als ich ankam, trat mir Ellen so blühend und heiter entgegen, daß ich einen Augenblick fast unwillig scherzte, ob das die hohe Patientin sei, für die man hundert Meilen weit einen berühmten jungen

Arzt verschrieben habe. Das arme Kind! Die Freude, daß ich ihretwegen alles Andere hintangesetzt hatte, gab ihr den täuschenden Schein der fröhlichsten Gesundheit. Bald aber sah ich, daß der alte Physikus nicht umsonst den Kopf geschüttelt hatte. Nur gegen seine Ansicht, die er mir nicht vorenthielt, als ob eine Tuberculose im Anzuge sei, lehnte ich mich entschieden auf. Ich hatte bei der sorgfältigsten Auscultation und Percussion die Lunge vollkommen gesund gefunden und dagegen gewisse Störungen und Unregelmäßigkeiten im Herzschlage zu erkennen geglaubt, die mich in meiner Ansicht, alle Krankheitserscheinungen aus dem Blut- und Nervenleben zu erklären, nur bestärkten. So erschien mir seine Behandlung, die durchaus auf Ruhe und Entziehung aller Reizmittel gerichtet war, völlig verkehrt, da ich gegen den bleichsüchtigen Zustand Eisen, Wein und kräftige Nahrung verordnen zu müssen glaubte, und die Molken, mit denen der Alte meine arme Schwester hinhielt, geradezu für Gift erklärte. Die Eltern traten sofort auf meine Seite, zumal der Erfolg in den ersten Wochen, so lange ich bei ihnen war, meine Diagnose zu bestätigen schien. Ellen fühlte sich kräftiger und frischer als je, Schlaf und Eßlust kehrten zurück, und während sich der erfahrene alte Praktiker gekränkt und bekümmert zurückzog, genoß ich in meiner Vaterstadt nicht ohne Selbstgefälligkeit den ersten Ruhm, der noch auf so schwachen Füßen stand, und die Freude, den Meinigen als ein Retter aus schwerer Gefahr erschienen zu sein.

„Indessen war ich von Anfang an nicht Willens gewesen, mich an diesem Orte niederzulassen; ich fühlte, daß ich noch zu viel zu lernen hatte und eine Stadt wählen mußte, die größere Hülfsmittel bot. Ich instruirte daher den zweiten Arzt des Städtchens, einen bescheidenen, nicht sehr selbständigen Mann, der gegenüber dem weitgereisten jungen Collegen sich unbedingt jeder eigenen Ansicht begab und versprach, sich genau auf dem vorgeschriebenen Wege zu halten und mir über den Fortgang der Kur von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Die Eltern sahen mich ungern scheiden, aber mein Glück und die Pflicht gegen meine Zukunft überwogen all ihre Herzenswünsche. Ellen selbst war die Eifrigste, mich fortzutreiben. Ich hätte schon zu viel ihretwegen versäumt, es gehe ja auch besser und sie wisse nun Bescheid und werde von Niemand in der Welt sich bewegen lassen, etwas Anderes zu thun, als was i ch gutgeheißen.

„Ich sehe noch das Lächeln, mit dem sie mir nachwinkte, da sie vor verschluckten Thränen nicht sprechen konnte. Ach, Karl, es war das letzte Mal, daß ich diese treuen Augen lächeln sah! —

„So reiste ich in völliger Verblendung ab und war auch in der nächsten Zeit von der neuen Praxis, die ich in M. anfing, so völlig in Beschlag genommen, daß ich aus den Briefen der Meinigen immer nur das Beste herauslas. Zumal Ellen's häufige Berichte, die fast eine Art Tagebuch enthielten, wiegten mich in eine so triumphirende Sicherheit, daß ich, was die Mutter etwa an Sorge und Beklommenheit zwischen den Zeilen durchblicken ließ, auf übertriebene mütterliche Zärtlichkeit schob. Mein College suchte ebenfalls jedes etwa bedenkliche Symptom aus Respect vor meiner grünen Allwissenheit zu Gunsten meiner Diagnose zu deuten, und so lebte ich in immer rosigerem Nebel dahin, bis plötzlich die volle Nacht über mich hereinbrach.

„Ellen's Briefe, die schon in den letzten Wochen kleinlauter geworden waren, blieben plötzlich aus. Statt dessen schrieb — etwa ein halbes Jahr nach meiner Abreise — der Arzt, daß ihm eine neue Consultation sehr erwünscht wäre. Es habe sich in den letzten Tagen Manches so verändert, daß er nicht in der alten Weise vorzugehen wage. Die Eltern baten ebenfalls inständig, daß ich kommen möchte.

„Und doch konnte ich noch zögern, freilich nicht aus leichtfertigen Gründen, sondern weil bei einigen meiner Patienten gerade Tod und Leben auf dem Spiele stand. Da endlich schreckte mich ein Tele-

gramm aus meiner Saumsal auf. Ein Blutsturz war eingetreten; wenn ich nicht augenblicklich käme, schrieb die Mutter, würde ich sie vielleicht nicht mehr am Leben finden.

„Spät in der Nacht kam ich an, selbst wie ein Todkranker. Denn auf der fürchterlichen Reise war es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, und mit demselben Scharfsinn, den ich damals aufgeboten hatte, um mich in meinem Irrthum zu befestigen, suchte ich nun alle Gegengründe hervor und ließ mich recht geflissentlich von der Ueberzeugung peinigen, daß ich, ich ganz allein, dieses theure junge Leben zu verantworten hätte. Ich schwankte jammervoll die Treppe des so wohlbekannten Hauses hinauf. Als mir oben die Mutter entgegen kam, thränenlos, aber mit ganz verwirrtem Blick, und sagte: „Du kommst zu spät!“ — war es mir fast eine Erlösung. Ich hatte mich vor den Augen meiner armen Schwester gefürchtet, wie ein Mörder vor dem brechenden Blick seines Opfers.

„Und doch war es fast noch furchtbarer, in das stille Gesicht zu sehen, das heiter und ohne jeden Vorwurf in den Kissen ruhte. Auch sonst klagte Niemand mich an. Sie glaubten noch alle an mich und gaben anderen Zufällen die Schuld. Ich aber war wie zerschmettert unter der Wucht meines Grams und Jammers und der wildesten Selbstanklage. Wie mir der Vater, schwer wie ein todter Körper, in die Arme stürzte, als ich das Sterbezimmer betrat, und so fassungslos in Schluchzen ausbrach, daß die Leute unten auf der Straße stehen blieben, und dann die alten Dienstboten, die das Kind vergöttert hatten, und die Mutter, die völlig verwandelt schien — noch heute sträubt sich mir das Haar, wenn ich die fürchterliche Stunde zurückdenke. Die alte Frau rief nach Wein für mich, wir wollten auf Ellen's Gesundheit trinken. Der „sogenannte liebe Gott“ werde wohl nichts dagegen haben. Aber als der Bediente ein Glas brachte, nahm es ihm der Vater vom Teller weg, warf es gegen die Wand und sagte: „Entzwei und vorbei, entzwei und vorbei!“ — und das wohl hundert Mal, bis ihm die Stimme in Weinen erstickte. Da führte ihn die Mutter hinaus und ich blieb mit der Todten allein.

„Nichts mehr von dieser Nacht. Genug, daß ich bei der Section die volle Gewißheit erhielt, mit welch' ahnungsvollem Scharfblick der alte Physikus die Gefahr vorausgesagt hatte. Wäre sie noch abzuwenden gewesen? Wer kann es mit Sicherheit sagen, ob ein Brand zu löschen ist, wenn er Wind und Nahrungsstoff nicht genau kennt. Ich aber hatte mit beiden Händen Oel in das Feuer gegossen, das dieses unschuldige Leben hinraffte! — —

„Du kannst denken, daß ich kein Auge schloß. Als ich am Morgen mit Fieber und nagenden Schmerzen noch unverrückt neben dem kalten Bette meiner Schwester saß, ging die Thür auf und die Mutter trat herein. Sie hatte sich wieder in ihre eigentliche Natur, die sanft und hochherzig war, zurückgefunden, nachdem der Krampf des ersten Schmerzes vorüber war. Sie fiel mir jetzt mit heißen Thränen um den Hals, und auch meine brennenden Augen fingen an überzugehen. „Lieber Sohn,“ sagte sie, „ich bringe Dir da ein kleines Packet, das ich in ihrem Schreibtisch gefunden habe. Dein Name steht darauf.“

„Es waren ihre Tagebücher, seit ihrem zwölften Jahr bis wenige Tage vor ihrem Tode, auf jedem Blatt mein Name, auf dem letzten die Worte: „Ich werde sterben, mein Geliebter, ich fühle es. Aber ich beklage mich nicht. Ich habe dich gekannt und dich lieben dürfen — was soll mir das Leben noch bringen? Ich wünsche nichts mehr, als daß du erfährst, daß ich nur für dich und von dir gelebt habe!“ — Und das ihrem Mörder!! —

„Was nun folgte, so kläglich es war, der Tod des Vaters, die vergrämten Wittwentage der armen Mutter, bis das Kind auch sie sich nachzog — mich konnte es kaum noch erschüttern. Es war so finster in mir — was lag daran, ob noch ein Fünkchen auslosch? Daß sich das nie verwinden und vergessen ließe, daß jede Hoff-

nung hin war, noch einmal ein froher Mensch zu werden, stand von Anfang an fest in meiner Seele. Ich mochte mir hundertmal vorsagen, daß ich im besten Glauben geirrt, daß keinem von all' unsern Berufsgenossen ähnliche Erfahrungen erspart bleiben und Niemand für etwas Anderes, als seinen Willen verantwortlich sei. Lasteten diese drei Menschenleben darum weniger auf meinem Herzen und konnte ich je hoffen, mich selber loszusprechen, auch wenn alle Geschworenen im Himmel und auf Erden mich begnadigten? Meinen Wohlthätern hatte ich ihre einzige wahre Lebensfreude entrissen und ihr Vertrauen so tödtlich betrogen! Wie sollte ich je wieder Menschen zumuthen, ihr Leben in meine Hand zu geben, da ich das mir kostbarste Leben so jämmerlich verwahrlost hatte!

„Ich weiß, Karl, was du einreden wirst. Du hast mir oft gesagt, ich sei im Grunde zu weich, um ein Arzt zu sein. Jeder, der uns um Rath und Hülfe angehe, wisse, daß wir Menschen sind, keine allwissenden, allmächtigen Götter, und wage es darauf hin. Der sei der beste Arzt, der sein Gefühl am wenigsten einmische und nie durch Reue über etwas Unabänderliches sich die Thatkraft für das, was noch vor ihm liegt, lähmen lasse. Ich gestehe dir gern zu, daß dies sehr gesunde Grundsätze sind. Aber ich bin krank, Bester, und ich weiß von Krankheiten so viel, daß ich mir die Diagnose stellen muß: Die meine ist unheilbar.

„Ich habe, sobald die erste Betäubung nachließ, mir gesagt, daß ich's nun tragen müsse, so oder so, und wenigstens versuchen, als ein Handlanger mich nützlich zu machen, wenn ich das Meisterrecht verscherzt hätte. Ich warf mich auf die Theorie, ich sammelte, secirte, beobachtete. Vielleicht hätte ich ohne meine Erlebnisse mich auch da hineingefunden. Jetzt war ein Ekel in mir, der sich gegen all das Herumtasten an den Grenzen unserer Erkenntniß aufbäumte. Ein Feldherr, der eine Schlacht verloren hat, an der das Schicksal eines ganzen Reiches hing, wird, so lange der Krieg fortdauert, schwerlich Lust haben, im Winkel irgend einer friedlichen Bibliothek Taktik und Strategik zu studiren.

„Ich dachte, die Zeit sollte mich heilen, mich wenigstens wieder lebensfähig machen, wenn mein Leben auch hinfort im Schatten bleiben müßte. Ich habe es mit einem ziellosen Herumreisen versucht und dabei nur gelernt, was ein sehr abgedroschener Gemeinplatz ist, daß aller Scenenwechsel nicht im Stande ist, aus einem Trauerspiel eine Komödie zu machen. Nur ein einziges Mal schien es, als sollte ich in das Leben, das mir allein lebenswerth schien, in meinen Beruf zurückgelockt werden. Es war auf einem Dampfer, der von Marseille nach Genua fuhr. Die Küste lag schon weit hinter uns, als der Capitän in sichtbarer Bestürzung auf das Verdeck kam und fragte, ob sich unter den Passagieren kein Arzt befinde. Eine Dame sei plötzlich erkrankt und winde sich in heftigen Krämpfen in ihrer Cabine. Ich hatte mich eben zum Schlafen niedergelegt und nahm mir vor, der Sache ihren Lauf zu lassen, da hörten wir ein so heftiges Stöhnen und Aechzen aus der Kajüte herauf, daß es mich nicht ruhen ließ. Ich bat den Capitän, mich hinunterzuführen, und wirklich gelang es mir, mit einigen zweckmäßigen Mitteln, die ich in der Schiffsapotheke fand, der Kranken Linderung zu verschaffen. Nun wollte sie mich nicht wieder fortlassen, sprach beständig in wunderlichem Gemisch von Spanisch und Französisch auf mich ein und nöthigte mich, die Nacht auf dem kleinen Sopha neben ihrer Cabine zuzubringen. Darüber schlief sie endlich ein und auch mir fielen die Augen zu, müde vom Hinausstarren durch die runde Luke auf die mondhelle See. Plötzlich fühlte ich etwas wie eine eiskalte Hand, die mir über die Augen fuhr. Ich starrte auf, in der Meinung, der Schaum von den Rädern sei hereingespritzt. Da sah ich mit Entsetzen dicht vor mir die Gestalt der todten Ellen, ganz wie ich sie im Sarge gesehen, nur die Augen groß und todt auf mich gerichtet und den weißen Finger auf den Mund gelegt, als ob sie sagen wollte: Verrathe es nicht, daß

ich mich hier eingeschlichen habe. Darauf näherte sie sich dem Lager der Fremden und hob den grünseidenen Vorhang auf, sah die Schlafende eine Weile an und nickte traurig vor sich hin, mit einem ernsthaften Blick auf mich, als wollte sie mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich dieser Unbekannten Hülfe gebracht und sie selbst hätte sterben lassen; dann kauerte sie sich einen Augenblick wie in tiefer Erschöpfung am Fußende des Bettes nieder, nickte mir dreimal langsam ein Lebewohl zu und zerfloß dann durch die Luke wie ein dünner, weißer Nebelstreif.

„Seit jener Nacht habe ich mich an kein Krankenbett mehr gesetzt.

„Du weißt, Karl, ich bin kein Phantast, ich glaube nicht an Gespenster und bin so gut wie du überzeugt, daß Alles nur eine Sinnestäuschung, ein Spuk meiner eigenen überreizten Nerven war. Aber was ändert das an der Hauptsache? Litt ich darum weniger, weil meine eigenen Sinne mir Gewalt anthaten? Wer mit sich selbst zerfallen ist, wie kann der auf Frieden hoffen!

„Und wer nicht mehr hoffen kann, wie soll der noch leben?

„Ich bin ein überzähliger Gast an der Tafel des Lebens geworden. Darum ziehe ich es vor, mich auf Französisch aus der Gesellschaft wegzustehlen und nur dir noch einmal die Hand zu drücken. Ich habe Niemand, dem ich nothwendig wäre, nicht einmal einen Hund. Und nur ein fröhlicher und gesunder Egoist mag es ertragen, sich allein anzugehören und Niemand eine Freude zu machen. Verzeihe mir, Bester! Ich weiß, du wirst mich dann und wann vermissen, aber mich doch lieber nie wiedersehen wollen, als über kurz oder lang in einem Narrenhause, Monologe in der Zwangsjacke haltend!

„Dieser Brief ist fast ein Buch geworden; da es das letzte ist, das ich schreibe, mag man ihm seine Länge nachsehen. Ich werde das Couvert mit ruhiger Hand siegeln, da ich nur thue, was ich nicht lassen kann und überdies für das Weiseste halte. Hier in dem einsamen Fischerhause werden sie glauben, ich sei ein verrückter Engländer, da ich bei Fackelschein mitten in der Nacht fischen will. Wenn aber morgen der Kahn leer auf dem See treibt, habe ich eben für meine Narrheit büßen müssen, indem ich eingeschlafen und unvermerkt über Bord geglitten bin. Dabei möge es bleiben für Alle, die mich gekannt haben.

„Und nun gute Nacht. Ich gestehe, daß ich mit einer gewissen Neugier an's Einschlafen gehe und Allerlei dabei zu lernen hoffe. Schade nur, daß ich dir meine Beobachtungen nicht mittheilen kann, wie wir es so lange mit all unseren Studien gehalten haben. Auch „„was uns im Schlaf für Träume kommen mögen,““ bin ich begierig zu erleben, wenn ein Todter überhaupt noch etwas erlebt. — Sonst interessirt mich Nichts mehr. Mein Testament liegt seit einem halben Jahre beim Gerichte. Dich habe ich mit seiner Vollstreckung betraut. — Lebewohl, Karl! Ich danke dir für viel gute und treue Freundschaft. Und das sei das Letzte.

Dein Eberhard.“

Er überlas den Brief nicht, sondern steckte ihn in ein Couvert, siegelte und schrieb die Adresse. Dann sah er wieder in die Nacht hinaus, wo das Unwetter nach und nach vertobte. Er zündete eine Cigarre an und ging wieder auf und ab, die langbeinigen Spinnen betrachtend, die an der niedrigen Decke hinliefen. Er beobachtete eine Weile, wie sie sich dabei benahmen, wenn er ihnen eine dicke Rauchwolke auf den Rücken blies. Dann wurde ihm auch das langweilig und er starrte gedankenlos auf die weiße Tünche seiner vier Wände.

Da wurde es plötzlich laut in der Gaststube nebenan. Er hörte durch die Thür, wie eine grobe Männerstimme, die weder dem Wirthe noch dem Fischerknechte angehörte, sich über ungebührliche Zumuthungen beklagte. Die Frauenzimmer, die gleich immer so jämmerlich thäten, wenn ein Wickelkind den Schnupfen hätte, für ein paar arme Gäule hätten sie kein Herz; die nach einer Fahrt von sieben Stunden, fast immer bergauf, bei diesem Mordwetter und auf den wüstesten Wegen, von der Krippe

wegzureißen und wieder fünf Stunden durch die Nacht zu peitschen, gleichviel, ob sie morgen noch einen Schnaufer thun könnten, dazu seien sie nicht zu mitleidig. Aber wenn sie ihm da gleich auf'm Fleck hundert Kronenthaler hinzählten, er sei kein Schinderknecht und seine Mähren müßte er in gutem Stande wieder abliefern, und er wolle auch seine Ruhe haben und nicht unterwegs Arme und Beine brechen oder in einer Regenpfütze ersaufen.

Eine zaghafte weibliche Stimme, die dann und wann flehentliche Einreden versucht hatte, verstummte jetzt, da ein derber Fluch und ein Faustschlag auf den Tisch die letzten Worte begleitete. Der Wirth legte sich kurz angebunden in's Mittel, indem er dem Kutscher Recht gab und dem Knechte befahl, Bier aus dem Keller zu holen. Dann wurde das Gespräch eine Weile zwischen den Männern fortgesetzt. Der Kutscher schimpfte auf die elende Straße, auf der Pferde und Geschirr zu Schanden würden, der Wirth stimmte mit ein und fragte, warum die Herrschaft überhaupt den Weg über den todten See vorgezogen hätte. Eben hatte ihm der Kutscher berichtet, daß ein Erdrutsch die Poststraße auf vierundzwanzig Stunden unfahrbar gemacht, daß aber seine Herrschaft nicht wie die andern Passagiere habe warten, sondern lieber die halsbrechende Reise über den alten Paß fortsetzen wollen, des Kindes wegen, das beständig gewimmert hätte — da ging die Thür wieder auf und die Männer schwiegen plötzlich. Eine wohlklingende Frauenstimme ließ sich vernehmen, deren seelenvoller Accent selbst diese rohen Menschen zu bezähmen schien. Wenigstens äußerte der Kutscher, als die Bitte, sofort wieder einzuspannen, wiederholt wurde, fast unterwürfig, daß es durchaus unmöglich sei, und brachte ohne alles Fluchen seine Gründe vor. Das Gewicht derselben schien auch auf die Dame Eindruck zu machen. Sie schwieg ein wenig und fragte dann, ob nicht irgend ein Bote aufzutreiben sei, der gegen eine ansehnliche Vergütung den nächsten Arzt zur Stelle brächte; das Kind überlebe sonst vielleicht die Nacht nicht. Wie sie das sagte, zitterte ihr die Stimme so stark, daß es dem unfreiwilligen Horcher in der Nebenkammer durch's Herz ging. Er trat an's Fenster, um durch das Rauschen des Regens die beweglichen Worte übertoben zu lassen. Aber eben jetzt zerriß die Wolkenschicht über dem See, und in der plötzlichen Stille, während eine reingewaschene Mondsichel hervorblinkte, mußte er dem Gespräch nebenan noch weiter folgen. Der Wirth hatte den Knecht hereingerufen, ob er es übernehmen wollte, in den kleinen Marktflecken, der drei Stunden weit unten im Thale lag, hinabzusteigen und den Bezirksarzt heraufzuholen. Es sollte ihm nicht auf die schlechten Wege ankommen, sagte der Bursch, wenn die gnädige Frau sich's was kosten lassen wollte, aber es hülfe nichts, denn der Hansel, der Jagdgehülfe, habe ihm gerade heute gesagt, der Sepp müsse noch an acht Tage warten, bis er sich die Kugel aus dem Schenkel ziehen lassen könnte, weil der Doctor selbst krank liege; er habe einen Fall gethan mit dem Pferde, und der Bader habe eine unsichere Hand, weil er bekanntlich ein Schnapstrinker sei. — Dann wieder eine Stille. Darauf hörte man die traurig-sanfte Stimme der Dame, ob es denn nicht möglich wäre, das Kind auf einer Tragbahre hinunterzuschaffen, sie wolle selbst mit tragen helfen, nur noch ein paar zuverlässige Leute brauche sie und einen mit Windlichtern, um den Weg zu weisen. — Das gehe nicht an, sagte nun wieder der Wirth. Eine Trage hätten sie nicht, das Kindel bequem darauf zu betten, auch könnten sie nicht alle vom Hause weg; übrigens wolle er doch noch mit seiner Frau sprechen.

Er stand eben mit sichtbarem Widerstreben von seiner Ofenbank auf, als die Wirthin selbst hereinstürzte und jammernd rief, die Kindsmagd lasse die gnädige Frau bitten, hinüberzukommen, an Fortreisen sei nicht zu denken, das Kind sterbe ihr unter den Händen.

Der Lauscher drin in der Kammer trat vom Fenster zurück. Wie von einer fremden Macht getrieben, that er ein paar Schritte nach der Thür, dann stand er wie-

der und schüttelte seufzend den Kopf. Er versuchte seinen Spaziergang die schmale Kammer auf und ab wieder zu beginnen, aber bei jedem zweiten Schritte stand er und horchte in's Haus hinüber. Seine Cigarre war ihm ausgegangen. Mechanisch trat er an das Licht, sie wieder anzuzünden, aber ehe er sich's versah, hatte er das magere Flämmchen mit seinem Athem ausgelöscht. Nun starrte er im Finstern auf die verglimmenden Funken am Dochte und es überlief ihn plötzlich ein unheimlicher Schauer. Noch ein Augenblick und der kleine rothe Punkt verschwand. Vielleicht hing es auch drüben nur an einem Hauch und ein Lebensflämmchen versank in schwarze Nacht, an dem mehr gelegen war, als an diesem Pfennigstümpfchen.

„Möge es versinken! Was haben wir für ein Recht, uns einzumischen? Vielleicht, indem wir es neu anzufachen suchen, löschen wir es nur um so sicherer aus mit unseren täppischen Händen. Was liegt auch daran? Einem Menschen mehr oder weniger das Leben gefristet, der selber vielleicht noch einmal wünschen wird, nie geboren zu sein, dem vielleicht eine Stunde kommt, wo er ebenfalls dem einzigen Freunde gute Nacht sagt, auf Nimmerwiedersehen!" — —

Wieder horchte er und verhielt den Athem, um keinen Ton, der von drüben käme, zu verlieren. Da war es ihm plötzlich, als höre er ein klagendes Stimmchen rufen, und gleich darauf die sanfte Frauenstimme, die beruhigend zusprach, dann ein heftiges Weinen — dann eine tiefe Stille. —

Länger litt es ihn nicht in seiner finsteren Abgeschiedenheit. Er wollte nichts weiter, als sehen, wie es stehe; er kam sich wie ein Unmensch vor, daß er allein im ganzen Hause sich in einen fernen Winkel versteckte, während selbst diese rohen Menschen Theilnahme zeigten. Hastig öffnete er die Thür und tastete sich durch die öde Wirthsstube auf den Flur hinaus. Die Thür drüben war nur angelehnt, Lichtschein fiel durch die Spalte, er hörte jetzt deutlich das Kind stöhnen und die Mutter es trösten. „Man sollte ihm einen Thee kochen," sagte die Wirthin, „daß es in Schweiß käme. Wenn man nur einen hätte!" — „Die Hollerblüthen droben in der Schachtel thäten's am Ende noch," sagte der Wirth. — Dann wieder still. Nur das Murmeln und Seufzen der Magd war zu vernehmen, die in einer Ecke kniete und ein Vaterunser nach dem andern betete. — „Legt ihm noch ein Federbett auf," sagte der Kutscher. „Es hat sich verkältet. Schaut nur, wie es mit den Händen herumficht. Es friert." — Am Ofen rasselte der Knecht und bückte sich eben, einen großen Holzblock in die flackernde Gluth nachzulegen. Da fühlte er eine feste Hand auf seiner Schulter, die ihn zurückhielt. Als er sich umsah, stand der Fremde hinter ihm.

„Ihr thut keinen Spahn mehr hinein," befahl ihm der mit einem Tone, der an Gehorsam gewöhnt schien. „Und Ihr macht, daß Ihr hinauskommt, und auch Ihr und Ihr," fuhr er, zu den übrigen müßigen Zuschauern gewendet, fort. „Es ist eine Luft hier, daß ein gesunder Mensch darin ersticken möchte. Habt Ihr verstanden?"

Die Andern sahen sich an, nur die fremde Dame und die Wärterin des Kindes bemerkten nicht, daß etwas im Zimmer vorging. Die Mutter lag auf den Knien vor dem Bette und hatte den Arm um ihr stöhnendes Kind geschlungen, als wollte sie es gegen einen Räuber vertheidigen. Die Wärterin stand neben ihr und starrte rathlos verzweifelnd ihren Pflegling in die ängstlich herumflackernden Augen und auf das im Fieber brennende Mündchen, dem von Zeit zu Zeit ein schwaches Wimmern entfuhr. Sie erschrak jetzt, als ob sie den Tod leibhaftig herankommen sähe, als der Fremde an das Kopfende des Bettes trat, die Hand an die glühende Stirn und Schläfen legte, das kleine magere Aermchen ergriff und den Puls fühlte. Der Schrei des Entsetzens, den sie unwillkürlich ausstieß, weckte auch die Mutter aus ihrem trostlosen Hinstarren. Sie sah staunend an dem Fremden hinauf und ein plötzlicher Hoffnungsschimmer durchzuckte ihr Gesicht.

„Gnädige Frau," sagte der Fremde,

„wollen Sie einem völlig Unbekannten vertrauen, der sich zwar nicht vermißt, zu versprechen, daß er Ihr Kind retten werde, der aber ungefähr weiß, was das bischen Wissenschaft in einem solchen Falle zu thun vorschreibt?"

Sie vermochte noch nicht zu antworten. Die plötzlich in der höchsten Noth herantretende Hülfe übermannte ihre Seele.

„Nehmen Sie," sagte er, indem er eine Karte aus seiner Brieftasche zog, „Sie werden meinen Namen nicht kennen, aber der Titel, der ihm vorgedruckt ist, sagt Ihnen wohl, daß schon Andere mir vertraut haben. Ob sie darin Recht oder Unrecht gethan, gehört nicht hierher."

Die junge Frau blieb vor dem Bette liegen, streckte aber die eine Hand, die nicht den Kopf ihres Kindes stützte, dem Fremden entgegen und sagte: „Ich glaube, daß Sie mir von Gott gesendet sind, der sich meiner erbarmt hat. Ich vertraue Ihnen."

„So lassen Sie sofort einen Krug mit kaltem Brunnenwasser und ein hölzernes Schaff hereinbringen. Das Uebrige werde ich selbst vorkehren."

Er öffnete rasch die beiden niedrigen Fenster, nahm das schwere Federbett ab und breitete nur ein großes Plaid als Decke über das Kind; dann rief er den Knecht wieder herein, der mit den Anderen draußen auf dem Flur stand und murrend abwartete, wo diese eigenmächtige Einmischung hinaus wolle. Er fragte, ob nicht in der Nähe Eis oder Schnee zu haben sei. — Es gebe wohl eins, erwiderte der Bursche brummig, aber da müsse man eine halbe Stunde durch den Wald hinaufsteigen nach einem Felsloche, wo das Eis nie wegschmelzen könne, weil Sommer und Winter kein Strahl Sonne hinkomme. Morgen früh wolle er einmal nachschauen. — „Versteht mich wohl," sagte der Arzt, „da lege ich zwei Kronenthaler auf den Tisch. Jetzt haben wir halb zehn. Der Mond steht am Himmel, das Wetter hat nachgelassen. Wer mir bis halb elf einen Arm voll Schnee oder Eis herunterschafft, der hat sich die zwei Kronenthaler verdient. Morgen früh kann er mir einen Gletscher vor's Haus fahren, ich zahle ihm keinen Kreuzer."

„Schon gut," sagte der Knecht mit einem kurzen Auflachen und schob sich zur Thür hinaus. Indem brachte die Wärterin das Wasser und eine leere hölzerne Bütte. Ohne weiter zu fragen, hob der Fremde das Kind aus dem Bette, entkleidete es rasch und gab es der Mutter zu halten, während er es über und über mit dem eiskalten Wasser abwusch. Er trocknete es dann ebenso behende, trug es wieder in's Bett und umhüllte das glühende Köpfchen mit einem feuchten Tuche. Das Kind, das sich eben noch schreiend in seinem Arm gewunden hatte, schien die Wohlthat dieser Erfrischung dankbar zu empfinden. Es hörte auf, mit suchenden Blicken herumzufahren, sah einmal still und wie verwundert die Mutter an und schloß dann die Augen mit einem tiefen Seufzer.

„Es stirbt!" schrie die Wärterin überlaut und brach in heftiges Weinen aus. „Ich hab' es mir gleich gedacht, das kalte Wasser und noch dazu bei offnen Fenstern — o Madame, warum haben Sie es gelitten?"

„Schweigen Sie auf der Stelle," herrschte der Fremde sie an, „oder Sie verlassen das Zimmer! Ich hoffe, gnädige Frau," fuhr er in milderem Tone fort, „Sie erwarten keine Wunder von mir. Der Kampf, den wir zu kämpfen haben, entscheidet sich nicht in einer einzigen Nacht. Das Kind hat ein heftiges Nervenfieber und unsere einzige Sorge muß sein, zu verhüten, daß das Gehirn mit ergriffen werde. Aber lassen Sie sich auch nicht durch jedes neue Symptom in neue Aufregung bringen. So weit ich urtheilen kann, sind keine erschwerenden Umstände vorhanden. Sehen Sie, es öffnet die Augen wieder. Die Natur fühlt, daß man ihr zu Hülfe kommt. Wie alt ist das Kind?"

„Einige Wochen über sieben Jahr."

„Ein schönes Kind! So kräftig entwickelt! Was müssen Sie gelitten haben!"

Thränen stürzten der Mutter aus den Augen. Sie drückte das Gesicht gegen die kleine heiße Hand, die auf dem dunklen

Plaid ruhte, und alle Angst der letzten schweren Stunden löste sich wohlthätig in heftigem Weinen.

Endlich erhob sie sich und sank, mit einem dankenden Blicke, auf den Stuhl, den er ihr neben das Bett geschoben hatte. Auch er nahm einen Stuhl und setzte sich an das Fußende, die Augen mit ruhigem Ernste auf das kleine Mädchen geheftet. Sie schwiegen, und die Wärterin, die sich jetzt ihrer unbedachten Hitze schämte, ging von fünf zu fünf Minuten hin und her, den feuchten Umschlag zu erneuern. Draußen war Alles ruhig geworden, die letzten Wolken vom Himmel verweht, der Mond stahl sich schräg durch's Fenster herein und glänzte über die schmale, blasse Hand der Mutter, die das eine Händchen ihres Kindes beständig sanft streichelte. Man hörte die kleinen Bäche, die der Regen gebildet hatte, vorn am Hause vorbeirieseln und den eintönigen Tropfenfall der Dachrinnen, während hinten im Stalle der Kutscher mit den Pferden hantirte und ein Liedchen pfiff.

Plötzlich richtete sich das Kind aus seinem Kissen auf, sah den fremden Mann mit weit offenen Augen an und sagte: „Ist das der Papa? Ist er nicht todt? Ich möcht' ihm ein Küßchen geben, Mama. Gelt, er hat mir was mitgebracht? — ich will auf seinen Schooß — wo ist die Sophi? — Ach, mein Kopf! Papa soll mir den Kopf halten — ich will trinken!"

Damit fiel das kleine blonde Haupt wieder in's Kissen zurück und der Schmerz drückte ihm die Augenlider zu. Eberhard stand auf und hielt ein Glas mit frischem Wasser an das brennende Mündchen. „Danke, Papa!" sagte das Kind. — Danach ward es wieder ruhiger und nur das Zucken der halbgeschlossenen dunkelrothen Lippen verrieth, daß es leide.

„Ich muß Ihnen erklären," sagte die Dame und wandte sich zu dem schweigsamen Doctor, der wieder seinen Platz eingenommen, „wie mein armes Kind auf diese Phantasien kommt. Ach, leider habe ich es mir vorzuwerfen, daß ich selbst den Anlaß zu dieser furchtbaren Erschütterung gegeben habe. Der Vater meines lieben Kindes war österreichischer Officier. Wenige Monate nach unserer Hochzeit mußt' ich ihn in den italienischen Krieg ziehen sehen. Dann kam von Solferino die Nachricht, daß er mit unter den ersten Opfern des blutigen Tages geblieben sei. Seitdem war es immer mein heißester Wunsch, hinzureisen, und wenn auch kein einzelner Hügel die Stätte bezeichnet, wo mein theurer Mann von seinem kurzen Erdenlaufe ausruht, doch wenigstens einmal die Luft zu athmen, in der sein Herz zu schlagen aufhörte. Auch die Kleine verlangte danach, je mehr sie heranwuchs und es begreifen konnte, was ich ihr vom Tode ihres Vaters erzählte. Es war dann wieder Manches, was mich zurückhielt; auch die Sorge, das Kind, das immer eine leicht erregbare Phantasie und ein weiches Herz hatte, möchte zu sehr von der Reise angegriffen werden. Und nun habe ich es wirklich so schwer zu büßen, daß ich der Sehnsucht nachgegeben. Wenn Sie gesehen hätten, Herr Doctor, wie es auf jedes Wort horchte, das ich ihm von dem Berichte des alten Invaliden dort am großen Monument auf der Wahlstatt übersetzte, wie es mich ausfragte, mit brennenden Wangen und glänzenden Augen — es war weit über seine Jahre. Es fröstelte, als ich es nach Hause brachte, und gleich die Nacht klagte es über Kopfweh und schlief keine halbe Stunde. Aber vom Vater sprach es keine Silbe mehr, bis eben jetzt, wo es glaubte, ihn an seinem Bette sitzen zu sehen. Ich hätte dann vielleicht besser gethan, zu bleiben wo ich war. Aber ich fürchtete mich vor den italienischen Aerzten und stellte mir auch die Gefahr nicht so groß und dringend vor. Im eigenen Wagen, dacht' ich — denn ich nahm, sobald wir die Eisenbahn verließen, Extrapost — würden wir's meinem armen Kinde fast so bequem machen können wie in seinem Bettchen, zumal das Wetter milde war und es selbst ängstlich nach Haus verlangte. Dann überraschte uns das Ungewitter gerade auf dem schlimmsten Stücke des Weges, und wir dankten Gott, als wir das Haus erreichten.

Aber was wäre hier aus uns geworden ohne Ihre Hülfe!"

Sie wandte sich von dem finster Schweigenden ab, um ihre überströmenden Augen zu trocknen. Dann saßen sie wieder stumm einander gegenüber. Er fühlte sich versucht, sie zu bitten, daß sie immer fortsprechen möchte. Es war etwas in ihrer Stimme, das ihm unendlich wohl that, als lege sich eine sanfte, kühle Hand auf seine fiebernde Seele. Aber er sah, wie sie wieder allein mit dem Kinde beschäftigt war, und er selbst hatte ihr Nichts zu sagen. Er betrachtete sie nun bei dem schwachen Kerzen- und Mondlichte, und die Stirn und die Bildung der Augen, die sehr vornehm, traurig und milde blickten, erinnerten ihn lebhaft an seine Pflegemutter, die oft genug so mit zärtlicher Sorge ihn angesehen hatte. Die Gestalt war voll und schmiegsam, jede Bewegung des Kopfes auf dem schlanken Halse voll Anmuth. Das reiche dunkelblonde Haar hing ihr nachlässig in den Nacken hinab; Alles an ihr zeigte die Gewohnheiten eines reichen, durch Bildung und Geschmack geadelten Lebens, dessen Schmuck und Reiz plötzlich werthlos geworden war, gegenüber der drohenden Gefahr, in der ihr bestes Kleinod schwebte.

Die Thür wurde jetzt vorsichtig geöffnet und der Knecht schleppte eine große Bütte voll Eis herein, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. Er zeigte triumphirend auf seine Taschenuhr, auf der noch zehn Minuten an der ausbedungenen Stunde fehlten, steckte die wohlverdiente Belohnung in seinen Lederbeutel und fragte, nun völlig dienstwillig, ob man ihn sonst noch brauchen könne. — Er möge nur schlafen gehen, erwiderte der Doctor. Dann bereitete er selbst aus einem Stücke Wachsleinwand, das er aus dem Futter seiner Reisetasche riß, einen Beutel für die Eisumschläge und wies die Wärterin an, wie sie auf die Stirn zu legen seien. „Nein," sagte die Dame, „Du legst Dich jetzt nieder, Josephine, Du hast sechsunddreißig Stunden kein Auge zugethan." — „Hat denn etwa die gnädige Frau geschlafen?" wandte die Dienerin ein. „Ich brauche es nicht so sehr wie Ew. Gnaden. Ich habe doch wenigstens gegessen." — „Thu' was ich sage," erwiderte die Mutter. „Ich weiß, daß es mir doch nichts hülfe, wenn ich auch zu schlafen versuchte. Morgen früh vielleicht, wenn die Nacht ruhiger gewesen ist."

„Erlauben Sie mir Ihren Puls!" sagte jetzt der Doctor. — Gleich darauf verließ er, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Die beiden Frauen sahen ihm verwundert nach, und die Dienerin, eine schon bejahrte, unförmlich dicke Person, mit einem runden, von Pockennarben dichtgefurchten Gesicht und gutmüthigen schwarzen Augen, benutzte die Pause, jetzt ebenso begeistert das Lob des unbekannten Helfers zu singen, wie sie vorher eifrig gegen ihn geredet hatte. „Er hat so was Apartes," sagte sie, „man sollt' denken, er sei selbst nicht recht gesund, aber es sieht ihm ein gutes Gemüth aus den Augen, und wie er Alles angreift und wie er unserem Kinde das Köpferl hält, als wär' er sein Lebtag Kindsfrau gewesen, und dabei ist er noch ein so schmucker Herr und kann noch gar nicht alt sein, und manchmal wieder, wenn er so finster dasitzt, sollt' man glauben, er habe nie in seinem Leben gelacht, und dann drückt er die Augen zu, als habe er Stiche in der Brust und wolle nur nichts davon merken lassen."

Indem kam der Beredete wieder zurück, ein großes Glas Milch in der Hand, das er der Dame hinreichte, wie man einem Kinde eine Arznei bietet. „Trinken Sie, gnädige Frau," sagte er, „sie ist frisch gemolken und wird Ihnen gut thun. Denn Sie bedürfen durchaus einer Stärkung für Ihre Aufgabe, und Besseres haben wir hier nicht bei der Hand. Es wäre gut, wenn auch die Kleine zu trinken versuchte, wär's auch nur ein wenig. Reichen Sie ihr das Glas und reden Sie ihr zu. Sehen Sie, es geht. Wir müssen die Kräfte des Kindes auf alle Weise zu beleben suchen, damit sie jeden neuen Sturm abschlagen können. Und jetzt folgen Sie mir und legen sich dort auf das Bett. Ich bleibe wach und die Jungfer kann auch noch ein paar

Stunden den Schlaf entbehren. Wenn Mitternacht vorüber ist, weck' ich Sie wieder; dann mag die Wärterin schlafen. Nein," sagte er fast heftig, als sie Einwendungen machen wollte, „Sie folgen mir jetzt, oder ich muß glauben, daß es Ihnen mit dem Vertrauen, das Sie mir zeigen, nicht Ernst ist."

Sie trat noch einmal an das Bett, wo das Kind jetzt, von dem Eisumschlage wohlthätig beruhigt, zu schlafen schien. Sie beugte sich über das zarte Gesichtchen herab und küßte die Augen, die ruhig geschlossen waren. „Ich gehorche Ihnen," sagte sie dann, und ein schwaches Lächeln überhauchte ihren Mund. „Sie versprechen mir, daß Sie mich wecken, sobald es wieder schlimmer wird."

Er drückte ihr die Hand und nahm ihren Platz am Bette ein, während die Dienerin ihr half, auf das zweite Bett hinten in der Ecke sich niederzulegen, nachdem ein Berg von Federkissen bei Seite geschafft war.

Nach einer Viertelstunde kam die Getreue auf den Zehen herangeschlichen, beugte sich zu dem Sitzenden hinab, haschte, ehe er es hindern konnte, eine seiner Hände, die sie hastig an die Lippen drückte und flüsterte: „Gott sei Lob und Dank, sie schläft! Ach, Herr Doctor, Sie können Wunder thun! Seit vier Nächten ist es die erste, wo die Gnädige wieder einmal die Augen schließt. Erst der Gram und die Aufregung, bis wir nach dem unglückseligen Schlachtfelde kamen, und dann unser Kind —! Wenn ich Ew. Gnaden sagen wollte, was meine Herrschaft für ein Engelsbild ist —"

„Ein andermal!" unterbrach er sie. „Jetzt habt Ihr nichts weiter zu thun, als Euch ebenfalls auf's Ohr zu legen und nicht eher aufzustehen, als bis ich es Euch heiße. Ihr seid hier völlig überflüssig und müßt morgen wieder auf dem Platze sein. Da sind Kissen und Decken genug. Macht Euch ein Bett neben dem Ofen und gute Nacht. Keine Widerrede, hört Ihr wohl? Wollt Ihr Eure Frau aufwecken mit unnützem Wortwechsel?"

Die gute Person sah ihn scheu und demüthig an, schleppte sich ein Federbett in einen Winkel und nach wenigen Minuten war an ihren tiefen Athemzügen zu hören, daß auch sie die Beschwerden der letzten Tage friedlich ausschlief.

Bald darauf ging der Mond wieder hinter Wolken und nur ein schwacher Glanz vom Sternenhimmel lag auf dem Stücke des Sees, das der einsame Wächter am Krankenbette durch's Fenster überschauen konnte. Jetzt zuerst fühlte er Hunger und Durst und trank den Rest der Milch aus dem Glase, das noch auf dem Tische stand. Als er es wieder hinstellte, glaubte er die Dame auf ihrem Bette convulsivisch sich bewegen zu sehen und näherte sich ihr auf den Zehen. Sie fuhr sich in ängstlichem Traume mit beiden Händen über die Augen, als wolle sie Thränen wegwischen, schlief aber fort und die Hände sanken wieder müde herab. Er sah lange unverwandt in das schöne Gesicht, auf dem sich die Träume spiegelten wie zerrinnende Wolkenschatten über einem windstillen See, Kummer — Angst — Hoffnung! Nun lächelte sie und wie die zartgeschwungene Lippe sich leise bewegte, wurden die weißesten Zähne sichtbar. Gleich darauf verdüsterte sich die Stirn, die Brauen zogen sich flehentlich zusammen, sie erhob beide Hände, um sie fest zusammenzufalten; da sah er an ihrem Ringfinger zwei Trauringe stecken und dachte darüber nach, ob der zweite dem Vater des Kindes gehört habe, oder wer es wohl sein möchte, der jetzt ein Recht auf diese Hand hätte. Aber ein Schmerzenslaut der Kleinen ließ es ihn nicht zu Ende denken. Er legte nur noch die Decke, die halb herabgefallen war, wieder zurecht und wickelte die kleinen Füße der Fremden, die noch in den Schuhen steckten, fester hinein; dann begab er sich wieder an sein Amt, das Eis zu erneuern, das schon nach einer Viertelstunde zergangen war, und dann und wann mit ein paar Tropfen Wasser das heiße Mündchen zu kühlen.

Wie es Mitternacht wurde, erhob sich ein lebhafter Windstrom über dem See, und den jungen Arzt überschauerte ein

fröstelu, da die Fenster weit offen standen. Er griff nach der ersten besten Hülle, die bei dem Reisegepäck lag, und wickelte sich hinein. Es war ein langer, weicher, mit Seide gefütterter Burnus der Fremden, dessen Capuze er sich über den Kopf zog. Ein eigener Veilchenduft umgab ihn, die Seide legte sich sanft an seine Wangen, ihm war wunderlich wohl in dieser Vermummung. Aber obwohl er oft fünf Minuten lang die Augen schloß und dann eine wirre Bilderflucht an seinem Geiste vorüberjagen sah, wandelte ihn doch keine Schlaflust an.

Plötzlich riß er die Augen weit auf, fuhr vom Stuhl in die Höhe und starrte, am ganzen Leibe zitternd, durch das Fenster auf den See. Mitten auf der dunklen Fläche kam etwas Weißes herangeschwebt, wie eine langsam wandelnde verhüllte Gestalt, die gerade auf das Haus zustrebte. Der Mond war wieder hervorgetreten und beleuchtete eine verirrte Nebelflocke, die sich von den Bergen losgerissen hatte und nun einsam über den See wallte. Als sie in den Windstrom gerieth, der aus der Schlucht scharf herüberwehte, zerflatterte sie und die Fläche war wieder rein. Aber noch immer stand der Einzige, der dem luftigen Spuk zugesehen, und starrte auf den Fleck, wo er verschwunden war. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, der Athem flog ihm, die Augen, weit aus ihren Höhlen gequollen, schienen an die Stelle gebannt, als müsse dort jeden Augenblick die Erscheinung wieder auftauchen. Da faßte plötzlich eine kleine heiße Hand nach der eiskalten des von Entsetzen gelähmten Mannes. „Bist Du bei mir, Papa?" rief die Kleine und richtete sich im Bette auf. Die mageren Aermchen strebten nach seinem Halse hinauf und ehe er sich besinnen konnte, hatte das Kind sich fest an ihn angehängt und sein glühendes Gesicht an seine Schulter gedrückt. „Papa," rief es, „geh' nicht wieder fort, die Mama weint sonst wieder und ich muß sterben!"

Im Augenblick ließ der Alp des Schreckens ihn frei. Er drückte das schlanke, kleine Wesen fest an sich, als sollte es ihm zum Schutze dienen gegen feindselige Gewalten. So hielt er es einige Zeit im Arme und fühlte, während das Kind ihn liebkoste, wie sein Blut wieder regelmäßiger zu fließen begann. Er küßte das kleine Gesicht und sagte, die feuchten Löckchen streichelnd: „Wie heißest Du, liebes Kind?"

Es sah ihn verwundert an.

„Bist Du mein Papa," sagte es, „und weißt nicht, daß ich Dein liebes Fränzchen bin? Ach, ich weiß wohl, sie haben Dich todtgeschossen, da hast Du mich ganz vergessen. Hat es Dir sehr weh gethan?"

„Ich erzähl' Dir's morgen," sagte er, und legte es mit sanfter Gewalt wieder in sein Bett zurück. „Jetzt müssen wir still sein, damit die Mama nicht aufwacht."

Gehorsam legte das Kind sich wieder zurecht und schloß die Augen, hielt aber die eine Hand seines treuen Wächters beständig fest und sah ihn von Zeit zu Zeit mit einem ganz wachen, seltsam staunenden Blicke an. Auch er sah beständig in das unschuldige Gesichtchen, als fürchte er sich vor Schreckbildern, die, wenn er sich umsähe, von neuem vor ihm auftauchen möchten.

So wachte er bis an den Morgen. Als die nackten Felsgipfel über dem See sich im ersten Morgenlicht rötheten, wurde es im Hause lebendig. Der Knecht schlich einmal barfuß auf dem Flur heran und steckte vorsichtig den Kopf in die Thür, auf das fast geleerte hölzerne Schaff deutend, ob neue Zufuhr von Eis nöthig sei. Auf ein stummes Kopfnicken des Arztes verschwand er wieder. Dann ließ sich die Wirthin blicken, ebenso behutsam, und deutete, da Eberhard ihr abwinkte, ihre Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe an. Die Freigebigkeit des Fremden hatte über Nacht bei allen Insassen des Hauses nachgewirkt. Nur der Kutscher, der den Rausch von gestern Abend noch nicht vollständig ausgeschlafen hatte, polterte in seinen schweren Nagelschuhen mit lautem Murren und Fluchen über den Flur heran, daß die Dame noch halb träumend sich regte und fragte, ob es schon Zeit sei, wieder abzureisen. „Noch nicht!" erwiderte Eberhard. „Schlafen Sie noch eine Stunde." Er ging dann

hastig dem Lärmenden entgegen, um ihn vom Eindringen in das Krankenzimmer abzuhalten.

Als er nach wenigen Minuten wieder hereintrat, fand er die Mutter am Bette ihres Kindes sitzend. „Warum sind Sie nun doch schon aufgestanden?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Schon?“ erwiderte sie. „Sie wollen mich immer tiefer beschämen. Es ist Ihnen leider gelungen, mich zu täuschen und die ganze Nacht hier allein meine Stelle zu vertreten. Warum haben Sie nicht wenigstens mit mir getheilt?“

„Weil ich den Schlaf entbehren konnte, der Ihnen nur allzunöthig war. Und es war nichts zu thun, was nicht Einer allein verrichten konnte. Seien Sie gutes Muths, gnädige Frau. Wir haben alle Ursache, mit dieser Nacht zufrieden zu sein.“

„So wäre die Gefahr vorüber? O, mein Gott!“

„Ich darf Sie nicht bei diesem Glauben lassen,“ versetzte er. „Denn Sie haben versprochen, mir zu vertrauen, und können es nur halten, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Aber glauben Sie nun auch, daß Alles so gut steht, wie es in diesem Stadium der Krankheit nur irgend zu erwarten ist. Und die Hausleute sind gutartig und werden das Ihrige thun, uns beizustehen.“

Ein Strahl der Freude flog über ihr blasses Gesicht. „Was sagen Sie? O, mein Freund —“

Sie streckte ihm die Hand entgegen und ihre Augen schimmerten feucht.

Er beugte sich auf ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken, im Grunde aber, um seine Bewegung zu verbergen. „Haben Sie mir zugetraut,“ sagte er, „daß ich Sie verlassen könnte, ehe das Kind außer Gefahr wäre? Und sparen Sie nur Ihren Dank, oder die Sorge, daß es mir irgend ein Opfer koste. Das schwerste habe ich Ihnen schon gebracht. Was nun kommt, ist nur eine Erleichterung.“

Sie sah ihn fragend an. „Sie haben auch Pflichten gegen Andere,“ sagte sie, „denen ich Sie hier entziehe.“

„Nein,“ erwiderte er dumpf. „Seit einem Jahre bin ich ein müßiger, unsteter Mensch. Ich habe aus einem Anlaß, der Ihnen sehr gleichgültig sein kann, mir das Wort gegeben, nie wieder praktisch thätig zu sein. Dieses Wort hab' ich gestern Nacht gebrochen, Ihnen zu Liebe. Wenn Sie mich ferner hier dulden wollen, helfen Sie mir nur über die Reue hinweg, und so können wir uns Beide nützlich sein.“

Nach einer Pause, während er den Puls des Kindes gefühlt hatte: „Sie schläft jetzt ein wenig,“ sagte er. „Wenn Sie etwa einen Brief schreiben wollten, die Ihrigen zu benachrichtigen, so könnten Sie es jetzt in aller Ruhe thun. Der Kutscher, der einstweilen einspannt, würde den Brief nach der nächsten Poststation besorgen.“

„Ich habe Niemand, den mein Ausbleiben beunruhigen wird,“ sagte die Dame und erröthete leicht. „Wir leben so zurückgezogen —“

„Niemand?“ wiederholte er befremdet, und seine Augen hefteten sich unwillkürlich auf die Hand mit den beiden Ringen.

Sie bemerkte es und verstand ihn augenblicklich. „Dieser zweite Ring,“ sagte sie unbefangen, „bedeutet keine zweite Ehe. Es ist der Ring meines Mannes, den er, als er den Tod herannahen fühlte, vom Finger zog und einem Kameraden übergab, um ihn mir zurückzusenden. Seitdem habe ich Alles abgelehnt, was mich zu einer Aenderung meines Schicksals verleiten wollte, und mich sogar von der Familie meines seligen Gatten entfernt, da ein naher Verwandter desselben Ansprüche auf meine Hand zu haben glaubte. Ich hab' es mir im Stillen gelobt, nur meinen Erinnerungen zu leben und meinem Kinde, und dies Gelübde ist mir heilig.“

Die Wärterin erwachte jetzt, richtete sich schwerfällig auf, wurde aber alsbald munter, als sie ihre Herrin und den Arzt erblickte, und eilte, unter lebhaften Betheuerungen, daß es der Herr Doctor ihr streng verboten habe, zu wachen, nunmehr um so eifriger ihren Dienst wieder anzutreten. „Waschen Sie das Kind,“ sagte Eberhard, „wie wir es gestern Abend gethan haben,

und lassen Sie es dann wieder von der frischen Milch trinken, die eben schon gemolken wird. Ich verlasse Sie jetzt auf eine halbe Stunde. Sehen Sie, da kommt auch neuer Eisvorrath. Wir wären an keinem Orte der Welt besser bedient als hier mitten in der Wildniß, denn der Fall ist von der Art, daß er alle Apothekerhülfe überflüssig macht. Auf Wiedersehen, gnädige Frau!"

Er verneigte sich leicht und verließ das Zimmer. Dann ging er an's Seeufer hinab, löste einen der Nachen, die in der Schiffshütte angekettet lagen, und trieb das leichte Fahrzeug mit kräftigen Stößen rasch in den See hinaus.

Die Sonne hatte die schwarzen Fichtenhöhen noch nicht überstiegen, aber die ganz windstille Luft drückte schwer und schwül auf die dunkle Wasserfläche und beklemmte dem überwachten Manne die Brust. Er sah über Bord in die Tiefe hinunter, und es war ihm unheimlich, als er bemerkte, daß das Wasser dicht am Nachen krystallhell und völlig weiß erschien, und dennoch der See, obwohl heute ein reiner Himmel darüber hing, schwarz wie ein bodenloser Abgrund heraufsah. Es fiel ihm wieder ein, was ihm unterwegs ein Holzknecht erzählt hatte: der See habe keinen Grund, sondern steige wie ein ungeheurer Brunnen immer tiefer und tiefer hinab, bis dicht an das Höllenfeuer, und die Teufel, wenn ihnen selbst die Hitze zu groß würde, gingen dahin, um sich zu baden. Er zog die Ruder ein und sah rings an den steilen Ufern hinauf, die von schwarzen Nadelwäldern starrten. Die kahlen Schroffen über den letzten Fichtengipfeln hatten den rothen Morgenschein wieder mit einem fahlen Grau vertauscht. Denn jetzt brach die Sonne mit Gewalt hervor und versuchte, den schwarzen Kessel, der wie aus Eisen geformt schien, zu vergolden. Aber nur ein blendender weißer Glanz schwamm auf dem Spiegel des Sees. Die dichten Wälder in der Runde sogen die Lichtstrahlen auf, und nirgends entzündete sich eine freundlichere Farbe. Nur ein Wiesenfleck nahe beim Wirthshaus drüben, auf dem eine rothgefleckte Kuh gras'te, und der blaue Rauch, der aus dem Schornstein wirbelte, erweckten die tröstliche Vorstellung, daß auch in dieser beklemmenden Oede Menschen wohnen könnten.

Ein Inselchen, mit wenigen Birken bepflanzt, lag drüben nah am andern Ufer; dahin trieb er den Kahn, band ihn an einen Pfahl und warf die Kleider ab, um zu baden. Wie ihm jetzt einfiel, was er Nachts zu thun entschlossen gewesen war, schauderte ihm das Herz. Es war ihm, als müsse und werde es sich jetzt noch vollziehen, jetzt, da er es nicht mehr wünschte, als habe er sich dieser Tiefe verlobt und sie werde ihr Recht auf ihn geltend machen. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, sich wieder in die Kleider zu werfen und eilig zurückzurudern; dann schüttelte er, seiner Schwäche sich schämend, alles Grauen von sich ab und sprang in die Fluthen.

Wie Eis, das eben erst an der Sonne zergangen, umwinterte ihn das harte Bergwasser. Er mußte all seine Schwimmkunst aufbieten, um in steter heftiger Bewegung das Blut flüssig zu erhalten. Als er dann aber hinauftauchte und an eine junge Birke gelehnt, die Füße in's tiefe Moos vergraben, sich trocknete, athmete er leicht und wohlig, wie er seit Jahren nicht geathmet hatte. Er sah nach dem Hause hinüber. In dem Fenster, hinter dem das Kind lag, bewegte sich Etwas. Es war viel zu weit, um die Gestalt oder gar die Züge des Gesichts zu erkennen. Aber es that ihm wohl, zu denken, daß unter jenem Dache Menschen athmeten, denen er nöthig war und die auf ihn hofften. —

Nicht lange darauf richtete sich in der niederen Krankenstube drüben das Kind von seinem Bette auf, sah mit suchenden Augen im Zimmer herum und sagte: „Papa ist fortgegangen. Ist er wieder todt? Er soll sich wieder zu mir setzen." — Die Mutter küßte die Kleine auf die Stirn und bat sie, ruhig zu sein. „Der gute Mann ist nicht Dein Papa," sagte sie; „Du mußt ihn nicht so nennen. Es ist der Doctor, der Dich wieder gesund machen wird, wenn Du Alles thust, was er Dir sagt." — „Nicht

der Papa?" wiederholte die Kleine nachdenklich. Sie schien Mühe zu haben, von dieser Vorstellung zurückzukommen. „Aber wie heißt er denn?" fragte sie. „Und er wird doch nicht fortgehen?"

„Da kommt er eben zurück, Herzenskind," sagte die dicke Wärterin, der die Thränen in die Augen traten, als sie ihren Liebling zum ersten Mal wieder vernünftig reden hörte. „Sehen nur Ew. Gnaden, wie rasch er rudert, als könnte er's nicht erwarten, wieder bei unserem Kinde zu sein. Ach, das ist einmal ein Doctor! Und heute kommt er mir noch viel hübscher vor, als gestern. Der schöne schwarze Bart, und die weiße Haut, und nur die Augen sind so finster, daß man sich fürchten müßte, wenn er nicht so gut wäre."

Sie sahen ihn jetzt wieder an's Land springen, aber er grüßte nicht herein, ging auch an der Thür vorbei und sie hörten ihn draußen mit der Wirthin sprechen. Bald darauf aber kam er in's Zimmer, ging sogleich zu der Kleinen und beschäftigte sich freundlich mit ihr. Seine Nähe schien einen Zauber über das Kind auszuüben. Es schloß auf sein Zureden die Augen und athmete ruhiger. Im Zimmer war es so still, daß man das Schnalzen der springenden Fische hörte. Nach einer Weile stand er auf und sagte leise: „Sie schläft, und das Fieber ist etwas schwächer. Hoffentlich haben wir ein paar ruhige Stunden, und ich sorge schon dafür, daß im Hause Alles still bleibt. Ich will mich selbst einen Augenblick niederlegen, bis die Hühnersuppe fertig ist, die ich unserer kleinen Patientin bestellt habe."

„Wie soll ich Ihnen für all Ihre Sorge und Güte danken?" sagte die Mutter mit einem warmen Blicke.

„Indem Sie nie ein Wort von Dank sagen," versetzte er, plötzlich in einen schroffen Ton fallend; dann verließ er rasch das Zimmer.

In seiner Kammer drüben lag der Brief, den er Nachts geschrieben, noch auf demselben Fleck; das große rothe Siegel brannte ihm widerwärtig in die Augen. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, ihn zu vernichten, sondern verschloß ihn in seine Mappe. Er streckte sich dann auf's Bett und bemühte sich zu schlafen. Aber die Gedanken umsummten ihn wie zudringliche Mücken, und dazwischen glaubte er immer die Stimme des Kindes und der lieben Frau drüben zu hören, stützte sich dann auf, um zu horchen, und versank erst nach langem Grübeln und Brüten in einen unruhigen Traumschlaf.

Um Mittag kam die Wirthin zu ihm herein und wollte, als sie ihn schlafend fand, auf den Zehen wieder hinausschleichen. Er war aber im Nu auf den Füßen, fragte, ob Alles fertig sei und folgte ihr dann in die Küche hinaus. „Wo ist die Suppe?" fragte er und trat an den Herd, von dem ein einladender Duft aus vielen Töpfen und Pfannen ihm entgegenschlug.

Die plumpe Fischermagd, die in einem Tiegel etwas umrührte, ließ vor Erstaunen den Holzlöffel fallen und sah mit offenem Munde zu, wie der Fremde herantrat, von einem Topfe den Deckel abnahm und mit ernsthafter Miene den Inhalt prüfte. Dann ließ er sich einen Teller geben, schöpfte von der Hühnerbrühe hinein und nahm sorgfältig die Wurzeln heraus, die im Grunde schwammen.

Als er sich jetzt umwendete, das Süppchen hinauszutragen, sah er die schöne Frau an der Schwelle stehen. „Ist das auch recht?" sagte sie mit einem lieblichen Lächeln. „Anstatt zu schlafen, machen Sie selbst den Koch?"

„Ich koche nur für die Kranken;" erwiderte er. „Die Gesunden überlasse ich unserer Frau Wirthin, die sich schon Ehre machen wird, ohne daß ich ihr in's Handwerk pfusche. Schläft unsere Patientin?"

„Sie ist eben aufgewacht. Sie hat schon wieder nach Ihnen gefragt."

Als sie jetzt in das vordere Zimmer traten, saß das Kind aufrecht und lächelte dem Doctor entgegen. Dann nahm es willig einige Löffel von der Bouillon, die er selbst ihm reichte. Es schien nicht Hunger zu haben, sondern es nur zu thun, weil es von ihm verlangt wurde. Dabei horchte es aufmerksam auf Alles, was der Doctor

ihm sagte, wie er heute die Fische hätte im See tanzen sehen, und wie sie sie fangen wollten, wenn es erst aufstehen dürfe. Darüber schien das Bewußtsein wieder einzudämmern. Die blauen Augen schlossen sich halb, das Köpfchen sank wieder in die Kissen zurück.

„Seien Sie gutes Muths," sagte der Arzt. „Wir machen kleine Schritte, aber jeder bringt uns vorwärts. Ihre Josefine soll fleißig mit den Eisumschlägen fortfahren. Indessen folgen Sie mir hinaus. Unser Mittagessen wartet."

„Lassen Sie mich hier bei meinem Kinde," bat sie leise.

„Nein," erwiderte er kurz. „Sie sollen eine Stunde in der Luft sein. Eine zweite Patientin könnten wir hier nicht brauchen, und Ihr Puls ist sehr gereizt. Wenn wir fertig sind, lösen wir die Wärterin ab."

Er ging ohne Weiteres voran, und sie wagte nicht zu widersprechen. Draußen am Hause im warmen Schatten, dicht neben dem Fenster, hinter dem die Kleine lag, war ein Tisch für Zwei gedeckt. Die Wirthin trug eben eine Schüssel mit Fischen auf, denen gebackene Hühner folgten. Während sie nun aßen, sprachen sie kaum ein Wort. Beide waren in ihre eigenen Gedanken vertieft. Nur dann und wann nöthigte er sie, die Stücke, die sie auf ihrem Teller zerschnitten hatte, auch zum Munde zu führen. „Ich nehme es übel, wenn Sie nicht essen," sagte er heiter; „ich selbst habe das Menu bestimmt. Aerzte sind bekanntlich Gourmands, und ich denke, ich habe diesem Ruhm der Facultät keine Schande gemacht. Sie horchen schon wieder hinein. Ich kann Ihnen versichern, unser Fräulein hält seinen Mittagsschlaf, wie man es nur wünschen kann."

Sie sah ihn mit einem Lächeln des Dankes an, das gleich hinter vorquellenden Thränen sich verdunkelte. „Verzeihen Sie es meinem schwer erschütterten Herzen," sagte sie, „wenn ich mich noch nicht wieder in's Helle gewöhnen kann. Ich habe einen zu schweren Sturm durchlebt, und der Boden schwankt mir noch unter den Füßen. Morgen werde ich mich schon besser aufführen."

Darauf versanken sie wieder beide in ihr Schweigen und sahen auf den See hinaus, über dem die tiefste Mittagsschwüle brütete. Eine Grille zirpte in dem Gärtchen hinter'm Haus, man hörte von der Ofenbank drinnen das Schnarchen des Wirths und aus der Schiffshütte das Glucksen der Wellen an den leisegeschaukelten Kähnen, und dicht nebenan in der Krankenstube sang die Wärterin dem Kinde ein halblautes Schlaflied, womit sie es schon vor Jahren in der Wiege eingelullt hatte.

* * *

Auf den stillen Tag folgte eine unruhige Nacht. Das Fieber wurde wieder heftiger, das Kind stöhnte viel und war nur schwer im Bette zu halten. Erst um Mitternacht wurde es ruhiger.

Der Doctor hatte sich keine zehn Schritt vom Hause entfernt. Nur gegen Abend war er in's Freie gegangen, eine Cigarre zu rauchen. Da machte er die Runde um das Haus, und jedesmal, wenn er an das offene Fenster des Krankenzimmers kam, stand er einen Augenblick still und sprach ein ermuthigendes Wort zu der Mutter, die nicht von dem Bette wich. Als er Nachts neben ihr saß — die Wärterin hatten sie einstweilen schlafen geschickt — sagte er plötzlich: „Es ist merkwürdig, wie das Kind Ihnen gleicht. Vorhin, als ich Sie im Helldunkel auf das Kissen herabgebeugt sah und die Kleine mit dem seltsam reifen, vergeistigten Ausdruck, wie die Krankheit ihn giebt, zu Ihnen aufsah, hätt' ich glauben können zwei Schwestern zu sehen. Ueber zehn Jahre wird sie Ihr verjüngtes Ebenbild sein."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte die schöne Frau. „Aber sie gleicht mir nur äußerlich. Alles Geistige hat sie vom Vater, daß ich oft staune über so große Aehnlichkeit in so zartem Alter und da sie doch ein Mädchen ist. Ihre Ehrlichkeit, ihre Selbstlosigkeit, ihr Muth — es ist mir oft, als wäre mir mein verstorbener Mann in dem Kinde wiedergeboren."

„Sie nennen Eigenschaften, die ich seit

unserer kurzen Bekanntschaft auch an Ihnen in hohem Maße wahrgenommen habe."

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn ich muthiger erscheine, als ich bin, so verdanke ich das nur meiner angeborenen Feigheit. Ich war völlig hoffnungslos, völlig zerbrochen von Angst und Schmerz, als Sie dazu kamen. Aber ich fürchtete mich, etwas davon zu verrathen; ich wußte, daß ich dann vor dem Klang meiner eigenen Worte auch körperlich zusammengebrochen wäre. Mein Mann konnte Allem, auch dem Furchtbarsten, gelassen in's Gesicht sehen; und so auch das Kind; und konnte jedes Opfer bringen, ohne an sich selbst zu denken."

„Und Sie? Ich dächte doch, Sie hätten sich in diesen Prüfungstagen nicht geschont."

„Giebt es denn auch Opfer für eine Mutter?" erwiderte sie. „Aber eh' ich es geworden, mußte ich mich oft genug bei der Ehre fassen, um etwas zu leisten, was Andern erwünschter war als mir. Das ist Alles anders bei meinem Kinde, obwohl die Jugend die Zeit des Egoismus zu sein pflegt und sein darf. Ich könnte Ihnen hundert kleine Züge erzählen, über die ich zuweilen fast erschrocken war; denn eine so frühe Reife des Herzens soll kein langes Leben ankündigen. Und wer weiß denn, ob meine Ahnung nicht noch Recht behält!"

Eberhard sah auf den See hinaus und schien die letzten Worte überhört zu haben. Plötzlich sagte er: „Sie haben ohne Zweifel ein Bild von Ihrem seligen Manne. Wollen Sie es mir wohl zeigen?"

„Sie nahm eine feine venezianische Kette ab, die sie um den Hals trug, öffnete das daran hängende Medaillon und reichte es ihm. Er betrachtete das Bild wohl fünf Minuten und gab es ihr dann schweigend zurück. Erst nach einer langen Pause sagte er: „Es war eine Jugendliebe?"

„Nicht eigentlich was man so zu nennen pflegt. Ich war freilich sehr jung, als ich ihn kennen lernte, und vor ihm hatte noch kein Mann einen tieferen Eindruck auf mich gemacht; aber schon nach acht Wochen war die Hochzeit, ohne daß ich genau wußte, wie theuer er mir war. Seinen ganzen Werth lernte ich erst in unserer so kurzen Ehe kennen, und eine Leidenschaft wurde es erst, als ich ihn verloren hatte. Wenn Sie ihn gekannt hätten, Sie wären sein Freund gewesen; er hat nie einen Feind gehabt."

Eberhard war aufgestanden und mit leisen Schritten durch das Zimmer gegangen. Jetzt stand er am Tisch und nahm ein Buch in die Hand, das aus einem Reisetäschchen hervorsah. Vorn stand der Name „Lucilie" eingeschrieben. Es waren Lenau's Gedichte.

„Lieben Sie diesen Poeten?" fragte der Doctor plötzlich.

„Ich weiß selbst nicht, ob er mich mehr anzieht oder abstößt. Ich kann, obwohl ich sonst einen ziemlich reinen Instinct dafür habe, gerade bei ihm nicht recht unterscheiden, was echt und was gemacht ist. Er hat viel Schmerzen gelitten. Und doch ist mir oft, als ob er geflissentlich seine Wunden offen halte mit allerlei Reizmitteln. Warum ich das Buch mit auf die Reise genommen, weiß ich kaum. Vielleicht um mich zu trösten."

„Durch diesen Dichter der Weltmüdigkeit?"

„Warum nicht? Er ist im Wahnsinn gestorben. So oft ich daran denke, wird mir der Kummer um meinen Mann leichter zu tragen. Welch einen schönen Tod hat er gehabt, jung, von Allen geliebt, als ein Held für sein Vaterland kämpfend! Und ich habe sein Bild unentstellt in mir, weder durch Krankheit und einen Todeskampf verzerrt, noch durch Irrsinn mir entfrembet. Nichts muß furchtbarer sein, als Jemand, den man liebt, seiner Vernunft beraubt zu sehen. Wäre es Ihnen nicht auch das Schrecklichste?"

Er antwortete nicht sogleich, und dann mit einer Frage.

„Sie würden also selbst Ihrem Manne den Tod gewünscht haben, wenn er in unheilbare Geisteskrankheit gefallen wäre?"

„Erlassen Sie mir die Antwort. Sie

würde mir weh thun, wenn sie ehrlich wäre, und lügen kann ich nicht."

„Um so besser," sagte er. — Sie verstand ihn nicht. Einige Minuten darauf verließ er das Zimmer.

Er kam dann eine Stunde nach Mitternacht wieder und bestand darauf, die Frau abzulösen. Sie konnte seiner herrschenden Art nicht widerstehen und bat ihn nur, die Nachtwache zwischen ihnen Dreien zu theilen, was er versprach und diesmal auch hielt. Denn am Morgen, als Frau Lucilie erwachte, saß die Wärterin am Bette des Kindes und der Doctor lag auf einem Strohsacke drüben im Gastzimmer, um näher bei der Hand zu sein.

* * *

Eine Woche nach diesen Ereignissen saß Eberhard wieder in seiner Kammer an dem wackelbeinigen Tisch, die Kerze brannte wie damals mit einer trüben, unsichern Flamme, aber der Mond schien so gewaltig herein, daß man bei seinem Licht allein jede Arbeit hätte verrichten können. Den Brief aus jener Sturmnacht hatte Eberhard eben wieder überflogen, und schrieb nun auf die leeren Seiten folgende Nachschrift:

„Um acht Tage älter, Karl, und um acht Jahre jünger! Wenigstens wenn ich das Gesicht in meinem Spiegel mit den greisenhaften Zügen vergleiche, die mich aus diesen Blättern angrinsen, finde ich, daß ich die unerhörtesten Rückschritte gemacht habe, bis in eine Zeit zurück, in der selbst du mich nicht gekannt hast. Es war die Zeit, in der ich nie an den Tod dachte, obwohl ich ihn täglich unter dem Secirmesser hatte, so wenig wie ein Kinderarzt daran denkt, daß er die Masern bekommen könnte. Das hippokratische Gesicht dieses Briefes habe ich nun beim Wiederdurchlesen so kaltblütig studirt, wie das des ersten besten wildfremden Lazarethkranken, Nummer soundso. Dich wird diese Wendung freuen, wie eine glücklich überstandene Krisis. Ich, wenn ich mich ehrlich prüfe, kann diesen Ausgang nur beklagen. Es war Alles so schön fertig, der Koffer zur Abreise so reinlich gepackt, die letzten Abschiedshändedrücke gewechselt, ich hörte schon den Pfiff der Locomotive — da heißt es plötzlich, daß ich den Zug verfehlt habe, und nun sitze ich in der widerwärtigsten Lage auf dem Bahnhofe, nicht mehr hier und auch noch nicht dort, und komme mir selber lächerlich vor, daß ich nun wieder auspacken und mich zum Dableiben entschließen soll.

„Wie das gekommen ist, will ich dir nun in der Kürze sagen, damit du nicht glaubst, in einem feigen letzten Moment sei es mir wieder leid geworden und ich hätte mich entschlossen, diese Welt doch wieder für die beste Welt anzusehen. Nein, Karl, die alte Liebe zum Handwerk hat mir den Streich gespielt; ich fand, daß es dringender sei, ein junges Leben zu erhalten, als mein vorzeitig gealtertes aus der Welt zu schaffen. Das Kind, um das sich's handelte, war der Mühe werth, kann ich dir sagen. Und nun erst die Mutter!

„Wenn du dächtest, es wäre so etwas wie Verliebtheit im Spiel, so würdest du sehr irren. Oder man müßte die Empfindung so nennen, die einen im Kohlenschacht verschütteten armen Teufel überkommt, wenn er wieder an's Tageslicht geschafft wird und die ersten Athemzüge unter freiem Himmel thut. Fürchte auch nicht, daß ich dir eine Schilderung dieser Frau machen möchte. Ob sie schön ist, liebenswürdig (was man so nennt), geistvoll, und wie die Rubriken alle heißen mögen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich in ihrer Nähe mich selbst, meine Vergangenheit und Zukunft, vergesse und nichts empfinde, als daß sie da ist und ich neben ihr, und daß mir nie etwas fehlen würde, wenn es in alle Ewigkeit so bliebe. Weißt du noch, wie wir uns eines Tages darüber gewundert haben, daß derselbe heißblütige Mensch, der den „Werther" schrieb, sich zu der zahmen Regung bekennen konnte:

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn —"

Und das erlebe ich nun, zu meiner Beschämung, buchstäblich an mir selbst. Die

Mondsucht, über die wir damals gewitzelt, hat mich mit einer Gewalt befallen, daß ich wollte, ich könnte in diesem klaren Nebelglanz, der mir die Seele löst, eine Nacht hinleben, die alle künftigen Jahre meines Lebens dauerte.

„Damit ist es nun Nichts. In Kurzem werde ich darauf dringen müssen, daß die kleine Patientin in eine civilisirtere Gegend gebracht werde, wo man sie während der Reconvalescenz besser verpflegen kann, als mit den Hühnersuppen der Fischersfrau. Dann bin ich überflüssig und kann dem todten See Valet sagen, um wieder auf die Erde hinunterzusteigen, die mir nach diesem Erlebniß doppelt ausgestorben vorkommen wird. Habe ich nicht Recht, mich zu beklagen, daß ich den Zug verfehlt habe? Ich wäre jetzt längst „an Ort und Stelle."

„Warum man aber die Reise an den „Ort seiner Bestimmung" nicht ebensogut vierzehn Tage später antreten kann, zumal diese, bei der es auf Wetter und Gesellschaft nicht ankommt? Dir kann ich den Grund sagen, Karl, da du mich nicht darum verachten wirst: Ich habe den Muth nicht mehr. Ist das so verächtlich, daß mir vor der dunklen Tiefe wieder schaudert, in die hinabzuspringen ich sehr bereit war, seitdem ich es oben im Lichte wieder so wohnlich gefunden habe? Und wenn es mich auch in wenig Tagen wieder umtreiben wird, als den „Unmenschen, den Unbehausten," der ich lange gewesen bin: den Gedanken löscht Nichts wieder in mir aus, daß es irgendwo zwischen Himmel und Erde einen Ort giebt, wo ich leben könnte, eine Zufluchtsstätte, wie die jenes sophokleischen Muttermörders, an deren Schwelle die Furien stillhalten, weil sie das Heiligthum nicht besudeln dürfen.

„Ich bin nun freilich ganz klar darüber, daß ich leider ebenfalls draußen bleiben muß. Diese Frau, auch wenn ich es wagen könnte, ihr meine unholde Gesellschaft auf Lebenszeit anzubieten, würde sie sich freundlich verbitten müssen. Sie hat sich gelobt, Karl, ihrem todten Gatten treu zu bleiben. Was ist ein Gelübde? Darf es eine Fessel werden, die unser eigenes Wesen hemmt und einschnürt, wenn wir über uns selbst hinauswachsen? In sieben Jahren erneuert sich der physische Mensch. Und der geistige sollte, in neuem Fleisch und Blut, der alte bleiben müssen, nur weil er selbst in einem müden Moment an seiner Erneuerung verzweifelte? Ich selbst habe mein Gelübde, mich nie wieder an ein Krankenbett zu setzen, gebrochen, und rechne mir's eher zur Ehre als zur Sünde an. Aber das Gelübde dieser Frau steht freilich über allem Wankelmuth irdischer Empfindungen. Sie will mir von Herzen wohl, ich glaube, daß ich keine treuere Freundin wünschen könnte, wenn ich in Noth käme. Alles könnte ich von ihr verlangen, da ich ihr Kind gerettet habe. Aber ihr ganzes Selbst gehört nur der Vergangenheit ihres Glücks und dem zukünftigen Glück dieses Kindes, und ich, dem es um Gegenwart zu thun ist — —

„Ich habe es sorgsam vermieden, sie zu fragen, in welcher Stadt sie lebt, unter welchen Verhältnissen und Umgebungen. Ich will von ihr gehen, ohne das zu wissen, damit ich nie in die Versuchung komme, sie wieder aufzusuchen und das Unmögliche möglich machen zu wollen. Noch ein paar Tage die Wohlthat dieses ganz einzigen Zustandes genießen, allem kleinen Weltwesen entrückt, in dieser öden Bergwildniß gleichsam schon wie im Himmel, wo, wie es heißt, nicht gefreit und geschieden wird — dann gehe es wie es will — wie es kann!

„Eine seltsame Kur, eine ziemlich grausame bleibt es immer, daß das Schicksal, um mir zu beweisen, ich sei noch nicht reif zum Tode, mir diesen Schnitt in's Herz machen mußte, damit ich an seinem Zucken merkte, wie stark der arme Muskel noch sei, wie blutreich, und wie viel er im Leben noch aushalten könnte! —

„Für heute nichts mehr. Wir sind hier oben von jeder Postverbindung abgeschnitten. Wann und wo ich daher den Brief schließen und absenden kann, wissen die Götter, wenn sie sich überhaupt um unsere Correspondenzen bekümmern. Leb wohl!"

* * *

Er legte die Feder hin und horchte in das Krankenzimmer hinüber. Das helle Stimmchen des Kindes ließ sich vernehmen, jetzt nicht mehr mit unheimlich hastigem Fieberklang, aber doch ungewöhnlich zu dieser späten Stunde, wo es sonst zu schlafen pflegte. Er hörte dann die sanfte Stimme der Mutter und ihre beschwichtigenden Worte schienen auf der Stelle die gewünschte Wirkung zu haben. Als Eberhard hinüberkam, lag die Kleine wieder im Schlaf. „Sie hat eben von Ihnen geträumt," sagte Frau Lucilie, mit dem lieblichsten Lächeln zu ihm aufblickend. „Sie erzählte mir ihren Traum; Sie hatten ihr ein weißes Lamm mit einem rothen Bande geschenkt, das ihr aus der Hand fraß. Wie sie es schon eine Weile hatte, war ihr erst eingefallen, daß sie zu danken vergessen habe. Nun sollte ich Sie rufen, damit sie es nachholen könnte; sie war ganz unglücklich, es versäumt zu haben."

„Warum haben Sie mich nicht gerufen?"

„Ich sagte ihr, der Onkel Eberhard wolle nichts von Dank hören. Er habe auch der Mama etwas geschenkt, wofür sie ihm niemals, so wie sie gern wollte, zu danken im Stande sei. Wenn Fränzchen brav wäre und wieder einschliefe, sei es dem guten Doctor lieber, als aller Dank. Da hätten Sie sehen sollen, wie eilig das liebe Kind sich wieder zum Schlafen zurechtlegte, und nun sehen Sie, es schläft wirklich schon, und die Stirn ist ganz feucht. Es gehorcht Ihnen so wie sonst keinem Menschen."

Er betrachtete das stille Gesichtchen in tiefen Gedanken.

„Schade, daß ich keine Fürstin bin," fuhr die schöne Frau mit einem leichten Erröthen fort. „Ich würde Ihnen dann den Vorschlag machen, sich an meinem Hofe niederzulassen und mich als mein Leibarzt überall zu begleiten. Denn ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir uns ohne Sie jemals wieder behelfen sollen. Unser Kind wird keinen Schnupfen haben, ohne daß Sie mir fehlen werden. Und doch bin ich auch fast wieder froh, nur eine arme Frau zu sein. Die Fürstin bildete sich vielleicht ein, Ihnen mit Gold und Ehren vergelten zu können, was Sie ihr an ihrem Liebling gethan. Ich möchte das Gefühl nicht missen, daß ich für immer in Ihrer Schuld bleibe."

Sie reichte ihm die Hand, die er in seltsamer Bewegung an seine Lippen drückte. „Frau Lucilie," sagte er statt aller Antwort, „es ist elf Uhr. Sie werden abgelöst und ich beziehe die Wache."

„Nein," erwiderte sie heiter, „ich bin nicht so gehorsam wie unser Fränzchen, oder vielmehr mein Schlaf gehorcht mir nicht so auf's Wort. Lassen Sie mich noch eine Stunde aufbleiben und, wenn Sie nicht müde sind, lesen Sie mir etwas vor. Ich habe einen Band von Goethe bei Ihnen gesehen, und da Sie ihn vor allen Dichtern verehren, wird es Ihnen nicht unlieb sein, auch mich etwas mehr mit ihm bekannt zu machen. Denn zu meiner Schande gestehe ich, als ich gestern darin blätterte, war mir Vieles neu."

„Wie Sie wünschen," sagte er. „Nur freilich wird Ihnen das Meiste darin ewig neu bleiben, so oft Sie es hören mögen. Mir selbst ergeht es nicht anders."

Er holte das Buch, den ersten Band der Gedichte, und las nun ohne Wahl von der ersten Seite an, mit gedämpfter Stimme, ohne besondere Kunst des Vortrages. Niemals hatte er den Zauber des ewigen Frühlings, der aus diesen Blüthen jugendlicher Leidenschaft duftet, so rein und voll empfunden. Er wagte während des Lesens nicht aufzusehen, aus Furcht, dem Auge der schönen Frau wie einer stummen Frage zu begegnen. Als er aber an des „Jägers Abendlied" kam und die letzte Strophe kaum noch zu stammeln vermochte:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn! —

brach er plötzlich ab, ließ das Buch auf das Bett des Kindes gleiten und stand hastig auf.

„Was haben Sie?" fragte sie erschrocken.

„Gehen Sie zu Bett, Frau Lucilie,"

erwiderte er abgewandt; „wecken Sie die Wärterin, daß sie für diese Nacht meine Stelle vertritt, die Luft hier beklemmt mich so, daß ich in's Freie muß. Sehen Sie, es wird schon besser, da ich aufgestanden bin. Ich will noch eine Fahrt auf den See hinaus machen."

Damit ging er und ließ sie im wundersamsten Aufruhr aller Empfindungen zurück, vor einem Räthsel, für das sie sich nicht getraute das Wort zu finden.

* * *

Andern Tags, als sie sich in der Frühe begrüßten, gelang es ihnen, den unbefangenen heiteren Ton sogleich wieder anzuschlagen. Das Kind half dazu; es hatte tief und erquicklich geschlafen; ein Bad, das Eberhard selbst bereiten half, in einem alten Waschbottich der Wirthin, that ihm sichtbar wohl und half zu neuem Schlaf. Gegen Abend brachte der Doctor von einem Spaziergange allerlei Farnkräuter, Genzianen und bunte Steine mit, die er über den Felsen gesammelt hatte. Er saß lange an Fränzchens Bett, erzählte dem Kinde von Vögeln und anderm kleinen Gethier, wie sie oben in der Wildniß hausten, und freute sich an den klugen Fragen, die das Kind, in seinen Kissen aufsitzend und die Schätze mit großen Augen betrachtend, an ihn richtete. Die Mutter saß mit einer Stickerei dabei, draußen auf dem Herde hörte man das Feuer knistern, an dem das Abendsüppchen gekocht wurde, und darüber wurde es Nacht. Diesmal ließ sich Eberhard seine Nachtwache nicht nehmen. Aber von einer Vorlesung war nicht wieder die Rede.

Und so auch die folgenden Nächte nicht; schon darum, weil ein so strenger Wachtdienst nun nicht mehr nöthig war, der Doctor vielmehr mit ruhigem Gewissen in seiner Kammer bleiben konnte. Auch am Tage, da das Kind schon einige Stunden außer Bett sein durfte, ließ er sich wenig mehr sehen, fuhr unter dem Vorwande des Fischens nach der Insel hinüber, von wo er oft erst in tiefer Dunkelheit zurückkehrte, oder stieg durch die Föhren in die Schlucht hinauf bis an die Eishöhle. Der Knecht, der einmal auf die Bitte der Mutter die letzten Erdbeeren des Sommers dort herum suchen gegangen war, erzählte, daß er den Doctor auf einem Stein habe sitzen sehen, wie einen Menschen, der mit offenen Augen schläft. Als er ihm „Grüß Gott" gesagt, sei er ordentlich zusammengefahren und dann mit einem bloßen Kopfnicken noch höher hinaufgestiegen. Es sei offenbar nicht ganz richtig mit ihm, er hab's ihm gleich angemerkt am ersten Abend, wie er so hintersinnig auf der Bank gesessen sei und nicht nach Essen und Trinken gefragt habe.

So blieb es mehrere Tage. Je sichtbarer die Genesung des Kindes fortschritt, je mehr schien der Arzt in die Krankheit zurückzufallen, aus der ihn die plötzlich an ihn herantretende Pflicht herausgerissen hatte. Es waren beklommene Tage, und er fühlte, daß er ihnen ein Ziel setzen müsse.

Er stieg eines Vormittags, ohne das Essen abzuwarten, da er die traurig forschenden Augen Luciliens nicht mehr ertragen konnte, die steile Schlucht hinauf, um zum letztenmale nach einem Entschlusse zu ringen. Einen Weg, den er heute zuerst entdeckte und der über den Felsgrat hinüber nach Süden führte, verfolgte er trotz der schweren Mittagsgluth ein paar Stunden weit. Er brauchte nur so fortzuwandern, so langte er Abends in einem romanischen Dorfe an, das vom todten See durch unwegsame Eisfelder geschieden war. Dann war es geschehen, was ihm jetzt noch unmöglich schien, jeder Abschied erspart, er ein Verschollener für die, in deren Leben er nichts mehr zu schaffen hatte. Er dachte eine Zeitlang, das wäre das Beste, und traute sich die Kraft zu, es auszuführen. Als ihm dann aber jeder Rückblick auf den See durch nackte Klippenwände abgeschnitten war und die unfruchtbare Bergwildniß ihn umgab, übermannte ihn ein solches Gefühl von Gottverlassenheit, daß er nicht weiter konnte, sondern im Schatten eines kahlen Gipfels sich in's Haidekraut hinwarf. Geschäftig suchte er

Alles hervor, was ihn zurücktreiben konnte, seine Papiere und Tagebücher, die er unten zurückgelassen, die Angst, die er Lucilien bereiten würde, die Pflicht, wenigstens für ihren Aufbruch und die Reise bis zur nächsten Stadt Sorge zu tragen. Heute noch sollte es geschehen, er gelobte sich's feierlich. Er wollte den Knecht hinunterschicken, um einen Wagen kommen zu lassen. In vierundzwanzig Stunden mußte Alles geschehen sein, die Trennung unwiderruflich vollbracht, hernach komme was da wolle.

Als er dies mit sich selbst in's Reine gebracht hatte, fühlte er sich leichter um's Herz und stand auf, um ohne Zögern den Rückweg anzutreten. Er nahm sich vor, heiter zu sein, und die letzten Stunden, die ihm noch gegönnt wären, mit ihr zu genießen, als würde es nun unabsehlich so fortgehen. Warum hatte er sich schon so manchen Tag verbittert mit Gedanken an das, was darüber hinauslag?

Er pflückte einen Bergstrauß von duftlosen Blumen und Moosen. Den sollte das Fränzchen morgen mit auf die Reise nehmen. Darüber legte er den größten Theil des Weges zurück und trat aus der Föhrenschlucht heraus, als die hohe Mittagsgluth schon vorüber war. Unter ihm lag der See, von keinem Lüftchen gefurcht, und spiegelte mit blanken Farben die kleine Wiese drüben am Ufer, die Fichten am schroffen Abhang, zuoberst die nackten grauen Felsgipfel. Nun sah er nach dem Fischerhause, und sein scharfer Blick unterschied deutlich jede Schindel auf dem mit Steinen beschwerten Dache, die weißgrauen Küchlein, die im Hof hinter der Henne hertrippelten, die Wäsche, die zum Trocknen an der Leine hing. Von den Menschen unter diesem dürftigen Schindeldach war nichts zu erblicken; um diese Stunde pflegte Jedes in seinem Winkel zu sitzen und über irgend einer leichten Arbeit einzunicken. Umsomehr erstaunte Eberhard, als sich plötzlich die Hausthür öffnete und ein ihm ganz fremdes Gesicht in die helle Sonne hinaustrat. Ein hochgewachsener junger Mann in heller Sommerkleidung, das Gesicht unter einem breiten Strohhut so weit versteckt, daß nur ein militärisch gestutzter hellblonder Bart zum Vorschein kam. Der Fremde stand eine Weile, wie um Luft und Sonne zu prüfen, und sprach dann eifrig in die offene Hausthür hinein. Nicht lange, so trat auch Lucilie heraus, ohne Hut, nur unter einem großen Sonnenschirm, der ihr zartgefärbtes Gesicht beschattete. Sie folgte dem Fremden nach der Schiffshütte, und gleich darauf sah Eberhard, wie die Beiden in einem schmalen Kahn über den regungslosen See fuhren, nach der Insel hinüber. Der Fremde führte die Ruder so kräftig, daß sie bald drüben anlandeten, worauf er an's Ufer sprang, Lucilien die Hand bot und dann mit ihr am Ufer entlang Arm in Arm zwischen den Birken und dem hohen Schilf hinwandelte, offenbar in der Absicht, das kleine Eiland zu umkreisen.

Das Herz pochte Eberhard so gewaltsam, daß er sich an einen Fichtenstamm lehnen mußte, um den Schwindel erst vorübergehen zu lassen. Wer war dieser Fremde, daß er so vertraut mit ihr thun durfte, daß sie ihm zu Gefallen that, was sie ihrem Helfer und Freund in all den Tagen abgeschlagen hatte, ihm auf den See hinaus zu folgen? daß sie ihren Arm in den seinen legte und im heitersten Geplauder, wie es schien, neben ihm hin wandelnd sogar die Sorge um ihr Kind eine Stunde lang allein der Wärterin überließ? Wer er auch sein mochte, er kam gerade zur rechten Zeit, um dem Traum ein Ende zu machen, in den die einsame Stille hier oben sie Alle eingesponnen hatte. Er brachte ohne Zweifel, als ein alter Bekannter, Lucilien Alles wieder in Erinnerung, was sie über der Gefahr ihres Kindes vergessen hatte, ihre Verhältnisse draußen in der Welt, ihre Freunde und Verehrer, Erinnerungen, die Eberhard fremd waren, die sie zur Rückkehr in ihr gewohntes Leben aufforderten, mit dem Eberhard nichts gemein hatte. Um so besser! So wird das Beschlossene nur noch befestigt, das Nothwendige erleichtert. Denn er fühlte nur zu wohl,

daß es ihm unmöglich war, ihre Nähe mit einem Dritten zu theilen.

In großen Sätzen schwang er sich den steilen Pfad hinab und langte tieferschöpft mit zitternden Knien unten bei dem Hause an. Er sah, als er um die Ecke bog, einen Reisewagen neben dem Holzschuppen stehen, und in dem Stalle, der Winters die Kuh beherbergte, schnoberten zwei Pferde an der Krippe. Ohne auf die Wirthin zu achten, die darauf zu brennen schien, ihm die Neuigkeit mitzutheilen, ging er in das Zimmer der Kleinen, die an ihrem Tischchen saß und mit einer neuen Puppe spielte. „Onkel Max ist da!“ rief sie ihm mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. „Er hat mir eine Puppe mitgebracht, die die Augen bewegen kann, und dann hat er mit der Mama zu Mittag gegessen und jetzt sind sie nach der Insel. Aber sie kommen gleich wieder, und Onkel Max will uns in seinem Wagen mit fortnehmen, aber die Mama hat gesagt, sie thäte Nichts, ohne daß Du es erlaubt hättest.“

„Fränzchen,“ erwiderte er und nahm den Lockenkopf des Kindes in beide Hände, „willst Du mich wohl ein bischen lieb behalten, auch wenn ich Dir keine so schöne Puppe schenken kann, sondern nur einen Alpenstrauß?“

Das Kind sah ihn mit großen Augen an. „Mama hat gesagt, daß ich Dich nächst dem lieben Gott am liebsten haben soll, weil Du mir das Leben gerettet hast. Ich hab' Dich auch lieber als alle Menschen, nur die Mama hab' ich noch lieber als Dich und den lieben Gott.“

Er beugte sich zu dem holden Gesicht herab und küßte die beiden ehrlichen Augen des Kindes und das blasse Mündchen. „Du hast Recht, Fränzchen,“ sagte er mit stockender Stimme, „sie verdient es auch. Und hier ist der Strauß und sag' einen Gruß an die Mama.“

Er wandte sich ab und ging nach der Thür.

„Bleibst Du nicht hier?“ rief das Kind ihm nach. „Erzählst Du mir nicht wieder?“

„Hernach! hernach!“ war Alles, was er vorbringen konnte. Die Wärterin, die eben wieder hereinkam, wollte ihn zurückhalten und wunderte sich über sein verstörtes Wesen. Er aber drängte sich an ihr vorbei, eilte in seine Kammer hinüber und riegelte die Thür hinter sich zu.

Als er sich allein sah, beherrschte ihn einen Augenblick der Schmerz so völlig, daß er auf einen Stuhl sank und das Schluchzen nicht unterdrücken konnte, das, ohne Thränen, wie ein Krampf ihm die Brust erschütterte. Dann raffte er sich entschlossen auf, drückte die Faust gegen sein Herz, um ihm Ruhe zu gebieten, und schickte sich an, sein weniges Gepäck in die Wandertasche zu stopfen. Nur die kleine Schreibmappe ließ er noch heraus, setzte sich dann an das Tischchen und nahm mechanisch den Brief an seinen Freund in die Hand, als ob er noch eine Nachschrift hinzuzufügen hätte. Er konnte aber die Worte nicht finden, legte den Brief neben sich und schrieb dann auf ein leeres Blatt einen kurzen Krankheitsbericht, den er zurücklassen wollte, falls es nöthig werden sollte, noch einen Arzt hinzuzuziehen. Im Schreiben empfand er eine gewisse Genugthuung darüber, wie klar er sich auszudrücken im Stande war und wie fest seine Hand die Buchstaben hinmalte. „Um den Verstand wenigstens hat es mich nicht gebracht!“ sagte er laut vor sich hin.

Eben war er fertig, als er einen raschen Männerschritt nebenan hörte und dann ein Klopfen an seiner Thür. Eine widrige Empfindung durchzuckte ihn. Verleugnen konnte er sich hier nicht, und doch hätte er viel darum gegeben, diese Begegnung zu vermeiden. Also öffnete er mit einem Gesicht, das sehr geeignet war, einen Besuch zurückzuschrecken. Der blondbärtige Fremde aber, der mit der heitersten Miene hereintrat, schien auf einen nicht sehr entgegenkommenden Empfang schon gefaßt und dennoch entschlossen, sich dadurch nicht irren zu lassen.

„Lieber Herr Doctor,“ sagte er mit ungebundener Herzlichkeit, Eberhard's Hand ergreifend und lebhaft schüttelnd, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Ihnen

ungelegen komme. Lucilie hat mir schon gesagt, daß man es mit Ihnen verdirbt, wenn man Ihnen ein Wort von Dank sagen will. Aber es hilft Ihnen nichts, ich lasse mich nicht einschüchtern, ich bin Soldat, und mich zu fürchten, selbst vor einem Wohlthäter, würde mir gegen die Ehre gehen. Darum sage ich Ihnen, auf die Gefahr hin, mich hernach mit Ihnen zu schießen, daß ich mich Ihnen ewig verpflichtet fühlen werde, daß Sie über mich zu jeder Zeit verfügen können, wie über Ihren ältesten Freund. Sie haben eine Wunderkur gemacht, bester Doctor, nicht nur an dem lieben kleinen Mädel, das mir wie ein eigenes Kind an's Herz gewachsen ist, sondern vor Allem an der Mutter. Ich habe sie gar nicht wiedererkannt, kann ich Ihnen sagen. Denn so lange nun ihr Mann, mein armer Bruder, in dem gemeinsamen Grabe auf dem Schlachtfelde ruht, ist ihre stille Wittwentrauer sich gleich geblieben. Was haben ihre Freunde nicht angestellt, sie wieder etwas lebensfroh zu machen! Sieben Jahre! ich dächte, das wäre eine schöne Zeit, um mit dem allergerechtesten Kummer fertig zu werden, und unter uns gesagt, so herzlich ich an meinem Bruder hing, diese sieben Jahre sind mir etwas lang geworden. Lucilie war auch *meine* Flamme gewesen, aber ich war der Jüngere und ein Taugenichts von Unterlieutenant damals, und so mußte ich Victor den Vorrang einräumen. Nun aber, scheint mir, habe ich alles Recht, meine Anciennetät geltend zu machen; meinen Sie nicht, Doctor? Und trotzdem, all die Jahre hindurch auch nicht den kleinsten Funken von Hoffnung. Ich wollte sie auf dieser Reise nach dem Schlachtfelde begleiten, am Ende gehörte ich doch auch dazu; aber nichts da! Rund abgeschlagen! Laß sie nur erst wieder zurück sein, dacht' ich. Vielleicht macht gerade dieser Besuch des Grabes einen Abschnitt. Und nun wartete ich auf ihre Rückkehr, oder doch auf einen Brief, und als vierzehn Tage, endlich drei Wochen vergangen waren, bekam ich's mit der Angst, es möchte ihr was zugestoßen sein, nahm Urlaub beim Regiment und verfolgte ihre Spuren, bis sie mich endlich hier an den todten See führten. Da finde ich nun richtig eine ganz andere Frau, nicht so abwehrend mehr, so kalt und unzugänglich. Der Dank dafür, daß das Kind ihr wiedergegeben, scheint sie mit dem Leben überhaupt wieder ausgesöhnt zu haben, und somit, wenn es so weit kommt, daß ich sie mit einem intimeren Namen, als „Schwägerin" anreden darf — Ihnen, bester Doctor, schulde ich den Dank dafür ganz allein. Sie haben das Eis gebrochen, und sie fühlt es auch; sie spricht von Ihnen mit einer Begeisterung, daß man fast eifersüchtig werden könnte, wenn man nicht wüßte, daß ein dankbares Mutterherz gern des Guten ein wenig zu viel thut."

Auf dieses naive Geständniß folgte eine kleine Stille, während deren der junge Officier die Kammer durchschritt, an das Fenster trat und mit der Hand gegen die niedrige Decke klopfte. „Und in diesem barbarischen Loch haben Sie es so lange ausgehalten?" fing er mit gutmüthigem Lachen wieder an. „Wahrhaftig, so ein Doctor ist noch weniger verwöhnt, als ein Soldat! Nun, wir werden jetzt alles Mögliche thun, es Ihnen bequemer zu machen. Denn daß Sie mit uns kommen, versteht sich doch von selbst. Lucilie würde sich nicht darein finden, ihren Leibarzt sobald von sich zu lassen."

„Ich bedaure," erwiderte Eberhard mit der ruhigsten Stimme, „daß sich Ihre Frau Schwägerin doch wohl zu viel von mir verspricht. Meine Pflicht hier ist zu Ende, die Kleine kann nicht nur ohne Gefahr reisen, sondern es ist sogar nothwendig, daß sie jetzt bessere Kost genießt, als hier oben zu beschaffen ist. Ich war eben gesonnen, einen Wagen für morgen zu bestellen, als ich den Ihrigen erblickte. Und da ich die Frauen in keinem besseren Schutz reisen lassen könnte, so müssen Sie es mir nicht als Unfreundlichkeit auslegen, wenn ich heute schon Abschied nehme."

„Unmöglich!" rief der junge Officier mit unverstellter Bestürzung. „Ich sage Ihnen, es giebt einen Heidenlärm, wenn

Sie uns so unvorbereitet verlassen wollen. Lucilie und Fränzchen und sogar die Wärterin klammern sich an Ihre Rockschöße und ich muß den Degen ziehen, um Ihnen den Weg abzuschneiden."

„Mag sein, daß man mir es noch zu erschweren sucht, was doch nicht anders sein kann," versetzte der Doctor mit ernstem Gesicht. „Darum ist es das Beste, Sie schweigen ganz von meinem Entschluß, und sobald es etwas dunkler wird, gehe ich ohne Abschied davon. Hier habe ich die Krankheitsgeschichte aufgeschrieben; stecken Sie das Blatt zu sich; Sie werden es hoffentlich nicht brauchen. Denn wenn Sie bequem in kleinen Tagereisen heimkehren, wird die Fahrt in dieser schönen Jahreszeit dem Kinde eher wohlthätig sein. Und somit lassen Sie mich Ihnen Lebewohl sagen und Sie bitten, Ihrer Frau Schwägerin meine letzten herzlichen Grüße zu überbringen."

„Doctor," sagte der Andere, „das ist nicht Ihr letztes Wort. Ich hoffe, Sie überlegen sich's noch anders. Einstweilen will ich das Blatt zu mir nehmen und Sie allein lassen, denn ich sehe, daß ich Sie im Schreiben gestört habe. Auf Wiedersehen!"

„Sie verrathen mich nicht," rief Eberhard ihm nach. Der junge Officier legte den Finger auf den Mund, grüßte militärisch und eilte, eine lustige Melodie zwischen den Zähnen summend, durch das Gastzimmer hinaus.

* * *

Kaum zehn Minuten war Eberhard allein geblieben, wie ein Gefangener, der sich zur Flucht entschlossen hat, in seinen kahlen vier Wänden hin und her schreitend, da hörte er wieder die Thür des Gastzimmers gehen und jetzt einen Schritt sich nähern, der ihm alles Blut gegen das Herz trieb. „Auch das noch!" sagte er vor sich hin. Da stand sie schon in der Thür und sah ihn mit einem Blick an, vor dem er in tiefer Verwirrung die Augen senken mußte.

„Mein Freund," sagte sie mit bewegter Stimme, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch einmal gegenübertrete, obwohl Sie mir auszuweichen suchen. Sie wollen sogar fort, ohne uns noch ein Lebewohl zu sagen. Ich habe es meinem Schwager angemerkt, als er von Ihnen kam, obwohl er es erst zu leugnen suchte, und da ich längst dergleichen ahnte, überraschte es mich kaum, so sehr es mich betrübt. Ich bin Ihnen so unaussprechlich viel schuldig geworden, daß es im Grunde gleichgültig ist, ob ich es Ihnen beim Abschiede noch einmal sage oder nicht. Aber es ist ungroßmüthig von Ihnen, daß Sie mir jede Gelegenheit abschneiden wollen, auch Ihnen nur das Geringste zu sein oder zu leisten. Und ich fühle es doch so deutlich, daß ich nicht ganz unfähig wäre, Ihnen durch meine Freundschaft wohlzuthun, wenn Sie das unbeschränkte Vertrauen, das ich Ihnen von der ersten Stunde an bewiesen, nur im Geringsten erwiederten. Sie haben einen geheimen Kummer. Was gäbe ich darum, wenn ich nur den zehnten Theil der Last, die Sie bedrückt, auf meine Schultern nehmen könnte! Wie soll ich es über's Herz bringen, mich jetzt von Ihnen zu trennen, vielleicht auf Nimmerwiedersehn, und mir zu sagen, der Mann, der wie der aufopferndste Freund an dir gehandelt hat, leidet, und du weißt nicht, woran, und du hast keinen Versuch gemacht, ihm zu helfen, aus der armseligen Furcht, zudringlich und neugierig zu erscheinen? Nein," fuhr sie lebhafter fort, und ihre Wangen rötheten sich, „ich weiß, daß Sie nicht selbstisch genug sind, mir dies Unerträgliche aufzubürden, blos weil es Ihrem Stolze vielleicht widerstrebt, einer Frau zu gestehen, daß Sie Schmerzen fühlen."

Er hatte sie aussprechen lassen, ohne den Blick vom Boden zu erheben, und auch jetzt, da sie schwieg, sah er sie nicht an und mußte all seine Kraft zusammennehmen, um ihr zu antworten.

„Ich danke Ihnen," sagte er so gelassen er vermochte. „Ich weiß, daß Sie aus wirklichem Wohlwollen und reiner Güte mich fragen. Und ich versichere Ihnen, wenn

das, was mich bedrückt, von irgend einer Menschenhand mir abzunehmen wäre, ich würde nicht zu stolz sein, mich an Sie zu wenden. Ich habe Ihnen helfen können; warum sollte ich Hülfe von Ihnen ablehnen? Aber es giebt unabänderliche Dinge; über die sich zu beklagen und Fremden damit beschwerlich zu fallen, halte ich allerdings für eine thörichte Schwäche, die unter Umständen zum Frevel werden kann. Lassen Sie uns scheiden, gnädige Frau. Wenn Sie Ihr Kind wieder aufblühen sehen, werden Ihnen all die trüben Erinnerungen, die sich an den todten See knüpfen, erblassen, und mit ihnen das Bild eines Menschen, der —"

Er stockte, denn er fühlte, daß seine Fassung ihn zu verlassen drohte, und trat einen Augenblick an das Fenster, sich wieder zu sammeln. Als er sich wieder zu ihr wendete, sah er, daß sie todtenbleich, mit einem so schmerzlichen Ausdruck, wie er ihn nur in der ersten Nacht an ihr gesehen, am Thürpfosten lehnte.

„Mein Gott," sagte er, „was haben Sie, Frau Lucilie? Warum regt Sie das so auf, daß ich Ihnen sage, Sie könnten mir nicht helfen? Wenn Sie denn durchaus das Gefühl nicht ertragen können, in meiner Schuld zu sein, wie Sie es nennen, so wissen Sie, daß wir völlig quitt sind. Was ich etwa dazu beigetragen habe, Ihnen Ihr Kind zu erhalten, haben Sie dadurch aufgewogen, daß Sie mir selbst das Leben erhalten haben."

Sie sah ihn staunend an.

„Ja wohl," fuhr er fort, „dort an jenem Tische, in der Nacht, wo ich Sie zuerst kennen lernte, schrieb ich einen Scheidebrief an das Leben. Da liegt er noch, und ich, wie Sie sehen, habe mich anders besonnen. Ob ich Ihnen sehr dankbar dafür sein muß, ist eine andere Frage. Nichtsein mag auch seine Schattenseiten haben. Aber nicht leben und nicht sterben können, so armselig zwischen zwei Stühlen sitzen — genug! Was können Sie dafür, daß das Leben, das Sie gerettet haben, nicht mehr der Mühe werth war? Lassen Sie uns diesen schweren Abschied nicht noch verlängern. Unsere Wege trennen sich. Sie gehen in Ihre Heimath zurück, ich — wohin mich das Schicksal gerade führt, das mich, wie ein Knabe einen Stein mit dem Fuße vor sich her stößt, meines Weges blindlings weitertreibt. Ich danke Ihnen, Frau Lucilie, für diese schönen Tage hier oben. Seit lange waren sie die einzigen, wo ich wieder zu leben glaubte. Schade, daß sie ein Ende nehmen müssen, wie alles Irdische."

„Und warum müssen sie das?" fragte sie und sah ihn mit einem bangen, fast flehenden Blicke an. „Warum wollen Sie uns nicht begleiten?"

„Weil ich —" Er verstummte plötzlich. Wie seine Augen durch das Zimmer schweiften, fielen sie auf den Brief, der neben der Wandertasche auf dem Tische lag. Ein Gedanke durchzuckte ihn.

„Sie wollen einen Beweis," sagte er, „daß ich Ihre Freundschaft zu schätzen weiß, daß ich nicht zu stolz wäre, sogar mir helfen zu lassen, wenn es möglich wäre? Nehmen Sie diesen Brief zu sich, Frau Lucilie, aber versprechen Sie mir, ihn erst morgen zu lesen. Wollen Sie das?"

Sie nickte, ohne ihn dabei anzusehen.

„Es steht Alles darin," sagte er, „was ich mündlich nicht zu wiederholen den Muth hätte. Wenn Sie gelesen haben, werden Sie begreifen, daß ich jetzt gehen mußte und daß Sie mich nicht zurückhalten durften. Und nun geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Lassen Sie sich dafür danken, daß Sie auf der Welt sind." — Er drückte ihre Hand in heftiger Bewegung an die Lippen. — „Küssen Sie Ihr Kind, wenn Sie gelesen haben, morgen, und dann — ich brauche nicht zu bitten, daß Sie freundlich, trotz alledem, an mich denken sollen. Wie könnten Sie anders, mit Ihrer Engelsseele? Ich — ich werde — nie, nie Sie vergessen!"

Er stürzte aus der Kammer und durch den leeren Flur. Er hörte die Stimme Fränzchen's drinnen im Wohnzimmer; das Kind plauderte mit der Wärterin und nannte seinen Namen. Das beflügelte

seine Schritte. Noch hatte er so viel Besinnung, der Wirthin, die ihm draußen entgegenkam, eine Handvoll Geld zuzustecken und ihr Lebewohl zu sagen. Dann schlug er den Fahrweg ein, der in's Thal hinunterführte, und bog um die nächste Ecke, ohne nach dem Haus am See nur noch einmal zurückzublicken.

Erst als er eine Viertelstunde lang wie besinnungslos hinabgeschritten war, nur getrieben von dem dumpfen Gedanken, daß ihn die Kraft verlassen würde, sobald er sich umsähe, fiel ihm ein, daß er nicht nach Deutschland, sondern an die lombardischen Seen gewollt hatte und nun doch nach Norden wanderte. „Gleichviel!“ sagte er für sich, „ich bin doch überall in der Fremde.“ — Er stieg an den Wildbach hinab, der neben der Straße hinlief; da ruhte er eine Weile, wusch sich die Stirn, die fieberhaft brannte, und horchte umher. Das helle Plätschern des Wassers über den Steinen erinnerte ihn an Fränzchen's Stimme, wie sie das erste Mal wieder gelacht hatte. Das übermannte ihn dergestalt, daß er in Thränen ausbrach und eine Weile seine Schmerzen frei hinströmen ließ. Ein Kärrner, der bergauf vorbeikam, riß ihn wieder aus der völlig versunkenen Stimmung heraus. Er dachte, daß der Mann in Kurzem vor dem Hause am todten See halten und Lucilie sehen würde und das Kind; und er sollte es nie wieder so gut haben! Aber er blieb sich getreu und wanderte weiter, bis er an seinen wankenden Knien merkte, wie tief die letzten Stunden ihm in's Mark gegangen waren. Da ließ er sich, wo das Thal sich ein wenig erweiterte, bei einer Holzhütte nieder, die ehemals Arbeitern in einem Steinbruche gedient hatte, und verlor sich, das Kinn auf die Brust gesenkt, in ein halbwaches Brüten und Träumen.

Eine Stunde mochte er so gesessen haben, in einer Art Betäubung, in der er weder einen Schmerz, noch einen Wunsch fühlte, nur das Wasser rauschen hörte und die Steine und Kräuter zu seinen Füßen sah, da erweckten ihn Pferdetritte und das Knirschen von Rädern in schweren Hemmschuhen, die sich langsam auf der steilen Straße bergabwälzten. Er starrte erschrocken, von einer Ahnung durchzuckt, in die Höhe und erkannte richtig den Reisewagen des jungen Officiers und auf dem Bocke neben dem Kutscher das ehrliche, runde Gesicht der Wärterin, unter einem großen Strohhute mit blauem Schleier gegen die Sonne verwahrt, die nur noch schiefe Strahlen in die Schlucht hineinwarf. Im ersten Augenblicke wollte er aufspringen und versuchen, ob er zu Fuß ihnen entgehen könne. Aber wenn sie auch auf der Steile des Weges hinter ihm zurückblieben, unten in der Ebene mußten sie ihn leicht einholen. Also stand er vorsichtig auf und schlich nach der Thür der Hütte. „Sie haben mich noch nicht bemerkt,“ dachte er. „Sie werden vorüberfahren, und dann ist auch das überstanden. Aber warum konnte sie mir's nicht ersparen?“

So trat er in die Hütte, fast beschämt, daß er sich wie ein Geächteter verstecken müßte. In all diesen Tagen innerer Kämpfe war ihm nie so weh und wund gewesen, wie in diesem Momente, wo seine letzte Kraft erschöpft war und er es noch mit ansehen sollte, wie Einer, dem er es nicht gönnte, das ihm Versagte wie im Triumph an ihm vorüberführen durfte. Und doch konnte er sich nicht enthalten, vorsichtig an die Bretterwand gedrückt durch die leere Fensteröffnung zu spähen, um zum letzten Male die geliebten Gesichter wiederzusehen.

Nun waren sie so dicht herangekommen, daß er in's Innere des Wagens blicken konnte. In der Ecke drüben, in Tücher und Decken eingehüllt, lag das Kind schlafend, wie es schien. Lucilie saß neben ihm und hielt seine Hand, aber ihre Augen waren suchend auf die Straße gerichtet. Wo aber war ihr junger Begleiter geblieben? „Er wird zu Fuß nachkommen,“ dachte Eberhard. „Gottlob, sie fahren vorbei! Nun ist es geschehen!“

Plötzlich hörte er, daß der Wagen hielt. Der Kutscher sprang herunter und öffnete den Wagenschlag. Lucilie stieg eilig aus und ging auf die Hütte zu. Im nächsten

Augenblicke stand sie, mit sanft gerötheten Wangen, dem tief Bestürzten gegenüber.

„Es hilft Ihnen nichts, lieber Freund," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie wollen uns entfliehen, aber wir eilen Ihnen nach, wir dringen bis in Ihr Versteck, daß wir Sie festhalten, so sehr Sie sich sträuben. Denn wir brauchen Sie, wir können Sie nicht entbehren, Sie müssen —"

„Um Gotteswillen," rief er in höchster Verwirrung, „was ist geschehen? Ist das Kind plötzlich wieder —"

„Unser Kind schläft," sagte die schöne Frau, mit noch leiserer Stimme. „Aber wir brauchen Sie doch, lieber Freund, und diesmal — diesmal ist es die Mutter, die ihr Leben in Ihre Hände legt!"

„Lucilie!" rief er außer sich und zog sie an den Händen, die sie ihm darbot, in die Hütte hinein — „was — was darf ich denken? Sie wollen — Sie könnten —"

„Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten," erwiderte sie, über und über erglühend. „Ich habe nicht bis morgen warten können, sondern gelesen, sobald Sie den Rücken gewendet hatten, Alles, was in dem Briefe stand. Darauf — daß ich auch das bekenne — hat es auch noch einen schweren Kampf gekostet. Dann fühlte ich plötzlich, daß ich nie mehr eine reine Empfindung meiner selbst haben könnte, wenn ich Sie scheiden ließe. Sie haben mir Ihr Gelübde geopfert und meinetwegen fortzuleben beschlossen. Ich kann es nur dadurch erwiedern, daß ich Ihnen Alles, was ich bin und habe, überliefere. Der, dem ich meine Treue gelobt, hat keinen anderen Wunsch im Leben gehabt, als mich glücklich zu wissen. Ich weiß, wenn ich es ihm jetzt sagen könnte, wie Alles gekommen, er würde mir mein Wort zurückgeben. Als mir das im Innersten klar war, ließ es mich nicht ruhen. Ich habe meinem Schwager Alles vertraut; er ist mit schwerem Herzen zurückgeblieben. Aber diesen Händedruck soll ich Ihnen bringen. „„Wenn er Dich glücklich macht,"" war sein letztes Wort, „„so will ich versuchen, ob ich ihn nicht hassen kann."" Wollen Sie es darauf wagen, mein Freund?"

Er stürzte, unfähig sich länger aufrecht zu halten, auf die Knie, sich an ihre Hände klammernd, das Gesicht in die Falten ihres Kleides gedrückt. Kein Wort brachte er über die Lippen, nur dann und wann stammelte er ihren Namen.

„Was thun Sie?" flüsterte sie zu ihm hinabgebeugt. „Kommen Sie, seien Sie ein Mann; Sie sollen meine Stütze sein, ich soll zu Ihnen aufblicken — hab' ich es nicht seit so viel Tagen gethan?"

Er richtete sich mühsam empor. „Verzeihe," sagte er, nachdem er sie lange stumm an sich gedrückt gehalten und das wortlose Gelöbniß auf ihren Lippen besiegelt hatte; „es sind nur meine Knie, die mich nicht mehr tragen wollten. Es war zu viel für einen Tag, Schmerz und Glück zu gewaltsam. Aber mein Herz ist stark, so stark, daß es wieder Freude und Hoffnung ertragen kann. Laß uns zum Wagen gehen. Ich habe ein brennendes Verlangen, unser Kind zu küssen!"

Friedrich Kohlrausch.

Lebensbild eines Schulmannes.

Von

Friedrich Schödler.

Tausende und aber Tausende lesen Tag für Tag jene flüchtigen Erzeugnisse der Presse, welche dazu dienen, uns die Ereignisse und Thatsachen aus allen Richtungen der Welt zuzuführen und aus allen Gebieten menschlichen Schaffens und Wirkens das Bemerkenswerthe mitzutheilen, zu besprechen und zu erörtern. An jedem Morgen rollt die steigende Fluth die mächtige Welle heran, in welcher das Leben aller Völker der Erde pulsirt, das Streben und Ringen auf politischem, religiösem und socialem Gebiete, in Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe.

Aber nicht auf einen Jeden, der den Blick auf dieses überwältigende Gewirre bunter Thatsachen und Meinungen wirft, macht es denselben Eindruck. Soviel verschiedene Augen — soviel verschiedene Gesichtspunkte. Wenn wir dem Auge des

Staatsmannes und Militärs, des Kaufmannes und Industriellen, des Gelehrten und Künstlers, des Landbauers und Seefahrers nachfolgen — ein jedes sucht wo anders und verweilt an besonderer Stelle. Ein Jeder, der diesen Weltmarkt betritt, denkt zunächst an den eigenen Bedarf.

So können wir uns dessen nicht entschlagen, die Tageblätter mit dem Auge des Schulmannes zu verfolgen, und da geschieht es denn, daß manche Bemerkung und Thatsache, die von Tausenden kaum beachtet wird, an ihre rechte Adresse gelangt. Ja, unwillkürlich verfolgt es die in der Masse allgemeineren Stoffes dürftig eingestreuten Notizen und sucht daraus Bedeutung und Zusammenhang herzustellen.

In diesem Sinne verfahrend, hat nun gerade die jüngste Zeit eine Anzahl vereinzelter Thatsachen und Mittheilungen in Beziehung auf Unterrichtswesen und damit Zusammenhängendes gebracht, die dem deutschen Schulmanne die größte Theilnahme erregen mußten und von welchen wir im Nachfolgenden Einiges mittheilen wollen.

Gedenken wir zunächst eines Berichtes der Birminghamer Handelskammer: „Ueber das Verhältniß der englischen Industrie zur ausländischen."

Der Hauptredner, Mundella, Präsident der Handelskammer in Nottingham, erklärt darin auf Grund der bei der Pariser Ausstellung von 1867, sowie der während seines längeren Aufenthaltes in Deutschland gemachten Beobachtungen: „Deutschland werde Englands größter Hauptconcurrent für die Zukunft sein" — weil aus dessen Schulen Arbeiter hervorgingen, welche besser verständen als die englischen, die Fortschritte der Wissenschaft und Industrie auszubeuten. Er selbst habe in Sachsen kein Kind über zehn Jahre gefunden, das nicht gut habe lesen und schreiben können, während in England Nichts der Art existire. In der Volksschule von Chemnitz habe er barfüßige Kinder von Arbeitern besser unterrichtet gefunden, als die der wohlhabenden Mittelclassen in England.

Ein vortreffliches englisches Journal, der „Economist," spricht sich in demselben Sinne aus, indem er sagt: „Wenn wir nun einräumen müssen, daß ein guter gewerblicher Unterricht die Basis aller pecuniären und mercantilen Vortheile ist, so können wir uns der Ansicht nicht verschließen, daß unsere arbeitenden Klassen, so groß auch ihre Begabung und Energie ist, den Leistungen der gebildeten, gut unterrichteten Bevölkerung des Festlandes gegenüber sich in einem unverzeihlichen und gefährlichen Nachtheile befinden."

Unter einem ganz ähnlichen Eindrucke scheint der amerikanische Gesandte Bancroft sich befunden zu haben, wenn wir lesen, wie er an seine Regierung über die Zukunft des Norddeutschen Bundes berichtet. Nicht dessen vollendete militärische Organisation, nicht seine vollkommene Bewaffnung sind es, die er als Großes versprechend hervorhebt — sondern daß dieser Bund eine Vereinigung von vierzig Millionen sei — „die sämmtlich lesen und schreiben können."

Bekannt ist die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit — um nicht mehr zu sagen — der öffentlichen Beamten in Amerika.

Gerstäcker, in seinen Veröffentlichungen über seine jüngsten Reisen in Amerika, sagt: Es sei ihm Nichts mehr aufgefallen, als die wiederholt vorgekommene Aeußerung ernster und verständiger Amerikaner, daß für Amerika die Herstellung der Monarchie eine Wohlthat sein würde, insofern sie dienlich wäre, das Land von einem Heere schurkischer Beamten zu befreien.

Dagegen weiß das große Weltblatt, die New-York-Times, indem sie dasselbe Uebel bespricht, an dem der Staat und die Gesellschaft so furchtbar leiden, zu dessen Beseitigung schließlich kein besseres Mittel vorzuschlagen zur Gewinnung tüchtiger und ehrenhafter Beamten, als, im Hinweis auf Deutschland und Preußen, denselben eine gründliche wissenschaftliche Bildung und ein strenges Examen aufzulegen. Selbst die Aussicht auf eine hieraus erwachsende Büreaukratie vermag nicht, jene Ueberzeugung zu unterdrücken.

Reihen wir hieran die wiederkehrenden Nachrichten französischer und englischer Blätter über die Bemühungen der Unterrichtsminister in Frankreich und England zur Einführung eines allgemeinen Volksunterrichts, unter stetem Hinweis auf das von Deutschland gegebene Beispiel. Lesen wir endlich die Verhandlungen der Gesetzgebenden Körper der genannten Länder, um zu erfahren, daß bis jetzt alle Anstren-

gungen erfolglos geblieben sind für Einführung des allgemeinen Schulzwangs, der bei uns nicht mehr zur drückenden Last, vielmehr zur wohlthätigen Gewohnheit geworden ist. Nur indirect vermag dort ein Druck auf die Bevölkerung ausgeübt zu werden, indem das Gesetz die Verwendung von Kindern zu Fabrik- und anderen Lohnarbeiten nur dann gestattet, wenn dieselben eine Schule besuchen.

Und so weisen denn die Mittheilungen der verschiedensten vereinzelten Thatsachen hin auf unsere deutsche Schulstube, auf die stille Werkstätte der geduldig und langsam wirkenden Bildung des menschlichen Geistes. Wohl dürfen wir mit gehobenem Gefühle in jenen von außen kommenden Stimmen die vollste Würdigung des deutschen Schulwesens erkennen, dieses besten Schatzes unseres Volkes, der schönsten Blüthe seines reichen Culturlebens.

Aber indem wir dieser gewonnenen Errungenschaft freudig gedenken, wird von selbst der Blick gelenkt auf die schwere Zeit, in der sie erworben, und auf die harte Arbeit, in der sie vollendet worden ist. Rückwärts blickend, sind wir durch die Stimmen des Tages kaum anders gewohnt, als hinzusehen auf einen Zeitraum trauriger Verkommenheit und trostlosen Stillstandes. Fünfzig Jahre eines ungestörten Friedens dienten nicht dem Fortschritte, vielmehr der Hemmung in der Entwicklung des Menschengeschlechtes. So die Historiker der Schattenseite!

Glücklicherweise dürfen wir den Geschichtschreiber der Lichtseite dieser Zeitperiode für besser berechtigt halten. Was allein in ihr vollbracht wurde zur Förderung der geistigen und sittlichen Bildung in allen Abstufungen der Bevölkerung und der Gebiete des Unterrichts, wird sie späteren Jahrhunderten in einem glänzenden Lichte erscheinen lassen.

Und es bedurfte allerdings der Arbeit eines halben Jahrhunderts, um unser Unterrichtswesen auf die so hervorragende Stufe zu erheben, die es einnimmt. Mehr als alles Andere ist ein vollständig durchgebildetes Schulwesen eine Zeitfrage. Ihr gegenüber sind die meisten großen und staunenswerthen Unternehmungen der Menschen nur Macht- und Geldfragen. Großartige Fabriken, Eisenbahnen, Flotten und Paläste — Alles dies läßt sich, von der Macht des Willens und des Geldes getrieben, in wunderbar verkürzter Zeit herstellen. Aber langsam reift die geistige Frucht. Nicht das souveränste Machtgebot, nicht die reichlichste Ausstattung, nicht das wohlwollendste Gesetz, noch die vortrefflichste Organisation vermag in kurzer Zeitfrist ein so vollendetes Schulwesen hervorzurufen, das sich selbst erst allmälig seine Grundlage erbauen muß.

Wir sind berechtigt, wenn auch nicht die Geburt, so doch die Wiedergeburt der Schule von dem Augenblicke an zu datiren, wo nach den Kriegen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts den Völkern endlich das Schwert entsank und ein heiß ersehnter Friede segenverheißend verkündet wurde. Schwer hatte in diesen Jahren der Noth und des Mangels allerwärts die Schule gelitten und vielfacher Wechsel im Länderbesitze hatte nur dazu beigetragen, das Vorhandene zu stören, das neu sich Bildende zu unterbrechen. Viele Schulanstalten waren gänzlich eingegangen, andere fristeten kaum, noch als Ruinen vorhanden, ein kümmerliches Dasein. Und selbst mit dem Eintritte des Friedens war die Noth der Schule keine geringe. Die langen Kriege hatten Mittel und Menschen erschöpft und es fehlte nicht weniger an Geld als an Lehrkräften.

Unverzüglich und thatkräftig wurde jedoch die Neugestaltung in Angriff genommen, und wenn wir auch daran einen erheblichen Antheil dem schulbedürftigen Wesen unseres Volkes zuzurechnen haben, so sind doch allerwärts in Deutschland einzelne Schulmänner hervorgetreten, die mit hingebender Begeisterung Hand an den Neubau legten. Dieser ehrend und dankbar zu gedenken, ist eine heilige Pflicht des Vaterlandes.

Der Besten Einer, die in diesem Sinne gewirkt, ein Nestor deutscher Schulmänner, Johann Friedrich Kohlrausch, Königlicher Generalschuldirector zu Hannover, schloß am 30. Januar 1867, im Alter von siebenundachtzig Jahren, die Augen. Einem Leben und einer Wirksamkeit wurden hiermit ein Ziel gesetzt, die an Verdienst und Segen nicht leicht ihres Gleichen finden. Denn ihm war in fünfundsechzigjähriger treuer Arbeit das seltene Glück beschieden, auf den Fundamenten, die er gelegt, den Bau sich erheben und vollenden — den Samen,

den er gestreut, aufgehen und in verjüngten Generationen vervielfältigt zu sehen und bis in das höchste Greisenalter, noch wenige Monate vor seinem Tode im Schulamte sich thätig zu erweisen.

Wie Viele, wenn sie auch den Schulkreisen und seinen Interessen ferner stehen, werden doch bei der Nennung dieses Namens an eins der trefflichsten, echt deutschen Bücher erinnert, nämlich an „Kohlrausch's Deutsche Geschichte," die insbesondere in der Darstellung der deutschen Freiheitskämpfe ein wahres Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden ist und den Namen des Verfassers in alle geistig nicht unempfänglichen Kreise von Deutschland getragen hat. Wie Mancher von uns, der bereits in jungen Jahren durch die auf ein großes Ganzes gerichtete Anschauung und Begeisterung dieses Buches über die enge Schranke seines Heimathlandes hinausgehoben wurde, durfte sich wundern, daß der Verfasser von 1817 noch im Jahre 1867 in geistesfrischer Berufsthätigkeit lebte.

Und wie Kohlrausch die aufsteigende Lebensbahn mit einer schriftstellerischen That begonnen, so hat er die Neige derselben mit einem Werke beschlossen — „Erinnerungen aus meinem Leben" — das wir als ein schönes Vermächtniß, wenn zunächst auch an die Berufsgenossen, doch in den weitesten Kreisen verbreitet sehen möchten. Geschrieben 1863, im dreiundachtzigsten Lebensjahre des Verfassers, spiegelt sich in demselben ein inhaltreiches halbes Jahrhundert, das Wirken und Walten einer für die geistige Entwicklung in weiten Kreisen einflußreichen Stellung und endlich das Wesen einer edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit. Wer dieses Buch liest, erwirbt einen Freund, gewinnt ein Vorbild, die beide nicht Ideale eines Romans, sondern dem Bereiche der tüchtigsten praktischen Lebensthätigkeit entnommen sind.

Friedrich Kohlrausch war geboren am 15. November 1780, in Landolfshausen bei Göttingen, einem kleinen Dorfe, wo sein Vater Pfarrer war. Er verlor denselben bereits im dritten Jahre seines Lebens, blieb bis zum neunten Jahre bei der Mutter, die einen Wittwensitz im Hause behalten hatte und wurde dann zu seiner beginnenden Ausbildung nach Hannover gebracht.

Wenn nun auch die zehn Jahre seines dortigen Aufenthaltes, der mit der Vorbereitung zur Universität abschloß, nichts Außerordentliches darbieten, so tritt doch hier schon eine eigenthümliche Seite im Wesen von Kohlrausch hervor. Es war dies jene glückliche, natürliche Begabung, die den damit Begnadigten angenehm und wohlgefällig macht vor Gott und den Menschen und auf welche er wiederholt gerührt und dankbar hinweist. Es mußte das schlichte, treuherzige Wesen des ländlichen Knaben sein, eine ansprechende Vereinigung von Gemüth und Verstand, die ihm wie selbstverständlich das Wohlwollen der Menschen gewannen.

So kam es, daß der Knabe und Jüngling in Hannover nicht nur bei seinen Verwandten, sondern auch bei gänzlich fremden Familien einer Aufnahme und Theilnahme begegnete, wie sie sonst nur das Elternhaus bietet. Und in höherem Maße hat sich ihm das im späteren Alter wiederholt, wo in guten und insbesondere in trüben Tagen ihm Antheil, Hülfe und Trost von Menschen geboten wurde, die hierzu keinen anderen Beweggrund haben konnten, als den sympathischen Zug zu seiner Person.

Auch von Kohlrausch's Studienjahren in Göttingen ist nichts Hervorragendes zu berichten; er benutzte dieselben pflichtmäßig und bestand nachher die theologische Prüfung mit gutem Erfolge. Es war dies merkwürdiger Weise das einzige Examen, das in seinem ganzen Leben der Mann erledigte, der später in verschiedener Stellung so viel am Prüfungswerke sich zu betheiligen hatte.

Doch möge aus dem Universitätsleben nicht unerwähnt bleiben, daß Kohlrausch sich niemals dem Verbindungswesen und dem damit verbundenen so leicht ausartenden Treiben anschloß, aber dennoch im Kreise einiger Freunde verkehrend, eines ebenso geselligen als heiteren Studentenlebens sich gern erinnerte. Und hervorzuheben ist, daß der Göttinger Student häufig hinüberwanderte nach dem benachbarten Landolfshausen zur Mutter und so an der frischen Natur und dem einfachen Landleben stets den schlichten Sinn und die warme Empfänglichkeit für das rein Menschliche sich erneuerte und bewahrte.

Die eigentliche Schule aber, welche den Geist Kohlrausch's entfalten und höheren

Zielen zuwenden sollte, war keine andere, als die Schule des Lebens.

Durch die Empfehlung des Abtes Salfeld von Loccum, der schon dem Knaben liebreich gewogen war, kam der junge Candidat als Hofmeister in das Haus des dänischen Generals Grafen Baudissin in Holstein. Diese Stellung gab ihm, zur Zeit wo die Familie auf dem Landgute Rantzau lebte, Gelegenheit, in den Kreisen des Holsteiner Adels zu verkehren, der sich durch Vaterlandsliebe, Bildung und feine Gesittung vortheilhaft vor den aristokratischen Zirkeln mancher Residenzen damaliger Zeit auszeichnete. Hier konnte gesellschaftliche Bildung im besten Sinne erworben werden. Die Kunst, die eigene Person handzuhaben und fast unbewußt mit Menschen der verschiedensten Art sofort in der rechten Weise zu verkehren, ist nur Wenigen angeboren und nur zu selten findet gerade der angehende Schulmann Gelegenheit, nach mustergültigen Vorbildern in ihr sich zu üben und auszubilden. Daß Kohlrausch wohl beider Vortheile theilhaftig war, dafür spricht die von ihm in seinem späteren Wirken bewährte glückliche Art und Weise im geselligen und beruflichen Verkehr.

Aber weit bedeutender war es für ihn, daß der Graf Baudissin als dänischer Gesandter den Winter in Berlin zubrachte. Hier boten die Vorlesungen an der Universität und die gesellschaftliche Begegnung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten die günstigsten Mittel zur Ausbildung des strebsamen Lehrers. Auch traf Kohlrausch hier wieder mit früheren Studiengenossen in ähnlicher Stellung zusammen, von welchen Luden, Abeken und Solger später bedeutende Namen im Lehrfache und geschichtlicher Forschung sich erworben haben.

Von den akademischen Vorträgen waren es namentlich die des gefeierten Philosophen Fichte, die im Jahre 1803 eine mächtige Wirkung ausübten. Gleichzeitig bot sich Gelegenheit, Aug. Wilh. Schlegel über schöne Literatur und die Vorträge Gall's über Schädellehre zu hören, welch letztere ein großes, mannigfach gemischtes Publikum anzogen, darunter den österreichischen Gesandten, Grafen Metternich. In der That, wenn irgend Jemand, so mochte der nachmals so berühmt gewordene Diplomat lebhaft das Bedürfniß fühlen, sicheren Anhalt zur Kenntniß menschlicher Charaktere zu gewinnen und wiederholt erbat er sich ein von Kohlrausch über jene Vorträge ausgearbeitetes Heft. Letzterer bemerkt in seinen „Erinnerungen": „Metternich war nämlich eben, wie es schien, in den dreißiger Jahren, eine angenehme, aber keineswegs bedeutende Erscheinung, schlank, mit feinen, ansprechenden Gesichtszügen und gewandtem, vornehmem, aber artigem Wesen."

Von ausgezeichneten Persönlichkeiten, welchen er damals, meist in dem gastlichen Hause des berühmten Hufeland, persönlich begegnete, mögen noch Fichte, Zelter, Johannes Müller, Aug. Wilh. Schlegel, Woltmann, Schadow, F. H. Jacoby, Schiller, Delbrück, Frau von Kalb, Madame Herz, Frau von Staël und die Schauspielerin Unzelmann genannt werden und die „Erinnerungen" sind reich an interessanten Einzelheiten aus diesem Kreise.

An den gewinnreichen Aufenthalt in Berlin reihte sich nunmehr eine vierjährige Periode, in welcher Kohlrausch seinen Zögling, den jungen Grafen Wolf von Baudissin auf die Universitäten Kiel, Göttingen und Heidelberg, sowie auf mehrere Reisen begleitete. Nicht nur wurden ihm hierdurch nochmals in reiferem Alter und bei geübter Urtheilskraft die Quellen der Wissenschaft dargeboten, wie unter Anderm die Vorlesungen von Heeren, Bouterweck, Sartorius und Hugo, sondern auch die Gelegenheit, in nähere Beziehungen zu bedeutenderen Männern zu treten. Von Begegnungen aus dieser Zeit sind anzuführen: Heinrich Voß, Görres, Kreuzer, Clemens Brentano, Arnim, Wieland und Goethe.

Hiermit war dann allerdings ein ebenso seltener als glücklicher Bildungsgang gegeben und als nächster Erfolg mag angesehen werden, daß Kohlrausch in seiner ersten Stellung als Lehrer und Erzieher des schönsten Erfolges sich zu erfreuen hatte, daß ihm die Familie seines Zöglings zeitlebens in dankbarer Freundschaft verbunden blieb und daß Letzterer selbst — jetzt der einzige Ueberlebende aus jener Zeit — als Mitarbeiter der Shakspeare-Uebersetzung von Tieck und Schlegel, als ein Mann von hoher Begabung und feiner Geistesbildung sich erwiesen hat.

So war der Lehrberuf Kohlrausch's entschieden und die pädagogischen Vorlesungen Herbart's in Göttingen konnten diese Rich-

tung nur verstärken. Als Frucht einer in den letzteren gegebenen Anregung schrieb er 1811 sein erstes Schulbuch: „Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments," und es zeugt von früh erworbenem Takt und Verständniß, daß dieses Werkchen in dreiundzwanzig Auflagen eine tausendfältige Verbreitung gefunden hat.

Bevor wir jedoch unserem Schulmanne auf seinem weiteren pädagogischen Lebenswege folgen, haben wir eine Episode anderer Art einzuschalten. Neben der in Vorstehendem geschilderten Geschichte der Bildung seines Geistes nahm auch eine Geschichte seines Herzens ihren Verlauf. Den Beginn derselben entnehmen wir dessen eigenen Worten aus den „Erinnerungen," indem er beschreibt, wie er als junger Candidat auf Schloß Rantzau eingetroffen, mit gespannter Erwartung der Ankunft der Baudissin'schen Herrschaften entgegensah:

„Endlich rollten die schwerbepackten Reisewagen auf den Gutshof und vor das Herrenhaus; aus dem ersten, einer großen, mit sechs Pferden bespannten Reisekutsche, stieg die Gräfin mit der Tochter und deren Gouvernante, dem kleinen Hermann und einer jungen Person aus, schlank gewachsen, mit dunklem Haar und braunen, scharfblickenden Augen, die aber mit Vorsicht aus dem Wagen gehoben und in's Haus geführt werden mußte; es hieß, sie sei mit einem der folgenden Wagen, auf welchem die übrigen Kinder saßen, umgeworfen und habe sich am Fuße beschädigt. Ich will es nicht verhehlen, daß ihr Anblick sogleich einen nicht gewöhnlichen Eindruck auf mich machte, und ebensowenig verschweigen, daß es Niemand anders war, als meine nachherige Frau Gemahlin, mit welcher ich im Jahre 1857 die goldene Hochzeit gefeiert habe. Sie spielte in der Familie die Rolle einer Art von Bonne bei den jüngsten Kindern und war der Liebling der Gräfin, die sie aus besonderer Zuneigung als Pflegerin ihrer Kinder in Kopenhagen zu sich genommen hatte, wie mich einst die Frau von Beaulieu (in Hannover) als Gesellschafter für ihre Söhne zu sich nahm. Sie war wie ich eine elternlose Waise; ihr Vater hatte dem königlichen Schiffsbauwesen angehört, war aber früh gestorben und hatte ihre Mutter mit vier unversorgten Kindern zurückgelassen. Ihr Name war Dorothea oder abgekürzt Thea Holm."

Nichts lag näher, als daß der lehreifrige Candidat auch an der dänischen Gesellschafterin die Pflichten des Lehrers übte, um sie durch Uebung und Unterricht in der Kenntniß der deutschen Sprache zu fördern, da es ihr verboten war, mit den Familiengliedern anders als dänisch zu sprechen.

„Auch entdeckte ich bald," fährt der Erzähler fort, „daß sie in der deutschen Sprache nicht so unbewandert sei, als sie sich oft in der mündlichen Rede zeigte, sondern daß sie mit gutem Verständniß deutsche Bücher, z. B. die Goethe'schen, las und von manchen der letzteren entzückt war. Unsere Unterhaltung gewann also dadurch noch mehr Interesse. Wie es denn bei solchen Unterhaltungen nicht zu vermeiden ist, daß sich die Augen begegnen, so geschah es auch uns, und ich machte die Entdeckung, daß sie an meinen blauen nicht weniger Gefallen zu finden schien, als ich an ihren braunen, obgleich die Zeichen nur selten zum Vorschein kamen und ihr ganzes Wesen eine angeborene Sprödigkeit lange nicht ablegen wollte. Kurz — als ich im Herbste 1802 mit den älteren Söhnen nach Berlin zurückreiste, trennten wir Beide uns, ohne ausdrückliches Wort oder Versprechen, in der Ueberzeugung, daß wir vor Gott für das ganze Leben vereinigt seien."

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der Zeit das in inniger Stille gepflegte Verhältniß zur Erklärung gelangte, und es erschien nun angemessen, damit die Verlobte auch das praktische Hauswesen erlernen könne, dieselbe auf ein Jahr in eine Gutsverwaltung und nachher zu Kohlrausch's verheiratheter Schwester zu bringen. Nach vierjährigem Bestehen des Verhältnisses war aber für diesen noch immer keine feste Lebensstellung gewonnen worden. Thea beschloß auf den Wunsch ihrer Mutter nach Kopenhagen zurückzukehren, eine Trennung stand bevor mit dem Hintergrunde einer ungewissen Zukunft.

Für diese eine Bürgschaft zu gewinnen, war zwei so innerlichen und festen Naturen gemeinsames Bedürfniß.

„Die Rückkehr nach Kopenhagen wurde beschlossen," fahren die „Erinnerungen" fort, „aber zugleich auch, daß wir uns vorher ehelich verbinden wollten. Es war dies, ich muß es offen gestehen, ein kühner, auch

wohl leichtsinnig zu nennender Entschluß, denn wo hatte ich einen festen Boden für die gesicherte Existenz einer Familie? Aber zu solcher Zuversicht kommt der Mensch leicht, wenn ihm bis dahin Alles über Erwarten und Verdienst geglückt ist. Mein ganzes bisheriges Leben war ja eine Kette von, zum Theil ganz unerwarteten, glücklichen Wendungen gewesen. Ueberhaupt galt damals noch viel mehr als jetzt der Glaube, daß ein Mensch, der etwas gelernt und Lust zur Arbeit habe, schon fortkommen werde. Mit solchen Bildern und Hoffnungen vor der Seele wurden wir von meinem Schwager Eberwein in der Stille in Ballenhausen getraut, verlebten noch einige schnell verfliegende Monate miteinander und im Mai 1807 kehrte Dorothea, geb. Holm, als Frau Kohlrausch nach Kopenhagen zurück."

In der That sollte eine Wiedervereinigung bald erfolgen. Bereits im October 1808 kam Kohlrausch mit seinem Zöglinge von Heidelberg nach Göttingen zurück und richtete daselbst ein Hauswesen ein, das in der Aufnahme junger Studirender, sowie in der Thätigkeit, welche er als Docent der Geschichte zu entfalten gedachte, seine Stütze finden sollte.

Wer jedoch vertraut ist mit dem Schwankenden und Schwierigen einer derartigen Grundlage für die Existenz einer Familie, wird sich nicht wundern, daß Kohlrausch nicht zögerte, eine andere ihm sich darbietende zu ergreifen. Bischoff, ein früherer Studiengenosse, der sich in Barmen als Arzt niedergelassen hatte, richtete an ihn die Aufforderung, daselbst eine gehobene Lehranstalt zu übernehmen und bereits im Jahre 1810 wurde die Uebersiblung dorthin vollzogen.

Gewiß dürfen wir diesen Wendepunkt als einen glücklichen bezeichnen, nicht nur für Kohlrausch selbst, sondern viel mehr noch für die nachfolgende Entwicklung des höheren Schulwesens in weitem Umfange. Die Wirksamkeit und der Erfolg des akademischen Lehrers und Schriftstellers sind viel weniger bedingt durch die persönlichen Eigenschaften desselben, als diese zur Geltung kommen in den Berufskreisen, die nach und nach unserem Schulfreunde sich eröffneten.

Vier Jahre lang war seine Thätigkeit der Leitung jener Privatanstalt gewidmet. Hier, wo mit beschränkten Mitteln und Lehrkräften Knaben und Mädchen selbst in den elementaren Fächern zu unterrichten waren, bot sich Gelegenheit, in ihm den vielseitigen Schulmann auszubilden, indem er hier alle die unscheinbaren Einzelheiten und wichtigen Kleinigkeiten des Lehrberufs kennen zu lernen und praktisch zu üben hatte. Für diesen Bedarf schrieb er damals den „Chronologischen Abriß der Weltgeschichte," dessen Brauchbarkeit sich durch fünfzehn Auflagen bewiesen hat.

Mittlerweile aber hatte der glückliche Ausgang der Freiheitskämpfe von 1813 und 1814 einen Umschwung der Verhältnisse in Rheinland und Westphalen herbeigeführt, wie er für junge, tüchtige Lehrkräfte nicht günstiger sein konnte. Unter der französischen Herrschaft, die nur Soldaten und Pferde requirirte, waren die Schulen aller Grade in trostlosen Verfall gerathen und mit dem ersten Erscheinen des hochsinnigen deutschen Generalgouverneurs Gruner wurde sofort Hand angelegt zur geistigen Wiedererweckung des Volkes. Kohlrausch wurde 1814 an das Lyceum in Düsseldorf berufen, wo er mit Kortüm, Brüggemann und Steffens vier Jahre lang wirkte und diese Schule rasch zu einer blühenden Musteranstalt emporheben half. Mit besonderer Vorliebe gedenken die „Erinnerungen" dieser Düsseldorfer Zeit. Ein Zug flammender Begeisterung durchwehte damals ganz Deutschland, das sich soeben siegreich erhoben hatte gegen den französischen Unterdrücker. Hatte man kaum noch im Jahre 1811 Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stehend in Düsseldorf einziehen sehen, wo ihm durch den Präfecten ein feierlicher Empfang bereitet wurde, so führte schon das Jahr 1813 in umgekehrter Richtung seinen Bruder Hieronymus hindurch, als Vorläufer folgender Ereignisse. In offenem Wagen, nur von wenigen Gensdarmen begleitet, fuhr er mürrisch und trotzig durch das von ihm beherrschte Land, dessen Volk sich neugierig, aber keineswegs ehrerbietig herbeidrängte. Und wiederum nach anderthalb Jahren kam, von vier großen, braunen, normannischen Pferden gezogen, nach Düsseldorf — Napoleon's eigener Wagen, den Major Keller mit dem pommerschen Bataillon in Jemappe erbeutet und seiner in Düsseldorf wohnenden Frau geschickt hatte, welche mit dem Inhalte desselben, das silberne Tafelservice,

Tassen, Bücher, Schreibzeug, Feldbett, u. a. m., eine Ausstellung zum Besten der Armen veranstaltete.

Solche Zeichen der Zeit brachten in Kohlrausch eine mächtige Erregung hervor und er lieh seinem Gefühle Ausdruck in seinen „Sechs Reden über Deutschlands Zukunft,“ die er vor einem begeisterten Kreise von Zuhörern hielt und später veröffentlichte. Sie sind erfüllt von glühender Vaterlandsliebe und idealer Begeisterung für Deutschlands künftige Gestaltung und haben weithin wirkenden Anklang gefunden.

„Denn,“ sagt er selbst, „es war damals nicht ich, der redete — sondern die Begeisterung der Zeit redete aus mir!“

Briefe und Aeußerungen von Gneisenau, Görres, Gentz und Varnhagen von Ense sprechen für die Beachtung, welche diesen Reden zu Theil geworden ist, die jedenfalls die Aufmerksamkeit auf den Verfasser gelenkt und ihn frühzeitig in höhere Wirkungskreise gehoben haben.

In Düsseldorf entstand ferner das bedeutendste Werk Kohlrausch's, die bereits erwähnte „Deutsche Geschichte,“ ein Buch, dessen Werth und Gehalt sich noch im Jahre 1865 durch eine fünfzehnte Auflage bewährt hat. Allein die freudige Aufnahme, die es in einer Zeit gefunden hatte, aus deren Seele es so recht geschrieben war, sollte nicht lange nachher einer ganz andern Beurtheilung begegnen. Der frische Freiheitshauch, der aus jedem Blatte der Geschichte wehte, war nicht nach dem Geschmack engherziger Staatsmänner, wie Kamptz, Schmaltz u. A., die nachmals in Preußen regierten. Im Jahre 1824 wurde der Gebrauch der „Deutschen Geschichte“ im Schulunterrichte durch ein Ministerialrescript verboten. Glücklicherweise hatte Kohlrausch eine besonders anstößige Stelle über das Wartburgfest von 1818 bei einer gerade neu erscheinenden Auflage aus eigener Bewegung bereits beseitigt gehabt und so erwies sich diese harte Maßregel mehr als eine vorübergehende Kränkung, denn als eine nachhaltig übelwirkende. Ja, es nahmen die späteren Berührungen Kohlrausch's mit den leitenden Persönlichkeiten in Berlin, wie Schukmann und Altenstein, den freundlichsten Charakter an.

Immerhin hatte aber die literarische Productivität, sowie die gewinnende Persönlichkeit des Verfassers ihm Anerkennung und Vertrauen in solchem Grade erworben, daß er bereits im Jahre 1818, im Alter von achtunddreißig Jahren, als Consistorialrath nach Münster berufen und an die Spitze des westphälischen Schulwesens gestellt wurde.

Das hier ihm aufgetragene Werk war ein schwieriges; es galt, eine nicht geringe Anzahl von Gymnasien, Progymnasien und ähnlichen Anstalten beider Confessionen, mit großen Verschiedenheiten in Einrichtung, Ziel und Leistung zu reorganisiren, Lehrkräfte und Geldmittel herbeizuschaffen, das ganze Schulwesen zu heben und mit dem rechten Geiste zu beleben.

Mit sicherem Gefühl schlug Kohlrausch sofort den rechten Weg ein: Sachen und Personen mit eigenen Augen an Ort und Stelle kennen zu lernen und ihnen selbst sich vertraut zu machen, dies war die nächste Aufgabe und unverzüglich wurde sie in Angriff genommen. Der Bericht, welchen die „Erinnerungen“ über die angetretene Inspection der Gymnasien zu Münster, Dortmund, Minden, Bielefeld, Hamm, Herford, Arnsberg und Paderborn mittheilen, ist zwar von höchstem Interesse für den Schulmann, aber ebenso anziehend in culturgeschichtlicher wie in rein menschlicher Beziehung.

Ein überraschend günstiger Erfolg gab sich alsbald zu erkennen und in Kurzem hatte der junge Consistorialrath in seltenem Grade die Achtung und das Vertrauen des Lehrstandes gewonnen. Seine stets auf das Beste gerichtete Absicht wurde erkannt, sein Wohlwollen gegen die Personen, sein duldsamer, von einseitigem Eifer entfernter Sinn, hatten dieses Ergebniß herbeigeführt und die fortgesetzten Rundreisen in der Provinz, die ihn stets in lebendiger Beziehung zu den Lehrern, Schulen, Patronen und örtlichen Behörden brachten, sind ihm das Mittel gewesen, dieses günstige Verhältniß aufrecht zu erhalten. Ganz besonders aber dienten die von ihm in's Leben gerufenen Conferenzen der Directoren der höheren Schulen zur raschen Förderung des gemeinsamen Verständnisses und einheitlichen Geistes.

Eine glückliche Ergänzung fand diese organisatorische Thätigkeit des Schulmannes in der Mitwirkung des damaligen Oberpräsidenten Westphalens, von Vincke, jenes bekannten höchsten Verwaltungsbeamten,

der, zu Fuß in blauem Kittel seine Provinz durchwandernd, eine so populäre Erscheinung geworden ist. Mit ihm stand Kohlrausch in den besten dienstlichen und persönlichen Beziehungen.

Der Aufenthalt in der Provinzialhauptstadt Münster gab nicht nur in dienstlicher, sondern auch in geselliger Beziehung vielfach Gelegenheit zum Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten. Als solche machen sich zunächst bemerklich einige ausgezeichnete hohe Officiere aus dem eben beendeten Kriege, wie die Generale Thielemann und Horn, Oberst von Wolzogen und besonders der Träger des populärsten Namens, General von Lützow, der kühne Führer des Freicorps mit seiner feingebildeten Frau, einer Gräfin Elise von Ahlefeldt. Angeregt und vornehmlich belebt durch Immermann, der damals als Auditor nach Münster gekommen war, hatte sich ein ästhetischer Lesezirkel gebildet, in welchem jene vielbesprochene Annäherung zwischen dem Dichter und der Gräfin entstand. Kohlrausch, der den genannten Personen nahe stand, spricht sich über sie und die später eingetretenen Verwicklungen und Lösungen in einem für den Charakter derselben günstigen Sinne aus. Von Lützow selbst wird sehr bezeichnend bemerkt, wie er wiederholt die Zeit seines Wirkens als die glücklichste schätzte, wo er, thatenfrisch an der Spitze einer kleinen erlesenen Schaar stehend, den Einzelnen kennen und schätzen lernen und sich um sein Wohl und Wehe bekümmern konnte. Schon beim Regimentscommando mußte sich dieses persönliche Verkehren an der Masse verlieren und gar als Brigadekommandeur ging der Dienst auf im Papierweg der Rapporte und Bescheide.



Friedrich Kohlrausch.

Aber auch auf das Familienleben des Schulmannes müssen wir jetzt einmal den Blick werfen. Eine Kinderschaar von vier Knaben und ebensoviel Mädchen belebte sein Haus und führte neben den Freuden eines solchen Segens auch zwischendurch manche Sorge im Gefolge. Die beiden ältesten Söhne, 1825 im Alter von sechzehn und vierzehn Jahren, besuchten bereits die Secunda des Gymnasiums. Da war denn schon im eigenen Hause ein Versuchsfeld für pädagogische Praxis geboten und mit angeborner Liebe für das Ländliche wurden die Bewegung und der Aufenthalt in der freien Natur als ein vortrefflich erziehendes Element bevorzugt. Ruhepunkt und einfache Erfrischung bot dann solchen Familienzügen „das Laushäuschen," ein kleiner Pachthof, vom Volksmunde also benannt, wie denn auch die Pächter schlechtweg „Vader Laus" und „Moder Laus" genannt wurden.

„Der Hausvater," sagen die „Erinnerungen," „war ein Muster westphälischen Fleißes und natürlicher Kräftigkeit. Gegen siebzig Jahre alt, verrichtete er noch den ganzen Tag hindurch die schwersten Arbeiten, verlangte dabei aber auch die schwere westphälische Kost, welche bei der Arbeit vorhält. Als ich ihn einst bei einer Schüssel gekochter Pferdebohnen traf, die bei uns getrocknet von Menschen nicht gegessen werden, ein tüchtiges Stück Speck auf dem Teller, eine fingerdicke Scheibe Pumpernickel dazu und noch einen Teller Suppe danebenstehend, die er sich zum Nachtisch aufsparte, sagte ich zu ihm: „Aber, Vader Laus, Ihr macht es ja wie die Schweden und eßt die Suppe zuletzt." — „Ja, Herre," erwiderte er, „dat dau eck ut gauden Grunne, wenn eck de Suppen tauletzt ete, dann lopet de Löcker so nett vull." Der westphälische Magen muß ordentlich ausgestopft sein, sonst gilt die Mahlzeit nicht. Dafür sind die Gestalten aber auch kräftiger, als bei unseren Göttingen'schen Bauern, welche, die wohlhabendsten ausgenommen, von Kaffee und Kartoffeln leben und in ihrem fünfzigsten Jahre älter aussehen, als mein Vader Laus im siebzigsten."

Die Erfolge, welche Kohlrausch in einem zwölfjährigen Wirken im Münsterlande errungen hatte, fanden eine weit über dessen Grenzen hinausgehende Würdigung, und es konnte ihm für das bewiesene Organisationstalent gewiß keine schönere Anerkennung zu Theil werden, als nach der eigenen Heimath, nach Hannover berufen zu werden, um dort von neuem das Werk zu beginnen, von dem er hier als einem glücklich vollbrachten scheiden durfte.

Im Jahre 1830 wurde Kohlrausch, damals neunundvierzig Jahre alt, als Oberschulrath an die Spitze der neugebildeten Behörde für die höheren Schulen Hannovers gestellt. Es waren deren im Ganzen neunundzwanzig vorhanden, von welchen jedoch nur einzelne einen rühmlichen Standpunkt einnahmen.

Gereift an Jahren, bereichert durch Erfahrungen und auch in dieser Stellung redlich unterstützt von ehrenwerthen Collegen, sowie von dem Unterrichtsminister von Strahlenheim, konnte Kohlrausch mit raschem Blicke und sicherem Griffe die Zustände und Verhältnisse erkennen und verbessern. Auch hier wirkte er vornehmlich durch seine persönliche Erscheinung, die überall mit Sachen und Personen unmittelbar Verkehr und Verständigung suchte und gewann.

Wie sehr gerade diese Art der Wirksamkeit seinem Wesen entsprach, findet sich wiederholt ausgesprochen in den „Erinnerungen." Zur Zeit der Berufung nach Hannover war ihm die Aussicht als wahrscheinlich eröffnet, demnächst als Referent in das Ministerium in Berlin einzutreten.

„Allein," schreibt er, „gerade eine solche Stellung, mit welcher lange Sitzungen, jedenfalls mehr Schreiberei als persönliche Einwirkung auf die lebendig wirkenden Kräfte in den Schulen, verbunden war, zog mich nicht an. Ich gedachte des Lützow'schen Wortes, daß er sich nicht wohler als Militär gefühlt habe, als da er auf die Menschen in seiner Schwadron wirken konnte. Ich war mir bewußt, daß mein persönlicher Verkehr mit Directoren und Lehrern auf meinen den vierten oder fünften Theil des Jahres einnehmenden Inspectionsreisen den eigentlichen Kern meiner Wirksamkeit gebildet hatte."

Darum hatte sich Kohlrausch für die bevorstehende Amtsthätigkeit in Hannover das Recht und die Pflicht ausbedungen, durch fortgesetzte Inspectionsreisen sich die gleiche Wirksamkeit zu wahren.

Es würde weit über die hier gesteckte Grenze hinausführen, nur einiger der ebenso

interessanten als lehrreichen Einzelheiten gedenken zu wollen, die aus dem neuen Gebiete seiner schaffenden Thätigkeit vorliegen. Hier genügt es zu sagen, daß dieselbe in erster Linie der Heranbildung eines tüchtigen Lehrstandes, sodann der Verbesserung von dessen äußerer Lage galt. Die Errichtung eines philologischen Seminars, die Aufstellung von Prüfungscommissionen und Schulordnungen, sodann die später hinzutretende Organisation der Realschulen und der Polytechnischen Schule zu Hannover bilden den aufzählbaren Inhalt dieses Wirkens.

Wenn auch allgemeine Anerkennung und Hochachtung — und was am meisten anzuschlagen ist — allgemeine Liebe und Vertrauen von Seiten des Lehrstandes dem leitenden Schulmanne als schönster Lohn zu Theil geworden sind, so hatte er sich doch auch äußerer Ehren zu erfreuen. Der König von Hannover, der ihm persönlich gewogen war, ernannte ihn zum Generalschuldirector und zum Commandeur des Guelphenordens, die Universität Göttingen verlieh ihm das Ehrendiplom der Doctorwürde; die westphälischen Schulmänner hatten ihm beim Scheiden huldigende Ehrengeschenke überreicht und ein Gleiches thaten die hannoverschen bei Gelegenheit seines Jubiläums. Entsprechend seinem schlichten Wesen, hatte er bei letzter Veranlassung alle ihm zugedachten größeren Feierlichkeiten abgelehnt, aber mit besonderer Freude die Adresse der damals gerade in Hannover tagenden deutschen Schulmänner und Philologen angenommen.

Und so sehen wir mit Bewunderung, wie Kohlrausch, ein seltenes Beispiel körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, noch bis in das höchste Greisenalter die oberste Leitung des Schulwesens handhaben konnte, wobei allerdings in Freundschaft ihm verbundene Collegen die Last der laufenden Geschäfte erleichterten. Im Jahre 1863, im Alter von dreiundachtzig Jahren, schreibt er seine dankenswerthen „Erinnerungen;“ im Jahre 1865 erlebt er die Freude, eine fünfzehnte Auflage seiner „Deutschen Geschichte“ herausgeben zu können.

Einem Manne von so gehobener äußerer Lebensstellung, wie Kohlrausch in Hannover sie einnahm, im Vereine mit dem ihm eigenen Sinne für feinen und gebildeten geselligen Verkehr, bildete sich ein solcher leicht in einer Stadt, die so viele dem entsprechende Elemente bot. Aber auch hier zog es ihn hinaus in das freie Naturleben, und ein einfacher ländlicher Ort, die sogenannte „Steuerndiebe,“ eine Stunde von Hannover, war bald das gemeinsame Ziel eines ansprechenden geselligen Kreises geworden, als dessen Mittelpunkt der Herr Schulrath angesehen und scherzweise der „Steuerndiebsvater“ genannt wurde. Söhne und Töchter waren inzwischen herangewachsen, hatten sich zum Theil verheirathet und ehrenvolle Lebensstellungen gewonnen, und im Jahre 1857 wurde im glücklichen Familienkreise die goldene Hochzeit gefeiert.

Aber — den Unsichtbaren gefällt es, „daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n!“

So mußte der greise Schulmann allmälig die Freunde, Genossen und Mitarbeiter seiner jüngeren Jahre aus dem Leben scheiden sehen; so wurden die treue Gattin, zwei Schwiegersöhne und zwei vortreffliche Söhne vor ihm abgerufen durch den Tod!

„Bewundert habe ich die Fassung, mit welcher er die schwersten Schicksalsschläge ertrug; die Ruhe, die Milde des Mannes waren unerschütterlich; in Niemand habe ich wie in ihm das Bild des wahren Weisen verkörpert gesehen,“ schreibt hierüber ein nahestehender Freund desselben.

Folgenschwer überraschten die Ereignisse des Jahres 1866 das Land Hannover und den sechsundachtzigjährigen Vater seines Lehrstandes. Für letzteren waren gerade zu dieser Zeit Verhandlungen im Zuge, die in mehrfacher Weise dessen Stellung und Einkommen verbessern sollten, und Kohlrausch's ganze Sorge war sofort darauf gerichtet, diese Vortheile vor dem zu erwartenden Uebergange an Preußen zu sichern.

Mit Rührung erfahren wir, wie er zu diesem Zwecke allein im Monat September 1866 noch fünfzig Briefe, davon sieben am 30. geschrieben hat, und mit Befriedigung vernimmt man, daß der Geheimerath Wiese, als höchster preußischer Unterrichtsbeamter, bei seinem ersten Besuche in Hannover ihm die Versicherung aussprach: „daß bei seinen Lebzeiten im hannoverschen Schulwesen Nichts geändert werden solle und daß man wünsche, er möge so lange als möglich im Dienste bleiben.“

Wohl gut gemeint und gesagt, doch von geringer wirklicher Bedeutung, denn die

lange bewährte Kraft war gebrochen. Ereignisse, die mit ihren Aufregungen und Anstrengungen auch ein jüngeres Leben erschüttern mußten, verfehlten nicht, ihre Wirkung auf ein so hoch betagtes zu äußern. Im October 1866 erkrankend, schloß Kohlrausch am 30. Januar 1867 die Augen sanft und ruhig, und ein schönes Leben war vollendet!

Indem wir an dessen Abschluß stehen, fühlen wir erst recht die Schwierigkeit hervortreten, die Arbeit, den Erfolg, das Verdienst eines Schulmannes zur Anschauung und Geltung zu bringen. Hätten wir einen Helden, Seefahrer, Forscher oder Künstler zu schildern, so wären es die Züge und Siege, die Fahrten, Entdeckungen oder Werke mit ihren spannenden Einzelheiten und ihren weitreichenden, greifbaren Erfolgen, welche uns die Aufgabe erleichtern. Und am wenigsten bieten sich solche äußerlichen Momente bei einer innerlichen Natur wie Kohlrausch, der mit seinem Wesen und Wirken nicht geräuschvoll hinaustrat auf den Markt des Lebens. Wir hören ihn nicht in großen, öffentlichen Versammlungen Theoreme der Schule in glänzender Rede besprechen, wir sehen ihn nicht verstrickt in die Verwicklungen eines bahnbrechenden Kampfes neuer Ideen oder eines Verfechtens einseitiger oder gar extremer pädagogischer Methoden und Ansichten. Die Impulse des Fortschritts in idealer Bildung im besten Sinne waren durch die große Epoche unserer deutschen Literatur seit Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben und es galt mehr die Wege zu vermitteln, als die Ziele zu stecken. Hierin liegt es begründet, daß Kohlrausch nicht eine populäre Erscheinung im gewöhnlichen Sinne und in den weitesten Kreisen zu nennen ist, kein Mann des Volkes, wie heutzutage der vielfach erstrebte Titel lautet. Allein wenn auch sein Streben zunächst nur dem höheren Unterrichtswesen galt, so wirkte er doch nicht minder für das Gemeinwesen, denn wo immer es gelingt, einen Strom geistiger Bildung in lebendigen Fluß zu bringen, da findet derselbe in tausend Rinnsalen den Weg zur Befruchtung aller guten Keime eines Volkes!

Darum sei es uns vergönnt, das Bild, das wir zu geben versucht, zu vollenden mit den Worten eines Mannes, der als Freund und College dem verewigten Schulmanne nahe gestanden hat:

„Durch Anlage, Bildung und Erfahrung war ihm ein feiner Sinn gegeben, das Individuelle der Naturen zu erkennen, und er liebte — darin eben gab sich seine pädagogische Natur kund — das Individuelle, wenn er es gut in seinem Grunde fand, zu pflegen und die Entwicklung desselben in eigener Richtung zu fördern und zu leiten. Daher schont er die Eigenthümlichkeit, wenn sie nicht verkehrte Wege ging und legte ihr möglichst wenig Zwang an, ohne sie doch regel- und zügellos gewähren zu lassen. Daß die richtige Grenze nicht überschritten werde, darüber wachte seine Einsicht, die das Individuelle dem höheren Gesetze unterordnete.

„Jene Pflege der guten Eigenart, welche die Entwicklung einer gesunden Mannigfaltigkeit begünstigt, beschränkte sich nicht blos auf die einzelnen Persönlichkeiten, sondern erstreckte sich auch auf die Anstalten; eine Folge davon aber war, daß Kohlrausch den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit nicht in den Schooß der Behörde, sondern in seine Person legte.

„Es verdient endlich noch ein wichtiger Theil der Wirksamkeit Erwähnung, welche er durch eine lange Reihe von Jahren in großer Ausdehnung geübt hat: seine Privatcorrespondenz mit den Lehrern und besonders mit den Directoren. Dieselbe behandelt großentheils nicht nur methodische, pädagogische und auch wissenschaftliche Gegegenstände mit eingehendem Verständniß, sondern auch solche Personenfragen, die sich der amtlichen Behandlung entziehen. Diese von Menschenkenntniß und feiner Beobachtung wie von Wohlwollen und Milde zeugenden Briefe werden den Empfängern bleibende theure Erinnerungszeichen des Geistes sein, der ihn beseelte.

„Vergegenwärtigen wir uns die äußere Erscheinung des verehrten Mannes, so begegnet uns eine mehr zarte als kräftige und hohe Gestalt, aber eine Gestalt, die doch stattlich erschien. Die wohlgestalte hohe Stirn, faltenlos und ruhig, das freundliche, klare blaue Auge, der beobachtende, aber doch vertrauende und Vertrauen erweckende Blick, der sinnige, sprechende Mund, um den oft heitere Schalkheit spielte, die sanfte, weiche, wohltönende Stimme, das milde, freundliche, lebendige Wort, die auf

das Aeußere verwendete, vom Scheitel bis zur Zehe sichtbare, doch nie Kleinlichkeit verrathende Sorgfalt und Feinheit, dazu eine nicht sowohl vornehme als würdige Haltung: die Gesammtwirkung alles dessen war die einer edlen Erscheinung."

Kohlrausch baute sein Werk vornehmlich auf den besten Grund des deutschen Volkswesens — wie er selbst in seinen Reden über Deutschlands Zukunft ausspricht — „auf die innere Sittlichkeit, die Tiefe des Gemüths, die Treue des Herzens und vor Allem aber — auf die religiöse Gesinnung."

Schmerzlich ist es ihm daher, im hohen Alter diese Grundsäulen wanken zu sehen, und wir legen dies dar mit den eigenen Worten des dreiundachtzigjährigen Greises, mit welchen er im Jahre 1863 seine „Erinnerungen" abschließt:

„„Man sagt wohl, es sei eine Eigenthümlichkeit, ja Schwäche des Alters, die Gegenwart im Vergleich mit den vergangenen Zeiten zu tadeln, allein wenn die Berechtigung des Tadels so am Tage liegt, wie jetzt, so bedarf es nicht der Stimmung des Alters, um sich darüber zu betrüben. Ich will die Verkehrtheiten, die in den verschiedenartigsten Verhältnissen die Herrschaft der Vernunft hindern, nicht einzeln aufzählen, sondern gleich die Hauptkrankheit der Zeit hervorheben, nämlich die Unzufriedenheit, die sich im Großen wie im Kleinen überall kundgiebt. Sie stört alle Verhältnisse, zerreißt die Bande der Pietät, stellt Mißtrauen an die Stelle des Vertrauens, trübt die gesunde Ansicht des Lebens und lähmt die Thatkraft zum Schaffen des Rechten und Guten. Und wenn wir auf die Quelle dieser allgemeinen Verstimmung zurückgehen, so ist es die Selbstsucht, der Trotz auf die eigene Einsicht, der Mangel an religiöser Demuth und Ergebung. Freiheit oder vielmehr Ungebundenheit ist das Losungswort der Zeit geworden, auf dem Gebiete des Staates sowohl als der Kirche und das Streben darnach kleidet sich in das bessere Wort: „Fortschritt." Die Parteien trennen sich in den schärfsten Gegensätzen, in dem leidenschaftlichen Eifer geht die Liebe zur Wahrheit verloren und die Lüge tritt oft genug an ihre Stelle; die Gemäßigten aber, welche die Mitte halten, indem sie wohl den Fortschritt, aber keinen Umsturz, sondern den Weg der Natur wollen, welche das Neue aus den Keimen entwickelt, die in dem Vorhandenen liegen, sie werden von beiden Parteien verworfen, sie heißen die Matten, die Unentschiedenen, Charakterlosen.

„„Indem die Zerrissenheit, die in den Parteibestrebungen fast überall herrscht, im Großen auch ganze Völker ergreift, sehen wir die Grundfesten der Staaten erschüttert, die Bande zerrissen, die durch Verträge als geheiligt erschienen, und wenn die Gewaltthat glückt, selbst von vielen Lenkern der Staaten den Grundsatz vertheidigt, daß eine gelungene Empörung, ein glücklicher Verrath anerkannt werden müsse!""

Wir versagen es uns, die wahrhaft prophetischen Worte des greisen Sehers in weiterer Ausführung mitzutheilen, bei dem doch zuletzt die alte Zuversicht sich wieder Bahn bricht durch diese trüben Betrachtungen.

„„Und so will ich" — schließt derselbe — „dem Charakter meines ganzen Lebens getreu, den Glauben an den Sieg des Guten auch für das geliebte deutsche Vaterland festhalten bis an mein Ende!""

Literarisches.

Die „Internationale Bibliothek," welche im Verlage von J. Lesser in Berlin erscheint, brachte eine Erzählung, „**Die Diamanten der Baronin**," von Moritz Hartmann, die sich durch interessante Anlage, spannende Entwicklung und scharfe Zeichnung der Gestalten auszeichnet. Allerdings hat die Tendenz hier zu viel Licht, dort zu viel Schatten gegeben, aber das darf bei dem Reim-Chronisten aus der Paulskirche nicht Wunder nehmen. Schade nur, daß der schönredende und edle Gärtner van Sluis gerade diejenige Gestalt ist, die am wenigsten interessirt. — In derselben Bibliothek erschien: „**Modern**," eine Erzählung von Adelheid von Auer. Darin correspondirt anfänglich eine alte Jungfer, die sich viel auf ihren Buckel, noch mehr aber auf ihre Weisheit zu Gute thut, mit einem alten Herrn über Domestikengespräche und Kinderstubenereignisse. Man möchte bezweifeln, ob das Buch die beabsichtigte belehrende Wirkung erreichen wird.



Die Pole und die Polarreisen.

Von

M. J. Schleiden.

VIII.

Ueber die Natur der nördlich von Amerika gelegenen Polarländer.

Nach der Beendigung der eigentlichen Franklinexpeditionen sind, soviel ich weiß, nur noch zwei Reisen in die amerikanischen Polarregionen unternommen worden. Im März 1859 ging Dr. Hayes, der Begleiter Kane's, von New-York nach dem Smithsund ab, überwinterte in der Nähe des Cap Alexander im 78. Grade nördlicher Breite. Im April 1860 ging er mit Schlitten an der Westseite des Sundes bis zum 81. Grade 35 Minuten nördlicher Breite hinauf und untersuchte dort die Küsten. Am 28. Mai war er wieder in seinem Winterhafen und erreichte am 9. October Halifax. — Ende April 1860 gingen Dr. Ford und Mr. Widdefield in dem unter Capitän Redfield stehenden Schoner „Olivia" von San Franzisco nach der Beringsstraße. Ich habe über die Resultate dieser Expedition keine Nachrichten auffinden können.

Durch die sämmtlichen kurz skizzirten Reisen, denen wohl sobald keine weiteren folgen werden, ist uns die Natur dieses Theils der Polarregionen in einer Fülle von Untersuchungen und Beobachtungen erläutert worden, wie wir sie für viele Gegenden der Erde in gleichem Maße nicht besitzen. Das Gebiet, um welches es sich hier handelt, erstreckt sich vom nördlichen Polarkreise, welcher noch die ganze Nordküste des amerikanischen Continents einschließt, bis zum 78. Grade nördlicher Breite, nur im Norden des Smithsundes geht unsere Kenntniß dieser Gegenden bis zum 82. Grade nördlicher Breite. Der ost-westlichen Ausdehnung nach kann man dies Gebiet zwischen den 50. Grad und 168. Grad westlicher Länge von Greenwich einschließen, wobei aber zu bemerken, daß vom 158. Grade bis 168. Grade sich unsere Kenntnisse nur auf einen schmalen Streifen an der amerikanischen Küste beschränken, welcher nur an wenigen Stellen den 71. Grad nördlicher Breite um ein Geringes überschreitet, an einigen Stellen denselben nicht einmal erreicht. Das furchtbare Polarmeer zwischen dem 158. Grade und 168. Grade westlicher Länge und nördlich vom 72. Grade nördlicher Breite ist noch völlig unerforscht; bis jetzt hat es den kühnen Schiffern undurchdringliche Eiswälle oder im tosenden Nordwest- und Nordsturm dahinjagende Eisfelder entgegengesetzt. Im Osten dieser Region ist das große Becken der Baffinsbai mit einer ungefähren Länge von 160 Meilen und einer mittleren Breite von 70 Meilen. Das die Baffinsbai nach Osten begrenzende Land ist ähnlich der Westküste von Norwegen von tief eindringenden Fjorden zerschnitten, vor

denen zahlreiche meist kleine Inseln liegen. Das zwischen der Baffinsbai und dem westlichen Polarmeer gelegene Gebiet ist ein Archipelagus von unzähligen größeren und kleineren Inseln, die größtentheils durch sehr schmale Meerengen voneinander getrennt sind. Nur der Melville- und der Boothiagolf zeigen eine etwas ausgedehntere Wasserfläche. Die Berichte aller Reisenden, welche die nördlichsten Punkte dieses Gebiets erreichten, stimmen ohne Ausnahme darin überein, daß sie, wenn auch die südlicheren Straßen noch so sehr vom Eise starrten, doch nach Norden immer offenes Wasser oder ein großes Eisschollen treibendes Meer gesehen hätten.

Die Temperaturverhältnisse dieser Regionen sind sehr verschieden; die Westküste von Grönland und die Westküste des Archipels scheinen eine mildere Temperatur zu haben als die Ostküste des Archipels und zumal das Innere desselben. Fast niemals sind die Wasserstraßen im Inneren desselben und immer nur auf kleine Strecken ganz vom Eise frei. Gewöhnlich erstreckt die ganze Wirkung der Sommerwärme und der Stürme sich nur dahin, das Eis zu brechen, die großen Felder und Schollen hin und her zu treiben und hin und wieder einzelne veränderliche Wassercanäle zwischen ihnen zu bilden. Oft vergehen mehrere Jahre, ohne daß in einzelnen dieser Wasserstraßen, selbst in den größeren, die starrende Eisdecke auch nur theilweise und zeitweilig gebrochen wird. Am besten erläutert sich die Natur des Klimas durch das Schicksal der Schiffe in diesen Gegenden. Scoresby erzählt genauer das Schicksal von zwanzig Walfischjägern, die im Eise zu Grunde gingen; der „Breadalbane" des Capitän Inglefield wurde 1853 in wenig Minuten spurlos vernichtet; 1853 verließ Roß die „Victoria" im Boothiagolf, 1848 Franklin den „Erebus" und „Terror" am King-Williamsland, 1853 M'Clure den „Investigator" in der Mercybai; 1854 Kellet die „Resolute" und „Intrepid" in der Barrowstraße. In demselben Jahre Belcher die „Assistance" und den „Pioneer" im Wellingtonscanal; 1855 Kane die „Advance" im Smithsund. Bei Allen waren die Schiffe ohne Hoffnung auf Erlösung zum Theil länger als ein Jahr im Eise geschlossen und mußten aus drohendem Mangel an Lebensmitteln von der Mannschaft aufgegeben werden. Fast alle Schiffe, die jenes Inselgebiet auf längere Zeit besuchten, haben sechs, acht oder zehn Monate unthätig im Eise eingeschlossen festliegen müssen. Roß wurde 1849 mit der „Entreprise" und dem „Investigator" im Barrowcanal von einem ungeheuren Eisfelde eingeschlossen und hülflos mit demselben in die Baffinsbai und bis zur Höhe der Pondsbai getrieben. Ebenso ging es de Haven, der 1850 mit der „Advance" und „Rescue" im Eise 74 Grad 40 Minuten nördlicher Breite, 92 Grad 55 Minuten westlicher Länge Greenw. eingeschlossen, erst in den Wellingtoncanal hinein, dann wieder heraus durch die Barrowstraße in die Baffinsbai geführt und erst 1851 am Cap Walsingham im 66. Grade 15 Minuten nördlicher Breite, 58. Grade 35 Minuten westlicher Länge Greenw. wieder frei wurde. Auch die von Kellet verlassene „Resolute" wurde vom Eise fortgeführt und in der Davisstraße im 65. Grade nördlicher Breite von einem amerikanischen Schiffe aufgefangen; am 12. Dezember 1856 lief sie als ein Geschenk der amerikanischen Regierung an England in Portsmouth ein. Im Jahre 1857 ging es M'Clintock mit dem „Fox" nicht anders, im 75. Grade nördlicher Breite und dem 64. Grade westlicher Länge Greenw. fror er in der Baffinsbai ein, trieb mit dem Eise bis zum 69. Grade westlicher Länge und wurde dann erst befreit. Und sicher ist das der allergeringste Theil der ähnlichen Schicksale, welche die Schiffe in diesen Gegenden erlitten haben; denn welche Geschichte bewahrt die Schicksale der Tausende von armen Walfischjägern, die in diesen traurigen Regionen ihr sauer verdientes Brot sich erwerben, der Nachwelt auf? Noch Eins ist hervorzuheben, was für die Beurtheilung der meteorologischen Verhältnisse dieser Polargegenden von großer Bedeutung ist. Wir sind gewohnt, in unseren Breiten den Nordwind als den Kälte bringenden anzusehen; das ist aber in jenen Regionen ganz anders. Alle, die in diesen hohen Breiten sich längere Zeit aufhielten und überwinterten, bestätigen ohne Ausnahme die Erfahrung, die zuerst Parry auf der Melvilleinsel machte, daß die hohen Kältegrade, die oftmals 40 Grad unter Null erreichten, augenblicklich aufhörten, daß das Thermometer rasch zu steigen anfing, sobald der Nordwind einsetzte, und daß dagegen Südwest-, Südost- und selbst

Südwinde eine Steigerung der Kälte brachten, ein sicherer Beweis dafür, daß die relativ wärmeren Regionen im Norden der von 70 Grad und 80 Grad nördlicher Breite eingeschlossenen Zone liegen, daß also voraussichtlich der Pol nicht so kalt ist, als die unter den amerikanischen Meridianen südlicher von ihm gelegenen Breiten der Polarzone.

Als M'Clure und seine Mannschaft von ihrem mehrjährigen Winterquartier in der Mercybai nach der Beecheyinsel kamen, erschraken sie über die unbeschreiblich trostlose Oede dieser Gegenden. In der Umgegend der Beecheyinsel findet man kaum noch Erde; Gras und Moos sind vollständig verschwunden. Welche Richtung man auch einschlägt, nachdem man die Beecheyinsel verlassen, man kann sicher sein, daß man zu weniger elenden Gegenden kommt. Aber einigermaßen bewohnbar sind nur die Grenzen des nordamerikanischen Archipelagus. Die Eskimos beschränken sich gegenwärtig auf die Westküste Grönlands bis zum 77. Grade 15 Minuten nördlicher Breite, den Canal, welcher den nordamerikanischen Continent von der polaren Inselwelt trennt, und auf einige Küsten im Südosten derselben. Nördlich von der Barrowstraße, westlich vom Smithsund ist keiner der vielen Reisenden mit einem menschlichen Wesen zusammengekommen. Wohl muß in früheren Zeiten die Eskimobevölkerung viel höher hinauf nach Norden sich verbreitet haben, denn Belcher fand verlassene Ansiedlungen noch im Norden des Wellingtoncanals im 77. Grade nördlicher Breite. Aehnliche Beobachtungen machte M'Clure. An der Südküste des Wallaston und Prinz-Albert-Landes traf er mit zahlreichen Eskimostämmen zusammen, dagegen fand er im Norden dieser Länder, sowie auf Banksland nur alte längst verlassene Ansiedlungen. An der ganzen Südseite der Barrowstraße ist bei allen den Expeditionen seit Parry nie ein Stamm von Eingebornen gefunden. Nur im äußersten Osten streifen einzelne Stämme zuweilen bis an die Barrowstraße, aber ohne dort Niederlassungen zu gründen, und nur an der Westküste der Baffinsbai, südlich vom Lancastersund sind Ansiedlungen von Eskimos gefunden. Von da bis zum äußersten Westen unseres Gebietes kann man ungefähr den 71. Grad nördlicher Breite als die Grenze ansehen, über welche hinaus nach Norden keine festen Ansiedlungen der Eingebornen weiter vorkommen. Rink in seinen Mittheilungen über Nordgrönland bemerkt sehr richtig, daß die Existenz der Eskimos an das Vorkommen des Seehundes gebunden ist und in der That fehlt der Seehund gegenwärtig in allen den Gegenden, die ich soeben als unbewohnt geschildert habe, oder ist doch nur ein seltenes Thier. Das Rennthier hat der Eskimo nie, wie der Lappe, zu zähmen verstanden und für seine kläglichen Waffen ist das Thier zu flüchtig. Rink erwähnt, daß ungeachtet die Westküste Grönlands sehr reich an Rennthieren und mit einer verhältnißmäßig üppigen Vegetation bedeckt ist, das Land den Einwohnern doch nur ein Achtel oder gar ein Zehntel ihrer Nahrung liefern, das Uebrige muß ihnen das Meer geben. Noch weniger als mit dem Rennthier kann es der Eskimo mit dem starken und wilden oder zu anderen Zeiten scheuen und flüchtigen Moschusochsen aufnehmen. Das Feuergewehr giebt aber dem Europäer die Möglichkeit, in dem ganzen Westen und Norden unseres Gebietes seinen Unterhalt zu finden. M'Clure konnte seiner ganzen Mannschaft in der Mercybai 1852 alle vierzehn Tage dreimal, 1853 alle Woche zweimal frisches Fleisch geben und an getrocknetem und gesalzenem fehlte es fast nie. Dasselbe gilt für den Südosten, wo Rae im Winter 1848 und 1853 ganz allein sich und seine Gefährten vollständig genügend in der Gegend des Foxcanals mit frischem Rennthierfleisch ernährte. Alle Expeditionen an den Nordrand des Archipels zwischen dem 76. und 77. Grade nördlicher Breite rühmen den Reichthum jener Gegenden an Wild der verschiedensten Art. Dasselbe bemerkt Dr. Hayes in Bezug auf sein Winterlager acht Meilen nördlich vom Cap Alexander, etwa im 78. Grade 20 Minuten nördlicher Breite. Im Innern dieser Inselwelt ist es dagegen ganz anders. Mecham sah auf seiner Reise von der Melville- nach der Beecheyinsel in siebzig Tagen im Ganzen nur sechs Rennthiere, sieben Moschusochsen und einige kleinere Thiere und konnte außer einigen Vögeln nur ein Rennthier und drei Hasen erlegen. In die traurige Wüste, deren Mittelpunkt etwa die Beecheyinsel

bildet, verirren sich selbst Bären, Wölfe und Füchse nur selten. In zwei ganzen Jahren konnte die Mannschaft des „Nordstern" an dieser Insel nur siebenunddreißig Eisbären und viertausend Seevögel erlegen, die aber nur in dem kurzen Sommer zu sehen waren. Dr. M'Cormick, der gerade zum Studium der Thierwelt von der Beecheyinsel aus den Wellingtoncanal hinauf fuhr, sah in zweiunddreißig Tagen nur vier Eisbären, zwei Eisfüchse, sechs Polarhasen, einen Lemming, ein Renuthier und zwei Moschusochsen und nur acht Robben. Dagegen sah M'Clintock auf der Expedition nach der Prinzpatrickinsel in den fast zwei Grad nördlicheren Gegenden in hundertundfünf Tagen hundertundeinen Moschusochsen, hundertzweiunddreißig Rennthiere und eine Menge kleineres Wild. Die Oede der Beecheyinsel erstreckt sich nicht nur nach Westen und Norden, wo sie allmälig in die reicheren Küstenstrecken übergeht, sondern auch nach Osten bis an die Baffinsbai und nach Süden bis an die Wasserstraßen, die den amerikanischen Continent von dem Archipel trennen. Als M'Clintock 1857 in Port Kennedy an der Bellotstraße im Norden von Boothia felix überwinterte, sahen und erlegten fünf geübte und immerfort thätige Jäger in elf und einem halben Monate nur acht Rennthiere, zwei Bären, achtzehn Seehunde und einige Vögel.

Die Hauptnahrung für die Eingebornen an der Westküste von Grönland liefern die Seehunde und die Fische, besonders der Schellfisch, und an den südlichen Theilen unseres Gebietes an den Polarküsten des amerikanischen Continents der Lachs, der zum Beispiel im Boothiagolf fast alle Lebensbedürfnisse der Eskimos befriedigt, aus dem sie sogar Schlitten construiren, indem sie die großen Fische passend aneinandergelegt mit Wasser begießen und zusammenfrieren lassen.

Die Pflanzenwelt bedarf nur weniger Bemerkungen. Ihr Reichthum, ihre Armuth im Allgemeinen ergeben sich aus dem, was über die Thierwelt gesagt ist, die von dem Pflanzenleben abhängig bleibt. Lange, ehe man den Polarkreis erreicht, hört in Nordamerika der Baumwuchs auf; obwohl einjährige Pflanzen fast gar nicht vorkommen und die meisten perennirenden verholzen, so bilden dieselben doch nur ganz niedriges Gebüsch; die Weiden und Birken in Grönland werden wohl oft sechs bis acht Ellen lang, aber ohne sich über den Boden zu erheben, sie kriechen wie am Spalier an der Erde hin. Auf der Diskoinsel ist eine Gegend, die von den Eingebornen Orpiksoït, „der große Wald," genannt wird, und von dem die Sage geht, daß sich einmal ein Rennthier in demselben verborgen haben soll. Aber nirgends in diesem „großen Wald" ist das Gebüsch über eine Elle hoch. Zu rechter Zeit im Sommer anlangend, erstaunt der Reisende, in diesen doch immerhin traurigen und armen Gegenden eine üppige, in den brillantesten Farben mit großen schönen Blumen prangende Flora vor sich zu sehen, die ihn bei weiterem Nachdenken in die Alpen seiner Heimath, an die Grenze des ewigen Schnees versetzt. Auch für die Flora gilt dasselbe Gesetz, wie für die Thierwelt, daß der polare Archipelagus in seinem Innern am ödesten ist, gegen seine Nord- und Westküste hin aber reicher und lebensvoller wird. Nord- und Westküste haben aber noch einen andern für das Menschenleben wichtigen Schatz, nämlich einen Reichthum an Treibholz, der ohne Zweifel von den aus dem sibirischen Festlande stammenden Flüssen in's Meer und von den Meeresströmungen an die westlichen und nördlichen Küsten des Archipels getrieben wird. Die Diskoinsel und die nahe liegende Halbinsel Noursoak besitzen auch einen großen Reichthum schön brennender und besonders gasreicher Kohlen, die so leicht zu gewinnen sind, daß Inglefield 1854 in ganz kurzer Zeit für seinen Dampfer achtzig Tonnen einnehmen konnte.

Einige speciellere Betrachtungen verlangt noch die organische Welt des Meeres in diesen Regionen. Wie schon erwähnt, zieht die Bevölkerung von Westgrönland bis neun Zehntel ihres Bedarfs an Nahrung aus dem Meere. Noch immer ist die Baffinsbai ein reiches Jagdrevier für den Robbenfang. Es war einst, ehe der Mensch mit seiner verwüstenden Thätigkeit eingriff, recht eigentlich die Heimath der Walfische und daraus schon geht hervor, daß dieses Meer auch an kleineren Seethieren, welche jenen Meereskolossen zur Nahrung dienen, unendlich reich sein muß. Die kleinen, kaum zollangen Mollusken, die „Clio borealis" und verwandte Arten füllen jene

Meere oft in dem Grade, daß die Farbe desselben verändert wird. Schon Scoresby machte auf die eigenthümliche olivengrüne Färbung des grönländischen Meeres aufmerksam und wies als färbende Substanz die kleinen Medusen oder Mollusken nach, welche den Walthieren zur Nahrung dienen. Das Wasser ist oft in einer Ausdehnung von zwanzigtausend englischen Quadratmeilen von diesen Thierchen erfüllt. Scoresby berechnete, daß nach seinen Messungen und Zählungen zwei englische Quadratmeilen 23,888 Billionen Thiere enthalten müssen, und da diese Zahlen für den Menschen gar keinen Begriff haben, so fügte er zur Erläuterung hinzu, daß, um die Thiere von zwei Quadratmeilen zu zählen, achtzigtausend Menschen seit Erschaffung der Welt, d. h. seit sechstausend Jahren ununterbrochen hätten fortzählen müssen. Dies grüne Meer ist gleichsam die grüne Wiese, worauf die Walthiere weiden. Sie haben allerdings in der Baffinsbai sehr abgenommen, und ihre Weideplätze anderswohin verlegt, aber wie bevölkert die Pole noch sind, geht aus den Angaben des Dr. M'Cormick hervor, der bei seiner zweiunddreißigtägigen Fahrt im Wellingtoncanal, wie er sich ausdrückt, „ununterbrochene Ströme“ des weißen Walfisches durch die Straße nach Süden ziehen sah. Auch an Krebsthieren ist das Polarmeer außerordentlich reich; sie vertreten im Meere die Stelle gewisser Landinsekten, der Ameisen und der Todtengräber, indem sie jede Thierleiche, die in's Wasser fällt, wie Rink bemerkt, in unglaublich kurzer Zeit auf's sauberste skelettiren. Den kleinen Mollusken folgen die Walthiere, den anderen kleinen Meergeschöpfen die Fische, diesen wieder die zahllosen Schaaren von Seevögeln, zumal Möven, welche besonders die nördlichsten Theile dieser Region in wunderbarer Weise beleben, und für die Pflanzenfresser der niedern Thierwelt ist nicht minder gesorgt, da wenigstens an der Westküste von Grönland sich eine fast ebenso reiche Tangvegetation entwickelt, wie an der Westküste des russischen Nordamerika, z. B. an der Insel Sitcha, wovon Ruprecht und Postels eine so lebendige Schilderung gegeben haben.

IX.

Das polare Asien und die Beringsstraße.

Ich muß mich nun noch der dritten Einfahrt in das Polarmeer zuwenden, nämlich der Beringsstraße und dem sich westlich von derselben ausbreitenden Polarlande, soweit dasselbe in den Bereich meiner Aufgabe fällt und nicht schon früher berührt worden ist.

Fast ein Jahrhundert war seit der Entdeckung der neuen Welt vergangen, und noch deckte undurchdringliche Nacht den nordöstlichen Theil der alten Welt. Der Ural und die mittelasiatischen Steppen waren und blieben durch das ganze sechzehnte Jahrhundert die Grenzen des geographischen Wissens. Da floh der Kosack Jermack Timofejew 1577 mit seiner Horde vor dem Zorne und der Strafe des Großfürsten über den Ural. Er erreichte 1580 mit tausendsechshunderteinunddreißig streitbaren Männern den Turafluß. Am 23. October wurde Kutschum, der Chan der nogayschen Tartaren von ihnen geschlagen und räumte ihnen seine Feste „Sibir.“ Bei der geringen Mannschaft blieb der Besitz zweifelhaft, aber Timofejew kehrte reuig zurück, übergab dem Großfürsten seine Eroberungen und 1688 wurde eine größere Macht von Kosacken über den Ural gesandt, um das gleichsam neuentdeckte Sibirien vollständig zu unterwerfen. Die Kosacken benutzten die großen Wasserstraßen, indem sie in selbst gezimmerten Schiffen den einen Strom abwärts und sodann den anderen aufwärts fuhren, bis zu den Quellengebieten, von wo sie dann zu Lande in das Quellengebiet des nächstfolgenden Stromes eindrangen und hier dasselbe Verfahren wiederholten. Sie gingen vorzüglich dem kostbaren, damals allerdings noch sehr reichlich vorhandenen Pelzwerk nach, gründeten Tobolsk, Tomsk, Narym und Ketskoy-Ostrog, 1619 Jeniseisk; 1627 Krasnojarsk; 1628 waren sie an der Lena und erbauten 1632 Jakutsk. Endlich 1639 erreichte der Kosack Iwan Moskwitin die Küsten des Ochotskischen Meers, womit die Entdeckung von ganz Sibirien vollendet war.

Neben dieser Eroberung von Sibirien vollzog sich die allmälige theilweise Aufdeckung der eigentlichen Polarregionen Asiens. Einige Jahre nach der schon früher erwähnten Reise des Wilhelm Barents im

Jahre 1600 entstand Alt-Mangaseja am zobelreichen Tas. Als der hier geführte Schmuggelhandel unterdrückt wurde, gründete man 1624 Neu-Mangaseja (Turuchansk) an der Turucha. Schon 1610 fuhr ein Kosackenpulk den Jenisei abwärts bis zum Eismeere und bis an die Mündung der Pjäsina. Von der Mündung der Lena wurden Fahrten 1637 westlich bis zum Flusse Oteneck, 1638 östlich bis zur Jana gemacht. Im Jahre 1639 drangen die Kosacken bis zur Indigirka vor, woselbst sie ein Blockhaus errichteten. Schon 1644 hatte Staduchin ein Fort an der Kolyma erbaut und Kosacken waren 1646 diesen Strom abwärts und an der Küste nach Osten gefahren, wo sie tschuktschische Stämme fanden. 1648 liefen kosackische Schiffe unter Deschnew aus der Kolymamündung, umfuhren das Vorgebirge Tschukotskoi, erreichten die Mündung des Amadyn und erbauten daselbst 1649 das Blockhaus Amadyrskoy-Ostrog. Diese wichtige Entdeckung der Trennung Asiens von Amerika, die erste Durchschiffung der Beringsstraße, ging aber gänzlich verloren. Seltsamerweise unbeachtet blieb sie vergraben in den Archiven von Jakutsk und wurde erst 1758 von G. F. Müller wieder aufgefunden. Die geographische Gerechtigkeit würde verlangen, daß man den Namen Beringsstraße in Deschnewstraße umänderte. Die Karte des Nikolaus Janson vom Jahre 1659 kennt Sibirien noch nicht weiter als bis zum Jenisei und der Pjäsina. In einem äußerst seltenen Buche des Geographen Buache, welches 1753 in Paris herauskam, wird erzählt, daß im Jahre 1660 ein Portugiese, David Melguer, am 14. März Japan verlassen, nach Norden durch die Beringsstraße an Spitzbergen vorbei und so nach Portugal gefahren sei. Die Sache ist zu wenig beglaubigt, um sie als eine Thatsache aufzunehmen, ich glaubte sie aber hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

Die gewinnbringenden Länder, die Ursprungsorte des Goldes, der Gewürze, der Wale und des Pelzwerkes waren um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts alle erreicht und so trat ein verhältnißmäßiger Stillstand in den geographischen Entdeckungsreisen ein. Erst nachdem der anfänglich übermäßige Gewinn aus diesen Ländern heimgebracht war, und so auch für minder reiche Gegenden ein Interesse sich bilden konnte, nachdem allmälig in den gebildeten europäischen Nationen auch der Drang nach Erweiterung des Wissens erwachte, d. h. nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, traten wieder die großen Seeunternehmungen in den Vordergrund. Nur Rußland blieb in dieser Zeit fortwährend bemüht, den Norden seines Riesenreiches einer gründlichen Kenntniß näher zu rücken. Allerdings müssen wir gestehen, daß es sich vorzugsweise deutscher Kräfte bediente. Peter der Große, der selbst nie etwas von der bereits lange ausgeführten Umschiffung der Nordostspitze Asiens vernommen hatte (noch 1728 ließ es der Petersburger geographische Almanach unentschieden, ob Kamtschatka eine Insel oder Halbinsel und vielleicht gar identisch mit dem japanischen Jezo sei) — ich sage, Peter der Große veranstaltete eine Expedition zur Feststellung der nordöstlichen Grenze des Reiches durch eine Küstenfahrt. Der Däne Vitus Bering, seit 1704 in russischen Diensten, erhielt den Oberbefehl; unter ihm dienten Martin Spangenberg und Alexei Tschirikoff als Lieutenants. Die Expedition ging 1725 zu Lande nach Ochotsk, aber erst den 4. April 1728 war das Boot „Gabriel" fertig, mit dem sie am 20. Juli ausliefen, um nach Norden zu steuern. Am 10. August entdeckte Bering die Laurentiusinsel und am 15. August das Cap Serdzekamen und kehrte dann, überzeugt, das Nordostende Asiens erreicht zu haben, nach Ochotsk zurück; da er aber auf dieser Fahrt die Küste von Amerika nicht gesehen hatte, so erfuhr er nie, daß er eine Straße durchfahren hatte, die jetzt seinen Namen trägt. Das Zusammenfallen des von Bering entdeckten Cap mit dem tschuktschischen Cap der Kosacken wurde später von G. F. Müller bezweifelt und der Ostspitze von Asien eine ganz falsche Zeichnung gegeben, bis Cook 1778 die große Genauigkeit der Bering'schen Küstenaufnahmen über alle Zweifel erhob.

Gleich nach Bering's Rückkehr wurde eine zweite große Unternehmung ausgerüstet, um das ganze nordöstliche Sibirien zu erforschen und besonders auch das Verhältniß zu Amerika aufzuklären, da bis dahin noch der nächst bekannte Punkt Nordamerika's das Cap Blanco in Californien war. Bering erhielt abermals die

Oberleitung. Mit ihm schickte man den Geschichtsforscher G. F. Müller, dem man später (1740) noch J. E. Fischer nachsendete. Als Naturforscher für diese Reise wurde J. G. Gmelin aus Tübingen gewonnen und Louis Delisle de la Croyère, der Bruder des bekannten Geographen, zum Astronomen der Expedition bestimmt. Die großartig combinirte Unternehmung begann 1734 mit dem Auslaufen von Murawiew und Pawlow aus Archangel, die aber erst 1735 in das Karische Meer eindringen konnten und ungeachtet aller Ausdauer nicht bis zum Ob, sondern nur bis zum 72. Grade 45 Minuten nördlicher Breite an der samojedischen Halbinsel gelangten.

Zwei andere, Malnigin und Skuratow, die 1736 Archangel verließen, waren glücklicher, sie erreichten im ersten Jahre die Mündung des Kara, kamen im August 1837 bis zur „Weißen Insel" und liefen am 11. September in den Ob ein, wie es scheint, als die ersten und bis jetzt einzigen Schiffer, welche diesen Strom vom Westen her erreicht haben. Erst 1739 konnten sie wieder in Archangel landen. Lieutenant Ocozyn ging im Mai 1734 mit der Schaluppe „Tobol" von Tobolsk ab, überwinterte im Obischen Meerbusen, 40 Grad 4 Minuten nördlicher Breite, und mußte im folgenden Sommer wegen des unter seiner Mannschaft ausgebrochenen Scorbuts wieder umkehren. Im dritten Sommer war der Obische Meerbusen vom Eise verschlossen. Erst 1737 erreichte er im 73. Grade 18 Minuten nördlicher Breite die stumpfe Ecke „Mate Sol" der Samojeden und lief am 1. September in den Jenisei ein. Lieutenant Prontschischtschew verließ 1735 Jakutsk, gelangte aber nur bis an den Olenek. Erst im August 1736 vom Eise befreit, setzte er seine Fahrt nach Westen fort und landete jenseits des Chatangabusens am Cap des heiligen Thaddäus, wo er aber vom Eise zur Umkehr gezwungen wurde. Am 29. August erreichte er wieder den Olenek und starb wenige Stunden nach seiner Ankunft. Am 20. Juli 1739 lief Chariton Laptew aus der Mündung der Lena aus und gewann den äußersten Punkt seines Vorgängers im 76. Grade 47 Minuten nördlicher Breite. Im folgenden Jahre mußte er sein eingefrorenes Schiff verlassen, und nach Ueberwinterung am Chatanga ging er am 24. April 1841 zu Schlitten an den Taimyrsee, von da längs des Flusses bis an's Meer, folgte dann der Küste nordwärts bis 76 Grad 38 Minuten, dem Cap Taimyr. Von da ging er seinem Steuermann Tscholjuskin entgegen, welcher unterdessen den Jenisei abwärts gefahren war und die Küste bis zur Pjäsina aufgenommen hatte. Am 21. August trafen Beide in Mangasejsk wieder zusammen. Im December 1742 verließen Beide Mangasejsk, um das noch übrige Stück der Küste vom Taimyrfluß bis zum Chatanga aufzunehmen. Laptew kehrte ohne Resultat zurück, Tscholjuskin aber erreichte am 1. Mai 1743 das Vorgebirge des heiligen Thaddäus und vollendete die Küstenaufnahme, soweit der Mangel an astronomischen Instrumenten ihm das erlaubte.

Zugleich hatte 1735 Lieutenant Lessinius die Lena verlassen und war nach Osten gegangen, kam aber nicht einmal bis zur Jana und starb im Winterquartier am Scorbut. Dimitrj Laptew, sein Nachfolger, erreichte 1736 das heilige Vorgebirge „Swiätoj Noß" und mußte hier umkehren. Im folgenden Jahre aber gelangte er bis zum Indigirka, im Jahre 1740 bis zur Bäreninsel und an die Mündung des Kolyma, und 1841 bis an die Baranowklippen, die nach ihm lange der äußerste im Eismeere nach Osten erreichte Punkt blieben.

Die deutschen Gelehrten verließen im Juli 1733 St. Petersburg, gingen über Tobolsk nach Tomsk und im Frühjahr 1735 nach Irkutsk. Vom 20. September 1735 bis zum Mai 1737 verweilten sie in Jakutsk. Da die Behörden ihnen nicht die zur Weiterreise nöthige Ausrüstung liefern konnten, kehrten sie unmuthig nach Irkutsk und dann bis Jeniseisk zurück. Hier trafen sie 1739 mit dem ihnen auf Gmelin's Ansuchen nachgesendeten eifrigen Georg Wilhelm Steller aus Tübingen zusammen. Dieser hatte richtigere Ansichten von Entdeckungsreisen als die Anderen. Er brauchte weder einen Koch, noch einen Friseur, da „er dem Puder und der Perrücke für die Reise entsagt hatte," und sich zur Verwunderung der vornehmen Akademiker seine „Suppe nebst Fleisch und Gemüse" zugleich in einem Topfe

selber kochte. Steller wurde von den Anderen an Bering gesendet, während Müller und Gmelin getrennt noch mehrere Streifzüge machten, deren Resultate aber nicht in meine gegenwärtige Aufgabe fallen. Mitte Februar 1743 waren sie wieder in St. Petersburg.

Bering's Reise bis Ochotsk sowie Bau und Ausrüstung der Schiffe hatten acht Jahre in Anspruch genommen. Erst am 29. Mai 1741 liefen zwei Fahrzeuge, das eine unter Bering mit Steller, das andere unter Tschirikow mit Delisle aus der Awatschabai aus. Der Landmesser Gwosdew hatte 1730 im „Gabriel" eine Fahrt längs des Tschuktschenlandes bis zum 66. Grade nördlicher Breite (das Ostcap) unternommen. Hier entdeckte er ein gegenüberliegendes Land, mit dessen Bewohnern er sich aus Mangel eines Dolmetschers für die ihm ganz fremde Sprache nicht verständigen konnte. Es war dies das Westende von Nordamerika. Diese, sowie die Entdeckung, daß nur eine schmale Wasserstraße die beiden Continente, Asien und Amerika, voneinander scheide, gehören also weder Bering noch Cook, und wenn man Deschnew's Ansprüche an die Ehre, die Straße nach sich benannt zu wissen, nicht anerkennen will, weil er das gegenüberliegende Land nicht gesehen, so hat doch immer noch Gwosdew den Vorrang vor Bering und Cook zu beanspruchen. In demselben Jahre, 1730, hatte auch Pawlutzki von den Mündungen der Aboina, Bela und Tscherna aus das Vorgebirge Tschugotzkai umfahren und war dann nach Anadirsk zurückgekehrt. Den Fabeln einer von Delisle vorgelegten Karte nachjagend, fuhren die Schiffe Bering's nach Osten, viele Zeit unnütz vergeudend, während Steller, bekannt mit Gwosdew's Fahrt vom Beginn an, die directe Richtung nach Norden befürwortet hatte. Erst am 11. Juli, nachdem sich Alle davon überzeugt, daß die Pariser Karte nur Phantasiebilder enthalte, wendete man sich nach Norden, und am 20. Juni verloren sich beide Schiffe im Nebel aus dem Gesicht, um sich nie wiederzusehen.

Tschirikow ging weiter nach Osten und entdeckte am 15. Juli die amerikanische Küste im 56. Grade nördlicher Breite (wahrscheinlich die Prinz-Wales-Inseln). Die beiden Boote, die er an die Küste schickte, kehrten nicht wieder zurück, da Mannschaft und Boote in die Hände der Wilden gefallen waren; Tschirikow sah sich genöthigt, am 27. Juli wegen drohenden Wassermangels die Küste zu verlassen und zurückzukehren. Er verlor noch einundzwanzig Mann am Scorbut und erreichte am 9. October Kamtschatka. Am Tage nach der Landung starb auch Delisle am Scorbut.

Bering hatte wieder kostbare Zeit mit dem Suchen nach Tschirikow verloren. Am 18. Juli entdeckte man Land (wahrscheinlich die Montague-Insel), eine Entdeckung, der Bering keinen Werth beilegte, während Steller, eine Einladung zur Chokolade ausschlagend, landete und die Umgebung durchforschte. Am 20. Juli wurde wieder Land gesehen und dessen Küste verfolgt; dieselbe wendete sich aber bald nach Südwesten und wurde daher verlassen. Man trat dann die Rückreise an, die durch alle möglichen Beschwerlichkeiten, widrige Winde, Scorbut und endlich Schiffbruch an einer Insel im 55. Grade 30 Minuten nördlicher Breite sich auszeichnete. Schon am 8. December 1841 starb hier Bering. Von den Wänden der Höhle, in welche man ihn gebracht hatte, rollte beständig Sand herab, und Bering wurde auf diese Weise noch vor seinem Ende von unten auf begraben. Er wollte aber den Sand nicht entfernen lassen, weil er sich allein an den so bedeckten Theilen warm fühlte. Von sechsundsiebzig Mann erreichten nur sechsundvierzig in einem aus dem Wrack gezimmerten Boote unter Lieutenant Waxel am 13. August 1742 die Awatschabai. Ihre Rettung hatten die Uebriggebliebenen nur der Geschicklichkeit des Kosacken Starodubzow zu verdanken, da auch alle drei Schiffszimmerleute am Scorbut gestorben waren und keiner der Uebrigen etwas vom Schiffsbau verstand. Steller starb auf der Rückreise hart an der europäischen Grenze, in Tümen, am 12. November 1846.

Durch russische Pelzjäger und Kauffahrer wurde dann von 1745 bis 1778 nach und nach die ganze Inselreihe der Aleuten bis Aljaschka und Kodiak entdeckt, auf welcher letzteren Cook 1778 bereits russische Ansiedler fand. Die eigentlichen Polarregionen des nördlichen Asiens blieben aber bis 1778 unberücksichtigt.

Ich wende mich zunächst noch einmal

wieder nach Westen. Im Jahre 1760 kam Loschkin durch die Karische Pforte an die Ostküste von Nowaja Semlja. Im dritten Jahre hatte er sie nach zweimaliger Ueberwinterung auf der Insel vollständig umschifft. Im Jahre 1768 ging der Lieutenant Rosmuislow an die Westküste von Nowaja Semlja, überwinterte an der Matoschkin Schar, die er im folgenden Sommer bis zum Karischen Meer durchfuhr, und so die Theilung von Nowaja Semlja in zwei Inseln nachwies. In den Jahren 1821 bis 1822 machte Admiral Lütke vier Reisen nach diesen Inseln, ohne, des Eises wegen, zu wesentlich neuen Resultaten gelangen zu können. Später, in den Jahren 1832 bis 1833, ging Pachtusow auf Kosten der Archangler Kaufleute nach Nowaja Semlja. Er überwinterte an der Südspitze, fuhr am 6. Juli 1833 mit einem Ruderboote bis zur Matoschkin Schar und durch dieselbe aus dem Karischen in's Eismeer. Die Küstenaufnahme von Nowaja Semlja wurde dann 1834 bis 1835 von ihm und Ziwolka, und 1838 bis 1839 von Ziwolka und Meisejew vollendet.

Im Jahre 1770 sah der am Swiätoj Noß gerade sich aufhaltende Kaufmann Lächow eine von Norden her über das Eis ziehende Rennthierheerde, eine Bestätigung der schon alten Sage, daß nördlich von jenem Cap eine große Insel liege, und er beschloß, durch eine Schlittenreise der Sache auf den Grund zu kommen. Im April 1770 fand er die Lächowinsel mit ihrem Reichthum an Mammuthzähnen. Dann entdeckte er auf einer Fahrt in Ruderbooten 1773 eine zweite Insel, Matoi, von der aus er wieder Land (die Insel Kotelnoj) im Norden erblickte. Erst 1805 fand Sannikow die vierte Insel Fadejew, und 1806 Sirowatskoj die letzte große Insel Neusibirien. In den Jahren 1809 bis 1811 wurde die ganze Gruppe durch Hedenström, einen Beamten aus Irkutsk, geographisch aufgenommen. 1823 bestimmte Lieutenant Anjou schärfer die Lage dieser Inseln und kam auf einer Schlittenreise bis zum 76. Grade 35 Minuten im Asiatischen Eismeer. Der Kosack Andrejew wollte angeblich gegen Norden ein großes Land gesehen haben; nach der gediegenen Kritik von K. von Baer erscheint diese Angabe aber als reiner Schwindel. Ferdinand von Wrangel, der im Beginn der zwanziger Jahre die Küsten von Kolyma bis zur Insel Koliutschin vermaß, versuchte Ende März und Anfang April 1821 dieses Land zu Schlitten zu erreichen. Er kam bis 71 Grad 43 Minuten nördlicher Breite, wo er auf dünner, von den Wellen schwankender Eisdecke übernachtete. Im Jahre 1822 bei erneutem Versuche kam er zu derselben Jahreszeit in 72 Grad 2 Minuten nördlicher Breite an offenes Meer. 1823 endlich sah er am 23. März schon bei 70 Grad 51 Minuten nördlicher Breite das Meer „unermeßlich offen und weit ausgebreitet“ vor sich, wodurch erwiesen wurde, daß in diesen Gegenden selbst im Winter ein offener Meeresstreifen (Polinja) von den neusibirischen Inseln nach der Beringsstraße zu vorhanden ist. Wrangel ist indeß auch der Meinung, daß, nicht wo Andrejew es gesehen haben will, wohl aber nördlich von Cap Jakan ein größeres Land liegen müsse, und dieses Land ist es wahrscheinlich, was Capitän Long am 14. August 1867 entdeckt haben will und Wrangelsland genannt hat.

Cook hatte am 18. Januar 1778 die Sandwichinselgruppe, die zwar schon früher von Spanien besucht war, wiedergefunden und genauer bestimmt; er verließ dieselben am 2. Februar, nach Norden steuernd, erreichte, zwischen Unalaschka und Urinack durchfahrend, die Beringsstraße, entdeckte die Bristolbai bis Cap Stevenham, besuchte die Matthias- und Laurentiusinsel, ging dann wieder nach Amerika in die Nortonbai und erreichte am 9. August am Prinz-Wales-Cap die nordwestlichste Spitze von Amerika. Von hier fuhr er nach Asien hinüber, das er am 10. August erblickte, am 12. August wendete er sich wieder östlich und erreichte die Eismeerküste von Amerika am 14. August, 165 Grad 46 Minuten westlich von Greenwich. Bei dem Versuch, von hier nach dem Atlantischen Ocean durchzudringen, zwang ihn am 18. August am Icy Cape das Eis zur Rückkehr. Ein zweiter gleicher Versuch schlug auch fehl, und er segelte nun südwestlich und erblickte die asiatische Eismeerküste am Nordcap und kehrte dann durch die Beringsstraße zurück und untersuchte noch im September den Nortonsund genauer. Damit war die Grenze zwischen

den beiden großen Continenten der Alten und Neuen Welt für die Geographie vollkommen klar gelegt; nur nördlich von der Beringsstraße hatte Cook noch eine Lücke gelassen, die 1816 von Kotzebue durch Untersuchung des nach ihm benannten Sundes ausgefüllt wurde. Die genauere Kenntniß des polaren Asiens wurde dann noch von Carl von Baer im Jahre 1837 gefördert, der die fast noch unbekannten Küsten Lapplands bei Sosnowez, Tri Ostrowa und Ponoi untersuchte, dann nach Kostin Schar und durch Matuschkin Schar nach dem Karischen Meer ging und die erste Pflanzensammlung von Nowaja Semlja heimbrachte. In demselben Jahre ging der Dorpater Botaniker A. G. Schrenk nach der Petschora über die Tundras nach der Ugrischen Straße, und dann an die Küstenausläufer des Ural. Endlich knüpft sich hieran noch die im Jahre 1842 von A. Th. von Middendorff in Begleitung des dänischen Forstmannes Thor Branth nach dem Taimyrland unternommene Reise, ein Land, welches seit Laptew und Tscholjuskin nicht wieder besucht worden war. Die Reisenden begaben sich zunächst nach Turuchansk und von dort im nächsten Frühjahr über Dudinsk an die Pjäsina und dann nach Filipowsk an der Cheta im 71. Grade nördlicher Breite. In Begleitung von Samojeden erreichte von Middendorff am 14. Juni den Taimyr, den er in einem schnell gezimmerten Kahn bis zur Mündung hinabfuhr, ja selbst im Eismeere drang er noch bis zum 76. Grade nördlicher Breite vor. Middendorff kehrte nach Turuchansk zurück und ging im Januar 1844 über Irkutsk nach Udskoi Ostrog und im Juni nach den Schantarinseln im Ochotskischen Meere, entdeckte dann die Akademiebucht, durchforschte die Stanovoikette und kehrte endlich im April 1845 nach Petersburg zurück.

Ich muß dann noch zum Schluß der sibirischen Reise des Baron A. von Wrangel im Jahre 1859 gedenken; wenn sie auch die hier in Betracht kommenden Gegenden selbst nicht berührte, so sammelte er doch eine Reihe interessanter Nachrichten über das offene Meer nördlich vom Tschuktschenlande und über ein großes wärmeres, wildreiches Land jenseits des Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hochland von Neuwara-Ellia

auf Ceylon.

Von

L. K. Schmarda.

Das Hochland von Neuwara-Ellia, dessen höchster Gipfel, der Pedura-Talla-Galla, oder, wie er bei den Engländern abgekürzt heißt, Pidro, zugleich der höchste Punkt der Insel Ceylon ist, wurde 1819 von den Engländern aufgefunden. Reste eines Tempels und einige Wohnungen waren damals noch zu sehen. Von den Eingeborenen scheint es in frühern Zeiten sehr selten besucht worden zu sein. Ein König oder eine Königin rettete sich einst vor den Portugiesen hierher. Davy sah die Wichtigkeit der Localität für eine Reconvalescentenstation ein, aber erst 1829 wurde ein Sanatarium angelegt, um als Erholungsplatz für Jene zu dienen, deren Gesundheit durch einen mehrjährigen Aufenthalt in dem heißen Tieflande gelitten hatte, oder für Solche, die von einer Krankheit genesen sind. Es ist für alle Jene von unberechenbarem Vortheil, deren Mittel kostspielige Erholungsreisen nach Europa nicht gestatten oder die nicht lange von ihren Posten wegbleiben wollen. Wenn wir Neuwara-Ellia als Heilanstalt im Auge haben, dürfen wir jedoch nicht vergessen, zu bemerken, daß es nicht eine passende Station für Kranke aller Art ist. Die fortwährende Feuchtigkeit, die scharfen Winde, die großen Temperaturwechsel, sowie die sehr verdünnte Luft sind Gegenanzeigen für viele Individuen. Wer zu Rheumatismen, Gicht, zu Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufsorgane disponirt ist, thäte besser, Neuwara-Ellia zu vermeiden. Unter den längere Zeit hier lebenden Europäern tritt eine eigene Kolik auf, die mit der Bleikolik Aehnlichkeit haben soll, sonst sind Krankheiten nicht häufiger als in einem gesunden feuchten Lande Europa's.

Die Aussicht vom Gipfel war großartig, leider ward sie uns jedoch theilweise durch Wolken verhüllt, die im Nordwesten an den Sandybergen eine festgeankerte, meilenlange Bank bildeten. Zu unseren Füßen lag das Thal von Maturata mit seinen Kaffeepflanzungen, Reisfeldern Wiesen und Wäldern, wie ein schön ge-



Dagoba in Badulla auf Ceylon. (Nach Königsbrunn.)

zeichneter Situationsplan in seinen Umrissen deutlich vor uns. Gegen Osten war der Himmel klar, der Namuna und die ganze Kette von Badulla lagen in der durchsichtigen Luft sehr nahe, ebenso die bastionartigen Berge des Welasselandes. Selbst



Rambodde-Paß auf Ceylon. (Nach Königsbrunn.)

die niedern Bergreihen südlich von Batti-kaloa waren in scharfen Umrissen sichtbar und wir erkannten sie an einem Berge, der die Form der alten venetianischen Dogen-mütze hat; die englischen Residenten nen-nen ihn Friars hood, die Mönchscapuze.

Der ganze Schauplatz unserer letzten Reise im östlichen Lande lag wie eine Karte zu unsern Füßen aufgerollt. Der Pedura-Talla-Galla besteht aus Gneiß, welcher nahe an der Spitze Hornblende und Granaten enthält; seine Höhe ist im Mittel aller unserer Messungen 7791 Pariser Fuß. Die Temperatur einer an uns vorüberziehenden Wolke betrug 12,5° C., die einer am Gipfel befindlichen Regenpfütze 20° C.

Nach der Besteigung des Namuna langten wir wieder in Badulla an. Badulla liegt in einem kesselförmigen, hochgelegenen Thale, 2500 englische Fuß nach Fraser, 2069 Pariser Fuß nach unsern Messungen, von hohen Bergen, über welche der Namuna-Kuli-Candy, der höchste Punkt der südöstlichen Berge, hervorragt, umgeben. Die Berge sind größtentheils oder bis nahe an den Gipfel, die niedrigen ganz mit Gräsern bedeckt, vorzugsweise mit Andropogon; dieses ist gegenwärtig braun, wodurch die Berge ein herbstliches, nordisch kühles, fast melancholisches Aussehen erhalten. Herrlich contrastirt dagegen das kreisförmige Thal mit dem Smaragdgrün seiner Reisfelder und den schönen Baumformen seiner Fruchtgärten. Das Klima ist trotz der Inundation der Felder nicht ungesund, weil das Wasser beständig ab- und zufließt und, von den Bergen kommend, bei seiner niedrigen Temperatur weder faulende Stoffe mitbringt, noch lange genug stehen bleibt, um aus ihrer Zersetzung die Malaria zu erzeugen. Bananen und Artokarpus gedeihen sehr gut, die Cocospalme wird noch hoch, trägt aber erst später und viel kleinere Früchte als an der Küste; sie wird nirgends massenhaft als Wald cultivirt und nur im Tempelhofe der Dagoba ist sie in großer Menge gepflanzt. Im Tempelbezirk wächst auch die Talipatpalme; die Arekapalme ist klein. Den größten Schmuck des Thales bilden Gruppen eines großen weißblättrigen Baumes, es ist die Oelrasche (Aleurites triloba), die um ihrer ölhaltigen Samen willen gebaut wird. Einige Fremdlinge (Agaven und die Yucca) sind um Häuser gepflanzt. An manchen Bergabhängen wird Kaffee in größern Pflanzungen gebaut, der an den Hütten der Eingeborenen als hochstämmige Pflanze überall sporadisch vorkommt; das Product ist vorzüglich. Der Ort ist nicht groß, aber weit ausgedehnt. Einst die Hauptstadt des Reiches Uwa, hat Stadt und Landschaft in den Kriegen viel gelitten. Die Häuser sind niedrig, meist an einer Seite offen. Eine Dewala und Dagoba befinden sich nebeneinander, von einer Mauer umgeben, in der kleine Nischen sind, um bei Festen Lampen hineinzustellen. Badulla hat 850 bis 900 Einwohner, darunter nur 3 Europäer, der Regierungsbeamte und 2 Officiere. Die Zahl der Christen ist 40 bis 50, welche eine neue Kirche, aber keinen Seelsorger haben. Auf meine Frage, warum man nicht früher für diesen als für jene gesorgt habe, erhielt ich die Antwort: man habe es gethan, um dem Orte einen Charakter zu geben. Der Regierungsbeamte vertritt die Stelle des Priesters; er liest des Sonntags die Schrifttexte und verrichtet alle geistlichen Functionen, Begräbnisse und dergleichen. Ein weit größerer Theil der Einwohner sind Mohamedaner, die Mehrzahl aber Buddhisten.

Als wir anlangten, wurden wir durch eine Procession der Bewohner aufgestört. Schaaren von Singhalesen waren vom Lande hereingekommen und hielten mit Trommeln und Pfeifen, weiße Fahnen voran, einen feierlichen Umzug zur Dagoba, dem Ziel ihrer Wallfahrt, an welchem sie ihre Opfer niederlegten, um die Cholera abzuwenden, die um diese Zeit nicht nur in Badulla, sondern in ganz Ceylon auftrat. Abends hielten die Mohamedaner aus derselben Veranlassung einen Umzug unter ohrzerreißendem Allahgeschrei.

Nachdem unsere Arbeiten in Neuwara-Ellia abgeschlossen waren, hatten wir nur auf die erste Intermission des Regenparoxysmus auf dem Hochlande gewartet, um aufzubrechen. Die Regen waren in der letzten Zeit regelmäßig Mittags eingetreten, aber der letze hatte mit geringen Unterbrechungen und Nachlässen 18 Stunden gedauert; wir benutzten daher die Ruhe der Atmosphäre, um am 20. October aufzubrechen.

Auf einer breiten, gut erhaltenen Straße, die sich an den die Thalmünde in westlicher Richtung begrenzenden Höhen hinaufwindet, ist das Gefälle so gut vertheilt, daß Wagen ohne alle Schwierigkeit fortkommen. Wir langten um 9 Uhr auf der Höhe des Rambodbepasses an. Vor uns lag das Thal Rambodde oder Kotmalle wolkenlos und sonnenhell, aber hinter uns zogen die

Haufwolken auf und begannen sich zu Bergen aufzuthürmen, frühen Regen verkündend. Die Flaggenstange steht auf dem höchsten Punkte der Fahrstraße und wurde von uns mit 6128 Pariser Fuß über der Meeresfläche bestimmt.

Rechts und links liegen hohe Bergspitzen und lange Rücken, die mit dichten Wäldern wie mit einem Vließe bedeckt sind. Das schöne waldreiche Kotmallethal glänzte uns im Sonnenschein wie eine neue Welt aus der Tiefe, in welche die Straße in zahllosen Windungen hinabführt, entgegen. Vom höchsten Punkte des Passes bis zum Rasthause von Rambodde (2990 Fuß) beträgt die Entfernung nur 9 englische Meilen, der Höhenunterschied aber über 3000 Fuß.

Literarisches.

Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Von Dr. A. Bastian. Berlin, Dietrich Reimer.

Dies Buch greift mitten in eine wissenschaftliche Frage der Gegenwart, deren Behandlung von gewisser Seite aus große Popularität erlangt hat. Allerdings verschmäht es Bastian, mit angenehm zu lesenden, die Phantasie leicht anregenden Hypothesen über die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu spielen, wer sich aber die Mühe giebt, sein nicht genug zu rühmendes Werk zu prüfen, wird sofort erkennen, daß man hier mit einer durch und durch wissenschaftlich bedeutenden Arbeit zu thun hat, die das Resultat der sorgfältigsten theoretischen Bildung und umfassender, für die Gegenwart erschöpfender Kenntnisse und Beobachtungen ist. Namentlich dürften diejenigen Punkte, welche sich an Darwin's Untersuchungen anschließen, auch in größeren Kreisen vielfach interessiren und wenn dabei berücksichtigt wird, daß sich hier ein Mann ausspricht, der durch seine Forschungen auf den Gebieten der Anthropologie und Ethnologie bereits staunenswerthe Leistungen geboten hat, die meist durch eigene Beobachtungen auf weiten Reisen gesammelt wurden, so gewinnen seine Worte umsomehr an Gewicht. „Es haben sich," sagt er an einer Stelle, „namentlich in jüngster Zeit so viele ungeahnte Wechselbeziehungen zwischen scheinbar getrennten Feldern aufgefunden, daß a priori keine Entscheidung zu geben ist, ob sich nicht eine bis jetzt mangelnde Brücke zwischen Menschen und Affen oder irgend anderen Naturwesen bauen könnte, aber solche Möglichkeiten kümmern uns nicht, so lange sie keine Gewißheiten sind; im naturwissenschaftlichen Studium gilt das Gewisse als bestimmte Einheit und die Möglichkeit ist überhaupt nicht vorhanden, da sie für Null zählt. So lange nicht ein sicher constatirtes Factum von fruchtbarer Kreuzung zwischen Menschen und Affen vorliegt und andererseits das Erlernen der Rede durch den Affen, um in begrifflichen Austausch sprachlichen Verkehrs zu treten, so lange können Menschen und Affen nicht unter dem Gemeinsamen der Abstammung zusammengefaßt werden, indem eben die conditio sine qua non, das ursächlich Bedingende, fehlt, wodurch überhaupt der hohltönende Laut des Wortes erst den Inhalt seines bedeutungsvollen Sinnes erhält. Bis dahin bleibt die Abstammung des Menschen von Thieren ein in naturwissenschaftlicher Logik Undenkbares, und statt über hypothetische Möglichkeiten zu speculiren, bildet unsere Aufgabe die Erforschung der Variationen innerhalb erlaubter Grenzen, in Darwin's Sinne." Solche herausgerissene Bruchstücke können nur ungefähr andeuten, wie der Verfasser die Sache angreift, um eine Brücke zwischen den rein metaphysischen und den materialistischen Untersuchungen zu finden und so die Gegensätze zu gemeinsamem Zwecke zu verbinden.

Von den berühmten **Aquarellen**, welche der verstorbene Eduard Hildebrandt auf seiner Reise um die Erde nach der Natur aufgenommen, erscheint gegenwärtig eine Auswahl in chromo-lithographischer Nachbildung im Verlage von R. Wagner in Berlin. Diese Verlagshandlung, welche das Reproductionsrecht für sämmtliche dreihundert Aquarellen erworben hat, giebt vorläufig vierundzwanzig derselben in vier Abtheilungen, jede zu sechs Blatt. In der That bieten diese von R. Steinbock angefertigten chromo-lithographischen Facsimiles sehr beachtenswerthe Nachbildungen der berühmten Originale, welche durch vielfache Ausstellung in Deutschland, Frankreich und England bekannt und gewürdigt und seitdem als Besitz in verschiedene Hände übergegangen sind. Die erste Abtheilung enthält ägyptische und indische Ansichten, die in der prachtvollen Farbengebung von bedeutender Wirkung sind und die grellen Contraste und zauberhaften Lichteffecte jener tropischen Gegenden wiederspiegeln. Man ist anfangs frappirt und das Auge muß sich an die Manier des Künstlers gewöhnen; dann aber gewinnen die Blätter ein ungemein charakteristisches und wirksames Leben, es liegt ein Zug von Naturwahrheit darin, den man immer klarer herausfühlt und durch welchen die Bilder nicht nur künstlerische, sondern auch wissenschaftliche Bedeutung erhalten.



Fernan Caballero

und die spanische Literatur in Deutschland.

Von

Julian Schmidt.

Seit Lessing, Kant und Goethe ist unser guter Ruf in literarischer Beziehung in stetem Wachsen geblieben, man treibt Hegel'sche Philosophie selbst in der Ukraine und der Wallachei, und Bulwer hat einen seiner Romane dem ganzen deutschen Volke gewidmet, „einem Volk von Denkern und Philosophen." Dagegen wollte man uns in politischer Beziehung nicht viel zutrauen, und es giebt keine höfliche oder schnöde Form des Spottes, die nicht in London, Paris, St. Petersburg, New-York gegen unsere politischen Versuche angewandt wäre. Einen deutschen Politiker konnte man sich niemals anders vorstellen, als im abgeschabten Burschenrock, mit langen semmelblonden Haaren und Bart, eine Tabakspfeife mit schwarz-roth-goldener Quaste in der Tasche, eine Mappe mit verliebten Sonetten unter dem Arm und in gräulicher Furcht vor der Polizei. Das ist jetzt nun anders geworden.

So viel Verdruß uns damals diese Zerrbilder machten, wir verfielen nicht selten in den nämlichen Fehler. Wie oft ist nicht bei uns in einer Reihe unumstößlicher Schlußfolgerungen haarscharf bewiesen, daß die Franzosen, daß die romanischen Völker überhaupt in einem Zustande hoffnungsloser Verrottung wären; mit wie wohlwollender Weisheit haben wir nicht den Kopf geschüttelt, als sich unter den Italienern das nationale Bewußtsein zu regen begann! Wir haben gern anerkannt, daß sie vorzügliche Componisten und Sängerinnen liefern, auch vor dem vornehmen Anstande selbst der niedern Volksclassen bezeugten unsere Touristen vollkommene Hochachtung, aber daß die Nation auch einen Staat gründen wollte, das schien uns ein verzweifelter Einfall, und wir kamen immer auf die alte Ansicht von Goethe und W. v. Humboldt zurück, daß die Anarchie der politischen Verhältnisse den reizenden und unentbehrlichen Vordergrund für die großen Ruinen des Alterthums bildete, deren Erhaltung viel wichtiger wäre, als alle Interessen des modernen Geschlechts. Dann wurden wir durch Cavour und Garibaldi beschämt, und es erfolgte bei uns ein ähnlicher Umschlag, wie 1866 bei den Franzosen in Bezug auf Deutschland: wir trauten den Italienern nunmehr das Unmögliche zu, und nahmen es ihnen förmlich übel, daß sie aus krummem Holze zunächst nur ein Leim- und Flickwerk zu Stande brachten.

Vielleicht erleben wir in Spanien etwas Aehnliches. Anscheinend hatte unser abfälliges Urtheil über dieses Volk eine grö-

ßere Berechtigung. Die Italiener litten unter fremder Bedrückung, während die Spanier sich beinahe seit einem halben Jahrhundert selber zu Grunde richteten. Vielleicht war das Urtheil doch voreilig. Von dem Ausgange der gegenwärtigen Revolution kann man sich freilich noch keine Vorstellung machen, aber zweierlei tritt doch entschieden hervor: die abscheuliche Wirthschaft der letzten Regierung hat fast alle ihre Anhänger verloren, und die Führer der Bewegung, die vermuthlichen Gründer des neuen Staates, geben sich die redlichste Mühe, sich untereinander zu verständigen, um mit gemeinsamen Kräften den ernsten und schweren Neubau zu unternehmen.

Leicht könnten uns nun die Actenstücke, die von dort her veröffentlicht werden, in unserem Urtheil irre führen. So wie der Pariser Frack in den gebildeten Kreisen aller Völker die Eigenthümlichkeiten nivellirt hat, so verhält es sich auch mit der politischen Redeweise. Die französischen Zeitungen, die von 1815—1848 die Hauptlectüre aller europäischen Staatsmänner und Volkstribunen bildeten, haben überall einen conventionellen Stil der Politik eingebürgert, der den oberflächlichen Beobachter leicht verführen konnte, in sämmtlichen Völkern Europa's die gleiche Bildung zu suchen. Lesen wir die Kammerverhandlungen der Wallachen, oder, wie es jetzt vornehmer heißt, der Rumänen, so hören wir da, gerade wie bei uns und in Paris, von rechter und linker Seite, vom Centrum, vom Budget, von volkswirthschaftlichen Rücksichten, von der socialen Frage u. s. w., und in den Manifesten von Prim, Serrano und den übrigen aufständischen Generalen herrscht der liebenswürdigste landläufige Liberalismus. Es wird diesen Herren gar nicht schwer, sich auszudrücken, die Feder geht von selbst, und wenn wir einige Nebenumstände weglassen, so könnte man den Redner einer Berliner Bezirksversammlung oder auch den Staatsmann eines „hohen Hauses“ zu vernehmen glauben. Es wäre aber ein gefährlicher Fehlschluß, wenn man sich daraus eine Meinung über den Charakter des spanischen Volkes bilden wollte. Glücklicherweise war eine der ersten Festlichkeiten, die zu Ehren der neuen Befreiung veranstaltet wurden, ein Stiergefecht, um uns daran zu erinnern, daß in dieser Nation noch immer Zustände vorhanden sind, die für die Rechnung moderner Culturmenschen etwas Irrationelles enthalten.

Vor ungefähr acht Jahren erschien eine deutsche Uebersetzung der spanischen Novellen von Fernan Caballero. Ich hatte sie damals mit Interesse gelesen, aber doch nicht mit mehr Interesse, als der ästhetische Kritiker einer Dilettantenarbeit zuwendet, die freilich viel Geist, viel Charakter und Eigenthümlichkeit verräth. Dies Dilettantische in der Form, fast möchte man sagen, diese geflissentliche und böswillige Auflehnung gegen alle echten Gesetze der Kunst, hat bewirkt, daß die Novellen im deutschen Publikum wenig Beifall gefunden haben; sie sind eigentlich nur in dem Kreise Derer gewürdigt, die das Studium der südeuropäischen Cultur als Beruf treiben. In Spanien dagegen sind sie sehr populär, was umsomehr sagen will, da sie eine sehr scharf prononcirte Parteifarbe tragen: eine Parteifarbe, die gewiß der großen Mehrheit des spanischen Volkes verhaßt ist. Die Revolution dieses Jahres veranlaßte mich, sie von neuem aufmerksam anzusehen. Ich glaube zwar nicht, daß sie jemals bei uns viel gelesen werden. Artistisch sind wir zu sehr verwöhnt — selbst die mittelmäßigen Romanschriftsteller bei uns wie bei den Engländern und Franzosen haben eine leidliche Schule durchgemacht; sie wissen, worauf es ankommt, wenn man die Aufmerksamkeit des Lesers reizen und festhalten will; sie haben die Mühe übernommen, die Bahn zu ebnen und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Fernan Caballero dagegen häuft wie absichtlich vor den Eingang ihres Kunstgebäudes so viel Schutt und Unkraut zusammen, daß man viel Geduld und guten Willen mitbringen muß, um auch nur ein Ende Weges mit ihr fortzugehen. Die Mühe und Geduld ist aber nicht verloren, denn wir haben es mit einer sehr bedeutenden Erscheinung zu thun.

Fernan Caballero ist das Pseudonym für eine Dame, Frau Cecilia de Arrom, eine geborene Deutsche, die Tochter des Literarhistorikers Böhl, der in Campe's Robinson als „Johannes“ auftritt, und der später nach Spanien auswanderte. Im fünfzehnten Jahre folgte ihm seine Tochter, die bis dahin in Hamburg erzogen war; sie war von ihrem Vater

früh in die Kenntniß der spanischen Literatur eingeführt, in dem Geist, wie er damals in Deutschland bei den Literaturfreunden der herrschende war, d. h. in dem Geist der romantischen Schule.

Das Studium der spanischen Literatur in Deutschland hat eine eigene Geschichte. In der realistischen Periode, die durch Wolf und Gottsched bezeichnet wird, war die frühere Beziehung zwischen den beiden Culturvölkern völlig abgeschnitten. Die Spanier wurden durch die Franzosen bei uns wieder eingeführt; von ihnen geleitet, gab Bodmer bereits 1740, in einer Zeit, wo er von Shakspeare kaum noch den Namen kannte, eine ausführliche Analyse des Don Quixote, von dem in derselben Zeit eine allerdings sehr mittelmäßige Uebersetzung aus dem Französischen erschien. Sie erregte die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, besonders Wieland's, der im „Don Silvio" sogar eine wunderliche Nachahmung versuchte. Eine wirkliche Uebersetzung aus dem Spanischen erschien erst 1775. Der Uebersetzer, Bertuch, Wieland's Freund, hatte die eingewebten Novellen, die er für einen Fehler des Werkes hielt, theils weggelassen, theils verkürzt; im Uebrigen aber seine Aufgabe, soweit sie sich auf das Humoristische bezog, im Ganzen recht gut gelöst. Und dies Humoristische war in einer Zeit, wo der englische Roman, von Sterne, Fielding, Smollet das deutsche Publikum beherrschte, ausschließlich dasjenige, was man bei der spanischen Literatur in's Auge faßte. Noch vor dem Bertuch'schen „Cervantes" erschien eine Uebersetzung des „Lazarillo de Tormes" und des „Gil Blas," dessen Verfasser freilich ein Franzose war, der aber auf einen spanischen Ursprung zurückführt; gleich darauf die Uebersetzung des „Bruder Gerundio" und des „Gran Tacanno;" als ein Verwandter dieser Schelmenromane wurde auch „Don Quixote" aufgefaßt. Von dem spanischen Theater hatte man wenig Kunde. Lessing, der sich eine Reihe spanischer Originalstücke verschafft hatte, analysirt in seiner „Dramaturgie" 1767 einen „Graf Essex:" „In allen spanischen Stücken," sagt er zum Schluß, „einerlei Fehler und einerlei Schönheiten; mehr oder weniger, das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. Eine ganz eigene Fabel, eine sehr sinnreiche Verwicklung, sehr viele und sonderbare und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen, meistens sehr wohl angelegte und bis an's Ende erhaltene Charaktere, nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck. Das sind allerdings Schönheiten, nicht eben die höchsten; nicht zu leugnen, daß sie zum Theil sehr leicht bis in's Romanhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden; daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind."

Das Interesse für die spanische Literatur hatte also damals eine ganz entgegengesetzte Richtung, als dreißig Jahre später. Es war das Komische, Volksthümliche, Genrehafte, was man aufsuchte. Und in der That war dies Element im sechzehnten wie im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in der spanischen Literatur stärker vertreten, als in irgend einer anderen. Von dem unsterblichen Sancho Pansa ganz zu schweigen, ist in sämmtlichen Schelmenromanen eine solche Kraft der Striche, eine so volle satte Farbe, eine so bunte Mannigfaltigkeit der Figuren und Situationen, ein so kräftiges, autonomes Verhalten, daß man bei einiger Kenntniß dieser Bücher nicht wenig erstaunt, bei dem gefeierten Calderon kaum noch eine Spur davon zu entdecken. Calderon giebt zwar auch in seinen ernsthafteren Stücken dem komischen Element einen sehr weiten Spielraum, die Späße seiner Graciosos mischen sich viel zudringlicher in die Tragik der Ereignisse als bei Shakspeare, aber es sind frostige und stereotype Späße; kennt man einen von ihnen, so kennt man sie alle auswendig, und könnte halb im Schlafe weiter reimen. Man nehme jeden beliebigen Maulthiertreiber oder Bandit oder Schäfer aus Cervantes: wie steht da Alles fest auf seinen Füßen! welche Freiheit, welche beständige Ueberraschung, welch gediegener Naturwuchs!

In Calderon's Zeit hatte der Hofdienst das Mark der Nation ausgesogen, soweit sich der unmittelbare Einfluß der Regierung erstreckte; es gab nur noch Cavaliere und Bedienten. Daß es aber im Volke besser stand, sieht man aus Murillo, dem Zeitgenossen Calderon's: seine Madonnen freilich und Heiligen in Ekstase stimmen mit der schwungvollsten Lyrik in der „An-

dacht zum Kreuz;" sieht man aber seine köstlichen Straßenjungen, so findet man, daß die Nachkommenschaft Sancho Pansa's noch lange nicht ausgestorben war, und wenn in dem darauf folgenden Jahrhundert unter dem Einfluß der französisch-akademischen Literatur das Humoristische und Volksthümliche immer weiter in den Hintergrund gedrängt wurde, so lehrt uns Fernan Caballero, um dies gleich vorauszunehmen, daß es in der Stille in den entlegenen Provinzen aus eigener Kraft in der buntesten Fülle sich fortgepflanzt und gewuchert hat.

Wenn man in den Jahren 1760 bis 1780 in Deutschland einseitig den lustigen Spanier bewunderte, so wurde das später durch eine andere und schlimmere Einseitigkeit ergänzt. Der erste, der die spanische Literatur, wenn sie ihm auch nur unvollkommen bekannt war, in ihrer concreten Existenz zu würdigen verstand, war Herder. Ihm war der Roman des Cervantes niemals eine bloße Humoreske, er fand das tief Ernste und Menschliche in den Figuren heraus: ja, ihm hat Don Quixote selbst etwas Bängliches, da er zu viel Züge seines eigenen Geistes darin wiederfand. Er hatte dem nivellirenden Geiste des Jahrhunderts gegenüber nicht blos die Idee, daß man jedes Volk, um es zu begreifen, in seiner Eigenart studiren müsse, daß seine Physiognomie sich hauptsächlich in den Zügen ausspricht, die für den Fremden etwas Fremdes haben, sondern er hatte auch den großen Blick, der nöthig ist, um diese Idee zu realisiren. In seinen Volksliedern 1778 nehmen die spanischen Romanzen einen großen Raum ein. Sie sind hauptsächlich aus der „Historia dellas guerras civiles," jenem Roman, der, auf das Zeitalter der Zegris und Abenceragen übertragen, das alte kastilische Ritterthum überhaupt verherrlichte. Herder hat den Ton dieser Romanzen prächtig getroffen, wie er überhaupt in Wiedergabe der Stimmung und des Tonfalles der erste Meister bleibt. Für die Romanzen vom Cid, die beinahe dreißig Jahre später erschienen, hat er zwar eine französische Bearbeitung zu Grunde gelegt, aber die Musik, die den eigentlichen Reiz dieses Gedichtes ausmacht, gehört ihm eigen an.

Unter die spanischen Volkslieder hat er auch verschiedene Marienlieder aufgenommen, und dies ist eine Seite, durch die er für das Verständniß der spanischen Literatur von großer Wichtigkeit wurde. Es war eine Ueberzeugung, die er schon in seinen ersten Jugendschriften aussprach, daß die Mythologie eines jeden Volkes die natürliche Bildersprache, die Hieroglyphe ist für seine Art, die Natur und die Geschichte anzusehen; eine von den verschiedenen Farben, in welche das reine Licht des menschlichen Denkens sich zertheilt. In diesem Sinne stellte er den Cultus der heiligen Jungfrau als den sinnlichen Ausdruck einer echt menschlichen Empfindung dar, die nur die Maske eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit trägt, und zog den Kreis der katholischen und südeuropäischen Mythologie in das Pantheon der dichtenden Betrachtung, die sich der griechischen, orientalischen und nordischen Mythologie bereits bemächtigt hatte. Es ist bekannt, wie diese fruchtbare Idee später von den Romantikern ausgebeutet und zum Theil gegen ihren ursprünglichen Sinn gewandt wurde.

Ehe diese Wendung in der deutschen Literatur eintrat, war durch zwei große dichterische Werke, durch Schiller's „Don Carlos" und Goethe's „Egmont," die ungefähr beide gleichzeitig erschienen, 1787 und 1788, dem deutschen Volke ein ganz neues Bild von dem spanischen Wesen gegeben, das durch die bald darauf erscheinende „Geschichte der niederländischen Rebellion" noch weiter ausgeführt wurde. Die humoristischen Züge verblaßten, und die finsteren Gesichter des Königs Philipp, des Herzogs Alba und Pizarro's wurden für unsere Phantasie die Typen der spanischen Nation. Dies Bild wurde festgehalten, bis durch die bedenkliche Wendung der französischen Revolution dem deutschen Volksgemüth ein gefährlicherer Feind zu erstehen schien, sodaß es zu den Mächten, die es früher gehaßt, mit einer wenn auch zweifelhaften Sympathie sich zurückwandte.

Zu diesen politischen Gründen kam ein ästhetischer. Die regierenden Dichter in Weimar — man kann diesen Ausdruck wohl gebrauchen — hatten sich dem bisherigen realistischen Zuge der deutschen Poesie entfremdet; sie verlangten von der Kunst Darstellung einer idealen, den wirk-

lichen Bedürfnissen völlig fremden Welt. Die Kunst müsse — so hart drückte sich Schiller aus — von dem Schmutz der Wirklichkeit völlig reingewaschen werden. Costüm, Sprache, Versbau, Vorstellungen, Alles sollte die Weihe eines höheren fremden Tons haben. Man kehrte zu den Griechen, versuchsweise auch zu den Franzosen zurück, und in dieser Jagd nach fremden Himmelsgestalten war die Entdeckung der Spanier hoch willkommen, die an Fremdartigkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Tieck war es, der die Entdeckung machte. Er führte die literarischen Freunde in die Bekanntschaft Calderon's ein; er gab den Don Quixote in einer neuen Uebersetzung, die von dem Inhalt nichts ausließ, und die, was den Ton betrifft, abgesehen von einzelnen Mängeln, noch heute als musterhaft gelten kann. Das Publikum wurde nun darüber aufgeklärt, daß Cervantes keineswegs blos ein geistreicher Humorist gewesen sei, sondern daß seine Poesie hauptsächlich in dem Contrast zwischen parodischen und romantischen Massen liege. A. W. Schlegel übersetzte zunächst zwei Stücke von Calderon, denen gleich darauf zwei weitere folgten. Die ganze Schule wetteiferte in Sonetten und Canzonen zur Verherrlichung der spanischen Dichter und ihres sittlich-religiösen Inhalts, und eifrige Poeten, die das Publikum durch Neuheit fesseln wollten, bemächtigten sich der eben erlernten Kunstform, um in ähnlicher Weise zu produciren. Fr. Schlegel mit dem „Alarkos" eröffnete den Reigen, es folgte Tieck's „Octavianus," Zach. Werner, W. v. Schütz, Fouqué u. s. w., ja Schiller selbst war von Calderon nicht wenig eingenommen, und seine „Braut von Messina" und „Jungfrau von Orleans" haben einen ziemlich starken spanischen Hautgout.

Kaum erkannte man in diesen Productionen der neuen Schule noch den alten deutschen Rhythmus. In der volltönenden vocalreichen spanischen Sprache finden sich die künstlich verflochtenen Reimgruppen und Assonanzen so leicht ein, daß z. B. Lope de Vega eine vollständig versificirte Tragödie in zwei bis drei Tagen verfertigte und es glücklich auf die Zahl von zweitausend brachte: dem deutschen Dichter würde das schwer gefallen sein. Man sah den deutschen Sonetten, Canzonen, Assonanzen u. s. w. den Schweiß an, es schien, als ob der Schweiß die Inspiration ersetzen sollte. Und dabei blieben die Verse im Grunde doch immer geleimt; sie kamen nicht in freien natürlichen Fluß.

Die Verehrung vor den spanischen Dichtern hätte bald der natürlichen Abneigung der Menge weichen müssen, wäre nicht ein Umstand eingetreten, auf dessen Bedeutung die Berichterstatter dieser Begebenheiten noch nicht das nöthige Licht geworfen haben.

Die spanische Nation selbst nämlich kam plötzlich in einen besseren Ruf, und die Vorstellungen, die man aus „Egmont" und „Don Carlos" geschöpft hatte, erfuhren eine wesentliche Berichtigung. Als Napoleon die Bourbons um ihr Königthum betrog, war die Theilnahme im Publikum anfangs nicht groß; nun aber erhob sich zur allgemeinen Ueberraschung das spanische Volk unter selbstgewählten Führern und führte auf eigene Hand einen Freiheits- und Rachekrieg gegen die Franzosen, von dessen Art man im übrigen Europa keine Ahnung gehabt hatte. Es war das eigentliche Volk, zum großen Theil aus den unteren Classen, das den Stamm der Insurrection hergab, aber es focht unter den Symbolen des Königthums und der altkatholischen Kirche. Jetzt wandte man sich wieder zum spanischen Theater und zum spanischen Epos zurück, und Gegenstände und Ideen gewannen eine ganz neue Beleuchtung. Den Zeitgenossen, welche mit ebensoviel Bewunderung als Schauder die Tragödie von Saragossa erlebten, wurde verständlich, was Cervantes mit seiner „Numancia" gemeint habe. Wenn in dem altspanischen Theater die Abgötterei mit dem Königthum befremdete, und man sah, was für gräuliche Folgen dieser blinde Servilismus gehabt, so erwies sich nun der Royalismus als eine Macht und gewann einen symbolischen Sinn. Nie hat es erbärmlichere Fürsten gegeben, als die beiden spanischen Prätendenten, Vater und Sohn, Carl und Ferdinand, aber der Glaube an das Königthum schien unabhängig von dem Werth der Persönlichkeiten. Wenn der spanische Bauer mit dem Feldgeschrei: Es lebe der König! — derselbe König, der ihn schon einmal schmählich verrathen! — gegen die Franzosen zog, so liefen bei der Rückkehr

des Kurfürsten von Hessen in seine Staaten zwei der edelsten deutschen Männer, die Brüder Grimm, unter Thränen und Jauchzen neben seinem Wagen her und segneten ihn. Und doch kannten sie ihn und sollten ihn noch besser kennen lernen; und so sollten auch Mina, Empecinado und die anderen Guerillachefs noch erfahren, was sie mit ihrem so ersehnten Ferdinand in's Land gebracht hatten. Aber hier galt es das Princip, und gegen den ruchlosen Eroberer, der Alles gleich machte, um Alles niederzutreten, war die Legitimität eine mächtige Waffe, und der Glaube an die Legitimität wurde geheiligt.

Wie sehr sich die Stimmung auch außerhalb der poetischen Kreise geändert hatte, zeigt das Beispiel E. M. Arndt's, den man gewiß katholischer oder absolutistischer Sympathien nicht zeihen wird. Im „Geist der Zeit," in einer Rundschau über die Völker Europa's, wo nicht blos die Franzosen, sondern auch die Engländer ziemlich schlecht wegkommen, wird neben den Skandinaviern ausschließlich das „ritterliche Volk" der Spanier verherrlicht.

Ebenso stand es mit der Kirche. Was Marquis Posa von der Inquisition gesagt, blieb ja im vollen Recht, aber nun wurde das Kreuz im vollsten Sinne des Worts zum Schwert gemacht, und es schlug den Feinden Deutschlands und Spaniens tiefe Wunden. Diese Wahlverwandtschaft der Principien und Interessen muß man in Anschlag bringen, wenn man die Schwärmerei der deutschen Poeten für Spanien begreifen, wenn man an ihrem Verstande nicht völlig irre werden will. Denn nun kam es wie mit einer Fluth, die Stücke Calderon's und anderer spanischen Dichter wurden massenhaft übersetzt, und wer auf dem Theater irgend zur Geltung kommen wollte, Werner, Müllner, Houwald, Zedlitz, Grillparzer, Alles legte das spanische Costüm an, schmückte sich mit einem Kreuz, und redete, wenn nicht in Sonetten, doch wenigstens in vierfüßigen Trochäen.

Nicht wenig wurde das europäische Interesse für Spanien durch zwei Dichter von großem Namen geweckt.

Anfang 1807 kam Chateaubriand, achtunddreißig Jahre alt, von seiner Pilgerfahrt vom gelobten Lande nach Spanien; eine hochgestellte Dame, die er liebte, hatte ihm in der Alhambra ein Stelldichein gegeben. In seiner Jugend den schwersten Zweifeln preisgegeben, hatte er 1802 im „Genie du Christianisme" Weltleute und Aesthetiker auf die bisher wenig beachtete Kunstseite der christlichen Religion aufmerksam gemacht und den Geschmack für die Frömmigkeit gewonnen. Im Herzen, wie sein René, ein Virtuose des Weltschmerzes und der mit dieser düsteren Stimmung nicht unvereinbaren skeptischen Frivolität, gewohnt, das Leben für eine traurige Monomanie auszugeben, und doch nicht abgeneigt, die Reize dieser Monomanie im vollsten Maße auszukosten, legte er sich nun auf den Cultus der Ruinen. Delaborde, der Spanien als leichtfertiger Tourist besucht, kritisirte er vom Standpunkte der Völkerfreiheit, und besang die Erinnerungen seines spanischen Aufenthaltes in dem prosaischen Gedicht „Le dernier des Abencerages," einem Nachklang aus der „Historia dellas guerras civiles," mit der obligaten Begleitung moderner Sentimentalität.

Drei Jahre darauf, 1810, erschien ein jüngerer Geistesverwandter, Lord Byron, in Spanien. Zweiundzwanzig Jahre alt, hatte er bis jetzt sein Leben in wüsten Ausschweifungen zugebracht:

— in sooth, he was a shameless wight,
Sore given to revel and ungodly glee;
Few earthly things found favour in his sight
Save concubines and carnal companie.

Aber mitten in dieser Schwelgerei:

— Worse than adversity the Childe befell:
He felt the fulness of satiety . . .
And now Childe Harold was sore sick at heart . . .
Apart he stalk'd in joyless reverie . . .
With pleasure drugg'd, he almost long'd for woe
. . . Oft-times in his maddest mirthful mood
Strange pangs would flash along Childe Harold's brow,
As of the memory of some deadly feud
Or disappointed passion lurk'd below.

So beschließt er denn, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren, and visit scorching climes beyond the sea. Er kommt zuerst nach Spanien. „Oh lovely Spain! renown'd romantic land!" Er denkt an seine alte glorreiche Geschichte:

Awake, ye sons of Spain! awake! arise!
Lo! Chivalry, your ancient goddess, cries.

Und schon klingen um ihn die Fanfaren des Kriegs; er kann ihnen aber vorläufig kein Interesse abgewinnen, weil die Sache, um die es sich handelt, ihm fremd ist; mit

größerer Theilnahme sieht er bei Sevilla dem Fandango zu, und bedauert, daß der lustige Maulthiertreiber, statt, wie früher, von Liebe, Andacht und Romantik zu singen, in den Ruf einstimmt: viva el Rey!

And must they fall? the young, the proud, the brave,
To swell one bloated Chief's unwholesome reign?
No step between submission and a grave?

Er wendet sich ab, und vertieft sich in die stillen und lauten Intriguen der Liebe und ihrer Abenteuer.

Der erste Gesang des Childe Harold, der diese Schilderungen enthielt, erschien im Februar 1812, eben als die Begeisterung für die Spanier in Deutschland nahe an ihrem Höhepunkte war, ein Jahr ehe Fernan Caballero nach Spanien ging. Sechs Jahre darauf, im „Don Juan," gab Lord Byron von den spanischen Zuständen eine andere Schilderung. Das Costüm des treu Liebenden war abgeworfen, Childe Harold sah scharf und mit bitterm Hohn in die wirklichen Dinge. Er fand das Leben lügenhaft, aber es kam ihm amüsant vor. Man kennt die reizende Ehebruchsgeschichte, mit welcher der junge Don Juan oder Faublas seine Eroberungen beginnt.

Auch in Deutschland wußte man Don Juan zu würdigen. Diese altspanische sehr charakteristische Figur, von mehreren ihrer berühmten Dichter behandelt, hatte sich seit 1787 durch Mozart in Deutschland eingebürgert, und wenn Leporello in seinem berühmten Register die Opfer seines Herrn aufzählt, und in Spanien tausendunddrei namhaft zu machen wußte, so nahm man diese Frivolität unbefangen mit in den Kauf zu den Bildern steifer tugendhafter Grandezza, wie sie sonst in dem spanischen Raritätenladen aufgespeichert waren. Hofmann symbolisirte damals den liederlichen Cavalier, er machte aus ihm einen René oder Childe Harold, ja einen Seitenverwandten von Hamlet und Faust, der nur darum ein Weib nach dem andern verführte, weil keine dem Ideal genug that, das er in seinem Innern hegte. Bei der Einzigen, die ihm ebenbürtig hätte sein können, kam ihm das Schicksal in den Weg; er war im Fall, ihren Vater zu tödten, und ihre heiße Liebe zu ihm mußte die Maske des Hasses anziehen, wie bei Ximene gegen Cid.

Wäre die gesammte spanische Literatur auf einmal den Deutschen bekannt geworden, statt einzeln Stück für Stück sich ihrer Phantasie einzuschmeicheln, so hätte sich ein objectives Urtheil herausstellen können. So aber hatte man kein Arg daran, unvermerkt eine Paradoxie nach der andern anzunehmen und sie so weit in den Kreis der gewohnten Vorstellungen zu übertragen, daß, was nun noch weiter Wunderbares und Unmögliches hinzutrat, in der bereits fertigen Bildergalerie irgend einen Platz fand, in den es eingefügt werden konnte. Anstatt zu beobachten und so sich ein Urtheil zu bilden, ahmte man augenblicklich nach, und das war doch nicht ohne einen Assimilationsproceß möglich, der sich an den Originalen ebenso geltend machte, wie an den Nachbildnern. Calderon's Vorstellungskreis in einem Gesammtbilde zu übersehen, ist sehr der Mühe werth.

In der Mitte dieser Weltanschauung steht der König, nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich über das Gesetz erhaben. Zwar sind die Begriffe der Gerechtigkeit ihm nicht fremd, in seiner Eigenschaft als höchster Richter, dem gegenüber die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe nicht die mindeste Geltung haben, läßt er sich nicht selten durch Motive der Billigkeit oder des Rechts bestimmen. Aber ihm gegenüber giebt es kein Recht. Mit der ganzen empirischen Unmittelbarkeit seiner Natur, von Leidenschaften der verschiedensten Art bestimmt, greift er in die Schicksale der Menschen ein, und was er will und thut, ist die letzte Instanz. Der Mörder, den das Gericht zum Tode verurtheilt, wird freigesprochen, sobald der König erklärt, er habe den Mord auf seinen Befehl verübt. Auch daß er diese Erklärung abgiebt, ist nur Großmuth: nöthig hatte er es nicht, auch vor seinem Gewissen nicht. Großmuth ist die einzige menschliche Eigenschaft, durch die er mit den übrigen Sterblichen in Beziehung steht. Seine Gnade zu suchen, ist der höchste Zweck aller Edelleute, ihm den Fuß zu küssen, eine Ehre, um welche sie wetteifern. Wenn er seine Leidenschaft durch den Verstand, d. h. durch die Sitte meistert, so wird das als ein leuchtendes Tugendbeispiel im Staube verehrt.

Wenn auch in geringerem, so doch recht bedeutendem Grade gilt dasselbe von den Großen, die ihm nahe stehen. Auch auf diese findet Gesetz und Sitte nur selten

Anwendung; auch ihre hervorragende Tugend ist Großmuth. Hier steht Calderon nicht so weit ab von Cervantes, wie in vielen andern sittlichen Fragen. In der schönen Novelle, die den ersten Band des „Don Quixote" schließt, kommt es uns doch etwas spanisch vor, wenn der Freund und die Geliebte des Don Fernando, die er beide schurkisch betrogen hat, ihm zu Füßen liegen und seine Großmuth preisen, als er ein milderes Verfahren eintreten läßt.

Allein courfähig für das Schauspiel, gleichviel ob Tragödie oder Comödie, sind die Cavaliere. Nicht, was man bei uns Junker nennt: auch sie haben ihre Würde nur durch den Abglanz des Hofes und der höfischen Sitten. Ein Landedelmann, der nicht weiß, was sich schickt, hat nur als komische Figur seine Stellung. Für die Cavaliere nun ist das höchste Gesetz die Ehre, aber nicht im germanischen Sinne, wo die Ehre gewogen wird, wo sie mit den inneren Regungen des Herzens, mit der Eigenthümlichkeit des Charakters in Dialektik steht, sondern sie ist eine geprägte Münze, die klingend ausgegeben und angenommen wird. Wem diese Begriffe nicht vollkommen geläufig sind, ist kein echter Edelmann, und der Theaterdichter darf keine Notiz von ihm nehmen. Das Gesetz der Ehre bezieht sich hauptsächlich auf die Verletzungen der Persönlichkeit, auf die Injurien. Wie diese Verletzungen abzuwenden oder zu rügen sind, daß ist im Gesetz des Adels mit einem Scharfsinn, der an den Talmud erinnert, vorgeschrieben. Shakspeare glaubte in „As you like it," mit den „sieben Ehrenpunkten" des Narren Probstein eine komische Wirkung hervorzubringen; was Calderon im baaren Ernst über diese Ehrenpunkte wiederholt vorbringt, geht in unfreiwilliger Komik weit darüber hinaus. Da die Ehre ein todtes Gesetz ohne alle Vermittlung ist, sind sämmtliche Cavaliere von einer traurigen Monotonie; man kann sie nicht voneinander unterscheiden und sie erscheinen wie Automaten. Conflicte kommen freilich vor, aber nur äußerlicher Art, nur zwischen den verschiedenen Ehrenpunkten oder zwischen der Leidenschaft und dem Verstande. Von einem lebendigen Ineinandergreifen, von einer Fortbildung des Begriffs durch das individuelle Leben ist keine Rede; es wird Alles durch einen äußerlichen Calcul abgemacht und entschieden. Das einzige, wodurch in diese hölzernen Gliederpuppen Leben kommt, ist das Spiel des Zufalls. Darin ist Calderon von einer reichen Erfindung: aber das beständige Schillern der buntesten Zufälligkeit bringt doch zuletzt ein mattes Grau hervor.

Am wunderlichsten gestaltet sich der Ehrenpunkt, wenn der König in's Spiel kommt. Die Lehnspflicht geht über Alles, und sie beschränkt sich nicht auf die Grenzen, die sonst der sittlichen und politischen Machtsphäre der Monarchie gezogen sind, sie umfaßt geradezu Alles. Wenn z. B. der König seinem Cavalier befiehlt, ihm seine Braut auszuliefern, so ist nicht der entfernteste Gedanke an die Möglichkeit, diesem Gebot ungehorsam zu sein: es zu umgehen und den König durch List und Ränke zu betrügen, das freilich ist nicht nur erlaubt, sondern gerathen, und an spitzbübischer Erfindung sind die spanischen Cavaliere gerade so reich, wie die Sclaven bei Plautus oder Terenz ihrem Herrn gegenüber, der das Recht über Leben und Tod hat.

Das ist eben die schlimmste Seite dieser Weltanschauung, daß durchweg die Klugheit das letzte Wort zu sprechen hat. Das Leidenschaftliche und Individuelle wird nicht erzogen, es findet keine Ausgleichung und Vermittlung, es wird nur an Ketten und Banden gelegt. Die Ehre, das Rechts- und Selbstgefühl lebt nur im Schein; der Mensch will Nichts sein, sondern nur gelten. In einem Stücke Calderon's giebt ein König, der ein Edelfräulein begehrt, dem Bruder derselben, der ihm dabei unbequem wird, eine Maulschelle: sofort zieht dieser den Degen und stößt ihn, da die Person des Königs unantastbar ist, einem beliebigen Andern in den Leib. Das ist nicht etwa so gemeint, als ob er durch die Ehrenkränkung seiner Sinne beraubt und in eine Art Berserkerwuth versetzt wäre, sondern es ist die einfache Berechnung. Die Ehre ist verletzt; um sie zu sühnen, muß Blut fließen, und da des Königs Blut nicht fließen darf, so wird ein Anderer verwundet, um der Meinung genug zu thun.

Ganz eigen gestaltet sich dadurch das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Calderon zeichnet nicht etwa blos zahme Schülerinnen der Sittlichkeit: im Gegen-

theil ist bei ihm, abgesehen von den Heroinen, die mit einer Art von wilder Wuth gegen jedes Gefühl des Rechts und der Menschlichkeit zu Felde ziehen, jedes Frauenzimmer ohne Ausnahme geneigt, über die Schnur zu hauen, d. h. unsittlich zu werden. Eben darum verlangen sie die strengste Ueberwachung. Dem Anscheine nach waltet zwar über dem Verkehr der Geschlechter eine orientalische Galanterie, den Damen wird nur der Fuß geküßt, und wenn sie auftreten, so folgen wenigstens zwei Seiten Canzonen oder Assonanzen zum Lobe ihrer Schönheit; jeder Cavalier ist durch seine Ehre verpflichtet, der beliebigen Dame, die ihn anspricht, seinen Dienst zu weihen, und so ziehen fast in jedem Lustspiele die jungen Mädchen frischweg auf Abenteuer aus, um Anbeter anzureizen. Aber wenn Vater oder Bruder sie auf solchen Irrgängen antreffen, so rennen sie ihnen ohne Weiteres den Degen in den Leib, sans rime et sans raison, es müßte denn sein, daß der betreffende Cavalier oder ein beliebiger Anderer erklärt: ich will sie heirathen. Wenn das geschieht, ist Alles in bester Ordnung, einerlei, ob es der Mann ist, den sie liebt, oder nicht, ob er ein Ehrenmann ist oder ein Schurke. Das Frauenzimmer ist unter die Haube gebracht, und so waschen Vater oder Bruder wie nach wohlgethaner Arbeit ihre Hände in Unschuld.

Und nun die Ehe! Hier sind die spanischen Theaterdichter sehr streng, eben weil sie ganz äußerliche Motive anwenden. Ein innerliches Verhältniß zwischen den Gatten besteht nicht, es wird auch nicht für nöthig gehalten. Aber Vater und Bruder haben nun ihre Aufsicht über das gefährliche Frauenzimmer dem Ehemanne anvertraut, und seine Ehre ist verletzt, sobald er sie über die Schnur hauen läßt. Auch hier kommt es nur auf den Schein an. Cäsar sagte, seine Gattin dürfte nicht einmal beargwohnt werden, aber Cäsar beschränkte sich doch darauf, der beargwöhnten Gattin den Scheidebrief zu schicken. Für den Spanier würde das eine doppelte Kränkung sein; denn nun würde ja die Welt durch ein authentisches Document erfahren, daß seine Ehre verletzt ist. So bringt er denn die beargwöhnte Frau auf irgend eine raffinirte Weise um, und gebraucht dem größern Publikum gegenüber die Wendung, sie sei nur durch einen Zufall umgekommen, während er dem Näherstehenden durch eine feine Stichelei zu erkennen giebt, was er gethan hat. Je verschmitzter und raffinirter er dabei zu Werke geht, desto mehr wird er bewundert, und die Quelle alles Rechts, der König, stellt ihn als Muster aller Ehemänner dar, und giebt ihm seine Tochter zur zweiten Frau.

Um das Abscheuliche dieser Weltanschauung so recht zu empfinden, muß man „Don Gutiere" neben „Othello" stellen. Was der Mohr thut, ist entsetzlich, aber es entspringt aus einem in seinem heiligsten Glauben gekränkten und betrogenen Gemüth, das darüber innerlich zusammenbricht; der Spanier geht mit äußerster Kaltblütigkeit zu Werke, höchstens mit bedauerndem Achselzucken.

Dies Mitwirken der Reflexion wirft auch ein falsches Licht auf die einzige Tragödie Calderon's, in der eine andere Menschenclasse auftritt, als in der er sich sonst bewegt, auf dem „Alkalden von Zalamea." Der Bauer Crespo, der die Ehre seiner geschändeten Tochter rächt, ist der Anlage nach eine prächtige Figur, ein wahrer Trost und eine Herzstärkung, wenn man der physiognomielosen Hofleute müde geworden ist; aber er kann sich nicht enthalten, bei der Ausführung seines Planes Pfiffigkeit anzuwenden, und dadurch die gerechtfertigte Wildheit seiner Leidenschaft schnöde zu entheiligen.

Das letzte Wort des Räthsels in dieser Sittlichkeit des Scheins spricht die Religion aus, wie sie der Dichter kennt. Es ist ungerechfertigt, wenn man der katholischen Religion überhaupt vorwirft, sie fasse die Pflichten gegen Gott und die Menschen, Schuld und Buße, rein äußerlich auf. Aber bei Calderon ist der Vorwurf vollkommen gerechtfertigt.

Das erste Stück Calderon's, welches A. W. Schlegel in die Literatur einführte, war die „Andacht zum Kreuz;" es gehört in der Technik zu den vorzüglichsten, und wenn es auch allen Bemühungen Schlegel's nicht gelang, es auf dem norddeutschen Theater einzubürgern, da es den protestantischen Begriffen denn doch zu hart widersprach, so fand es desto mehr Beifall in Bamberg, wo T. A. Hoffmann, Preuße und Protestant, es mit allem Aufwand

sinnlicher Reizmittel in Decoration und musikalischer Begleitung ausstattete. Die Tendenz des Stückes ist, nachzuweisen, daß kein Verbrechen, keine innere Verworfenheit stark genug ist, die Gnadenwirkung aufzuheben, welche vom Kreuz ausgeht. Und zwar ist das Kreuz hier gar nicht symbolisch gemeint, sondern als äußeres magisches Zeichen, als Holz und Stein. Eusebio, der Mörder und Räuberhauptmann, hat von der frühsten Jugend an unter dem Schutze des Kreuzes gestanden, mehrmals ist durch dasselbe sein Leben wunderbar gerettet worden. Dafür hat er nie unterlassen, wo er es sah, sein Knie zu beugen, er unterläßt's auch mitten in seinen Frevelthaten nicht. Wenn er eine Mordthat begehen will, und ihm das Zeichen des Kreuzes vorgehalten wird, tritt er sofort zurück. Diese Anbetung des Kreuzes („Andacht zum Kreuz" drückt nicht genau dasselbe aus, was „devocion de la cruz") trägt ihre herrlichen Früchte. Eusebio fällt im Gefecht, ohne Beichte, er würde infolge dessen der Hölle verfallen sein, wenn das Kreuz nicht ein Wunder thäte. Aus dem Grabe heraus ruft er einen Priester, dem er früher im Namen des Kreuzes das Leben geschenkt und der ihm versprochen hat, ihn nicht ohne Beichte sterben zu lassen. Der Priester, der in entlegenen Ländern weilt, hört dennoch die Stimme des Erschlagenen, und wird durch ein Wunder zu ihm geführt; Eusebio steigt aus dem Grabe auf, legt seine Beichte ab, empfängt die Absolution und ist in die Gnade Gottes wieder aufgenommen.

Bei der Ausführung dieses Problems hat der Dichter die äußerste Paradoxie nicht gescheut. Kein Gegner könnte, um ihn zu widerlegen, eine absurde Consequenz ersinnen, die hier nicht im besten Glauben gezogen wäre. Wenn man im Jahre 1808 in Deutschland, nachdem Voltaire gelebt, ohne große Gefahr diese Erfindungen vom ästhetischen Standpunkte bewundern konnte, so lag historisch die Sache anders. Das Stück wurde geschrieben und aufgeführt, nachdem Deutschland im dreißigjährigen furchtbaren Kampfe gegen eben dasselbe unheilige Princip gerungen hatte, welches das Stück verherrlicht, gegen das Princip der Werkheiligkeit, d. h. die Sühne der Sünde durch äußerliche Acte des Glaubens; gerungen gegen dieselben Spanier, aus deren Fanatismus es hervorging, gerungen gegen dasselbe Haus Oesterreich, das im Theater der „Andacht zum Kreuz" Beifall klatschte; und im Hintergrunde, um dem Stücke die rechte Farbe zu geben, leuchteten die Flammen der Scheiterhaufen, auf denen die Ketzer, unter dem Beifall der Menge, zu Ehren des Kreuzes verbrannt wurden. Das Stück steht keineswegs vereinzelt in seiner Tendenz: überall, wo Calderon die Religion berührt, wird Götzendienst, d. h. Anbetung von Stein und Holz gepredigt. So in der „Morgenröthe von Copacavana," so in der „Sibylle des Orients." Ueberall ist die Andacht des Kreuzes nicht eine symbolische, sondern sie gehört dem Stoff an, sie ist gewissermaßen vegetabilisch erläutert: der Stamm, aus welchem das Holz gezimmert wurde, an dem Christus starb, ist von einer eigenen Baumgattung, einer Baumgattung, die auf den Beschauer den wunderbaren Eindruck macht, als ob sie zugleich Palme, Ceder und Cypresse wäre; darin spiegelt sich zugleich das Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit.

Wenn man sich diese Art der Religion als Motiv für eine Welt des Handelns, als Maßstab des sittlichen Urtheils vorstellt, so fühlt man sich empört; dennoch übt Calderon, und gerade durch seine katholische Mythologie, einen eigenen Reiz aus. Es ist eine wunderbar phantastische Welt, deren schillernde Farben man zu fixiren, deren innern Sinn man zu errathen strebt. Man fühlt heraus, daß der Dichter das Alles nicht selbst erfunden hat, daß seine Vorstellungen eine nationale Grundlage haben, die er aus ästhetischen Gründen benutzt. Es ist eine höchst interessante, aber freilich nach artistischen Zwecken umgearbeitete, in den Zusammenhang einer fremden Civilisation gebrachte und dadurch verdrehte Mythologie. Man möchte den Firniß des modernen Künstlers wieder abwischen, und zu dem elementaren Urgemälde vordringen, das der Seele des Volkes entsprang, das in dieser Seele wirkliches Leben hatte.

Calderon selbst macht auf den nüchternen Beobachter, der sich nicht mit dem Eindruck eines einzelnen Stückes begnügt, sondern ihn in der Gesammtheit seines Schaffens zu belauschen sucht, gar nicht den Eindruck eines leidenschaftlichen Gläubigen. Zwar ist in seiner Seele nichts,

was den Glaubensartikeln der Kirche einen ernsthaften Widerstand entgegensetzte: er acceptirt sie ohne Arg, und weiß sie äußerst geschickt zu verwerthen. Aber es ist nicht alle Tage das Fest eines Heiligen, und wenn es eine andere Aufgabe gilt, so verschmäht er durchaus nicht, andere Mythologien zu benutzen, die gegen die katholische im härtesten Widerspruch stehen. Eine ganze Reihe seiner Stücke behandeln Themata aus dem Ovid, in denen vom Kreuz gar nicht, desto mehr von Venus, Bacchus und anderen Heidengöttern die Rede ist. Ja in dieser heitern, farbenreichen, durch die Schriftsteller der Renaissance bereits vielfach zurechtgemachten Mythologie bewegt er sich eigentlich mit weit mehr Freiheit und weit mehr Behagen, als in den düstern Bildern der heiligen Geschichte. Das ist der tiefste Kern der Romantik, der innerste Quell ihrer Unwahrheit, daß sie in diesem Durcheinander von Widersprüchen sich gefällt. Nimmt doch Camoëns, der in seiner Art viel frömmer war als Calderon, und der an den Thaten, die er besang, selber mitgewirkt hatte, keinen Anstand, den Zug nach Indien, der nach seiner eigenen Versicherung zu Ehren des Kreuzes unternommen ist, unter den Schutz der Göttin Venus zu stellen. Wir sind seit Jahrhunderten so anhaltend in unserer protestantischen Ehrlichkeit erzogen, daß wir uns eine solche Gemüthsbeschaffenheit schwer vorstellen können. Als man am Ende des vorigen Jahrhunderts, aus innerer Entwicklung des protestantischen Gefühls heraus, über die modernste Erscheinung des Protestantismus Mißvergnügen empfand, und sich nach überliefertem Glauben zurücksehnte, hörte man allgemein den Satz, die Blüthe der Kunst im sechzehnten Jahrhundert sei aus dem Glauben hervorgegangen, Rafael und die Uebrigen hätten darum so gute Madonnen gemalt, weil sie an sie geglaubt, sie als lebendige Erscheinungen angeschaut hätten. Das letzte ist gewiß richtig; aber man stelle z. B. Correggio's „Heilige Nacht" neben seine „Jo" oder „Leda" und frage sich, in welchem von beiden die Vision echter und wahrer ist. Der Glaube dieser Künstler war sinnlicher Art, er war gesteigerte Anschauungs- und Productionskraft; mit der sittlichen Welt, die denn doch immer das Rhodus bleibt, auf welchem sich die Religion bewähren muß, hatte er gar nichts zu thun.

Dasselbe gilt von den Dichtern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Calderon's reale Weltanschauung zeigt sich mehr in dem „Leben ein Traum," als in sämmtlichen Stücken des fanatischen Katholicismus. Prinz Sigismund ist wegen eines Orakels, das von seinem Leben die schlimmsten Unthaten prophezeiht (Christenthum und Orakel!) von seinem Vater in einen einsamen Thurm gebannt und mit Ketten belastet. Er grübelt darüber nach, durch welches Verbrechen er diese Strafe verdient habe, bis er zuletzt entdeckt, er sei geboren worden, das sei sein Verbrechen. Nur versteht er nicht, warum die andern Geschöpfe, die doch auch geboren sind, nicht dieselbe Strafe erleiden. Man beschließt, mit ihm einen Versuch zu wagen; er wird in einen künstlichen Schlaf versetzt, in diesem Zustande an den Hof geführt, und mit seiner Würde und seiner Geschichte bekannt gemacht. Empört über die Behandlung, die er erlitten, begeht er nun wirklich die Unthaten, die das Orakel vorhergesagt, und man muß ihm endlich wieder einen Schlaftrunk geben, und ihn in seinen Thurm zurückführen, wo ihm erzählt wird, er habe von all der Herrlichkeit nur geträumt. Im Grunde sei es mit dem ganzen menschlichen Leben nicht anders beschaffen: „das Leben ist ein Schatten, denn es geht vorüber; alle Wünsche und Sorgen, alle Bestrebungen sind eitel und hohl, denn sie haben ein Ende. Was kann das Glück uns Anderes gewähren, als einen Traum, daß wir leben? Was wir empfinden und was wir denken, ist Traum; Gewißheit giebt es nicht; ja, wenn wir zu träumen glauben, so träumen wir nur, daß wir träumen." — In diesem Sinne denkt und handelt Sigismund, als er zum zweitenmale gewaltsam an's Licht gezogen wird. „Ist denn das Wahrheit, was wir empfinden und genießen? Ist das Wesentliche desselben, Glück, Ruhm, Liebe, nicht eine Dichtung der Seele? Lieber will ich jenes Licht suchen, welches dort oben ewig unvergänglich strahlt."

Die Geschichte des Prinzen Sigismund von Polen ist nicht eine Lustspielcaprice. In einem Auto sacramentale Calderon's hat die nämliche Geschichte ihre symbolische Bedeutung gefunden. Sigismund ist der

Mensch selbst, sein Erdenleben, seine Sünde, seine Erlösung. Das Erdenleben ist nur Schein; Wahrheit ist nur in der Gnade und im Wunder. In dem viel bewunderten „Standhaften Prinzen" beschränkt sich die Religiösität inmitten einer Reihe zarter aber für das Thema nicht sehr ersprießlicher Liebesgeschichten auf die Sehnsucht nach dem Tode für das Kreuz. „Der Traum dieses Lebens ist Buße, Mensch sein heißt sterben, die größte Krankheit ist das Dasein. Der Mensch darf nie rückwärts; aber vor ihm liegt die Seligkeit."

Die Menschen dieser Weltanschauung sind in der That Geschöpfe des Traums. Wie Schatten gleiten diese seelenlosen Wesen, in denen kein eigenes Leben und keine Geschichte wohnt, an uns vorüber; sie bewegen sich unter den seltsamsten Formen der sinnlichen Natur, in dem mystischen Lichte einer der Welt entgegengesetzten Idee. Eine innere Dialektik der Handlung, des Charakters ist nicht vorhanden; ohne Vermittlung, plötzlich flammen die Leidenschaften in die Gewohnheit des Lebens hinein, und wunderbare Töne klingen aus dem Jenseits herüber. Aber sie sagen uns nichts Bestimmtes davon, denn ein Gott, dessen Geschöpfe nur Schatten und Traumgestalten sind, wird selbst zu einem Traumwesen, das mit seinen Gedanken spielt oder mit dem seine Gedanken spielen. Die Poesie Calderon's und seiner Zeitgenossen ist von einer seltsamen Farbenschönheit, aber dieser Glanz ist nur das Phosphoresciren der Fäulniß.

Kurze Zeit nach Calderon's Tod wandte sich Literatur und Publikum, abgeschwächt durch die Ueberreizung der Nerven, den nüchternen Franzosen zu: sie gingen bei Boileau in die Schule, und das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch wurde classisch und akademisch geschrieben. In derselben Zeit, wo Deutschland für Calderon schwärmte, war die altspanische Poesie im eigenen Lande fast ganz in Vergessenheit gerathen. Auch die politische Erhebung brachte keine Frucht, der gräulichen Mißregierung Ferdinand's gegenüber wurden die Patrioten von 1818 oppositionell, und es schien ein liberales Regiment in dem Lande, das früher die Jungfrau Maria als seinen Generalissimus gefeiert, sich zu bilden, bis der Dichter des „Letzten Abenceragen" 1823 durch französische Bajonette Thron und Altar, Nonnen und Maitressen rehabilitirte. Seitdem windet sich das Land in den traurigen Zuckungen, die endlich selbst die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums ermüdeten.

Dafür fingen die Franzosen an, sich um ihre Nachbarn zu kümmern. 1825 schrieb Prosper Mérimée das „Theater der Clara Gazul," angeblich aus dem Spanischen übersetzt, in Prosa; Bilder wild glühender Leidenschaft und tollster Auflehnung gegen die Sitte, die man in dem historischen spanischen Theater, wenn man es nur auf der Oberfläche betrachtet, vergebens suchen würde, die aber hervortreten, sobald man in die Tiefe geht. Julia in der „Andacht zum Kreuz," die sich mit einem gewissen Fanatismus dem Teufel ergiebt, als ihr der Weg der Gnade verschlossen scheint, würde ihre Stelle sehr bequem in der Bilderreihe der Clara Gazul finden. Freilich hat sie nichts von der diabolischen Anmuth, die Mérimée in den Bewegungen seiner katzenartigen Geschöpfe zu entwickeln versteht: etwas davon hat man noch in dem spätern Bilde der Zigeunerin „Carmen," das in Deutschland bekannter geworden ist als die früheren.

Im Jahre 1829 folgte Victor Hugo mit seinem „Hernani." Das war nun freilich noch spanischer als Calderon. Bei Calderon war der Ehrenpunkt doch einigermaßen auf der nationalen Heerstraße geblieben; in den französischen Romantikern bewegt er sich in ganz unberechenbaren Sprüngen vorwärts. Wie spanisch sehen diese Charaktermasken aus! Der alte Silva, der immer von den Herrlichkeiten des spanischen Ritterthums declamirt, König Karl mit seinem Adlerblick, der Räuberhauptmann Hernani, der eigentlich Grand von Spanien war, mit seinem glühenden Weltschmerz! Der Ausgang läßt Alles hinter sich, was die Spanier selbst versuchten.

Hernani wird von dem alten Silva ertappt, wie er seiner Braut den Hof macht; trotzdem beschützt ihn der Alte, weil er sein Gast ist, gegen die Verfolgung des Königs Karl, und giebt zu, daß dieser König, zur Strafe für seine Widersetzlichkeit, ihm seine Braut entführt. Nachdem so das Gastrecht gewahrt, will er Hernani im Duell tödten; dieser erklärt, keinen Widerstand leisten zu wollen; aber die Rache wird aufgeschoben

da sie erfahren, daß der König der Nebenbuhler Beider ist. Zuerst wollen sie diesen strafen: Hernani verpflichtet sich, in jedem Augenblick zu sterben, wo Silva es gebietet. Als Symbol dieser Verpflichtung übergiebt er ihm ein Horn, sobald Silva darauf bläst, will er sterben. Vorläufig sind sie mit andern Verschwörern, den König umzubringen, im Keller des Doms versammelt, wo Jener gerade als Karl V. zum römischen Kaiser gewählt wird. Karl, von seiner neuen Würde tief ergriffen, pardonnirt Beiden und giebt Hernani seine Braut. Aber vor der Brautnacht, als sie beide träumerisch im Garten sitzen, erschallt das verhängnißvolle Horn; Hernani muß sterben, sie sterben Alle. Daß nachher aus dem Stück eine Oper gemacht ist, war gar nicht wider den Sinn der Calderon'schen Tragödie, in der doch immer ein musikalischer Zug nicht blos äußerlich, sondern motivirend die Handlung bestimmt.

Eine ganze Zahl spanischer Stücke folgte auf den Hernani, bis endlich 1837 auch die Spanier zu ihrer alten Weise zurückkehrten. Der Gründer dieser Richtung, Don Eugenio Hartzenbusch, war deutscher Abkunft; sein Vater, ein rheinischer Kunstschreiner, war in Spanien eingewandert. Eine Reihe eingeborener Dichter schlossen sich ihm an. Es ist im Ganzen nicht viel dabei herausgekommen: es sind die alten Weisen, aber aus zweiter Hand, und mit jungfranzösischer Romantik zersetzt, mit jenem Hautgout der Libertinage, die für Camelien-Damen sich trefflich eignet, aber zu den fixirten Sitten der alten Bühne nicht stimmen will.

So war für die Romantik der Boden in Spanien geebnet, als 1849 Fernan Caballero auftrat. Kurz vorher, 1846, hatte Adolph von Schack in seiner „Geschichte des spanischen Theaters“ noch einmal die alte Begeisterung der Schlegel'schen Schule für Calderon ausgesprochen. Wenn er aber in seinem Urtheile sich der Richtung von 1808 anschließt, so hat dasselbe eine ganz andere kritische Basis. Die Vorarbeiten gründlicher Gelehrter, unter denen Fernan Caballero's Vater in erster Reihe zu zählen ist, hatten ihn befähigt, viele von Calderon's Erfindungen auf die erste Quelle zurückzuführen, und was vorher noch zu wenig berücksichtigt war, aus den äußerlichen Zuständen und Bedürfnissen des spanischen Theaters unter Philipp IV. die technische Seite zu erläutern.

Noch lebhafter als die Deutschen nahmen sich die Amerikaner der spanischen Literatur an. Washington Irving, der in seinem „Skizzenbuch“ gezeigt hatte, ein wie feines Verständniß er für die Sitten und Empfindungen der unteren Volksclassen halte, verschaffte sich in einem fünfjährigen Aufenthalte in Spanien seit 1825 die Materialien, aus denen 1829 die „Eroberung von Granada,“ 1832 die „Alhambra“ hervorging. Prescott gab 1838 seine „Geschichte Ferdinand's und Isabella's“ heraus, ein historisches Musterwerk, dem später die „Eroberung von Peru und Mexiko“ folgte. Endlich 1849 erschien Ticknor's „Geschichte der schönen Literatur in Spanien,“ die das kritisch gesichtete Material so vollständig enthielt, daß die deutschen Gelehrten nur noch zu Erläuterungen im Einzelnen Raum hatten. Durch diese Forschungen schwand nun Manches von dem Nimbus, der früher das romantische Zeitalter umgeben hatte, dafür gewann man das Bild einer erstaunlich reichen und auch qualitativ für die Entwicklung des europäischen Geistes höchst bedeutenden Literatur.

Dies wissenschaftliche Interesse muß man mitbringen, um für Fernan Caballero's Novellen den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Das Talent, gut zu erzählen, fehlt ihr gar nicht, sie weiß in einzelnen Partien den Leser fortzureißen, aber sie hat wiederholt erklärt, es käme ihr gar nicht darauf an, Kunstwerke zu schaffen, sondern getreue Sittenbilder. Von Seiten der Kritik ließe sich Manches dagegen einwenden. Was sich dem künstlerischen Zweck entzieht, muß eine wissenschaftlich reife Form suchen, sonst verwirrt der eine Gesichtspunkt den andern, und der Leser wird weder gründlich unterrichtet noch gefesselt. Aber es handelt sich hier nicht darum, die Dichterin, die jetzt eine Dame von einundsiebzig Jahren sein muß, zu belehren und sie zu einer zweckmäßigen Form zu veranlassen, sondern das Positive, das sie uns giebt, zu verwerthen und auszubeuten. Bei dem reichen Gewinn kann man ihre offenbaren Mängel gern mit in den Kauf nehmen. Noch etwas Anderes muß man überwinden, wenn man von ihren Werken einen reinen Eindruck haben will, die religiös-politische

Tendenz. Ursprünglich wohl bestimmt durch die Eindrücke ihrer Jugenderziehung unter den Einflüssen der romantischen Schule, dann durch ihre persönlichen Beziehungen in einem Lande, das ihre zweite Heimath wurde, steht sie auf der äußersten Rechten, und hat einen wahren Haß gegen Alles, was in Religion oder Politik nach Liberalismus schmeckt. Sie schwärmt für die Klöster und deren heilsame Einwirkung auf das Landvolk, sie läßt keinen Versuch gelten, den Dogmen der katholischen Kirche auch nur ein Titelchen zu entziehen, sie spricht über die Bourgeoisie und deren Stellung im Staat und im geselligen Leben ungefähr in den Ausdrücken eines französischen Legitimisten oder eines französischen Socialisten, die in dieser Beziehung sich bekanntlich brüderlich die Hand reichen. Sie begnügt sich ferner nicht damit, so zu empfinden und ihren Sympathien in ihren Gestalten gelegentlichen Ausdruck zu geben, sondern sie hält Vorträge und predigt auf eine resolute Art, als wenn sie die Politik besser verstände, als irgend Einer, der praktisch in der Politik steckt. In diesen Predigten kommt selten ein haltbarer Gedanke von einigem Umfang vor, und wenn man erwägt, wie heillos sich die von ihr empfohlene Politik an den Geschicken Spaniens bewährt hat, so kann man sich sehr wohl vorstellen, daß in ihrem eigenen Lande sich eine heftige Opposition gegen sie erhebt.

Indeß geht es mir mit ihr wie in geringerem Maße freilich mit Jeremias Gotthelf. Auch der wackere Prediger von Lützelflüh verliert, wenn er in's Weissagen kommt, nicht selten die Besinnung; sein Verdruß über einen radicalen Schreier in seiner Nachbarschaft, der das Landvolk aufwiegelt, verleitet ihn nicht selten, sich rückhaltloser auf die conservative Seite zu stellen, als er es bei gehöriger Ueberlegung gethan haben würde. Seine Declamationen über die moderne Philosophie leiden schon an dem einen Uebelstand, daß er eine Sache kritisirt, von der er nichts weiß. Allein selbst bei seinen heftigsten Capucinaden ist man doch immer geneigt, ihm zu sagen: Freund, rede dich nur aus, um dein Herz zu erleichtern! Wenn du fertig bist, wollen wir suchen uns zu verstehen. Denn dein Verstand ist so gesund und dein Herz schlägt in so richtigem Tact, daß es doch wunderbar zugehen müßte, wenn wir nicht endlich auf einen Punkt kämen, der uns einigte.

Nun läßt sich freilich mit einem protestantischen Pfarrer, der sein Amt nicht auf die Kanzel beschränkt, sondern der es für seine Pflicht hält, sich um das materielle Wohl seiner Gemeinde ebenso zu kümmern als um ihr geistiges, leichter verständigen, als mit einer Dame von Stand, die immer noch Mittel findet, sich den Unbequemlichkeiten ihrer Kirche persönlich auf irgend eine Weise zu entziehen, und die daher leicht in den Wahn verfällt, sie wären nicht vorhanden. Jener urtheilt aus dem handelnden Leben heraus, diese nur betrachtend. Und wenn man gewöhnlich das Gegentheil annimmt, so ist doch ohne Zweifel das Urtheil des Handelnden immer zuverlässiger, als das des blos Betrachtenden. Jener kann in der Hitze des Gefechts häufig zu argen Einseitigkeiten verführt werden, aber es ist ihm wenigstens nicht möglich, mit seinem Gegenstande zu spielen, und das letztere hat auf das Urtheil den verderblichsten Einfluß. Selbst der Haß und die Geringschätzung des Gegners ist bei dem praktischen Parteimanne kaum jemals so schrankenlos, als der Haß, der aus einer Doctrin hervorgeht.

Sowohl in der Polemik, wie in dem dogmatischen Ausspruche ihrer Ansichten finden sich bei Fernan Caballero ziemlich starke Dinge. Mitunter glaubt man sich zwei Jahrhunderte zurückversetzt; selbst die „Andacht zum Kreuz" taucht wieder auf. In einer ihrer Novellen findet ein Uebelthäter einen schrecklichen Tod, indem er langsam in ein Moor versinkt und darin stirbt. Aber seine Hand ragt daraus hervor und zeigt, indem sie mit den Fingern ein Kreuz bildet, daß er versöhnt mit seinem Schöpfer gestorben ist. Durch ein eifriges, wiederholtes Gebet zwingt es ein wackerer, ehrlicher Mann aus dem Volke, in der Lotterie zu gewinnen, und die Verfasserin setzt in der Anmerkung ausdrücklich hinzu, die Sache wäre historisch. Eine englische Lady, die zu vielen Verirrungen und Vergehen gegen die Gesetze der Gesellschaft auch die Bosheit fügt, die Irländer und ihre Kirche leidenschaftlich zu hassen, wird endlich durch die Reue über ihre Schuld dahin gebracht, in Spanien zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, in deren Schooße sie allein

Versöhnung finden kann. Die Protestanten werden stets mit den Menschen, die keine Religion haben, in eine Classe gestellt. Man kann sich nicht wundern, daß Donose Cortez, der Vorfechter für den Ultramontanismus, einer ihrer Novellen, die recht stark mit solchen Calderon'schen Reminiscenzen angefüllt ist, das Zeugniß vortrefflicher Wirkung ausstellt.

Wenn aber in all diesen Erzählungen die sogenannten Gebildeten derb angelassen werden, sie sollten nicht über Dinge urtheilen, von denen sie nichts verstehen, und wenn die schlichte Einfalt des Landvolks als das geeignete Gefäß gerühmt wird, den Glauben und die gute Sitte zu fassen, so kann Fernan Caballero doch mitunter das Lachen nicht unterdrücken, wenn ihr diese Einfalt wirklich gegenübertritt. Ein Junge aus dem Volke, als ihm die Grundlehren der Religion beigebracht werden, rechnet sieben Götter heraus: Vater, Sohn und heiliger Geist; die Dreieinigkeit und der einige Gott. Hier reicht die Einfalt denn doch nicht aus. Räuber beten um das Gelingen ihres Werkes; das ist echt katholisch, aber Fernan Caballero nimmt Anstoß daran. Daß eine Frau aus den Ständen, die sie am meisten hegt, von jedem Juden annimmt, er sei der ewigen Verdammniß verfallen, geht noch hin, aber daß sie ferner überzeugt ist, jeder Jude habe einen Schwanz, wird vom Standpunkte der Bildung widerlegt. Bei Calderon würde so ewas ganz in der Ordnung sein, denn bei ihm ist der Glaube etwas Vornehmes, er strahlt vom Hofe und den gebildeten Classen, allmälig sich abschwächend, bis zu den dunklen Kreisen des Volkes hin; wenn diese ihn mißverstehen, so ist es lächerlich, aber es kommt nicht viel darauf an. Bei Fernan Caballero dagegen wird er als Naturwuchs aufgefaßt; er blüht hauptsächlich in den unteren Schichten, während die feine Gesellschaft, zum größten Theile verdorben, in Unfruchtbarkeit verfallen ist; und da ist es zuweilen sehr komisch, daß sie an den Mißgeburten, die nothwendigerweise eine sehr complicirte Religion in einem ungebildeten Gemüth erzeugen müssen, kein Arg nimmt.

Fernan Caballero haßt die moderne Gesellschaft und die moderne Cultur wegen ihrer Unsittlichkeit, wegen ihres Mangels an Physiognomie, wegen ihres Unvermögens, sich zu einem Glauben, zu einer Ueberzeugung zu fixiren. Am meisten haßt sie die französische Literatur, welche diese Gesellschaft vertritt und sie zu noch weiteren Verirrungen verleitet. Aber sonderbar! Nichts citirt sie so gern, als Schriftsteller des neueren Frankreichs; und einen namentlich feiert sie nicht nur als großen Kopf, sondern als den Propheten der neuen Weltanschauung, der wahrlich erstaunt sein würde, sich in dieser Gesellschaft zu finden: Niemand anders als Balzac. Freilich finden sich in diesem raffinirtesten Apostel des Materialismus auch Stellen, die mit dem katholischen System im besten Einklang zu stehen scheinen; aber es ist doch ein seltsamer Irrthum, in dieser Fähigkeit, das Heterogene gelten zu lassen, das Product der äußersten Blasirtheit zu verkennen. Fernan Caballero hält die Einfalt des Volkes für ein wichtiges und nützliches Moment der Gesellschaft; sie selber aber ist nicht gemeint, sich die Vorzüge dieser Classe anzueignen, sie bleibt bei ihrer Bildung. Ihre Weltanschauung setzt also eine bleibende Trennung der Classen voraus: die eine kann und darf von der andern nicht absorbirt werden. Hier zeigt sich klar, was vorher von den Irrthümern der bloßen Reflexion gesagt worden ist: nur praktische, dem eigenen Leben sich aufdrängende Folgen sind im Stande, die Uebereilungen des Urtheils zu berichtigen.

Es ist ein richtiges Gefühl, wenn Fernan Caballero in den Erscheinungen, die sich aus den herrschenden Classen gerade am meisten vordrängen, die Oberflächlichkeit des Gemüths, die Unselbständigkeit, das Egoistische und Unwahre verabscheut; es ist ferner künstlerisch vollkommen berechtigt, wenn sie an Volkstypen selbst fratzenhafter Art, die aber eine eigene Physiognomie haben, größeres Interesse nimmt, als an den Gliederpuppen der Salons, von denen die eine so aussieht wie die andere. Aber da sie nicht innerhalb des handelnden Lebens steht, verwechselt sie Ursache und Wirkung. Sie will blos betrachten, d. h. sie will blos genießen, sie verlangt die fertige Erscheinung; es erregt ihr Widerwillen, die Gestalten und Zustände im Fluß zu sehen, in der Arbeit, in der unschönen, widerspruchsvollen Arbeit, die aber nothwendig ist, um wirklich echte Gestaltungen hervorzubringen. Ihr künstlerisches Auge steht nicht ganz im Verhältnisse zu ihrer künstlerischen Hand,

sie ist unfähig, die Gestalten im raschen Vorübereilen zu fassen, und darum richtet sie Anklagen gegen das Zeitalter, die eigentlich dem Mißverhältnisse ihres eigenen Innern gelten.

Ihre Hand reicht nicht ganz aus, um auszuführen, was ihr Geschmack verlangt; aber es ist doch eine Künstlerhand, und wie ihr Auge sehr scharf das Charakteristische eigener Naturen herausfindet, so gelingt ihr die Zeichnung, wenn sie unbefangen bleibt. Ihre Tendenzfiguren sind blaß und unscheinbar, was sie aber wirklich und zwar mit einem gewissen Behagen gesehen hat, weiß sie in recht derben, kräftigen Strichen wiederzugeben und es dem Gedächtniß einzuprägen. Sie hat offenbar viel mit dem kleinen Volke verkehrt und es ausgefragt, und da, wo die Voraussetzungen ihrer früheren Bildung ihr behülflich waren, sehr anerkennenswerthe Resultate erlangt.

Wie im Volksmunde religiöse Ueberlieferungen sich fortbilden, sich verwandeln, mit den übrigen natürlichen Vorstellungen in Rapport treten, Farbe annehmen und geben, das ist mit großer Sinnigkeit und Naturtreue dargestellt. Der russische Dichter Turgenjew hat in seiner Jagdnovelle „Der Teufelsgrund" etwas Aehnliches versucht; er hat es mit bei weitem größerer Künstlerschaft ausgeführt; aber der Stoff der spanischen Dichterin ist im Grunde ergiebiger. Denn die Spanier sind in der That ein Volk von höchst poetischen Anlagen, und ihre Mythen finden ohne mühsames Suchen fast augenblicklich Farbe und Melodie. Hier wird man nun auf die Elemente zurückgeführt, die Calderon chemisch aufgelöst hatte, und die Sagen, Märchen und Legenden gewinnen nicht blos eine lebendigere, sondern auch edlere Form, indem man sieht, wie sie entstehen. Die Art, wie Fernan Caballero sie in die Erzählung eingewebt hat, ist anfechtbar. Wir Deutsche sind darin viel gründlicher und gewissenhafter, wir besitzen bereits eine sehr reiche Literatur, in der die Sagen, Märchen, Sprichwörter, Bauernscherze, Wahrsprüche, wie sie im Munde des Volkes leben, auf das genaueste einregistrirt, mit Beglaubigungen ihres Ursprungs versehen und wie in einem Herbarium mit Schonung aller Zufälligkeiten aneinandergereiht sind. Das ist wissenschaftlich die einzig correcte Art, und wenn man bei Fernan Caballero's episodisch eingeschalteten Liedern, Romanzen und Anekdoten nicht immer genau weiß, was der Dichterin angehört und was dem Volksmunde, so rechtfertigt sich die Methode auch künstlerisch nicht: für den gewöhnlichen Leser wird das Interesse an der Erzählung durch diese Episoden eher gehemmt als gefördert. Gleichwohl möchte ich das Verfahren, abgesehen von der mangelhaften Ausführung, in Schutz nehmen. Unsere Herbarien aus der Physiologie des Volkes sind in der schönsten Ordnung und lassen den Gelehrten selten im Stich, aber sie haben einen Fehler: sie werden nicht gelesen, wenigstens nicht von dem Publikum, auf dessen Bildung sie am günstigsten wirken könnten. Man sieht die Blumen doch lieber in einem Garten als in einem Herbarium. Und in einem reizenden Blumengarten findet man sich bei Fernan Caballero, wenn man sich nur erst orientirt, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, das ganz Unwesentliche geradewegs zu überspringen. Wenn die Pflanzen dieses Gartens auch etwas fremdartig aussehen, so ist es doch eine verwandte, eine deutsche Hand, die uns führt. Mir wenigstens war es ebenso rührend als komisch, als Fernan Caballero, um den Eindruck einer spanischen Romanze zu charakterisiren, keinen besseren Vergleich findet, als den Ton eines Posthorns im deutschen Walde. Vieles ist uns auch dem Stoffe nach heimisch vertraut; die Sagen von den Hähnen, Schwalben, Nachtigallen kennen wir aus unserer Heimath, was uns gar zu fremd vorkommt, wird uns näher geführt, indem wir die Personen kennen lernen, die es überliefern oder empfangen. Es klingt ganz gut, wenn es heißt: es ist aus der Seele des Volkes entsprungen; aber anschaulicher wird es uns, wenn der Schweinehirt Pedrillo dem Gänsemädchen Inez erzählt, was sein Vater ihm mitgetheilt und was er darüber gedacht habe. Viele von den Sagen, die bei Calderon eine narkotische Wirkung üben, machen einen reineren Eindruck aus diesem unschuldigen Munde, und gerade der feine Humor, mit dem Fernan Caballero zuhört und gleichsam einhilft, giebt auch dem Bekannten einen eigenen Reiz. Ganz allerliebst ist z. B. die bekannte Mythe erzählt, wie ein Schützling Christi dem Teufel eine Seele im Spiele abgewinnt und sie in den Himmel einführt.

Christus hat sich zuerst nur allein bei ihm zu Gast geladen, und dann schleicht sich ein Jünger nach dem andern als Bekannter ein: der Gastfreund macht nachher im Himmel mit seiner geretteten Seele das Wiedervergeltungsrecht geltend. Einmal kommt die Rede auf die Vampyre; ein Mädchen erklärt den Vampyr als einen langen, mageren, bleichen Mann, „der an einem eigenthümlichen Durst leidet und ihn nicht wie wir aus frischen Wasserkrügen stillt, sondern auf den Kirchhöfen, wo er die Leichen ausgräbt und ihr Blut saugt." — „Jesus!" ruft das andere Mädchen erschrocken, „der Magen hat sich mir umgedreht, ich bin übel geworden."

Bei uns pflanzen sich die Sagen und Sprüche des Volkes unabhängig von der Kirche fort, in Spanien werden sie durchweg in den Rahmen der christlichen Mythe eingefügt. Was es auch sei, ernst oder komisch, es hat stets eine Beziehung zu der heiligen Jungfrau Maria. Der Rosenkranz, zu Ehren der Mutter Gottes geflochten, sieht aber viel reizender und naiver aus, wenn er aus wirklichen Rosen besteht und nicht aus goldenen Betknöpfen.

Die ganze Richtung Fernan Caballero's, wenn man auf die tieferen Gründe zurückgeht, führt auf eine allgemeine Bewegung der deutschen Wissenschaft. Wenn sie für Spanien das Recht der Eigenart in Anspruch nimmt, gegen die Alles ausgleichenden, Alles nivellirenden Tendenzen der Pariser Weltbürger eifert, und, um Wurzel und Stamm ihres Volkes zu ehren, die knorrigsten Stellen mit besonderer Vorliebe hegt, so ist das, auf den einzelnen Fall angewendet, was Herder als allgemeinen Grundsatz für die historische Betrachtung aufgestellt hat. Herder war es, der die naturwidrigen Uebergriffe christlicher und aufklärerischer Bekehrer in das innerste Geheimleben der Völker rückhaltlos verdammte, der für jede Volksindividualität das Recht in Anspruch nahm, auf eigene Art zu sein, zu empfinden, zu urtheilen, ja überhaupt zu denken. Man mißverstehe ein fremdes Volk durchaus, wenn man es nach Analogien der eigenen Sitte beurtheile, und man mißverstehe den Plan Gottes, wenn man verlange, daß allen Bäumen eine Rinde wachse, daß das Handeln aller Völker von einem gleichen Gewande der Sittlichkeit umschlossen werde. Das eigenste, geheimste und innerste Leben eines Volkes sei gerade dasjenige, wodurch es allen übrigen Völkern fremd würde.

Herder hat nicht blos das Princip ausgesprochen, sondern den Weg gewiesen und selbst betreten, auf dem die Nachfolger, zu denen, bewußt oder unbewußt, auch Fernan Caballero gehört, dann weiter fortgeschritten sind. Er hat bei den verschiedenartigsten Völkern und auch bei den Spaniern in Gesängen, Sagen und Gebräuchen gerade dasjenige aufgesucht, was uns zuerst spanisch, d. h. seltsam erscheinen mußte, um auf diesem Wege zum innersten Kerne ihrer Individualität vorzudringen.

Wenn Fernan Caballero den Katholicismus verherrlicht, so geschieht das wenigstens zum Theil deshalb, weil sie ihn als eine angestammte, historisch wohlbegründete Eigenthümlichkeit des spanischen Volkslebens betrachtet. Sie hält es für einen pedantischen Despotismus, wenn man diesem individuellen Leben zu Gunsten allgemeiner Bildung Abbruch thun wollte; sie hält es für ebenso grausam als geschmacklos, wenn man den kräftigen Wuchs der Bäuerin in ein Pariser Schnürleib pressen wollte, geistig wie leiblich. Ja, die Geschmacklosigkeit erscheint ihr schlimmer, als die Grausamkeit. Wie lange sie auch in Spanien lebt, sie hat doch immer etwas vom Touristen behalten, und wie die Scenerien sich dem Auge darstellen, ist ihr doch auch für das Urtheil über das, was geschieht, von eminenter Wichtigkeit. „Was zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt," streicht sie auch aus der Sphäre des sittlich Berechtigten aus.

Für den Naturwuchs dieser von der Civilisation noch nicht angegriffenen Volksclassen hat sie nicht blos eine starke Empfindung, sie weiß sie auch sehr treffend wiederzugeben. In keinem von den neueren Schriftstellern über Spanien ist mir der Stallmeister des Ritters von der traurigen Gestalt so gegenwärtig geworden, als hier. Man könnte von den humoristischen Redewendungen, die daran erinnern, ein recht reichhaltiges Verzeichniß anfertigen. In diesem Sinne schließt sie sich der Gattung der Dorfgeschichten an, nur daß ihre Landedelleute, überhaupt die Figuren, mit denen sie es gut meint, fast ebensoviel von Sancho haben, als ihre Knechte und Maulthiertrei-

ber; und sie weiß es so darzustellen, daß der Leser daran glaubt.

Um von ihrer Art ein Bild zu geben, gehe ich auf ihre erste Novelle, die zugleich ihre beste ist, etwas näher ein. „Die Möve" erschien 1849. Die Erzählung beginnt in einem zerstörten Kloster an der andalusischen Küste. Das Landschaftliche wird deutlich, aber nicht gerade mit Virtuosität ausgemalt. „Die Spanier," bemerkt sie einmal, „haben keine Leidenschaft für landschaftliche Schönheiten, sie sind darin mehr classisch als romantisch." Ihr Gefühl für die Natur spricht sich anders aus: um seinen kleinen Töchtern eine Freude zu machen, bringt der Bauer auf einem sehr steilen Wege, den er mühsam heraufkeucht, ihnen mehrere Blumensträuße mit, die er unten gebunden; natürlich sind sie bestimmt, das Bild der heiligen Jungfrau zu schmücken.

In dem Kloster, das die Liberalen zerstört haben, wohnt nur noch ein alter vergessener Mönch in halbem Stumpfsinne. Er wird von einer wackeren Bauersfrau, der Tante Maria, beschützt, in deren Familie sich der Leser behaglich einlebt. Ein deutscher Doctor (nächst dem Priester ist für Fernan Caballero der ehrwürdigste Stand der Arzt, weil er die Leiden seiner Mitmenschen lindert) wird nach und nach als Glied in diese Familie aufgenommen und erleichtert dem Leser die Bekanntschaft. Er ist der Deutsche noch ganz nach der Idee der Frau von Staël, äußerst tugendhaft, gläubig und unbeholfen, der reine Idealist, und dabei von einer so vollkommenen musikalischen Bildung, daß man kaum begreift, wo er sie herbekommen hat. Diese Musik bringt ihn in nähere Beziehung zu einem jungen Fischermädchen, das er ärztlich behandelt hat, eben jener „Möve," einer ganz herzlosen Creatur, die aber mit ihrer derben Art, den Sachen auf den Leib zu gehen, etwas ungemein Anmuthiges hat. Ihre einzige echte Leidenschaft ist die Musik, und da der Doctor diese hinreichend befriedigt, so kommt sie endlich dazu, ihn zu heirathen. Sie liebt ihn nicht, aber sie weiß, daß sie mit ihm auskommen kann. So geht im ersten Theile die Handlung bequem und läßig vorwärts. Das Stillleben wird sehr anschaulich gemalt: wie die Großmutter sitzt und Palmenkörbe flickt, der Sohn das Riemenzeug des Esels ausbessert, die Tochter Tabak schneidet, während ein Kessel mit Bataten, weißem Weine, Honig und Zimmt am Feuer kocht. Es wird noch einigermaßen bunter durch einen alten, würdigen Commandanten, Don Modesto, der immer geduldig auf den Tag wartet, wo man ihm eine Festung bauen wird, um sie zu commandiren, und der mit einer alten Frau von Haushälterin in komisch gravitätischer Ehrbarkeit zusammenlebt.

Diese friedliche Existenz wird unterbrochen durch die Ankunft eines jungen, vornehmen, sentimentalen Herzogs, der, von der Stimme der Möve bezaubert, sie veranlaßt, mit ihrem Manne nach Sevilla zu gehen und im Theater aufzutreten. Der gute Deutsche scheidet von seinem liebgewonnenen Dorfe mit tiefer Wehmuth, sie mit völliger Kälte.

In Sevilla sucht sich der Doctor mit deutscher Gründlichkeit zu orientiren und führt dadurch auch den Leser in die Localitäten ein. Die Möve spielt bald eine große Rolle, ihr Gesang erregt allgemeine Bewunderung; von allen Ständen werden ihr Huldigungen zu Theil. Nur die frommen Cirkel bleiben ihr verschlossen: hier gilt eine barmherzige Schwester mehr, als die glänzende Sängerin. Die Schwächen der Gesellschaft durchschaut sie bei ihrer Kälte sehr bald und weiß sich ihre Manieren anzueignen, aber Interesse hat sie für dieses Treiben ebensowenig, als für die platonische Liebe, mit der z. B. jener Herzog ihr entgegenkommt. Ihre grob organisirte Natur verlangt eine derbe Kraft, um gebändigt zu werden. Mit dieser männlichen, aber etwas bestialen Kraft tritt ihr der Stierfechter Pepe Vera entgegen, und nun entspinnt sich ein Liebesverhältniß wie zwischen zwei wilden Bestien. — „Ein Verhältniß," bemerkt die Verfasserin, „wie es die neueste Literatur auch den Herren und Damen der feinen Welt zuschreibt." Es ist eine äußerst komische Scene, wie sie sich bei den Sonetten langweilt, die der platonische Herzog ihr zu Ehren gemacht hat und ihr vorliest, während sich der Stierfechter im Hintergrunde in's Fäustchen lacht. Endlich überrascht sie ihr Mann bei einer Orgie, mitten unter dem verworfensten Gesindel der Stadt; er geht mit gebrochenem Herzen nach Amerika und stirbt dort. Auch der Herzog, „in dessen stolzem und geradem Gemüth Liebe und Verach-

tung nicht zusammenwohnen können, während für die grobe Genußsucht die Ausschweifungen einer Frau ein Reizmittel zu sein pflegen," läßt sie im Stich; Pepe Vera kommt in einem Stiergefechte um, sie verliert in einer Erkältung ihre Stimme und muß in ihr Heimathdorf zurückkehren, wo sie sich mit einem liederlichen Barbier verheirathet, der sich für ihre schlechte Behandlung dadurch rächt, daß er ihr Ohr durch gräuliche Melodien beleidigt. Die beiden wilden Geschöpfe treten in jedem Zuge mit vollendeter Naturwahrheit dem Leser vor die Augen. Die Verfasserin scheut das Stärkste nicht und versündigt sich dabei doch nie am guten Geschmack. Auch die Composition würde diesmal vortrefflich genannt werden können, wenn nicht eben Fernan Caballero ihren Liebhabereien zu vielen Raum gegeben und dadurch den Gang etwas gelähmt hätte.

Die zweite Erzählung, „Lagrimas," ist viel schwächer, vielleicht überhaupt das Schwächste, was Fernan Caballero gemacht hat. Eine Schwindsüchtige fast von der Geburt bis zum Tode durch alle Stadien ihrer Krankheit zu verfolgen, ist doch ein sonderbarer Vorwurf für eine poetische Erzählung, und ein Opfer des Schicksals, das ihm nichts weiter entgegenzusetzen weiß als ewige Thränen und Seufzer, ermüdet zuletzt auch.

Eine anziehendere Figur ist „Reina," die stolze Schönheit der Salons, die mit ihren Bewerbern ein leichtsinniges Spiel treibt, bis sie endlich ihren Pepe Vera findet. Diesmal ist es ein junger Edelmann von reinstem Blute: „einer von jenen Männern von zähem Eigenwillen, die in keiner Sache nachgeben, welche die Hartnäckigkeit für Charakter und den Mangel an Herz für moralische Kraft halten, die sich für Stahl halten und doch von Holz sind." So urtheilt die Verfasserin über ihren Helden, etwas zu hart, denn Genaro mit seiner schneidenden, sarkastischen, zuweilen harten aber immer klaren, durchdringenden, ruhigen Beobachtung, und seinem Willen, den er nie aus den Augen verliert, ist doch der Einzige, der Leben in diese etwas eintönige Leidensgeschichte bringt.

Nebenbei behandelt der Roman, wie „Soll und Haben," den Kampf der Bourgeoisie und des Adels auf wirthschaftlichem Gebiete. Die erste wird durch zwei gräuliche Wucherer vertreten, die mehr an Vogelscheuchen erinnern, die zweite durch eine Marquise, Reina's Mutter, die gern sich einschränken, aber von ihren Lebensgewohnheiten nicht das Geringste aufgeben möchte. Ganz wie bei uns.

Der Gegensatz ist, sittlich beleuchtet, zugleich der zwischen Cavalieren und positiven Menschen. Und dieser Gegensatz wieder, wenn man ihn weiter verfolgt, führt auf den tieferen zurück zwischen dem cynischen Individualismus und der Herrschaft der Tradition in Erziehung und Sitte. Nur der ist ein echter Cavalier, in dem das Gesetz der Ehre durch frühe Erziehung und Gewohnheit Fleisch und Blut geworden ist. Fernan Caballero glaubt nicht, daß der Mensch von Natur durchaus gut sei. „Das Kind hat noch keinen Begriff davon, was unschöne Handlungen sind, und es giebt Regeln der Ehre, welche die Mutter ihren Söhnen sorgsamer einimpfen sollte, als die Kuhpocken." — Noch eine Regel giebt Fernan Caballero dem, der ein echter Edelmann sein will: er darf keine Schulden machen. Indem er Schulden macht, wird er abhängig, und Abhängigkeit ziemt nicht dem Edelmanne.

Erfreulicher ist der nächstfolgende Roman, „Clemencia," Mai 1852. Er interessirt auch insofern, als Fernan Caballero diesmal deutlicher als sie sonst zu thun pflegt, von dem redet, was sie für den Beruf des Weibes hält. Clemencia ist eingestandenermaßen ihr Ideal.

Sie lebt in dem Hause ihrer Taute in Sevilla; diese selbst und ihre Lieblingstochter Alegria unterscheiden sich wenig von anderen Tanten und Cousinen der Pariser Novellen. Mehr Spanisches hat die älteste Tochter Constancia. Sie hat eine ernste, starke Liebe im Herzen, die sie mit dem Willen ihrer Mutter in Conflict bringt. Infolge dessen ist sie in sich gekehrt, abstoßend, schweigsam und nervös. Sie erlebt es, daß ihr Verlobter gleichsam vor ihren Augen im Schiffbruch umkommt. Das Ereigniß selbst und ihre Verzweiflung ist grandios ausgemalt. Sie findet ihren Trost in der Religion, in einer Frömmigkeit, wie sie der Verfasserin als Ideal, aber auf Erden selten erscheinend vorschwebt. „Was hast Du gethan, um zu vergessen?" fragt sie ihre Cousine. — „Ich habe die Erinnerung nie zurückgerufen." — „Und wenn

sie kam?" — „So habe ich zu Gott gebetet, sie zu entfernen." —

Einige vortreffliche Hausfreunde finden sich in der Familie. Die grimmige Obristin Euphrasia Matamoros und der etwas furchtsame, aber brave und treue, komische Don Galo Pando, der mit 700 Thaler Einkünften als Cavalier lebt, mit drei Perrücken wechselt, um seinen Kahlkopf zu verbergen, und dem Worte wie „lamentabel" oder „deplorabel" wie rossinische Musik klingen.

Clemencia ist ihrer Tante im Wege; siebzehn Jahre alt, wird sie an einen Wüstling verheirathet, der sie auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Um ihre Pflicht zu thun, studirt sie religiöse Bücher. Glücklicherweise stirbt er bald, und die Sache wird so kurz als möglich abgemacht. Als Wittwe kommt sie auf das Landgut ihres Schwiegervaters, Don Martin Guevara.

Hier ist nun die Verfasserin recht in ihrem Elemente. Es ist ein häusliches Gemälde voll Kraft und Wahrheit, das nicht nur durch den ganzen Zug, sondern auch in Einzelheiten an eine russische Geschichte erinnert: „Die Familienchronik von Aksakov." Don Martin ist ein Edelmann aus der alten Schule, streng gegen seine Leute, aber hülfreich, wo es darauf ankommt; derb in seinen Formen und herrisch in seinem Willen, aber voll Gemüth und Humor. Er ist altgläubig, aber auch hier versteht er Spaß: „Alles Gute," sagt er einmal zu seiner frommen Frau, „kommt von Gott; das gesteh ich zu: aber der Honig kommt von den Bienen." Auch in seiner Tracht folgt er der alten Sitte; es wird von Interesse sein, sie kennen zu lernen (die Geschichten passiren durchweg in der Zeit, wo sie geschrieben sind): blauseidene Strümpfe, Schuhe von dickem Tuch mit silbernen Schnallen, Hosen von schwarzem Casimir, große bunte Weste von schwerem Seidenstoffe, weites, kurzes Wamms mit kurzen Schößen von Seide, auf dem Kopfe ein Netz, in welchem seine unverschnittenen Haare zusammengebunden sind; Morgens ein schwerer Mantel von Tuch mit seidenen Borden, Abends ein Mantel von hellem Atlas mit Scharlach gefüttert.

Die Art dieses wackeren Landedelmannes prägt sich auch in seinen Umgebungen aus, die in höchst ergötzlichem Durcheinander die friedliche Existenz beleben. Den Preis der Komik verdient Tante Latrana, die durch unverschämte, beständig wiederholte und durch eine wunderbare Erfindungskraft ausstaffirte Betteleien dem guten Don Martin eine angenehme, wenn auch launenhafte Beschäftigung giebt. Martin's Gattin, Donna Brigitta, verbirgt unter einer anscheinend kalt verschlossenen, selbst zurückstoßenden Außenseite ein tiefes, ernstes Gefühl, das aber spanisch gefärbt ist; in ihrem Zimmer, das kein Anderer betreten darf, liegt ein Todtenkopf, sie an die Nichtigkeit alles Irdischen zu erinnern. Nach dem plötzlichen Tode ihres Gemahls geht sie in's Kloster. Martin's Bruder, ein Geistlicher, ist ebenso das männliche Ideal der Verfasserin, wie Clemencia ihr weibliches. Streng religiös, ist er doch milde in seinem Urtheil und verschmäht nicht die ganze Breite weltlicher Bildung. Die junge Wittwe, die sich ihm innig anschließt, weckt er zu reicherem, geistigem Leben, indem er zugleich ihren Charakter religiös zu entwickeln sucht. Der Neffe des Hauses, Pablo, eine einfache Bauernnatur, ist seiner schwachen Fähigkeiten wegen beständig Ziel des Spottes von Seite seines Oheims; praktisch ist er sehr tüchtig, und bei seinem unerschütterlichen Muthe und seiner Riesenstärke hat er einmal Gelegenheit, Clemencia, die er mit unbedingter Hingebung liebt, aus furchtbarer Lebensgefahr zu retten. Sie nimmt sich seiner Bildung an, veranlaßt ihn sogar zu einiger Lectüre (wahrscheinlich spielt Balzac darin eine bedeutende Rolle), welches pädagogische Verhältniß freilich in ihren Augen den Nimbus des jungen Mannes nicht erhöhen kann. Als daher der alte Don Martin ihr seine Willensmeinung erklärt, sie solle Pablo heirathen, fügt sie sich zwar als gehorsame Verwandte, aber Pablo, welcher fühlt, welches Opfer ihr es kosten würde, nimmt großmüthig die verneinende Erklärung auf sich. Don Martin stirbt. Der Geistliche wiederholt ihr kurz vor seinem eigenen Ende denselben Rath; sie zaudert: „sie hätte gewünscht, daß die Liebe ihre Strahlen in die wolkige Atmosphäre der Pflichten und Mühen des Ehestandes geworfen hätte." „Dann," erwidert der Geistliche, „heirathe nicht! Deine Illusionen würden sich zwischen Dich und Dein Glück stellen, gleich jenen Luftspiegelungen, welche dem Rei-

senden täuschende Gegenstände vorführen, ihm dadurch den gebahnten Weg verbergen und ihn von der großen Heerstraße des Lebens ablenken. O verführerische Welt," setzt er hinzu, „falsche Sirene, die Du Deinen Gesang den Empfindungen eines Jeden anpassest!"

Zehn Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten, in der höchsten Reife ihrer körperlichen Schönheit und ihrer geistigen Bildung, kehrt Clemencia nach Sevilla zurück, wo sie bald von dem Hauche der Liebe berührt wird. Ein junger englischer Lord, in den glänzendsten Verhältnissen, von reichen Anlagen und reichem Wissen, aber durch zu frühes Leben etwas blasirt und in seinen Neigungen willkürlich und despotisch, wirbt um ihre Hand. Es ist nicht eine Liebe, wie sie Pablo kennt; er ist gewissermaßen pikirt über ihre eigenthümliche Natur, und der Reiz ersetzt die Unmittelbarkeit der Hingebung. Sie liebt ihn, aber sie kann sich nicht enthalten, über ihn zu urtheilen. Ihr mißfällt seine Frivolität in religiösen und sittlichen Dingen, von der sie allmälig entdeckt, daß sie tiefer wurzelt als sie ursprünglich glaubte. Sie macht die noch schlimmere Entdeckung, daß seine Empfindungen, ja seine Gedanken, so glänzend sie erscheinen, dennoch nicht echt sind, daß sie oft künstlich hervorgerufen werden. Endlich verletzt sein herrisches Wesen ihre weibliche Würde. Als er ihr Zumuthungen macht, die nach ihrer Meinung ungehörig sind, erwidert sie ihm: „Ich habe schon gewählt, wie Damen meines Standes zu thun pflegen." Sie bricht mit ihm.

„Und das ist die Liebe? Das ist das Glück, welches man so hoch preist, und welches die Frauen so begierig sind einzuflößen!" — Sie hat das Glück der Liebe auf die Wage gelegt und zu leicht befunden; sie läßt Pablo kommen und reicht ihm ihre Hand, er liegt ihr zu Füßen.

„Befriedige eine Laune meines Herzens," sagt sie zu ihm; „was hat Dich bewogen, mich zu lieben?"

Er spricht nun seine unbedingte Anbetung aus: sie gilt ihrem ganzen Wesen; er würde sie lieben, auch wenn sie ihre Schönheit verlöre, auch wenn sie wahnsinnig würde.

„Das heißt geliebt werden!" sagte sie gerührt, „und das ist das Glück." —

Ist es das wirklich? — Von dem sogenannten Glücke, das diese oder jene Natur aufsucht und zu finden glaubt, kann nicht die Rede sein, denn das entzieht sich jeder Untersuchung; auch die Möve war in ihrer Art glücklich, als sie von dem brutalen Stierfechter gepeinigt wurde und ihn wieder peinigte. Es handelt sich um die Frage: Ist so das Glück, das ein edles Herz ersehnt? — Mir scheint, daß einseitiges Geben oder einseitiges Empfangen ein edles Herz nicht glücklich machen kann; daß echte Liebe in der Wechselbeziehung besteht, und daß die Resignation, mit der Clemencia die Huldigungen einer untergeordneten Natur annimmt, mehr weltliche Weisheit als Wärme und Tiefe des Herzens verräth. Es steckt doch ein gutes Stück von der Gräfin Ida Hahn-Hahn in dieser Dichterin.

Auch die scheinbare Gleichgültigkeit, welche sie den Vorzügen eines äußerlich reich ausgestatteten Lebens entgegenbringt, ist mehr Weisheit als Empfindung. Sie würde als stolze Seele wohl bereit sein, sich in das rauhe Nonnengrau zu kleiden, aber in ihrer Phantasie nähmen glänzende Toiletten und vornehm ausgestattete Wohnungen einen unverhältnißmäßigen Raum ein. Sie ist vornehm in ihren Neigungen, vornehm in ihren Ansichten: das ist vielleicht der Hauptpunkt, den man für und gegen sie anführen kann. Vor allem aber: sie ist eine wirkliche Existenz, und darum werth, daß man sie kennen lernt.

Sie ist es noch in einer anderen Beziehung. Es sind neuerdings sehr tüchtige Untersuchungen über die spanische Geschichte und die spanische Politik erschienen. Das Werk von Baumgarten verdient vielleicht den ersten Platz in der vortrefflichen Sammlung, die unter dem Titel „Staatengeschichte der neuen Zeit" erscheint. In den Mittelpunkt der Handlung, in den Kreis der Personen, auf deren Verhalten es am meisten ankommt, wird man mit Einsicht und großer Kunst eingeführt. Man sieht die Wirkung der Kräfte, die gegeneinander ringen, so weit sie in der Oeffentlichkeit erscheinen. Weniger wird man über die Elemente belehrt, aus denen diese Kräfte sich zusammensetzen, und diese Zusammensetzung kennen zu lernen, ist doch von Wichtigkeit, wenn man sich ein unabhängiges Urtheil bilden soll.

So ist z. B. im gegenwärtigen Augenblicke die brennende Frage: ob Republik, ob ein neues Königthum? Da es so schwer erscheint, einen König zu finden, so würde, von ferne angesehen, der natürlichste Rath sein, es vorläufig bei der Republik bewenden zu lassen und das Haus wohnlich einzurichten; mit der Krönung hat es ja Zeit. Ob aber diejenigen, welche so eifrig nach der Errichtung eines Königthums streben, nicht neben ihren persönlichen Motiven auch sachliche haben; ob es ihnen nicht gefährlich erscheint, den dunklen Mächten, die nicht blos äußerlich, sondern zum Theil auch innerlich die Herzen des Volkes bestimmen, freien Spielraum zu lassen, das ist eine Frage, die man gewiß nicht unbedingt verneinend entscheiden wird, wenn man sich ernsthaft die Schriften von Fernan Caballero ansieht. Die Ansichten, die sie ausspricht, werden bei uns wenig Beifall finden, aber eins geht doch daraus hervor: das, was sie verehrt, ist eine wirkliche Macht, mit der man rechnen und zu deren Bekämpfung man die vorhandenen Staatskräfte concentriren muß.

Der Monte Pincio zu Rom.

Von

M. B. Lindau.

Die Promenaden des Pincio sind die Brühl'sche Terrasse oder der Prater Roms und doch ganz anders als beide; denn keine Stätte der Erde läßt sich mit einer römischen vergleichen, sobald diese einen Blick auf die „ewige Stadt“ gewährt. Auf dem Pincio versammelt und tummelt sich während der Saison zu gewissen Nachmittagsstunden, zu Fuß, zu Röß und zu Wagen, Alles, was sehen und gesehen sein will. Auch der Fremde gewinnt bald genug eine besondere Vorliebe für diese reizenden Promenaden, die sich von der Spanischen Treppe bis zur Piazza del Popolo hinziehen. Man ist nicht jeden Tag aufgelegt, zwischen Ruinen zu wandeln, es kommt auch wohl oft genug das lebendige und gerechtfertigte Begehren, die Schatten, die unsere Phantasie aus der verfallenen Schaubühne eines längst abgespielten Actes der Weltgeschichte hervorruft, mit den lebendigen Gestalten der Gegenwart, den Epheu, der sich um zerbrochene Säulen und um geborstene Capitäle schlingt, mit einem frischen, wohlgepflegten Rosenbeete zu vertauschen. Und solches Begehren befriedigt sich, wenn uns die immergrünen Alleen, die Pinien- und Eichenhaine irgend einer bevorzugten Villa zu entlegen sind, am bequemsten in den Promenaden des Monte Pincio. Dies ist noch überdies der einzige Ort, wo man öffentlich gute, weltliche Musik hört und der in dieser Beziehung einen Schimmer von Aehnlichkeit mit deutschen Vergnügungsörtern dieser Art hat. Unerträglich ist das Geleier jener Hirten aus dem Gebirge, jener Piferari, die zur Weihnachtszeit mit Dudelsack und Schalmei in die Stadt kommen und vor den Straßen-Madonnenbildern ihre monotonen Melodien ertönen lassen. Oeffentliche Concerte wie in Deutschland giebt es fast gar nicht; es giebt aber auch für die Zeit außerhalb des Carnevals und des Octoberfestes kaum öffentliche Vergnügungsörter, wie sie dem Volksleben in Deutschland einen so heiteren Anstrich geben. In Deutschland verlangt man in dem schlichtesten Wirthshause, wenn einmal Musik geboten wird, wenigstens den Zusammenklang einiger Instrumente; hier begnügt man sich mit einem vereinsamten Dudelsack, einem Leierkasten oder einer Geige, der man es nicht anhört, daß Cremona in Italien liegt — und als Aufforderung zum Tanze genügt ein Tambourin. Dieser musikalischen Ebbe des öffentlichen Lebens suchten zunächst die Musikchöre der französischen Garnison abzuhelfen, indem sie in den Promenaden des Monte Pincio fast an jedem Nachmittage, wenn die vornehme Welt ihre Auffahrt hält, eine Stunde lang musicirten und damit auch die päpstlichen Militärmusikchöre veranlaßten, diesem verdienstlichen Beispiele nachzustreben. Aber diese wirklich bessere Musik ist ebensowenig ein Ausdruck des musikalischen Sinnes oder Geschmackes des Volkes, wie die echte Kirchenmusik und die Opernmusik oder ein rührend schöner Gesang innerhalb der Mauern eines Klosters, wie z. B. bei den französischen Nonnen „du sacré coeur“ auf Trinità de Monti. Die römischen Volksgesänge, die unmelodischen Ritornelli, die manchmal Abends oder zur Nachtzeit in den Straßen laut werden, haben keinen Anspruch, mit den schlichtesten deutschen Volks-

liedern in die Schranken zu treten. Einst um Mitternacht hörte ich nahe unter meinen Fenstern plötzlich einen trefflichen Quartettgesang ertönen. Es waren kräftige, jugendliche Stimmen, und die Melodie, obgleich mir fremd, schmeichelte sich mit so melodischem, anheimelndem Zauber in mein Herz, daß ich, den Italienern im Stillen Abbitte thuend, den schönen Traum von römischen Sang- und Klangnächten — von l'Italia cantante — auf mich einwirken ließ. Da wurde ein neues Lied angestimmt. Ja, das war eine deutsche mir bekannte Melodie und deutscher Text:

„Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!"

Es waren deutsche Künstler, die einem fortziehenden Genossen ein Abschiedsständchen brachten. Ich ahnte es wohl — solchen gemüthvollen Duft und Odem hat kein italienisches Lied und — kein italienisches Herz. Gott segne dich, mein sang- und klangreiches deutsches Vaterland!

In der Nähe des Obelisken bei Trinità de Monti, nahe am Eingange der Pincio-Promenaden, hält auf stattlichem Rosse und mit gezogenem Säbel die martialische Gestalt eines päpstlichen Dragoners, ruhig und fast bewegungslos wie eine Bildsäule. Er hat, wie ein anderer am entgegengesetzten Ende der Fahrbahn, auf Einhaltung der für die Wagen vorgeschriebenen Ordnung zu sehen und bezeichnet die Stelle, wo die Wagen, wenn sie nicht weiter fahren, den Posten umkreisend, nach der entgegengesetzten Seite der Fahrbahn einlenken müssen, damit sie hintereinander herfahrend, sich nicht gegenseitig beengen oder hemmen oder die Fußgänger gefährden. Diese polizeiliche Anordnung läßt erkennen, wie belebt und beliebt diese Promenaden sind. Von der Spanischen Treppe, längs einer breiten Allee alter Steineichen, bis zu dem eigentlichen Eingange der Fahrbahn und der Spaziergänge an der Villa Medici, passirt man zunächst eine Reihe unvermeidlicher Bettler, an bevorzugten Tagen eine wahre Ausstellung menschlichen Elends, von der erbarmungswürdigsten Krüppelhaftigkeit bis zum frechen Faullenzerthum, das die Hinfälligkeit lügt. Von den Promenaden selber sind dergleichen Bettler ausgeschlossen, wie es scheint; wenigstens wird man hier wenig oder gar nicht von ihnen belästigt, und das ist ein Vorzug, der in Rom nicht hoch genug anzuschlagen ist. Man kann in einem Lorbergebüsche, neben einer jener in diesen Laubgängen aufgestellten Marmorbüsten römischer Staatsmänner oder Dichter, oder vor einem prächtig prangenden, duftigen Rosenbeete Platz nehmen, sich unter die herumwandernde Menge mischen, oder an den Kreis der Musikbande herantreten, ohne daß man, wie überall anderwärts, augenblicklich durch die Aufmerksamkeit und Annäherung eines Bettlers in seiner Rast oder seinem Genusse gestört wird.

Es ist ein herrlicher, sonnenwarmer Neujahrstag. Die Damen in ihren eleganten, mit den beliebten buntfarbigen Decken geschmückten, offenen und leichten Equipagen, schwimmen gleichsam in Wolken der luftigsten und leichtesten Stoffe, und die Herren, die Elegants und Stutzer des Pincio, sind froh, die Orden, die sie so gerne zeigen, nicht mit dem Ueberrocke verhüllen zu müssen. Um das Musikchor herum, auf dem freien Rundplatze, an der breitesten und höchsten Stelle des Pincio, mit der prächtigen Aussicht über die Stadt und über einen Theil der Campagna und der Berge, drängt sich eine bunte Menge, Einheimische und Fremde, päpstliche und französische Soldaten und Officiere, malerische Zuaven, barfüßige und barhäuptige Capuziner, schwarze, stille Weltpriester, grellfarbig aufgeputzte Ammen und parlirende Bonnen mit ihren Pfleglingen aller europäischen Nationen, kurz allenthalben die buntesten Gruppen und Situationen für die zahlreich herumschwärmenden Kunstjünger. Auf der breiten Fahrbahn halten die Wagen, weil die Insassen auf eine Weile der Musik lauschen oder die Begrüßung eines Reiters oder Fußgängers entgegennehmen wollen.

Sobald die Musik eine Pause macht, setzen sich die Wagen, die auf dem breiten Platze gehalten haben, und die Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung. Betrachtet man dieses Treiben etwas näher, so kann man hier dieselbe Erscheinung wahrnehmen, wie in den Logen der italienischen Theater, das heißt, man sieht, daß die Musik nicht eben als solche, sondern vorzugsweise als Anregung zum geselligen Verkehr genossen wird. Die Equipagen der römischen vornehmen Welt können jede Paradepromenade dieser Art zieren und die Ukase der neuesten Pariser Mode herrschen hier so gut wie anderwärts. Da ist viel

stattlicher Prunk reellen Reichthums, aber auch mancher falsche Glanz, der dem Geflüster von zerrütteten Finanz'en, von verpfändeten Palästen widersprechen will. Hier wandelt im feinsten Putz ein Elegant, der vielleicht eben erst wie ein Schmetterling der Puppe einer verfallenen Häuslichkeit entschlüpft ist — und dort auf dem Gipfel der Spanischen Treppe thront der bekannte Greis, der König der römischen Bettler, mit dem weißen Hute und dem behäbigen Gesichte, der für diesen auserwählten Platz ein Monopol zu haben scheint und es sich nicht verdrießen läßt, mit seinem füßelosen Körper auf den Marmorstufen hin- und herzurutschen, um die ihm zufallenden Bajocchi einzusammeln, während Abends ein Diener erscheint, um ihn auf einem Maulthiere nach Hause zu bringen, wo er die Bajocchi und Scudi zählt, die ihm sein liebes Bettelhandwerk auf der Spanischen Treppe und nebenbei oder hauptsächlich sein Pizzicaruologeschäft einträgt, das er, während er bettelt, von einem Ministro oder Fattore verwalten läßt. Vielleicht wandelt die Tochter des Bettlers, die mit ihrer Mitgift einen stattlichen Bijoutier beglückt hat, unter den Damen des Pincio! Dort an der Balustrade lehnen als malerische Staffage zwei Mönche, die still und nachdenklich auf die Stadt hinabschauen, der sie so viel zu verdanken haben. Sie tragen das Gewand eines Bettelordens, aber ihre vollen Wangen lassen errathen, daß innerhalb ihrer Mauern das Gelübde der Armuth nicht mit Entbehrungen verbunden ist. Eben ist an ihnen eine Schaar von Studenten der römischen Universität vorübergezogen, die immer nur in Schaaren und wie Soldaten paarweise hintereinander herziehend ihren Spaziergang machen und sich nach ihrer Nationalität durch die Farbe ihrer langen priesterlichen Röcke — die deutschen z. B. durch rothe Röcke — auszeichnen. Der ersten Schaar folgt bald nachher eine zweite in gleicher Ordnung; es sind die schwarzgekleideten Zöglinge des Jesuitencollegii di Propaganda Fide, Söhne aller Zonen, Jünglinge mit bleichen, ernsten und intelligenten Gesichtern, die ihre Jugend an starre und strenge Eide gebunden haben, um dann als Missionäre auszuziehen in alle Welt und die Segnungen des Kreuzes zu predigen und mit Blut und Leben zu vertreten. Ein Blick von den Gesichtern jener Mönche auf die Gesichter dieser Zöglinge, welche Gegensätze bietet er! Hier die auf dem fetten Boden der Kirche gereifte Frucht behäbiger Ruhe — dort die keimende Energie für die verschlungenen Pfade hochstrebenden Ehrgeizes oder für ein Leben voll Entbehrungen, Gefahren und Opfer. — Da hält die prächtige mit einem auserlesenen Rossepaar bespannte Carosse der Principessa X. Die junge Dame füllt mit ihrer Gewandung fast den ganzen Raum ihres Wagens; ihr Blick streift vornehm nachlässig über die lustwandelnde Menge; dann aber zuckt er plötzlich auf, denn aus der Reihe der wandernden Herren tritt eine hohe stattliche Gestalt mit musterhaftem Barte und der kleinen rothen Ordensrose im Knopfloche an ihren Schlag heran, und während die Musik ihren Marsch abspielt, sind Beide in eifriges und vertrauliches Gespräch vertieft. Einige Augenblicke später reitet ein anderer Herr vorüber, die Dame kalt und doch vertraulich lächelnd grüßend, und hält kaum zwanzig Schritte weiter an einer andern, nicht minder eleganten Equipage, wo ihn der feurige Blick einer andern Dame empfängt, gegen welche er sich bald der ganzen Geschmeidigkeit italienischer Galanterie überläßt. Die Principessa hat ihn bis dahin scheinbar flüchtig und doch nicht ohne Interesse mit ihren Blicken verfolgt und sich dann mit um so größerer Vertraulichkeit zu ihrem Gesellschafter gewendet. Der Reiter war ihr Gemahl und die böse Welt sagt, daß ihm der Kaufpreis der prächtigen Equipage, in welcher die Nebenbuhlerin der Principessa auf dem Pincio paradirt, sehr genau bekannt sei. Italienische Eifersucht scheint nur in gewissen Schichten des Volkes mit Gift und Dolch zu wirken, in der vornehmen Welt ist man hier wie überall ungemein tolerant. — „Die delicate, gefällige, ewige Lüge der Liebe," wie Montesquieu die Galanterie nennt, hat für Alles ihren Ablaß. Die Principessa hat sich mit ihrer reichen Mitgift den Namen eines vornehmen Mannes erkauft; er sündigt mit ihrem Gelde, sie mit seinem Namen. Das ist kein aus der Luft gegriffenes, sondern der Wirklichkeit abgelauschtes Bild, das sich mit mehr oder weniger Schatten mannigfach wiederholt.

In den Promenaden unter den Bäumen findet der beobachtende Blick ebenfalls man-

cherlei Ausbeute. Unter der Männerwelt sind die Italiener augenblicklich herauszufinden, ist es nicht an ihrem nationalen Gesichtsschnitt, so doch an ihrer Vorliebe für wohlgepflegte Bärte und an der wohlgefälligen Ostentation, womit sie ihre Orden zur Schau tragen. Fast alle päpstlichen Officiere und Unterofficiere tragen das Ordenszeichen mit Petri verkehrtem Kreuze und von feineren Civilröcken sind durchschnittlich zwei Drittel mit irgend welchem Bändchen geschmückt. Fast auffällig unterscheiden sich in dieser Beziehung die Officiere der französischen Besatzung. Sobald ihr Tagesdienst gethan, legen sie ihre Waffen und alle Gradzeichen ihres Standes ab und machen ihren Spaziergang im einfachen Uniformrocke mit dem Stock in der Hand, während bei Vielen nur ein Einschnitt in der linken Brustseite der Uniform die Stelle andeutet, wo für gewöhnlich das Kreuz der Ehrenlegion hängt. Die Eitelkeit eines Italieners würde eine derartige entsagende Einfachheit schwer über's Herz bringen. Ueberhaupt lernt man bei häufigerem Besuche der öffentlichen Promenaden — hier wie allenthalben — gerade unter den einfachsten Erscheinungen die interessantesten Persönlichkeiten suchen, die Rom an Fremden und Einheimischen beherbergt. Eine äußerlich nichts weniger als auffallende und doch interessante Erscheinung, der man auf dem Pincio oft genug begegnet, ist ein schlichter, noch ziemlich junger Mann, von Mittelgröße, bleich, etwas schlaff in seiner Haltung und doch nicht ohne scharf ausgeprägtes aristokratisches Wesen. Ohne jeglichen Ordensschmuck oder andere Auszeichnung, geht er durch das Gedränge, hier und da demüthig begrüßt, dort von verstohlenen neugierigen Blicken oder eifrigem Geflüster verfolgt — ein Mann, der es gekostet hat und kostet „le malheur d'être roi," der entthronte König des schönsten Landes der Erde, Franz II.

Die Kirche Trinità de Monti, die den Gipfel der Spanischen Treppe krönt, gehört zu dem Kloster der französischen Dames du sacré coeur und bildet mit der anstoßenden Villa Medici, in welcher sich die französische Akademie befindet, die französische Colonie in Rom. Man kann eine sonntägliche Wanderung auf dem Pincio nicht besser beschließen, als wenn man eine halbe Stunde vor Ave Maria in diese Kirche eintritt und sich durch den herrlichen Gesang dieser Nonnen aus dem Tagesgewühl der Welt erheben und sich die Ruhe und den Frieden des Abends in's Herz hauchen läßt. Man könnte aus diesen stillen Räumen wirklich die Ueberzeugung mitnehmen, daß hinter Klostermauern das Glück gottseliger Abgeschiedenheit noch nicht ausgestorben sei. Felix Mendelssohn wurde einst von dem Gesange dieser Nonnen so ergriffen, daß er ihnen einige geistliche Lieder weihte. Ich glaube, das bezeichnet den Genuß, den man hier finden kann, zur Genüge.

Das romantische Kunstepos.

Von

Moriz Carriere.

I.

Bojardo, Ariosto.

Auch das moderne Italien hat wie das antike Rom kein nationales Epos entwickelt; das Heroenalter der neueren Zeit, die Völkerwanderung erschien den romanischen Einwohnern als Zertrümmerung ihrer alten Herrlichkeit, die germanischen Einwanderer aber, Gothen und Lombarden, verschmolzen bald in Sprache und Sitte mit jenen. Doch wenn Karl der Große sich die römische Kaiserkrone auf's Haupt setzte und im Bunde mit dem Papste das Christenthum ausbreitete, der Schirmherr der Christenheit war, so mochte er den Italienern als nationaler Held erscheinen, und mit Vorliebe griffen sie darum nach den Liedern und Sagen, welche die nordfranzösischen und provençalischen Dichter vortrugen und bei der nahen Verwandtschaft der Sprachen verständlich oder leicht anzueignen waren. Ich habe in meinem Werke über „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung" (III, 2, 157) darauf hingewiesen, wie in den Königsgeschlechtern von Frankreich, reali di Francia, in Italien ein Sammelwerk entstand, das wieder dort den Dichtern neben Turpin's Chronik zur Quelle diente. Zwei Dichtungen des späteren Mittelalters, „Buovo d'Antona" und „La Spagna," behandeln einzelne Partien daraus, die Abenteuer eines der älteren Helden und den Stoff des Rolandsliedes in treuherziger

Weise. Indeß wie die Bänkelsänger diese Erzählungen zur Belustigung des Volkes vortrugen, wie sie an keinen altehrwürdigen Stoff gebunden waren, so drang der Sinn für das Burleske und heiter Ergötzliche gar bald ein, und wenn der Vortragende mit einem Gebete sein Tagewerk begonnen hatte, so schloß er es mit der Erklärung, daß er, müde und durstig geworden, eines guten Trunkes bedürfe. Und so fand denn Luigi Pulci, ein Dichter aus dem Kreise Lorenzo's von Medici, die Anlage zur Mischung des Ernsten und Komischen schon in den Dichtungen vor, die das Volk auf der Straße und dem Markte hörte, als er begann, mit überlegenem Geiste einen Stoff aus diesem Sagenkreise mit eigenen Erfindungen auszustatten; was zuerst ein geselliger Scherz gewesen, ward fortgesetzt, und durch ein originelles Werk die Weise angeschlagen, in welcher vom antiken Ideal beseelte Männer romantische Stoffe behandelten; denn wie einst die Römer nach griechischem, so wollten jetzt die Italiener nach römischem Vorgange durchaus ein Epos haben, obwohl im Leben kein Heldensinn in der Geschichte waltete, keine Großthaten des Gemeinsinnes die Nation begeisterten, sondern der zersetzende Verstand mehr zur Auflösung als zur Begründung der politischen Verhältnisse beitrug und an die Stelle der Sagenbildung bereits eine kritische Forschung und Darstellung der Ereignisse der Gegenwart und Vorzeit brachte. Allerdings hatte man an den Fürstenhöfen eine künstliche Nachblüthe des Ritterthums durch die Turniere, deren Theilnehmer Ritter sein sollten; diese Scheingefechte des Hofadels und seinen Verkehr mit den Damen spiegelten die Kampfschilderungen und Liebesabenteuer der Artussagen; aber die Erinnerungen des Alterthums durchwuchsen die mittelalterliche Ueberlieferung, und die Dichter, welche beiden frei gegenüberstanden, knüpften an beide als an eine Phantasiewelt an, welche sie mit freier Lust umformten, zu der sie Neues erfanden. So trat an die Stelle des Ernstes das Spiel der Einbildungskraft zur Unterhaltung, an die Stelle naiver Gläubigkeit, die in der Sache lebt und die Empfindung theilt, welche den Stoff beseelt oder erzeugt hat, vielmehr eine skeptische Ironie, kraft welcher die Dichter merken lassen, daß sie über dem Stoffe schweben. Engel und Teufel, antike Götter und keltische Feen, Drachen und Riesen, Zauberer und Zwerge treiben ihr Wesen durcheinander, und ihnen allen stellen die Dichter ihre freigeisterischen Betrachtungen gegenüber; wenn Christen und Mohamedaner meinen, die Seligkeit hänge von der Glaubensformel ab; wenn der Ritter der Saracenin seine Liebe verweigert und diese dann das Taufwasser fordert, um sich in seinen Armen zu ergötzen, so giebt uns der Dichter selbst zu verstehen, daß nur der Geist und die Gesinnung uns Heil oder Verdammniß bringen. Die Werke waren auf den stückweisen mündlichen Vortrag in der klangvollen Sprache mit einem leisen Anflug von Komik in Stimme und Geberde berechnet, und wie die Malerei die höchste und tonangebende Kunst Italiens war, so trat das echt Dichterische, die Charakterzeichnung und der Gedanke, zurück hinter der Freude an hinreißender Schilderung anziehender Situationen, novellistischer Begebenheiten, die in malerischer Fülle miteinander wechselten; reizende Episoden ersetzten den Eindruck des Großen und Erhebenden, den das Epos sonst als Ganzes macht.

Pulci nahm den Roland, Rinald, Olivier mit ihren Abenteuern aus der Karlsage, stellte aber in den Mittelpunkt den von ihm erfundenen Riesen Morgante, nach dem er das Epos benannte. Ungeschlacht, aber bieder und treuherzig, schließt er Roland sich an, und wir erkennen in seinem wohlausgeführten Bilde die rohe aber gesunde Kraft des Volkes, die einem Höheren sich unterordnet und das Rechte will und thut; wie er mit seinem Glockenschwengel drein haut und selbst den Teufel nicht fürchtet, sondern bei der Gurgel packt und dem Minos den Schwanz, dem Charon den Bart ausreißen, den Phlegeton auf einen Trunk austrinken möchte, wie er mit Pfeilen gespickt gleich einem Stachelschwein aus der Schlacht kommt, das streift stets an's Possenhafte und ist doch innerlich tüchtig, sodaß es bald mit den zwecklosen Abenteuern der Ritter, bald mit der blos rohsinnlichen, gefräßigen und lasterhaft frechen Natur im Riesen Margutte contrastirt und einen echt humoristischen Eindruck macht. Pulci berichtet von Tapferkeit, Edelmuth, Rittersitte, ohne sie anzuzweifeln; er scheint Alles gläubig zu erzählen, aber wie er das Ernste und Lächerliche verknüpft, so zeigen seine

Betrachtungen den Geist und die Bildung der neuen Zeit, und wenn er die Gesänge, in denen seine Laune zur Unterhaltung der Hörer scherzt, mit feierlichem Anklange an Gesänge und Gebete der Kirche eröffnet, so spürt man leicht den Schalk, der sich auch damit belustigt, auch dies nur für ein Kunstmittel zu komischen Effecten nimmt; und so fängt er einen Gesang mit dem Gebete an: „O höchster Jupiter, für uns gekreuzigt!" Am Schlusse entläßt er das Publikum mit dem Spruche: „Der Engel Gottes halt' euch fest beim Schopfe!"

Der Musensitz für die Ausbildung des romantischen Kunstepos ward der Hof von Ferrara. Dort hatte schon der mit dem Namen des Blinden (cieco) benannte Dichter ein buntes und planloses Gewebe von Scenen des Kampfes und der sinnlichen Liebe in der Mischung heidnischer und christlicher Elemente entworfen, als er seinen Mambriano verfaßte. Der Graf von Scandiano aber, Bojardo (1430 bis 1494) faßte die Aufgabe ernster und größer. Selbst ritterlichen Sinnes und zugleich in der Schule der Alten gebildet, strebte er ein großes Ganzes an; der geschichtliche Kampf der Christen und Mohamedaner, dem das Vordrängen der Türken im Osten ja eine neue Bedeutung gab, sollte der feste Kern sein, um welchen sich die Ranken der Abenteuer schlingen, wie sie das irrende Ritterthum mit sich brachte. Wenn in der Karlsage der Glaubenseifer, in den Artusdichtungen die Liebe das Motiv war, so wollte er in seinem „Verliebten Roland" beides verschmelzen; aus Liebe sollte nun auch Roland, der Held von Roncevalle, in den Strudel des wechselreichen Lebens hineingerissen werden. Bojardo gebot über die Sagenfülle des Mittelalters und schaltete frei mit ihr; er verwerthete den Stoff, wie es ihm beliebte, bald zu ernstem, bald zu heiterem Zwecke, indem er die Komik aus der Sache entband, statt über diese selbst zu scherzen; er nahm die Ueberlieferung zum Ausgangspunkte seiner eigenen Erfindungen und fügte die Gestalten der antiken Mythe mit gleicher Freiheit ein. Allerdings wird auch bei ihm der einfache Plan von den Episoden überwuchert, und er sucht uns durch deren Mannigfaltigkeit zu ergötzen, aber er versteht auch die Fäden ineinander zu schlingen, zu verknüpfen, die Helden zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenzubringen. Er macht die Liebe zur Triebfeder der Thaten, entwickelt aber die Begebenheiten nicht aus den Charakteren, sodaß diese in ihnen ihr Wesen entfalteten, sondern läßt äußere Anlässe und Zufälle walten, und schreibt Wunderquellen und Zaubereien die Wirkungen zu, die eigentlich der Dichter aus der Eigenthümlichkeit des Gemüths und dessen Kämpfen mit sich selbst und mit der Welt herleiten soll. Allerdings legt er uns eine allegorische Deutung der Wunder nahe und weiß das Uebertriebene und Unglaubliche ironisch aufzulösen, aber er ist mit seinem eigenen Gefühl bei seinem Stoffe und überrascht uns oft durch ergreifend schöne Züge einfacher Naturwahrheit im Gewirre der Fabelei einer phantastischen Welt. Er strebt mit künstlerischem Bewußtsein ein Ganzes an, aber die riesige Anlage des Werkes ward nur zum Theil ausgeführt; im 69. Gesange brach er ab mit dem Ausrufe, daß er Italien durch den Einfall der Franzosen in Flammen sehe und darum nicht fortfahren könne, und der Tod ereilte ihn, ehe er sein Versprechen erfüllen konnte:

Dereinst mit besserm Reim und höherm Klange
Sing' ich der Schlachten und der Liebe Gluth;
Nicht immer wird von grauser Zeiten Drange
Geraubt mir werden Geisteskraft und Muth;
Allein für jetzt ist's aus mit dem Gesange
Und all mein Sinnen kommt mir nicht zu gut,
Da ich vernehm' Italiens laute Klagen;
Nicht singen kann ich, kaum zu seufzen wagen.

Bekanntlich hat Ariost den „Rasenden Roland" an den „Verliebten" angeknüpft; er setzte dessen Charaktere und Erfindungen voraus und ergoß als ein großer Maler über das Gebäude, das ein architektonischer Geist in staunenswürdigen Massen entworfen hatte, seine prangenden Bilder; aber er that es weit mehr in modernem Sinne. Beide Dichtungen sind ein Januskopf, aber Bojardo's Augen lassen die Blüthe und Denkweise des Mittelalters wiedererglänzen, während Ariost in die neue Zeit hineinschaut.

Den Kampf der Christen und Saracenen leitet Bojardo dadurch ein, daß König Gradasso Rinaldo's Roß Bajard und Roland's Schwert Durindana haben will, weshalb er mit einem Heere in Frankreich einbricht, wo kurz vorher die schöne Angelika aus Asien erschienen war und sich dem zum Lohne verheißen hatte, der ihren Bruder besiege. Doch als dieser gefallen, ent-

stirbt sie und die Helden Karl's, vor Allen Roland und Rinald, folgen ihr nach; der Trunk aus einem Zauberquell im Ardennenwalde entzündet ihre Liebe für Rinald, den eine andere Quelle mit Haß gegen sie erfüllt. Rinald, von ihr verfolgt, und Roland, sie suchend, haben nun eine Menge Abenteuer zu bestehen; doch auf die Kunde, daß Angelika's Hauptstadt von einem verschmähten tartarischen Liebhaber belagert werde, eilt sie heimwärts, und der Dichter weiß dort seine christlichen Helden zum Ersatz zusammenzubringen, während Karl ohne seine Paladine gefangen, aber durch Astolf befreit wird. Dieser ist im Besitze eines Goldspeeres, dessen Berührung stets den Gegner vom Pferde wirft; er weiß das aber nicht, und verwundert sich selbst über die glücklichen Kämpfe, die er seitdem besteht. Nach Roland's Abenteuern im Feenreiche, in das Angelika ihn sendet, nimmt er sie mit nach Europa. Dorthin bricht auch Agramant gegen Karl auf, und in seinem Heere ist der unbändige Radomont, der Ahnherr aller Radomontaden. Aber ihrem Zuge ist nur dann Erfolg verheißen, wenn der junge Rüdiger dabei sei, den der Zauberer Atlas behütet, weil ihm die Bekehrung zum Christenthum und ein früher Tod bevorstehe, wenn er in den Kampf ziehe. Doch mit Hülfe eines Zauberringes der Angelika, den Brunell sammt Roland's Schwert und Horn gestohlen hat, gelingt es, Rüdigern zu holen. Angelika und Rinald trinken indeß aus den anderen Quellen, sodaß er jetzt sie besitzen will, und Karl verheißt sie dem, der im Kriege das Beste thut. Rüdiger und Bradamante, Rinald's heldenhafte Schwester, entbrennen in Liebe für einander; sie lernen als Kämpfer einander bewundern; da nimmt sie den Helm ab.

Lang aufgelöst fiel da das Haar der Kühnen
Herab; es glänzt in goldnem Farbenschein;
Ein zartes Wesen lag in ihren Mienen,
Doch mischten Muth sich und Gesundheit drein.
Mund, Nase, Wimpern, alle Züge schienen
Gemalt von Amor's eigner Hand zu sein,
Doch ihrer Augen süß lebendig Licht
War' unbeschreiblich, und ich schildr' es nicht.

Beim Anblick dieser englischen Geberde
Blieb scheu und regungslos der Paladin
Und fühlt sein Herz erzittern, als verzehrte
Ein Feuer in des Busens Tiefen ihn.
Nicht weiß der Jüngling mehr, was aus ihm werde,
Fast will die Sprach' ihm von den Lippen fliehn:
Er, dem vor der beheimten Maid nicht graute,
Steht nun verwirrt, da er in's Aug' ihr schaute.

Bojardo hat den Plan schon so angelegt, daß aus der endlichen Bekehrung Rüdiger's und seiner Vermählung mit Bradamante das Haus Este entspringen sollte, und indem Ariost seinen Faden aufnahm, machte er dies zum Mittelpunkte seines „Rasenden Roland."

Der Vater dieses Dichters hatte ansehnliche Staatsämter in Ferrara bekleidet und hoffte, daß der reichbegabte Sohn ihm darin folgen werde; er bestimmte ihn zum Studium der Rechte, aber der junge Ludwig las lieber die Dichter, und als ihm der Vater einmal eine Strafpredigt hielt, hörte er mit ruhiger Gelassenheit zu, denn er brauchte gerade eine solche Scene in einem Lustspiele, an dem er arbeitete. Er trat in die Dienste Hippolyt's von Este, der schon im dreizehnten Jahre Cardinal geworden, und herrschsüchtigen Sinnes Alles für seine Zwecke zu verwerthen strebte, während Ariost vor allem sich selber leben, Muße haben, persönliche Freiheit auch in der Liebe nicht missen wollte. So klagt er denn, wenn der Cardinal ihn bald als Gesellschafter, bald als Geschäftsträger in Anspruch nimmt, und als derselbe für den „Rasenden Roland" weder viel Beifall noch die gewünschte unabhängige Stellung oder fette Pfründe ihm gewährte, brach er mit ihm. Nach dem Vorgange des Horazischen Füchsleins verglich er sich mit einem Esel, der hungrig und mager durch eine Mauerspalte in eine Kornkammer geschlüpft, dann satt und wohlgenährt nicht wieder zurück konnte und sich gefangen sah.

Glaubt jener heil'ge Cardinal durch Gaben
Mich ihm verkauft zum Dienst der Sclaverei,
So irrt er sehr; er soll sie wieder haben;
Er nehme sie, und ich bin wieder frei.

Er knüpfte bei den Mediceern an, ward aber dann von Herzog Alfons I. zum Statthalter der Provinz Garfagnana ernannt, bald darauf indeß nach Ferrara gezogen, als dort das Theater in Aufnahme kam, und hier wirkte Ariost als Intendant und Dichter zugleich, hier war er in seinem Elemente, bis er dann im selbstgebauten Hause noch einige Jahre sein eigener Herr sein und seiner epischen Dichtung die vollendende Feile geben konnte. Er lebte von 1474 bis 1533.

Nach mehreren anderen Entwürfen beschloß Ariost, das gewaltige Bruchstück Bojardo's zur Voraussetzung seines Gedichts

zu machen und sowohl das Haus Este durch die Liebesgeschichte von Rüdiger und Bradamante, der angeblichen Ahnen desselben, zu verherrlichen, als auch die Beziehungen zwischen Angelika, Roland und Rinald zu Ende zu führen und überhaupt die dort angelegten Fäden fortzuspinnen oder neue Erfindungen einzuflechten, je nachdem es der zu einem reizenden Spiegelbilde der damaligen höfischen Nachblüthe der Ritterlichkeit und der vornehmen Gesellschaft macht, wie sie ohne tiefere religiöse oder patriotische Gedanken und Bestrebungen in zweck- und gefahrlosen Turnieren einen Scheinruhm und in galanten Abenteuern sinnliche Genüsse sucht und findet. Ariost ist clas-



Bojardo.

heiteren Laune seines Dichtergemüths zusagte oder den künstlerischen Zwecken angemessen war. Denn der Sohn einer neuen Zeit, steht er dem mittelalterlichen Stoffe mit voller Freiheit gegenüber und faßt das irrende Ritterthum nicht wie eine gediegene, gewichtige Wirklichkeit, sondern wie eine leichthingaukelnde Phantasiewelt auf, die er um so menschlicher betrachtet, je übernatürlicher sie erscheint, die er mit ironischem Scherze beleuchtet, wenn sie die Miene des Ernstes annimmt, und die er zugleich sisch durch den Ton der Darstellung, den er für diese Weltauffassung anschlägt; ein heiterer Humor, eine anmuthige Nachlässigkeit läßt nichts Trockues oder Schweres bestehen, sondern Alles zu behaglicher Unterhaltung der Hörer in leichtem Flusse, im Spiele der Einbildungskraft vorüberziehen. Hat Bojardo die erste Erfindung und die Gewalt über das Massenhafte voraus und hören wir bei ihm noch mehr den breiten Strom des Epos rauschen, so übertrifft ihn Ariost durch geistvolle Behand-

lung des Einzelnen, durch das prangende Colorit und den nie versiegenden Reiz wechselvoller Episoden, durch feine Bildung des Sinnes wie der Sprache, die sich niemals zu Erzählungen verirrt, welche er selbst als gemein oder niedrig bezeichnen müßte, so keck und übermüthig auch seine Laune das sinnlich Reizende mit Vorliebe in Scene Erstürmung von Paris" auch eine Meisterschaft ernster Schlachtschilderung fühlbar, die den vielen Zweikämpfen durchaus die Wage hält, und ein doppelter Faden bindet die sechsundvierzig Gesänge doch zusammen, Roland's Liebesraserei und Genesung und das Geschick von Rüdiger und Bradamante.



Ariosto.

setzt. Allerdings ist der „Rasende Roland" mehr ein bunter Blumenkranz ineinander geflochtener Novellen, als ein Epos, und die Mannigfaltigkeit überwuchert die Einheit, welche mehr in der gleichmäßigen Stimmung, als in der zusammenhängenden Handlung des Ganzen liegt; wie versificirte Novellen muthen die gelungensten Episoden des Gedichtes von „Ariodant und Ginevra," von „Isabella und Zerbin" uns an, und Novellen moderner Art werden gelegentlich erzählt. Doch ist in „Radomont's

Ariost läßt die Angelika, welche bei Bojardo zuletzt dem bestimmt wird, der im Saracenenkampf sich am tapfersten bewähre, alsbald im Anfange seines Gedichtes wieder entspringen; Roland, Rinald und Andere setzen ihr nach und werden dadurch, wie sie selbst, in mancherlei Abenteuer verflochten. Endlich nimmt sie sich des verwundeten Medor an, heilt ihn und schenkt ihm ihre Liebe, den Genuß ihrer Jugendblüthe in idyllischer Waldeinsamkeit. Als Beide nach dem Orient von dannen

gezogen sind, kommt Roland nach der Grotte und dem Hain, wo ihre Namenszüge das Glück verkünden, das sie genossen, und darüber verfällt er in Wuth gegen die Bäume, wie gegen die Hirten, die jener ihm versagten Wonne Zeuge waren. Mannigfach taucht er hie und da in andern Geschichten mit seinem Rasen auf, es ist ergreifend erst geschildert, namentlich auch, wie er noch einmal Angelika und Medor begegnet, ihr Roß erhascht, es zu Tode reitet und es dann nachschleift, auf der Schulter fortschleppt, ohne zu gewahren, daß es todt ist. Dann aber ist es einer der glänzendsten Einfälle Ariost's, daß er den Astolf auf seinem Flügelpferde sich zum Monde aufschwingen läßt, um in einer Flasche den Verstand Roland's herabzuholen; der wilde Recke wird endlich gleich einem Stier eingefangen, und wie er dann aus der Flasche athmet, kommt er wieder zur Besinnung, und ist wieder der frühere Held für Glauben und Vaterland. Im Monde aber fand sich der Verstand des irrenden Ritters bei allerhand seltsamen Dingen; da war auch der verflogene Ruhm für unbedeutende Thaten, der Müßiggang der Unwissenden, die Thränen unglücklicher Liebe; Blasbälge, welche die luftige Fürstengunst bedeuten — die Schenkung Constantin's, ein stinkender Haufe von verwesten Blüthen — Leimruthen, die Lockungen der Weiber, — Heuschrecken, aufgeplatzt von vielem Wind, die Lobgedichte — und in Blumen verborgene Ketten, die Schmeicheleien, die den Großen gezollt werden. Hier giebt Ariost denen einen Wink, die aus den Uebertreibungen seines Preises für das Haus Este, insonderheit für den Cardinal Hippolyt, den Schalk nicht herausgehört. Mir ist es vielmehr verwunderlich, wie dieser letztere es so ruhig aufnehmen mochte, daß er mit ernster Miene, wie ein Alexander und Aristoteles in einer Person gefeiert, für den schönsten aller Sterblichen ausgegeben ward; und wenn Cassandra auf ein Zelt für Hektor die Geburt seines berühmtesten Nachkommen stickt, auf die Windeln den Namen Hippolyt einzeichnet, und in den andern Bildern dieser als das Muster jeder Tugend, der Günstling jedes Glücks geschildert wird, und wenn das Zelt nun das Brautlager Rüdiger's und Bradamante's überspannt, so ist doch deutlich genug eines so wahr als das andere.

Rüdiger und Bradamante sind durch ihre Herzen aneinander gebunden, aber der Lauf der Welt mit seinen Zufällen und Mißverständnissen hält sie auseinander, bis sie endlich überwinden und zusammenkommen; eine wohlwollende Macht, die Fee Melissa, strebt dies an, aber der Zauberer Atlas wirkt entgegen, weil er weiß, daß Rüdiger um seiner Liebe willen Christ werden und in der Jugend sterben wird. Wie Rüdiger aus Atlas' Zauberschloß befreit wird, dessen Flügelroß gewinnt und verliert, wie er Alcina's Lockungen unterliegt und aus ihren Zaubergärten gerettet wird, wie Bradamante sich heldenhaft und treu bewährt, die Liebenden sich verloben, aber nun der Vater Haimon die Tochter dem Kaisersohne von Byzanz zugesagt hat, das zieht durch die ersten vierzig Gesänge sich hin; jetzt steigert sich unser Herzensantheil, wenn Bradamante, der Brunhilde gleich, vom Kaiser Karl sich erbittet, daß Niemand sie freie, den sie im Kampfe besiege, und so des fremden Bewerbers ledig zu werden hofft, Rüdiger aber heimlich auszieht, um denselben zum Kampfe zu fordern. Der Kaisersohn Leo, Rüdiger's Thaten bewundernd, ohne ihn zu kennen, rettet den Helden aus dem Gefängnisse, in das man den Schlafenden geworfen, und von dem Tode, der ihm droht; dafür verlangt er einen Gegendienst, den Rüdiger zusagt, und so soll er in Leo's Rüstung Bradamante erstreiten. Rüdiger hält Wort, aber mit welchen Gefühlen! Er besiegt zwar die Geliebte nicht, aber auch sie kann ihn nicht niederwerfen, und so wird sie ihm zugesprochen, der für Leo gilt. Doch Leo erkennt aus der Verzweiflung Rüdiger's die Lage der Dinge, will sich nun an Edelmuth nicht übertreffen lassen, führt Rüdiger vor Karl und Haimon, läßt ihm den Helm abnehmen und Bradamanten die Hand reichen.

Ariost ist Dichter: er gestaltet Alles zu lebendigen Vorgängen, der Strom seiner wohllautenden Octaven bewegt die Gestalten stets in fortschreitenden Handlungen, und wo er beschreibt, da ist doch stets die Schilderung mit der vorrückenden Begebenheit verschmolzen; dennoch ist nirgends klarer als bei ihm zu erkennen, daß die Malerei die höchste und die tonangebende Kunst seiner Heimath und seiner Zeit war, denn auch er ist vor allem ein großer Ma-

ler; auf sinnliche Schönheit oder auf schöne Sinnlichkeit gerichtet, weiß er durch sein Wort das Bild der Dinge vor unsere Anschauung zu zaubern und verweilt er am liebsten bei der Darlegung einer ansprechenden Situation. Aus seiner Schilderung Alcina's haben Italiener Vorschriften für den Zeichner und Coloristen abgeleitet; Lessing zeigte, wie er sich in das Gebiet des bildenden Künstlers begeben, aber zugleich die Schönheit, deren Beschreibung uns kalt lassen würde, in Reiz verwandelt habe; denn Reiz ist Schönheit in Bewegung und was uns im Gemälde Alcina's gefällt und rührt, ist Reiz. Ihre Augen werden nicht blos schwarz und feurig genannt, sie bewegen sich auch langsam und blicken holdselig; Amor schießt aus ihnen seine Pfeile. Ihr Mund entzückt, nicht weil zwei Rosenlippen auserlesene Perlen umschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, das ein Paradies auf Erden öffnet, weil von hier aus Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen; ihr Busen bezaubert weniger, weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns seine niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn sanft auf- und niederwallen sehen, wie die Welle am Uferrand, wenn ein Zephyrhauch leise das Meer erregt. Angelika an der Klippe läßt uns Ariost mit Rüdiger's Augen sehen und bringt durch die Bewegung, die er hervorhebt, Leben in die Gestalt.

Wohl dünkt ihm sicherlich die nackte Schöne
Ein Alabaster- oder Marmorbild,
Das hier an dieser rauhen Felsenlehne
Des Künstlers kund'ge Hand dem Blick enthüllt,
Müßt' er nicht auch zugleich die helle Thräne,
Wie zwischen Rosen sie und Lilien quillt,
Der frischen Aepfel holdes Paar bethauen,
Das goldne Haar im Wind gefächelt schauen.

Homer geht wie ein Plastiker auf in seinem Werke, Ariost wählt wie ein Maler seinen Standpunkt und läßt uns von demselben aus die Dinge betrachten, wie er sie sieht. Er ist subjectiv. Bei ihm entsteht nicht Begebenheit aus Begebenheit, sondern wie in der Seele die Vorstellungen sich hervorrufen, jetzt nach dem Contraste und jetzt nach der Sympathie, so ordnet er die Gestalten und Begebenheiten, und bricht einen Faden jetzt ab, um später ihn wieder aufzunehmen, scheinbar nach Laune, im Grunde aber um der Hörer willen, die er niemals durch Eintönigkeit ermüden, sondern durch bunte Fülle unterhalten und ergötzen will, und nach dem Gesetze der Symmetrie. Echt malerisch ist aber die bunte Fülle des individuellen Lebens und seiner willkürlichen Triebe, sobald die Basis des Ebenmaßes doch durchschimmert. Manchmal sind es auch ideale Zwecke, welche die Gegensätze bei Ariost bedingen. Mir wenigstens scheint es nicht zufällig, daß beidemale nach jenen von Andern erzählten Novellen, welche die Liebestreue bezweifeln, oder eine unersättliche Sinnenlust der Frauen nach der Einleitung von „Tausendundeine Nacht“ und einem italienischen Schwanke behaupten, im Fortgange des Gedichtes selbst hier die Isabella folgt, die lieber von der Hand Radomont's sich den Tod erlistet, als daß sie seinen Werbungen sich ergiebt, dort Flördelise, wie sie in Trauer um den Gemahl an seinem Grabe sich verzehrt und stirbt. Durch solche Vertheilung von Licht und Schatten, von Scherz und Ernst, wirkt Ariost stimmend auf die Empfindung, wie der Maler durch das Colorit, und meisterlich versteht er es, alle Farbennüancen in den Ton des Ganzen zu verschmelzen. Seine Subjectivität endlich zeigt sich in jener Trennung seiner eigenen Persönlichkeit und Weltanschauung von dem Stoffe seines Werkes, die statt der Begeisterung für einen großen Inhalt ihn über die eigene Darstellung ironisch lächeln und seine Zeit mit der Buchdruckerkunst, dem Schießpulver, der classischen Bildung und beginnenden Wissenschaft dem Ritterthum, dessen Glauben und Minnen und dessen Lanzenkämpfen entgegensetzen läßt. Mit Homer, dem melodischen Munde des Heroenalters selbst, sollte man ihn daher gar nicht vergleichen; er ist Kunstdichter wie Virgil, er webt überall, wie dieser, Beziehungen auf die Gegenwart in die Schilderung der Vergangenheit, aber ohne jenes großartige Vaterlandsgefühl des Römers, ohne dessen ernste Feierlichkeit, vielmehr verhält er sich eher wie Ovid zu den Sagen, die er erzählt, ohne an sie zu glauben, sodaß zu dem leichten Fluß der Darstellung jener Zug selbstbewußter Ueberlegenheit kommt, der es stets verräth, daß er mit der Ritterwelt spielt und scherzt. Gerade die verstandesklare Weisheit der Betrachtung, die gewöhnlich einen Gesang anhebt, steht auch damit wieder in wirksamem Contrast. Und wollen wir manch-

mal bei den Uebertreibungen oder seltsamen Sprüngen seiner Einbildungskraft mit dem Cardinal kopfschüttelnd fragen: „Herr Ludwig, wo habt Ihr all das tolle Zeug von Possen hergenommen?“ so können wir sicher sein, er nimmt uns das Wort vom Munde und überrascht uns durch einen Spaß oder deutet uns an, daß wir das Wunderbare symbolisch auffassen sollen. Es werden uns die buhlerisch verlockenden Reize Alcina's in ihrem Feengarten geschildert; wie Rüdiger Melissa's Ring an den Finger steckt, widert das geschminkte Laster, die herzlose Liederlichkeit ihn an; er erwacht aus dem Rausche der Sinnlichkeit und besinnt sich auf sich selbst und seine Bestimmung. Da empfiehlt der Dichter den Ring der Vernunft gegen den Trug und die Schmeichelkünste, womit nicht Höllengeister und Planeten, sondern die Menschen selbst einander berücken. So ist es das Gefühl der Pflicht, das den Rinald aus dem Quell des Hasses gegen die verlockende Angelika trinken läßt; dann rührt ihn die Anhänglichkeit, mit der sie ihm folgt, und so beginnt er zu lieben, wie sie über sein früheres Verschmähen nun erbittert ist; und als sie Medor entflieht, da rettet er sich aus der Eifersucht durch den Born der Verachtung gegen sie und sein eigenes zweckloses Treiben, und gewinnt in der Selbstachtung die Freiheit. So fehlt der bedeutsame Sinn den Fabeln keineswegs, aber wir möchten ihn doch lieber in ernster Darstellung der Geschichte des menschlichen Herzens, in einfacher Seelenmalerei genießen, statt daß das allegorische und phantastische Beiwerk ihn verhüllt.

Als Dichter der Renaissance nimmt Ariost antike Mythen in die Reihe der mittelalterlichen Sagen und seiner eigenen Erfindungen auf, aber er behandelt sie wie die venetianischen Maler oder wie Giulio Romano, denen er überhaupt sich vergleicht, er übersetzt sie aus dem Plastischen in's Malerische, er tränkt sie mit seiner Empfindung, er taucht sie in das Colorit seines Werkes. So kommt Rüdiger auf dem Flügelpferde und rettet die Angelika von dem Seeungeheuer, wie Perseus die Andromeda, so wird Olympia auf einsamer Insel von Biren, wie Ariadne von Theseus verlassen und von Obert wie diese von Dionysos zur Braut gewonnen. Ja einzelne glänzende Stellen sind aus alten Dichtern übersetzt. Wer kennt nicht jene Strophe aus dem ersten Gesange?

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose;
So lange sie in mütterlicher Hut,
Vom Dorn geschützt, umhegt vom zarten Moose
Und unberührt von Hirt und Heerde ruht;
Die Erde huldigt ihr, der Luft Gekose,
Das thauige Morgenroth, die klare Fluth;
Jungfrische Knaben und verliebte Dirnen
Begehren sie zum Schmuck der Brust und Stirnen.

Doch wenn, dem Mutterstamm sie zu entrücken,
Vom grünen Zweige man die Rose bricht,
Verwelken Reiz und Anmuth, die sie schmücken,
Und dauert Gunst bei Gott und Menschen nicht;
Die Jungfrau läßt sie jene Blüthe pflücken,
Die theurer als der schönsten Augen Licht
Und als das Leben sein soll — schnell entschwunden
Ist Lieb und Preis, die sie vordem gefunden.

Aber wir wissen (siehe „Hellas und Rom“), daß diese Rose aus dem Garten Catulls hinübergepflanzt und ursprünglich in einem Hochzeitsliede Sappho's aufgesproßt ist.

Dichterischer ist kein Dichter gepriesen worden als Ariost in Goethe's „Tasso.“ Leonore Sanvitale schmückt seine Büste mit Blumen:

So drück' ich diesen vollen frischen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die hohe Stirn;
Er, dessen Scherze nie verblühen, habe
Auch von dem neuen Frühling gleich sein Theil.

Antonio nennt das wohlgethan; die Blumen zieren ihn besser, als der Lorber thun würde.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er Alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein:
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand,
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Und doch, wie er im Lichte seiner Eigenthümlichkeit glänzt, das ich selber klar hervorgehoben, wir können ihn den größten Genien nicht zugesellen. Denn die höchsten Anschauungen seiner Zeit, die tiefsten Geistes- und Gemüthskämpfe derselben hat er nicht ausgesprochen, die Conflicte und Schmerzen der Menschenbrust nicht so aufgeschlossen, geläutert und versöhnt, die Charaktere nicht so gründlich und energisch gezeichnet und durch Thaten und Leiden entfaltet, daß wir ihn einem Michel Angelo oder Raphael ebenbürtig erachten, oder den Dichtern gleichstellen könnten, die später vollbrachten, was wir schon von ihm fordern möchten, wie Shakspeare und Cervantes, Goethe und Schiller. Seine Muse ist nicht die Lehrerin, Tröfterin und Führerin der Menschheit auf ihrem ernsten Lebenswege, sondern sie will in geselligem Kreise in Stunden der Erholung auf eine anmuthige Art und mit leichtem Scherz erheitern und durch lustiges Geplauder ein sinnlich anmuthiges Behagen erwecken. Er ist ein Unterhaltungsdichter, und die sind nicht vom ersten Range, aber Ariost ist der vorzüglichste unter ihnen.

Die heitere Ironie, die joviale Grazie Ariost's gewannen ihm so allgemeinen Beifall, daß Bojardo's gröberes Korn und trocknere Weise nicht mehr zusagte und Berni dessen Gedicht überarbeitete, indem er die Sprache feilte und den Ton des Scherzes, ja des Spottes hineintrug; erst in unserm Jahrhundert wurde das Original durch Panizzi hergestellt und dann durch Regis und Gries auch in's Deutsche übersetzt. Alamanni und Bernardo Tasso gingen auf Ariost's Wege, ohne ihn zu erreichen; sie übertrugen französische Romane von Giron und Amadis in italienische Verse. Wie der Staat im Hof, so ging die Poesie im Hofdienst auf; sie verlor dadurch bei den spätern Nachahmern Ariost's immer mehr an Mark und Größe, was sie durch Weichheit, Glätte und anständig verhüllte Lüsternheit ersetzen wollte. Geistloser Prunk der Rhetorik, allegorische und mythologische Figuren, zierliche Spielereien und leichtfertige Späße, das war der Ausgang dieser Ritterdichtung. Ihr lief aber eine andere zur Seite, welche die Geschichte in Verse brachte und, den Lukan nachahmend, nach einem antiken heroischen Stil trachtete, oder die Kämpfe um Troja, die Aeneassage in ein romantisches Gewand kleidete. In einer Composition, die sich an Homer und Virgil anlehnt, besang Trissino die Befreiung Italiens von den Gothen in reimlosen Jamben, und stattete das Werk mit allerhand Redeblumen und Sentenzen aus, welche er während zwanzig Jahren aus griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammengelesen. Den heldenmüthigen Germanen, welche die antike Bildung mit ihrer frischen Naturkraft verschmelzen, Italien verjüngen wollten, stellt er in seltsamer Verkennung der Dinge den byzantinischen Kaiserhof mit seiner Liederlichkeit und Gewaltherrschaft als das berechtigte Princip, als Befreier gegenüber; die alten Heidengötter sind Engel oder Substanzen, mit denen der Christengott Rath hält, Höllenteufel, Feen, Zauberer stehen ihnen gegenüber, üppige Liebesabenteuer werden eingeflochten, sonst aber die Geschichte genau nach Prokopius erzählt. Alamanni besang eine Belagerung der Stadt Bourges in Frankreich genau nach der Iliade. Olivier schilderte in seiner Allemana den Krieg des schmalkaldischen Bundes gegen Karl V.; die Allegorien von Tugenden und Lastern ersetzen die Göttermaschinerie. Und doch war dieser langweilige Gegensatz heilsam, um einem wirklichen Dichter den Anlaß zu bieten, das ritterlich-romantische und das historische Epos in einem Werke zu verschmelzen, das alsbald vom Volke wie ein Nationalgedicht aufgenommen wurde.

Literarisches.

Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber.

Wer sieht sich satt an einem vollendet schönen Abbild der äußeren Menschen und wer könnte genug lesen von den Ergüssen einer in sich so harmonisch abgeschlossenen Persönlichkeit wie Felix Mendelssohn-Bartholdy? Immer erscheint er uns auf's Neue von bezaubernder Liebenswürdigkeit; so rein und doch, so kindlich und edel wie selten ein Mensch. Auch in den Briefen an Eduard Devrient, mit dem Felix von frühester Jugend befreundet war, und in den Mittheilungen, welche der bekannte Ge-

schichtschreiber des deutschen Theaters von ihm macht, tritt er in dem vollen Werthe seines uns bereits vertrauten Wesens entgegen, ja selbst die Empfindlichkeit, die Devrient bei verschiedenen Gelegenheiten, wo die fein organisirte Seele Mendelssohn's mit den Verhältnissen in Conflict geräth, wie beim Düsseldorfer Theater, rügt, dient nur dazu, den erhabenen Tondichter so recht als einen zu charakterisiren, dessen Reich eben nicht von dieser Welt war. Manchmal muß ihm sogar der etwas philiströse Freund unwillkürlich als Folie dienen, um die ganze Reinheit seines Gemüthes zu zeigen; so in einem Briefe, worin Felix schreibt: „Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon zweiundzwanzig Jahre und doch noch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts Anderes antworten, als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu zweiundzwanzig Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich's wahrscheinlich schon geworden; ich kann Nichts dafür, denn ich schreibe ebensowenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Capellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn Beides sich einfinden wollte, so lange ich aber nicht gerade verhungere, so lange ist es Pflicht, zu schreiben, was und wie mir es um's Herz ist, und die Wirkung davon Dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt. Nur daran denke ich immer mehr und aufrichtiger, so zu componiren, wie ich es fühle, noch immer weniger Rücksichten zu haben, und wenn ich ein Stück gemacht habe, wie es mir aus dem Herzen geflossen ist, so habe ich meine Schuldigkeit dabei gethan, und ob es nachher Ruhm, Ehre, Orden, Schnupftabaksdosen und dergl. einbringt, kann meine Sorge nicht sein. Meinst Du aber, ich hätte in dem Ausbilden meiner Compositionen oder kurz: meiner selbst, Etwas vernachlässigt oder versäumt, so sage mir genau und klar, was das ist und worin es besteht. Es wäre freilich ein schlimmer Vorwurf." In ähnlicher Weise erscheint uns Mendelssohn-Bartholdi an einer Stelle, wo es sich um Devrient's Berufung nach Dresden handelt; doch letzterer erzählt dies besser selbst: „Und als er im März eines Tages zu mir kam, da ich soeben die Anstellung als Oberregisseur in Dresden, ganz nach meinen Bedingungen präcisirt, erhalten hatte und ihm nun die summarische Frage vorlegte: ob ich denn meine Vaterstadt, den Freundeskreis und den bereits fünfundzwanzigjährigen Dienst des mir gnädigst gesinnten Königs aufgeben solle? antwortete er: „Es ist hierbei nur eine Frage, hast Du hinlängliche Koffer und Kisten zum Einpacken, wo nicht, so kann ich Dir welche leihen. Liebster Eduard," fügte er zärtlich gedehnt hinzu, indem er mir mit der Hand über das Haar strich, „der erste Schritt aus Berlin ist der erste Schritt zum Glück." Für Mendelssohn ist eben die Kunst überall das Höchste, das Heiligste, und wie der religiöse Mensch keine weltlichen Rücksichten kennt, so ist es auch ihm undenkbar, daß dem Künstler nicht die Kunst das allein Maßgebende sein soll. — Die bekannten Bemühungen, den Künstler aus seiner Stellung in Leipzig nach Berlin zu verpflanzen; seine Abneigung gegen jede Aufgabe, die nicht einzig und allein die Würde der Kunst im Auge hatte; sein unaufhörliches Verlangen nach einem Operntexte, der ihm genüge — dazu hätte er von einem ihm ebenbürtigen Dichter sein müssen — alles dies tritt so anziehend, in der herzlich freimüthigsten Weise aus diesen Briefen hervor, daß man sie eben lesen muß, wenn man sich nicht einen wirklich erhebenden und wohlthuenden Eindruck vorenthalten will.

Der dreibändige Roman, „**Achmet, der Kifraucher,**" von O. Rodoëth (Breslau, Verlag von Trewendt), verspricht im Anfange mehr, als er später hält. Man wird überrascht, daß der Orient einmal realistisch behandelt wird; die Verworfenheit, Schwäche und Grausamkeit in den dortigen Zuständen ist zwar wahr und ungemein anschaulich geschildert, später aber wird viel Fremdes hineingetragen, um den Roman für gewöhnliche Anforderungen abzurunden. Die Figur des Kifrauchers selbst ist namentlich im ersten Bande ganz meisterhaft gezeichnet. — Von Friedrich Bodenstedt's gesammelten Schriften, die bei Decker in Berlin erscheinen, ist kürzlich der zehnte Band ausgegeben worden, welcher alte und neue Gedichte, meistens erzählender Art, wie „Andreas und Marfa" enthält. — Ungewöhnliche Aufmerksamkeit wird den soeben bei G. Westermann erschienenen gesammelten Schriften von Theodor Storm zu Theil und man darf diese Thatsache mit besonderer Freude erwähnen, da Storm durch Schönheit der Form, Innerlichkeit und Reinheit der Empfindung sich als Dichter von dauernder Bedeutung kennzeichnet. — Von Robert Griepenkerl, dem kürzlich verstorbenen Dichter des „Robespierre," ist noch eine Sammlung „**Novellen**" bei Graff & Müller in Braunschweig herausgekommen. — Unter mehreren Romanen, welche bei Otto Janke in Berlin erschienen sind, ist besonders „**Cavalier und Jüdin,**" von H. von Schönau, der genauen Vertrautheit mit aristokratischer Lebensanschauung und tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens wegen von trefflicher Wirkung, während in „**Fürst und Musiker,**" von Max Ring, politische, gesellschaftliche und künstlerische Ereignisse aus den letzten Decennien in effectvoller, aber nicht besonders abgerundeter Weise verwerthet sind.



Mehr Licht.

Von

Friedrich Mohr.

Künstliches Licht unterscheidet den Menschen ebensosehr vom Thiere, wie die Sprache, die Thräne und die Wade, und unter den Menschen wird der Culturzustand, neben dem Gebrauche der Seife und des Eisens, auch nach ihren Fortschritten in vollkommener Benutzung künstlichen Lichtes gemessen. Auf der ganzen Erde hat man in jedem Jahre sechs Monate Tag und sechs Monate Nacht, mit sehr ungleicher Vertheilung auf die einzelnen Theile des Jahres. Die gleichmäßigste Vertheilung findet unter dem Aequator statt, wo der Unterschied des längsten und kürzesten Tages nur eine halbe Stunde beträgt, und je weiter nach den Polen, desto größer wird der Unterschied, sodaß auf den Polen selbst nur eine lange Nacht von einem halben Jahre und ein ebenso langer Tag stattfindet. In unsern Klimaten ist im Winter die Nacht schon um achteinhalb bis neun Stunden länger als der Tag. Da aber unser Körper nur sieben Stunden Schlaf gegen siebzehn Stunden Wachens bedarf, so ist ersichtlich, eine wie lange Zeit wir ohne Hülfe künstlichen Lichtes im Dunkeln zubringen müßten. Weiter nach den Polen würde dieser Zustand noch unerträglicher sein. Für den denkenden, selbstbewußten Menschen ist künstliches Licht ebensosehr eine Lebensbedingung wie Sauerstoff und Nahrung. Die Zeit der Erholung, des gesellschaftlichen Zusammenlebens, der Concerte, Theater fällt bei uns in den Abend und die beginnende Nacht. Ja selbst die Zeit der Arbeit und des nützlichen Schaffens wird durch künstliches Licht verlängert und Bergbau würde ohne dasselbe ganz unmöglich sein. Manche Gewerbe konnten nach Einführung eines besseren Lichtes auch am Abend betrieben werden, die sonst das volle Tageslicht erforderten.

Seit den ältesten Zeiten hat man sich zur Erzeugung von künstlichem Lichte der Verbrennung kohlenstoffhaltiger organischer Körper bedient und als solche wurden die fetten Oele, Talg, Wachs, Thran und ähnliche Stoffe verwendet. Angezündete Spähne von Fichtenholz, sogenannte Lichtspähne, werden, wie wir aus Hebel's alemannischen Gedichten ersehen, noch jetzt im Schwarzwalde und anderen Gegenden zur Beleuchtung verwendet und dienen zur Beurtheilung des menschlichen Comforts und des Wohlstandes jener Gegenden. Abgesehen davon haben wir nur zweierlei Beleuchtungsstoffe, flüssige und feste Fette, und diese bedingen zwei Formen des Verbrennens, nämlich in der Lampe und als Kerze. Diese beiden Arten von Leuchtstoffen unterscheiden sich nicht wesentlich in ihrer Zusammensetzung voneinander. Sie

enthalten überwiegend viel Kohlenstoff und kleinere Mengen Wasserstoff und Sauerstoff und zwar enthalten die flüssigen Oele mehr Wasserstoff als die festen Fette. Beide haben das gemeinschaftlich, daß sie nicht unzersetzt verflüchtigt werden können, sondern bei höherer Temperatur in brennbare Gase zerfallen. Sie können aus diesem Grunde nicht ohne weiteres angezündet werden, sondern bedürfen dazu eines Dochtes, der durch seine Faserform das flüssige oder geschmolzene Fett einsaugt und der Reihe nach durch die sich von selbst unterhaltende Flamme in Gas verwandelt, welches verbrennt und durch seine Flamme die Hitze erzeugt, um den Vorgang so lange fortzusetzen, als Fett und Docht vorhanden ist. Es ist also auch das Verbrennen der Oele und Fette im Dochte eine eigentliche Gasbeleuchtung, wobei der Docht die Retorte vorstellt und die Flamme das die Retorte umgebende Feuer. Unstreitig war es schon ein großer Fortschritt, als man zuerst den Docht erfand, welcher gestattete, ein gleichmäßiges, ruhiges Licht längere Zeit anzuhalten. Damit war eine Verbesserung erreicht, welche Jahrtausende lang der Menschheit die wichtigsten Dienste leistete und auch heute noch nicht entbehrt werden kann. Die letzte Verbesserung in der Beleuchtungskunst hat den Docht nicht überflüssig gemacht, sondern seine Wirkung gesteigert. Um hier einen festen Standpunkt zur Beurtheilung zu gewinnen, müssen wir den Vorgang bei der Verbrennung, durch welchen das Licht erzeugt wird, näher in's Auge fassen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Flammen, welche nicht rußen, auch nicht leuchten. Verbrennt man Wasserstoffgas oder Weingeist, so erhält man eine sehr heiße, aber schwach leuchtende Flamme. Hält man in diese Flammen einen dünnen spiralförmig gewundenen Platindraht, so strahlt dieser Draht ein blendend weißes Licht aus. Man ersieht daraus, daß die Lichtentwicklung davon abhängig ist, daß in der heißen Flamme ein fester, feuerbeständiger Körper vorhanden sei, der dann die Quelle des Lichtes ist. In der Flamme von Oel und Fetten ist dieser feuerbeständige Körper feinvertheilte Kohle, die für sich ganz unschmelzbar ist, aber am Rande der Flamme durch den Sauerstoff der Luft verbrennt und sich dann in Gasarten, Kohlenoxyd und Kohlensäure, umsetzt.

Bei der Weingeistflamme, in welche man den Platindraht hineingehalten hat, wurde viel Licht erzeugt, während dieselbe Flamme nur unbedeutend leuchtete, wenn der Platindraht fehlte. Die durch die Verbrennung des Weingeistes erzeugte Wärme ist bei gleicher Menge Weingeist in beiden Fällen absolut gleich; man sieht also, daß man Bedingungen herbeiführen kann, wodurch bei gleicher Menge verbrennender Substanz sehr ungleiche Mengen Licht erzeugt werden können, und es ist deshalb das Verlangen, „mehr Licht“ zu erzeugen, ein ganz gerechtfertigtes. Alles Licht dauert nur während der kurzen Zeit seiner Entstehung und verwandelt sich beim Verschwinden in Wärme. Verbrennen wir aber eine gegebene Menge Weingeist mit und ohne Platindraht, so haben wir im ersten Falle viel Licht, im zweiten wenig Licht erzeugt, die Summe der entwickelten Wärme ist aber in beiden Fällen gleich. Im ersten Falle war nur ein Theil der Wärme an einen festen Körper übergegangen, welcher erfahrungsgemäß bei gleicher Temperatur mehr leuchtet als eine erhitzte Luft. Vielmehr kann man behaupten, daß der Platindraht, indem er die Wärmebewegung der brennenden Gase annimmt, die Temperatur dieser etwas herabstimmt, und selbst nicht einmal die Temperatur der reinen Weingeistflamme haben kann. Dadurch aber, daß er Licht reichlich ausstrahlt, muß er zu einer noch größeren Temperaturerniedrigung der Flamme Veranlassung geben, und dennoch strahlt er weit mehr Licht aus als die Flamme allein. Ob aber die Wärmebewegung in dem starren Körper Lichtwellen erzeugt hat, ändert an der Gesammtsumme der Wärme nichts, weil alles Licht sich in dunkle Wärme auflöst. Im ersten Falle, wo Platin mitwirkte, wurde ein Theil Wärme als Lichtstrahl in das Weltall gesendet und wurde an den beleuchteten Wänden als Wärme fühlbar; im zweiten Falle, wo der Platindraht fehlte, wurde die ganze Wärme als heißer Luftstrom frei, aber keine erschien an den umgebenden Wänden. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist also durch die beiden sehr verschiedenen Fälle nicht verletzt, sondern im strengsten Sinne bestätigt.

Wir haben bisher nur die schwachleuchtende Flamme des Weingeistes und als festen Körper Platin in's Auge gefaßt. Als lichterregender Körper in der Flamme kann

aber jeder feste Körper dienen, die schwerschmelzbarsten und undurchsichtigen am besten, also Eisendraht, Kalk, Bittererde, Thonerde, Kohle. In der brennenden Flamme organischer Stoffe ist das Leuchtende immer Kohlenstoff. Werden diese Körper stark erhitzt, so entwickeln sie flüchtige Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff. Von diesen verbrennt der Wasserstoff wegen seiner größeren Entzündlichkeit zuerst, und wenn nicht Sauerstoff genug vorhanden ist, muß der Kohlenstoff als glühender Körper eine Zeitlang in der Flamme schweben und leuchten, bis er am Rande der Flamme auch zu nichtleuchtenden Gasen verbrennt. Der Beweis liegt einfach in der Erfahrung, daß an einem kalten Körper die leuchtende Flamme Ruß absetzt. Die glühenden Kohlentheilchen werden durch den kalten Körper abgekühlt und erscheinen dann in ihrem kalten Zustande als Ruß. Wenn die Kohlentheilchen längere Zeit schweben, ehe sie zum Verbrennen kommen und auf diesem Wege die möglich höchste Temperatur erreichen, so werden sie das meiste Licht aussenden. Es können also bei Verbrennung von gleich viel Oel oder Talg sehr ungleiche Mengen Licht entbunden werden. Betrachten wir beispielsweise ein Nürnberger Nachtlichtchen, welches mit einem von Kork getragenen Triangel von leichtem Blech auf Oel schwimmt, so sehen wir eine sehr kleine blaue kaum leuchtende Flamme. Verkleinert man den Docht, so wird das Flämmchen immer blauer und zeigt zuletzt nicht einmal eine leuchtende Spitze. Würde man eine gleiche Menge Oel in einer großen Anzahl solcher Nachtlichtchen verbrennen, so würden sie alle zusammen eine kaum nennenswerthe Menge Licht ausgeben im Vergleich zu einer Dochtlampe von gewöhnlicher Größe. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß in der kleinen Flamme der Kohlenstoff schon zum Verbrennen gelangt, ehe er geleuchtet hat. Kaum ausgeschieden, hat er auch schon den Sauerstoff der Luft erreicht, wo er zu Kohlensäure verbrennt, die als Gas nicht leuchtet. Vergrößert man den Docht, so nimmt die Leuchtkraft zu und zwar in einem viel größeren Verhältniß als der Oelverbrauch. Allein auch diese Zunahme hat ihre Grenze, und wenn der Docht über eine gewisse Dicke hinaus verstärkt wird, so erzeugt er eine dunkelrothe, qualmende, viel Ruß in die Luft aussendende Flamme. Man mußte also innerhalb dieser Grenze stehen bleiben und die Vermehrung des Lichtes durch Vermehrung der brennenden Dochte, aber nicht durch Vergrößerung derselben zu erreichen suchen. Es ist dies der Grund, warum alle Oellampen, in welchen Oel in freier Luft an einem Dochte brennt, annähernd dieselbe Dochtdicke haben, von den ausgegrabenen Lampen der Phönizier, Griechen und Römer bis zu der heutigen Küchenlampe alten Stils. Ebensowenig konnte man die Kerzen dicker machen, sondern mußte die Lichtvermehrung durch eine erhöhte Zahl gleich großer Talg-, Stearin- oder Wachskerzen zu erreichen suchen. Wo man in den Theatern genöthigt war, ein starkes Licht vor den Schauspielern zu erzeugen, sah man den Lampenruß in dicken Wolken in die Luft steigen; ebenso brennt jede Fackel, welche in gewissem Sinne eine dicke Kerze ist, mit dunkelrothem Lichte und viel Ruß.

So weit war man bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts gekommen, als die Kunst, „mehr Licht" aus derselben Menge Oel zu erzeugen, einen ungeheuren Schritt vorwärts that durch eine Erfindung, welche uns noch täglich zu Statten kommt. Sechstausend Jahre und mehr hatte sich die Menschheit mit dem einfachen Dochte beholfen, als durch Argand das Zugglas hinzugefügt wurde, welches die Lichtmenge um das Vielfache vermehrte. Die jüngere Generation ist so gewöhnt an die Wohlthat eines ruhigen, hellen Lichtes, daß sie die Bedeutung dieser Erfindung leicht übersieht. Man muß aber, wie der Schreiber, seinen Cäsar und Homer vor einer Talgkerze präparirt haben, um die volle Bedeutung dieses Schrittes zu würdigen, um zu erkennen, daß Argand ebensosehr zu den Wohlthätern der Menschheit gehört, wie Gutenberg, Watt, Mac Adam, Oerstedt, Liebig u. A. Die Talgkerze gab schon den Beweis, daß man dieselbe Menge Talg mit mehr oder weniger Lichtentwicklung verbrennen konnte. Wurde sie nicht „geschneuzt," so brannte sie einen langen Docht, an den sich Rosen von Ruß ansetzten und welche nur dunkle Wärme, aber kein Licht ausstrahlten. So war alle fünf bis sechs Minuten die Lichtstärke vermindert, die Flamme kam in zuckendes Brennen, welches die Augen sehr angriff und

wurde periodisch wieder dunkler. Nun mußte sie mit der Lichtputzscheere geschneuzt werden, und wenn das etwas zu tief geschah, so begann man mit der blauen Flamme des Nachtlichtes und mußte eine geraume Zeit warten, bis der Docht wieder zu seiner richtigen Höhe herausgebrannt war. Der geschmolzene Talg lief an den Seiten der Kerze herunter und ging auf dem „Profitchen" verloren. Ein großer Schritt vorwärts geschah durch die Verwandlung des Talges in Stearinsäure. Der Talg wurde durch Kalkmilch in eine harte, unlösliche Seife verwandelt und diese nachher durch Schwefelsäure zersetzt. Aus der flüssigen Masse schied sich die Talgsäure oder Stearinsäure in krystallinischen Massen aus, welche nach dem Erkalten ausgepreßt wurden, wodurch die viel leichter schmelzbare Oelsäure davon getrennt wurde. Letztere, auch Olein genannt, fand ihre Verwendung in den Fabriken von Wollentuch. Die Stearinsäure gab festere und besser leuchtende Kerzen. Der Docht wurde so gewickelt, daß er sich beim Verbrennen krümmen mußte. Dadurch kam er außerhalb der Flamme zu stehen, wo er zu Asche verbrannte. Vorher war er mit Borsäure getränkt, welche bei dem schließlichen Verbrennen des Dochtes mit der darin enthaltenen Kieselsäure zu einem Glase zusammenschmolz, welches in kleinen kaum sichtbaren Glaskügelchen von dem Dochte abfiel. Es war also durch diese Erfindung die Lichtscheere in Wegfall gekommen und die ganze Kerze brannte mit gleichmäßigem Lichte bis zu Ende aus. Die Flamme derselben war leuchtender als die der Talgkerze. Aber es blieb dabei, daß man weder die Kerze noch den Docht verstärken durfte, sondern durch die Zahl das Licht vermehren mußte. Es wird uns aus diesem Gesichtspunkte einleuchtend werden, durch welchen Gedankengang Argand zu einer der schönsten Erfindungen des verflossenen Jahrhunderts geführt wurde, und jetzt, wo wir durch das Erdöl zu einem gewissen Ruhepunkte in der Beleuchtungskunst gekommen sind, bleibt es von Interesse, die Geschichte dieser Erfindung näher kennen zu lernen, da gerade das Erdöl ohne die Erfindung Argand's absolut zur Beleuchtung nicht verwendet werden könnte.

Ami Argand, Physiker in Genf, war ein Mann von großem Scharfsinne, dem die nützlichen Künste auch in anderen Zweigen Manches verdanken.

So betrieb er auch eine Essigfabrik und Branntweinbrennerei, welche in jener Zeit als Musteranstalten galten. Da er den Docht der Oellampe nicht verdicken durfte, so verbreiterte er denselben bei gleicher Dünne und schloß ihn zu einem Ringe. Er erhielt dadurch einen inneren cylinderförmigen Raum, welcher einen Strom Luft auf der inneren Seite dem Dochte zuführte, dadurch das Rußen verminderte und die Lichtstärke erhöhte. Er glaubte, daß England von allen Ländern dasjenige wäre, wo er seine Erfindung am vortheilhaftesten verwerthen könnte. Er reiste im November 1783 nach London, beging aber die Unvorsichtigkeit, sich in Paris aufzuhalten und daselbst einige Personen seine Lampe sehen zu lassen, bevor er ihr den letzten Grad von Vollkommenheit gegeben hatte. Erst in England fügte er ihr die gläserne Zugröhre bei. Der Mann, der den Zug der inneren Luft errathen und seine Wirkungen beobachtet hatte, mußte bald finden, daß ein äußerer Luftzug die Schönheit der Flamme vermehren müsse. Er bedurfte hierzu eines Rohres, welches durchsichtig war und der Hitze widerstehen konnte, und da das Glas sich allein zu diesem doppelten Zwecke eignete, so mußte sich ihm die gläserne Zugröhre von selbst anbieten.

Argand muß als der wahre Erfinder aller Lampen mit doppeltem Luftzuge betrachtet werden. Er ist unbestritten der einzige und erste Erfinder des inneren Luftzuges, aber ohne den gläsernen Rauchfang würde seine Lampe nur ein interessanter physikalischer Versuch geblieben sein. Er ist auch der Erfinder des äußeren Luftzuges, aber die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß er nicht der einzige Erfinder desselben ist und durch eine Wirkung des Zufalls, der wenige Beispiele hat, glauben daher zwei Erfinder gleiches Recht zur Ehre dieser Erfindung zu haben.

Argand, der seine Lampe in Paris sehen ließ, hatte den Mechanismus derselben nicht gezeigt und nicht erklärt, aber diese Vorsicht war unnütz; er wurde durch L'Ange errathen. Nachdem dieser sie nachgebildet hatte, fügte er auch die gläserne Röhre hinzu, die anfangs cylindrisch war und nachher eine conische Form erhielt. Er stellte seine Lampe der Akademie der Wissenschaften

einige Tage früher vor, als zu der Zeit, in welcher Argand ein Patent in London nahm. Die Lampe wurde also fast zu gleicher Zeit in London und in Paris bekannt.

L'Ange brachte mehrere sinnreiche Verbesserungen an, sowohl zur Verzierung als zur Bequemlichkeit beim Gebrauche und gelangte gleichwohl nicht früher dahin, den Gebrauch zu verbreiten, als nachdem er mehrere Jahre gegen die Hindernisse gekämpft hatte, welche die Kraft der Gewohnheit und das besondere Interesse in Frankreich den schönsten Erfindungen entgegenstellt.

Eine neue Sache muß durch irgend einen Namen bezeichnet werden; die Lampe erhielt in England den Namen Argand's und hat ihn noch; aber L'Ange war in Frankreich nicht so glücklich. Der Franzose, selbst dann, wenn er eine Erfindung freundlich empfängt, bestätigt selten den Namen, welchen ihr der Erfinder giebt; nur der Eigensinn und die Laune entscheiden darüber. Glücklich ist der Erfinder, welcher einen seltsamen und angenehm klingenden Namen führt. Ist er dieses Vortheils beraubt, so wird sein Name in Vergessenheit gerathen, und seine Erfindung wird nicht den Namen des Erfinders, sondern eines anderen Menschen tragen, welcher zufällig damit in Verbindung kam, der aber keinen Antheil an der Erfindung hatte.

L'Ange hatte seiner Lampe die wissenschaftliche Benennung der Lampe mit doppeltem Luftzuge gegeben. Unter diesem Namen stellte er sie dem Redacteur des „Journal de Paris“ vor, ein Journal, welches damals das einzige Organ von Ruf war. Da er aber den Redacteur nicht kannte und bei ihm ein Interesse zu seinen Gunsten erregen wollte, so ließ er sich durch einen gemeinschaftlichen Freund, einen gewissen Herrn Quinquet, vorstellen und erhielt durch dessen Bemühung einen Artikel im „Journal de Paris,“ in welchem man las, daß solchen die Herren Quinquet und L'Ange überreicht hätten. Der Zufall, daß der Name des Herrn Quinquet, als der des Freundes des Redacteurs, vorangestellt war, entschied über die Benennung, und das Publikum behielt den ersten Namen, der noch in Frankreich üblich ist, bei, obgleich Quinquet nicht den kleinsten Antheil an der Erfindung hatte.

Argand hatte bei Vorzeigung seiner Lampe in England auf ein glänzendes Glück gerechnet, fand sich aber schrecklich getäuscht. Die englischen Nachahmer fanden Zeugen, welche schwuren, daß die Lampe in England schon bekannt gewesen wäre, als auf sie ein Patent genommen wurde. Man beschuldigte die englischen Richter der Parteinahme für ihre Nation. Argand verlor seinen Proceß, und es mag in diesem Ereigniß der Grund gelegen haben, daß die constituirende Versammlung von Frankreich den Zeugenbeweis in Betreff des gelehrten Diebstahls ausschloß.

Argand, von England abgewiesen, wurde von Frankreich entschädigt. Der König bewilligte ihm ein ausschließliches Privilegium auf fünfzehn Jahre. L'Ange berief sich auf sein Recht, machte zu seinen Gunsten den Bericht der Akademie der Wissenschaften geltend, der ihm die erste Erfindung des Rauchfanges von Glas zuschrieb. Argand behauptete mit Recht, daß die Akademie in Hinsicht des Datums irre. Herr von Calonne, der damalige Generalcontroleur, endigte den Streit dadurch, daß er beide Erfinder in einem und demselben Patente vereinigte und befahl, daß den Lampen ein dreieckiger Stempel aufgesetzt würde, welcher auf der einen Seite den Namen Argand, auf der andern den von L'Ange und auf der dritten die Anfangsbuchstaben A und L'A und das Wort invenerunt haben sollte. Es ist sichtbar, daß hier Argand einen größern Antheil als sein Nebenbuhler an dem gemeinschaftlichen Ruhme erhielt, denn man mochte den Stempel lesen wie man wollte, so stand immer der Name Argand vor. Fing man mit L'Ange an, so las man L'Ange invenerunt et Argand, was keinen Sinn giebt; fing man mit Invenerunt an, so hieß es Invenerunt Argand et L'Ange und fing man mit Argand an, so war der Sinn erst recht deutlich.

Um gegen die Nachahmer durch den Weg des Arrets verfahren und durch die Gerichte verurtheilen zu können, mußte der Ausspruch des Conseil, welches Argand und L'Ange gemeinschaftlich ein ausschließliches Privilegium für fünfzehn Jahre bewilligte, mit im Parlament einregistrirten Patentbriefen versehen sein. Es geschahen gegen dies Einschreiben durch die meisten Klempner in Paris Einwürfe, welche die

Anfertigung der Lampen als eine bestehende Manufactur ansahen. Das Gewerk der Klempner und Kleinschmiede forderte die Befolgung seiner Innungsgesetze, die ihm das ausschließliche Recht, Lampen und Laternen zu machen und zu verkaufen, bewilligten, und sie forderten, daß die beiden Männer, welche gar nicht als Meister aufgenommen wären und unter dem Vorwande einer eingebildeten Erfindung sich das Recht, Lampen zu machen und zu verkaufen anmaßten, davon ausgeschlossen würden. In diesem heutigen Tages lächerlichen Processe, der es aber damals gar nicht war, vertheidigte man die Rechte beider Erfinder. Das Gewerk wurde mit seinem Einwurfe abgewiesen. Einige Nachahmer wurden festgesetzt. Man klagte. Darüber brach die Revolution ein, ehe die Processe beendigt waren. Vergebens wurde das Privilegium bei der allgemeinen Abschaffung der Privilegien ausgeschlossen. Argand und L'Ange hatten zwar das Recht für sich, allein die Nachahmer vermehrten sich dermaßen, daß es den Patentinhabern unmöglich wurde, ihr Recht durchzuführen. Die beiden Erfinder sahen die fünfzehn Jahre ihres Privilegiums unter den Stürmen der Revolution dahingehen, ohne es genossen zu haben, aber die Ehre ist ihnen geblieben, Wohlthäter ihres Vaterlandes geworden zu sein, welches die Beleuchtungsindustrie lange als Monopol genoß, und Wohlthäter der ganzen Menschheit, welche die Gabe des schönen Lichtes freudig annahm.

Die Wichtigkeit der neuen Fabrikation und die Vortheile, die daraus entstehen konnten, wenn man sie in einigen Stücken vervollkommnete, erregten den Eifer der Erfinder.

Damit die Lampe ihre ganze Wirkung hervorbringe, mußte das Niveau des Oeles in einer sehr kleinen Entfernung von dem brennenden Theile des Dochtes gehalten werden. Fettes Oel besitzt eine geringe Capillarität und steigt in einem Dochte nicht hoch. War also durch Verzehren des Oeles seine Oberfläche gesunken, so wurde es nicht mehr in genügender Menge angesaugt, und die Flamme wurde dunkler. Es mußte also der ganze Oelvorrath in einer sehr ausgedehnten Fläche dicht unter der Linie des brennenden Dochtes aufbewahrt werden, oder er mußte oberhalb der Flamme in einem umgekehrten Behälter sich befinden, der sich im Verhältniß als das Oel verzehrt wurde, ausleerte. Dadurch entstanden für die tragbaren Lampen mehrere Unannehmlichkeiten, die man für unvermeidlich hielt, wie der Schatten des Oelbehälters, die Lage der Dille, die Schwierigkeit, die Lampe zu tragen, ohne daß sie beim Neigen Oel ausgoß, die ungestalte Form, die sich den Anforderungen des guten Geschmacks entgegenstellte. Der Schatten des Oelbehälters an den sogenannten Schiebelampen konnte nicht vermieden werden und man vereinigte zwei Lampen auf entgegengesetzten Seiten des Oelbehälters, um den Schatten aufzuheben. Bei den Lampen mit oben offenem Oelbehälter gab man diesem eine ringförmige Gestalt, der mit seinem kleinsten Durchmesser gegen die Flamme stand, sodaß, wenn die Flamme länger war als der Durchmesser des Oelbehälters, dieser Schatten in der Luft selbst sich ausspitzte und auf keine Gegenstände fiel. Es entstanden so die sogenannten Sinombrelampen, welche eine sehr gute Wirkung thaten.

Carcel war der Erste, welcher ein constantes Oelniveau durch eine mechanische Vorrichtung erzeugte. Im Fuße der Lampe war ein Uhrwerk mit einer starken Feder angebracht, welche aufgezogen zwei kleine Pumpen bewegte, die das Oel bis zum Ueberfließen am Dochte brachten. Das übergeflossene Oel tröpfelte in den Vorrath hinab, aus welchem die Pumpen schöpften. Diese Vorrichtung war sehr theuer, indem sie gleichsam eine Uhr und eine Lampe zugleich war. Sie wurde durch die Moderateurlampen verdrängt, in welchen eine starke Spiralfeder, nach oben hinaufgezogen, abwärts gehend auf einen Kolben drückte, durch welchen das Oel bis zur Höhe des Dochtes gehoben wurde. Die Vorrichtung, wodurch bei der nachlassenden Spannung der Feder eine immer gleiche Menge Oel gehoben wurde, ist schon in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift beschrieben worden. Es war dies die letzte Phase der Oelbeleuchtung nach Argand'schem Princip, und es mögen wohl wenige Leser sein, die nicht eine Schiebelampe oder Moderateurlampe bis dahin benutzten und vielleicht noch benutzen, wenn sie dieselbe nicht zu Gunsten der Erdöllampe bei Seite gestellt haben. So bewährte sich denn noch einmal die alte Erfahrung: facile est inventis aliquid

addere. Der erste Gedanke Argand's hatte alle späteren Zusätze in seinem Gefolge. Ueberhaupt genügt in der Industrie meistens die bloße Gewißheit von der Möglichkeit einer Erfindung, um sie von Anderen nacherfunden zu sehen. Die Gewißheit der Möglichkeit giebt dem Nachahmer die Zuversicht, daß er keinem Hirngespinnste nachjagt. Wir können deshalb auch eine große Zahl einzelner Zusätze, die wieder im Laufe der Zeit verschwunden sind, mit Stillschweigen übergehen und nur diejenigen näher betrachten, die mit dem Erfinder selbst in einer Beziehung stehen.

Viele Personen von empfindlichem Gesichte klagten über das zu grelle Licht der neuen Lampen. Man konnte der Erfindung keinen ehrenderen Vorwurf machen. Auch diesem suchte L'Ange durch Lichtschirme von Glas, durch gefärbte Zugröhren und mattgeschliffene Glasglocken abzuhelfen. Doch sind dies eher Verirrungen. Das Licht selbst kann nicht zu hell sein, aber man muß ja das Licht nicht selbst sehen, sondern nur die beleuchteten Gegenstände. Die noch vielfach im Gebrauch befindlichen Kugelglocken von mattgeschliffenem Glase sind ein Verstoß gegen den Grundsatz „mehr Licht," indem ein namhafter Theil des im Innern erzeugten Lichtes in dem Glase in Wärme umgewandelt wird und als dunkle Wärme ausstrahlt. Daher die große Hitze, welche diese Glocken beim Gebrauche zeigen. Will man weniger Licht, so braucht man nur weniger Oel zu verbrennen, aber nicht viel Licht erzeugen, um nur weniges herauszulassen. Argand glaubte nicht an die Vervollkommnungen, welche Andere erfanden und behauptete, daß die Lampe, wie sie aus seinen Händen ausging, den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit erlangt hätte. Immer gequält von dem Reichthume seiner Ideen und den verderblichen Versuchen, die seinen Hoffnungen nicht entsprachen, führte er das unbefriedigte Leben eines Erfinders; er wurde durch seine Versuche zwar oft unangenehm belehrt, aber nicht muthlos gemacht. Er sann über die Beleuchtung großer Städte und der Leuchtthürme durch seine Erfindung nach und kam so zu den Reflectoren oder Reverberen. Bordier-Marcet fügte seine Capitalien zu dem Geiste Argand's. Das Genie verschlang dies Vermögen und Bordier tröstete sich mit der Hoffnung, die Lehren eines solchen Meisters würden ihm Mittel verschaffen, dasselbe wiederzugewinnen. Argand stellte seine neuen Erfindungen unter den Schutz der französischen Gesetze und stellte seine Art der Erleuchtung von Städten und Seeküsten in einem Memoire als eine Vervollkommnung dar. Unter dem 15. Prairial des Jahres X erhielt er ein Patent auf fünfzehn Jahre. Gesichert für die Nachtheile der Zukunft, welche ihnen die Begierde der Nachahmer verursachen könnte, konnten Argand und Bordier ohne Furcht die verschiedenen Lampen, deren Princip beschrieben war, im Großen anfertigen.

Argand starb am 14. October 1803. Bordier, sein Verwandter und einzig hinterlassener Erbe der Manufactur in Versoix bemühte sich, die Ideen Argand's in Rücksicht der verticalen Beleuchtung nach unten auszuführen. Sein erster Versuch zeigte ihm, daß eine glänzende Oberfläche zu dieser Art von Beleuchtung nicht passe; er machte daher seinen Reflector mattweiß und erhielt ein ebenso helles Licht als von der polirten Metallfläche, aber ein ruhigeres und gleichförmiger verbreitetes Licht, welches sich zu jeder Art von Arbeit bei Licht, Studiren und feiner Handarbeit besser eignete. Diese vervollkommnete Lampe mußte nun auch einen Namen haben, und er nannte sie Astrallampe, sowohl weil das Licht weiß war wie Sternenlicht, als auch weil es sich von oben nach unten verbreitete. Die Astrallampe Argand's war vorzüglich zur Beleuchtung von Theatern bestimmt. Er hatte im Sinne, nur eine Lampe und einen Reflector zu verwenden. Mehrere runde Dochte sollten sich mit dazwischenliegendem cylindrischen Luftraume umschließen. Die erste Lampe brachte einen ungeheuren Effect hervor, allein die Schwierigkeit in der Ausführung nöthigte, die großartige Idee zu verlassen. Es war schon viel gewonnen, daß eine Lampe so viel Licht wie sechzehn bis achtzehn Kerzen gab, und bei dieser Größe ist es im Ganzen geblieben. Bordier schlug der Administration des Theaters zu Lyon vor, das Haus mit Astrallampen zu beleuchten. Man hielt die Sache für zu unsicher, und Bordier ließ den Versuch auf eigene Kosten und Gefahr machen. Die erste Beleuchtung fand im Theater zu Lyon in Gegenwart des Präfecten und anderer Personen am 7. Floreal des Jahres XIII (Mai

1805) mit acht Astrallampen statt. Der Director des Theaters, Herr Perlet, gab zu, daß Parterre und Theater genügend, die Logen aber nicht genügend erleuchtet wären und gab zu verstehen, daß er eine Neuerung, welche das Publikum mißbilligen könnte, nicht auf sich nehmen wolle. Bordier glaubte nach dem Resultate, daß Astrallampen allein nicht zur Erleuchtung der Schauspielsäle ausreichen würden. Die Erfahrung lehrte aber, daß sie bis zur Einführung der Gasbeleuchtung das Vollendetste waren, was bisher in Anwendung gebracht war, nur mußte man denselben Weg wie bei der Kerze einschlagen, also die Zahl vermehren und statt acht Astrallampen nahm man vierzig bis achtzig, die man in Lüstren vereinigte, und auch diese ohne alle Schirme und Reverberen, indem die hell gehaltene Decke des Theaters einen großen Reflector abgab.

Ungefähr um dieselbe Zeit (1805) beschäftigte sich der bekannte Graf von Rumford mit den Lampen mit doppeltem Luftzuge und lenkte die Aufmerksamkeit auf eine Entdeckung, die schon dreiundzwanzig Jahre alt war. Parquet fertigte unter Leitung Rumford's eine Lampe von einer Form an, welche Letzterer dem Institut de France am 24. März 1806 vorlegte. In einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen sehr langen Rede suchte Rumford zu beweisen, daß Bordier die Astrallampe nur nach einer ihm vom Grafen von Rumford gegebenen Idee gemacht hätte. Die Sache gab damals einen sehr unerquicklichen Streit ab, der jetzt kein Interesse mehr darbietet. Rumford gab die Sache auf, allein sein Faiseur, der genannte Parquet, verfolgte sie, gab der Lampe eine neue Form und mehrere Oelbillen im Innern, sonst aber ein sehr geschmackloses Aeußere, und sie erhielt so den Namen Lampe à la Rumford, der ebenso unbegründet war wie Lampe à la Quinquet. Rumford hatte sich durch seine verspäteten Ansprüche sehr geschadet und wurde sogar Gegenstand eines Gassenliedes, welches mit den Versen anfing:

Il se dit inventeur savant,
Et sa lampe est celle d'Argand.

Die Astrallampe von Argand würde in ihrer vollendetsten Form als Schiebe- und Moderateurlampe noch heute in Aller Hände sein, wäre sie nicht durch die Entdeckung eines neuen Leuchtmaterials, des Erdöles oder Petroleums, modificirt worden. Richtig aufgefaßt, ist auch die jetzige Petroleumlampe eine Argand'sche mit doppeltem Luftzuge, und wie schon angedeutet worden, wäre das Petroleum ohne den gläsernen Zugcanal gar nicht als Leuchtmaterial zu verwerthen. Die Erfindung Argand's ist durch keine bessere Erfindung, sondern durch eine Entdeckung eines Naturproductes in unwesentlichen Theilen verändert worden.

Das durch Destillation gereinigte Erdöl hat vor dem fetten Oele der Kohlpflanzen ganz ungeheure Vorzüge. Es enthält zunächst keinen Sauerstoff, besteht also ganz und gar aus brennbaren und lichterzeugenden Stoffen (Kohlenstoff und Wasserstoff); es ist flüchtig bei etwa 135 bis 140 Grad Celsius, kann also destillirt werden und enthält deshalb keine Stoffe, welche den Docht verstopfen und für den Durchgang des Oeles unwegsam machen; es hat eine große Capillarität und kann ohne Abnahme der Lichtstärke sechs bis acht Zoll hoch in einem Dochte aufgesaugt werden; es findet sich fertig in der Natur gebildet und braucht nicht durch Ackerbau mit Beeinträchtigung des Weizenbaues auf theuren Feldern gezogen zu werden und ist deshalb, selbst nachdem es den Ocean überschifft hat, nur eindrittel so theuer als Rüböl. Alle diese vortrefflichen Eigenschaften haben dem Erdöl den unbedingten Vorrang vor dem fetten Oele als Leuchtmaterial in kurzer Zeit erobert und würden es schon längst gethan haben, wenn früher die Quellen dieses Oeles reichlicher geflossen wären. Kurz vor Entdeckung der pennsylvanischen Oeldistricte wurde das Oleum petrae album zu einem Thaler das Pfund in den Preiscouranten der Materialisten angesetzt, und es behielt lange diesen niedrigen Preis, weil man es für diesen Preis in Lampen nicht brennen konnte, sonst würde es noch viel theurer geworden sein. Das Erdöl ist das Vermoderungs- und Destillationsproduct ungeheurer Steinkohlenlager, welche gerade in Nordamerika eine Ausdehnung haben, wie in keinem andern Lande der Welt. Das natürliche Oel ist eine schwarze Flüssigkeit, die aus Gemengen von sehr verschieden flüchtigen Stoffen besteht. Der unter dem Siedepunkte des Wassers kochende Theil, die sogenannte Naphtha, kann wegen ihrer Feuergefährlichkeit nicht als Leucht-

stoff benutzt werden. Sie findet andere Verwendung in den Gewerben oder dient zur Bereitung von Leuchtgas, wo sie allerdings noch flüchtiger und feuergefährlicher wird, aber dann auch in eisernen Röhren eingeschlossen bleibt. Als mittleres Product gewinnt man das gereinigte Erdöl zum häuslichen Gebrauche und endlich bleibt in der Retorte eine asphaltartige Masse zurück, die ebenfalls zur Gasbeleuchtung dient. Das gereinigte, wasserklare Erdöl brennt in offenem Dochte mit stark rußender, wenig leuchtender Flamme, welche ein Zimmer sehr bald mit unerträglichem Qualm anfüllen würde. Setzt man hierauf das Argand'sche Zugrohr, mit einer Einschnürung einen halben bis zweidrittel Zoll oberhalb der Dille, so verkürzt sich die vier bis fünf Zoll hohe Flamme zu der Länge von anderthalb Zoll und nimmt ein blendendes Licht an. Durch keine andere Flamme kann man so sichtbar erweisen, daß man durch bloße Aenderung in der Art des Verbrennens „mehr Licht“ gewinnen kann. Der ganze Verbrennungsproceß zieht sich durch den stärkeren Luftzug auf eine kleine Stelle zusammen, und es wird damit örtlich die Hitze und mit dieser das Licht vermehrt. Bei dem Erdöle war das Vermeiden des Rußes die größte Schwierigkeit. Erst wandte man flache Dochte an, wo die Luft an beiden Seiten dicht am Dochte vorbeistreichen mußte. Dadurch wurde das Zugglas, welches eine bauchige Form hatte, in zwei Linien stärker erhitzt, als in jeder andern Richtung und der Bruch sehr vieler Gläser war die unvermeidliche Folge. Dann ging man zu dem ringförmigen Dochte über, begegnete aber hier einer mechanischen Schwierigkeit, daß man den Docht seitlich eine Strecke lang aufschneiden mußte, um die Befestigung des Blechcylinders, welcher den inneren Zug gab, zu gestatten. Der ganze Docht konnte nur bis an diese aufgeschnittene Stelle benutzt werden, und da diese verdeckt war, so versagte die Lampe oft den Dienst, wenn man sie eben gebrauchen wollte. Es wurde nun bald eine sehr sinnreiche Construction gefunden, welche aus einem flachen Dochte einen runden herstellt, indem der flache Docht durch ein Getriebe in einen cylinderförmigen Raum hinaufgeschraubt wird, wo er dann oben an der Dille als geschlossener Ring hervortritt. Der Erfinder dieser vortrefflichen Einrichtung ist mir nicht bekannt geworden; die Lampen dieser Art werden von Berlin versandt. Während der Ausstellung im Marsfelde zu Paris sah man an den Schaufenstern der Lampisten von Paris noch Tausende von Moderateurlampen für fettes Oel stehen, aber keine von der erwähnten Einrichtung. Paris war in seinem Monopole der Lampenindustrie von Deutschland überholt worden. Es ist mit dieser Einführung des flachen Dochtes in die ringförmige Dille ein gewisser Abschluß in der Beleuchtungskunst eingetreten und auch in der That seit Herstellung dieser Lampe keine neue Verbesserung erfolgt. Die Lampe bietet nun alle Vorzüge eines schönen und bequemen Apparates dar. Der Docht kann bis zum letzten Eintauchen in's Oel ausgenutzt werden; man erkennt von außen die vorhandene Menge des Oeles, die Flüssigkeit ist sehr leicht durch ein Stückchen brennenden Papiers oder ein Streichhölzchen anzuzünden, sie brennt vollkommen ruhig, blendend weiß und ohne Verminderung der Leuchtkraft den längsten Winterabend von halb vier Uhr bis zwölf Uhr Nachts und ebenso hell, die Oberfläche des Oeles mag einen Zoll oder sechs Zoll unter der Flamme stehen. Durch die große Saugkraft des Erdöls kann der Oelbehälter drei Zoll unter der Flamme beginnen, und da er selbst von durchsichtigem Glase gemacht ist und eine wasserhelle Flüssigkeit enthält, so wirft er keinen Schatten, als nahe um den Fuß der Lampe. Dadurch ist eine der größten Unannehmlichkeiten der Argand'schen Lampe, der Schatten des Oelbehälters, ganz beseitigt und ein Verschütten von Oel beim schiefen Tragen ganz unmöglich gemacht. Das Carcel'sche theure Uhrwerk und die oft reparaturbedürftige Moderateurvorrichtung sind durch ein Glasgefäß, welches nur wenige Groschen kostet, ersetzt. Doch vergessen wir nicht, daß Argand's gläsernes Zugrohr immer mitspielt und daß ohne dasselbe die Oelvorräthe von Pennsylvanien zur Beleuchtung nicht zu verwenden wären.

Wir haben bis jetzt der Gasbeleuchtung kaum gedacht, obgleich sie sich gleichzeitig mit Argand's Erfindungen in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ausbildete. Sie ist ebenfalls ein glänzender Commentar zu „mehr Licht,“ da sich die Stein-

kohle als solche gar nicht zur Beleuchtung verwenden läßt. Das Gas hat keinen Docht und keinen Schatten des Oelbehälters, es wird aus einem sehr häufigen und wohlfeilen Naturproduct, der Steinkohle, dargestellt und hinterläßt in der Coke ein werthvolles Brennmaterial. Das Gas kann ferner ohne Zugglas durch die bloße Art des Ausströmens rußfrei und sehr leuchtend verbrennen. Aus diesen Gründen hat in der Entwicklung der Gasbeleuchtungskunst keine Beziehung zur Lampenbeleuchtung stattgefunden, und wenn wir einen Vergleich von Gas und Lampen anstellen wollen, so müssen wir jetzt die verbesserte Petroleumlampe mit runder Dille und flachem Dochte festhalten. Beide Arten der Beleuchtung haben gewisse Vorzüge und Nachtheile, sodaß sie sich zu verschiedenen Zwecken nebeneinander auf die Dauer halten werden.

Gasbeleuchtung kann nur für Städte, Flecken, größere Etablissements, aber nicht vortheilhaft für ein einzelnes Haus eingerichtet werden. Sie fordert ein ungeheures Capital der Anlage, meilenlange guß- und schmiedeeiserne und bleierne Röhrenleitungen, sie durchwühlt den Boden der Städte und hält ihr Pflaster in einer ewigen Reparatur; dagegen bietet sie den Vortheil, daß der Leuchtstoff durch bloße Berührung mit einer kleinen Flamme angezündet werden kann, daß das Füllen der Lampen, das Putzen des Dochtes für die einzelnen Haushaltungen ganz wegfällt und daß man die Größe der Flamme durch bloßes Drehen eines Hahnes regulirt, daß der Vorrath von Lichtstoff nicht im Hause selbst, sondern oft meilenweit entfernt im Gasometer enthalten ist. Andererseits besitzt die Gasbeleuchtung den Nachtheil der Unbeweglichkeit, dem durch die elastischen Schläuche nur in kleinem Maße abgeholfen ist. Man kann mit dem Gaslichte nicht im Hause herumgehen, nicht an einem Büchergestelle in die Höhe steigen, um den Titel eines Werkes zu suchen, sondern man muß neben dem Gaslichte gewöhnliches bewegliches Licht, als Kerze oder Lampe, in jeder Haushaltung haben. Durch vernachlässigtes Schließen der Hähne, durch zufällige Verletzungen der Röhrenleitung, sei es durch äußeren Stoß, durch Quetschung, durch Holzwürmer oder Mäuse, welche Blei benagen, können gefährliche Explosionen entstehen. Ein Ausströmen von Gas im Schlafzimmer kann das Leben kosten, und man wird aus Vorsicht im Schlafzimmer gar keine Gasleitung anlegen. Das Steinkohlengas enthält eine Anzahl Gase, welche mit schwachem Lichte, aber großer Hitze verbrennen, wie Kohlenoxyd, Sumpfgas, Wasserstoff, und dadurch erregt es im Sommer in glänzend beleuchteten Concert- oder Schauspielsälen eine unerträgliche Hitze. Was nun den Preis der beiden Beleuchtungsarten betrifft, so läßt sich darüber jetzt noch nichts Bestimmtes festsetzen, da die meisten Contracte der Städte mit Gasbeleuchtungsgesellschaften noch vor Entdeckung des Erdöles abgeschlossen wurden und noch nicht abgelaufen sind. In manchen solcher Städte, wo der Preis des Gases für tausend englische Cubikfuß zu zweizweidrittel bis drei Thaler steht, ist jetzt die Erdölbeleuchtung zu vier Silbergroschen das Quart wohlfeiler. Der Gasbeleuchtung ist in dem Erdöle und seinem asphaltartigen Rückstande ein gefährlicher Concurrent entstanden, und die allgemeine Bewegung gegen die unter den jetzigen Verhältnissen zu hohen Contracte hat schon manche Gesellschaften veranlaßt, von ihrem geschriebenen Rechte freiwillig etwas nachzulassen. Das Erdöl concurrirt unter zwei Formen, als raffinirtes Oel in der verbesserten Lampe verbrannt und sein asphaltartiger Rückstand als Material um Gas darzustellen. Es wäre eine Thorheit, fertiges Erdöl in Gas zu verwandeln, denn man würde dabei weniger Licht als beim Verbrennen in der Lampe erhalten und die Gasbeleuchtungsanlage, die Röhrenleitung, die Unbeweglichkeit des Lichtes freiwillig mit in den Kauf nehmen. Es kann also nur von den Rückständen des Erdöles die Rede sein, die aber wohl nicht ausreichen würden, wenn die Verwendung zur Gasbeleuchtung allgemeiner würde. Das Gas aus Erdölrückständen ist viel intensiver an Leuchtkraft als das Steinkohlengas, heizt weniger im Verhältniß zum Lichte und bedarf nach der Abkühlung keiner Reinigung, da das Erdöl keinen Sauerstoff, keinen Schwefel und keinen Stickstoff enthält. Seine Darstellung ist dadurch viel einfacher, seine Reinigung überflüssig, Retorten, Gasbehälter und Röhrenleitung viel kleiner an Umfang und Gewicht. Dennoch scheint es, daß in dem gewöhnlichen Haushalte das Erdöl, in der vollendeten Lampe verbrannt, wegen seiner Lichtstärke,

Beweglichkeit und Wohlfeilheit den Vorzug verdient, daß aber die Gasform bei Theatern, Bällen, Concerten, zu Straßenbeleuchtung wegen des schnellen Anzündens und der beseitigten Reinigung der Lampen und Dochte den Vorrang behalten wird.

Es dürfte noch die Frage aufgeworfen werden, ob die Erdölquellen bei dem ungeheuren Verbrauche nachhaltig den Urstoff liefern werden. Selbstverständlich ist der Vorrath an Steinkohlen und Erdöl eine zwar bedeutende, aber doch keine unendliche Größe. Wenn die Erdölquellen reichlich zu fließen aufhören, so kann noch das ungeheure von diesem Stoffe durchtränkte Erdreich der Destillation unterworfen werden; es können die großen Lager von bituminösem Schiefer, von Papier- und Braunkohle, deren Ausbeutung durch das Erdöl stille gelegt wurde, von neuem in Angriff genommen werden; es werden neue Lager dieser vorweltlichen Pflanzenreste entdeckt werden, sodaß man dem Eintreten eines Mangels an Leuchtstoff noch lange Zeit ruhig entgegensehen kann. Dagegen muß die unbestimmte Hoffnung, aus andern als organischen Stoffen, etwa aus Wasser Licht bereiten zu lernen, von Seiten der Naturwissenschaft als unbegründet zurückgewiesen werden. Um Wasser zu zersetzen, bedarf man unter allen Umständen ebenso vieler Wärme, elektrischen Stromes oder positiver Bewegung, als die getrennten Bestandtheile des Wassers bei ihrer Wiedervereinigung an Wärme, Licht oder Bewegung ausgeben.

Wie kommt es nun, könnte man fragen, daß man bei der vollständigen Verbrennung eines organischen Stoffes zu denselben Verbrennungsproducten mehr oder weniger Licht erzeugen kann, und dies würde uns auf die andere Frage führen, welcher Unterschied zwischen Licht und Wärme bestehe, eine Frage, die Mancher für überflüssig und durch Erfahrung gelöst betrachten dürfte. Licht und Wärme unterscheiden sich nicht wesentlich, sondern nur durch ihre Wirkung auf unsere Sinne. Beide sind an sich nichts Anderes, als die unendlich kleinen und raschen Schwingungen der wägbaren Stoffe, welche sich durch die Luft als Strahl fortpflanzen. Es giebt kein Licht, wenn es kein Auge giebt; es existirt kein Schall, wenn kein Ohr vorhanden ist. Beim Schall können wir die Bewegung der Saite, der Glocke, der Zunge in der Harmonica mit Augen sehen, und die Fortpflanzung dieser Bewegungen durch die Luft durch bewegliche Körper sichtbar machen. Ein von Geburt Tauber könnte aus den Lehren der Mechanik die ganze Physik des Schalles entwickeln, ohne jemals einen Ton gehört zu haben. Wo kein Ohr ist, verschwindet der Schall spurlos und löst sich in eine entsprechende Menge Wärme auf. Ganz dasselbe ist es mit dem Lichte. Diejenigen Bewegungen, welche die Apparate unseres Auges nicht durchdringen können, erscheinen uns dunkel, d. h. für das Auge nicht wahrnehmbar. Erhitzt man im Dunklen eine Metallplatte durch ein äußeres Feuer, sodaß sie allmälig in's Glühen kommt, so sehen nicht alle Menschen zu gleicher Zeit das erste dunkelrothe Glühen, sondern einer früher als der andere. Das Licht ist also nichts Objectives, sondern etwas rein Subjectives, die Wirkung einer Bewegung auf ein empfindendes Organ. Die längeren Wellen der dunklen Wärme durchdringen nicht unser Auge und erscheinen uns deshalb dunkel. Jeder stark erhitzte feste Körper fängt an zu leuchten; in diesem Zeitpunkte sind seine Wellen so rasch und kurz geworden, daß die von ihm ausgehenden Wellen auch die verschiedenen festen und flüssigen Organe des Auges durchdringen. Die Kunst, „mehr Licht“ zu erzeugen, besteht also für den Physiker darin, in seiner Flamme die möglich höchste Temperatur hervorzubringen, und das geschieht bei dem Argand'schen Zugglas dadurch, daß die Verbrennung auf einen kleineren Raum zusammengedrängt wird und um so intensiver wird. Statt langer dunkler Wellen werden kürzere und raschere erzeugt, welche als Licht erscheinen. Darum sei auch im materiellen und geistigen Leben Goethe's letztes Wort das unsrige: „Mehr Licht!“

Wasser und Kohlensäure.

Von

August Vogel.

Wo die Kohlensäure unter der Erde namentlich als Product noch nicht näher erklärter vulcanischer Processe mit Wasser in Berührung kommt, wird sie von diesem in wechselnden Mengen aufgenommen. Tritt nun ein solches kohlensäurehaltiges Wasser

an irgend einer Stelle zu Tage, so entstehen daraus jene Mineralquellen, welche Säuerlinge oder Sauerbrunnen, oder bei einem begleitenden Eisengehalte, Eisensäuerlinge, Stahlquellen genannt werden. Zu den bekanntesten derartiger Säuerlinge gehört das allenthalben berühmte Selterswasser. Doch abgesehen von diesen an Kohlensäure besonders reichen Mineralwassern, die immerhin nur eine Ausnahme von der Regel bilden, giebt es eigentlich gar kein in der Natur vorkommendes Wasser — Fluß-, Brunnen- oder Quellwasser — welches nicht geringe Mengen von Kohlensäure enthielte. Destillirtes Wasser, Regen- oder Schneewasser, ist eben deshalb geschmacklos und kaum genießbar, weil es keine Kohlensäure enthält. Wir sehen also, zwischen diesen beiden Naturkörpern, der Kohlensäure und dem Wasser, welche doch ganz verschiedenen Aggregatzuständen angehören — da erstere eine Luftart, letzteres den Prototyp alles tropfbar Flüssigen darstellt — besteht eine gewisse intime Verwandtschaft.

So schädlich die Kohlensäure der Lunge ist, wenn man sie in gewissen Mengen einathmet, so gesund ist sie im Gegentheile für den Magen, indem sie in Wasser oder anderen Flüssigkeiten gelöst, ein vortreffliches Erfrischungs-, ja sogar Heilmittel darbietet. Man erkennt aus diesem Beispiele recht deutlich, wie relativ der Begriff „Gift" ist. Eine Luft, welche nur zwei Procente Kohlensäure enthält, sonach eine Menge, bei der die Kerzen, deren Erlöschen man gewöhnlich als Criterium für verdorbene Luft zu betrachten pflegt, noch ganz ruhig fortbrennen, kann, mehrere Stunden eingeathmet, schon die beunruhigendsten Zufälle veranlassen. Im Wasser gelöst dagegen werden verhältnißmäßig weit größere Mengen vom Magen nicht nur ohne Nachtheil, sondern heilwirkend aufgenommen!

Die Verwandtschaft zwischen Kohlensäure und Wasser wird wesentlich vermehrt durch den Druck, d. h. man kann mittelst mechanischer Gewalt eine weit größere Menge Kohlensäure im Wasser zur Lösung bringen, als dies bei dem gewöhnlichen Atmosphärendruck der Fall ist. Hierauf beruht denn auch die in neuerer Zeit so sehr in Aufschwung gekommene Fabrikation künstlicher Säuerlinge. August Struve war meines Wissens der erste, welcher auf genaue Analysen gestützt, künstliche Mineralwasser in größerem Maßstabe darstellte. Wie alles Neue, so hatte auch diese Idee anfangs mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und es währte lange, bis das Publikum diesen Nachahmungen der Natur einiges Vertrauen schenkte. Besonders bildete die künstliche Darstellung der heißen Quellen einen schweren Stein des Anstoßes. Kaum sollte man es für möglich halten, daß noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts im vollen Ernste an einen Unterschied in der Wirkung zwischen künstlich oder durch unterirdische vulcanische Processe erwärmtem Wasser geglaubt werden konnte. Als ob es für den Geschmack nicht gleichgültig wäre, ob ein Ei mittelst der Weingeist- oder Gasflamme, oder auf Kohlenfeuer weichgekocht ist! Es bedurfte ausführlicher Versuche, um zu zeigen, daß unterirdisch erwärmtes Wasser, wie z. B. Karlsbaderstrudel, bei Gleichstellung der äußeren Umstände in gleichen Zeitverhältnissen wie künstlich erwärmtes Wasser sich abkühle. Von einigem Bedenken war auch die notorische Wirkung so mancher warmer Heilquellen, die eigentlich so viel wie gar nichts aufgelöst enthalten und somit dem destillirten ziemlich nahe stehen; wir schließen uns in dieser Beziehung der ebenso witzigen als vielleicht treffenden Ansicht des berühmten Rust in Berlin an, welcher behauptete, daß diese Wasser, gerade weil sie von Natur aus keine Bestandtheile mit sich führten, ganz besonders geeignet seien, um eine überaus große Menge von Krankheitsstoffen aus dem Körper des Badenden aufzunehmen! Doch wir wollen den Streit zwischen Kunst und Natur, soweit er das Wasser betrifft, den Sachverständigen überlassen, da wir uns zunächst hier nur mit dem kohlensauren Wasser als Luxusgetränk beschäftigen.

Die Apparate zur Herstellung künstlicher Säuerlinge zerfallen in solche zum fabrikmäßigen Betrieb und in solche, die zum Hausgebrauche bestimmt, in einer Operation nur etwa ein bis zwei Liter kohlensauren Wassers liefern. Unter den letzteren haben besonders die Apparate nach Liebig, Fèvre und Briet allgemeinen Eingang gefunden. Das hiermit dargestellte kohlensaure Wasser unterscheidet sich von den bekannten Brausepulvern wesentlich dadurch,

daß man die zur Kohlensäureentwicklung gebrauchten Materialien nicht mittrinkt, sondern daß die Kohlensäure in das Wasser durch eigenthümliche Vorrichtung eingepreßt wird. Ohne auf die Beschreibung der Apparate eingehen zu wollen, mögen hier nur über die Eigenschaften dieser künstlichen Säuerlinge einige Bemerkungen Platz finden.

Die künstlichen Säuerlinge, fabrikmäßig oder für den Hausgebrauch dargestellt, weichen, als Nachahmungen natürlicher Quellen betrachtet, von letzteren dadurch ab, daß ihr Kohlensäuregehalt gewöhnlich viel stärker ist. Dies geschieht deshalb, weil im Allgemeinen die Güte eines solchen Wassers nach dem Grade des Moussirens bemessen wird. Der Gehalt an Kohlensäure der künstlichen Säuerlinge wurde vielfach untersucht, selbstverständlich ist derselbe äußerst wechselnd. Bekanntlich nimmt ein Liter Wasser bei gewöhnlicher Temperatur ein Liter kohlensaures Gas auf; bei verstärktem Drucke und niederer Temperatur kann es zwei- bis dreimal so viel aufnehmen. Die in zahlreichen, nach verschiedenen Methoden ausgeführten Bestimmungen gefundenen Mengen von Kohlensäure betrugen für ein Liter Wasser tausendfünfhundert bis zweitausendsiebenhundert Cubikcentimeter. Man sieht, daß unter Umständen die Menge der gelösten Kohlensäure dem größten Löslichkeitsmaße nahe steht. Diese Angaben beziehen sich auf das mit dem Briet'schen Kohlensäureapparate, Appareil Gazogène breveté, dargestellte Wasser und zwar wenn es nach vierundzwanzigstündigem Stehen unmittelbar aus dem Apparate zum Versuche verwendet werden konnte. Um sich zu überzeugen, daß ein kohlensaures Wasser neben der Kohlensäure keine andere, namentlich Mineralsäure, welche zur Entwicklung der Kohlensäure verwendet worden, enthalte, setzt man dem Wasser in einer Kochflasche etwas Lakmustinktur zu. Es entsteht dadurch sogleich eine hellrothe Färbung, welche beim Aufkochen oder längeren Stehen vollkommen verschwinden muß, sodaß die ursprüngliche blaue Farbe des Lakmus wieder unverändert hervortritt. Bleibt eine theilweise rothe Färbung, so beweist dies, daß das kohlensaure Wasser außer der Kohlensäure eine fremde nicht flüchtige Säure enthalte. Ebenso muß ein durch kohlensaures Wasser geröthetes Lakmuspapier nach dem Trocknen an der Luft wieder blau werden, wenn das Wasser nur Kohlensäure enthält.

Die Fabrikation und der Consum des künstlichen kohlensauren Wassers hat neuerer Zeit allenthalben eine große Ausdehnung gefunden, das Publikum gewöhnt sich mehr und mehr an diese durchaus harmlose Erfrischung; scheint es doch beinahe, als ob diese Art der Kohlensäureconsumtion nach und nach dem Kohlensäuregenuße im Biere, vielleicht sogar in dessen höchst edlem Vetter, dem Champagner, einigen Eintrag thun wollte. Sogar in München, welches sich so berühmter Bierbrauereien zu erfreuen hat, wird kohlensaures Wasser sowohl in Haushaltungen, als nach größeren Dimensionen in Fabriken dargestellt und letzteres in zahlreichen geschmackvoll ausgestatteten Hütten an den verschiedensten Plätzen dem Publikum von zarten Händen dargeboten. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß dieser Industriezweig in der Folge noch größeren Aufschwung erfahren werde, obgleich man diesem Getränke gerade an dem Ursprunge der renommirtesten Bierquellen a priori eine weniger günstige Aussicht stellen wollte.

Stobwasser.

Von

Heinrich Pröhle.

Bekanntlich ist der Name Stobwasser bei allen Freunden guter Beleuchtung, nicht nur in Berlin, wo diese große Lampenfabrik blüht, rühmlich bekannt. Die ersten Anfänge dieses Geschäftes führen uns in eine entlegene, von der unseren sehr verschiedene Zeit.

Die Familie war im sächsischen Voigtlande zu Hause. Unter der Regierung des Herzogs Karl von Braunschweig, des Vaters von Karl Wilhelm Ferdinand, kreuzte sich auf die seltsamste Art in dessen ganzem Lande das alte, rauhe niedersächsische Bauernthum mit der neueren Cultur, die dort Alles belecken (fast möchte man sagen lackiren) wollte. Als die damals noch sehr arme Familie Stobwasser nach dem Lande Braunschweig zog, schien ihr anfangs jener Bauer bei Wolfenbüttel die

reine Wahrheit zu sagen, der ihr, um Christi Willen beschworen, daß er ihrem Wäglein ein wenig ausbiegen möge, erwiderte: „Hier hört das Christenthum auf.“ Da der alte Stobwasser dem Thorschreiber zu Braunschweig einen Einladungsbrief des Herzogs Karl vorwies und ihm sagte, daß in dem Wagen seine Lackirer säßen, fragte der Thorschreiber, der von Lackiren noch nie etwas gehört hatte, ob das wilde Thiere zur Messe wären. Die Familie Stobwasser hob sich in Braunschweig, da sie Corporalstöcke mit Lack überzog; sie wurde angesehener, da sie Patronentaschen und Gewehre lackirte. Als dann der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand sich mit einer Tochter des Prinzen von Wales verheirathete, entstand in dem Ländchen ein äußerst reger Wetteifer zwischen braunschweigischen und englischen Kunsterzeugnissen. Ein Vorrath der glänzendsten Möbeln aus England langte für die Prinzessin an. Einst wies sie eine lackirte englische Tischplatte mit einem Gemälde aus der englischen Geschichte vor. Dabei fragte sie ihren Gemahl: „Können Sie mir wohl ein ähnliches deutsches Stück zeigen?“ Sogleich schickte der Erbprinz zu dem jungen Stobwasser, versiegelte die englische Platte mit seinem Petschafte und übergab sie ihm sehr aufgeregt zur Nachahmung. Als Karl Wilhelm Ferdinand seiner Gemahlin mit der englischen Platte auch die Stobwasser'sche vorweisen konnte, rief sie aus: „Ich erkenne die deutsche auf den ersten Blick!“ Zu ihrer großen Beschämung aber griff sie dabei nach der englischen. Seitdem begann die Blüthe dieser deutschen Fabrik, die sich später, wie bekannt, in Berlin noch mehr entfaltet hat. An ihren dunklen und kriegerischen Anfang in Sachsen und Braunschweig schloß sich eine friedliche und gesegnete Fortentwicklung im Lichte der werdenden und sich befestigenden Großmacht Preußen.

Literarisches.

Die Trewendt'sche Verlagshandlung in Breslau hat auch in diesem Jahre wieder ihre Auswahl von Kinderschriften durch einige recht empfehlenswerthe Novitäten vermehrt. Es befinden sich darunter Bücher für die verschiedensten Altersstufen, sowohl unterhaltende als belehrende. **„Des Knaben Wünsche und Freuden,“** von Karl Deutsch, ist ein eigentliches Bilderbuch im vollen Sinne und für kleinere Knaben; andere, wie **„Tante Hedwigs Geschichten,“** von Louise Thalheim, eignen sich zum Vorlesen für Mütter und Erzieherinnen; und wieder andere, wie **„Unter hohen Breiten,“** von Karl Müller, der schon viele ähnliche belehrende Werkchen geliefert, sind für reifere Kinder bestimmt. Kurzum, die Auswahl, welche diese in so vielen Richtungen thätige Verlagshandlung bietet, verdient wegen der Mannigfaltigkeit und sorgfältigen Berücksichtigung der Bedürfnisse für verschiedene Bildungsstufen der Kinderwelt besonders hervorgehoben zu werden.

Unter den Prachtwerken, welche im reichsten und vollendetsten Farbendruck, überhaupt mit seltenem Geschmacke ausgeführt sind, nehmen diejenigen, mit denen Alwine Schrödter seit einer Reihe von Jahren das Publikum zur Festzeit beschenkt, einen hervorragenden Platz ein. Sinnige, reiche Erfindung und geschmackvolle, durch und durch harmonische Ausführung sichern diesen phantasievollen Illustrationen eine liebevolle Aufnahme. „Das Vaterunser“ — „In Freud' und Leid“ — „Um Lieb' und Kunst“ sind die Titel ihrer früher erschienenen Werke; **„Fremde und Heimath,“** Denksprüche in Wort und Bild, nennt sich die neue Gabe, die durch J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. dem Publikum zur Festzeit geboten wird. Die einzelnen Blätter — es sind deren elf — zu beschreiben, müssen wir uns hier versagen; genüge es, auf jene phantasiereichen, sinnvollen Bilder und auf den Zauber der Formen und Farben, mit denen die Künstlerin das Wort der Dichter umflicht, aufmerksam zu machen! — Der vorzüglichen und sauberen Ausführung der Farbendrucke, hervorgegangen aus dem rühmlichst bekannten Lithographischen Institut von Breidenbach & Co. in Düsseldorf, sei noch besonders Erwähnung gethan und schließlich das ganze Werk, elegant auch in seiner äußeren Erscheinung, der besonderen Beachtung des Publikums empfohlen.

Ein sehr ausführliches, reichhaltiges Buch über **„Die Heilquellen und Kurorte der Schweiz,“** von Dr. Meyer-Ahrens, ist im Verlage von Orell, Füßli & Co. in Zürich bereits in zweiter Auflage erschienen. Es enthält nebst den Schilderungen der Orte auch historische Nachweise, sowie die genauen chemischen Analysen und Vergleichungstabellen der Quellen. Sehr hübsche Ansichten sind beigefügt. Das ziemlich umfangreiche Werk wird den Genesung suchenden Schweizreisenden sehr willkommen sein.



Neuestes aus der Ferne.

Die Fluthwellen des letzten Erdbebens.

Erderschütterungen, die an den Küsten vorkommen, rufen auch im Meere gewaltige Bewegungen hervor. Vielleicht kocht das Wasser blos auf und brodelt wallend, häufiger tritt es plötzlich zurück, sodaß Häfen und Buchten trocken gelegt werden, um ebenso plötzlich, gleich einer Mauer, zurückzukehren und sich auf das Land zu stürzen. Solche Erdbebenwellen werden mehr gefürchtet als die Erdstöße selbst und schaden in Wahrheit auch mehr. Sie werfen Schiffe eine Strecke weit in's Land hinein, reißen Alles nieder, was noch aufrecht steht, und nehmen beim Zurückwogen Menschen und Gegenstände aller Art in's Meer mit. Wie weit sich die Erdbebenwellen in ihrem nassen Elemente fortsetzen, ist mehrmals beobachtet worden. Das Erdbeben von Lissabon rief eine Bewegung im Meere hervor, die in weit entfernten Küstenplätzen in fast unglaublich kurzer Zeit empfunden wurde. Als Simoda 1854 von einem Erdbeben zerstört wurde, gelangten die Fluthwellen so bald an die californische Küste, daß sie in der Stunde neunzig deutsche Meilen fortgerollt sein mußten. Das letzte Erdbeben von Peru und Bolivia ist auf große Entfernungen an Fluthwellen zu spüren gewesen. Aus Neuseeland hat Ferdinand von Hochstetter ausführliche Mittheilungen erhalten. In den peruanischen Städten Tacna und Arica, die im Brennpunkte des Erdbebens lagen, erfolgten die ersten Stöße am 13. August um fünf Uhr fünfzehn Minuten Nachmittags. Im Hafen von Lyttelton auf Neuseeland kam die erste Erdbebenwelle am 15. August um vier Uhr fünfundvierzig Minuten Vormittags an. Berechnet man diese astronomische Zeit nach den Längengraden, so ist sie für Arica mit dem 14. August zwölf Uhr zweiunddreißig Minuten nach Mittag gleich, sodaß die Erdbebenwelle den Weg von tausendfünfhundertdreißig deutschen Meilen in neunzehn Stunden zurückgelegt oder in der Stunde achtzig und eine halbe Meile, in der Secunde fünfhundertvierzig englische Fuß gemacht hat. Hochstetter hebt hervor, daß die gewöhnliche Fluthwelle genau ebensoviel Zeit braucht. Die Gewalt, mit der die Erdbebenwelle nach der Zurücklegung des langen Weges auftrat, war noch immer eine so starke, daß auf der Ostküste von Neuseeland, namentlich der Südinsel, so wie auf den östlich gelegenen Chathaminseln Verheerungen zu beklagen waren. Auf den letzteren wurden mehrere europäische Ansiedlungen und ein Dorf der Eingeborenen in's Meer geschwemmt, doch gelang es den Menschen, sich zu retten. In den kleinen Buchten der Halbinsel Banks trat das Meer so weit zurück, daß die ankernden Schiffe auf den Grund geriethen, worauf unter furchtbarem Getöse vier hohe Wellen nacheinander eindrangen, die Ufer überschwemmten und viel Schaden anrichteten. Auch von der australischen Ostküste wird gemeldet, daß Erdbebenwellen angeprallt sind und den Hafen von Newcastle, der nördlich von Sydney liegt, beschädigt haben. Nicht ohne Besorgniß kann

man an die Lage denken, in der die niedrigen Koralleninseln zwischen Amerika und Australien beim Heranwogen der Erdbebenwelle sich befunden haben müssen. Es läßt sich kaum anders denken, als daß der Wogenschwall über diese Inseln hinweggegangen ist.

Die Colonisation von Palästina.

Von Zeit zu Zeit werden Aufforderungen zur europäischen Besiedlung des gelobten Landes erlassen, die in der Regel aus religiösen Motiven hervorgehen. Sie haben zuweilen einen gewissen Erfolg, indem wirklich Versuche gemacht werden, europäisch-christliche Gemeinden in Palästina zu gründen. Alle diese Unternehmungen sind gescheitert. Die ersten Ansiedler kamen aus Nordamerika und wählten für ihren Versuch Artas bei Bethlehem, wo es viel Wasser giebt. Sie geriethen in große Noth, die natürlich zu Zwistigkeiten und weiterhin zur Auflösung der Gesellschaft führte. Dann kamen Deutsche und mußten ihre bei Jaffa gegründete Colonie ebenfalls binnen Kurzem wieder aufgeben. Ebenfalls die Umgegend von Jaffa sah eine Niederlassung „Adams City“ verunglücken, die schon nach einem Jahre (1867) einging. Noch besteht die Niederlassung der Tempelfreunde in Galiläa, aber nicht in der glücklichen Lage, die zuweilen in Zeitungsnachrichten figurirt hat, sondern halb erdrückt von Elend und Noth. Neuen Aufforderungen zur Colonisation gegenüber hat ein genauer Kenner des Landes in der Allgemeinen Zeitung die wirklichen Verhältnisse Palästina's beleuchtet. Es ist gewiß, daß es reiche, für den Weizenbau äußerst ergiebige Ebenen und Gebirgsgegenden giebt, in denen die Oelbaum- und Weinstockzucht mit lohnendstem Erfolg betrieben werden kann. Der schwarze Boden des Jordanthales gestattet den Bau von Baumwolle wie von Zuckerrohr, und jenseits des Flusses befinden sich ausgedehnte Gebiete, die von jeher wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt gewesen sind. Dagegen sind alle anderen als die Bodenverhältnisse ungünstig. In den Ebenen, und ganz besonders im Jordanthal, ist das Klima höchst ungesund. Auf den Bergen können Europäer ohne Nachtheil leben, wenn sie sich zur Sommerszeit der Sonne nicht aussetzen. Daraus folgt, daß die Einwanderer genöthigt sind, sich der Hülfe und Dienste der Eingebornen zu bedienen, daß sie die schwierige arabische Sprache erlernen, sich in die Sitten und Anschauungen der Leute fügen und mit den Behörden auf gutem Fuß stehen müssen. Die letztere Bedingung eines guten Fortkommens ist die unerläßlichste und zugleich die schwierigste. Die türkische Regierung muß sich von den Großmächten immerfort belehren und tadeln lassen. Sie kann dieses Hofmeistern der Diplomaten nicht abweisen und rächt sich an den Fremden, die in ihr Land kommen. Kein fremder Christ darf auf einen aufrichtig geleisteten Schutz der türkischen Gerichte und Behörden rechnen; am wenigsten in Palästina, wo historische Erinnerungen an die Kreuzzüge und ewige Einmischungen der Großmächte in die Zwistigkeiten zwischen Drusen und Maroniten zusammenkommen, die türkische Regierung argwöhnisch und jeder fremden Ansiedlung abgeneigt zu machen.

Die Dinge in Japan.

Die Verwicklungen und Bürgerkriege in Japan sind schwer verständlich. Man sucht die Ursache gewöhnlich in dem Gegensatze, der zwischen den Freunden und Feinden der Fremden bestehe, doch kann dieses Motiv, wenn es sich auch gewiß einmischt, nicht das bestimmende sein, da hüben und drüben Große stehen, welche Beweise gegeben haben, daß sie den Verkehr mit dem Auslande hochschätzen. Der Fürst von Satsuma z. B. hat zur letzten Pariser Weltausstellung Artikel eingeschickt, und wie die intelligenten Fürsten seiner Partei die Vortheile des internationalen Handels gleich ihm begreifen, so haben die Fürsten der anderen Partei im Auslande Dampfer und Kriegsschiffe gekauft. Beim Beginn des Krieges dürfte es sich um die Demüthigung des Taikuns gehandelt haben, den wir uns früher als einen weltlichen Gegenkaiser des Mikado's, der uns als geistliches Oberhaupt galt, gedacht haben, der aber in Wahrheit nur der zu mächtig gewordene Führer eines Adelsbundes oder Clans der Tokungawa's gewesen zu sein scheint. Gegenwärtig wird fortgekämpft, obgleich es sich offenbar nicht mehr um den Taikun handelt. Der Mikado hat einen neuen Taikun ernannt, der ganz aus dem Spiele bleibt. Dieser neue Taikun ist ein Kind

von sechs bis acht Jahren, dem der Mikado vom Ertrag gewisser Ländereien ein Jahreseinkommen von achtzehn Millionen Franken angewiesen hat. Der jetzige Krieg wird zwischen den Fürsten des Nordens und den Fürsten des Südens geführt und soll durch die Besorgniß der ersteren entstanden sein, daß man ihren Vorrechten zu nahe treten wolle. Der Krieg selbst wird in der Weise unserer mittelalterlichen Fehden geführt. Man liefert wenige Gefechte, und sucht den Gegner durch Sengen und Plündern zu schädigen. Wie es heißt, suchen die mittleren Classen, während die unteren in der alten Unterwürfigkeit verharren, diese Wirren zur Erlangung einer unabhängigen Stellung zu benutzen. Die Christenverfolgungen, die auch vorgekommen sind, haben jetzt aufgehört.

König Mongkut von Siam.

Unter den hinterindischen Reichen ist Siam dasjenige, welches sich den Europäern erschlossen hat, ohne daß innere Unruhen und äußere Conflicte die Folgen gewesen sind. Daß sich dieser Uebergang aus der Abgeschlossenheit in das große Völkerleben so friedlich vollzogen hat, ist das Verdienst des kürzlich verstorbenen Königs Mongkut. Er war für den Thron, der ihm nach seinem Geburtsrechte gebührte, nicht erzogen worden. Eine echt orientalische Haremsintrigue brachte ihn, als sein Vater 1825 starb, um die Krone, die seinem Halbbruder zu Theil wurde. Mongkut wurde in ein Kloster verwiesen und blieb dort über ein Vierteljahrhundert lang. Während sein Bruder auf dem Throne in größter Ueppigkeit lebte, vertiefte er sich in die Wissenschaften und wurde zu einem ausgezeichneten buddhistischen Gelehrten. Im Besitze der höchsten geistlichen Würden, glaubte er mit der Außenwelt nichts mehr zu thun zu bekommen, als sein Bruder 1851 ohne Leibeserben starb. Nun bestieg Mongkut den Thron und erhielt die Vollgewalt über alle Siamesen und die göttliche Verehrung, welche die Landessitte „dem erhabenen Herrn und Kaiser, dem Herrn des Lebens, dem heiligen Scheitel, welcher gebietet, dem Herrn des Erdkreises, dem mächtigen Kaiser des drehenden Rades“ zuerkennt. Der gelehrte Mönch empfand als König das Bedürfniß, europäisches Wissen in sich aufzunehmen. Er studirte mit heißem Bemühen, ließ sich ein Laboratorium errichten und lernte Clavier spielen und photographiren. Mit seiner Bibliothek verband er eine Privatdruckerei, aus der jährlich ein Staatskalender hervorging, dessen Redacteur der König selbst war. Er machte in diesem Jahrbuch seine Siamesen mit Allem bekannt, was er aus europäischen Büchern und Zeitungen, oder im Gespräch mit europäischen Staatsmännern und Glaubensboten erfuhr. In religiösen Dingen nahm er den unbefangensten Standpunkt ein und liebte die Aehnlichkeiten zu bezeichnen, die zwischen den buddhistischen und christlichen Lehren bestehen. Wie es mit seiner höhern Bildung eigentlich stehe, erkannte er recht gut und beklagte, daß er in der Halbheit stecke. Halb europäisch und halb siamesisch war auch seine Tracht, die sich aus einer schottischen Mütze, schottischen Strümpfen und Landeskleidern zusammensetzte. Den Amazonen seiner Garde gab er die volle Hochlandstracht, seine beiden Gemahlinnen verschrieben ihre Roben aus Paris. Die hergebrachten Ordnungen des Landes, die das verwilderte Volk wie in einen verrosteten eisernen Käfig einschließen, konnte und durfte er nicht aufheben. Selbst die Sclaverei ließ er bestehen und fügte sich selbst den Sitten, indem er dem weißen Elephanten seine Huldigungen darbrachte und sich mit einem Hofstaate von sechshundert Kebsweibern umgab. Als orientalischer Despot regierte er nicht und ließ immer Milde und Gerechtigkeit walten. Den Fortschritt erwartete er vom europäischen Einflusse, dem er deshalb den weitesten Spielraum gestattete. Nachdem er mit den europäischen Mächten, 1860 mit dem Zollverein, Handelsverträge geschlossen hatte, schickte er siamesische Gesandte nach Europa. Den Glaubensboten ließ er in seinem Lande dieselbe völlige Freiheit, welche er den fremden Kaufleuten gewährte. So hat er in seiner siebzehnjährigen Regierung immer das Rechte gewollt und ganz ohne Früchte wird sein Wirken gewiß nicht bleiben.

Das Zulu-Land.

Ein kleines, bei Schünemann in Bremen erschienenes Buch, „Reise- und Jagdbilder,“ von Eduard Mohr, enthält viele interessante Mittheilungen aus der Südsee, Californien und Südost-Afrika, die

der Herausgeber früher in der „Weserzeitung“ veröffentlicht und nun zusammengestellt hat. Die Unmittelbarkeit der Beobachtung verleiht den Berichten Werth. Ueber den Besuch des Zulu-Landes liest man und Andere Folgendes: „Um sich für eine solche Tour fertig zu machen, kauft man sich zuerst einen afrikanischen Wagen, eine schwer zu beschreibende, etwas schwerfällige Maschine, aber ausgezeichnet praktisch für die rauhen Wege des Landes eingerichtet. Derselbe ist mit einem Zelt überdeckt und hat die nöthige Einrichtung zum Schlafen, indem im oberen Theile des Wagens ein sogenanntes Cartel hängt, ein viereckiger Holzrahmen, in dem ein Netz von rohen getrockneten Ochsenhautriemen befestigt ist, worauf man seine Matratze und Decken legt. Außerdem vierzehn gegen die Lungenseuche einocculirte Zulu-Ochsen, die besten von Allen, ein Sattelpferd und vier bis sechs Hunde; als Diener zuerst einen sogenannten Forelooper, der an einem Riemen die Vorderochsen leitet, dann den Fuhrmann, dem der Wagen, sozusagen das Geschick der ganzen Expedition, anvertraut ist. Es gehört ein besonderes Geschick dazu, mit einer dreißig Fuß langen Peitsche, deren Stiel aus Bambus und Riemen aus Hippopotamushaut geschnitten sind, so vierzehn Ochsen Berg an und ab, durch Flüsse, an steilen Abhängen hin durch die wüsten Wege dieses Landes zu treiben. Diese Leute sind indessen meistens Virtuosen in ihrer Art. Außerdem hat jeder der Ochsen seinen Namen, als: Tafelberg, Blesbock, Hermann, Zwartkop u. s. w., die unaufhörlich vom Treiber ausgerufen werden. Wahrhaft erschrecklich ist der Hieb und der Knall der Peitschen; letzterer kann vollständig auf mehr als anderthalb englischen Meilen vernommen werden und hat mich auf meinen Streifereien, wenn ich mich vom Wagen entfernt hatte, oft daran erinnert, von meinem Course abzubrechen und nach meiner Karawane zu steuern, wenn ich selbe noch bei einbrechender Nacht erreichen wollte. — Das Land ist sehr bevölkert, auf allen Höhen liegen die runden Kraals der Zulus, überall weiden Viehheerden; als Zugvieh werden die Ochsen dieses Landes ihrer unverwüstlichen Natur wegen im ganzen Südost-Afrika geschätzt. Gegen mich benahm sich die eingeborene Population sehr freundlich, auch konnte ich gegen Perlen und Messer leicht einen nothwendigen Vorrath von Kürbissen und süßen Kartoffeln einhandeln. Die Zulus sind höchst ehrlich, und mir ist auf der ganzen Reise auch nicht der geringste Gegenstand entwendet worden, obgleich ihnen täglich, hätten sie stehlen wollen, die schönste Gelegenheit stets dazu offen stand. Sie sind gesellig, sehr gesprächig und gastfrei; beim Mahl ist Jeder willkommen, der sich einfindet; die Ereignisse des Tages, namentlich der Erfolg einer aufregenden und glücklichen Jagd, werden dann Abends beim Feuer bis spät in die Nacht hinein besprochen. Ihre Mimik ist dabei so lebhaft und verständlich, daß man auch, ohne die Sprache zu verstehen, der Erzählung folgen kann. Die Zulus können den Hunger eine Zeit lang mit großem Gleichmuth ertragen, kommt dann aber eine reiche Beute an Wild in's Lager, so verschlingen sie Quantitäten, die dem Europäer geradezu unbegreiflich erscheinen. Männer und Weiber gehen fast ganz nackt; Letztere tragen um die Hüften herum eine schmale Perlenschnur, die Männer Streifen von zerschnittenen Thierfellen. Als Jäger sind die Zulus unermüdlich, unglaublich ist ihre Ausdauer bei Strapazen. Haben sie es einmal unternommen, eine gewisse Last von einem Platze zum anderen zu tragen, so werden sie unverrichteter Sache sicher nie zurückkommen. Ihre Lieblingswaffe ist der Speer, der sogenannte Assagai. Sie gehen nie allein aus, ohne fünf oder sechs dieser leichten Lanzen bei sich zu führen, in deren Gebrauch sich schon die Kinder üben.“

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 53 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 149.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1869.



Unter heißerer Sonne.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Es war ein großes, starkknochiges Dampfschiff, das unter Trinidad durch ging und in einen der zahlreichen Arme des Orinocodeltas hinauflief. Die Räder arbeiteten angestrengt gegen die machtvolle Strömung, die, obwohl bei weitem nicht so gewaltig, als in dem südlicher gelegenen Hauptbette des Flusses, das Schiff doch zu bedeutend langsamerem Gange als auf offener See zwang. Außerdem machte das bunt durcheinander gewürfelte Stückgut, das der Strom auf seinem Rücken meerwärts trug, eine umsichtigere Vorwärtsbewegung rathsam. Baumstämme mit und ohne Gezweig, oft grüne Inseln von beträchtlichem Umfang, wie schwimmende Gärten, kamen eilig daher und schossen vorüber. Manchmal trieb regungslos ein Baumstamm bis dicht unter den Bugspriet des Dampfers und schoß dann plötzlich zur Seite, daß der Zuschauer verwundert die Augen aufriß und den schuppigen Kopf, der an Stelle des Baumes wasserfarbig und schmutzig nach Luft hinaufschnappte, erstaunt betrachtete.

Bei der Mannschaft des Bootes, die häufig dieses Weges kam, schien indeß kein Alligator durch noch so seltsame Luftsprünge oder merkwürdige Metamorphosen Neugier mehr erwecken zu können. Sie bekümmerten sich, Matrosen wie Capitän, um die Wasserungeheuer ebensowenig, als um irgend etwas Anderes, mit Ausnahme der nothwendigsten Dienstverrichtungen, und überließen, träg in den Schatten aufgespannter Segel- und Leinwandfetzen hingekauert, dem einzigen Passagier, der sich noch an Bord der „Asuncion“ befand, in der tropischen Innimittagsgluth andere

Beobachtungen als über die Annehmlichkeit der Siesta anzustellen. Dieser Passagier hatte die „Asuncion" in der Havanna bestiegen, nachdem am Tage vorher ein directes Schiff des Norddeutschen Lloyd ihn dort abgesetzt hatte, und war seitdem zum kopfschüttelnden Staunen der Bemannung fast Tag und Nacht auf dem Deck geblieben. Alles in Nähe und Ferne schien ihn zu interessiren; bei Nacht sogar die Sterne. Er schrieb und zeichnete bald in diesem, bald in jenem Buche, erzählte wenig und fragte viel, in sehr geläufigem Spanisch, allein mit jenem Anflug, der unverkennbar den Nichtromanen verräth. Seitdem die Küste von Venezuela in Sicht war, hing sein Auge unverwandt an den schöngeschweiften Bergcontouren. Es lag sinnend und freudig zugleich in dem Auge, wie in denen eines Mannes, der den Ernst und die Schönheit des Lebens für gleich bedeutungsvoll hält. Diese blauen deutschen Augen waren glücklich, über die nah und näherkommenden Gestade hinzuschweifen, welche die ahnungsvollen Wunder der Tropenwelt umschlossen. Fast so groß und erwartungsvoll wie Kinderaugen waren sie, die eine traumhafte Verheißung, welche ihnen Jahre lang schattenartig vorgegaukelt, plötzlich in Erfüllung gehen sehen. Doch das regelmäßige männliche Gesicht, das sie mit blondem Haupthaar und Vollbart umgab, erregte einen so sicheren, zutrauenerweckenden Eindruck, daß man durchaus keinem Kinde, sondern einer sehr fest auf sich selbst ruhenden, entschlossenen Persönlichkeit gegenüber zu stehen fühlte. Er mochte dreißig Jahre zählen und war, seit er zwischen die Wendekreise getreten, der üblichen und nothwendigen Tropenweise gemäß, ganz in Weiß gekleidet, eine Tracht, die seinem hohen Wuchs außerordentlich zu Statten kam, während die Stirn von dem ebenso unentbehrlichen breitkrämpigen Panamahut beschattet war. Die Schiffsmannschaft hatte schnell das absonderliche Interesse, das er an Insecten nahm, die vorüberschwirrten, oder fliegenden Fischen, die sich ab und zu auf's Deck schnellten, hauptsächlich jedoch seine seltene Freigebigkeit entdeckt, mit der er den Ueberbringer für jeden Fang belohnte, und stand auf dem besten Fuße mit dem Sennor naturalista, wie er allgemein an Bord der „Asuncion" genannt wurde.

Der „Herr Naturforscher" lehnte jetzt auf dem Vorderdeck über die Brüstung und schaute immer aufmerksamer auf die Ufer des Orinocoarmes, die allmälig näher zusammentraten und dem Auge einzelne Gegenstände zu erkennen verstatteten. Zum ersten Male begann der tropische Urwald sich vor dem Blicke des europäischen Gelehrten auszubreiten. Die Mittagssonne stand senkrecht über den Riesenstämmen, die sich wie Säulen eines Domes emporwölbten und ihre Kronen fächerartig ineinander breiteten. Ungeheure Farrenkräuter schossen auf palmenartigem Stiel zwischen ihnen herauf. Neben ihnen überall griff es mit zierlich-todbringenden Armen empor. Es schaukelte sich auf schwankenden Seilen in der Luft, es kletterte tausendfach in die Höhe, es umwand, verschlang, durchrankte Alles vom höchsten Wipfel bis zum Boden mit einem unendlichen, maschenartigen, lebendigen Netz. Träumerisch blickte der Fremdling auf die Riesenarten ihm wohlbekannter Malven und Winden, die, mit flammenden Blüthen bedeckt, gleich dichtwucherndem Epheu der Heimath die Aeste umklammerten; auf die zierlich reizenden Lianen, die ihre zackigen Arme wie flatternde Sylphiden zum Freundesgruß, zum Kuß um die Nachbarn strickten und sie mit lachender Blüthenfülle erstickten. In dem scheinbar tiefen Frieden lag ein lachend grausames Geheimniß der Natur, ein unversöhnlicher Kampf um Raum, um Licht und Leben. Versengende Pfeile schoß die Tropensonne herab; kein Windhauch bewegte die Wipfel, im blühenden, unermeßlichen Leben und wie in Todesstarre zugleich lag der Urwald. Gleich den Farben eines Kaleidoscops wechselte es an den Augen des Beschauers vorüber. Schneeig weiße und goldglitzernde Kelche strahlten aus dem satten Blättergrün; dazwischen funkelten scharlachrothe Tillandsien und gleich riesigen Granaten die glühende Blüthe, welcher der Edelstein seinen Namen geliehen. Aroiden kletterten von oben herab und warfen ihre beweglichen Wurzeln wie Fäden eines Schleiers bis zur Erde; in purpurnen und goldigen Gewändern prangten Paullinien und Vochysien am Rande der begehrlich zu ihnen aufrauschenden Wellen. Mit heißer, brennender, sinnberückender Schönheit wehte der Hauch der Tropenwelt in das Gesicht des in fieber-

hafter Erregung über die Brüstung der „Asuncion" gelehnten nordischen Gastes.

Er sprach manchmal halblaut, unwillkürlich einen Pflanzen-, einen Thiernamen vor sich hin — „Epidendrum — Echites — Calyptrica" — aber sein Geist vermochte noch nicht ordnend, auffassend zu verfahren, nicht die fessellose Natur in die Formeln, Classen und Gesetze der Wissenschaft zu bannen. Tausendstimmig schlug es von allen Seiten mit fremdartigen Tönen an sein Ohr, und doch wieder war es, als ob über Allem feierliche lautlose Stille, unheimlich und räthselhaft liege, denn kein Menschenlaut, kein einzelner Ruf drang hindurch, es wogte in Tönen verschmelzend durcheinander, wie die Farben vor dem Auge. Fliegende Eidechsen schwirrten von Ast zu Ast, gleich abgerissenen Blumen wiegten riesenhafte Falter und Käfer über den Blüthen ihre goldschillernden Flügel und schienen mit den hundertfarbigen Kolibris zu tändeln, die den zierlichen Leib wie Hummeln in die tiefen Doldenkelche hinabtauchten. Dazwischen flatterte Gevögel jeder Art und Gattung. Der Goldvogel nickte zutraulich vom überhängenden Gezweig. — „Galbula," murmelten die Lippen des Naturforschers vor sich hin — die Turteltaube girrte, spähend umzog der krummgeschnäbelte Falke in Kreisen die Wipfel. Um eine Biegung des Flusses schnaubte das Dampfrohr und scheuchte eine lautaufkrächzende Gesellschaft von Papageien tiefer in den Wald hinein; aus dem Geäst eines mächtigen Mahagonibaumes folgte kreischend eine Schaar von blauglänzenden Waldpfauen ihnen nach. Keuchend arbeitete der Schlot gegen die wieder mit stärkerem Gefälle treibenden Wasser und störte eine Sippschaft dickleibiger Wasserschlangen, die im Knäuel zusammengeballt im Gezweig eines umgestürzten Baumes Siesta hielten, aus ihrer Ruhe auf. Aergerlich krächzend schossen zahllose Kaimans hinterdrein; da lachte es am Ufer gell auf, ein Affenkopf lugte neugierig zwischen den breiten Palmenblättern hervor, stieß einen klagenden, lockenden Ton aus und im Nu waren alle Wipfel umher von seinen Genossen belebt. Behend schwangen sie sich von Ast zu Ast, schaukelten sich possirlich am Gezweig; unwillig kreischend folgten mühsamer, das Junge zärtlich an die Brust gedrückt, die Weibchen. Dann hielten alle plötzlich an und reckten lauschend den klugblickenden Kopf. Unter ihnen aus dem Dickicht tönte das dumpfe Gebrumm des Puma, des amerikanischen Löwen; erschreckt flohen die Affen bis in die höchsten Wipfel empor, weiter von Baum zu Baum in's Innere, und wieder war Alles todtenstill, nur aus dem dichten Gestrüpp funkelten die lauernden Augensterne der gefährlichen Katze auf das vorüberkämpfende Schiff.

Der „Herr Naturforscher" strich sich mit der Hand über die träumerisch auf das schöngefleckte Raubthier gehefteten Augen und sagte, mit dem Kopfe nickend, leise in deutscher Sprache: „So stand es vor mir in meiner Kindheit und lockte und winkte mir mit geheimnißvoller Hand und ließ mir nicht Ruh, bis der Mann die Sehnsucht des Knaben zu befriedigen vermochte. Das sind die Gestalten der heißen Zone, zauberisch glühend und grausam erbarmungslos. Das ist die Leidenschaft der Natur, die der Norden nicht kennt und nicht begreift, und die doch die Wahrheit und den Kern des Lebens enthält."

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, daß er sich umwandte, und der Capitän stand mit seinem unzertrennlichen, aus Palmblättern geflochtenen Sonnenschirm hinter ihm.

„Da seht Ihr den ersten Pilotfisch Eures neuen Aufenthalts, Sennor naturalista," sagte der ächzende Befehlshaber der „Asuncion" keuchend, indem er mit der Hand vorauf in die Mitte des Strombettes deutete, „in einer Stunde sind wir in der Stadt."

Der Deutsche folgte der Richtung und betrachtete verwundert die aus einem Dutzend Bretter lose zusammengezimmerte Hütte, die mitten im Fluß auf einem erhöhten Sandriff einsam im Urwalde dalag. Ein broncefarbiger Kopf streckte sich nachlässig aus der Thüröffnung; ein nackter Oberleib von derselben Farbe folgte ihm nach. Schläfrig blinzelten die dunklen Augen des Mannes auf das Schiff, während der bläuliche Dampf der Cigarre, die er träg zwischen den Lippen hielt, sich durch die feine Hütte umrankenden, goldglühenden Banisterien fortringelte.

„Wie kommt er hierher? Was betreibt er?" fragte der Gelehrte neugierig.

„O, Sennor, wie oft soll ich es Euch

sagen?“ antwortete der Capitän, schläfrig mit den Augen blinzelnd, „man betreibt Nichts um diese Jahreszeit, man hält Siesta. Das ist ein kluger Mann, denn er weiß, daß Wasser kühler ist als Luft—“

„Aber was denkt er hier zu —“

„Man muß nicht weiter denken, Sennor, um diese Zeit, als daß Wasser kühler ist als Luft,“ fiel der Capitän ihm sogleich wieder in's Wort. „Ihr werdet Euch noch zu Grunde richten mit Eurem Denken.“

Der „Herr Naturforscher“ schüttelte lachend den Kopf. „Doch wovon lebt dieser Mensch hier in der Einsamkeit?“ fragte er ungeachtet der Warnung erstaunt weiter.

„Ach, Caballero, was braucht der Mensch denn, um zu leben? Ist nicht der Palo de vaca, der Kuhbaum, da und giebt Milch? Hat er nicht Cigarren und Rum genug mitgebracht, bis die Regenzeit kommt? Man braucht nicht zu denken, um zu leben, Sennor.“

Der Sprecher wischte sich ob seiner eigenen Redeanstrengung unwillig den Schweiß mit seidenem Tuche von der Stirn und schnellte sich seufzend in seine, auf dem Deck befindliche Hängematte zurück, während der Tropenfremdling stehen blieb und sah, wie das Boot an der Insel des sonderbaren Einsiedlers vorüberglitt. Dann kam der Urwald wieder auf beiden Seiten, unermeßlich, undurchdringbar. Er war wie ein ewig in gleicher Höhe fortlaufender Gebirgswall; nur ab und zu öffnete sich zur Linken und Rechten ein Einschnitt, wie eine Thalschlucht, durch den ein Seitenarm des Flusses graue Wassermassen hereinwälzte. Dann sah man einen Augenblick tief in das Herz der ungeheuren blühenden Einöde hinab, wo die Bäume ebenso schweigsam, ebenso bunt belebt standen, und es ging weiter, weiter wie im Traum der Kindheit.

Da wieder wie im Traum blitzten weiße Punkte zwischen dem Gewirr der Ufer auf. Sie vergrößerten sich allmälig zu Häusern, von denen sich eins an das andere reihte; wie einen Fächer hielt fast jedes eine Riesenpalme über dem Haupt, und dahinter in weitem Bogen umrahmte das Ganze wieder die ewig gleiche Majestät des Urwaldes, über den jetzt nur hie und da blaue Bergkuppen heraufstiegen. Das Schiff kam näher und näher, eine weiße, heiße, blendende Häuserreihe rollte sich am Flußufer auf, hinter der zahlreiche Kirchen und Thürme emporragten. An einer steinernen Brüstung, die den Landungsplatz vor Stromwirbeln sicherte, rasselte der Anker hinab, und im selben Moment stürzte ein Schock glänzend schwarzer athletischer Gestalten auf's Deck, die mit den dicken aufgeworfenen Lippen keuchend sich der Kisten und Kasten der „Asuncion“ bemächtigten und unbegreifliche Gewichte auf ihr dichtes krauslockiges Haar luden. Die Stadt schien nur von Negern bewohnt, die mit nacktem, schweißbetrieftem Oberkörper wie eine aufgestörte Ameisenschaar am Quai durcheinander schrien, liefen und schleppten; höchstens stand hier und da mit kupferfarbigem, rothbraunem Gesichte als Aufseher ein Chino, einer der Urbewohner des Landes. Aber auch von ihm bewegten sich nur die Augen, deren dunkler Stern im bläulichen Weiß achtsam umherlief, während der Besitzer sich ebenso sorglich hütete, eins seiner Kupferglieder in die glühende Hitze hinauszuwagen.

Die einzige lebendige europäische Fracht, welche die „Asuncion“ gebracht hatte, sprang gewandt an's Ufer und fragte laut nach Don Amedeo Miguel di Velasquez y Rivas.

Der Ruf übte auf seine nächste Umgebung eine elektrische Wirkung. Von einem halben Dutzend krauser Köpfe flog mit einem: „Hier, Caballero! Soll ich Euch geleiten?“ die aufgebürdete Last zu Boden und in allen Gesichtern glänzte die erfreuliche Hoffnung, die mühsame Mittagsarbeit „im Dienste des Herrn“ in die weniger angreifende Beschäftigung als Führer umzuwandeln.

Der Fremde traf noch einige Anordnungen hinsichtlich seines Gepäckes, dann wandte er sich an den Nächsten der Dienstbeflissenen und hieß ihn voraufgehen.

„Gehen, Caballero?“ schrie der Neger entrüstet. „Man geht nicht, unsereins geht. Eine Sänfte für Sennor!“

Es lief sichtlich ein allgemeines Staunen durch die schwarze und braune Menge am Quai, die sich herandrängte, um den Weißen zu sehen, der in der Mittagsstunde zur Wohnung Don Amedeo's Miguel di Velasquez zu gehen beabsichtigte. Doch auf den Ruf des Negers war auch sofort eine Sänfte herbeigekommen, in die der seltsame Fremdling nolens volens hineingeschoben und somit der allgemeinen Auf-

merksamkeit entzogen wurde. Zwei gigantische Afrikaner packten die Handhaben des Traginstrumentes und bewegten sich, von ihren sämmtlichen zurückbleibenden Landsleuten beneidet, in feierlichem Schritt mit ihrer Last am Ufer des Flusses hinauf.

Nach europäischen Begriffen war die Entfernung von dem Punkte, wo sie die Sänfte aufgenommen, bis zu dem, wo sie dieselbe niederließen, ein Sprung über die Straße; aber nach den in Venezuela, unter dem achten Breitengrade herrschenden, war ein Gang von hier dorthin in der Mittagshitze für eine weiße Haut Sonnenstich, lähmende Erschöpfung, unfehlbarer Tod. Das Haus, vor dem die Sänfte anhielt, bot das nämliche Aussehen, wie alle andern der Stadt, viereckig, weiß, mit blendenden, grelle Gluth zurückstrahlenden Wänden, durch Nichts einladend, als den schattigen Corridor, der wie durch ein breites Perspectiv einen Einblick auf den innen befindlichen Patio, einen rings von Hauswänden umschlossenen, mit Bäumen und Bosquets bedeckten Hofraum verstattete, in welchem der Bewohner der amerikanischen Aequatorialzone unter dem ewig wolkenlosen Himmel, wie in einem offenen Saale die Morgen- und Abendkühle genießt. Nur der räumliche Umfang des Hauses war bedeutender als derjenige der benachbarten, und es genoß den doppelten Vortheil, von hohen, dichtbelaubten Bananen überschattet und nahe an dem erfrischenden Ufer des Flusses gelegen zu sein.

Drinnen regte sich Nichts, als der Fremde ungewiß den Corridor hinaufschritt. Nur ein gleichmäßig summendes Geräusch tönte rechts aus einem Zimmer herüber, dessen Holzwandung nach hispano-amerikanischer Weise nicht bis zum Plafond des einstöckigen Gebäudes hinaufreichte, sondern einen für den Luftzug berechneten Zwischenraum von etwa zwei Fuß Höhe frei ließ. Dann erscholl eine müde, weich accentuirte Stimme aus derselben Richtung:

„Mariquita, was giebt es, Alte? Ist Jemand unwohl? Mir ist, als hörte ich Schritte! Santa virgen, welche Hitze!“

Das letzte Wort erstarb matt auf den Lippen und das gleichförmige Surren begann wieder, während aus der Gegend des Hofraums die gedehnte Antwort kam:

„Es werden Negros sein, Kind; was bekümmert es Euch? Schlaft, und laßt andere Christenmenschen auch schlafen, Donna Juana. Santa virgen, welche Hitze!“

Das einzige Lebenszeichen, welches das verzauberte Haus von sich gegeben, war wieder verstummt, und der Ankömmling stand verlegen in dem breiten Gange und drehte unschlüssig den Kopf nach der andern Seite hinüber, von wo über den gleichen Zwischenraum der Zimmerwand das gleiche schnurrende Geräusch hertönte. Allein wie seine Augen über die Oeffnung nach dem Patio hin diesen Halbkreis beschrieben, fielen sie am Ende des Corridors auf einen unkenntlichen Gegenstand, der sich zu regen begann. Dann unterschieden sie allmälig eine aus Palmenblättern geflochtene, zerlumpte Matte, von der sich ein schwarzer, verschlafener Kopf in die Höhe reckte und den Fremdling mit einem blöden Grinsen, das indeß zwei der blendendsten Zahnreihen zu Tage treten ließ, anstierte. Der Beschauer begriff jetzt, daß es ein Negerweib in unbeschreiblich schmutzigem und zerrissenem Aufzug sei, aber räthselhaft blieb ihm, was, nachdem die schwarze Figur sich langsam aufgerichtet, auf der Matte in der dämmerigen Ecke noch hinter und unter ihr durcheinander wimmelte. Endlich klärte sich auch dies durch das Verschwinden des Mattengewühls und die plötzliche aufrechte Erscheinung eines Viertelbutzend völlig im Zustande der Natur befindlicher Wollköpfe auf, die ebenfalls aus ihrer Siesta aufgestört, sich an das rudimentäre Gewand ihrer Erzeugerin hefteten und mit ihr dem Besuche entgegentrappelnd, diesem den ersten Beweis von dem lebendigen Reichthume Don Amedeo's Miguel di Velasquez y Rivas ablegten.

„Rafaele,“ sagte die Negerin in tiefem, mannhaftem Kehllaut, indem sie eine vorschiebende Bewegung des Oberkörpers machte und mit den Fingerspitzen beider Hände auf die Brust deutete.

Der Deutsche richtete betroffen an die Trägerin des Namens, mit dem er bis dahin andere Erscheinungen zu verbinden gewöhnt gewesen, eine Frage nach dem Hausherrn.

Das schwarze Madonnenbild starrte den Fragsteller womöglich noch ausdrucksloser als vorher an, eine Beschäftigung, bei welcher die ihr entsprungene Generation sie mit außerordentlich großen Glotzaugen un-

terstützte. Dann rief sie mit einem gurgelnden Tone zweimal: „Bastian!“ in den Patio und kauerte sich im Vollgefühle gewissenhaft erfüllter Pflicht, unbekümmert um die Anwesenheit des Fremden, auf die Palmenmatte zurück, wohin ihre Sprößlinge wie ein Rudel junger Hunde ihr folgten und sich rund um die mütterlichen Glieder wieder zu einem unentwirrbaren und unerkennbaren Knäuel zusammenballten.

Zwischen den funkelnden Granatblüthen der Bosquets des Patio tauchte mittlerweile das kupferfarbene Gesicht „Bastians,“ eines halberwachsenen Burschen indischer Race auf, der, sich mit den Händen über die Augen reibend, langsam herankam. Auf seinem Kopfe hing mehr als er saß ein durchlöcherter, an den Rändern ausgefranzter, schmutziger Panamahut, der mit einem vom Schlüsselbeine bis etwas über die Knie herabreichenden, vergilbten Baumwollhemde seine einzige Bekleidung ausmachte. Der Namensvetter des ritterlichen portugiesischen Königs schnitt bei der unerwarteten Erscheinung eines vollständig weißgesichtigen Mannes eine ebenso verdutzte Grimasse, wie der schwarze weibliche Erzengel des venezuelischen Paradieses es gethan, und der Ankömmling stand eben im Begriff, mit noch geringerer Aussicht auf Erfolg denn zuvor seine Frage zu wiederholen, als sich neben ihm eine Thür öffnete und der begehrte Hausherr selbst in derselben erschien.

Don Amedeo's Auge war zürnend, soweit es die in ihm liegende Müdigkeit verstattete. Er war durch ein Geräusch in der wichtigsten aller Pflichterfüllungen des Lebens, der Siesta, gestört worden und mit unglaublicher Energie aufgesprungen, um die Frevler zu verdienter Rechenschaft zu ziehen. Doch schon an der Thür bereute er diesen voreiligen Schritt und wäre muthmaßlich, ohne sich der gefährlichen Anstrengung einer Strafrede auszusetzen, wieder in seinen Schaukelstuhl zurückgekehrt, wenn der überraschende Anblick des Europäers ihn nicht verwundert festgehalten hätte.

Dieser machte eine höfliche Verbeugung und nannte seinen Namen: „Dr. Friedrich Woldmann aus Bremen.“ Zugleich zog er einen an Don Amedeo adressirten Brief hervor, den er artig überreichte, indem er den Hausherrn durch eine begleitende Bewegung zur Durchsicht desselben einlud.

Don Amedeo seufzte tief über diese aufreibende Zumuthung, hatte indeß kaum die ersten Sätze überflogen, als die ermatteten Muskeln seines Gesichtes sich zu einem so ungewöhnlichen Ausdruck aufrafften, daß dem erstaunt dreinblickenden Bastian deutlich ward, daß etwas Außerordentliches in der Seele Massa's vorgehen müsse, denn dieser streckte mit einer so unvorsichtig raschen Bewegung, als ob die Sonne schon seit Stunden unter den Horizont getreten, dem Gelehrten die Hand entgegen und sagte lebhaft:

„Seid mir gegrüßt, Don Federigo. Es gefalle Euch, mein ärmliches Haus als Eures zu betrachten, so lange es Euch darin behagt. Gebietet völlig über den Geringsten Eurer Diener, dem Ihr die Ehre erweist, als Gast diese schlechte Schwelle zu betreten. Ja, wie ich Euch so länger anschaue, Don Federigo, erkenne ich den blondlockigen Knaben wieder, der mich vor zwanzig Jahren an der Weser so scharf nach den Wunderdingen der Neuen Welt unter'm Aequator examinirte. Werdet sie schon kennen lernen, Sennor Medico, die Wunder; es ist, wenn man sie in der Nähe besieht, nichts Wunderbares daran. Bei Euch in Bremen ist's viel schöner, da ist's kühl, santa virgen. Aber sagt, wie geht es Don Wil-helm — verzeiht, es ist nicht leicht für eine spanische Zunge, den Namen auszusprechen, doch Ihr seht, ich habe ihn zwanzig Jahre lang behalten. Wie geht es Eurem verehrten Vater? Ihr wißt, oder wißt es vermuthlich nicht, denn ich habe nie einen schweigsameren Mann gesehen, dem das Selbstlob ferner gewesen, daß ich ohne ihn nicht hier vor Euch stände und dies niedere Dach Eurem unverdienten Wohlwollen empfehlen könnte.“

Don Amedeo hatte während dieser unerhörten Redesuada, ob der das eingeborene Amerika und Afrika gleich versteinert die Augen aufriß, die Hand seines Gastes nicht losgelassen, sondern ihn mit sich über die „schlechte“ Schwelle in's Zimmer gezogen, wo ein in den letzten ausathmenden Schwingungen begriffener riesiger Schaukelstuhl dem Doctor den Urheber des vorher von ihm vernommenen sonderbaren Surrens offenbarte. Es war ein viereckiges, dunkles Gemach, in das Woldmann eintrat, mit tapetenlosen Wänden und nach europäischer Anschauung äußerst merkwürdiger Aus-

stattung, da diese nur aus dem erwähnten Stuhle, einer in halber Mannshöhe befestigten, durchbrochenen Hängematte und einem Tisch mit halbgeleerten Cigarrenkisten bestand. Der „Geringste unter den Dienern" des Ankömmlings bot diesem jetzt sogleich von dem duftenden Blatt der Havanna; er schien zur Besinnung gekommen und von Schreck über sein eigenes unvorsichtiges Benehmen erfaßt zu sein, denn er fuhr anstatt seines vorherigen Redeflusses nur ängstlich und mit schwacher Stimme fort: „Ihr müßt sehr erhitzt sein, Don Federigo; ich bitte Euch, ruht aus."

Damit schob er seinem Gaste den Sessel zu, legte sich selbst abgespannt in die Hängematte zurück und durch das fast lichtlose Zimmer ging das einförmige Surren des Schaukelstuhles wie vorher, accompagnirt von dem Wiegen des in den Gehängen leise knarrenden Luftbettes Don Amedeo's.

Allein ehe der verwundert dreinblickende Europäer sich Rechenschaft davon gab, empfand er selbst, daß er in der That müde sei und daß die ohne eigene Bewegung sich fortsetzende Regsamkeit des wohlconstruirten Schaukelstuhls eine äußerst wohlthuende, einlullende Wirkung ausübte. Er blies noch eine Weile träumerisch den blauen Dampf seiner Cigarre vor sich hin und suchte sich die unter dem Strohgeflecht verschwundenen Züge seines neuen Wirthes zu vergegenwärtigen. Doch das bräunlichblasse Creolengesicht mit dem über die Stirn herabfallenden schwarzen Haar, dem gleichfarbigen zierlichen Barte auf der Oberlippe und den durchaus nicht andersfarbigen, höflichen müden Augen verschwamm ihm immer mehr. Die glimmende Cigarre fiel ihm aus der Hand auf den Boden, und wie ein phantasmagorisches Bild kam der Urwald ewig gleich und ewig wechselnd; die Affen lachten und die Papageien kreischten, sie fuhren erschreckt in die Höhe, denn in die Augen des Träumenden hefteten sich wieder die glühenden Augensterne des aus dem mittagsstillen Dickicht hervorlauschenden Pumas. Geheimnißvoll brennend starrten sie ihn an und aus dem geöffneten Rachen der Löwin glänzten die weißen Zähne. Aber dann stieß sie kein dumpfes, grimmiges Knurren aus, sondern lächerlicher, märchenhafter, traumhafter Weise rief sie mit weicher, schmelzender Stimme: „Mariquita — Alte, wo bist Du?"

Dr. Friedrich Woldmann öffnete blinzelnd die Augen, ungewiß, ob die Löwin die merkwürdigen Worte wirklich gesprochen, oder ob sie von einer menschlichen Lippe im Traum an sein Ohr geklungen.

Es war noch bedeutend dunkler in dem Gemach geworden; wie er hastig auf seine Uhr blickte, sah er zu seinem Staunen, daß sie die fünfte Nachmittagsstunde zeigte und daß er fast vier Stunden in seinem Schaukelstuhl geschlafen. Zugleich belehrte ihn ein Geräusch neben ihm, daß sein Wirth sich ebenfalls bereits erhoben. Don Amedeo ordnete seinen weißen Anzug und trat artig auf seinen Gast zu.

„Möge der Schlaf Eure Gesundheit gestärkt haben, Sennor. Beliebt es Euch mir in die Sala zum Mittagsmahle zu folgen; Donna Juana, meine Gemahlin, wird uns erwarten."

Das Auge des Doctors irrte flüchtig an der Wand umher, um einen Blick in den Spiegel zu werfen. Aber es war kein solcher vorhanden und er schritt, so gut es ihm möglich war, ohne diesen Luxusartikel der Alten Welt seine Toilette ordnend, hinter dem Hausherrn drein. Dieser führte ihn über den Corridor, den jetzt ein erfrischender Luftzug von dem bereits sonnenlosen Hof durchhauchte, in die Sala, das große Hauptgemach der westindischen Häuser, dessen scheibenlose Fenster auf den blühenden Gartenraum des Patio hinausgingen. Das in der Mittagshitze von Innen vor die Oeffnungen gezogene Palmengeflecht war zurückgeschoben und eine kühle, würzige Luft wehte den Eintretenden entgegen.

Der „Saal" war ebenso luxuriös ausgestattet, wie das Ruhgemach Don Amedeo's. Dieselben nackten, zierrathlosen Wände mit dem unbekleideten Dachstuhl anstatt eines Plafonds darüber. Nur ein zur Comida, zum Mittagsessen, gedeckter Tisch in der Mitte, mehrere elegante Hängematten in luftiger Schwebe und statt des einen Schaukelstuhls ein halbes Dutzend.

In einem derselben, langhin zurückgestreckt, lag Donna Juana. Ihre kleine, äußerst weiße Hand spielte nachlässig mit den Enden ihres aufgelösten, glänzendschwarzen Haars, das, in der Mitte auseinander gescheitelt, zu beiden Seiten weit

auf das taillenlose schneeweiße Mousselinkleid herabfiel. Die Brillantringe an den kinderartig schmalen Fingern zogen glühende Fäden durch den schwarzen Haarschleier und das Dämmerlicht des Saals, wenn nicht eine von den Händen zierlich hervorkroch und mit dem breiten Palmenfächer Kühlung in das zauberisch schöne, unendlich gleichgültige, müde Gesicht wehte.

Don Amedeo faßte die Hand seines Gastes und stellte ihn seiner Gattin mit der chevaleresken Würde, wie einer Fürstin gegenüber, als den Sohn des ihr bekannten Bremer Handelsfreundes, dem er Alles verdanke, vor. Don Federigo werde ihm die unverdiente Ehre erzeigen, bis zum Eintritte der Regenzeit die armselige Behausung seines unwürdigen Dieners als seine zu betrachten, um für ein Museum in seiner Heimath naturwissenschaftliche Sammlungen anzustellen.

„Es gefalle Euch zum ersten Male mein schlechtes Mahl zu theilen, Caballero; Ihr werdet hungrig sein," antwortete Donna Juana mit unnachahmlich graziöser Verneigung der Stirn, doch ohne das mindeste Erstaunen über den unerwarteten Gast an den Tag zu legen. Sie erhob sich mit der Würde einer Königin und trat im lang nachschleppenden Kleide an den Eßtisch, mit gedehnter Stimme: „Mariquita!" in den Patio hinüberrufend. Der Gelehrte stand einen Moment verwirrt, dann faßte er schnell und gewandt die herabhängende schöne Hand seiner Wirthin und führte sie artig an die Lippen.

Donna Juana ließ es voll Hoheit geschehen, der dunkle Strahl ihres Auges ruhte eine Secunde befriedigt auf dem höflichen Gaste, aber sie sagte: „Meine geringe Hand ist Eures Mundes unwerth, Caballero. — Mariquita," fuhr sie in demselben Tone zu einer vom Hofraume eintretenden zahnlosen Alten gewendet fort, der man indeß trotz dem verrunzelten und sonnverbrannten Gesichte ansah, daß sie zu der allein berechtigten und einzig menschlichen Race der „Criollos" gehörte, „Mariquita, wo bleibt Rafaele, das entsetzliche Mädchen, mit der Comida?"

Doch das „entsetzliche Mädchen" trat noch im richtigen Moment, wie von Leibadjutanten von ihren drei unzertrennlichen, erbeigenthümlichen Wollköpfen gefolgt, mit den angerichteten Schüsseln in die Sala, und mit ihr zugleich Bastian, der sich in seiner vergilbten Cotonlivree „jedes Winks gewärtig," hinter die an den Tisch gerückten Stühle stellte, auf denen Don Amedeo, seine Gemahlin, die alte Mariquita und unter zahllosen Versicherungen der beiden ersteren, daß jeder Bissen, den er berühren werde, seiner völlig unwerth sei, auch der Gast Platz nahm.

Don Amedeo erfüllte seine Pflichten als Hausherr, Ehemann und Wirth, indem er mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit zuerst seiner Gattin und dann dem Fremden von den Schüsseln vorlegte, auf denen gedörrtes Fleisch, gebratene Eier, Bananen und Arépa — Maisbrot — enthalten war. Dann kaute er hastig seine eigene gering zugemessene Portion und Donna Juana that dasselbe mit vollendeter Grazie und Gleichgültigkeit. Es wurde wenig gesprochen, nur hie und da richtete der Wirth eine höfliche Frage an seinen Gast über dessen Heimath und Absichten. Donna Juana's Bemerkungen dagegen verstiegen sich selten weiter, als die Armseligkeit der auf dem Tische befindlichen Gerichte in ein grelles Licht zu stellen; wenn ihre in Worte gefaßten Gedanken indeß einmal über den Bereich der Sala hinausschweiften, legte sie eine so erstaunliche Unwissenheit mit so bewunderungswürdiger Unbekümmertheit darum an den Tag, daß Woldmann verlegen und stumm vor sich niederblickte. Endlich kam die übliche Schokolade und die bei jeder Tagesmahlzeit unentbehrlichen Dulces, Süßigkeiten aus Citronat, gezuckerten Früchten, Feigen, Papayas und dergleichen bestehend, von denen das „entsetzliche Mädchen" zum Aerger der Hausfrau auch heute, wie seit zwanzig Jahren, fast jedes Stück einzeln hereinbrachte und statt einmal zehnmal im Gefolge ihrer Sprößlinge aus- und einschritt. Dann erschien der draußen bereits gesüßte, schwarze Kaffee in unendlich winzigen, fingerhutähnlichen Schalen und mit ihm für jeden ein gefülltes Wasserglas, das der Gelehrte, von schrecklichem Durste nach der carne secca gepeinigt, hastig an die Lippen führte. Aber ebenso schnell legte sich Don Amedeo's Hand entsetzt auf seinen Arm und belehrte ihn mit einem ernsten: „Denket an Eure Gesundheit, Sennor," daß unvermischtes Wasser für die Constitution eines directen oder indirecten Abkömmlings der

kaukasischen Race Gift sei. Auf einen Wink flog auch schon Bastian mit einem andern Glase und geschliffenen Rum- und Madeiraflaschen herbei, während Donna Juana gleich ihrem Eheherrn den rosigen Zeigefinger in ihr Glas tauchte und mit demselben, anstatt einer Bürste, anmuthig über ihre Perlenzähne auf- und abglitt. Dann nahm sie einen Schluck Wasser zwischen die Lippen, schwenkte es im Munde und schüttete es mit der Grazie aller ihrer Bewegungen auf die Erde, wie ihr Eheherr und die alte Mariquita es bereits vor ihr gethan.

Woldmann's Verlegenheit stieg bei dieser nach transatlantischen Begriffen wenig anständigen Procedur mehr und mehr, und er suchte sie dadurch zu verbergen, daß er sich bemühte, so gut es ihm möglich war, den Landesbrauch nachzuahmen. Allein das Wasser blieb ihm in der Kehle stecken, daß er es hustend hinunterschlucken mußte. Donna Juana erhob sich mit einem lächelnden Blick auf den Ungeschickten; ihr Gatte, der schon mehrmals auf seine Uhr gesehen, that dasselbe und entschuldigte sich, daß eine „unaufschiebbare Beschäftigung" ihn auf einige Augenblicke fortrufe, in denen er seinen Gast in seinem, das heißt des Gastes Besitzthum allein lassen müsse. Damit verschwand er, um eine Minute später im Sattel seines Lieblingspferdes zur allgemeinen Abendpromenade der Stadt davonzusprengen, während Donna Juana gleichzeitig mit flötendem Tone: „Gabriele!" rief. Der Kopf eines andern, etwas reinlicher gekleideten Negermädchens tauchte aus dem unerschöpflichen Patio, dem die Herrin unmuthig schmählend gebot:

„Bringe mir ein Hemde, träge Magd, daß ich mich zur Tertulia ankleide. Und vergiß nicht Strümpfe zu suchen, die mir bis über's Knie reichen; es wird kühl heute Abend. Tummle Dich!"

Mit den Worten verschwand auch Donna Juana in dem anstoßenden Gemach und ließ den Gast einsam in „seinem Besitzthume" zurück, muthmaßlich, um ihm ungestörte Muße zu gönnen, über die Höflichkeit in den Reden und Handlungen creolischer Wirthe Vergleiche anzustellen, oder über Bewohner und Bewohnerinnen Venezuela's sonderbar zur Schau getragene Mundreinigungen und merkwürdig öffentliche Toilettengeheimnisse sich in Nachdenken zu vertiefen.

Allein der junge Germane widmete sich dieser Beschäftigung nur äußerst flüchtig. Der Aerger, der sich einen Augenblick auf seiner Stirn gezeigt, verflog unter einem halblauten, philosophischen Lachen, und er schlenderte resignirt auf den Corridor hinaus, und durch den blühenden Patio zu den Nebengebäuden hinüber, welche die Hinterwand desselben bildeten. Ein Stall, in welchem Pferde wieherten, dann ein kaum minder großes Gelaß, das den Hauptstolz des Hauses, zahllose mit Ketten an der Wand befestigte, flügelschlagende, sträubende, krähende Turnierhähne umfaßte, endlich unter einem jämmerlichen, halboffenen Rohrschuppen die Küche. Neugierig betrat er dies Heiligthum einer deutschen Hausfrau, in welchem die drei Krausköpfe sich auf dem eingestampften Lehmboden herumkollerten, während Rafaele schweigsam in einer Ecke kauerte, aus einer zerbrochenen Kalkpfeife rauchte und ab und zu die Hand ausreckte, um mit einer dicken Palmblattrippe einen wohlgezielten Hieb nach dem dicken Rüssel der grunzenden Bewohner des angrenzenden Stalles auszuführen, die von dem Geruch der Ueberreste des Mittagsmahles angelockt, lüstern durch die Risse und Spalten witterten. Trotzdem Woldmann innerhalb der letzten Stunden genugsam an das nil admirari des römischen Dichters erinnert worden, blieb er dennoch frappirt vor der Einrichtung und dem Geräth der westindischen Küche stehen. Drei zusammengerückte Mauersteine bildeten eine Herdfläche, auf welcher der Rest eines zerbröckelnden Reisigbündels fortglimmte. Daneben ein urnenförmiger Topf, ein etwas kleinerer von nämlicher Gestalt an seiner Seite, auf einem Brette am Eingange ein halbes Dutzend Porcellanschüsseln und ebensoviel täglicher Gebrauchsteller, die im Luftzuge von der kürzlich vorgenommenen einmaligen Wasserabspülung trockneten, ein paar irdene Pfannen und auf unglaublich schmierigem Tische einige Küchenlöffel, Messer, Streifen schwarzgrünen, gedörrten Fleisches, Stücke braunen Rohzuckers und angebissene Bananen — dies reizende und appetiterregende Ensemble bildete das Inventar und Heiligthum der Küche, von der fast mit mathematischer Gewißheit anzunehmen stand, daß der zarte Fuß Donna Juana's,

so lange sie als Gattin an der Seite Don Amedeo's wandelte, sich noch niemals über ihre rauchige Schwelle verirrt habe. Dem in „seinem“ Besitzthume weiter umherwandelnden Fremdling drängten sich unwillkürlich Vergleiche mit der Behaglichkeit und Sauberkeit eines deutschen Hauswesens auf, die sichtlich nicht zum Vortheil der südamerikanischen Hausfrauen und in specie Donna Juana's ausfielen, denn dasselbe philosophische Lächeln des „Nichtverwundertseins“ wie vorher spielte um seine Lippen, wohin sein Auge fiel. Langsam wanderte er in den Solar, einen hinter dem Patio belegenen größeren Hofraum, hinüber, der neben seiner Aufgabe, die Stelle eines europäischen Gemüsegartens auszufüllen, zugleich als Tummelplatz für die Hausthiere diente und von Bananen- und Tamarindenbäumen überschattet war. In der Mitte befand sich eine dichte Gruppe von Ficusbäumen, unter der das Murmeln eines Baches hervorklang. Das Gewebe der dicken grünglänzenden Gummiblätter mochte auch am hellen Tage völlig undurchsichtig sein; jetzt lag es ganz in tiefem, lautlosem Dunkel, und der Doctor, der in Gedanken vertieft, den Solar umschritten, nahm wahr, daß die plötzliche, dämmerungslose Tropennacht ihn überrascht hatte. Er orientirte sich über den Patio in den Corridor zurück, der ebenfalls in tiefem Dunkel lag. Nur an einer Stelle kam ein Lichtschimmer über den Zwischenraum unter dem Dachstuhle und er hörte, wie er vorbeischritt, die Stimme der alten Mariquita: „Juanita — ninneda, que barbaro,“ — ein kicherndes Lachen von anderen Lippen klang dazwischen, ihm war, als ob sein Name mit spöttischer Betonung genannt worden sei, er ging schnell weiter durch die Hausthür, wo das Rauschen des Flusses ihm wohlthuend entgegenschlug. Unsichtbar kamen die tobenden Wasser des Urwaldes, der Hochgebirge, daher durch die Finsterniß und besänftigten das wehmüthig bittere Gefühl, das sich seiner bemächtigen wollte. Er sagte sich, wie er langsam stromaufschritt, daß er ja nicht um der Menschen willen hierhergekommen, sondern um die Majestät der fessellosen Natur in ihrer großen Erhabenheit und in ihrem einzelnen Abglanz zu sehen, zu bewundern und zu begreifen. Zauberische Ruhe lag um ihn her, auf die das silberweiße Licht unzähliger Sterne in wundersamer Schönheit herableuchtete und das stille, freudevolle Bewußtsein seiner Absichten kehrte in die Brust des jungen Gelehrten zurück. Der Strom diente ihm als Führer auf dem Rückwege; dennoch wäre er fast an dem Hause Don Amedeo's vorübergeschritten, da dasselbe sich während seiner kaum halbstündigen Abwesenheit bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte. Unter dem Eingange des Corridors flackerten rothglühende Fackeln auf, schnaubende Pferdeköpfe, deren Reiter sich, galante Redensarten flüsternd, in die Fenster der Sala hineinneigten, aus denen wehende Fächer und Spitzentücher ihnen Antwort entgegenwinkten. Der vorher dunkle, öde Saal selbst strahlte von zahlreichen Kerzen in silbernen Armleuchtern, die ihren blendenden Schein über die Damentertulia, die Abendversammlung der elegantesten Damenwelt der Stadt ergossen. Nachlässig-graziös in den Schaukelstühlen ausgestreckt, lagen Donna Ines, Donna Margarita, Donna Isabel, Donna Alinnor, Donna Catalina in rauschendem Seidengewande, plauderten und lachten und warfen einen schnellen, funkelnden Blick auf die fremdartig blonde Erscheinung des hereintretenden Gelehrten. Donna Juana begrüßte seine Rückkehr unter ihr „ärmliches“ Dach und bog den in kostbaren Atlas gekleideten, von Juwelenschmuck blitzenden Leib um einige Linien aus seiner Ruhe empor, um den europäischen Gast den einheimischen vorzustellen. Und die dunklen Augen Donna Ines' und Margarita's, Isabel's, Alinnor's und Catalina's umflogen abermals hastig das sonderbare Wunderthier des Nordens; dann ging das Gesumme und Gelächter in gleicher Weise fort, die zwischen dem lebendigen Blumenflor umherwandernden Hausfreunde tauschten zierliche Phrasen aus und wurden mit einem Fächeln der duftenden Spitzentücher, mit einem verstohlenen, zündenden Blicke belohnt. Die Pferdeköpfe draußen vor den Fenstern verschwanden und ihre Cavaliere sprengten zu andern Tertulias davon, um den nachfolgenden ihren Platz zu räumen. Niemand bekümmerte sich um den in „seinem“ Besitzthume befindlichen Gast, der im Vollgefühle seiner Ueberflüssigkeit und Einsamkeit auf den Corridor hinausging, wo Don Amedeo am Büffet stand, von Herren umgeben, die in kurzen Zügen mit Rum und Madeira gemischtes

Wasser hinabschlürften. Wieder eine Versicherung des Wirthes, daß jedes von diesen schlechten Getränken Don Federigo's unwürdig sei und wieder eine Vorstellung vor Don Pablo, Don Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel, und nach einer artigen Verbeugung und Einladung, über ihr Haus, ihr Vermögen und ihre Person unbedingt als Herr zu verfügen, kümmerte sich wiederum ebensowenig einer von den Herren um den Fremden, wie die Damen es vorher gethan. Woldmann stand einsam an einen Pfeiler gelehnt und ließ die Augen bald durch die wonnige Tropennacht zum gestirnten Himmel, bald über den schimmernden Kreis der Sala hinfliegen, der seine gutmüthigen Lippen mehr und mehr mit einem sarkastischen Zug umdrängte. Stunden vergingen und mit ihnen Besucher ab und zu; doch die Höhe der Fluth war überwunden und sie rauschte allmälig zur Ebbe hinab. Das Lächeln um den schönen Mund Donna Juana's wurde müder, zur rechten Zeit trat die alte Mariquita ein und meldete, daß die Cena, das Abendessen, bereit sei. Donna Juana erhob sich in unwandelbarer Hoheit und schritt an den auf dem Corridor gedeckten Tisch. Don Amedeo bat die noch anwesenden Besucher, sämmtliche für das Nachtmahl hergerichtete Schokolade, Kaffee, Dulces als nur für sie bestimmt zu betrachten, allein weder er noch seine Gemahlin rückten ihren Stuhl nur um einen Zoll breit zur Seite, um irgendwo an dem schmalen Tische für einen der Einladung Nachkommenden Platz zu schaffen. Woldmann sah, daß er sich trotz aller seiner heutigen Erfahrungen noch einmal hatte beirren lassen, da es keinem Einzigen der Anwesenden in den Sinn kam, die Zueignung des Hausherrn für etwas Anderes als eine unerläßliche Redensart zu halten und ihr Folge zu leisten. Die letzten „Tertulianer" verschwanden, hastig ward die Abendmahlzeit beendet und Donna Juana warf sich schon wieder in ihren Schaukelstuhl zurück, löste über die Schwüle der Nacht seufzend das in einen antiken Knoten am Hinterkopf zusammengefesselte Haar, und gleichzeitig über der Brust einige Knöpfe des beengenden Staatsgewandes, daß es die Lücke rosig durchschimmerte und Woldmann wieder verlegen die Augen zur Seite wandte.

„Gabriele!" Das Negermädchen erschien. „Mein Nachtkleid und eine Covija hieher; die Nacht ist zu schwül, ich will hier schlafen."

Einen Moment später kehrte Gabriele mit dem verlangten Gewand und der Covija, einer großen, feinwolligen Decke zurück, die sie in eine der Hängematten des Saales breitete. Donna Juana stand auf — ein Schreck befiel den Gelehrten, daß der Landesbrauch vielleicht kein Hinderniß abgeben könne, ihn zum Zeugen der Nachttoilette Sennoras zu machen, und er wünschte eilfertig: „Gute Nacht."

„Schlafet wohl unter meinem jämmerlichen Dach, Caballero," versetzte Donna Juana gähnend. Don Amedeo wartete mit einer Kerze auf dem Corridor, um den Gast in seine „klägliche" Schlafstätte zu geleiten. Nachdem der letztere ein halbdutzendmal über die Ketten der auf dem Gange wie überall flügelschlagend und kreischend befestigten gespornten Lieblinge seines Wirthes gestolpert, erreichten sie das wie alle übrigen Zimmer mit Schaukelstuhl, Tisch und Hängematte ausgestattete Schlafgemach, in welchem die Effecten Woldmann's an der Wand aufgestapelt worden. Bastian schritt mit der für diesen bestimmten Covija feierlich, wie unter einer centnerschweren Last, hinterdrein, dann setzte Don Amedeo noch einmal alle todten und lebendigen Gegenstände seines elenden Hauses gründlich herab, bot „Gute Nacht" und ging.

Der Gelehrte schritt eine Weile von tausend sich drängenden Eindrücken bestürmt, zwischen seinen vier nackten Wänden auf und ab. Manchmal lachte er ärgerlich vor sich hin, endlich stieß er die Palmenmatte von dem Fenster zurück, suchte aus seinem Koffer Feder und Dinte hervor, setzte sich an den Tisch und schrieb auf eine neue Seite eines mit Tagebuchanmerkungen halbgefüllten Buches:

„Das ist die Tropenwelt, von der ich mir heute Morgen gesagt, daß sie mich schon in der Kindheit mit geheimnißvoller Hand an sich gelockt, mir sehnsüchtig zugewinkt habe. Das sind die zauberisch glühenden Gestalten der heißen Zone — Don Amedeo, Donna Juana — aus Alabaster gemeißelt, farbig bemalte Figuren, kalt, phlegmatisch, gelangweilt, mit schläfrigem Blute, gedankenleer und geistesarm fortvegetirend, von Tag zu Tag in üppigem

Wachsthume wie das Schlinggewächs des Urwaldes, mit hergebrachten, werthlosen Formeln einer Gastfreundschaft, die unter dem rastlos hervorbringenden Tropenhimmel die Natur von selbst gewährt, auf den Lippen — träg, wie ausgebrannte Lava, starr, todt und empfindungslos. Das ist die Leidenschaft, die Gluth, von der ich gemeint, daß der Norden sie nicht kenne —“

Der Herr Naturforscher hatte mit erbitterter Hast seine psychologischen Notizen geschrieben, aber in seinem Eifer hatte er vergessen, daß man unter den Tropen nächtlicherweile nicht ungestraft die Fenster eines erleuchteten Zimmers offenstehen läßt. Es begann plötzlich um ihn zu schwirren und zu summen, in dichten Schwärmen wälzte es sich von draußen herein und surrte wüthig um die Kerzenflamme. Dann bohrte es sich ihm im Gesicht, an den Händen schmerzhaft in das Fleisch, kroch ihm in die Aermel, unter die weiten Beinkleider und zermarterte seinen ganzen Leib mit langen, nadelfeinen Saugrüsseln, daß er rathlos aufsprang, einige Secunden vergeblich gegen die immer dichter schwirrenden Wolken anzukämpfen versuchte, bis er die Fruchtlosigkeit seiner Arbeit einsah und wunden- und beulenbedeckt auf den Corridor hinausfloh, auf dem Don Amedeo, noch seine Cigarillo rauchend, auf- und abwandelte.

„Wahrhaftig, Don Federigo, wenn Ihr die Fenster geöffnet habt, dürft Ihr Euch nicht wundern, daß die Zankudos Euch einen Besuch abstatten,“ sagte der Hausherr gleichmüthig zu dem mit dem Lichte in der Hand bestürzt vor ihm stehenden Germanen. Ihr habt gewiß nach deutscher Unsitte noch vor dem Schlafengehen gelesen. Ihr werdet Euch zu Grunde richten durch Eure maßlosen Anstrengungen, Sennor,“ setzte Don Amedeo seufzend hinzu. Dann öffnete er ein anderes Zimmer, in welchem sich wieder ein Schaukelstuhl und eine Hängematte befanden, und rief Bastian, der wieder gemessen mit einer Covija heranschritt.

„Gute Nacht, Caballero; möge es Euch in diesem erbärmlichen Gemache besser ergehen.“

Woldmann dankte, schloß etwas beschämt hinter sich die Thür und folgte jetzt dem Rathe seines Wirthes, d. h. er entkleidete sich schnell, löschte das Licht und streckte sich, die wollene Decke überschlagend, ohne irgend einem schädlichen Gedanken weiter Raum zu geben, schlaftrunken nach dem buntdurchlebten Tage, in seine einschläfernd hin- und herwiegende Hängematte zurück.

* * *

Schnell, ja plötzlich kommt die Tropennacht, aber sie weicht langsam. Sie kommt, als ob sie wisse, daß sie von tausend Augen sehnsüchtig erwartet wird, und sie geht zögernd, wie ein Jüngling, der von der Geliebten Abschied nimmt, oft sich umblickend, oft innehaltend, einen Gruß zurückwinkend. Blasser werden die Sterne; sie funkeln noch diamantgleich im Westen, wenn sie im Osten schon kaum mehr sichtbar in das dunkle Weltallgewölbe zurückschwinden. Noch herrscht drüben die Nacht mit schwarzblauem Firmament. Wie ein Vorhang düsteren Wettergewölkes scheint es, nur die blendenden Sterne, die darauf gestickt sind, verrathen, daß Nichts den Blick in die Unendlichkeit hemmt. Doch gegenüber beginnt der Sieg des Lichtes, des Tages. Er kommt nicht von flammenden Vorläufern, von weitausstrahlender Morgenröthe angekündigt; es ist kein Dunst, kein Wolkensaum in der Luft, der in farbenreichem Spiele Kunde von der unter dem Horizonte befindlichen Sonne zu geben vermag. Nur ein hellblaues Licht taucht im Osten empor und wächst nach allen Seiten. Ein kühler Hauch weht vor ihm auf und rüttelt die glänzenden Thauperlen aus den Kelchen. Dann erwacht das Leben in den Wipfeln, ein tausendstimmiges Schmettern und Rufen — der cyanenblaue Schimmer überzieht den Zenith, noch ein Moment und die hohen Kronen der Bäume flammen wie von einem Strom gediegenen Goldes überfluthet auf. Die Sonne tritt über den Horizont und im Westen flieht der letzte Stern. In tausendfachem Geflimmer bricht sich der Glanz der feurigen Himmelskugel auf jedem wie von Elfenhänden der Nacht mit Geschmeide überzogenen Gegenstande, draußen im Urwalde, in den Plantagen, wo die ersten verschlafenen Negergesichter sich regen, wie in der Stadt, an den Wänden der Häuser, in den Gärten. Tausendfaches Blitzen und Leuchten und Funkeln allüberall in der reinen, kühlen, zauberischen Luft der ersten Stunde des Tropenmorgens.

Auch in dem Patio Don Amedeo's di Velasquez, auf den der junge Gelehrte sich hinauslehnte, um vom Fenster aus die köstlich erfrischende Kühle einzuathmen. Sein neues Quartier hatte ihm freilich ebenfalls nicht die friedfertigste Nachtruhe geboten. Hunderte von körperlich geringfügigeren, doch in ihrem Blutdurste keinem aus ihrer größeren Verwandtschaft nachstehenden geflügelten und ungeflügelten Feinden menschlicher Ruhe waren an die Stelle der Zancudos getreten; hin und wieder hatte eine Nigua von gelbbräunlicher Farbe eine erfolgreiche Attaque auf die Zehe des Schlafenden gemacht und war bereits zu Dreivierttheilen unter der Haut derselben verschwunden. Allein ihren vereinten Bemühungen zum Trotz hatte die Müdigkeit Don Federigo's die Oberhand behalten, bis der anbrechende Tag den gefesselten Sängern im Corridor und jenseits des Patio die Kehlen entfesselte. Ohrzerreißend, schrillend und gellend dröhnte jeder Winkel des Hauses von den ungezählten Grüßen wieder, mit denen das ritterliche Geschlecht der „Kampfhähne di Velasquez" den Morgen bewillkommte. Vergeblich hoffte der aufgeschreckte Schläfer von Minute zu Minute auf Erbarmen. Im Gegentheil, die ganze gefiederte Nachbarschaft der Umgegend erwachte und stimmte im stolzen Bewußtsein ihres nicht geringeren Werthes in das heroische Concert ein. Jetzt kam es wie ein matt verhallendes Echo aus weiter Ferne herüber; jetzt antwortete es mit kühner Herausforderung Mark und Bein durchbringend dicht neben dem Kopfende des Gepeinigten. Verzweifelt sprang Woldmann aus der Hängematte und legte sich, auf jede Fortsetzung des Schlafes verzichtend, aus dem Fenster.

Es war das beste Mittel, das er wählen konnte, um seinen Unmuth zu verscheuchen. Kein menschliches Wesen regte sich noch draußen und drinnen. Nur die Sonne fiel schräg herüber und brach sich tausendfach in den blitzenden Gesträuchen des Patio. Auf den in der Nachtkühle in funkelnder Pracht entfalteten Granatblüthen wiegten sich große violetschillernde Schmetterlinge. Die Luft war wie mit einem Duft erfüllt, den nicht die Geruchsnerven, sondern die Athmungsorgane belebend in sich einzogen, daß es direct zum Herzen hinabdrang und alle Adern durchwogte und die Schönheit der Welt und des Lebens und der Jugend berauschend um die Stirn des Gastes der Tropenfrühe wehte.

Die Sonne stieg höher — endlich weckte ein leises Geräusch den Gelehrten aus seinem untermischt durcheinander fließenden Träumen und Denken. Es war ein knarrender Laut, der die dünne Holzwandung des Nebengemaches durchdrang, dann ein Seufzer und ein Klappern mit der leichten Fußbekleidung der Frauen Venezuela's. Ein mit undeutlicher Stimme gemurmeltes Gebet, in dem nur einzelne „santa virgen" und „Maria" verständlich waren, dann sagte Donna Juana klagend:

„Ich habe schlecht geschlafen, Mariquita."

„Ihr erschreckt mich, Kind, was ist Euch?" antwortete die Alte aufspringend. „Gewiß hat Gabriele, das verliebte Ding, Euer Lager schlecht gerichtet. Ich werde sie mit dem Bambus daran erinnern lassen, daß sie ihre Pflicht thut."

„Ach nein, Mariquita, ich bin selbst schuld daran," versetzte Donna Juana gedehnt — „ach nein, laß sie; sie soll nicht gestraft werden."

„Ihr seid zu weichherzig, Juanita; wozu sind die Negros da, als um geprügelt zu werden?"

„Nein, ich habe dumme Träume gehabt, Alte, was kann das Kind dafür? Gabriele ist verliebt, sagst Du?"

Die alte Duenna lachte heiser. „Ninneda, habt Ihr denn schon je eine von diesen Mozcorras gesehen, die nicht verliebt gewesen wäre. Droben bei den Inglesen und Alemannen in Nordamerika, wo es so kalt ist, daß die Leute einen Herd in der Stube haben und Feuer darauf brennen, um sich zu wärmen, da sind sie besser. Aber bei uns macht die Sonne das Blut zu heiß; ich wundere mich oft über Euch, mein Herzchen, daß Ihr in Eurer Jugend gegen die schönsten Caballeros so kühl seid, die Euch all ihre Schätze zu Füßen legen würden, wenn Ihr nur wolltet. Don Pablo di Vedija sagte mir, es ist noch kein Mond verflossen, Ihr wäret die Schönste in unserer Stadt und er würde —"

„Schwatze nicht, alte Hueta, ich habe Dir verboten, mir je davon zu sprechen," fiel Donna Juana ihr erzürnt in's Wort. Allein der Inhalt dessen, was Don Pablo di Vedija gesagt, schien zugleich doch eine besänftigende Wirkung auf sie auszuüben,

denn sie fuhr nach einigen Augenblicken freundlicher fort: „Es sind lauter eitle Gecken, die in die Tertulia kommen, und Don Amedeo ist besser als sie. Was sagtest Du vorhin von Gabriele?“

Die Duenna murmelte einige ärgerlich unverständliche Worte. „Mit dem Hipolito, dem schwarzen Scheusal, habe ich sie schon einigemal erwischt,“ brummte sie dann, ingrimmig ihrer Erbitterung über die Abweisung Luft gebend, „aber er soll sich mir wieder blicken lassen, ich will ihnen heimleuchten.“

Donna Juana war heute Morgen unbegreiflich. Klagte sie nicht täglich dem getreuen Mittelstück zwischen Dienerin und Freundin ihre Noth über die unerträgliche Nachlässigkeit, Faulheit und Liederlichkeit dieser schwarzen Race, von der das sinnlose Gesetz verlangte, daß man sie als Menschen und nicht wie es ihr zukomme, als Hunde behandeln solle. Und heute Morgen, wo sie den vollwichtigsten, gerechtesten Grund besaß, auf's Höchste erbittert zu sein und die strengsten Züchtigungen über sie zu verhängen — wo sie eine ganze Nacht schlecht geschlafen hatte — heute bewies Donna Juana sich von taubenmüthiger Sanftheit gegen die verächtliche Race und ließ ihren Aerger zum zweiten Male an der alten „treuen Seele“ aus, indem sie mit einer unnatürlichen, erschreckenden Energie auf die letzten Worte derselben entgegnete:

„Ich verbiete es Dir, Mariquita. Man soll Hipolito ungehindert in's Haus lassen. Wenn Zwei sich lieben, soll Niemand sie voneinander zu halten suchen.“

Und Donna Juana seufzte abermals, wie sie es bereits beim Erwachen einmal gethan hatte, während die Alte sie verdutzt anstaunte und „ciertamente, es muß schon wahr sein, daß Ihr schlecht geschlafen habt, Sennora,“ knurrend, sich in einem Winkel zu thun machte. Der unfreiwillige Lauscher, von dessen nächtlichem Verweilen im Nebengemache die Frauen keine Ahnung besitzen mußten, wagte nicht, sich zu bewegen, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen. Er vernahm durch die spanische Wand Alles so deutlich, als ob er sich im nämlichen Zimmer befände, das Rauschen des Kleides, das Donna Juana überwarf, dann das Schnurren des Schaukelstuhls, in welchem sie ihre Toilette vervollständigte. Nicht nur sein Gehör, auch seine anderen Sinne empfanden ihre Gegenwart. Die junge Frau mußte besondere Sorgfalt heute schon in der Frühe auf sich verwenden, denn eine Duftwoge köstlich parfümirten Wassers, als ob ein Rosengarten hinter der spanischen Wand verborgen sei, schlug über die Lücke zwischen dem Dachstuhle herüber. Dann seufzte Donna Juana zum dritten Male und knüpfte das abgebrochene Gespräch wieder an, indem sie sagte:

„Mariquita, mir ist es über Nacht gekommen, der Tag ist so lang und so einförmig, und wenn er zu Ende ist, weiß man nicht, wozu er dagewesen. Ich glaube auch, anderswo müssen die Menschen anders sein, und es muß Vieles geben, was nützlich und hübsch zu wissen ist. Ich langweile mich, Mariquita; weißt Du nicht Jemand in der Stadt, der Bücher besitzt —“

Die Alte stieß jetzt wirklich einen Schrei der Besorgniß aus. „Kind, Ihr macht mir Angst, Ihr seid krank. Wollt Ihr Euch aufreiben? Santa virgen, habt Ihr nicht Euer Gebetbuch? Was wollt Ihr noch für Bücher? Das ist für die Barbaros, die Ungläubigen, wie der Sennor Rubio drüben, nicht für gebildete Christenmenschen.“

„In meiner Mutter Hause diente ein Mädchen, das war aus Spanien herübergekommen,“ fuhr Donna Juana leiser, wie mit sich selbst redend, fort, „das sang immer ein Lied mit einer schwermüthigen Melodie, ich weiß nur noch den Anfang —“

Sie schlug mit halb unterdrückter, weicher Stimme an:

„Trauernd tief saß Don Diego —“

„Sie sagte, es sei aus einem wunderschönen Gedichte, der Cid genannt, und in Spanien sängen und kennten es Alle. Hier singt und kennt man Nichts —“

Die Duenna brummte etwas von „heiliger Messe“ vor sich hin; ihre Herrin sann mit leiser Stimme der aufgeweckten Erinnerung weiter nach:

„Brigida hieß sie und war verliebt, das arme Ding. Aber es war ihr Unglück, denn sie war nicht schön dabei, und der, den sie liebte, mochte sie nicht. Da sprang sie in's Wasser zu den Kaimans, und die Leute sagten, es sei selten, daß ein Weißer das um seine Liebe thue.“

„Kind, die Spanier sind fast so heiß-

blütig wie wir," unterbrach die zahnlose Alte sie; „die Eismenschen, die Barbaros, wohnen weiter hinauf in Francia und Alemania, wo das Christenthum aufhört und die Eltern ihre Kinder schon in der Wiege an den Bösen verkaufen. Der nimmt ihnen ihre Seele, um sie in der Hölle zu braten, sobald sie sterben, und legt ihnen statt des Herzens einen Stein in die Brust hinein —"

Donna Juana seufzte heute Morgen zum vierten Male. Ihr geographisches und ethnographisches Eigenthum reichte nicht zur Bestreitung der schweren Anklagen aus, welche die umfassenden Kenntnisse ihrer Duenna gegen die ungläubigen Weißen jenseits des Oceans erhoben. Statt dessen erinnerte sie sich plötzlich, daß ihr häusliche Pflichten oblägen, da Don Amedeo und der europäische Gast sicherlich bereits des Frühstücks harren würden. Allerdings nicht in dem Sinne, als ob die anordnende Hand der Hausfrau zu diesem Behufe erforderlich sei — ein derartiges Ansinnen würde denselben ebenso unfaßlich gewesen sein, wie eine einigermaßen deutliche Vorstellung von dem Inneren der ihre Gedanken seit dem Erwachen absonderlich beschäftigenden nicht dem Creolengeblüt angehörenden Völkerschaften des Erdballs — sondern weil die chevalereske Galanterie Südamerika's den Männern nicht verstattete, in Abwesenheit der Dame des Hauses den Morgenimbiß allein einzunehmen. Infolge dieses Gedankens erhob Donna Juana sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aus dem Stuhle, warf noch einen hastigen Blick in den vor dem verlassenen Sitze befindlichen einzigen Wandspiegel des Hauses und schritt, mit einem Elfenbeinkamm durch ihr in der Mitte gescheiteltes, lang herabhängendes, ebenholzschwarzes Haar gleitend, würdevoll auf den Corridor hinaus.

Hier wandelte Don Amedeo jetzt bereits mit einer Cigarillo zwischen den Lippen auf und ab. Er begrüßte seine Gemahlin mit einem Lüften des breitrandigen Strohhutes und einer theilnehmenden Frage, wie sie geschlafen, deren Antwort ihm leider durch die Aufmerksamkeit, welche er im selben Augenblicke auf eine Flügelbewegung des ihm zunächst angeketteten Hahnes verwenden mußte, entging. Donna Juana schritt an ihrem beschäftigten Eheherrn vorüber in den Patio hinaus, brach eine der purpurn funkelnden Granatblüthen, von der sie den Thau spielend abschüttelte und sie sodann auf ihrer Brust an dem in untadelhafter Weiße strahlenden Morgenkleide befestigte. Wie sie sich umwandte, gewahrte sie den Europäer, der auf ihre Entfernung gewartet hatte, aus der Thür des Nebengemaches der Sala hervortreten. Ueber Donna Juana's bleichen Teint flog ein rosenrother Schimmer, in ihren Augen lag unverkennbar ein Ausdruck, der an der Richtigkeit ihres Sehvermögens zweifelte. Allein dann begrüßte Don Amedeo ceremoniell seinen Gast und fragte, wie derselbe, nachdem er von der Zimmergenossenschaft der Zankudos befreit worden, unter seinem ärmlichen Dache geschlafen habe?

„Unübertrefflich!" Der Doctor hatte im Verlaufe des vorigen Tages den unumgänglichen Ton hispano-amerikanischer Urbanität hinlänglich erlernt, um durch eine andere Antwort keine Verstimmung seines „unwürdigen" Wirthes hervorzurufen. Er verbeugte sich zugleich artig vor der Gemahlin desselben, die eine zweite Granatblüthe zwischen den Fingern zerzupfend, gegen den Corridor heraufkam. Man merkte ihrem Wesen an, daß sie Grund gehabt haben mochte, sich über die vergangene Nacht zu beklagen, denn sie ging nicht in der siegesstrahlenden Hoheit des vorigen Abends, sondern mit niedergeschlagenen Augen, und veranlaßte Don Amedeo, sich zu erinnern, daß er vorher durch wichtige Rücksicht auf seinen Favoritkämpen verhindert worden war, ihre Erwiderung auf seine Anfrage betreffs ihrer Nachtruhe zu vernehmen. Er repetirte deshalb officiell seine Frage, die den rosenrothen Schimmer noch einmal wie ein Wiederleuchten der Granatblüthe über Donna Juana's Stirn hinauffliegen ließ, als der junge Gelehrte auf ihr halb unverständliches: „Sennaladamente, Sennor," zufällig die Augen zu ihr emporhob. Doch gleichzeitig tauchte Bastian's ausgefranzter Strohhut zwischen dem Gesträuche auf, der in seiner Livree, die zugleich das einzige in seinem Besitz befindliche Kleidungsstück repräsentirte, auf einem Servirbrette eine Tasse mit Kaffee balancirte und sie, in zögernd-vorsichtigem Schritte herannahend, grinsend auf den Tisch im Corridor schob, um sofort wieder zu verschwinden und nach etwa fünf Minuten mit der nämlichen bedenklichen Einzellast zurückzukehren.

Endlich schlich er zum dritten Male von der Küche heran und brachte die Schokolade Donna Juana's, welche Don Amedeo in die Möglichkeit versetzte, seinen Morgentrank eilig hinunterzuschlürfen. Er benutzte die darauf eintretende Pause, einige Fragen an seinen Gast über seine Wünsche für den Tag zu stellen, welche dieser dahin beantwortete, daß er für heute nur die Absicht habe, sich mit der Stadt und ihrer directen Umgebung etwas vertraut zu machen, um in den nächsten Tagen seine weiteren Ausflüge für wissenschaftliche Zwecke zu beginnen. Es war unverkennbar, daß Donna Juana durch die vorhin gemachte Entdeckung, daß der Fremde Zeuge ihrer Morgenunterhaltung mit der alten Duenna gewesen, sich tief beleidigt fühlte. Das beifällige Interesse, welches sie gestern hin und wieder durch ein graziöses Lächeln an seinen Worten bekundet, war völlig verschwunden. Sie saß schweigsam ihm gegenüber, die feingeschnittenen Lippen fest zusammengeschlossen und kein Strahl ihres dunklen Auges belohnte die Aufmerksamkeiten, mit denen der Gelehrte im Gefühle seines Schuldbewußtseins ihre Gunst wieder zu erlangen bemüht war.

„Nehmt Euch nur vor der Hitze in Acht, Don Federigo,“ sagte Don Amedeo schließlich, indem er seufzend einen vorwurfsvollen Blick auf die höher steigende Sonne warf, „und wenn ich Euch einen Rath geben darf, hütet Euch gleichfalls davor, daß Ihr Euch nicht einmal in unseren Urwäldern verirrt. Das ist kein Spazierengehen wie in Euren Gehölzen an der Weser, Caballero, wo man nur eine Stunde oder zwei fortzugehen braucht, um an den Rand, zu Häusern und zu Menschen irgendwo hinzukommen. O, dort ist es schön, dort ist es kühl, Don Federigo, ich denke mit Entzücken daran. Aber bei uns ist schon Mancher, der in den Wald gegangen, nicht zurückgekommen. Versteht mich, Sennor, er ist nicht von Raubthieren überfallen oder von den Indianern erschlagen, die hie und da an den Flüssen hausen und von denen manche Stämme äußerst feindselig gegen uns Weiße gesinnt sind. Er hat sich nur verirrt im Walde, der schlimmer als die Wüste ist, und man hat hie und da Einen gefunden, am Boden liegend, kraftlos zusammengebrochen und verhungert. Wir, die wir Eingeborene im Lande sind, haben den Instinct, uns in der Wildniß zu orientiren, und selbst die Frauen fürchten sich bei uns nicht vor dem Verirren, sondern nur vor dem Puma und den Indianos. Wir haben Beispiele, daß eine Frau zwanzig Leguas und mehr den Weg durch den Urwald gefunden hat, während ein Europäer, der nur eine Stunde weit hineingedrungen, ohne sich die untrüglichsten Merkmale des Rückweges zu schaffen, sicher die Richtung verliert. Denn es ist ein bei Euch weit verbreiteter Irrthum, daß man sich nach der Sonne richten zu können glaubt, Don Federigo —“

Don Amedeo unterbrach sich bei diesen Worten, da er sein Auge unwillkürlich auf die Sonne gerichtet hatte, deren Stand ihm anzeigte, daß er im Begriffe stehe, sich selbst in Bezug auf die vorgerückte Tageszeit zu verirren. Er erhob sich, auf seine Uhr blickend, sehr eilig mit der Bemerkung, daß unaufschiebbare Verpflichtungen ihn des unschätzbaren Vortheils, im Momente weiter für die Unterhaltung seines Gastes Sorge tragen zu können, beraubten. Statt dessen empfahl er denselben angelegentlichst der Obhut seiner Gemahlin, stellte ihm jedes lebendige und todte Stück seines Hauses unbedingt zur Verfügung und verschwand mit einer Klage über die seine dringenden Berufsgeschäfte unerträglich machende Hitze in der Richtung der Straße.

Donna Juana schien gegen die Stimme ihres Eheherrn ebenso taub zu sein, als gegen die ihres Gastes. Wenn sie dem Wunsche desselben in Bezug auf den Letzteren nachkam, so geschah es jedenfalls in merkwürdiger Weise. Sie blieb so schweigsam, wie sie es zuvor gewesen, und blickte nur ab und zu, an dem Gelehrten vorüber, in den Patio. Woldmann saß unschlüssig; er empfand eine Art von Verdruß darüber, sich den Unwillen seiner schönen Wirthin zugezogen zu haben. In seinem Kopfe stieg der Gedanke auf, nach gerader deutscher Weise sich offen zu erklären, allein er bedachte rechtzeitig, daß er dafür, das Gespräch bis zum Schluß belauscht zu haben, keine Entschuldigung vorzubringen vermöge. Dann sagte er sich wieder, daß eigentlich durchaus nichts Beleidigendes darin liegen könne, daß er das Schlafzimmer, welches der Hausherr ihm angewiesen, benutzt und infolge dessen eine völlig unbedeutende und kein Ohr scheuende Unterredung angehört

habe. Doch zugleich machte er sich Vorwürfe, daß er es gethan und begriff im selben Augenblicke wieder nicht warum? Und wie es bei langem Nachsinnen über derartige unklare Fragen wohl zu gehen pflegt, verfiel er schließlich auf das unpassendste Mittel, den verwickelten Faden wieder aufzulösen. Er erhob sich rasch und kehrte nach wenigen Secunden aus seinem Zimmer mit einem Buche zurück, das er mit einer leisen Handbewegung in die Mitte zwischen seinem Sitze und dem seiner Wirthin auf den Tisch legte. Es war eine spanische Uebersetzung der Odyssee, die er mit sich führte, weil er sie zum Erlernen der spanischen Sprache benutzt hatte. Doch diesmal war es kein Rosenschimmer, sondern eine flammende Röthe, die Donna Juana's Züge beim Anblicke des Buches überflog. Sie stand mit einer heftigen Bewegung auf und verließ wortlos den Corridor.

Woldmann sah ihr voll Aerger über sein eigenes Verfahren nach, wie sie majestätischen Ganges durch den Garten hinabschritt. Was er am Abend zuvor über sie geschrieben, erschien ihm wiederum unrichtig, und doch wußte er nicht, was er an die Stelle desselben hätte setzen sollen. Ihre Schönheit frappirte ihn mehr, als sie es früher gethan, und er sagte sich, Wesen, die mit solchem Zauber der Erscheinung umkleidet seien, hätten vielleicht ein Recht, anders beurtheilt zu werden, als Alltagsgestalten, bei denen eine gleichmäßigere Vertheilung körperlicher und geistiger Vorzüge stattfinde. Die Mädchen und Frauen seiner Vaterstadt tauchten vor ihm auf, allein wie er sie vorüberschreiten ließ, war selbst unter denen, an welchen er ein flüchtiges oder dauerndes Interesse gewonnen, keine, von der er sich vorzustellen vermochte, daß sie —

Dr. Friedrich Woldmann wußte eigentlich nicht recht, was er sich vorstellen wollte. Er blickte noch immer auf die Stelle hin, wo Donna Juana hinter den Granatkelchen verschwunden war, und faßte den unverbrüchlichen Entschluß, sobald sie zurückkehre, durch offenes Aussprechen die ihm immer unerträglicher werdende Mißstimmung zu beenden. Allein jetzt enthob sie seinen Entschluß einer Prüfung hinsichtlich der angelobten Unverbrüchlichkeit, denn sie kam nicht zurück, und während des Harrens faßte ihn allmälig eine Unruhe, die ihm endlich das Verbleiben in dem einsamen Corridor unmöglich machte und ihn hinaus trieb.

Er hatte kaum das Ende der ersten vom Flußufer sich in die Stadt hineinerstreckenden Gasse erreicht, als der Zufall ihm einen Einblick in die „unaufschiebbaren Verpflichtungen" Don Amedeo's verstattete. Derselbe befand sich in einer „Tienda," einem Manufacturladen, dessen vordere Wand fast nur aus einer ungeheuren, weitgeöffneten Thür bestand, sodaß man befähigt war, von der Straße deutlich bis in den Hintergrund hineinzusehen. In diesem saß Don Amedeo, nachlässig mit den Beinen herabbaumelnd, auf einem Ladentische, zog voll Wohlbehagen den blauen Dampf seiner Cigarillo ein, stieß ihn wieder zwischen den weißen Zähnen hervor und plauderte in den Pausen dieser wichtigen Beschäftigung mit anderen Theilhabern der „Morgentertulia," die auf Kisten und Ballen der Tienda herumsaßen und sich den nämlichen angreifenden Berufspflichten hingaben. Durch die Thür ging es wie in einem Bienenstocke aus und ein; der Eine kam aus dieser Tertulia gegenüber und der Andere schritt zu jener Tertulia um die Ecke. Woldmann empfand kein Verlangen, in den Titularbesitz einiger hundert Ballen mit Seidenstoffen und sonstiger kostbarer Zeuge gesetzt zu werden, wie die spanische Höflichkeit es dem Inhaber der Tienda zur Pflicht gemacht hätte, und ging eilig an der Thür vorüber, ehe Don Amedeo inmitten seiner Berufsthätigkeit ihn zu gewahren vermochte. Dann schlenderte er langsam weiter. Die Sonne stand noch nicht hoch genug, um alles Leben in den Straßen zu ertödten, die zum Theil so schmal gebaut waren, daß der Raum nur zum Ausweichen für zwei Menschen hinreichte. Hier hauptsächlich entfaltete sich buntes Leben, das auch das Auge des Naturforschers anzog und fesselte. Nur wenn er aus der kühlschattigen Enge wieder heraustrat und über einen freien, sonnenheißen Platz, in dessen Mitte gewöhnlich eine Kirche aufstieg, hinschritt, kam ihm das Gedächtniß der Mißstimmung wieder, die er am ersten Tage in dem Hause veranlaßt, in welchem er — man mochte über Creolen und Landesbräuche denken wie man wollte — immerhin auf das Bereitwilligste als Gast aufgenommen worden. Er grübelte immer wieder darüber nach

und kam, ohne auf den Weg zu merken, aus einer Gasse in die andere, bis er aufblickend plötzlich zu seiner Verwunderung bemerkte, daß er an's jenseitige Ende der Stadt gelangt war, wo die letzten Häuser in die mit Plantagen bedeckte, vom Urwalde in weitem Bogen umrahmte Ebene ausliefen.

Hier war die Hitze bereits unerträglich. Sie kam von oben und unten zugleich, denn der ausgedörrte, spaltig zerrissene Boden warf sie ebenso glühend wieder zurück, als er sie empfing. Woldmann stand im Begriffe, umzukehren, als ein eigenthümlich schriller Ton sein Ohr traf. In einiger Entfernung von den letzten Häusern rauschten die Wasser eines Nebenflusses des Orinocoarmes, an dessen Ufer zusammengedrängt eine Anzahl Creolinnen aus der ärmlicheren Bevölkerung der Stadt, mit Chinos und Schwarzen untermischt, stand. Sie suchten eine schon ältliche Frau zu halten, die sich wie sinnlos geberdete und mit lautem Jammern an's Wasser zu bringen strebte. Der scharfe Schrei des Weibes klang unheimlich durch die heiße Sonnenluft und vibrirte von dem dichtverrankten Waldsaume zurück. Allein trotz dem seltsamen Anblick, den besonders die Negerfrauen in ihrem grell abstechenden weißen Costüme boten, war Woldmann von seinem Aufenthalte in der Havanna her schon zu sehr an derartige Auftritte und das leidenschaftliche Gebahren ihrer Theilnehmer gewöhnt, als daß die Neugier ihn zum Hinzueilen veranlaßt hätte, wenn nicht der gleichzeitig aus der Menge ertönende Ruf: „Un medico — un medico!“ es ihm zur Pflicht gemacht.

So ging er schnell hinzu und gab sich als Arzt zu erkennen. Die Frauen empfingen ihn mit Jubelruf und öffneten ihm eine Bahn an das Flußufer, wo von einer schleunig herbeigeschafften Palmenmatte gegen die Sonne geschützt, der regungslose Körper einer jungen Frau ausgestreckt dalag. Er war fast unbekleidet und von ausnehmender Schönheit; das lange schwarze Haar triefte vom Wasser, aus dem man sie eben hervorgezogen, die Lippen waren bläulich und die Augen gebrochen, der erste Blick sagte dem Doctor, daß die Hülfe zu spät sei. Nach kurzem Untersuchen der Todten wandte er sich zu den Umstehenden und erklärte, daß Niemand mehr zu helfen vermöge. Nun brach ein lautes Klagegeheul aus dem Gedränge; Viele, die bis dahin ruhig gewesen, zerrauften ihr Haar und jammerten. Am verzweifeltsten schrie die Frau, welche man früher von dem Anblick der Leiche zurückgehalten. Sie hatte sich losgerungen und warf sich leidenschaftlich über die Todte, deren Lippen und Augen sie küßte, während sie unaufhörlich schluchzte: „Gebt mir mein Kind wieder, mein Kind, meine süße Juanita!“

Woldmann war Arzt und an den Anblick des Todes in allen seinen Gestaltungen gewöhnt. Aber jetzt durchschauerte es ihn plötzlich, er wußte nicht warum, und er drehte sich hastig von dem schönen, entseelten Körper ab und richtete, um seine Aufregung zu bemeistern, eine verwirrte Frage an die ihm Zunächststehende in der Gruppe, die sich von den Andern durch ihre Gelassenheit unterschied.

„Ja, es ist ihre Mutter, Sennor,“ antwortete die Frau, „und ich weiß nicht, weshalb sie so klagen, die Juana hat's gut, daß es vorbei ist mit ihr. Die Eltern sind reich genug, um täglich eine Messe für sie lesen zu lassen, so lange sie leben, und ihr Mann wird's auch müssen, wenn er nicht will, daß alle Leute mit Fingern auf ihn zeigen. Ich hab' die Juana gekannt, als die Alte da sie noch auf dem Arme trug, und ein schönes Mädchen ward sie, und die sie so sahen, haben sich immer gewundert, daß sie so gleichgültig und ruhig geschienen, und daß die Juanita nie mit einem Schatz ging, als sie schon fünfzehn Jahr geworden. Ich aber habe allzeit gesagt: stille Wasser sind tief, wartet nur; und dann haben sie bald darauf sie mit dem Tadeo verheirathet, den sie nicht mochte, daß ich dachte, sie würde noch vor der Hochzeit davonlaufen und sich ein Leids anthun. Aber ich hab' Unrecht gehabt es zu denken, ich hätt' es wissen können, sie hat's bei ihm ausgehalten, wie es so Manche aushält, bis die Liebe kam und sie vorgestern auf dem Balle den schönen Don Manuel gesehn. Da hat sie mich gestern Morgen gefragt, ob es schier unmöglich sei, von ihrem Manne loszukommen, und ich sagte ihr: Kind, unsere allerheiligste Kirche hat Euch für Zeit und Ewigkeit miteinander verbunden und giebt es nicht zu, daß Ihr wie die Katzen auseinanderlauft; aber wenn Don Manuel Dir ge-

fällt, kannst Du ihn ja bitten, Dich zu besuchen, wenn Dein Mann außer dem Hause ist. Anciana, antwortete sie kopfschüttelnd, Tadeo ist eifersüchtig und jähzornig wie ein Stilet, das gäbe ein Unglück, aber ohne Don Manuel kann ich nicht leben. Und dann brachte sie mir um Mittag ein Briefchen an ihn, das sie selbst geschrieben hatte, denn sie war ein kluges Ding, die Juana, den trug ich zu Don Manuel; aber wie er ihn gelesen, lachte er und sagte, die Juanita sei ihm nicht genug, um sich darum einen Dolch zwischen die Rippen stoßen zu lassen, und er reise außerdem noch heute in die Hauptstadt hinauf, wo seine Braut auf ihn warte mit hunderttausend Escudos Mitgift. Das war nicht schön, eine so hübsche junge Frau, die in ihn verliebt war, auszuschlagen, weil er sich fürchtete und um des Geldes willen, und ich sagte es der Juana, daß er feig und habgierig wäre, weil ich meinte, daß sie dadurch am besten von ihrer Leidenschaft abzubringen und ihr noch zu helfen sei. Da hat sie nichts gesagt als: Anciana, es ist gut, und wieder den Kopf geschüttelt, und ich habe sie nicht wieder gesehn als eben jetzt, und meine, daß sie Recht hat, Sennor, und daß es gut ist, daß sie den Jammer losgeworden."

Woldmann hörte verwirrt auf die lange, geschwätzige Auseinandersetzung der Frau, während mehrere Frauen die Todte in die nothdürftigsten Kleidungsstücke hüllten und auf eine Bahre legten. Der Contrast zwischen der blinden Anhänglichkeit der Erzählerin an den Dogmen ihrer Kirche und dem vollständigen Mangel dessen, was er der christlichen Religion als Moral zu entnehmen gewohnt war, frappirte den in kühlem, protestantischem Lande Auferzogenen unwillkürlich wieder, obwohl er oft genug vernommen und auch selbst schon einigemal erfahren, daß in den heißen Regionen des Aequators die Leidenschaft überall Mittel finde, die Wortform der Glaubensartikel um so strenger zu beobachten, je weniger sie sich durch den Inhalt derselben in ihrem Begehren irre machen läßt. Allein, was den Europäer noch mehr überraschte, war der kurze Zeitraum, in welchem die Tragödie begonnen, sich entwickelt und ihren ergreifenden Abschluß genommen. Er glaubte sich verhört zu haben und fragte, noch einmal auf den Anfang zurückkommend:

„Ihr sagtet, vorgestern habe die Jua —" er brach stotternd den Namen ab und fuhr schnell fort — „die Unglückliche den Fremden zuerst gesehen? Ich glaube Euch nicht verstanden zu haben; es wäre doch unmöglich, daß eine einmalige Begegnung sie zu einem so verzweifelten Entschluß getrieben."

Die Frau hatte sich zu den Negern, welche die Bahre aufgenommen, gewendet. „Tragt sie in die Kirche hinüber und laßt es dem Parroco sagen, daß er kommt und sie einsegnet. — Ihr kennt unsere Mädchen und Frauen noch gar wenig, Sennor Europeo," setzte sie, sich wieder gegen Woldmann umdrehend, hinzu, „sie brauchen keine Wochen und Monate, um verliebt zu werden. Unsere Muchachas, die armen Dinger, haben heißes Blut in den Adern und ein Blick, ein Wort reicht hin, sie in Brand zu setzen. Ihr müßt noch nicht lange bei uns sein, Sennor Hermoso, daß Ihr es noch nicht erfahren habt."

Sie begleitete die letzten Worte mit einem ausdrucksvollen Blick über die Gestalt und das blondumrahmte Gesicht des jungen Mannes, während einige von den jungen Frauen, die zunächst standen, ihre Klage unterbrachen und einen funkelnden Strahl ihres schwarzen Auges über den „Sennor Hermoso" hinfliegen ließen. Der Gelehrte wich befangen den plötzlich feurig auf ihn gerichteten Blicken aus, die sonderbarsten, wildesten Gegensätze des Lebens und des Todes durchwogten seine Phantasie und drängten sich in der glühenden, farbigzitternden Tropensonne aneinander. Er mußte wieder des Urwaldes denken, wo das Leben unbekümmert über dem Tode fortwuchert, aus Gräbern heraufgaukelt, um eine kurze Spanne Zeit mit üppigem Dufte zu erfüllen und wieder in Staub zu zerfallen und von anderen, lachenden, blühenden Ephemeren überrankt und erstickt zu werden. — —

Gesenkten, vielfach bestürmten Hauptes schritt er hinter der Bahre drein, die ziemlich inmitten der Stadt, in der Iglesia de la resurreccion niedergelassen wurde. Er vernahm wenig von den Worten des Pfarrers, der in langer Rede das Glück der Seligen pries und seinen tiefzerknirschten Zuhörerinnen die „virgo immaculata" als Muster vorhielt, im Uebrigen jedoch sehr

schnell über den Grund und die Ausführung des Selbstmordes Juanita's wegging, da sie in der Hauptsache unsträflich gelebt, keine Beichte versäumt und regelmäßig die Opferstöcke der heiligen Kirche reichlich versehen. Woldmann hörte noch, daß der Priester eine Abendandacht für die Seele der Verstorbenen ankündigte, dann verließ er die gedrängt erfüllte Kirche und schlug den Rückweg nach dem Hause seines Wirthes ein. Es war fast Mittag, die Sonne brannte scheitelrecht sogar in die engen, vorher kühlluftigen Gassen herab. Er verirrte sich und verfehlte den nächsten Weg; endlich erkannte er an einer Ecke die Tienda, an der er beim Fortgang vorübergekommen. Wie er an der offenen Thür entlangschritt, saß Don Amedeo noch immer in der nämlichen Position, mit den Beinen baumelnd und Cigarillos rauchend, auf dem Ladentisch. Doch auch jetzt eilte Woldmann vorüber. Ihn verlangte nach Kühle und Einsamkeit. Die letztere fand er im Hause seines Wirthes; es war wie ausgestorben darin, selbst das Schnurren der Schaukelstühle, das ihn am Nachmittag zuvor zuerst geheimnißvoll begrüßt hatte, war verstummt. Aber Kühle war nicht im Hause, wenigstens schien es ihm so. Auch im Patio hatten die Blumen ihre Kelche geschlossen und die Blätter hingen schlaff herab. Die angeketteten Hähne, die Störer seiner Nachtruhe, schliefen jetzt erschöpft an den Wänden. Ihm kam es in's Gedächtniß, daß er gestern in der Dämmerung auf seiner Wanderung inmitten des Solars eine dichte Gruppe von Ficusbäumen gewahrt, unter der das Murmeln einer Quelle hervorklang. Dort mußte es kühl und einsam sein, um verworrenen Gedanken nachzuhängen, unter denen sich immer wieder das Bild des schönen, todten Weibes hervordrängte. Er sah es gespenstisch vor sich im flimmernden Sonnenschein; auf den grünen, glänzenden Ficusblättern zeichnete es sich mit den lang nachfließenden Haaren weiß, unheimlich und zauberisch zugleich, ab. Hastig trat er auf kaum fußbreitem Wege zwischen den hohen, wandartig dichten Bäumen durch, um dem verfolgenden Bilde zu entrinnen. —

Da stand es wieder vor ihm, aufrecht, wie aus Marmor gemeißelt, vom langen glänzend schwarzen Haar umflossen, die funkelnden schwarzen Augensterne starr auf ihn gewandt. —

Nur eine Secunde — dann stieß das Marmorbild einen Schrei aus und warf sich in dem ausgemauerten Bassin, dessen Boden von dem Wasser der hindurchgeleiteten Quelle bedeckt war, nieder. Der junge Gelehrte flog bestürzt durch die Ficuswandung zurück, Alles um ihn her drehte sich in der heißen Mittagsgluth, und er taumelte wie besinnungslos über den Solar in den Patio zurück. Jetzt richtete sich auf der zerfetzten Palmenmatte unter dem Eingang der Küche der verschlafene Kopf Rafaele's auf und sagte, ihn blöd anstierend, mit grinsenden Lippen: „Donna baden, Massa nicht in Solar gehen um die Zeit.“

Woldmann hörte es kaum; der einzige Gedanke, den er sich klar zu machen im Stande war, bestand darin, daß er aus dem Hause fort müsse, dessen Herrin er zum zweiten Male wider Willen tödtlich beleidigt hatte. Es schien ihm unmöglich, Donna Juana von der Absichtslosigkeit der beiden, in wenig Stunden aufeinander gefolgten Vorfälle zu überzeugen. Ziellos eilte er durch den Corridor am Flußufer hinauf, denselben Weg, den er gestern in der Dämmerung eingeschlagen. Immer weiter, bis er empfand, daß es Wahnsinn sei, sich länger den senkrechten Strahlen auszusetzen, und er sich ermattet unter einer breitblättrigen Banane zu Boden warf. Neben ihm rauschte das wilde Gewässer, aus dem die Kaimans witternd den schmutzigen Kopf aufreckten. Aber ihm war Alles gleichgültig geworden, das Leben und die Zukunft; er suchte Ruhe, Schlaf, Vergessen. Der Schlaf kam über ihn, doch die Ruhe und das Vergessen nicht. Halbverklungene Erzählungen von dem unversöhnlichen Haß und der Rache beleidigter Creolinnen verfolgten ihn im Traum; dazwischen stand immer wieder die weiße, götterschöne Gestalt in dem dunklen, kühlen Raum über der murmelnden Quelle und sah ihn mit gluthfunkelnden Augen an, starr und brennend wie die Löwin aus dem Dickicht, als er über den Bord der „Asuncion“ gelehnt. Dann stieß sie einen Schrei aus und verschwand.

Nein, sie verschwand nicht, sondern sie lag am Flußufer ausgestreckt, kalt und leblos, mit nachschleifendem, triefendem Haupt-

haar. Eine gelle Stimme rief: Wehe über den Mörder! Um seinetwillen hat sie sich getödtet, er hat sie beschimpft, meine süße Juanita! und plötzlich funkelte es aus der Menge von blitzenden Dolchen um ihn her. —

Dr. Friedrich Woldmann wälzte sich so unruhvoll unter dem Bananenbaum, daß er von dem steilen Abhang zwischen die lauernden Kaimansrachen hinuntergerollt wäre, wenn nicht die schräg herabgestiegene Sonne wie gezückte Dolchspitzen seine Augen überstrahlt und ihn geweckt hätte. Der Schlaf hatte trotzdem seine erste gewaltsame Aufregung gemildert. Es wehte kühlend über die Ebene und zugleich zog es ihn unwiderstehlich zurück zu dem Hause, das er wieder zu betreten fürchtete. Er hatte sich abermals keine Schuld beizumessen, diesmal noch weniger als am Morgen, und bei verständiger Erwägung mußte Donna Juana es sich selbst sagen, daß er als Fremder und der Landessitte unkundig arglos Schatten unter den Bäumen gesucht habe. Doch es überlief ihn immer heiß, wenn ihm die Erinnerung zurückkam, und sein Schritt wurde zaghafter, je näher er dem Hause kam. Er ging langsam, um die Dunkelheit hereinbrechen zu lassen; verwundert sah er bei seiner Ankunft, daß das Haus Don Amedeo's ebenso hell von Kerzen strahlte, wie am Abend vorher. In den Schaukelstühlen der Sala wiegten sich nachlässig-graziös hingestreckt wiederum Donna Ines, Donna Margarita, Donna Isabel, Alienor und Catalina in rauschenden Seidengewändern, lachten, wedelten mit Spitzentuch und Fächer und schossen zündende Blicke in die Augen ihrer Cavaliere. An den Fenstern schnaubten die Rosse und im Corridor standen, Rum und Madeirawasser schlürfend, um Don Amedeo am Büffet Don Pablo, Don Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel, verbeugten sich vor dem Gelehrten, stellten ihm ihre schlechten Habseligkeiten zur Verfügung und schwatzten, um seine Anwesenheit unbekümmert, über Pferde, Kampfhähne und sonstige wichtige Gegenstände ebenso weiter, wie vierundzwanzig Stunden vorher. Woldmann hatte nur durch's Fenster einen flüchtigen Blick in die Sala geworfen und nicht gewagt, hineinzutreten. Er that es jetzt klopfenden Herzens; ihm war, als ob in dem Blick, den Donna Juana auf ihn richten werde, sein Todesurtheil enthalten sei. Es beruhigte ihn deshalb für einige Momente außerordentlich, als er sah, daß sie sich nicht in der Tertulia befand; allein dann kam seltsamerweise sein Herzklopfen noch heftiger zurück und ließ ihm nicht Ruhe, bis es ihm gelungen, den Hausherrn aus einer äußerst interessanten Debatte über die heroischen Leistungen seines Lieblingshahnes bei der letzten großen „Vorstellung" herauszuziehen und ihn mit verlegenem Stottern um die Abwesenheit seiner Gemahlin zu befragen.

Don Amedeo wendete sich mit ausgesuchter Höflichkeit seinem Gaste zu. Er suchte einen Augenblick in seinem Gedächtniß, dann sagte er:

„Wahrhaftig, Don Federigo, ich habe Euch den ganzen Tag nicht mehr gesehen; weshalb seid Ihr nicht in die Tertulia gekommen? Ihr lernt dort unser Land besser kennen als in den Urwäldern. Ihr habt gewiß Eure Gesundheit in diesem unerträglichen Klima gefährdet, daß Ihr in der Mittagszeit umhergestreift. Wie oft soll ich Euch warnen, Sennor; Donna Juana hat sich nicht vom Hause fortbewegt und fühlt sich dennoch von der Hitze angegriffen, sodaß sie keinen Bissen genossen und sich seit Mittag in ihr Zimmer zurückgezogen. Santa virgen, wie müßt Ihr Euch in Euer Vaterland heimsehnen. Wirklich, Ihr seht erschöpft aus, Don Federigo; nehmt etwas Stärkendes zu Euch, pro dios, daß Ihr nicht krank werdet, gebietet über den ärmlichen Inhalt meines Kellers."

Der Doctor mochte vorher allerdings ein wenig erschöpft ausgesehen haben, seit einigen Secunden indeß flammte sein Gesicht von einer Röthe, die weit eher Fieber als Ermattung bekundete. Er stürzte hastig einige kleine Gläser Madeira hinunter, die der Wirth ihm darreichte, und ließ sich von demselben nicht unwillig an den Tisch am Ende des Corridors drängen, welchen die alte Mariquita auf Don Amedeo's Ruf mit kalten Speisen besetzte. Dann kehrte der Hausherr zu seinen übrigen Gästen und dem abgebrochenen wichtigen Gespräch zurück, während die Alte sich zu Woldmann an den Tisch setzte und ihm die Honneurs machte. Sie hatte ihre Scheu dem Europäer gegenüber verloren und war außerordentlich redselig, sodaß er sich bald über-

zeugte, daß ihre Herrin auch sie nicht von dem beleidigenden Vorfall des Mittags in Kenntniß gesetzt habe. Geschwätzig fragte sie ihn, ob ihm Donna Ines besser gefalle als Donna Alienor, lispelte von den Abenteuern, die Donna Isabel gehabt, und mit bedeutungsvollem Blick von der Leidenschaft, die Donna Catalina für blonde Haare besitze. Bei der Letzteren verweilte sie überhaupt am meisten und pries ihre Schönheit und das Verlangen der Herren, sie zu erobern, von denen es aber noch keinem geglückt, ihre Gunst zu erwerben, da sie ihre Liebe keinem Creolen, sondern nur einem völlig Weißen zuwenden wolle. Woldmann sah die Sprecherin verwundert an; ihre Anspielungen waren so deutlich, daß er verlegen das Gespräch abbrach und, um etwas Anderes zu reden, von dem vormittägigen Ereigniß am Flusse erzählte. Die Alte hörte ihm mit vielen „santa virgen“ und „santos“ zu und erwiderte, als er damit schloß, daß er der Abendandacht in der Iglesia de la resurreccion beiwohnen wolle, um die Kirche, deren Bau ihn interessirt habe, bei Erleuchtung zu sehen, hastig:

„Thut das, Seunor, wahrhaftig, Ihr werdet es nicht bereuen. Die Gelegenheit bietet sich nicht oft, denn wißt, die frommen Brüder de la resurreccion sind zu arm, um die Kosten für die Erleuchtung häufig aufwenden zu können. Es sind alte Grabgewölbe drunten, die wohl des Besuches werth sind, und die Ihr sonst nie gewahren würdet. Ich will mit Euch gehen, Seunor, und ein Ave für die Todte beten und Euch zeigen, was interessant ist, denn ich bin wohlbekannt dort und Donna Juana wird mich heut nicht vermissen, da sie schlafen gegangen ist, ninneda, die Hitze hat sie zu sehr ermattet.“

Woldmann war einige Augenblicke unschlüssig, ob er unter diesen Umständen auf die Ausführung seines Planes verzichten solle. Die angetragene Begleitung der Alten erschien ihm wenig reizvoll, und ihr Geschwätz an einem Orte, wo er sich seinen Gedanken zu überlassen dachte, bot nicht viel Anziehendes dar. Doch er bedachte, daß gerade letzteres vielleicht dazu dienen könne, ihm zu verrathen, ob Donna Juana selbst ihrer Vertrauten gegenüber kein Wort —

Das Blut stieg ihm wieder zu Häupten bei dem unausgedachten Gedanken — er wußte nicht warum — und sagte hastig, daß die Begleitung Mariquita's sehr erfreulich für ihn sein würde. Die Alte stand, nachdem sie den Zeitpunkt verabredet hatten, auf, und ging fort. Die Tertulia erschien heute dem Gelehrten noch endloser als gestern; auch Don Amedeo hatte sich in seinen gestickten Sattel geschwungen, um als Cavalier die Damen einer anderen Abendgesellschaft zu bewundern. Endlich ging Woldmann lauten Schrittes in sein Zimmer. Es war dunkel darin, nur durch die Ritzen der spanischen Wand fiel ein Schimmer aus dem Nebengemach. Unwiderstehlich zog es sein Auge hinan; Donna Juana lag in ihrem weiten, weißen Morgenkleide ausgestreckt. Sie hielt die Hände über der Stirn zusammengefaltet, ihr rosiger, bequem entblößter Fuß blickte unter dem umgeschlagenen Saum des langen Gewandes hervor. Woldmann sagte sich, daß er ihn mit dem Auge des Anatomen betrachte und daß er nie eine kleinere, zierlichere Form bei einem Menschen gesehen. Sein Herz klopfte wieder so laut, daß ihm war, als müsse es ihn verrathen; er schlich scheu von der Spalte fort und kehrte in den Saal zurück. Dort stand die alte Mariquita neben Donna Catalina und flüsterte mit ihr in einer Ecke. Es war ein schönes, siegstrahlendes Auge, das die junge Creolin plötzlich zu dem blonden Fremden aufschlug und das ihn eine Secunde lang mit glühendem Blicke maß. Aber es war ein matter Stern gegen die Sonne, die unter der hochgewölbten, dunklen Braue Donna Juana's hervorflammte. Und dann — was war diese anmuthige, spitzenumflatterte, rauschende Gestalt gegen das hohe, traumhafte Venusbild mit den weißen, schaumgeborenen Göttergliedern, von dem ihm immer mehr war, als winke es ihm schon aus unendlich ferner Zeit, wie aus einem Traume der Kindheit herauf. Verschleiert, wolkenhaft, wie in Nebel eingehüllt kam es heran, langsam durch die Jahre daher, über Meer und Lande, und ein Gewebe um das andere fiel herab, daß es hervorzuschimmern begann, undeutlich erst, doch allmälig heller und wundersamer. Und je klarer das Bild wurde, umsomehr verdichteten sich hinter ihm die Schatten, daß es in zauberischer Schöne gegen den dunklen Hintergrund hervortrat. Dann plötzlich, wie Wolkengetümmel vor dem geisterhaften Strahl des Vollmonds, zerriß

der letzte Schleier, und auf einsamem Piedestal stand das Götterbild aufgerichtet, das ewige, alturalte, vor dem seit dem Beginn des Lebens alle Völker des Erdballs die Knie gebeugt — und es durchschauerte den vereinsamten Träumer, der, mit geschlossenen Lidern an den Thürpfeiler gelehnt, Zeit und Raum um sich vergessen, daß er von seinen eigenen Phantasien entsetzt aufschrak und besinnungslos wieder in die dunklen Augen Donna Catalina's hineinstarrte, die mit einer leichten, deutungsvollen Neigung des Kopfes lächelnd an ihm vorüberschritt und die Tertulia verließ. Er blickte ihr wie betäubt nach, wie sie im bauschenden, einfarbigen Atlaskleide, die schwarze, seidene Mantilla mit dem langen verhüllenden Schleier um die Stirn schlagend und sich noch einmal flüchtig nach ihm umwendend, verschwand. Dann klopfte ihm die alte Mariquita auf die Schulter und flüsterte:

„Saht Ihr schon ein schöneres Weib, Sennor, in Eurer kalten Heimath? Aber es ist Zeit, Don Federigo, sonst kommen wir zu spät. Kommt, wenn es Euch gefällt, meine Begleitung anzunehmen; Donna Catalina wird nicht eifersüchtig sein, daß Ihr mit mir im Dunkeln geht."

Woldmann ließ sich wortlos von der häßlichen Alten, die den Schluß ihrer Aufforderung mit einem leisen Gekicher begleitete, fortziehen. Er gab auf ihr rastloses Geschwätz unterwegs kaum eine Antwort und war froh, daß sie etwa nach zehn Minuten die Kirche erreichten. Es war in der That fast zu spät, die Lichter der armen Brüderschaft schon zum Theil heruntergebrannt und die Ceremonie ihrem Schluß nahe. Mariquita bekreuzte sich unter dem Portal mit dem Weihwasser und that dasselbe an ihrem achtlosen Gefährten; dann führte sie ihn unter zahllosen Kniefällen und Knixen vor jedem Seitenaltar und Heiligenbilde an eine erhöhte Stelle, von der aus man die Versammlung am besten zu übersehen vermochte. Diese bestand fast ausschließlich aus Frauen und Mädchen, die alle in gleicher Weise die Mantilla auf dem Kopfe befestigt, andächtig in den Betstühlen knieten und tief in das Anhören der Rede des Priesters versunken schienen. Nur wo das Licht einer nahen Kerze hell genug auf die herabgelassenen schwarzen Schleier fiel, sah man, daß hinter ihm die blitzenden Augen nicht niedergeschlagen waren, sondern aufmerksam beweglich umherliefen und neugierig dem vorüberschreitenden blonden Fremdling nachirrten. Auch die Alte kauerte sich jetzt auf einem hölzernen Schemel zu Boden und näselte ein langes Gebet zwischen den verschrumpften Lippen, bis der Priester seine Rede zu Ende gesprochen und eine verborgene Orgel aus der Höhe herab mit gewaltigen Klängen, die wie Meereswellen herauf und herüber wogten, das dunkelnde Gewölbe durchrauschte. Woldmann fuhr bei den ersten Tönen heftig zusammen. Sie schreckten ihn wieder aus verworrenen Träumen auf und spannen sie fort. Sie berauschten und überwältigten ihn; er fühlte, daß er sie nicht länger zu ertragen vermochte, daß sein Gehirn zu taumeln begann, und wollte forteilen. Da zupfte die Alte aufstehend ihn am Arm und wisperte, daß es jetzt Zeit sei, die unteren Gewölbe der Kirche zu besehen, da dieselben nachher wieder geschlossen würden. Willenlos ließ er sich am Ende des Seitenganges, an den sie ihn geleitet, eine Treppe hinunterführen; die Töne wogten verfolgend hinter ihm drein, doch wie er die letzte Stufe hinabstieg, verschwammen sie in lieblichen, melodischen Schwingungen, und die kühle Luft drunten legte sich erquickend um seine fieberhaft erregten Sinne.

Es waren katakombenartige Kammern, die er betrat, matt hie und da von einer Ampel erhellt, deren Licht gespenstisch über die Särge hinschwankte, die aus Stein gehauen sich rechts und links in Nischen entlangzogen. Die alte Mariquita schwatzte laut über die todten Inhaber der Sarkophage, ihr Geschlecht und ihren Reichthum. Aber an alles das knüpfte sich keine Bedeutung, kein historisches Interesse, das den Gelehrten hätte veranlassen können, auf ihre Erläuterungen zu achten. Es waren eben Todte ohne Werth und Namen, wie die Erde sie allüberall in ihrer Tiefe barg, die nicht mehr über ihren Gedanken brüteten, träumten, liebten, sondern in Staub zerfallen, mit leeren Augenhöhlen in ihren Prunksärgen dalagen — und er war lebendig und dachte an lebendige, verlockende Glieder, an feurige, verheißungsvolle Augensterne, in denen alle Kraft und Gluth und Seligkeit des Lebens noch enthalten war. Doch von Leben war hier drunten Nichts.

Kein Mensch außer ihnen besuchte die Todten, kein Athemzug um sie her. Eintönig geisterhaft wogten die Klänge aus der Oberwelt hernieder; sie verklingen sich in den Nischen, summten zitternd über die regungslosen Steindeckel der Sarkophage. Die Alte hatte Woldmann's Hand gefaßt, denn es ward immer dunkler in dem sich allmälig verengenden Gange. Er sagte: „Laßt uns zurückgehen, Mariquita; es ist zu finster, man sieht nichts und es ist spät.“ Aber sie antwortete laut: „Wir kehren schon auf näherem Wege zurück, es wird gleich wieder heller werden, kommt, Don Federigo!“ Sie hatte einen Augenblick die Hand des jungen Mannes in der vollständigen Dunkelheit, die sie umgab, losgelassen und ergriff sie schnell wieder. Allein er empfand es unwillkürlich seltsam, daß die Hand, welche die seine hielt, wunderbar zitterte, daß sie sein Gelenk schmaler und weicher und fremdartiger umschloß. Dazu knisterte das Gewand seiner Führerin plötzlich an der dunklen Steinwandung — überrascht machte seine Hand eine Bewegung, sich frei zu machen, doch im selben Augenblick ließ auch die fremde Hand die seine fahren, und zwei heftige Arme, deren seidene Hülle sein Ohr umknitterte, schlangen sich blitzschnell um seinen Nacken. Sie zogen ihn nieder und preßten seine Stirn an eine weiche, ungestüm wogende Brust; dann bogen sich zwei heiße Lippen herab und suchten die seinen. Er fühlte ihren verzehrenden Hauch, aber ein maschenartiges Gewebe lag zwischen ihnen; hastig löste sich eine Hand von seinem Nacken, zerriß den herabgesunkenen Schleier und kehrte an ihre Stelle zurück. Doch die Mantilla mußte mit dem Schleier zerrissen sein, denn nun überfloß das von der heftigen Bewegung aufgelöste Haar sein Gesicht. Ein sinneraubender, eigenthümlicher Duft, den er noch nie im Leben empfunden, wehte ihn aus dem dichten, weichen Gewoge an, daß er durstig die seidenen Fäden an die Lippen preßte und berauscht ihren Duft einathmete. Höher schwollen die Schlußklänge droben über den Häuptern der Andächtigen und durchströmten in wogenden Schauern das dunkle Gruftgewölbe. Woldmann war auf die Knie gesunken, und die Lippen kamen wieder und küßten ihn; stürmisch klopfte an seinen Schläfen unter dem dünnen, verrätherischen Gewande das wilde, unbekannte Herz, und stürmisch, besinnungslos pochte das seine. —

Er entriß mit letzter Kraft seinen Nacken den zauberischen Armen. Seine Augen suchten die geheimnißvolle Finsterniß zu durchdringen und er stammelte:

„Wer seid Ihr? Man hat Euch getäuscht, Donna Catalina, denn ich liebe Euch nicht. Laß mich, schönes Weib, eh' Du und ich es bereuen. Ich fürchte mich, daß Du fliehst, und doch will ich es Dir sagen, daß Du zürnend aufspringen sollst, mich hassen, mich verabscheuen. In Deinen Armen denke ich an eine Andere, die schöner ist als Du, die mich haßt, denn ich habe sie beleidigt, und die doch ewig vor meiner Seele stehen wird, wie sie heut vor meinen Augen stand in ihrer Schönheit, die keiner außer mir gesehn. —“

Seine Worte erreichten, was das letzte Aufringen seiner Sinne gewollt. Mit einem erstickten Schrei lösten sich die Hände von seinem Nacken. Er hörte das Kleid hastig aufrauschen, doch plötzlich überströmte die duftende Haarfluth noch einmal seine Stirn, die Lippen kehrten wieder und küßten ihn noch einmal mit wildem, brennendem, athemlosem Ungestüm — dann lehnte sein Kopf einsam an der kalten Wand und leise, eilende Tritte hallten den dunklen Gang hinauf. Er sprang betäubt empor und schwankte dem Lichtschimmer, der matt in der Ferne verglomm, entgegen. Seine Brust rang, doch er vermochte die Sehnsucht nicht zu bekämpfen, die Worte nicht zu hemmen und rief leidenschaftlich: „Bleib — Catalina, komm zurück, ich liebe Dich doch!“

Aber die dunkle Gestalt floh schon fern vor ihm zur Oberwelt zurück. Er erkannte nur mehr die Kleidung, in der sie vor wenigen Stunden im Hause Don Amedeo's an ihm vorübergeschritten, doch er vermochte sie nicht zu erreichen. Droben strömte das Volk aus der Kirche, und in dem Getümmel war alle Hoffnung vergebens. Auch die alte Mariquita war verschwunden, nachdem sie ihren Zweck erreicht und ihn an die Stelle gelockt, wo, muthmaßlich nach der abendlichen Verabredung unter ihnen, das schöne Weib seiner geharrt. Erst allmälig begann Woldmann dies alles zu begreifen und sich zu erklären, wie er durch die köstliche Kühle der Sternennacht

langsam dem Hause seines Wirthes zuschritt. Er hatte es jetzt selbst erfahren, was die Frau heute Morgen am Flusse ihm prophezeiht, und wußte, wie schnell unter der Sonne des Aequators der kaum vom Lufthauch verwehte Keim der Liebe, des Verlangens, zur üppigen, betäubenden Riesenblüthe aufschießt. Er wußte es selbst, wie hastig, räthselhaft das Blut emporwallt — räthselhaft, denn er begriff sein eigenes Herz nicht mehr, das plötzlich nach zwei Seiten gezogen, haltlos hin und wieder flog. Je näher er dem Hause kam, desto deutlicher, wundersamer stand wieder die hohe, weiße Gestalt vor ihm, deren zürnenden Blick er um Nichts in der Welt mehr ertragen zu können meinte, aber zugleich fühlte er sich von den heftigen, alles Denken erstickenden Armen Catalina's umschlungen, empfand das Pochen ihres Herzens an seiner Stirn, und tödtliche Sehnsucht durchströmte ihn, wieder den Duft des Haares einzuathmen, das ihn mit magischer, übermächtiger Gewalt an die Fremde gefesselt.

Dr. Friedrich Woldmann lag zum ersten Male in den Banden einer Leidenschaft, die er bis jetzt nicht gekannt, die er in seiner Heimath verlacht hatte. Alle kühle Vernunft, jeder besonnene Gedanke war dahin. Der Jünger der strengen Wissenschaft, der Forschung und Berechnung, stand machtlos vor dem spät erwachten Räthsel seines eigenen Innern und schwärmte, zagte und schwankte wie ein Knabe. Der Mond überglänzte jetzt aus dem azurblauen Himmelsgewölbe mit silberweißem, fast tageshellem Schein die tiefe Ruhe der Tropenwelt. Der junge Gelehrte stand an dem Flusse und schaute träumerisch hinauf und hinab auf die wallenden, lichtzitternden, überstürzenden Strudel des Gewässers. So wallten, zitterten und überstürzten sich seine Gedanken und Phantasien. Doch allmälig verschwammen in dem beruhigenden Glanze der Nacht die beiden Traumbilder seines Herzens zu einer einzigen wundersamen, Alles umfassenden Gestalt, unnahbar majestätisch wie Phöbe, die kühlblickende Göttin der Nacht, und doch wieder glühend, versengend in heißer Leidenschaft wie die Sonne des Mittags.

Es war nur ein Traumbild der Sehnsucht — wo war sie, die beides vereinigte? Seufzend wandte er sich ab und schritt durch den Corridor in's Innere des Hauses. Ihn dürstete und er ging auf den Brunnen im Patio zu, um seine Lippen zu erfrischen. Auch über den Granatblüthen lag der Mondenglanz in schweigsamer Ruhe; Alles im Hause schien bereits zu schlafen, nur drüben im Stalle scharrte noch ein Pferd mit dem Hufe, vielleicht das, welches Don Amedeo vor Kurzem von seinem abendlichen Besuch bei einer schönen Creolin heimgetragen. Don Amedeo machte kein Geheimniß daraus, keiner von den Cavalieren der Stadt that es. Woldmann kam der Gedanke und durchbebte ihn zornig und freudig zugleich. Zornig, daß der Besitzer des schönsten Weibes, das die Erde barg, den Werth desselben so gering zu achten vermochte, daß er sie um eine Andere hingab und herabsetzte. Freudig, weil — weil er deshalb kein Recht hatte, von ihr zu verlangen, daß sie —

Woldmann hatte gerade den Becher mit kühlendem Wasser an die Lippen gesetzt, als er innehielt. Es bewegte sich etwas einige Schritte von ihm über der Erde, eine dunkle Figur, die er im zitternden Mondenlicht nicht unterschied. Er strengte seine Augen an und glaubte den krausharigen Kopf der am Boden kauernden Gabriele zu erkennen. Dann schrak er plötzlich zusammen und der Becher fiel ihm klirrend aus der Hand.

„Es gefällt Euch nicht in unserem Hause, Don Federigo," sagte eine gelassene, weich accentuirte Stimme aus derselben Richtung, in der das Negermädchen am Boden hockte. Das Auge des Gelehrten flog irr empor — da stand die hohe Gestalt Donna Juana's, von ihrem langen weißen Gewande im Zwielicht der Nacht schleierartig umflossen, an den Stamm der Banane gelehnt vor ihm, die schwarzen Augen ruhevoll auf ihn gerichtet. —

„Ihr müßt nicht zufrieden mit Euren Wirthen sein, Caballero, sonst würdet Ihr sie nicht so häufig verlassen."

„O nein, Sennora," stammelte er verwirrt, „ich fürchtete —"

Er stockte. „Was fürchtet Ihr, Don Federigo? Ihr seid noch jung und solltet nicht fürchten. Ich glaube, Ihr denkt Eurer Heimath und der blonden Mädchen Alemania's. Sie werden Euch lieber sein als die schwarzen Haare der armen Indierinnen, und Ihr werdet von ihnen träu-

men. Aber der Thau fällt, das Gift der Nacht, und es ist Zeit zu ruhen. Komm, Mädchen; gute Nacht, Caballero, gedenket unter meinem ärmlichen Dache dessen, was Ihr liebt."

Donna Juana schritt, von Gabriele gefolgt, langsam an dem sprachlos verstummten Gaste vorüber — noch sah er sie zwischen dem dunklen Gesträuch des Gartens verschwinden — dann war es nur das gaukelnde, betrügerische Geflimmer des Mondes, und seiner aufgeregten Phantasie schien es, als ruhten die dunklen Augen noch auf ihm und als ob die gelassenen Lippen sagten:

Ich zürne Euch nicht, Sennor; Ihr seid mir zu gleichgültig, um es zu thun. Ihr seid der Gast Don Amedeo's und ich erfülle die Gebote der Höflichkeit gegen Euch. Meine Duenna hat mir erzählt, daß Ihr ein Liebesverhältniß mit Donna Catalina angeknüpft habt, und Ihr habt Grund, ihr dankbar zu sein, daß sie das Ungeschickte, das Plumpe, das — Tölpelhafte in Eurem Wesen muthmaßlich etwas zurechtstutzen wird, mit dem Ihr Frauen, die nicht verliebter Natur sind, abstoßt. Aber wahrhaftig, ich zürne Euch nicht. Gute Nacht, gedenket Eurer Catalina, Caballero.

Dr. Friedrich Woldmann fühlte, daß ihm vor Scham, vor Aerger und wahnsinniger Leidenschaft die Thränen in die Augen traten. Er folgte Donna Juana in's Haus, aber er begab sich nicht in das an ihr Zimmer stoßende Gemach, sondern in das, aus dem ihn am Abend vorher die Zankudos vertrieben. Es war seit Jahren der erste Tag, an dem er seines Tagebuchs nicht dachte. Unmuthig warf er sich in seine Hängematte und gelobte sich, das weiße Marmorbild zu vergessen und nur der unsichtbaren, glühenden Arme zu gedenken, die ihn umschlungen, die ihn suchten und liebten, und in süßen Visionen überströmte das seidene Haar wieder seine Stirn, und er athmete leiser und leiser den berauschenden Duft desselben und entschlief.

* * *

Die unermeßlichen Wälder, durch die der Marannon, der Orinoco ihre Gewässer dahinrollen, stehen heute wie vor Jahrtausenden. Sie waren, ehe der Fuß eines Menschen sie betrat, und unzählbare Jahre werden vergehen, ehe der Mensch sich zu ihrem Herrscher gemacht. Auf den Karten stehen Punkte verzeichnet und deuten die Stellen an, wo er sich niedergelassen, Häuser erbaut und mit der Axt den Urwald ausgerodet, um Mais und Cacao, Kaffeestauden und Zuckerrohr anzupflanzen. Dort wechseln Liebe und Haß, Angst und Freude, Tod und Leben, Glauben und Meinungen. Aber die Ansiedlungen der Menschen sind wie Tropfen, die von einem Schiffe in die Wellen des Oceans geschüttet werden. Sie verändern die Wogen des Meeres nicht, das in ewiger Majestät unveränderlich fortrauscht.

Der Urwald ist ein Meer. Wehe Dem, der darin verschlagen! Die Welle gleicht der Welle; kein Mal ragt aus ihnen empor. Die einzelne Woge verschwindet; sie erhebt sich und sinkt zurück. Doch eine andere tritt an ihre Stelle und der Ocean bleibt immer gleich. So bleibt der Urwald gleich in rastlosem Wechsel.

In dieser ungeheuren Wildniß lebt ein braunes Geschlecht, das mit der ganzen Zahl der ihm Angehörigen kaum die Einwohnerschaft einer mittleren Stadt Europa's erreicht. Dennoch zerspaltet es sich in mehrere hundert verschiedene Stämme, mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Ueberlieferungen. Es sind Indianervölker, die oft nur mehr aus wenigen Familien bestehen, mit deren Enkeln vielleicht der Stamm für immer erlöschen wird. Uralte Feindschaft hat sich zwischen ihnen durch die Jahrtausende fortgepflanzt und sie vernichten sich wechselseitig in tödtlichem Kampfe. Sie haben Raum wie kein anderes Geschlecht auf Erden, aber die Losung des Urwaldes ist ihnen als Erbtheil geworden: unerbittlicher, rastloser Kampf auf Tod und Leben. Unveränderlich ist Alles in den Regionen des Aequators. Wenn Eines von den braunen Gesichtern zurückkäme aus der uralten Zeit, von der noch kein Buch Europa's meldet, als noch Millionen die Unermeßlichkeit der heißen Zone belebten — es würde heute Alles finden, wie es in seinen Tagen gewesen:

„Die felsgerippten
Berghäupter, wie die Sonne alt — die Thäler
Dazwischen mit gedankenvoller Ruhe —
Ehrwürdige Wälder — Flüsse stolz dahin
In Majestät fortrollend — Silberbäche
Der Wiesen Grün belebend, und um Alles
Des alten Weltmeers melancholisch graue Oede —"

Wenn es Nacht wird, der Mond und die Gestirne mit ihrem ruhigen, planetarischen Lichte, und wenn der Tag kommt, die ewig gleiche dunstlose, blendende, versengende Sonne, nie um eine Secunde früher oder später von Morgen zu Morgen wiederkehrend, unveränderlich wie die Häupter der Berge, wie der Urwald, wie das tausendfach vergehende und erstehende Leben der Tropenwelt.

Ist es wirklich ein anderes, ein Ausnahmegesetz, das über jenen Tropfen im Ocean, jenen Punkten der Karte waltet, welche wie eine Fata Morgana des Urwaldes die Cultur Europa's darstellen? Liebe und Haß, Angst und Freude, Tod und Leben herrscht auch in der menschenlosen Wildniß. Die glühende Sonne ist die Mutter von Allen und verschlingt ihre eigenen Kinder. Doch eine Tochter, unsterblich wie sie selbst, hat sie geboren und sie zur Herrscherin gesetzt über die fremden, blaßgesichtigen Eindringlinge, die vor Jahrhunderten über den Ocean gekommen und kecken Fußes in das blühende, geheimnißvolle Gebiet der Tropensonne gedrungen. Mit kluger Berechnung, gewinndürstend und muthig kamen sie und drangen mit der Axt in entschlossener Faust in das Gewirr, sich eine Wohnstätte zu gründen. Sie trotzten den Gefahren der Oede und schufen sich ein künstliches Dach gegen die versengenden Strahlen des Himmels. Da zeugte die Sonne ihre Riesentochter, und setzte sie als Herrin, mit unsichtbarer Gluth das Geschlecht der Weißen demselben Gesetze der Tropenwelt zu unterwerfen — schön, verzehrend, dämonisch wie ihre Mutter: die glühende Sinnlichkeit.

Sie liegt über dem Volke der Creolen wie die Sonne über dem Urwalde. Sie zeugt Liebe und Haß, Angst und Freude, Tod und Leben. Niemand vermag ihr zu trotzen, der in ihrem Reiche geboren. Nach Jahrtausenden wird sie an den Ufern des Marannon und des Orinoco herrschen, wie sie es gethan, seitdem ihre Wasser das erste Blaßgesicht gesehen.

Die Herrschaft der Sinne, des Genusses, liegt über den Bewohnern der heißen Zone. Sie beginnt neu mit jedem Tage, wie die der Sonne, und ist unveränderlich wie sie. In Millionen lähmt, ertödtet sie den Geist, den Gedanken, der sich über das Heut, das eigene Ich, hinausschwingt. Aber in Einzelnen weckt sie die schlummernde Kraft der Seele, daß sie sich emporringt und keine Anstrengung, keine Gefahr scheuend, das Unglaubliche unternimmt. Sie weckt in Einzelnen die noch tiefer schlummernden magischen Fäden der Seele, daß es wie aus herb verschlossener Knospe leise, langsam heraufzudämmern und sich bang und schüchtern zu entfalten und zauberisch schön und schöner emporzublühen beginnt, und daß die Leidenschaft die göttlichere Tochter gebiert, die Liebe — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dr. Friedrich Woldmann hatte einen seltsamen Traum. Ueber die versunkene Atlantis keuchte die „Asuncion“ daher. Da plötzlich versank auch sie und er trieb allein auf weitem, freundlosem Meer. Tage und Nächte lang; er wußte, es war der Zorn einer mächtigen Gottheit, der ihn verfolgte, denn er war ja Odysseus, der vielgewanderte, der

„vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernet.“

Doch nicht Poseidon's Groll hatte ihn in's Verderben gestürzt, sondern eine hohe, dunkelblickende Meergöttin war es, die mit zürnenden Worten um ihn die Wogen peitschte. Ueber ihren Nacken floß das aufgelöste schwarze Haar zurück und sie sagte kalt mit gleichgültigen Lippen: „Du wolltest mich verachten, Thor; lerne meine Macht kennen.“

„Juana — Juana —“ stöhnte der Träumende. Da hob sie sich in göttlicher Schönheit aus den grünen Wellen und rief: „Ich bin nicht Juana — Aphrodite bin ich, die Du verspottet. Ich beherrsche die Wellen des Meeres und die Wogen des Blutes, und ich habe sie gesandt, Dich an das Ufer zu tragen, wo meine Rache Deiner harrt.“

Aus den Lüften senkte sich eine Wolke herab und entrückte sie. Tage und Nächte lang trieb er kraftlos umher; dann warf ihn das Meer an fremdem Gestade aus. Mühsam schleppte er sich in das Dickicht des Urwaldes und entschlief. Nun erwachte er von hellstimmigem Gelächter; verwundert betrachteten ihn die Bewohnerinnen des unbekannten Landes, eine weiche, kleine Hand zog ihn fort. Merkwürdigerweise durch einen langen, schmalen, finsteren Gang, an Gräbern vorüber — dann saß er am Herde des Alkinoos und wunderte sich über die Sitten und Bräuche und Le-

bensart der Phäaken. Alles um ihn her drehte sich um Scherz, Spiel und Tanz und „trefflichen Schmaus," und kam ihm unwürdig und erbärmlich vor, wenn er des thätigen Lebens, das hinter ihm lag, der mancherlei Gefahren, die er bestanden, gedachte. Welchen Zweck diese Thätigkeit seines Lebens gehabt, stand ihm freilich nicht deutlich vor der Erinnerung; verschwommen nur entsann er sich, daß er lange Jahre hindurch Collegien besucht und Nächte in einsamer Arbeit durchwacht, um eine Maschinerie für die Eroberung Troja's zu erfinden. Nun saß er im Lande der Phäaken und jedesmal, wenn er sich nur an einem Wettstreite, einem edleren Waffenspiele betheiligen wollte, einen Discus vom Boden nahm oder einen Speer ergriff, sagte der König Alkinoos, genau mit dem Gesicht und der Stimme Don Amedeo's Miguel di Velasquez y Rivas, zu ihm:

„Nehmt vor der Hitze in Acht Euch, erfahrungsreicher Odysseus!"

Das verdroß ihn allmälig aus verschiedenen Ursachen entsetzlich. Erstens, weil er sich trotz „unermeßlicher Speise und Trank" zu langweilen anfing, und dann, weil die Phäaken ihn hartnäckig spanisch und „Vos" anredeten, obwohl er ihnen mehrfach das Unclassische und Anachronistische dieses Benehmens auseinandersetzte. Nur Nausikaa, die ihn zuerst in den Palast gebracht, nannte ihn „Du." Sie war sehr schön und trug immer eine rothe Granatblüthe an der Brust. Auch freundlich war sie gegen ihn und ihre Augen bildeten den einzigen Grund, daß er seine Abreise immer noch von Tag zu Tag verzögerte und nicht das für ihn ausgerüstete, mit einem gewaltigen Dampfschlot versehene „Meerschiff" bestieg. Doch dann traf er sie eines Mittags allein in der kühlen Halle. Die schöngegürtete Nausikaa saß in einem Schaukelstuhle und fächerte sich mit einem breitgerippten Palmblatte frische Luft in's Antlitz und er setzte sich ihr gegenüber und erzählte ihr vertraulich von seiner Heimath und der lilienarmigen Catalina, die auf Ithaka seiner harre. Er sprach so lange, daß er nicht wahrnahm, wie es immer dunkler um ihn wurde, die Sonne am Horizonte versank und der Vollmond aufstieg. Und plötzlich stand Nausikaa von weißem Licht überstrahlt, an einen Baumstamm gelehnt, vor ihm und sagte gleichgültig:

„Ich wüßte nicht, wer Euch hält, Don Odysseo, wenn Ihr Eurer Heimath gedenkt und fortreisen wollt. Warum macht Ihr mich zur Vertrauten Eures Jammers? Geht zu Eurer lilienarmigen Penelopeia oder Catalineia, die Euch erwartet. Gute Nacht, Don Odysseo — —"

Dr. Friedrich Woldmann wachte mit einem unwillkürlichen lauten Gelächter auf. „Die lilienarmige Catalineia," wiederholte er mehrmals fröhlich. Er sprang aus der Hängematte und trat an's Fenster. Es war ein Tropenmorgen, wie er vor vierundzwanzig Stunden gewesen, wie er nach vierundzwanzig Stunden abermals sein und, mit Ausnahme der Regenzeit, um diese Stunde bis an's Ende aller Dinge genau so wiederkehren würde. Aber es kostete dem Erwachten trotzdem einige Zeit und Mühe, bis er sich überzeugt, daß er sich nicht bei „der Phäaken erhabenen Fürsten und Pflegern" befinde und daß er selbst nicht der „Städteverwüster" Odysseus sei. Unwillkürlich blickten seine erwachenden Augen nach dem „Buch der Bücher" umher und ihn überkam das Verlangen, das Original seines wunderlichen Traumes darin nachzulesen. Dann fiel ihm ein, daß es gerade die Odyssee gewesen, mit der er am Morgen vorher seinen verunglückten Versöhnungsversuch gemacht hatte. Er kleidete sich eilig an und ging in den Corridor, um das mit stummer Entrüstung zurückgewiesene Buch zu holen. Aber so eifrig er suchte, fand er es nicht und wurde endlich durch das Erscheinen seines Wirthes unterbrochen, der bereits mit der unentbehrlichen Cigarre im Munde aus seinem Schlafzimmer hervortrat.

Don Amedeo lächelte, doch er war zerstreut. Er vergaß sogar zu fragen, wie der Gast unter seinem ärmlichen Dache geschlafen und knüpfte eine Unterhaltung über die Schönheit creolischer Frauen mit ihm an, daß Woldmann ihm einen Augenblick verlegen und betroffen in's Gesicht sah, da er eine auf sich bezügliche Anspielung darin vermuthen mußte. Allein Don Amedeo fuhr harmlos und mit schätzenswerther Offenheit fort:

„Die Frauen haben bei Euch einen anderen Zweck, Don Federigo, und sind anders geartet. Ich erinnere mich gern Donna Maria's, Eurer vortrefflichen Mutter. O, eine verehrungswürdige Frau, Sennor, und

ich zweifle nicht, daß sie heute denselben Eindruck auf mich, vielleicht mit grauem Haar, machen würde. Das kommt daher, weil es kühl in Eurer Heimath ist, Caballero, aber bei uns, pro dios, ist es heiß, sehr heiß. Der Geist nützt sich nicht ab, wie der Körper es thut, und Euch ist eine andere Frist zum Leben gesteckt, als uns armen Indiern. Ihr könnt Euch noch erfreuen, wenn Ihr alt geworden seid, doch welches schwarze Auge sieht uns freundlich an, sobald wir die Mitte des Lebens überstiegen? Es ist wie eine Cigarre, nur die erste Hälfte ist angenehm und wohlschmeckend."

Don Amedeo entfernte bei diesen Worten seine halbaufgerauchte Havanna aus den Lippen und schleuderte sie als passende Illustration in den Patio hinüber. Er blickte dem nicht mehr „angenehmen" Ueberrest, von dem eine hellblaue Rauchsäule flimmernd in's Sonnenlicht hinaufstieg, verächtlich nach und fuhr fort:

„Es ist ein Vorurtheil, das Ihr oft vernehmen werdet, Don Federigo, daß die eingeborene amerikanische Race unfähig sei, wirkliche Frauenschönheit hervorzubringen. Ich aber sage Euch, es giebt keine Frau von reinem, spanischem Geblüt, die sich mit dem Reize, welchen eine Kreuzung mit dem verachteten Geschlechte der Chino's zu erschaffen vermag, messen kann. Wenn Ihr Euren eigenen Augen Glauben schenken wollt —"

Der Sprecher hielt inne, denn sein Zuhörer befolgte die letzte Aufforderung im selben Moment, indem er die Augen der herannahenden Hausherrin zuwandte. Donna Juana bot den beiden Herren einen gelassenen Morgengruß, den ihr Gemahl mit der ausgesuchtesten Artigkeit und den Erkundigungen nach ihrem Befinden erwiederte. Dann kam das Frühstück und es war Alles wie am Tage zuvor. Donna Juana schwieg und Don Amedeo blickte häufig auf seine Uhr, bis der Hufschlag seines aus dem Stalle hervorgezogenen Lieblingspferdes im Hofraume ertönte. Nun stand er auf.

„R e i t e t Ihr heute in die Tertulia?" fragte Donna Juana verwundert.

Don Amedeo wurde weder roth, noch sprach er verwirrt. Er antwortete lächelnd: „Ich habe dringende Geschäfte, die mich auf einige Tage zu verreisen nöthigen, meine Liebe. Ich stand eben im Begriffe, unseren genügsamen Gast zu fragen, ob er mir das Vergnügen machen wolle, mich zu begleiten und sich für meine werthlose Gesellschaft durch die Ueberraschungen, die ich ihm auf einem Ausritte durch unser Land versprochen habe, zu entschädigen."

Donna Juana schlug die Augen groß zu ihm auf. „Und was beliebt Don Federigo zu thun?" fragte sie, ohne den Blick von ihrem Ehemanne abzuwenden.

Woldmann war sehr roth und sehr verwirrt geworden. Er stammelte einige Worte von der Nothwendigkeit, die Aufgabe, um derentwillen er hierher gekommen, zu beginnen. Don Amedeo streichelte das schöne, mit den Nüstern schnaubende Pferd und schwang sich in den Sattel.

„Ihr werdet Euch erschöpfen, Sennor," seufzte er; „à dios, denkt, was ich Euch gesagt und verschmäht nicht, in meiner Abwesenheit meine armselige Habe als die Eure zu betrachten."

Das feurige Thier setzte mit einem Sprunge zum Fortgange an, allein Donna Juana griff ihm unerwartet mit ihrer kleinen Hand fest in die Zügel. In ihren Augen lag eine plötzliche, ungewöhnliche, fieberhafte Angst.

„Mußt Du reisen, Amedeo?" sagte sie heftig.

Er erwiderte Nichts, als daß er sie erstaunt ansah.

„Achtest Du Deine Frau nicht höher," setzte sie schnell mit gerötheten Wangen hinzu, „daß Du ihr erst im Augenblicke Deines Fortgehens wie einer Dienerin mittheilst, daß Du gehst — mit einem kurzen à dios, ohne zu sagen wohin, weshalb?"

Don Amedeo's Gesicht ward immer erstaunter. Er lüftete noch einmal mit einem lächelnden Gruße vor seinem Gaste den breitränderigen Strohhut und sagte:

„Eure Anwesenheit unter meinem geringen Dache, Caballero, scheint bereits einen europäisirenden Einfluß auf meine Frau geübt zu haben. Santa virgen, Donna Juana wird eine berühmte Frau in Venezuela werden und ihre Schwestern beschämen, die sich, sobald sie vom Traualtar kommen, niemals für die Ausflüge ihrer Ehemänner zu interessiren pflegen. Ich bitte Euch, Sennor, unterhaltet Sennora mit Erzählungen Eurer Heimath, derweil ich fort bin, und ich werde bei den

Anlagen, die sie an den Tag legt, wenn ich zurückkehre, eine deutsche Hausfrau vorfinden. A dios, meine Liebe. Adelante relampago!“

Relampago, der seinen Namen in zwiefacher Hinsicht mit Recht zu führen schien, da der tapetartige Fleck in seinem Auge wie ein Blitz funkelte, schoß, in's Gebiß knirschend, leichtfüßig durch die Einfahrt auf die Straße hinaus und hinterließ die beiden Zurückbleibenden in peinlicher Lage. Woldmann's Gesicht glühte vor Verwirrung und ihm selbst namenloser, plötzlicher Aufregung, während auf Donna Juana's Wangen Scham und Zorn über den letzten Spott ihres Gemahls brannte. Sie hatte sich abgekehrt und murmelte halblaut, wie um etwas von ihrer Seele zu wälzen, für sich: „Ich habe Dich halten wollen, aber Du hast nicht gewollt.“ Dann ging sie hastig auf ihr Zimmer.

Der Gelehrte stand rath- und zwecklos. Sein Auge lief umher und blieb an der Thür des Gemaches hängen, in welchem er die erste Nacht vor den Zankudo's Zuflucht gefunden. Die Thür war nur angelehnt und wie er sie leise etwas weiter öffnete, vernahm er deutlich die Stimme Donna Juana's, die in heftiger Erregung mit Jemand, muthmaßlich der alten Mariquita, sprach. Es war ein ungestümer Zornesausbruch, der von leidenschaftlichem Schluchzen und von Thränen unterstützt und unterbrochen wurde.

„Ich weiß weshalb und wohin er reist. Ich weiß auch, wie — neben einer Carroza, in der die braune Margarita, die sich an den vorigen Pentecostes taufen ließ, ausgestreckt liegt — in dem weißen Atlaskleide, das er beim Filipa für sie gekauft — die Elle zu vier Ducados — sein Relampago tänzelt dicht am Kutschenschlage, daß sie ihn mit ausgestreckter Hand über den Hals tätscheln und er ihr dabei Süßigkeiten in's Ohr lispeln kann, und verabreden, in welcher Posada sie zur Nacht Quartier nehmen wollen. Sie wußten's Alle gestern Abend in der Tertulia schon und wisperten und lachten — und die gelbsüchtige Ines fragte mich sogar einmal spöttisch, wo Don Amedeo sei — und ich verstand's nicht und wußte nicht, daß er fort war, um seine Criadita für heute zu bestellen.“

Donna Juana schluchzte und weinte und war außer sich. Nun antwortete die Person, an welche Alles gerichtet worden. Es war die alte Mariquita, aber sie redete leiser und vorsichtiger und Woldmann mußte die Thür weiter öffnen, um sie zu verstehen.

„Juanita, Kind, Ihr seid merkwürdig heute, was ist Euch?“ sagte sie. „Erfahrt Ihr denn das von Don Amedeo zum ersten Male, und treibt es irgend ein Mann bei uns zu Lande anders? Habt Ihr ihn nicht selbst gefunden, wie er der rothhaarigen Carlota die Alpargatas an ihre plumpen Füße anlegte? Und habt Ihr vergessen, wie und um welche Stunde er aus dem Hause des Don Ambrosio auf die Straße gelangte? Was gehen Euch die Reisen Eures treusamen Eheherrn an?“

Donna Juana seufzte, ohne zu antworten. Die Alte fuhr eifrig fort:

„Es ist, als ob man zwei-, oder drei-, oder ein dutzendmal jung wäre. Misericordia — seht mich an, glaubt Ihr, daß meine alten Glieder noch etwas bei Euren Seufzern empfinden, als daß meine Ohren sie hören und meine Lippen Euch um ihre Thorheit verspotten? Es kommt für Euch auch eine Zeit, wo sich die Hände nicht mehr nach Eurem schwarzen Haargeringel ausstrecken und wo es hinter Euren rosigen Lippen ebensowenig mehr verführerisch aufglänzen wird als hinter meinen verschrumpften Ueberbleibseln. Doch Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Habt Ihr in ein Kloster treten wollen und ein Gelübde zur Jungfrau abgelegt, als Ihr in dies Haus kamt, so soll's mich nicht bekümmern. Meinetwegen macht den letzten Spott Don Amedeo's wahr und benehmt Euch wie eine froschblütige, alemannische Hausfrau, derweil er seinen Vergnügungen nachreist. Santiago, was geht's die alte Mariquita an?“

Die Alte mußte sich brummend abwenden; es blieb mehrere Minuten still. Dann sagte Donna Juana ruhig, ohne Aufregung, mit fester Stimme:

„Du hast Recht, es sollte Vieles anders sein. Es ist schwer, sich plötzlich daran zu gewöhnen; aber die Hauptsache ist, daß man den Muth hat, anzufangen. Und gleich beginnen, ist die Hälfte —“

Woldmann hörte, daß die Sprecherin aufstand und sich der Thür zuwandte. Um nicht überrascht zu werden, trat er eilig zu-

rück und in den Patio hinaus, an dessen Rande entlang Donna Juana wenige Augenblicke später auf den Solar zuschritt. Er verfolgte sie eine Weile mit den Augen; sie konnte nur zum vormittägigen Bade hinübergehen und das Bild vom Mittage zuvor trat wieder zauberisch vor seine Erinnerung. Der Traum der letzten Nacht vermischte sich damit; er sagte unwillkürlich: „Nausikaa“ vor sich hin. In der Kleidung der Rückseite, im Gange, in der Haltung hatte seine schöne Wirthin unverkennbar etwas Antik-Classisches.

Die Anschauungen Dr. Friedrich Woldmann's hatten sich innerhalb vierundzwanzig Stunden auffällig verändert. Er machte sich heute keinen Vorwurf mehr darüber, gelauscht zu haben; er fürchtete sich nur, und mehr denn je, ertappt zu werden. Seine Augen hafteten auf dem langen Gebäude, von welchem das Gewieher und Stampfen der Pferde herüberklang. Hinter demselben lag der Solar und die schattige, grüne, dichte Gruppe von Ficusbäumen, unter der das kühle, heimliche Wasser in der Tiefe fortmurmelte.

Er wußte es selbst nicht, daß er mechanisch vorwärts ging. Durch die blühenden Windungen des Patio, auf Umwegen der Ecke zu, wo neben der Küche das Thor in den größeren Hofraum hinüberführte. Er wußte auch nicht, was er wollte, was ihn trieb —

Plötzlich blieb er überrascht stehen. Aus der Küche kamen Stimmen herüber; vorsichtig bog er mit dem Kopfe um einen Strauch — o lilienarmige Penelopeia, täuschten ihn seine Blicke, war es Wahrheit?

Die weit aufgerissenen Glotzaugen der wie versteinert dreinstarrenden Rafaele bejahten es. Auf dem Herde prasselte ein mächtiges Feuer und schlug den Rauch in das zarte Antlitz Donna Juana's, die mit aufgeschürztem Oberkleide davorstand und mit den äußerst mangelhaften Küchenutensilien in etwas ungeschickter, aber dafür desto eifrigerer Weise hantirte. Ihre Wangen glühten von der doppelten Hitze des Feuers und der Sonne und sie hatte vom rechten Handgelenke den Aermel weit hinaufgestreift, daß der schöngerundete, weiße Arm völlig entblößt war, während er die feinen Finger unbarmherzig zu rastloser Thätigkeit am Grunde eines großen Kochgeschirres anhielt. Dazwischen klangen kurz ihre Befehle: „Rafaele gieb Dies — gieb Jenes! Eile Dich! Sieh nach dem Fleisch! Du hast Dir ein schlechtes Stück vom Metzger geben lassen. Das darf nicht wieder vorkommen. Wenn die Sonne über den Bananenwipfel geht, muß von jetzt an die Comida fertig sein. Ich komme selbst jeden Morgen vor dem Bade und sehe nach, und beim Frühstück meldest Du Dich und fragst nach meinen Anordnungen. Hörst Du?“

Woldmann hörte und Rafaele hörte, und Beide trauten ihren Ohren sowenig wie ihren Augen. Auch die unvermeidlichen Krausköpfe der schwarzen Küchenmadonna gafften mit einem Ausdruck äußersten, zur Blödsinnigkeit gesteigerten Erstaunens auf die Herrin, welche sämmtliche von ihnen bis dahin errungenen Lebensanschauungen urplötzlich auf den Kopf stellte. Dann suchten sie wie auf Commando den auf sie geübten Eindruck dadurch zu bewältigen, daß sie sich mit einer an Wahnsinn streifenden Begeisterung gleichzeitig auf den Boden stürzten und in ihrem adamitischen Costüm von verschiedenen Seiten bis an die Füße der neuen Köchin herumkollerten.

„Rafaele,“ sagte Donna Juana, einen Augenblick in ihrer Beschäftigung innehaltend und das schwarzhäutige Gewimmel unter sich bemessend, „komm heut nach der Comida zu mir. Es schickt sich nicht, daß Deine Kinder so wie die Thiere auf dem Hofe herumlaufen. Ich will Dir Zeug zu Hemden für sie geben. Kannst Du nähen?“

Rafaele hatte einen Löffel mit irgend einer breiigen Substanz, in der sie gerührt, in der Hand gehalten und mit weitaufgesperrtem Munde zugehört. Es war weniger Freude als Schreck, was sich in den Grimassen ihrer Mundwinkel und sonstigen Gesichtsmuskeln zu erkennen gegeben; allein bei den letzten Worten Donna Juana's bemächtigte sich ihrer eine blitzartige Betäubung. Sie ließ den gehobenen Löffel aus der Hand fallen und stierte, während sich die Wollköpfe mit einem indianischen Kriegsgeheul zum Kampf auf Leben und Tod über die am Boden liegende sehr ungahre, aber desto leckere Speise herstürzten, die Herrin sprachlos an.

„Misia sehr gut heut' gegen arme Negra,“ stotterte sie endlich; „Rafaele es nicht verdient haben.“

„Aber Rafaele wird es verdienen, indem sie fleißig und ordentlich künftig besorgt, was ich sie thun heiße. Die Negros sind auch Menschen, so gut wie wir, und man muß sie lehren für sich selbst zu sorgen. Wenn Du nicht nähen kannst — Gabriele versteht es auch kaum — so will ich Euch am Nachmittag, wenn es kühler wird, darin unterweisen. Sag' es der Gabriele, und kommt zu mir herüber in die Sala."

Es war Dr. Friedrich Woldmann, als ob er niemals etwas Anmuthigeres, Sanfteres, Einfach-Schöneres aus einem menschlichen Munde vernommen hätte. Er fühlte nach seiner Stirn, ob er wieder träume — war diese Frau ein Proteus, der sich rastlos verwandelte und in jeder Stunde eine neue Gestalt darbot, um seinem Herzen unablässig neu die Ruhe zu nehmen? War nicht der Spott Don Amedeo's, wie von hastiger Geisterhand in's Leben gerufen, zur Wirklichkeit geworden, und stand nicht eine deutsche Hausfrau drüben an dem rauchenden Herde? Etwas unerfahren und übereifrig noch wie eine junge Neuvermählte, doch dafür mit der ganzen, natürlichen, unnachahmlich zauberhaften Grazie der creolischen Frauen.

Der Gelehrte zog verwirrt den Kopf zurück, da Donna Juana den ihrigen umhersuchend wandte, und er entdeckt zu werden fürchtete. Träumerisch ging er durch den Patio zurück; ihm war, als ob sich die Welt abermals um ihn verwandelt. Ihm war, als ob die Sonnenstrahlen ihn heimathlich umzitterten, wie im ersten Lenz, wenn die Luft von Blüthenduft schwer war — wie in seiner Jugend, wo er dem Knabenalter entwachsen und es sich zum ersten Male heimlich, namenlos in seinem Herzen regte. Alles um ihn her verschwand und nur eine hohe, mädchenhaft-trauliche Gestalt blieb vor seinen Augen. Mit unsäglicher, sonniger Freudigkeit überkam es ihn bei ihrem Anblick, aber zugleich mit fremdartigem, angstvollem, wirklichem Schmerz am Herzen, daß er verstört auffuhr.

Nein, es war ein Trugbild wie die böse Fee es dem Verschmachtenden in der Wüste vorgaukelt. Es war nicht deutsche Mailuft, die um seine Stirn wehte, nicht die träumerische Sonne der Jugend, in der sein Herz schneller und banger und glückseliger klopfte. Die hohe mädchenhaft-liebliche Gestalt war eine Laune, eine flüchtige Blüthe des heißen Bodens, und sie haßte ihn — —

Nein, er war unter den Tropen, wo es nur eine Wahrheit gab, die glühende, athemlose Herrschaft der Sinne — für ihn, den Fremdling, nur die üppig entfesselten, duftenden, berauschenden Haare Donna Catalina's.

Die alte Mariquita kam durch den Corridor. Sie lachte verstohlen, wie sie des Gelehrten ansichtig ward. Er empfand eine Art von Widerwillen gegen die alte Hexe, aber er ging trotzdem auf sie zu. Sie empfing ihn mit einem vertraulichen Kopfnicken und kicherte: „Hat Euch die Iglesia de la resurreccion gefallen, Sennor? San Niceforo, ich hätte nicht gedacht, daß solch ein Sennor Incredulo derartig in Andacht versinken könnte, daß er eine arme alte Duenna allein in der Nacht nach Hause gehen läßt."

Der junge Mann erröthete. Er stotterte etwas von Blendung und Dunkelheit, sie fiel ihm in's Wort: „Ach, santa virgen, santa virgen, Ihr habt Recht, Caballero, es ist entsetzlich dunkel drunten. Ich arme, alte Frau sehe in solcher Finsterniß nicht zwei Schritte weit. Ich würde nicht wahrnehmen, was so dicht neben mir wäre, daß ich nur die Hand darnach auszustrecken brauchte. Santiago, kam eine Furcht über mich, als Ihr meine Hand losgelassen, daß ich nur immer vorwärts lief, um zum Lichte zu gelangen, ohne mich umzusehen, denn ich glaube, ich wäre vor Schreck zu Stein geworden, wie Lot's Frau, wenn ich plötzlich so ein Gespenst aus den Gräbern hätte aufsteigen sehen, das mit den dürren Knochenarmen nach meinem Hals gegriffen."

Die Alte unterbrach ihr Geschwätz durch ein Zeichen des Schauders, dem sie unter Anrufung verschiedener Heiliger mehrere Bekreuzungen nachfolgen ließ. Das Roth verbreitete sich noch mehr über Woldmann's Schläfen, aber er zog mit raschem Entschluß eine Goldmünze hervor und sagte, indem er sie in die verrunzelten Finger der Alten gleiten ließ, scherzend:

„Ihr wißt, ich bin Arzt, Mariquita, und fürchte mich deshalb nicht vor Gespenstern, auch wenn sie aus Grabgewölben aufsteigen. Und vorzüglich nicht, wenn Gespenster so schöne Haare besitzen, wie die, welche in der Auferstehungskirche um-

gehen. Ihr würdet mich erfreuen und auf meinen Dank zählen können, wenn Ihr Eure Bangigkeit überwinden und mir einige von diesen Haaren verschaffen wolltet. Ihr mögt dem Gespenste sagen, ein Kranker bedürfe ihrer als Arznei, und es wird nicht so grausam sein, sie Euch zu verweigern.“

Die Alte stieß einige verwunderte, hastige „santos“ aus, während sie das Goldstück vorsichtig in ihre Tasche gleiten ließ. „Was Ihr Sennores Alemanes für seltsame Liebhabereien habt. So etwas kommt unseren Caballeros nicht in den Sinn. Ich glaube, sie haben bei uns zu Lande mehr Muth, Don Federigo, denn sie würden nicht zum zweiten Male eine arme alte Frau schicken, sondern das Gespenst selbst in der Geisterstunde aufsuchen und mit ihm kämpfen, daß es Alles geben müßte, was sie verlangen. Aber ich will sehen, was ich thun kann. Gehabt Euch wohl, Sennor Timido.“

Sie wandte sich schmunzelnd in's Innere des Hauses zurück, denn Donna Juana kam im nämlichen Augenblicke von ihrer hausfraulichen Excursion aus der Küche durch den Patio daher. Woldmann wich ihr aus; die spöttisch anzüglichen Worte Mariquita's hatten eine wunderliche Gedankenwelt in ihm aufgestört. Er schalt sich blöd, ungeschickt und täppisch, nannte sich einen sentimentalen Träumer, den man unter dem Aequator mit Recht verlache. Welche Hoffnung hatte er hegen können, seiner schönen Wirthin zu gefallen, da er ihr nicht mit südlich glühendem Ungestüm, sondern schüchtern wie ein deutscher Jüngling entgegengekommen war, der Stunden hindurch mit klopfendem Herzen und langbedachtem Wort auf die heimlich Geliebte harrt und bei ihrem Erscheinen stumm und scheu an ihr vorüberschreitet. Und namenlos thöricht erschien es ihm, daß es bis jetzt, bis vor wenigen Minuten noch einen stillen Winkel in seinem Herzen gegeben, in welchem er das Traumgebild fortgewebt, eine Creolin könne wie ein deutsches Mädchen ihre Liebe verbergen, sie mit kühler, herber Schale überdecken, während drinnen tiefe, verzehrende Flammen fortglimmten. Nein, mit rascher Hand wollte er die Bande dieses Liebeszaubers, der ihn umstrickt hielt, sprengen. Hier hatte nur Eins ein Recht, nur die Tropensonne.

Es war eine wunderliche Unterhaltung, die während der Comida geführt wurde. Der Gast war abermals über seine Wirthin erstaunt. Sie zeigte sich nicht stumm wie in den letzten Malen ihres Zusammenseins, sondern fast beredt, aber sie sprach, sie fragte nach Dingen, die ihm gegenwärtig die gleichgültigsten von der Welt waren. Donna Juana erkundigte sich nach deutschen Bräuchen, Sitte und Lebensweise, sogar nach den Speisen, die man dort bereitete; doch er fühlte deutlich, daß sie sich vorgenommen, das Gespräch nicht stocken zu lassen, und nur den Anforderungen der südamerikanischen Höflichkeit vollständig Genüge zu thun. Er that deshalb, was mancher Kluge schon in ähnlicher Lage gethan, er aß, und wie er dies einige Minuten fortgesetzt, kam es ihm allmälig zum Bewußtsein, daß er dies heute mit größerem Appetit thue denn je, seitdem er seine Heimath verlassen. Das Mittagsmahl war aus den nämlichen Bestandtheilen hergerichtet wie sonst, wie überall unter tropischem Himmel. Aber es war sorgsamer bereitet, es lag überhaupt etwas Anheimelndes in der ganzen Anordnung des Tisches, etwas — unwillkürlich sprach er es aus — das ihn an die Art einer deutschen Hausfrau erinnere.

Waltete ein böser Geist über seinen Augen, seinen Ohren und jetzt auch über seinen Lippen, daß sie wieder etwas Unschickliches, Verletzendes gesprochen? Er hatte es mechanisch, ohne Absicht gesagt; es konnte vielleicht als ein Compliment, als eine Erwiederung ihrer Höflichkeit aufgefaßt werden. Aber was vermochte Beleidigendes darin zu liegen — daß Donna Juana ein helles Roth in die Schläfen stieg, daß sie sich abwandte und nun für den Rest des Mittagessens mit niedergeschlagenen Augen ebenso stumm dasaß, wie sie vorher nach höflicher Wirthinart gesprächig gewesen?

Woldmann empfand, daß die Tage der Abwesenheit Don Amedeo's unter derartigen Verhältnissen unerträglich zu werden drohten. Er nahm deshalb eine Gelegenheit wahr, auszusprechen, daß er nicht mehr säumen dürfe, ernstlich des Berufes, der ihn hergeführt, zu denken und darum beabsichtige, mit dem Anbruch des nächsten Tages seine Streifzüge in den Urwald zu beginnen. Er fragte zugleich, ob sich Jemand in der Stadt finde, der ihm gegen

gute Belohnung als Führer dienen könne, da es, wie er höre, für einen Landesfremden doch nicht räthlich sei, allein allzuweit in die Wildniß vorzudringen.

Woldmann's Worte mochten vorzugsweise Donna Juana gelten, doch seine Blicke waren nur auf die alte Mariquita gerichtet, welche diesem gemäß auch die Erwiderung übernahm. Sie sagte, es sei jederzeit ein unbeschäftigter Schwarzer aus den Plantagen Don Amedeo's zur Begleitung für derartige Absichten vorhanden und sie werde Sorge tragen, daß derselbe morgen um die festgesetzte Zeit bereit sei. Es hatte den Anschein, als ob Donna Juana etwas hinzufügen wollte, denn sie sah plötzlich rasch auf und ihre Lippen bewegten sich. Allein sie schloß sie ebenso schnell wieder, und die in ihrer zweiten Hälfte so schweigsame Tafel war bald beendet.

(Schluß folgt.)

Ritter Harant's Orientfahrt

zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Siegfried Kapper.

I.

Hall, Trient, Venedig, Zante, Candia, Cypern, Jaffa, Rama, Jerusalem, Bethlehem, der Jordan.

Unter den touristischen Orientfahrern des sechzehnten Jahrhunderts, die der Nachwelt ihre Wahrnehmungen und Erlebnisse im Drucke hinterlassen, steht dem böhmischen Ritter Christoph Harant von Polzic, was offenen Blick, Schärfe der Beobachtung und Unbefangenheit der Kritik anbelangt, unstreitig einer der vordersten Plätze zu. Denn nicht blos die Außenseite der Dinge, die er übrigens mit wenigen Strichen meisterhaft zu skizziren versteht, faßt er in's Auge; nicht auf Länder- und Völkerkunde, auf die Fauna und Flora, auf Archäologie und Geschichte allein erstrecken sich seine Bemerkungen — sie verbreiten sich nach allen Richtungen, auch über Religion, Politik, Sitte, Leben, Cultur, Verkehr und sonstige sociale Zustände des damaligen Orients, und das mit einer Fülle charakteristischer Daten, die seinen Aufzeichnungen, namentlich vom Standpunkte des Vergleiches zwischen Jetzt und Ehemals, noch in unserer Zeit das Interesse sichern.

Geboren 1564, aus altadligem Geschlechte, war Christoph Harant für eine höfische Laufbahn bestimmt. Mit zwölf Jahren bereits sprach und schrieb er neben seiner böhmischen Muttersprache vortrefflich Deutsch, Italienisch und Lateinisch, las er Griechisch, besaß er eine nicht geringe Fertigkeit im Zeichnen, und trieb er mit nicht minderem Geschick Gesang und Lautenspiel, als er in den ritterlichen Uebungen sich hervorthat. Dieser seiner Geschicklichkeit, neben einem einnehmenden Aeußern, hatte er es auch zu verdanken, daß Erzherzog Ferdinand von Tirol, vordem Statthalter in Böhmen, ihn als Edelknaben an seinen Hof nach Innsbruck nahm, wo der geweckte junge Kopf in der Umgebung der ebenso geistvollen als schönen Philippine Welser nicht nur bald auch das Französische und Spanische sich aneignete, sondern auch auf den wiederholten Reisen in's Reich und in's Welschland, auf denen er seinen fürstlichen Gönner begleitete, die Gelegenheit wahrnahm, den Kreis seiner Anschauungen auszuweiten, sein Urtheil zu bilden. Nach achtjährigem Verweilen in so fördernden Kreisen kehrte der zwanzigjährige junge Mann in seine Heimath zurück, um das ihm mittlerweile zugefallene väterliche Erbe anzutreten und bald darauf eine der schönsten Damen des Landes, das Fräulein Eva Czernin, als Frau heimzuführen. Die Ehe, hervorgegangen aus einem poetischen Herzensbunde, war eine musterhaft glückliche. Doch schon 1595 riefen die Türkenkämpfe Herrn Christoph Harant an der Spitze einer Reiterschaar nach Ungarn. Hier schlug er vier Jahre lang mit dem Erbfeinde sich auf's tapferste. In Anerkennung seiner Verdienste zeichnete Kaiser Rudolf ihn durch einen Ehrengehalt von jährlich 700 Gulden aus. Allein in demselben Jahre 1597, in welchem er, beinahe aufgerieben von Entbehrungen, Strapazen und dem hartnäckigen ungarischen Sumpffieber, nach Böhmen zurückkehrte, nahm das Grab auch seine geliebte Gattin auf. Seine Trauer um den herben Verlust war eine tiefe. Er suchte Trost in ernsten Studien und insbesondere in der Lectüre von Reisebeschreibungen, der er von jeher mit besonderer Vorliebe nachgehangen. Bald lebten seine Gedanken nur mehr in über-

seeischen Fernen, und ehe noch der Schnee den gebirgigen Horizont Böhmens umschleierte, war auch der Entschluß in ihm gereift, jene Fernen ehemöglichst selbst aufzusuchen. Es ward ihm unschwer, in seinem Schwager Herman Czernin, dem späteren Staatsmann, damals einem fünfundzwanzigjährigen jungen Cavalier, einen Genossen zu gewinnen, und so trat er denn, durch umfassende Vorstudien dazu ausgerüstet, gleich mit dem ersten Lerchenschlage, am 2. April 1598, nachdem er seine Kinder der Obhut treuer Verwandten empfohlen, in Gottes Namen seine Fahrt an.

Die Reise, anfangs in Begleitung eines einzigen Dieners, ging zu Pferde durch den Böhmerwald, über Landshut, Rosenhain, Schwaz und Hall nach Innsbruck, und von da über Brixen nach Trient.

Von Interesse auf dieser Route ist für uns lediglich der Besuch im Haller Münzhause, wo, wie Ritter Harant berichtet, die Prägung der Thaler auf eine, dazumal noch nirgend anderwärts eingeführte Methode bewerkstelligt wurde, nämlich durch Einschiebung dreiellenlanger und dreifingerbreiter geschmiedeter Silberschienen zwischen zwei unmittelbar übereinander kreisende durch Wasser getriebene Räder, in deren Peripherien die beiden Matrizen, vierzigmal aufeinander folgend, so eingelassen waren, daß je ein Avers und ein Revers genau übereinanderpaßten, und eine einzige Umdrehung das Gepräge von vierzig Thalerstücken hervorbrachte, die sodann mittelst einer eisernen Preßvorrichtung aus der Schiene herausgeschnitten wurden; ferner eine kurze Schilderung der Salzsudmanipulation ebendaselbst, in der wir wesentlich denselben Vorgang erkennen, der in den österreichischen Sudwerken auch heute noch der geltende ist, nur mit dem Unterschiede, daß in Hall dazumal nur „großes“ Salz, d. i. das sogenante „Stocksalz“ bereitet wurde, während die Salzburgischen Werke nur „kleines,“ das sogenannte „Fasselsalz“, erzeugten; endlich eine Jugenderinnerung an den Erzherzog Ferdinand, der bei Gelegenheit seiner häufigen Besuche in den Haller Werken, deren Betrieb er selbst leitete, sein aus Fischen, Krebsen und Eiern bestehendes Mahl mittelst der heißen Salzsole in der Regel selbst sich zu bereiten liebte.

In Trient, wo dazumal das deutsche und das italienische Element einander noch das Gleichgewicht hielten, und der Erzherzog und der Bischof in die Jurisdiction sich theilten, entließen die Reisenden ihren Diener und vertauschten ihre müden Pferde mit dem Karren eines Vetturins, um, nicht ohne vorher mit einem Provenienzpasse sich versehen zu haben, der sie den Unannehmlichkeiten der Quarantäne entheben sollte, der aus Furcht vor der Pest die venetianische Polizei alle selbst aus Deutschland kommenden Reisenden unterzog, ihren Weg nach Venedig fortzusetzen, wo sie endlich am siebzehnten Tage ihrer Reise, also für die damaligen Verkehrszustände immer noch schnell genug, anlangten.

Es klingt für unsere heutigen Begriffe beinahe unglaublich, wenn wir erfahren, daß es trotz der angestrengtesten Nachforschungen den Reisenden nicht möglich ward, im Hafen der „Königin der Meere“ früher als nach nahezu zwei Monaten eine Gelegenheit aufzutreiben, um, wenn schon nicht an das Ziel ihrer Reise zu gelangen, so doch demselben sich zu nähern. Der Handel Venedigs nämlich, infolge der epochemachenden Entdeckungen Vasco de Gamas, hatte damals bereits einen nicht unbedeutenden Abbruch gelitten, und stockte überdies auch noch infolge des Türkenkrieges und der Unsicherheit, welche die nordafrikanischen Piraten über das Mittelmeer verbreiteten. Die von Staatswegen unternommene periodische Ausrüstung von Pilgerschiffen, deren jährlich sonst wenigstens zwei aus dem Canal grande nach der Levante ausliefen, war aber wegen der, bis auf eine der Mühe nicht mehr lohnende herabgesunkene Pilgerfrequenz seit Längerem bereits eingestellt worden. Alles, was zur Zeit an Pilgerlustigen in Venedig sich vorfand, beschränkte sich auf einen mailändischen Edelmann, Signor Antonio Donato, einen Niederländer Namens Lampert, dann einen Franzosen, einen Straßburger und einen Egerer, und man mußte also noch froh sein, endlich ein Kauffahrteischiff zu finden, dessen Capitän gegen Vorausbezahlung von dreißig Kronen für die Person, die siebenköpfige Reisegesellschaft vorläufig nach Cypern mitzunehmen sich herbeiließ. Unsere böhmischen Cavaliere hatten daher Muße genug, die Merkwürdigkeiten der Lagunenstadt einstweilen eingehend zu studiren, füllten hierauf eine Kiste mit Mandeln, Feigen, Rosinen und Parmesankäse,

legten sich vorsichtshalber ein Fäßchen köstlichen Barilloweins bei, vertauschten ihre ritterlichen Anzüge gegen bescheidene Pilgergewänder und gingen endlich am 12. Juli an Bord. So gut indeß die Bezahlung, so schlecht war die „Sylvestra“ — so hieß das Schiff — und um so viel schlechter noch für die Reisenden auf demselben gesorgt. Alles in erster Linie darauf war darnach angethan, die Güterladung, die mehreren venetianischen Kaufleuten gehörte, vor einem seeräuberischen Attentate zu sichern. Zu ihrem Schutze drohten aus den Luken die Schlünde von achtzehn Kanonen und war das Zwischendeck für ein Fähnlein Söldner zur Kaserne eingerichtet. Den Befehl führten außer dem Capitän nicht weniger als vierzig Officiere. Und da sonach die Bemannung des in seinen Dimensionen höchst beschränkten Fahrzeuges sich auf über zweihundert Köpfe belief, so herrschte in allen Räumen nicht nur die peinlichste Beengniß, sondern auch eine beispiellose Unsauberkeit, die durch den beständigen Lärm und die tumultuarischen Auftritte excessiver Unverträglichkeit keineswegs erträglicher gemacht wurde. Unsere Reisenden konnten sich glücklich schätzen, den Schiffsschreiber bereit zu finden, ihnen für schweres Geld seine Schlafkammer abzutreten, in die sie wenigstens aus dem lebensbedrohlichen Gebalge der ungeschlachten Soldateska sich zurückziehen konnten. Auch ihr Proviant an Südfrüchten kam ihnen bei den schmalen Bissen, mit denen der Capitän, seiner Zusage entgegen, sie tractirte, ganz wohl zu Statten. Den einzigen lichten Moment auf dieser wüsten und unwirthlichen Seefahrt bildete am Samstag Abend die Weile des Sonnenunterganges. Da mit einemmale hub es auf dem Schiffe mit allen Glocken zu läuten an. Der Capitän, umgeben von allen Officieren, alles Schiffsvolk und die ganze Soldateska unter Gewehr, sowie alle Mitreisenden fanden sich auf dem Verdecke ein. Vor sie, in Ermangelung eines Geistlichen, trat der Schiffsschreiber und sang zuerst die Litanei, dann, unterstützt von einigen mehr oder minder stimmbegabten Söldnern und Matrosen, einige Hymnen und Gebete. Ein allgemeines Ave-Maria schloß die feierliche Begrüßung des Tages des Herrn. Eine für die Zeitverhältnisse bezeichnende Staffage während dieser Fahrt bildeten die zahllosen Wachtfeuer auf den Höhen der dalmatischen und apulischen Küstengebirge, um die Corsaren wenigstens durch dies Zeichen, daß man gegen sie auf der Hut sei, sich vom Leibe zu halten; eine Episode, die auf dem Schiffe eine nicht geringe Aufregung hervorbrachte, das wirkliche Erscheinen einer Corsarengaleere, die indeß, durch eine scharfe Salve begrüßt, mit der Miene ignorirender Unschuld, ihres Weges weiter zog.

Die Insel Zante, welche man am 25. Juli erreichte, wurde von den Reisenden nur zu kurzem Aufenthalte berührt, den sie dazu benutzten, um das sechs Miglien von der Stadt auf einem steilen Berge äußerst malerisch gelegene griechische Mönchskloster Maria di piscopa zu besuchen. Die wenigen Kaludjeren, die sie da fanden, lebten unter venetianischer Herrschaft in größter Dürftigkeit. Desto größeren Gewinn von der Insel bezog die Republik, die den einzigen Handel, den die Insel hatte, den mit Rosinen nämlich, monopolisirt hatte.

Auf Candia, vor welchem die „Sylvestra“ am 31. Juli vor Anker ging, um einen Theil ihrer Ladung zu löschen und dafür frische einzunehmen, sahen unsere Reisenden sich genöthigt, volle zwei Wochen zuzubringen. Sie waren während derselben Gäste des Barfüßerklosters und benutzten die Zeit, um, geführt von einem Landsmanne, dem edlen Herrn Johann Ostrowecz, der am bischöflichen Hofe das Amt eines Hofmeisters bekleidete, in der Stadt und deren Umgebung sich umzuthun. Auch hier lastete auf Allem der Druck der venetianischen Herrschaft. Eben während ihres Aufenthaltes auf der Insel war ein neuer Plenipotentiär der Republik angekommen, um seinen Vorgänger abzulösen. Sie waren Zeugen seines Einzuges, den auch die Söldner der „Sylvestra“ verherrlichen helfen mußten. Von den Einwohnern Candia's weiß Ritter Harant weiter nichts zu sagen, als daß sie weder von ihren altgerühmten Tugenden etwas eingebüßt, noch von ihren altberüchtigten Lastern etwas abgelegt hatten. Sie waren vortreffliche Schützen und zogen dem modernen Schießgewehre Pfeil und Bogen noch mit solcher Vorliebe vor, daß sie dieselben den ganzen Tag nicht ablegten, und weder in ihren Versammlungen, noch auf dem Markte, noch auch in der Kirche ohne dieselben erschienen. Die Schönheit der Frauen Candia's

rühmt Ritter Harant ebenso begeistert, als er ihre Koketterie, ihren Leichtsinn, ihre Untreue bitter tadelt, nicht jedoch ohne die Schuld an letzterer einer widernatürlichen Neigung der Männer zuzuschreiben, deren nothwendige Folge die Vernachlässigung der Frauen ist. Den Hauptausfuhrartikel Candia's bildete zu jener Zeit der edle Malvasier, der in zwei Sorten, und zwar einer besseren, gesottenen, und einer minder guten, ungesottenen, nach allen Weltgegenden verschifft wurde.

Am 19. August ging man bei dem Städtchen Arnica (jetzt Larnaca) vor Cypern vor Anker. Die „Sylvestra" hatte damit ihr Reiseziel erreicht, und unsere Pilger sahen sich für's Erste genöthigt, sich auszuschiffen. Von den Türken, die vor Kurzem erst, 1571, Herren der Insel geworden waren, bei ihrer Landung nicht eben wohlwollend empfangen, wurden sie aus ihrer peinlichen Lage zu rechter Zeit noch durch einen italienischen Barfüßermönch erlöst, den der Guardian eines kleinen Klosters auf die Nachricht, daß Pilger gelandet und mit den türkischen Zollbeamten in Streit gerathen seien, zu ihrem Beistande entsandt hatte. Ein Ochsengespann brachte nun ihre Sachen in's Kloster, darin ihnen selbst die freundlichste Aufnahme ward. Das Kloster, einschließlich den Guardian nur von vier Mönchen bewohnt, war ein kleiner unansehnlicher Steinbau, bei dessen dürftiger Kirche das nackte Dachgebälke die Stelle der Kuppel vertrat — die Existenz der Mönche eine äußerst kümmerliche. Seit drei Wochen bereits genossen der Gastfreundschaft desselben zwei aus Jerusalem heimkehrende Pilger, die vergebens einer Gelegenheit nach Europa harrten; einer derselben, ein junger Mann von ausgezeichter Bildung, Ritter des Ordens von Malta, der, um den Späheraugen der Türken zu entgehen, unter der Maske eines armen Burschen im Kloster die niedrigsten Knechtsdienste verrichtete — eine Vorsicht, die er während seiner ganzen Pilgerschaft keinen Augenblick außer Acht gelassen, da im Falle der Entdeckung seines wahren Standes die türkischen Behörden ihn als Spion ohne Weiteres an den Strang geliefert haben würden, wie dies jeder Pilger einer Nation zu gewärtigen hatte, deren Staatsoberhaupt mit dem Sultan auf feindlichem Fuße stand. Von den Merkwürdigkeiten der Insel besichtigten unsere Reisenden nur die Salzgärten von Punto delle Saline, in denen sie Hunderte von Cyprioten die beschwerlichen Arbeiten unter türkischen Aufsehern im Frohndienste verrichten sahen. Welcher Wandel der Dinge auf der sonst so fruchtbaren, reichen und stolzen Insel seit der kurzen Zeit, daß auf derselben der Halbmond zur Herrschaft gelangt! Bodencultur, Industrie und Handel befanden sich in rapidem Verfalle; an die Stelle des prachtliebenden Ritterthums und des üppigen Handelsherrenthums, von dessen Frauen man erzählte, daß Eine derselben mehr Werthes in ihrem Haupthaare trage, als die Königin von Frankreich an ihrem ganzen Leibe, war ruinenhafte Verödung und allgemeine Verarmung getreten, die nur noch stumm grollend an der Erinnerung ehemaligen Glanzes zehrte. Am 24. August, nachdem sie, der Warnung des Malteserritters eingedenk, alles nur halbwegs Entbehrliche im Kloster zur Verwahrung zurückgelassen und nur das Allernothwendigste in einen groben Sack geschnürt, bestiegen die Reisenden ein syrisches Fahrzeug, dessen Eigenthümer sich verpflichtet hatte, sie für fünfunddreißig Piaster per Kopf an die levantinische Küste zu bringen. Das Schiff, das „Kara Musala" hieß, und außer einer kleinen Fracht Baumwollensamen nichts als Ballast geladen hatte, war ein nur sieben Klafter langes und zweieinhalb Klafter breites Boot der elendesten Art, ohne Verdeck, blos mit drei Segeln und blos mit drei Syrioten Bemannung, mit denen überdies, da sie nicht einmal italienisch verstanden, eine Verständigung schlechterdings unmöglich war. Die Fahrt, während der unsere Reisenden hülflos allen Martern südlich sengender Sonnengluth sich preisgegeben sahen, war eine trostlos langsame, ein ununterbrochener Kampf mit Wind und Welle. In den ersten vier Tagen legte man nicht mehr als zehn geographische Meilen zurück. Später verschlagen von einem Sturme, verlor der Syriote gar den Kurs und mußte ziellos laviren, bis ein türkisches, nicht viel besseres Boot, das der Zufall in seine Nähe geführt, ihn auf den rechten Weg wies.

Endlich am 31. August um die Vesperzeit, am fünfzigsten Tage nach der Ausfahrt aus den Lagunen, lief man im Hafen von Jaffa ein. In diesem Hafen, un=

geachtet er halb versandet und in jeder Hinsicht auf's ärgste verwahrlost lag, regte sich ein überaus geschäftiges Leben. Insbesondere verlud man ungeheure Quantitäten Getreide, das längst des Ufers hin in offenen, kellerartigen Räumen aufgespeichert lag. Zu landen aber wurde unseren Reisenden noch keineswegs gestattet. Zuerst hatten sie den Besuch eines vornehm gekleideten Muselmannes zu empfangen, der in Begleitung seines Söhnleins und zweier Mohren, deren einer einen großmächtigen Krug trug, auf ihrem Boote sich einfand. Die Aufgabe dieses Herrn war, das Schiff nach zollpflichtigen Waaren zu durchsuchen. Er zog es aber vor, mit seinem Söhnlein vorerst auf dem Ballastsande sich es bequem zu machen, eins der Segel über seinem Haupke als Schirmdach ausspannen zu lassen und aus dem Fäßchen Cyperwein, das die Reisenden mit sich führten, sich einen erklecklichen Rausch anzutrinken. Und nun erst schritt er mit seinen Mohren an seine Amtshandlung. Bedauerlicherweise hatte das armselige Boot auch nicht das mindeste Verzollbare an Bord. Einer der Mohren in seinem Diensteifer jedoch gerieth hierüber in solche Wuth, daß er einen Stein aufraffte und unter den Reisenden und Syrioten damit wie rasend um sich zu schlagen anhub. Mit Mühe nur gelang es den Letzteren, sich seiner zu erwehren, und nun erst verließ der Beamte das Fahrzeug, jedoch nicht, ohne zuvor noch den Rest des trefflichen Cypro in seinen Krug überleert und mitgenommen zu haben. Gleich darauf wurden sie durch die Eröffnung überrascht, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß der türkischen Behörde und die Intervention eines „Trutzelmannes“ ihnen nicht einmal gestattet werden könne, auch nur das Land zu betreten. Die „Trutzelmanns“ zu jener Zeit waren nämlich eigens von den türkischen Behörden accreditirte Leute christlichen Glaubens, die in den verschiedenen Städten ihre festen Wohnsitze hatten und deren Aufgabe darin bestand, christlichen Reisenden als Führer, Dolmetscher und Vermittler in der Berührung mit den Behörden an die Hand zu sein, wofür sie von ihren Schutzbefohlenen eine nicht unbedeutende Entschädigung bezogen. Wer ohne einen solchen Trutzelmann sich in's Land wagte, wurde kurzweg als vogelfreie gute Prise behandelt, und die Reisenden sahen daher unerläßlich an seinen Schutz sich angewiesen. Da nun aus unbegreiflichen Gründen Jaffa eines solchen Trutzelmannes sich nicht erfreute, so mußte nach einem erst nach Rama ein besonderer Bote entsandt werden, und unsere Pilgergenossenschaft infolge dessen sich darein fügen, angesichts des Landes auch noch die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen. Der Trutzelmann von Rama, ein Mönch des Ordens della centura, fand am Morgen sich ein, und so waren unsere Reisenden endlich am 1. September so glücklich, unter seinem Schutze den geheiligten Boden des Morgenlandes zuerst küssen und dann beschreiten zu dürfen — nicht ohne diese Vergunst noch besonders mit der Einbuße ihrer unentbehrlichsten Reisehabseligkeiten zu bezahlen, als da waren Kämme, Bürsten, stärkende Liqueure u. dgl., die bei der abermaligen Durchsuchung ihres Gepäcks von den geschäftigen Zollbediensteten ihnen abgenommen wurden, sodaß sie, als sie die vom Trutzelmanne für sie gemietheten Esel bestiegen, um endlich gen Rama aufzubrechen, sich im engsten Sinne des Wortes bis auf ihre Hemden ausgeplündert sahen, und die zwei berittenen Türken, sowie die mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Bauern, welche der vorsichtige Trutzelmann zu ihrer Escorte aufgenommen, wenn es nichts Schlimmeres als Schutz vor Beraubung galt, füglich für überflüssig 'halten konnten.

Der Anblick Jaffa's, des einst so „Schönen,“ war ein trübseliger. Nichts als Ruinen ehemaliger Paläste und Kirchen, über und zwischen deren Schutte bereits Feldsaaten und Gartengebüsche grünten. Die Citadelle glich einem Trümmerhaufen, der ungleich mehr Mitleid als Respect einflößte und das Räthsel ungelöst ließ, was die verrosteten eisernen Kanonen eigentlich sollten, die gelangweilt in den Zinnenluken der einzigen zwei noch halbwegs erhaltenen Thürme schlummerten. Die Getreidemagazine erwiesen sich bei näherer Besichtigung als die Hane, welche fromme christliche Regenten früherer Jahrhunderte den Wallfahrern zum heiligen Grabe zur Unterkunft gestiftet hatten.

Zwei Miglien von Jaffa, rechts vom Wege in der Ebene, gewahrten die Reisenden die spärlichen Reste des biblischen Jebne-El, zwei Miglien weiter die der einst berühmten Stadt Lidda, des späteren Tigris und der noch späteren St. Georgs-

stadt, in welcher Kaiser Justinian diesem heiligen Ritter eine prachtvolle Kirche erbaut hatte, an deren Stelle nun eine Moschee sich erhob, darin die Türken bis zur Stunde das Grab des Heiligen hoch in Ehren hielten. Einen nicht viel erfreulicheren Anblick als Jaffa bot Rama, in das sie zu später Abendzeit ihren Einzug hielten, zu Fuß und ihre Esel an den Zäumen führend, da es einem Christen nicht gestattet war, das Weichbild dieser Stadt, welche den Moslemin für heilig galt, reitend zu betreten. Auch hier herrschte allenthalben trübselige Verwüstung. Die beiden einst ihrer Pracht wegen berühmten Kirchen waren in Moscheen verwandelt, in den verödeten, halbverfallenen Palästen christlicher Zeit nistete schmutziges, müßig umherlungerndes Bettelvolk, das mit anmaßungsvoller Zudringlichkeit die Gelegenheit wahrnahm, die Ankömmlinge, die in dem von Philipp von Burgund einst gestifteten Han das Nachtquartier bezogen hatten, auf jede mögliche Weise zu brandschatzen. Selbst der oberste Beamte des Ortes machte hiervon keine Ausnahme. Er ließ, ohne darum angegangen worden zu sein, den Pilgern sein Geleite bis Jerusalem anbieten, wenn sie ihm dafür zehn Dukaten per Kopf bezahlen wollten, widrigenfalls er sie dazu verhalten würde, umzukehren, ließ sich jedoch schließlich dazu herbei, ihnen die aufgedrängte Wohlthat zu sechs Ducaten per Kopf angedeihen zu lassen. Die Verhandlungen hierüber raubten aber den Reisenden überdies einen vollen Tag, der ihnen Muße genug bot, die verschiedenen Wappen und Namenszüge zu studiren, mit denen fromme Pilger früherer Zeiten ihre Anwesenheit an den Mauern des Han verewigt hatten, sodaß sie erst am 3. September gegen drei Uhr Morgens, begleitet von einigen Leuten zu Fuß und zu Pferde, die der würdige Sandschiak zum Schutze gegen die Araber ihnen beigesellt, zur Weiterreise aufbrechen konnten. Dieser Schutz übrigens war lediglich ein nomineller. Denn verhütete er zwar, daß die Reisenden von den arabischen Wegelagern nicht förmlich angefallen wurden, so hinderte er diese doch nicht, ihre Opfer bei jedem Ruinenhaufen in der Güte dazu zu bewegen, sich durch einige Silberstücke von ihnen freizulösen.

An dem auf einem der hierosolimitanischen Vorhügel gelegenen Castel di latrone, in welchem einst der Missethäter, der dem Heiland zur Rechten an's Kreuz geheftet worden, gehaust haben sollte, und an den verödeten Stätten vorüber, wo einst die Städte Labana und Aseca gestanden, erreichten die Pilger in früher Morgenstunde die erfrischenden Quellen der durch Gaballiah und Jeremias berühmt gewordenen Prophetenstadt Mitzfa, an deren Stelle sie jedoch nur mehr vier, zum Theil noch mit Wandgemälden bedeckte Mauern einer großen christlichen Kirche fanden, um nach kurzer Rast zwischen wildem und unwegsamem Felsgeklüfte den Eingang in das fruchtbare biblische Riesenthal Raphaim zu gewinnen. Emaus und die Prophetenstadt Nobe, wo David auf seiner Flucht vor Saul von dem Hohenpriester Abimelech die geweihten Brode und das Schwert Goliath's empfing, zur Linken lassend, erklommen sie bald darauf das von allen Wallfahrern mit Ungeduld ersehnte steinige Plateau, unterhalb dessen in kaum halbstündiger Entfernung die heilige Grabesstadt vor ihren Blicken im Morgenglanze sich ausbreitete. Sie saßen ab, küßten den Boden, entließen das Geleite und näherten sich langsam ehrerbietigen Schrittes der Stadt, indeß der Trutzelmann vorausgeeilt war, für ihre Unterkunft zu sorgen. Bald trat auch, noch unterhalb der Mauern der Stadt, der Trutzelmann von Jerusalem, gleichfalls vom Orden della centura, in Begleitung des Vicars des St. Salvatorklosters ihnen entgegen, den der Guardian dieses Klosters, P. Johannes Ev. de Gabiani, vom Barfüßerorden des heiligen Franciscus, des Berges Sion sowie des ganzen heiligen Landes apostolischer Commissarius, zu ihrer Begrüßung eigens entsandt hatte. Doch vermochte seine Dazwischenkunft des lästigen Inquisitoriums sie nicht zu entheben, das sie nach beinahe zweistündigem Warten im Thore von dem geflissentlich zu diesem Zwecke in Person herbeigekommenen Hauptmann der Citadelle sich gefallen zu lassen hatten, ehe ihnen gestattet wurde, ihren Fuß weiter zu setzen. Unsere beiden Reisenden, eingedenk des zwischen dem Kaiser und dem Sultan immer noch andauernden Krieges und der guten Lehre des Maltesers, gaben sich, der Eine für einen Franzosen, der Andere für einen Venetianer aus. Der mißtrauische Citadellencommandant nichtsdestoweniger ließ es sich nicht nehmen, sie

in eigener Person auch noch durch die Straßen der Stadt bis an die Pforte des Klosters zu escortiren, und überließ sie erst hier, nachdem er auch dem Inhalte ihrer Ränzchen nichts Verdächtiges zu entnehmen vermocht, weiter unbehindert ihren Gastfreunden.

Im Refectorium, wohin man die Ankömmlinge zuerst führte, harrte ihrer bereits, umgeben von der ganzen Klostergenossenschaft, der Guardian, ein würdiger Greis aus dem Mailändischen, um sie mit einer längeren Bewillkommungsrede in italienischer Sprache feierlich zu begrüßen. Hierauf, nachdem man sie in ihre Zellen eingeführt und ihnen Zeit gelassen, den ersten Staub von den Sohlen zu schütteln, fand auf einem eigens dazu hergerichteten Balcon die Ceremonie der Fußwaschung Statt. Ein Jeder der Pilger wurde zu diesem Zwecke vom Guardian eingeladen, sich auf einem mit einem kostbaren Teppich bedeckten Stuhle, neben welchem ein kupfernes Wännchen mit warmem, mit wohlriechenden Essenzen gesättigtem Wasser bereit stand, sich niederzulassen. Zwei Mönche, während der Guardian mit den Uebrigen umherknieend verschiedene Hymnen sang, verrichteten das Werk der Demuth, das damit schloß, daß sie den rechten Fuß des Gastes küßten. Als die Reihe an allen Pilgern herum war, beschenkte sie der Guardian mit Wachskerzen und geleitete sie unter Absingung des Te Deum laudamus in die Ambiten und hierauf in feierlichem Aufzuge in die Kirche, wo er zuerst die Litanei anstimmte und dann nach einer abermaligen längeren Ansprache den kirchlichen Willkomm für beendet erklärte.

Den darauffolgenden Tag widmeten unsere Reisenden ausschließlich der Rast und der Besichtigung des Klosters. Es war dies ein ziemlich stattlicher, umfangreicher Steinbau im Geviert, mit der Kirche sowohl wie den Ambiten und den Zellen im Oberstockwerke, während das Erdgeschoß völlig leer stand. Der einzige Zugang zu demselben, eine bescheidene Pforte, wurde Tag wie Nacht durch schwere eiserne Riegel verrammelt gehalten, nicht sowohl der Klosterregel wegen, als um das zudringliche Araberproletariat fern zu halten, das in jenen Tagen ein besonderes Geschäft sich daraus machte, bald dieses, bald jenes Kloster in Contribution zu setzen, und wenn es einmal in die Räume eines oder des anderen eingedrungen, nicht so leicht aus demselben wieder loszubekommen war. Zur Zeit christlicher Herrschaft hatte der Convent seinen Sitz auf dem Berge Sion gehabt. Von dort seit 1561 durch die Moslemin verdrängt, hatte er nun bereits zum zweiten Male sich genöthigt gesehen, unter schweren Geldopfern die precäre Duldung an einer andern Stätte zu erkaufen. Ehedem ungleich zahlreicher und reich dotirt, zählte er gegenwärtig, den Guardian miteinbegriffen, blos fünfzehn Mönche, sämmtlich italienischer Nation, jedoch verschiedener Orden, und war mit seinem Unterhalte außer den milden Gaben der Pilger an die freiwilligen Spenden angewiesen, welche die christlichen Kaufleute Alexandriens, Tripolizza's, Aleppo's und Damaskus', dann der Papst, die Höfe von Spanien und Frankreich und einige Klöster Italiens ihm zuwandten, während Deutschland und England, wahrscheinlich infolge der Reformation, ihre Beiträge seit Längerem bereits eingestellt hatten. Dennoch würde das Einkommen, das jährlich auf mehrere Tausend Ducaten sich belief, zur Bestreitung eines anständigen Haushaltes mehr als ausgereicht haben, wäre es dem hartbedrängten Convente durch allerlei Erpressungen seitens der Türken nicht arg verkürzt worden. Abgesehen von den auf's höchste bemessenen regelmäßigen Abgaben und Steuern, hatte das Kloster auch jedem in Jerusalem amtirenden Würdenträger besondere, äußerst namhafte, wiewohl durchaus arbiträre Tribute zu entrichten, was sich nicht nur bei jedem Wechsel in den Personen, sondern selbst so oft wiederholte, als ein türkischer Dignitär nach Jerusalem auch nur zu Besuche kam, oder gelegentlich auch nur durchreiste. Besonders drückend für dasselbe war die Weinsteuer, da es nicht nur bei jedem Weinankauf von Fall zu Fall die Licenz ansuchen und theuer bezahlen mußte, sondern auch von der bloßen Erlaubniß, die Rebe in den Weingärten zu kaufen und selbst zu keltern, über dreihundert Ducaten zu entrichten hatte. Einen empfindlichen Tribut zu alle dem bildete die tägliche Verabfolgung von Brot, Getränk und Geld an eine Anzahl arabischen Gesindels, der nicht wohl sich zu entschlagen war, wenn man sich für Schlimmeres abfinden wollte.

Auch unsere Reisenden auf ihren Wan-

derungen durch die heilige Stadt und deren Umgebungen, an die sie gleich des folgenden Tages sich machten, sollten bald genug mancherlei Proben dieses Ausbeutungssystems an sich selbst erfahren — insoweit nämlich der Zutritt zu den aufgesuchten Stätten damals überhaupt zu erlangen war, deren einige die Regierung des Sultans mit Monopol belegt, andere die Bevölkerung, ohne andere Rechtstitel als die eigene Willkür, als bequeme Einkommensquelle sich arrogirt hatte, während die meisten jedem anderen als dem Fuße eines Muselmannes überhaupt unzugänglich blieben. So wurde ihnen z. B. gleich am Tage nach ihrer Ankunft durch einen besonderen Abgeordneten des Sandschiakates für den bloßen Einlaß in die Stadt eine Abgabe von zwei Ducaten per Kopf abgefordert. Für den Einlaß in die heilige Grabkirche hatten sie das erste Mal neun, das zweite Mal fünf Ducaten die Person zu bezahlen — eine Abgabe, von der außer den Franciscanern zur Zeit nicht einmal die geistlichen Personen, welchen Bekenntnisses und welcher Nation sie auch sein mochten, ja selbst nicht die in Jerusalem wohnhaften, ausgenommen waren. Die gesammte Vergünstigung, deren sich diese zu erfreuen hatten, bestand darin, daß man in Anbetracht ihres häufigen Besuchs der heiligen Stätte den Eintrittspreis für sie auf die Hälfte ermäßigt hatte. Als Franciscaner übrigens passirte Jeder, der eine Tonsur aufzuweisen vermochte, und da dies privilegirende Symbol, namentlich bei unbemittelten Pilgern, oft genug Anlaß zu frommen Defraudationen gab, so war auf eine solche einfach die Todesstrafe gesetzt.



Christoph Harant von Polzic.

Dabei war der Besuch dieses heiligen Ortes mit so viel erschwerenden Umständlichkeiten verbunden, daß die Abnahme der Pilgerfrequenz zum Theil wohl auch ihnen zugeschrieben werden durfte. Nicht nur wurden die Besucher bei ihrem Eintritte in die Kirche einer wiederholten strengen Controle, hinsichtlich der Identität ihrer Person, unterzogen; sie wurden, nachdem sie eingetreten waren, was gewöhnlich nur zur Vesperzeit gestattet wurde, darin förmlich eingesperrt und erst um die Mittagszeit des anderen Tages wieder herausgelassen, nicht ohne abermals peinlichst controlirt und möglicher Entwendung halber bis auf den nackten Leib strengstens visitirt zu werden. Man mußte sich daher für den Gang an die allerheiligste Stätte der Christenheit nicht nur mit dem nothdürftigsten Proviant, der gewöhnlich aus Brot und Wein, dann etwas Salat, Essig und gesottenen Eiern bestand, sondern auch mit — Decken und Matratzen versehen, wenn man in dem zur Nachtherberge angewiesenen, aller Bequemlichkeit entbehrenden, dafür aber mit lebendigen Qualen überreich gesegneten Gewölbe nicht das Opfer schrecklichster Torturen werden wollte. Der Eintritt in die Kirche Mariä Geburt wurde unseren Reisenden nur gegen ausnahmsweise Bewilligung von Seite des Sandschiakates und überdies gegen sehr gute Bezahlung gestattet. Der Eingang in die St. Pelagiencapelle auf dem Oelberge mußte von einem Haufen alter türkischer Weiber, die als Hüterinnen vor demselben lagerten, theuer erkauft werden. Eine, durch irgend einen Moment aus dem Leben Christi geweihte, von einem Steinwalle umzäunte Stelle auf eben diesem Berge erklärte ein Haufen Araber für seine Domäne. Gleiche Ansprüche auf das Grab des Lazarus behaupteten die arabischen Insassen Bethaniens. Den Tempel Salomonis mußten unsere Reisenden sich begnügen, lediglich aus der Ferne durch die zufällig offenstehende östliche Pforte der Umfassungsmauer — das Kloster Sion vom Dache des Klosters der Armenier — die Moschee über den Gräbern der Patriarchen bei Hebron, an der Stelle der von der Kaiserin Helene einst erbauten prachtvollen Kirche, gar nur durch das Schlüsselloch zu betrachten. Eine rühmliche Ausnahme machte lediglich die Mariengrabcapelle am Cedron, zu der die Christen sowohl wie die Türken je einen Schlüssel und somit auch unbeschränkten Zutritt hatten.

Um so bewundernswerther unter solchen Erschwernissen ist der Fleiß, mit welchem Ritter Harant das Studium der Oertlichkeiten bis in's Eingehendste sich hat angelegen sein lassen. Für Vieles in dieser Richtung weiß er allerdings keine andere Autorität anzugeben, als die seines steten Begleiters, des Vicars des Salvatorklosters. Allein er entschlägt sich darum keineswegs der freien Kritik und des bescheidenen Zweifels, wo er diesen gerechtfertigt glaubt, und so verdanken wir ihm denn die Bewahrung des Gedächtnisses und Zeugnisses für manches topographische Moment, das seitdem entweder ganz in Vergessenheit gerathen oder wenigstens zweifelhaft geworden, wie z. B. auf dem Oelberge die Vaterunser-Capelle und die bei der Eremitage der Büßerin St. Pelagia von der Kaiserin Helene erbaute Christi-Himmelfahrtskirche nebst dem St. Marcuskloster, von dem allen zu seiner Zeit, außer der Capelle, über die die Kirche sich hoch emporgewölbt, nur noch spärliche Trümmer vorhanden gewesen; in der Nähe von Bethanien die Capelle an der Stelle des Hauses der heiligen Magdalena, auf dem Berge Sion die Capelle der sieben Bußpsalmen David's, bei Bethlehem die Capelle an der Wohnstätte Josef's und Maria's, als Letztere der Engel im Traume nach Aegypten rief, die Capelle beim Dreikönigsbrunnen und die Engelskirche im Olivengarten beim Hirtendorfe, und dann in der Wüste die St. Hieronymuskirche und die Capelle auf dem Bergesgipfel, wo Christus vom Teufel versucht worden, von denen allen Ritter Harant noch mehr oder minder namhafte Reste gesehen.

Jerusalem selbst, das erst seit 1517 in türkischer Gewalt sich befand und erst 1542 auf Befehl Sultan Soliman's mit neuen Mauern umgeben worden war, schildert Ritter Harant als eine tief herabgekommene, staubige Stadt, von der Größe etwa wie Kuttenberg in Böhmen, der man in allen Straßen die Spuren ihrer tragischen Geschicke ansieht. Ein Drittel der Häuser liegt wüst und gar nicht oder nur vom versunkensten Elend bewohnt, ein Drittel des Raumes sind leere, öde Plätze. Die Bevölkerung schied sich streng in drei Elemente: das türkische als das herrschende, das ara-

bische als das gemeinschädliche, gefährliche, und das christliche als das bedrückte. Zu den Letzteren wieder stellten, außer den meist romanischen Katholiken, Griechen, Armenier, Georgianer, Syrier, Nestorianer, Jakobiten, Maroniten, Abessinier und noch verschiedene andere minder bekannte Secten ihre Contingente. Alle diese, ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Abstammung, sind den Türken tributär und werden von diesen, wenngleich blos als höchst einträgliches Steuerobject, in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche in Nichts behindert. Untereinander leben sie in Duldung und Frieden, ohne religiösen Krakeel, ohne gegenseitige Verketzerung, was allerdings zum Theil wohl auch eine Wirkung der eigenthümlichen Methode ist, auf welche die türkischen Behörden dergleichen Differenzen, wenn sie ja vorkommen, beizulegen lieben und die in nichts Geringerem als einer unparteiischen, beiden streitenden Theilen zujudicirten Bastonade zu bestehen pflegt. Ungleich schlimmer bestellt ist es mit den Christen außerhalb Jerusalems im flachen Lande, im Gebirge. Die Meisten derselben wissen kaum mehr als dem Namen nach, daß sie Christen sind. Sie leben in gänzlicher Verwahrlosung, ohne Priester, ohne Unterricht, und machen mit den Arabern gemeinsame Sache in Raub und Diebstahl. Sie sind daher ebenso wie die Araber der Gegenstand grausamster Justiz seitens der türkischen Behörden. Die allgemeine Tracht ist die türkische. Christen sind blos an ihren dreifarbigen Turbans kenntlich. Juden tragen sich vorherrschend gelb, Armenier blau. Auch in ihrer Häuslichkeit, Lebensweise und Sitte sind die Christen ganz auf orientalische Weise eingerichtet und üben diese selbst in der Kirche, wie unser Tourist dies z. B. bei seinem Besuche in Bethlehem zu beobachten Gelegenheit hatte. Die gesammte Einwohnerschaft dieses Ortes übrigens, der dazumal kaum ein bescheidenes Dorf genannt zu werden verdiente, stand zu jener Zeit in ganz besonders üblem Rufe. Sie bestand beinahe zu gleichen Theilen aus Arabern und Christen, die zwischen den Ruinen ehemaliger christlicher Großbauten in elenden Hütten, ja sogar in unterirdischen Gewölben in gemüthlicher Gemeinschaft beisammen wohnten. Von gewerblicher Thätigkeit fand sich im ganzen Orte keine Spur. Die Christen lebten von einigem Weinbau, den in Palästina zu betreiben sie allein ein gewisses Privilegium besaßen, die Araber von Bettel, Erpressung und Raub, an dem die Christen zwar nicht als unmittelbare Thäter, dafür aber als Gelegenheitsauskundschafter und Hehler ungescheut sich betheiligten. Das Kloster, vormals ein kastellartiger, umfangreicher Bau am Ostende der Stadt, über den ehemaligen Ringmauern, lag zum größten Theile leer und öde. Sein ganzer Convent beschränkte sich auf einen Guardian, der ein Franzose war, und fünf italienische Mönche. Er stand unter dem Guardian des St. Salvatorklosters und erhielt von diesem seinen Unterhalt zugetheilt. Die Kirche, einst eine der schönsten des Morgenlandes, war eines großen Theils ihrer ehemaligen Pracht entkleidet. Von den kostbaren Mosaiken namentlich war gerade das Bedeutendste zur Zeit ägyptischen Regiments nach Cairo geschafft worden. Doch hielten selbst die Moslemin sie hoch in Ehren und mußte jeder neue Kadi von Jerusalem gleich nach seinem Amtsantritte ihr seinen Besuch abstatten — um sammt seinem Gefolge einen Tag lang auf Kosten des Klosters sich tractiren zu lassen.

Unsere Reisenden wollten Jerusalem nicht verlassen, ohne wenigstens auch noch den Jordan aufgesucht zu haben. Es war dies zu jener Zeit ein nicht minder beschwerliches und gefährliches als kostspieliges Unternehmen. Der Weg durch die Wüste hin war schon in vorchristlichen Tagen unsicherheitshalber höchst verrufen gewesen, und die unabhängigen Araberhorden von Jericho thaten ihr Möglichstes, ihn bis zur Stunde in diesem Verrufe zu erhalten. Tausende von Pilgern schieden von Palästina, ohne auch nur den Versuch gewagt zu haben, dahin zu gelangen. Für Mönche, die Jahrzehnte im gelobten Lande gelebt, war der heilige Strom ein Gegenstand unerfüllter Sehnsucht geblieben. Nicht einmal die Türken wagten sich gern hinaus. Sie hatten dabei nicht nur selbst schon viel Unglück, sondern auch unliebsame Verantwortungen gehabt, und ließen daher die Erlaubniß zur Reise dahin, wenn sie sie schon ertheilten, was übrigens höchst selten geschah, sich wenigstens gut bezahlen. Unsere Reisenden, einschließlich den Convent des Salvatorklosters, der die sich darbie-

tende Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollte und sich deshalb in corpore der Expedition anschloß, hatten dafür nicht weniger als die runde Summe von hundert Ducaten zu bezahlen, wofür allerdings eine Escorte von dreizehn Berittenen ihnen beigesellt wurde. Die Karawane, an siebzig Personen stark, theils zu Fuß und theils zu Esel, sämmtliche Moslemin darunter mit Speeren und Pfeil und Bogen bewaffnet, brach am 8. September in der Abenddämmerung auf und durchzog bei Mondlicht die Wüste. Der Weg durch diese war so über alle Maßen schlecht, daß Pferde und Esel eins um das andere hinstürzten. Ein alter Mönch brach bei einem solchen Sturze sogar ein Bein. Nach kurzer Rast an den Quellen des Elisäus erreichte man in der Morgendämmerung Jericho und in früher Morgenstunde den Fluß. Das Thal von Jericho schildert Ritter Harant als ein überaus fruchtbares, üppiges, aber von seinen Bewohnern durchaus verwahrlostes. Diese, halbnackte, von Hunger ausgezehrte Araber, betrieben als einzige Beschäftigung die Zucht von langhaarigen schwarzen Ziegen, die sie in die Wüste zur Weide trieben. Einige Wenige sammelten im Todten Meere Harz und fingen in den Steingeklüften eine Art Eidechsen, um jenes zur Einbalsamirung der Leichen, die letzteren zur Bereitung des Theriaks nach Aegypten zu verkaufen. Im Uebrigen raubten und stahlen sie, wo und was sie nur konnten, wie sie denn auch ohne viele Umstände den Mitgliedern der Karawane, nachdem die reitende Escorte diese verlassen, um in Jericho Rast zu halten, das Brot aus den Säcken, ja geradezu vom Munde wegstahlen. Jericho, dessen Mauern einst eines Wunders bedurft, um zu sinken, präsentirte sich als ein Häuflein erbarmenswerther Barracken mit einem einzigen Thurme, angeblich dem Reste des Hauses des reichen Zachäus. Den Jordan schildert Ritter Harant als ein schmales, unansehnliches, lackigtrübes, still hingleitendes, jedoch tiefes Flüßchen, mit breiten, sumpfigen, von der Hitze jedoch ausgetrockneten und zerklüfteten, von dichten Gebüschen gesäumten Ufern, das die fatale Eigenthümlichkeit habe, bei jeglichem Besuche ein Menschenleben zu fordern, wie denn auch diesmal bei dem allgemeinen Bade, das Moslemin und Christen darin nahmen, um ein Kleines einer der Mönche seinen Tod gefunden hätte. Bei Mondschein, wie sie gekommen, kehrte die Karawane, nachdem sie auch noch das Todte Meer besichtigt, nach Jerusalem zurück.

Unsere ritterlichen Pilger sollten übrigens von der heiligen Stadt nicht scheiden, ohne seitens ihres Wirthes, des Guardians des Salvatorklosters, der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit geworden zu sein, die darin bestand, daß er sie zugleich mit Signor Antonio Donato zu Rittern des heiligen Grabes schlug. Die Ceremonie ging am 16. September, während ihres zweiten Besuches der heiligen Grabkirche, in feierlichster Weise vor sich. Der Guardian stellte unter dem gewöhnlichen Siegel des heiligen Grabes ihnen am selben Tage hierüber das Certificat aus, wogegen sie ihrerseits wieder dem Convente durch ein Festmahl und ein anständiges Geldgeschenk sich dankbar bewiesen. Ritter Harant überdies, als trefflicher Sänger und selbst Tondichter, ließ als besonderes Zeichen seiner Dankbarkeit dem Kloster eine innerhalb der Mauern desselben gesetzte Composition zu dem vierundzwanzigsten Psalme, „Qui confidunt in domino,“ zum Andenken zurück.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Wie die Dichter immer wieder den Frühling besingen, so kommen die Bewunderer menschlicher Größe stets von neuem auf gewisse Epochen oder gewisse Denkmale großer Ereignisse zurück. Wie viel ist allein über Rom, die ewige Stadt, geschrieben! Aber wie die Poesien über den Frühling nur dann Dauer und Werth erlangen, wenn sich eine harmonisch empfindende Seele darin ausspricht, so können auch die Schilderungen der Eindrücke beim Anblicke Roms und seiner Wunder nur dann von Bedeutung sein, wenn sie — vorausgesetzt, daß sie keine Bereicherung der Wissenschaft bezwecken — einen klarblickenden und vielseitig empfänglichen Geist, ein offenes Gemüth und reiche Vorbildung erkennen lassen. Dies ist in erfreulicher Weise bei Hermann Almers der Fall, der „Römische Schlendertage“ bei Schulze in Oldenburg herausgegeben hat. Das Buch zeigt Ernst und Humor, Kenntnisse und Feinheit der Beobachtung und empfiehlt sich in jeder Beziehung als anregende und erquickende Lectüre.



Holland und die Holländer.

Von

Karl Wittich.

I.

Ein trockenes Thema! mag Mancher denken. Das Wort „holländisch" pflegt ja gleichbedeutend mit phlegmatisch oder gar mit langweilig zu sein. Die große Menge weiß noch heute von Holland kaum mehr, als daß es dort guten Tabak, viel Häringe und Käse im Ueberfluß giebt; es gilt ihr als ein Land der Nabobs, wo gute und schlechte Papiere — vor Allem österreichische Staatspapiere — im Werthe von Milliarden gehäuft sind. Wenn, was bei uns sehr selten geschieht, einmal von Indien, von den holländisch-indischen Colonien die Rede ist, so bedauert wohl der Eine und der Andere, daß er keinen Onkel daselbst besitzt, einen Erb- und Goldonkel, wie ihn Kotzebue in seinen „Unglücklichen" schildert. Besser dies Bedauern als ein Irrglaube! Jahr aus Jahr ein noch kommen, namentlich aus dem Westphälischen und Hannoverschen schlichte Bürger und Landleute mit Weib und Kind, in ganzen Familienzügen nach Amsterdam und nach dem Haag gepilgert, um auf den Ministerien, den Consulaten, den Archiven, sogar auf der Polizei eine indische Erbschaft zu erheben, eine Erbschaft von mehreren Millionen — denn unter dem thun sie es niemals — welche irgend ein Onkel, Groß- oder Urgroßonkel, der vielleicht schon im vorigen Jahrhundert in Batavia oder in Paramaribo verstorben ist, ihnen hinterlassen haben soll. Zufällig haben sie erst jetzt durch einen guten Freund davon Nachricht empfangen. Was aber diese wahrhaft Unglücklichen, wer weiß durch welchen Schwindel Betrogenen, aus Mangel an schriftlichen Urkunden nicht zu erlangen im Stande sind, das suchen sie dann durch mündliche Demonstrationen, großartige Proteste und glänzende Verheißungen zu erreichen; jedem Beamten, der ihnen zur Erlangung ihrer Erbschaft behülflich sein möchte, pflegen sie eine Million zu versprechen. Ich habe noch nie von einem günstigen Erfolge gehört, noch nie, daß eine solche Millionen-Erbschaft überhaupt vorhanden war.

Holland, dies gelobte Land der Erbschaften, mit den indischen Besitzungen im Hintergrunde, an denen sich fort und fort deutsche Phantasien erhitzen, wie ist es andererseits als nüchtern verschrien! Die meisten europäischen Länder, wenn wir sie nicht wie die Schweiz als Touristen zu besuchen pflegen, sind uns doch durch die schöne Literatur näher gebracht; durch unsere Dichter und Schriftsteller oder durch ihre eigenen lernen wir sie kennen. Das uns so lange feindliche Dänemark z. B., welch' Interesse gewinnt in Andersen's Märchen und Romanen dies Land und seine Leute für uns. Mit Entrüstung erzählte mir einst ein Holländer, daß eine

deutsche Dame ihn gefragt habe, ob es in Holland auch Dichter gebe. Ja, wen und was kannten wir bis vor Kurzem von dorther? Unsere Poeten, wenn sie beiläufig einmal Holland erwähnten, thaten es meist nur in sarkastischer Weise. Ich erinnere an die ergötzliche Erzählung in Immermann's Münchhausen, von dem dicken, mürrischen Rentier Mynheer van Streef, welchen sein Arzt auf Reisen schickte, und welcher nach einem Bleistiftstriche, den er auf seiner Karte von Europa mit dem Lineale gezogen hatte, die verordnete Meilenzahl in schnurgerader Richtung, bis nach Griechenland hinein, abreiste. Und in eben dieser schnurgeraden Richtung kehrte er nach seinem holländischen Landhause zurück, das ihm mit der Menagerie aus Goldfasanen und Schildkröten, und mit der Aussicht auf benebelte Wiesen über Alles, auch über Griechenland ging. Dort konnte er sich von neuem seiner alltäglichen Beschäftigung hingeben, welche vorzüglich im mehrmaligen Theetrinken bestand — zu jeder Tasse gebrauchte er eine Viertelstunde — und überdies im Notiren der Ankunftsaugenblicke von jedem der Passagierboote, die auf dem Canale bei seinem Landhause vorüberfuhren.

Wenn man dies und Aehnliches liest, so möchte man allerdings das Wort Voltaire's immer noch gelten lassen, daß die Holländer die Chinesen Europa's seien.

Auch was die politische Literatur betrifft, haben unsere Zeitungen äußerst selten eine Spalte für Holland übrig. Und dann erklären sie wohl, daß es eine terra incognita, deren Bewohner ein von außen wenig beobachtetes Stillleben führen, die sich aber auch selbst um die übrige Welt kaum bekümmern; denn das, so heißt es, verbiete ihr uraltes Phlegma.

Und doch, dies selbige Land, das man von der chinesischen Mauer einer selbstgefälligen Absonderung umgeben findet, liegt inmitten der drei ersten Nationen Europa's, der englischen, französischen und deutschen. Es ist einst selbst ein Theil des deutschen Reiches gewesen. Dies Volk, das uns heute so fremdartig erscheint, ist nicht blos unser Nachbar, sondern unser nächster Stammverwandter. Von allen Sprachen steht die holländische der deutschen am nächsten; man pflegt sie häufig blos als einen verkommenen Dialect der unsrigen anzusehn, ebenso wie einer unserer Gelehrten die Holländer als verlorene Söhne der gemeinsamen Mutter Germania betrachtet. Immerhin! Diese Verlorenen haben für sich bestehend einst eine große Rolle in der Weltgeschichte gespielt; und weit über ihre Mauern hinaus haben sie mit Thatkraft und mit Kühnheit eingegriffen in das Leben anderer Völker. Da — es ist freilich lange her — zeigt sich nichts von Selbstgenügsamkeit, nichts von einem abgeschlossenen Stilleben. Große Charaktere, kräftige Gestalten und kühne Geister treten aus diesem kleinen Lande hervor auf die Bühne der Welt. Werfen wir einen Blick auf die Weltkarte, wie viele Länder, Inseln, Vorgebirge in allen Erdtheilen erinnern uns noch heute durch ihre holländischen Namen an die kühnen Seereisen dieses Volkes, an seine glücklichen Entdeckungen, an seine praktischen Niederlassungen — Neuholland, Neuseeland, Vandiemensland u. s. w.

Aber noch in anderer Weise haben die Holländer sich hervorgethan. In einer Kunst wenigstens, in der Malerei, haben sie Epoche gemacht und sind als Meister anerkannt. Als Meister im Kleinen, hat man freilich gesagt; selten ja läßt die holländische Schule einen hohen idealen Flug erkennen; sie hält sich streng an das Gegebene; die anspruchslosen Scenen der Wirklichkeit macht sie vornehmlich zum Gegenstande ihrer Darstellung. Eben darum, eben weil diese Malerei uns wie ein treuer Spiegel der Alltäglichkeit erscheint, müßte sie uns doch auch vorzüglich belehren können über den Charakter des Landes und des Volkes.

Jene appetitlichen Stillleben mit den funkelnden Weingläsern, mit todtem Geflügel und Fischen zwischen einer üppigen Blumen- und Obstpracht, sie mögen einen guten Begriff von holländischer Gastronomie geben, sonst aber Manchem allzu materiell erscheinen. Jene ebenen friedlichen Landschaften mit den weidenden Heerden, wie sie Potter und Adriaan van de Velde gemalt, sind vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke. Aber man betrachte die Leute, die Fülle von heiteren Figuren, die „lustigen Gesellschaften," wie sich viele Bilder betiteln und wie sie vor Allem der urkomische Jan Steen geschildert hat; man betrachte die tanzenden, scherzenden, schäkernden Bauern in ihren Wirthshäusern und auf ihren Jahrmärkten, wie sie Ostade

gemalt; die traulichen Scenen des Hauses von Gerard Dow, die Behaglichkeit der vornehmeren Häuser mit den eleganten Damen von Mieris und Terburg, und dann wieder die prunkenden Bürgeraufzüge, die Schützen- und Landwehrgilden, jene opulenten, muskulösen Gestalten, die van der Helst zur Anschauung bringt. Man betrachte schließlich die Portraits von Rembrandt, oft scheinbar düster in ihrem zauberhaften Helldunkel. Aber nie sind es melancholische und phlegmatische, es sind vielmehr frisch lebendige, ausdrucksvolle, kluge Gesichter, denen es aus den Augen leuchtet, ernste und fröhliche, oft lachende Gesichter. Er selbst, mit welcher sprudelnden Laune hat er sich auf dem Bilde mit seiner schönen Frau dargestellt.

Die holländische Malerschule bis zum heutigen Tage zeigt uns wie wenige andere eine Fülle von Leben und Humor, eine Heiterkeit und Jovialität, als lachte über jenem Lande ein ewig blauer, wenn auch ein etwas blaßblauer Himmel.

Nicht künstlerische, sondern andere gelegentliche Studien haben mich vor längerer Zeit dorthin geführt. Ich nahm übrigens alle Vorurtheile mit, die nun einmal ein Deutscher gegen Holland zu haben pflegt.

Welches ist der erste Eindruck, den es auf den Fremden macht? Eine chinesische Mauer muß derselbe bei seinem Eintritte in Holland allerdings passiren, ganz wie bei dem in andere Länder. Die holländischen Zollämter — Tolhuizen heißen sie in der Landessprache — schikaniren jedoch den Reisenden wenig, und wohl dem, der hier mit einem guten Gewissen vorüberreist. Da liegt es nun vor Einem das langweilige Land ohne Berge und Wälder, eine weite, monotone Ebene in ihrer trockenen, kahlen Nüchternheit. Aber nein! Wohl fehlen auf den ersten Blick die Reize jeder Abwechslung, Alles ist flach, am Horizonte erheben sich nur Windmühlen, unabsehbar breiten sich Wiesen aus, die durchbrochen sind von geradlinigen Gräben und Canälen und durchzogen von Hecken, die sie eintheilen in lauter Rechtecke. Und auf jeder dieser abgemessenen Fettweiden grast das üppige Vieh, die Potters und die van de Veldes, denen in ihrer trägen Beschäftigung unheimlich zu Muthe wird, wenn der Dampfwagen bei ihnen vorübersaust. Ohne dies classische Vieh und ohne Canäle und ohne buntangestrichene Windmühlen kann man sich freilich keine holländische Landschaft denken. Aber der Teppich, der die weite Erde deckt, prangt im saftigsten Grün. Es ist ein großer, ebener Garten, der vor den Blicken ausgebreitet liegt; an Wäldern fehlt es, jedoch nicht an einzelnen Wäldchen, nicht an immer wiederkehrenden Gehegen stattlicher Eichbäume, hinter denen sich die Dörfer verstecken und aus denen nur die grünschiefrigen Kirchthürme hervorragen. Auf zehn Windmühlen ein Kirchthurm; die Dörfer berühren sich gleichsam, und mit den Dörfern wechseln bald Städte ab; man bemerkt, daß man in einem wohlangebauten, dichtbevölkerten Lande ist. In der Einförmigkeit ist Fülle; in der Stille ist Leben; es ruht der Segen der Wohlhabenheit auf dieser Ebene.

Und wenn die Sonne freundlich scheint, dann blitzt und glitzert es von den blanken Giebeln der Häuser und den Kirchthurmspitzen, in den Seen und Gewässern. Das Wasser ist doch die eigentliche Seele der holländischen Landschaft; nur selten, daß es gänzlich fehlt, daß Sand und dürres Haidegestrüpp den Boden bilden. Häufiger ist es, daß Wasser und Land kaum voneinander zu unterscheiden, daß Beides ineinander überzugehen scheint, daß beide Elemente nur skizzenhaft vorhanden sind. Freilich, es sind schläfende oder stillhinschleichende Wasser, die oft höher stehen als der Boden des Landes, und die dann nur mühsam durch künstliche Dämme in ihren Bahnen zusammengehalten werden. Doch diese leblosen Gewässer, diese Grachten, die das gesammte Land durchziehen und es wie ein Gewebe unzähliger Inseln und Inselchen erscheinen lassen, welch' mannigfaches Leben stellt sich auf ihnen dar! Wer Holland kennen lernen will, muß eines der vielen Boote besteigen, die alle Canäle und Flüsse bedecken. Denn diese sind die Lebensadern, die eigentlichen und ursprünglichen Verkehrsstraßen des Landes; hier auf dem Wasser schwimmt Altholland! Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen in geregelten Stunden die Trekschuitenfahrten. Wer hat nicht schon von einer holländischen Trekschuit gehört! Es ist dies ein etwa dreißig Fuß langes Fahrzeug, welches mit seinem flachen Verdecke, mit den vielen Fensterchen auf beiden Seiten einem dahin-

schwimmenden Gesellschaftswagen, ohne Räder natürlich, gleicht. Dieser volksthümliche Wasseromnibus, der dreißig bis vierzig Personen aufnimmt, wird nach Art deutscher Marktschiffe an einem langen Seile durch einen trabenden Gaul am Ufer gezogen, dessen Reiter das Jägerchen (jagertje) heißt. Sanft gleitet man dahin, nicht zu schnell und nicht zu langsam. Man überholt die zahlreichen Frachtschiffe, deren weiße und rothe Segel den Canal beleben. Ein Boot begrüßt das andere; meist sind sie gedrängt voll müßiger und thätiger, rauchender und theetrinkender Passagiere. Die nimmer ruhenden Frauen aber berechnen nach ihrer Arbeit die Entfernungen; da ist z. B. eine Stadt von der anderen einen halben Strumpf entfernt.

An dem Rande dieser Canäle haben die reichen Kaufleute und die aus Indien heimgekehrten Pflanzer ihre Landsitze gebaut; nicht hohe Mauern verschließen dieselben und ihre weithin reichenden Gärten mit dunklen Baumpartien und farbenprächtigen Blumenbeeten den Blicken des Reisenden. Der Wassergraben bildet die Grenze, und der Wasserstraße ist die Front dieser Landhäuser zugekehrt, die schon durch ihre glänzenden Inschriften die Behaglichkeit der glücklichen Besitzer andeuten. Jedes hat seinen Namen: „Meine Lust und mein Leben,“ „Freundschaft und Geselligkeit,“ „Wohlzufrieden,“ „Wohlgelegen,“ „Freude bei Friede“ und wie sie sonst gewöhnlich heißen. In zahlloser Menge sind sie hineingestreut zwischen Dörfer und Städte. Die Dörfer selbst gleichen häufig mit ihren zweistöckigen, massiven, steinernen Häusern, mit ihren gepflasterten Straßen den Städten; die Städte mit der Legion von Windmühlen auf ihren ehemaligen Wällen häufig den Dörfern. Die holländische Stadt aber ist eigenthümlich wie die holländische Landschaft.

Feierlich grüßt uns das Glockenspiel der Kirchthürme, das unvermeidlich alle Viertelstunden sich wiederholt. Die Straßen, wie sind sie von den deutschen verschieden. Jede mit hellen Ziegelsteinchen, den sogenannten Klinkern, auf's zierlichste gepflastert, ist rein und glatt wie ein Tanzboden. Die Häuser zu beiden Seiten sind immer nur klein und bescheiden, zwei bis vier Fenster in der Front, oft noch alterthümlich mit seltsam verschnörkelten Giebeln und vielgestaltigen Schornsteinen. Es sind nirgends Paläste und nirgends Casernen. Aber schmuck nimmt sich ihre einfache Façade, die dunkelrothe oder braune backsteinerne Wand doch aus; in blendend weißen Einfassungen heben sich die übergroßen Fenster mit funkelnden Spiegelscheiben und mit den frischgrünen Läden zur Seite eigenthümlich ab. Hinter den Fenstern, namentlich in dem sehr niedrigen Erdgeschosse läßt sich stets ein üppiger Blumenflor erkennen. Doch dieser verbirgt dem muthigen Beobachter nicht ganz die niedlichen Mädchenköpfe, die gesenkt über eine häusliche Arbeit nebenbei Zeit gewinnen, Neugier mit Neugier zu bezahlen. Warum auch sollten die Holländerinnen eine Ausnahme machen? Ja, ich muß leider behaupten, sie sind die allerneugierigsten ihres Geschlechtes. Außen am Fenster sieht man mehrere schräg gegeneinander gestellte Spiegel angebracht, die die Straße beherrschen und den Damen Alles verrathen, was darin vorgeht; es sind ihre Spione oder Spionnetjes, wie sie diese sehr bezeichnend nennen, und ohne die fast kein holländisches Wohnhaus existiren darf.

Hohe schattige Linden durchziehen die meisten Straßen in einer Doppelreihe; und dazwischen gehen nun wieder die schnurgeraden Canäle entlang, die sich in der ganzen Stadt nach allen Richtungen kreuzen. Die Straßen mögen öde und leer erscheinen; aber auf den Canälen lebt und wimmelt es von Booten und Schiffen mit hochragenden Masten und dreifarbigen Flaggen. Es ist dieser ewige Wechsel von Land und Wasser, und dieser bunte, keineswegs grelle Farbenwechsel, der der holländischen Stadt, auch der kleinsten und stillsten, Leben verleiht, der sie jedenfalls nicht monoton erscheinen läßt. Das Einzelne ist oft unbedeutend, oft barock; aber das saubere Gesammtbild macht einen höchst wohlthuenden, heiteren Eindruck. Nicht der Sinn für schöne Formen, kein besonderer Kunststil hat sich ausgebildet in diesem Flachlande, dessen feuchter, saftreicher Boden der Vegetation eine so unbeschreiblich frische Färbung gegeben; es ist der Sinn für die Farbe, die Farbenfreude, welche sich überall zeigt. Die Durchsichten durch Straßen, Canäle, Zugbrücken und Baumreihen erscheinen, Dank dem Colorit, auch bei grauem Himmel oft von malerischer Schönheit.

Dies gilt im Allgemeinen; es ist der Charakter aller Städte; aber daneben hat jede ihre Besonderheiten. Auf einem engen Raume sind in Holland die großen Handels-, die Universitäts-, die übrigen Städte zusammengedrängt. Eine Beschreibung der einzelnen würde indeß zu weit führen. Die schönste Stadt ist nicht das handelsstolze, aber grau gewordene Amsterdam, wo kein Fremder heute mehr vor Staunen vergehen und auf seine ewigen Fragen ein ewiges Kannietverstaan zur Antwort sich holen wird; sondern der Haag, die Residenz, ist die schönste und lustigste Stadt. Neben stattlichen, breiten Straßen und Plätzen, die mitten in einem englischen Parke zu liegen scheinen, befinden sich enge, theils alterthümliche, aber stets überaus saubere Gassen, mit großartigen Läden. Da drängt sich das Volk, das nirgends ausgelassener sein kann, das einen ewigen Carneval zu feiern scheint. Da lauscht es allabendlich einem Improvisator, der vom Admiral de Ruyter erzählt und von den alten Nassauern. In der nächsten Umgebung des Haag sind die Ueberreste eines Urwaldes, der einst die ganze holländische Küste bedeckte — fünfhundertjährige Rieseneichen. Durch das Dunkel der Waldung schimmern aber die weißen Dünen, die die Nähe der See verrathen. Die Dünen, diese dreifache Kette von fünfzig bis zweihundertundfünfzig Fuß hohen Hügeln, welche der Wind in Jahrhunderten aus Meeressand aufgeworfen hat. Unabsehbar säumen und schützen sie heute die flandrische und holländische Küste. Es ist das langgestreckte, kahle, nur auf der Landseite mit Schilfgras und dürren Tannen mühsam bepflanzte Gebirge der Niederlande. Dahinter das Meer. Von weitem schon hört man es brausen. Man sollte meinen, himmelhohe Wogen müßten hier heranstürmen, das Ufer peitschen und daran zerschellen. Das ist nicht der Fall. Flach fallen die Wellen gegen den Strand ab in leichtem Gekräusel; eben noch manneshoch, wüthend und erregt, werden sie im Nu kleinmüthig, langsam und sterben mit sanftem Gemurmel dahin. Ueber die Dünen hinweg, bis an den feuchten Rand kann man hinantreten; man muß sich freilich gefallen lassen, daß ein umherlungernder, aufdringlicher Gesell (denn solche giebt es auch in Holland massenhaft) Einem folgt und allerhand Pantomimen vormacht, bis er endlich vier Worte herausbringt: Dat is de zee, und für diese ebenso deutliche als geistreiche Erklärung verlangt er natürlich ein angemessenes Trinkgeld. Was aber läßt sich auch mehr sagen, wie soll man sie schildern, die holländische See, die Nordsee, die sich ewig verändert und ewig gleich bleibt, die farblos ist und doch in allen Farben schimmert? Diese Stunde ist sie hell und glatt wie ein Spiegel, in der nächsten zerrissen und durchfurcht, sie kann öde erscheinen und zieht den Menschen doch ewig an; sie ermüdet den Blick und fesselt ihn unwiderstehlich. Sieht man lange hinein, dann wächst sie, wird größer, breiter, tiefer, grenzenlos. Das ist die holländische Romantik, die außer ihren Malern zahlreiche Dichter gefunden hat. In Prosa, in Worten für uns leicht verständlich, beschreibt Jemand das Meer bei Scheveningen, wie es ruischt en bruischt en klatert en ratelt en buldert en brult en dondert, en zingt zijn duizendstemmig lied — het lied der Sirenen, dat u vleit en lokt en meê wil sleepen in die grondelooze diepte . . . O diepte van harmoniën in kleuren en klanken . . . O trouwe beeldtenis van den wentelenden tijd, die gelijk gij heden zijt, alzoo gisteren waart en eergisteren en vóór jaren en vóór eeuwen, en morgen zijn zult en over jaren en eeuwen — magtige zee, wees gegroet!*

Von der ewigen und mächtigen See aber nehmen wir Abschied; wir halten uns nicht bei den Fischern auf, dieser kräftigen, stolzen und blutarmen Strandbevölkerung, die zu Dutzenden den Namen Waterreus (Wasserriese oder Meerriese) führt, die sich auf schlanken und kiellosen Fahrzeugen zum Häringsfang in die See hinauswagt, und von der Dutzende jährlich den Tod in den Wellen finden. Gegen das Meer bestehen keine Riesen. Erschrecklich groß ist die Zahl der Wittwen unter den Fischerfrauen, die selbst mit ihren gewaltigen Gestalten und ihren

* Wie es „rauscht und braust und plätschert und rasselt und tobt und brüllt und donnert, und singt sein tausendstimmiges Lied — das Lied der Sirenen, das Euch schmeichelt und Euch lockt und mit hinabziehen will in die bodenlose Tiefe . . . O Tiefe von Harmonien in Farben und Klängen . . . O treues Abbild der rollenden Zeit, die, wie du heute bist, so auch gestern warest und vorgestern und vor Jahren und vor Jahrhunderten, und morgen sein wirst und über Jahre und Jahrhunderte — mächtige See, sei gegrüßt!"

tiefen Baßstimmen wie Riesinnen aus einer fremden Welt erscheinen. Auf ihren Köpfen, welche grobe und tief herabreichende Strohhüte bedecken, tragen sie, in runden Körben hoch aufgeschichtet, täglich die Beute des Meeres zur Stadt. Gegen sie sind die Fischweiber auf dem Berliner Gensdarmenmarkte Grazien.

Keine zierlichen und malerischen Trachten begegnen uns an der See. Schwerfällig bewegt sich der gewöhnliche Mann in unförmigen Holzschuhen. Aber durch Eines wenigstens zeichnen sich die Frauen und Mädchen vom Lande aus, durch ihren wunderlichen Kopfputz. Die holländischen Bäuerinnen tragen unter Capuzen von weißem, durchsichtigem Flore ungeheure Goldblechhauben, die den Kopf umschilden und an beiden Schläfen oft in förmliche Scheuklappen auslaufen. Das sind meist Familienstücke aus uralter Zeit und von gediegenem Golde, die mit den dazu gehörigen Ohrgehängen und Ketten einen Werth von fünfhundert bis zehntausend Gulden haben können. Es ist übrigens begreiflich, wenn Heine eine solche Donna mit vergoldetem Haupte, die Gestalt aber eingepanzert in einen buntgeblümten Damastrock und die Arme in einer Fülle brabantener Spitzen begraben, mit einer fabelhaften chinesischen Puppe, mit der Göttin des Porcellans vergleicht.

In der Stadt, wie überall im städtischen Leben, giebt es keine auffälligen Trachten mehr. Und ähnlich wie mit den Trachten geht es mit den Physiognomien. Das See- und das Landleben mag derbe Gestalten, besonders das letztere breite, behäbige Gesichter lieben. Aber man irrt, wenn man im Allgemeinen die Holländer und die Holländerinnen für dick und plump hält. Sonderbar, die Holländer selbst pflegen den nämlichen Irrthum in Bezug auf die Deutschen zu hegen. Soviel aber ist gewiß, die holländischen Physiognomien unterscheiden sich von den deutschen im Allgemeinen wenig oder gar nicht. Man erkennt auch an den Gesichtern die ursprüngliche Verwandtschaft. Kaum anders verhält es sich mit dem Temperamente. Nicht steif und nicht langweilig und nicht phlegmatisch, mindestens nicht in dem gewöhnlichen Sinne, kann man so schlechthin diese Menschen nennen; sie sind das letztere jedenfalls weit weniger als die Schwaben. In mannigfacher Mischung und in allen Schattirungen findet man hier wie bei uns alle vier Temperamente vertreten. Auch Sanguiniker giebt es in Holland, junge und alte. Allerdings, das Feuer des Italieners und die Beweglichkeit, die Leichtlebigkeit des Franzosen fehlt. Im Ganzen tritt der Holländer dem Fremden mit einem festbestimmten, natürlichen, offenen und feinen Benehmen, aber ohne jede Etiquette, entgegen. Ist man ihm gut empfohlen — und schriftliche Empfehlungen thun hier sehr viel — so wird er sich gefällig und zuvorkommend, vor Allem gastfrei zeigen. Gastfrei ist er im höchsten Grade. In sein Haus und in seinen Club — denn Beides spielt hier eine große Rolle — wird man leichter, als man glaubt, eingeführt; und in keinem Lande kann man schneller und angenehmer Bekanntschaften machen als hier. Es ist die solide Freundlichkeit überhaupt, die auch andere Deutsche für die Holländer gleich in der ersten Stunde eingenommen hat. Man ist gern bereit, sein übles Vorurtheil schwinden zu lassen.

Indeß, die Holländer haben andere Fehler, die man recht bald bemerkt. Die Sicherheit ihres ganzen Wesens wird Niemand tadeln können. Allein damit pflegt Hand in Hand eine außerordentliche Selbstgefälligkeit zu gehen, keine Eitelkeit, aber doch ein Dünkel, ich muß sagen eine Ueberhebung, die nicht der Person, sondern der Nation gilt. Eigenthümlich genug, dieselbe Natur des Landes, die wir langweilig zu finden pflegen und von der wir irrthümlich annehmen, daß sie auch die Bewohner langweilig gemacht habe, ist der Stolz der Holländer und kann sie zu Enthusiasten machen. Auch sie sagen, ihr Land habe die Leute gebildet, aber nach ihrer Ansicht zu etwas ganz Besonderem. Woher kommt das?

Die Niederlande, die die nordwestliche Ecke der ungeheuren, sich vom Uralgebirge bis zur Nordsee erstreckenden Tiefebene einnehmen, sind der niedrigste Theil des Continents. Theilweise liegen sie unter dem Meeresspiegel; und außer durch die Dünen können sie nur durch künstliche Mittel, durch kostspielige Dämme und Deiche vor Ueberschwemmungen geschützt werden. Man hat die Holländer Cyklopen genannt wegen dieser Werke, die sie aufgethürmt. In der That, wäre Holland unbewohnt geblieben, so würde es heute nicht mehr existiren, sondern die See darüber hinwegfluthen.

Dies Volk hat dem Meere Schranken gesetzt; es hat auch die inneren Wasser und Flüsse nach seinem Willen gelenkt und ihnen die Bahnen vorgeschrieben; es hat mit widerwärtigen Elementen gerungen; es hat sich den Boden, auf dem es wohnt, erkämpft und erbaut. Die trocken gelegten Landstrecken, die sogenannten Polder, haben die unsägliche Mühe belohnt; wo sonst der Kiel die Wogen durchfurchte, da furcht heute der Pflug das fruchtbarste Ackerland. Jener Kampf, obwohl glücklich gewendet, ist aber nie entschieden. Täglich lauert das Meer, dem Menschen die Beute wieder abzujagen; und jährlich noch drohen die Flüsse, ihr eingedämmtes Bett zu übersteigen, die Dämme zu zerreißen. Die Leute dürfen nicht ruhen, nicht die Augen schließen; sie müssen die Gefahr voraussehen und zeitig abwehren; sie sind, wie ein Engländer gesagt hat, hier im untersten Schiffsraume der Natur und müssen immer an der Pumpe bleiben. Eine solche Natur, das ist allgemein anerkannt, macht wachsam und zähe, fleißig und thatkräftig, praktisch und erfindungsreich. Sie schafft auch die Bedingungen zur Freiheit; sie schafft eine außerordentliche Liebe zum Vaterlande; denn der mit unendlichem Fleiße errungene Boden ist dem Menschen über Alles theuer. Solch ein Boden, man kann es zugeben, ist viel mehr Eigenthum der Bewohner als jeder andere; es ist möglich, daß es kein Land in der Welt giebt, wo ihre Hand soviel hergestellt hat als in Holland. Die Holländer haben Holland gemacht und nun hängen sie an ihrem Boden, wie die Seele am Körper.

Doch neben der Natur des Landes ist es die Geschichte, die auf den Volkscharakter wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Und dies Volk rühmt sich ja auch, eine glänzende Geschichte, eine wunderbare Vergangenheit zu haben. Aus einer Wurzel sind Deutsche und Holländer entsprossen; aber wie haben allmälig äußere Umstände ihre Wege geschieden! Holland erreichte als selbständiger Staat seine höchste Blüthe, während Deutschland — leider — zerrissen, erniedrigt, im tiefsten Elende lag. Holland aber sank, während Deutschland sich erholte und erhob. Wir gehen schließlich dem Ziele der nationalen Einheit entgegen; doch mit Mißgunst und Abneigung betrachten die Holländer bekanntlich unsere Erfolge. Davon später noch ein Wort. Aber an dieser Stelle sei erwähnt, daß sie bisher gewohnt waren, mit einer wahren Geringschätzung gerade und vor Allem auf die Deutschen zu sehen. Mit viel schlimmerem Vorurtheil als wir ihnen zahlen sie uns. Das bemerkt man ebenfalls sehr bald, und das verwischt zum Theil den ersten günstigen Eindruck. Dem Einzelnen mögen sie mit aller Achtung begegnen, aber ihr Eigendünkel läßt sie über die deutsche Nation im Ganzen, vornehmlich über den politischen Charakter der Deutschen den Stab brechen. Es ist stets so gewesen, daß die nächst verwandten Völker, so z. B. auch Portugiesen und Spanier, einander am meisten abgestoßen haben. Wenn's Einem beliebt, so kann man jeden Augenblick den Protest hervorrufen: „Wir sind Holländer und keine Deutsche, wir sind ein freies Volk." Das freie Niederland begegnet einem auf Schritt und Tritt. Möge es mir erlaubt sein, einige Streiflichter auf ihre Geschichte und auf die ehemaligen Verhältnisse zwischen ihnen und uns fallen zu lassen.

Tacitus rühmt vor einigen anderen germanischen Völkerschaften die Bataver, die den größeren Theil der Niederlande zu seiner Zeit bewohnten, um ihrer Tapferkeit willen. Wahrscheinlich ist seine vorzüglich günstige Schilderung die Ursache, daß sich die heutigen Holländer noch immer als die Nachkommen jenes Volkes betrachten und sich in poetischer Redeform die edlen Batavieren nennen, obwohl die alten Bataver schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von der Karte verschwunden sind, nicht anders als die freiheitsliebenden Cherusker, die Klopstock vergebens wieder zu Ansehen zu bringen bemüht war.

Seit der Völkerwanderung sind es die Franken und vornehmlich die Friesen, die das Land fast ausschließlich besetzt halten. Diese theilten bald das Loos der meisten germanischen Völkerschaften; mit Waffengewalt wurden sie der merovingischen und dann karolingischen Weltherrschaft unterworfen und zum Christenthume bekehrt. Zwar ließ Karl der Große ihnen den Namen der freien Leute, er ließ auch ihr Volksrecht aufzeichnen: die Friesen, heißt es darin, sollen frei sein, solange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird. Unter den deutschen Königen, die sich als Nachfolger Karl's des Großen be-

trachteten und als römische Kaiser nur ihre christliche Universalherrschaft im Auge hatten, machten sie einen Theil des deutschen Reiches aus. Aber leider, während unsere Könige und Kaiser andere fremde Nationen unterjochen wollten, mit Vorliebe namentlich sich nach Südosten, nach Italien wandten, lockerte in ihrer häufigen Abwesenheit sich das Band, das jene weitentlegene nordwestliche Grenzlandschaft mit Deutschland verknüpfte. Doch das ganze Reich lockerte sich. Man kann es nicht scharf genug betonen: das mittelalterliche Kaiserthum ist das Grab unserer Nationalwohlfahrt geworden; an jener von außen hereingetragenen Idee von der Weltherrschaft, welche nutzlos aufreibende Kämpfe kostete, ist unsere Nationaleinheit zu Grunde gegangen; der Keim hierzu war da, er begann sich zu entwickeln, er ist im Interesse einer unausführbaren Idee geopfert, vernichtet worden. Die meisten holländischen Geschichtsschreiber gehen nun mit aller Absichtlichkeit über die glücklichen Anfänge unserer Nation, im Allgemeinen aber über die Zeit, wo ihr eigenes Land nur eine deutsche Provinz war, sehr schnell hinweg; der Masse wird gelehrt, daß Niederland, daß Holland nie zu Deutschland gehört, daß von Anfang an dort eine besondere Nation existirt habe. Das ist ganz irrig. Die holländische Sprache, wenn man von einer solchen schon reden könnte, war ein deutscher Dialekt, nicht anders als das Bairische oder Schwäbische. Rechtlich und nominell war das Land dem deutschen Reiche untergeordnet, nicht anders als Baiern oder Schwaben. Factisch stand es kaum selbständiger da als diese. Höchstens, daß der äußerste Grenzdistrict, der nördlichste Theil, Friesland im beschränkten Sinne, bei der größeren Entlegenheit sich noch mehr der Machtsphäre des Kaisers entziehen konnte. Und im Ganzen hat Niederland auch durchaus denselben Entwicklungsgang wie die ursprünglichen deutschen Provinzen, wie die Stammesherzogthümer genommen, auch dieselbe Zersetzung erlitten. Denn wie das Reich zerfiel, so zerfiel auch jeder seiner Bruchtheile wieder in Trümmer und Splitter, in kleine Territorien und Dynastien, in adelige Parzellen. Die ursprünglichen Vasallen des Kaisers machten sich zu Landesherren, machten sich stets unabhängiger und befehdeten Einer den Anderen.

Es war eine großartige Anarchie, und mit das traurigste Bild derselben liefern uns gerade die Niederlande. Bis in das spätere Mittelalter sehen wir da einen undurchdringlichen Wirrwarr unbedeutender Herrschaften, Grafschaften, Herzogthümer, einen Knäuel dynastischer Verwicklungen. Das Elend der Zerrissenheit wurde hier noch gesteigert durch die Schrecknisse der Natur; das Meer brach wiederholt ein in dies niedrige Küstenland; es verschlang ganze Landschaften; im dreizehnten Jahrhunderte bildete sich durch einen solchen Einbruch die Zuidersee. Schon früher hatte die Noth die arme Bevölkerung gelehrt, größere Deichbauten aufzuführen. Die Fluth riß sie immer wieder weg und machte Tausende heimathlos. Damals verzweifelten Viele; um dem Drucke ihres Adels und dem Drucke der Natur zu entgehen, wanderten bereits seit dem zwölften Jahrhundert ganze Schaaren aus Holland wie aus Flandern, für die der gemeinsame Name Flamänder gilt, nach Deutschland aus, nach den unteren Elbgegenden, nach unserer Mark, nach Sachsen, nach Preußen, nach Schlesien u. s. w. Sie wanderten aus nach dem Ostlande, wie sie es gemeinhin nannten; dort hofften sie nach einem alten Volksliede einen besseren Zustand zu finden, willkommen zu sein, Wein und Bier trinken zu können, soviel wie sie wollten.

Und sie waren willkommen; deutsche Fürsten und Prälaten und die Ritter des deutschen Ordens in Preußen waren die Gönner dieser Holländer, nahmen sie auf, vor Allem die Markgrafen von Brandenburg, als erster Albrecht der Bär. Zum Colonisiren der vorher slavischen Lande haben die holländischen Ansiedler tüchtig mitgewirkt; da fanden sie nun ein günstiges Feld für ihre Kunst, die Wasser zu zähmen, das Land einzudeichen und zu bebauen. Aber etwas kühn ist es doch, wenn ein moderner niederländischer Historiker behauptet, daß diese Einwanderer den eigentlichen Grund gelegt haben zu der späteren Blüthe der Mark Brandenburg. Wohl sind noch hinlängliche Spuren in kirchlichen Backsteinbauten, in Namen und Sitten von ihnen vorhanden. Die sich wiederholenden Namen Fläming, Fleemsdorf u. s. w., auch Preußisch-Holland stammen von dorther. In einzelnen Gegenden haben sich sogar bedeutende Ueberreste des holländi-

schen Dialekts bis zum heutigen Tage erhalten, so vornehmlich in der Gegend von Jüterbogk.

Aber auch Schifffahrt und Handel begannen allmälig nähere Beziehungen zwischen dem Ostlande und den Niederlanden zu begründen. Die freie Vereinigung der deutschen Hansa, die für den Mangel nationaler Einheit wenigstens nach einer Seite hin Ersatz bot, umfaßte auch zahlreiche niederländische Städte. Und diese Städte blühten empor wie die deutschen; sie wurden wie die deutschen die Stätten der Freiheit; sie bekamen seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Gleichgewicht mit dem Adel und Ritterthum, seit dem sechzehnten aber das entschiedene Uebergewicht.

(Schluß folgt.)

Spanische Skizzen.

Von

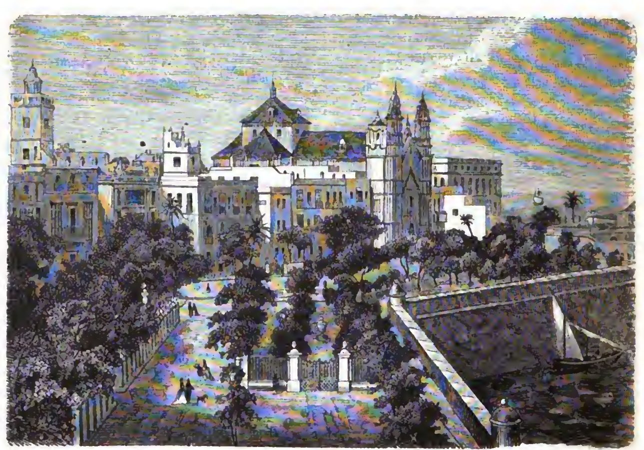
Adrian Malano.

Bei Sevilla entfernt sich die Eisenbahn vom Ufer des Guadalquivir, Gegenden durcheilend, deren Charakter nicht wesentlich verschieden ist von denen zwischen Cordova und Sevilla. Mehr oder minder reiche Olivenhaine bedecken das braune Land, mit Aloe und Cactus sind die Wege eingefaßt, und ab und an treten die blauen Höhen der Serrania de Ronda, deren einer Ausläufer Gibraltar ist, weiter in das Tiefland vor. Nicht lange, so kündigen uns üppige Rebenpflanzungen die Nähe von Jerez an: so weit das Auge reicht, nur Weinfelder, eine wahrhaft wuchernde Wildniß, und dazwischen zahlreiche reizende Landhäuser mit Thürmen und Erkern und Balconen und Kuppeln, bald strahlend im reinsten Weiß, bald bemalt mit heiterem Rosa oder Himmelbau. Und immer gedrängter werden die Häuser und reihen sich zu Straßen zusammen, immer noch umschlungen und durchwachsen von Weingärten, und überall Geschäftigkeit und Arbeit, hier in den Rebenfeldern Menschengruppen, dort auf den staubigen Wegen schwere Ochsenkarren mit Schläuchen oder Fässern, dort wieder ein Zug schellenbehangener und buntgeschirrter Maulthiere, belastet mit Körben voll der köstlichsten Trauben oder großer Oliven — das ist das Bild von Jerez, das ist das wahre Andalusien, ein üppiger Garten, ein blühendes Gefilde, Andalusien, wie es in unserer Vorstellung lebt, und so könnte das ganze Andalusien sein, wenn es nur wieder werden wollte, was es schon einmal war.

Bald hinter dem reizenden Jerez erreichen wir das freundliche Puerto Santa Maria und damit das Meer. Vor unseren Blicken dehnt sich eine weite blaue Bai aus, auf der unzählige große und kleine weiße Segel schimmern, und drüben erhebt sich in leuchtender Schönheit, auf allen Seiten, so scheint es, vom Meere umspült, das weiße Cadiz wie ein glänzender stolzer Schwan inmitten der blauen Fluthen. Unsere Blicke hängen an dieser feenhaften Erscheinung, aber anstatt uns näher zu kommen, scheint sie vielmehr vor uns zurückzuweichen; schon liegt Cadiz nicht mehr vor uns, sondern zu unserer Rechten, jetzt sogar hinter uns, und weiter entfernt als zuvor: die Bahn hat die ganze weite Bai zu umkreisen, eine Bai, in der sämmtliche Flotten Europa's ankern könnten, bevor sie die Landzunge erreicht, an deren äußerster Spitze Cadiz liegt. Noch befinden wir uns auf dem Festlande, aber die Gegend ist völlig verändert, wir spüren überall die unmittelbarste Nähe des Meeres. Der Boden ist sumpfig, von Tausenden kleiner Canäle durchschnitten. Und was der Gegend noch einen ganz besonderen Anstrich giebt, das sind Hunderte von hohen, in der Sonne leuchtenden weißen Zelten — so meint man, bis man näher kommend sieht, daß es zu pyramidalen Hügeln aufgehäuftes Salz ist, von dem vier und eine halbe Million Centner jährlich auf diesem Boden gewonnen werden, eine Industrie, die ganz allein den Wohlstand blühender Städte ausmacht, die in fast ununterbrochener Reihe um die Bai herumliegen. Denn selbst auf diesem sumpfigen, meerwasserdurchrieselten Boden hat man noch Platz gefunden zur Anlage von Städten und großartigen Etablissements für die Marine. Nicht lange haben wir Puerto Real hinter uns, so erreichen wir La Carraca, ein kolossales See-Arsenal, fast einer Stadt gleich; dann überschreiten wir den Canal San Pedro, einen Meeresarm, der die Isla de Leon vom Festlande scheidet, an einem Ende von dem arabischen

Fort San Romualdo, am andern von der Festung San Pedro bewacht, überbrückt schon in alter Zeit durch den befestigten Puente Suazo, dem man römischen Ursprung vindicirt, und über den die Landstraße zur Seite der Eisenbahn die Insel betritt; und kaum auf der Insel, haben wir wieder eine blühende Stadt zur Seite, San Fernando, trotz seiner Lage inmitten salziger Moräste doch mit Gärten, in denen die schlanke Palme ihr Haupt wiegt, und doch Alles weiß und hell und heiter. Und nun befinden wir uns auf der Landzunge, nach Byron's Ausdruck dem dünnen Tau, welches das stolze Schiff Cadiz noch am Gestade hält. Die langgestreckte Landzunge ist zu schmal, um nur Landstraße und Eisenbahn friedlich nebeneinander zu tragen; die Bahn ist fast ganz in's Wasser hineingedrängt, und nun plötzlich sperrt noch das Fort La Cortadura den Weg in seiner ganzen Breite. Die Landstraße zieht demüthig durch seine Thore hindurch und läßt sich die militärische Aufsicht und Bewachung gefallen; die Bahn aber wirft sich stolz in's Meer, in weitem Bogen durchschneidet sie die Bai, des Forts spottend, und wir befinden uns in Cadiz.

Das heutige Cadiz ist eine durchaus moderne Stadt. In den Benennungen einzelner Straßen, wie Hamilcar, Asdrubal, Pomponio Mela, liebt es die Stadt, sich ihrer mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit und ihrer Blüthe schon unter carthagischer und römischer Herrschaft zu erinnern, aber greifbare Reste früherer Zeiten sind nicht mehr vorhanden. Von diesem Mangel historischer Monumente abgesehen, hat Cadiz alle Vorzüge Sevilla's. Die Straßen sind eng, aber gut gepflastert und musterhaft sauber, nicht winklig und gewunden, wie in Sevilla, sondern schnurgerade. Auch hier ist der Anstrich der Häuser blendendes Weiß, ihre Einrichtung dieselbe wie in Sevilla, und auf den flachen Dächern erhebt sich ein Gewimmel von kleinen Thürmchen und Pavillons, und zahllose Glaserker und blumenüberwucherte Balcone ragen in die schattigen Straßen hinein. Und die ganze Stadt fast ist umschlungen von reizenden Spaziergängen und alle die vielen Plätze sind geschmückt mit den zierlichsten und anmuthigsten blumigen und schattigen Anlagen und überall herrscht auch hier ein fröhliches und geschäftiges Leben. Aber Cadiz hat vor Sevilla noch etwas voraus: seine wunderbare Lage. Wandelt man auf den


Alameda und Carmeliterkirche in Cadiz.

Promenaden von Cadiz, so hört man auf allen Seiten den ewigen majestätischen Gesang der Meereswogen und der Blick gleitet über die sonnenbeglänzte azurne Fläche des Oceans dahin; so z. B. auf der Alameda, wo die Carmeliterkirche sich befindet. Besteigt man eines der schnellen Boote, die für ein Billiges im Hafen zu miethen sind und fährt ein wenig hinaus auf die klare See, so bietet sich ein entzückendes Panorama. Da liegt das ganze herrliche Gestade der wundervollen Bai in weitem Bogen vor uns, im Hintergrunde tiefblaue Bergketten, da sieht man stolze Palmen ragen und graziöse Thürme von allen Farben aus dem Grün von Cypressen und Lorber hervorgrüßen, da sieht man den endlosen Spiegel des Oceans, und hier Cadiz selbst mit seinen unzähligen Thürmchen und Zinnen, rings von blauen Wogen umfluthet und in reinem, feenhaftem Glanze strahlend, wie die schaumentstiegene Göttin der Schönheit selbst, und über diesem ganzen Gemälde ausgegossen eine unendliche Fülle warmen Lichtes, so goldig glänzend und zart, wie es nur der Süden kennt — ein Anblick von zauberischer Pracht. Nur ein Panorama bietet Spanien noch, das an Schönheit diesem ebenbürtig ist: die Vega von Granada — und wer diese beiden kennt, der ist berechtigt in Entzücken zu gerathen, wenn der Name Andalusien an sein Ohr schlägt.

Von Cadiz ging die Reise über Gibraltar, durch die berühmte Meerenge weiter. Nur flüchtig berichten wir noch, wie wir von da nach Malaga gelangten. Die Eisenbahn hatte uns nach Cadiz gebracht, das Dampfboot mußte uns von dort weiterführen.

Langsam und viel später als erwartet setzte sich der Dampfer in Bewegung, der uns von Cadiz nach Gibraltar bringen sollte. Die spanischen Küsten zeigten sich in blauem Duft, an der entgegengesetzten Seite dehnte sich die Küste von Afrika lang hin.

Endlich wurde die Ankunft des Schiffes bei Gibraltar signalisirt; der dunkle und schroffe Felsen streckte sich wie eine gigantische Sphinx in's Meer hinein, und zu ihren Füßen hingelagert schimmerte mit Hunderten von Lichtern die Stadt Gibraltar.

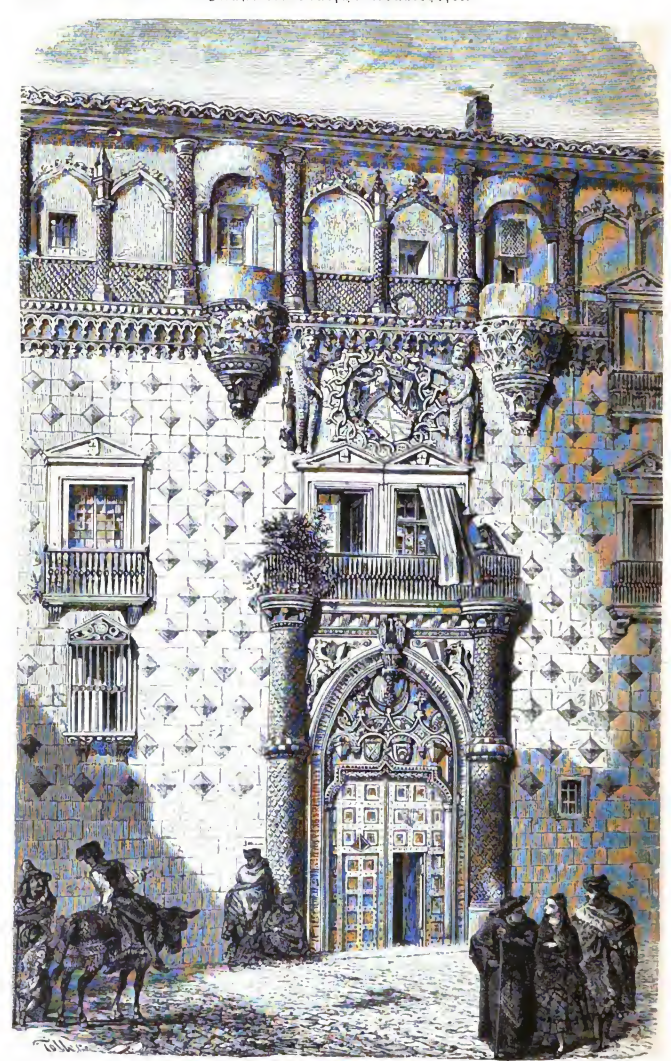
Ein Ruderboot brachte uns am andern Morgen vom Dampfer an das Land, wo uns ein Schwarm von hülfreichen Lazzaronis, Kindern, Bettlern und Gesindel aller Art umringte. Wir stiegen durch die engen Straßen hinauf, um die Festungswerke zu sehen, welche vom Felsen selbst gebildet werden. Ein unvollendeter ruinenhafter Thurm bietet eine prachtvolle Aussicht. Beim Rückweg kamen wir durch den oberen Stadttheil, der von den Resten der ehemaligen Maurenbevölkerung Spaniens bewohnt wird. Im unteren Theile der Stadt mit breiteren Straßen, sieht man viele Engländer und entdeckt auch den englischen Einfluß an der größeren Reinlichkeit.

Die Hitze, welche an dem felsigen Ufer verdoppelt wird, erzeugt eine üppige tropische Vegetation, zugleich aber auch Gleichgültigkeit und Trägheit, die sich namentlich bei den türkischen Bewohnern zu erkennen giebt. — Am folgenden Morgen verließen wir den Hafen.

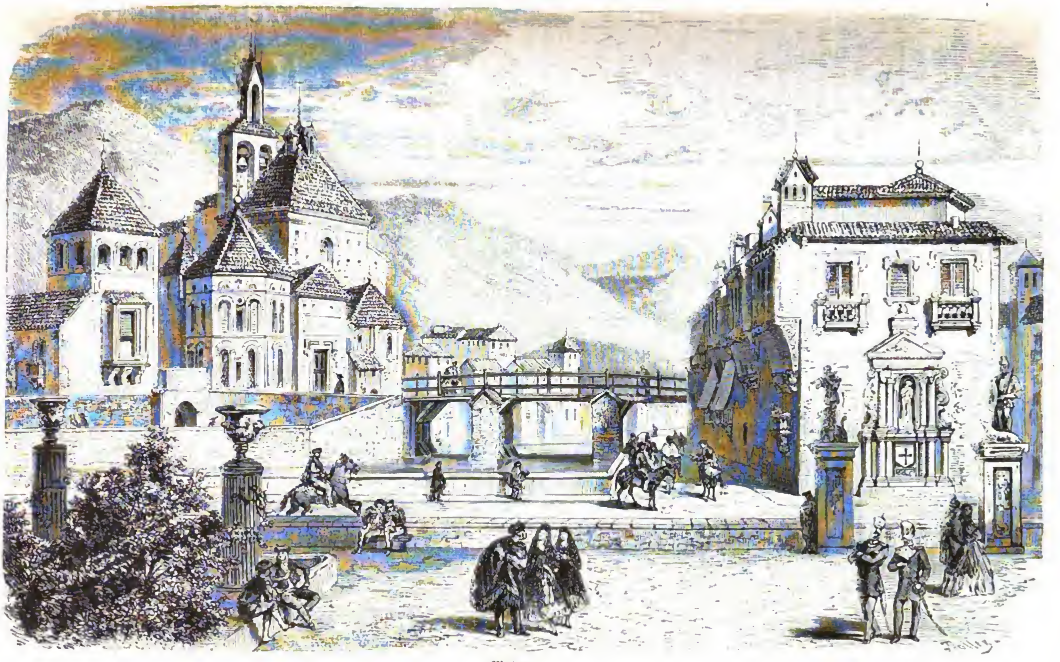
Die nächste Station war Malaga, wo wir Abends fünf Uhr anlangten und am Hafen von noch viel größerem Drängen und Geschrei als in Gibraltar empfangen wurden.

Wer denkt nicht, wenn er den melodischen Namen hört, die göttlichen Trauben und Feigen im Norden ißt und den Feuerwein trinkt, an eine schöne, weiße, elegante Stadt am Meeresgestade, umgeben von tropischer Vegetation und Blüthenfülle. — Malaga ist die schmutzigste, häßlichste, uninteressanteste Stadt, welche man sehen kann.

Wenn Städte wie Toledo, wie Burgos verfallen sind, so nehmen sie immer in hohem Grade unser Interesse in Anspruch, denn ihre Trümmer erzählen von einer großen Vergangenheit und von einem Heldengeschlecht, das nicht mehr ist. Einzelne Bauwerke in diesen Städten ragen gleichsam wie Kleinode aus vergangenen Zeiten herüber, ja selbst kleinere Orte wie Alcala, Quadalajara weisen vereinzelte Paläste von wunderbarer Schönheit auf. Malaga dagegen hat nicht das geringste historische Monument außer einigen sehr rohen maurischen Thürmen, es ist aber dennoch eine Ruine, blos weil es schlecht gehalten ist. Eine verfallene Stadt kann sehr romantisch sein, Malaga aber macht einen verkommenen Eindruck. Die Straßen sind so schlecht gepflastert und so schmutzig, daß man sich scheuen muß, selbst bei gutem Wetter zu



Palast in Guadalajara.



Malaga.

gehen, die Häuser stillos und baufällig, die Läden von einer Unsauberkeit, welche nicht zu beschreiben ist.

Das Volk, untermischt mit Seeleuten, Matrosen, Schmugglern und dem Bodensatz der verschiedensten Elemente, ist so roh, daß es für einen anständig gekleideten Menschen nicht ganz sicher ist, sich in die Nähe des Hafenplatzes zu wagen.

Die Straßen in seiner Nähe zeigen fast Haus bei Haus Schiffstavernen, aus welchen wüster Lärm dringt und unzählige von jenen offenen Küchen, wo Fische gebraten, Rüben und Patatas gesotten und Kastanien geröstet werden, deren es für wenige Kupfermünzen genug giebt, um dem Bedürfniß des Tages zu genügen. Auf dem Markt sah man nichts von den schönen Früchten Malaga's, wohl aber viel Chile, Tomates und vor Allem Berge der erwähnten Patatas, einer süßen und sehr wohlschmeckenden Kartoffel in Gestalt einer langen Rübe, welche hier das Hauptnahrungsmittel des Volkes bildet und auch candirt in jeder Confeteria zu haben ist.

Auf der Alameda, einem schmutzigen Spaziergange mit schlechten Bäumen, hat man zwei lange Reihen von Marmorbüsten aufgestellt; es fand sich keine darunter, welcher die Nase nicht abgeschlagen gewesen wäre.

Der kleine Fluß, welcher Malaga in zwei Hälften trennt und über den eine lange Brücke führt, ist ausgetrocknet und in seinem tiefen steinigen Bett ist eine Versammlung von zerbrochenen Wagen, Ackergeräthen und dergleichen aufgefahren, was den Comfort der Stadt nicht erhöht.

Die Pole und die Polarreisen.

Von

M. J. Schleiden.

X.

Ueber die Natur der asiatischen Polargegenden.

Die Bemerkungen, welche ich schon früher über die Polargegenden im Norden Europa's mitgetheilt habe, berührten schon Vieles, was nach gewöhnlicher geographischer Abgrenzung eigentlich in das nordasiatische Gebiet fällt, aber die von mir für die zweckmäßigste Gruppirung des Stoffes angenommene Eintheilung bedingte diese Zusammenfassung zur Genüge, und enthält wohl noch durch die nachher mitzutheilenden Bemerkungen Gmelin's eine wissenschaftliche Rechtfertigung.

Nachdem früher Strahlenberg den Ural als Ostgrenze Europa's statt des in jeder Beziehung ungenügenden Don aufgestellt hatte, rückte Gmelin, auf eine gründliche Vergleichung der Naturverhältnisse sich stützend, diese Grenze noch weiter nach Osten. Die Steppen mit salzigen Seen, welche die Wolgaebenen charakterisiren, wie die Aehnlichkeit des Thier- und Pflanzenreiches mit der russischen Flora und Fauna, bestimmten Gmelin, die natürliche Grenze Europa's bis an den Jenisei hinauszuschieben. Erst am Jenisei betritt man in der That eine neue Welt, der Boden erhebt sich, und die Flüsse, unter denen Gmelin besonders den Argun mit seinen blumenreichen Ufern rühmt, führen wieder süßes, schmackhaftes Wasser, die bekannten Pflanzen verlieren sich und neue Arten treten auf; kurz man betritt von hier an erst einen neuen Welttheil. In diesem Sinne fällt denn auch natürlich noch Nowaja Semlja, von welcher Insel zuerst K. von Baer eine Flora sammelte, in das Gebiet der europäischen Natur.

Die sämmtlichen im Vorigen mitgetheilten Reisen haben als Resultat ergeben, daß auch das polare Asien keineswegs im ewigen unwirthbaren Eise starrt. Ich will nur erwähnen, daß von Middendorff gerade in den nördlichsten Theilen Asiens auf den Tundras des Taimyrlandes der Wärme wegen in Hemdsärmeln nach Schmetterlingen jagte. Schmetterlinge setzen aber eine reichere Fauna anderer Thiere und sicher eine verhältnißmäßig reiche Flora voraus. Die Neusibirischen Inseln wurden vom Kaufmann Lächow nur deshalb aufgesucht und entdeckt, weil er am Cap Swiätoj Noß eine Heerde Rennthiere vom Norden her über das Eis kommen sah. Daher schloß er sehr richtig, daß er gegen Norden zu Land, und zwar ein solches finden müsse, welches noch eine genügende Vegetation darbiete, um Rennthierheerden zu ernähren. Die Grenze Asiens nach Osten ist sehr scharf durch die Beringsstraße gegeben, und ein Aufenthalt von wenigen Stunden auf der Montague-Insel genügte dem genialen Steller, die ganz verschie-

dene Natur dieses neu entdeckten Landes und die klimatische von den Ausläufern des japanischen Küstenstromes hervorgerufene Begünstigung des nordwestlichen Amerika im Vergleich mit Kamtschatka unter gleichen Breiten zu erkennen, indem er besonders den üppigeren Pflanzenwuchs, das frühere Reifen gewisser Samen und das frühere Aufsteigen der Seefische in die süßen Gewässer des Landes in's Auge faßte.

Noch ein Punkt ist hervorzuheben, der immer als höchst eigenthümlich für das nördliche Sibirien angesehen worden ist, worüber wir aber erst genauere und wissenschaftlich brauchbare Untersuchungen durch von Middendorff erhalten haben. Es ist bekannt, daß die erwärmende Wirkung der Sonnenstrahlen immer nur bis auf eine gewisse Tiefe in den Erdboden eindringt. In einer der Oberfläche noch ziemlich nahen Schicht sind schon die täglichen Veränderungen nicht mehr erkennbar. In etwas größerer Tiefe hören auch die jährlichen Veränderungen auf sich bemerkbar zu machen, und in einer Tiefe von etwa neunzig Fuß verändert sich in der Breite von Paris die Temperatur Jahraus Jahrein nicht um ein Zehntel eines Grades. Diese unveränderliche Temperatur fällt nun aber natürlich mit der mittleren Temperatur des betreffenden Ortes zusammen. Wo diese mittlere Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt, muß es eine Region in der Tiefe geben, wo der Erdboden immer gefroren bleibt, weil die aufthauende Wirkung der Sonne nicht mehr bis zu ihm reicht. Diesen Fall beobachtete man zuerst in Sibirien, wo man bald erkannte, daß der Boden im Sommer immer nur bis zu einer gewissen Tiefe aufgethaut sei, darunter aber ewig im gefrorenen Zustande verharre. Diesem von der einen Seite wirkenden Verhältniß tritt nun aber ein anderes entgegen. Die Beobachtungen an Bergwerken und artesischen Brunnen haben bewiesen, daß die Temperatur des Erdinnern, je weiter wir in die Tiefe dringen, immer mehr zunimmt; ohne im Allgemeinen große Fehler zu begehen, kann man diese Temperaturzunahme für jede hundert Fuß auf einen Grad veranschlagen. Von der Region der constanten (der mittleren Temperatur des gegebenen Ortes entsprechenden) Erdtemperatur muß sich also auch bei weiterem Vordringen die Temperatur wieder erhöhen. Die genaueren Beobachtungen, um alle diese Verhältnisse auch für die nordischen Regionen wissenschaftlich festzustellen, machte nun von Middendorff an einem Brunnen, den ein Bürger von Jakutsk, Fedor Schergin, bis zur Tiefe von dreihundertzweiundachtzig Fuß hatte bohren lassen. Bei zwanzig Fuß Tiefe fand Middendorff die mittlere Temperatur von Jakutsk nämlich — 8 Grad 13 Linien Reaumur; aber bei dreihundertzweiundachtzig Fuß zeigte sich noch immer eine Kälte von 2 Grad 40 Linien Reaumur. Auch ermittelte er, daß Temperaturveränderungen der Luft sechs Tage bedurften, um einen Fuß in die Erde einzudringen.

Hinsichtlich der Naturproducte des polaren Asiens ist schließlich noch eins hervorzuheben, wodurch es sich vor anderen Gegenden merkwürdig auszeichnet. Im nördlichen Sibirien, und besonders an der Polarküste, findet man bekanntlich die Ueberreste einer großen untergegangenen Fauna, der großen Mammuthheerden, welche vor undenklichen Zeiten, die nach vielen Jahrtausenden gemessen werden müssen, hier die Nadeln der zapfentragenden Waldbäume abweideten. Man hat ja im gefrorenen Boden eingeschlossen ganze wohlerhaltene Thiere mit Fleisch, Haut und Haar aufgefunden, ein unschätzbarer Gewinn für die Wissenschaft. Das erste Thier der Art, welches gebildeten Europäern in die Hände fiel, war das, dessen Skelett jetzt in den Sammlungen der Petersburger Akademie aufgestellt ist. Es war zuerst im Jahre 1799 bemerkt, aber erst 1804 durch das Wegthauen des Eises tungusischen Handelsleuten zugänglich geworden, und wurde 1806 von Adams, soweit es noch vorhanden war (das Fleisch war fast alles von Raubthieren verzehrt), in Besitz genommen und nach St. Petersburg geschafft. Die ersten Entdecker wurden von ihren Landsleuten gewarnt, dem Thiere nicht nahe zu kommen, da früher schon ähnliche Geschöpfe gefunden seien, welcher Fund aber immer den Tod Aller, die sich dem Thiere genähert, nach sich gezogen habe. Aehnliche Funde müssen schon früher viele gemacht worden sein. Der Name „Mammuth" ist von dem tatarischen Wort „Mamma," Erde, abgeleitet, weil das Thier wie ein Maulwurf in der Erde lebe.

Auch die Jakuten glauben, daß der Mensch, der es erblicke, sterben müsse. Klaproth erkundigte sich bei seiner Gesandtschaftsreise nach China sorgfältig nach dem Mammuth. Die Chinesen nennen es „Fyn-schn," d. h. die verborgene Maus, und sagen, das Thier lebe nur in der Erde, und müsse sterben, sowie es das Tageslicht erblicke. Der Fyn-schn wird schon in einem chinesischen Ceremonial 500 v. Chr. erwähnt. Das Alles beweist, daß man schon früher oft solche Thiere ganz mit Haut und Haaren im Boden Sibiriens gefunden haben muß. Aber dieselben Thiere haben auch dem Handel und der Industrie einen Dienst geleistet, indem sie ähnlich wie ihre Verwandten, die Elephanten in Afrika, ganze Lager von Elfenbein, in ihren Zähnen, für den Bedarf der Menschen bewahrten. Diese Lager sind wohl noch für lange Zeit unerschöpflich. Manche Oertlichkeiten scheinen nur aus Knochen und Zähnen zu bestehen. Seit Jahrhunderten ist dies fossile Elfenbein ein bedeutender Handelszweig geworden, denn außer den großen unbestimmbaren Mengen, die theils im Lande bleiben, theils nach China gehen, und zu Luxusgegenständen verarbeitet werden, beträgt doch nach von Middendorff seit zweihundert Jahren die jährliche Ausfuhr nach Europa im Mittel noch vierzigtausend Pfund, um dort verwendet zu werden. Gleichwohl hat man bis jetzt noch keine Abnahme dieses Bodenreichthums bemerkt. Auf den sibirischen Inseln hat ein Elfenbeinsucher in einem Jahre zwanzigtausend Pfund gesammelt. Die ergiebigsten Mammuthküsten erstrecken sich von der Chatanga und dem Taimyrlande bis Nischnei-Kolymsk, und gewiß wird man noch immer neue Lagerplätze, namentlich auch wohl auf noch nicht entdeckten nördlicheren Inseln, auffinden, denn nach Stürmen spülen die Wellen immer neue Massen von Knochen und Zähnen an bestimmte sibirische Küstenpunkte an.

XI.

Die Südpolfahrten.

Auf der südlichen Halbkugel ist das Gebiet, auf dem sich die Polfahrten bewegen, ein durchaus anderes als im Norden. Alle großen Continente laufen nach Süden in Spitzen aus, und die am weitesten vorgeschobene Südspitze von Amerika endet doch schon lange, ehe sie den Polarkreis erreicht, mit dem Cap Horn im 55. Grade 58 Minuten südlicher Breite. Die demselben am nächsten kommende Spitze des Südcap auf Vandiemensland erreicht nur den 43. Grad 38 Minuten südlicher Breite. Statt des Polarkreises werde ich daher für das Folgende den 60. Grad südlicher Breite als die Grenze des Polargebietes betrachten, auf welchem die zu erwähnenden Entdeckungsreisen sich bewegen, ein Kreis, der zugleich, wie später noch auszuführen ist, die Grenze des Völkerverkehrs nach Süden bildet, welche westlich vom Cap Horn kaum um einen Grad überschritten, in drei Viertheilen des Erdumfanges aber lange nicht erreicht wird.

Demjenigen, welcher aufmerksam die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen verfolgt, kann es nicht wohl entgehen, wie so oft Fabeln der Reisenden, Träume der Geographen oder Phantasien der Kartenzeichner den ersten Anstoß gegeben haben zu Untersuchungen, bei denen schließlich etwas ganz Anderes gefunden wurde, als man zu finden erwartete und beabsichtigte. Auf dem Gebiete der Südpolargegenden aber sind die älteren Reisen und selbst noch die von Cook geradezu gar nicht zu verstehen, wenn man nicht von den Phantasiegebilden der Geographen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ausgeht. Auf den Karten der damaligen Zeit finden wir immer um den Südpol herum einen großen fabelhaften Continent gezeichnet. Es war ein deutscher Astronom (aber zugleich auch Astrolog), Johannes Schoner, der 1515 dieses angeblich durch eine Meerenge von Brasilien getrennte Südland auf den von ihm gefertigten Erdkugeln, z. B. der von 1520, zuerst darstellte. Schon Seleucus hatte die Vorstellung eines großen Südlandes, und der Name: „Brasilia inferior" kommt zuerst in der auch von Schoner benutzten „Newen Zeitung aus Bresilger Land" vor. Dieses Südland hat bei Schoner etwa die Gestalt von Afrika und hat seine Nordgrenze im 45. Grade südlicher Breite, während Brasilien bei ihm mit dem 42. Grade südlicher Breite nach Süden endet, wie das durch den betreffenden Theil von Schoner's Erdglobus deutlich wird, auf welchem das fabelhafte Südland „Brasilia inferior"

genannt ist. Seinen Ursprung hat dieses Südland eigentlich in einer religiösen Träumerei: man hielt es für eine unzulässige Herabsetzung der Weisheit des Schöpfers, anzunehmen, daß die Fläche des doch für Menschen unbewohnbaren Wassers auf der Erde größer sei, als das Land; letzteres wurde daher überall hinphantasirt, wo die Unwissenheit über die wirklichen Verhältnisse noch Raum dazu ließ. Dazu kam später noch eine nicht minder thörichte physikalische Träumerei, indem man glaubte, den ausgebreiteten Landmassen im Norden müsse nothwendig im Süden ein Gegengewicht gegeben sein, damit die Erde das Gleichgewicht nicht verliere und sich überschlage. Nach Magelhaen's Entdeckung bot die Küste des Feuerlandes einen trefflichen Anhalt, um das große Südland daran zu knüpfen. Nach Abel Tasmann's Fahrten (1643) verschwand das Südland zwar von den holländischen Karten, aber das Vorurtheil eines großen südlichen Polar-Continentes blieb doch stehen und reizte immer wieder dazu, auf das Abenteuer der Entdeckung desselben auszugehen. Das Geschwader von Francis Drake, der 1578 durch die Magelhaensstraße lief, soll angeblich von einem Sturm südwärts bis zum Cap Horn verschlagen worden sein und dort ringsum offenes Meer entdeckt haben. Die Spanier in Peru und Mexiko sollen diese Nachrichten sich gemerkt haben, und da im Januar 1580 auch ein Schiff von Pietro Sarmiento's Geschwader im 56. Grade südlicher Breite durch den Sturm nach Osten getrieben wurde, befestigte sich die Ansicht, daß der Stille und Atlantische Ocean im Süden des Feuerlandes zusammenflössen. Die erste sichere Nachricht einer Reise in die Südpolarregionen betrifft einen Holländer Theodoris de Gherit, der zum Geschwader des Simon de Cordes gehörte und, im Januar 1600 die Magelhaensstraße verlassend, von einem Sturm nach Süden getrieben, im 64. Grade südlicher Breite Land (entweder Neu-Süd-Shetland oder Grahamsland) entdeckte. Die Holländer sendeten bald darauf (1615) Jacob le Maire und Willem Cornelis Schouten in diese Gegenden. Diese Beiden entdeckten die nach dem ersten benannte Straße zwischen dem Cap San Diego und der Staateninsel und erkannten die Südspitze Amerika's in dem nach Schouten's Vaterstadt benannten Cap Horn (richtiger Hoorn). Die kleine Staateninsel sahen diese Schiffer aber doch wieder als die Nordspitze des noch unbekannten Südlandes an. Erst 1643 fand Hendrik Brouwer den Weg um die Staateninsel herum zum Cap Horn. In den Jahren 1642 und 1643 umfuhr, auf Befehl des holländischen Generalstatthalters van Diemen, Abel Jansen Taßmann den schon früher in einzelnen Theilen von holländischen Kaufleuten gesehenen, aber nicht weiter beachteten australischen Continent mit Vandiemensland, dessen Südküste er entdeckte, und fand dann, nach Osten gehend, Neuseeland, von dem er geglaubt zu haben scheint, daß es ein Theil des großen Südlandes sei und mit der Staateninsel zusammenhänge. Auf einer zweiten Reise (1644) durchforschte Taßmann die ganze Westküste von Australien. Einer Sage nach sollte ein Sieur Gonneville 1503 ein großes Festland im Süden von Afrika entdeckt haben. Zur Aufsuchung desselben wurden zwei Schiffe, „l'Aigle" und „Marie," unter Logier Bouvet und Hay von der Französischen Indischen Compagnie 1738 abgesendet. Von Brasilien aus gingen sie südlich und entdeckten am 2. Januar 1739 Land, dem sie sich aber wegen des Eises nicht nähern konnten. Es war die etwa im 54. Grade südlicher Breite liegende Bouvetsinsel. Ferner entdeckte ein spanischer Kauffahrer im Juni 1756 östlich vom Cap Horn in 54 Grad 48 Minuten südlicher Breite eine Insel, die unserem heutigen Südgeorgien entspricht. Endlich waren 1771 zwei französische Schiffe unter Marion (später unter Crozet) und Duclamienr ausgelaufen und hatten südwestlich vom Cap der guten Hoffnung, etwa 46 Grad 45 Minuten südlicher Breite und 50 Grad westlicher Länge von Greenwich die Crozetinseln gefunden. Der Glaube an das große Südland veranlaßte dann wieder die beiden Reisen des, wie es scheint, ziemlich unfähigen Kerguelen-Tremarek in den Jahren 1771 bis 1773, bei welcher Gelegenheit er nur die von Cook 1776 nach ihm benannte Insel entdeckte.

Klarheit in die ganze südliche Welt brachte erst der große Seefahrer Cook. Auf seiner ersten Reise (vom August 1768

bis Juni 1771) hatte er die vollkommene Inselnatur Neuseelands festgestellt, die noch unbekannte Ostküste Australiens klar gelegt, die Trennung Australiens von Neu-Guinea durch die Torresstraße entdeckt, abgesehen von der Erfüllung seiner Aufgaben im Stillen Ocean. Aber kaum zurückgekehrt, wurde ihm schon wieder der Oberbefehl über zwei Schiffe, die „Resolution“ und die „Adventure,“ letztere unter dem Capitän Tobias Fourneaux, übertragen. Ihn begleiteten die Deutschen Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg, und vom Cap der guten Hoffnung aus auch der Schwede Andreas Sparrmann als wissenschaftliche Beobachter. Cook beschloß zum ersten Mal von Westen nach Osten, und also gegen die Passate die Welt zu umsegeln. Der Hauptzweck seiner Reise war die Entscheidung der Frage, ob es im Süden außer Australien noch einen großen Continent gäbe, oder nicht, als dessen nördliche Küstenpunkte man alle die Inseln ansah, deren Entdeckung ich soeben mittheilte. Nur von Kerguelen's Entdeckung hatte Cook, als er im Jahre 1772 England verließ, noch keine Kunde erhalten. Von der Capstadt segelte Cook fast genau nach Süden und fand schon in 51 Grad 5 Minuten südlicher Breite schwimmende Eisberge, suchte dann das von Bouvet entdeckte Land auf, fand aber bis zum 60. Grade südlicher Breite kein Land und schloß daraus, daß Bouvet's Land höchstens eine kleine Insel sein könne. Jenseits des 60. Grades arbeitete er sich dann zwischen losen Eismassen nach Osten, am 17. Januar 1773 schnitt er in etwa 40 Grad östlicher Länge von Greenwich den bis dahin noch nie erreichten südlichen Polarkreis und erreichte 67 Grad 15 Minuten südlicher Breite, wendete sich dann wieder nach Norden, um im 50. Grade südlicher Breite Crozetsland zu suchen, fand es zwar nicht, aber, da er das ganze Meer südlich desselben durchfahren, konnte er auch dieses für eine kleine Insel erklären. Nun ging er wieder in die höheren Breiten, erreichte am 23. Februar in 95 Grad östlicher Länge von Greenwich den 61. Grad 52 Minuten südlicher Breite, wo er aber wieder durch das Eis an weiterem Vordringen gehindert wurde; er blieb dann immer in der Nähe des 60. Grades südlicher Breite, bis er am 16. März etwa 145 Grad östlicher Länge von Greenwich erreichte und dann nach Neuseeland fuhr, um seiner Mannschaft Erholung zu gönnen. Am 28. November 1773 ging er wieder nach Süden, überschritt am 12. December den 60. Grad südlicher Breite und am 20. December zum zweiten Male den Polarkreis, ging dann beständig zwischen Eisbergen wieder 15 Längengrade nach Osten. Vom 1. bis 13. Januar 1774 war er wieder bis in die milderen Gegenden des 52. Grades südlicher Breite zurückgegangen, war aber schon am 20. Januar wieder am 60. Grade südlicher Breite und schnitt am 26. Januar zum dritten Male den Polarkreis. Die größte südliche Breite erreichte er am 30. Januar, nämlich 71 Grad 10 Minuten südlicher Breite in 106 Grad 54 Minuten westlicher Länge von Greenwich, wo er vor einer undurchdringlichen Eismauer umkehren mußte. Er vermuthete hinter derselben festes Land, der Punkt ist aber nach ihm nicht wieder besucht worden. Cook ging nun zur Osterinsel. Nach vielfachem Umherschweifen in niederen Breiten verließ Cook am 10. November 1774 abermals Neuseeland, um nach Süden zu steuern. Er blieb aber immer in der Nähe des 55. Grades südlicher Breite bis zum Feuerland, besuchte, von da nach Osten gehend, die spanische Insel San Pedro, die er in Süd-Georgien umtaufte, entdeckte dann am 31. Januar 1775 die Sandwichsgruppe in 59 Grad 13 Minuten südlicher Breite, deren Anblick uns Georg Forster als so überaus trostlos geschildert hat. Cook suchte dann abermals nach Bouvetsinsel, indem er in 58 Grad südlicher Breite bis zum Meridian von Greenwich ging, ohne sie finden zu können. In 55 Grad südlicher Breite kreuzte er wieder seinen Weg vom Jahre 1772 und hatte somit die Rundfahrt um die Erde in den südlichen Breiten zwischen 55 Grad und 71 Grad vollendet. Die Resultate dieser dreijährigen Reise faßte Cook selbst in die Worte zusammen, „daß zwischen dem 40. Grade und 60. Grade südlicher Breite kein großer Continent zu finden sei, daß es aber südlicher ein festes Land (als Quelle der niedrigen Temperaturen und des Eises) geben müsse, und zwar innerhalb des Polarzirkels. Dieses zu entdecken lohne aber nicht der Mühe.“ Es ist aber doch wenig-

stens in Bruchstücken entdeckt worden, wie die Mittheilungen über die Reisen der Nachfolger Cook's zeigen werden, unter denen der erste ein russischer Capitän war.

Lange Zeit beruhigte man sich mit den von Cook in Bezug auf den Südpol gewonnenen Resultaten. Erst dann, als Barrow auch die Nordwestfahrten in England wieder anregte, trat der Gedanke an den Südpol ebenfalls von neuem in den Vordergrund. Es war die russische Regierung, welche diesen Gedanken wieder aufnahm. Auf Befehl des Kaisers Alexander lief ein sehr tüchtiger Seemann, von Bellinghausen, im Jahre 1819 aus, um die Cook'schen Entdeckungen zu constatiren. Das südlichste Land, von dem man seine Reise datiren kann, war Süd-Georgien. Von hier ging er im Winter 1819 bis 1820 wie Cook nach Südosten, überschritt in 7 Grad westlicher Länge von Greenwich den 60. Grad südlicher Breite und gewann fast die Höhe des 70. Grades südlicher Breite, lief dann, öfter den Polarkreis kreuzend, bis zum 40. Grade westlicher Länge von Greenwich. Nordwärts sich wendend, blieb er dann bis zum 81. Grade östlicher Länge von Greenwich jenseits des 60. Grades südlicher Breite, und lief dann in nördlicher Richtung nach Vandiemensland. Von hier südwärts segelnd, erreichte er erst in 165 Grad westlicher Länge von Greenwich wieder den Polarkreis, und bewegte sich dann, mehrmals denselben überschreitend, zwischen dem 60. Grade und 70. Grade südlicher Breite bis zum 90. Grade westlicher Länge, wo er die Peter I. Insel, und dann bis zum 90. Grade westlicher Länge von Greenwich, wo er in 69 Grad südlicher Breite das Alexander I. Land, einen Theil des später als Ganzes erkannten Grahamslandes, zuerst erblickte. Von dort kehrte er an Neu-Süd-Shetland vorbei durch den Atlantischen Ocean zurück. Wenn auch Bellinghausen eine größere west-östliche Strecke jenseits des 60. Grades südlicher Breite zurücklegte als Cook, so erreichte er doch nicht die hohen Breiten, die dieser besucht hatte. Wenn er aber lediglich das oben mitgetheilte Resultat der Cook'schen Reise bestätigte, so hat er dagegen das große Verdienst, wenigstens einen Theil des von Cook aus theoretischen Gründen nur erschlossenen südlichen Polar-Continentes zuerst wirklich entdeckt zu haben, nämlich die von ihm nach Alexander I. benannte Küste. Leider besitzt Europa bis jetzt keine den Geographen zugängliche Darstellung über die Bellinghausen'sche Reise, als einen höchst dürftigen Bericht von F. Lowe in Erman's Archiv, und es ist überhaupt sehr zu bedauern, daß früher die Arbeiten so vieler tüchtiger Kräfte, die im Dienste Rußlands gewirkt und oft so bedeutende Resultate errungen hatten, wie ich Aehnliches schon früher von der so bedeutenden Fahrt des Kosacken Deschnew erwähnt habe,* unbekannt und unbenutzt in russischen Archiven der Vergessenheit haben entgegenschlummern müssen.

Im Jahre 1819 wurde der Kauffahrer Smith im „Williams“ beim Dubliren des Cap Horn nach Süden getrieben und hatte am 19. Februar das vielleicht schon früher von Gherrit gesehene Neu-Süd-Shetland entdeckt, an dessen Küste er am 15. October abermals eine Strecke entlang fuhr. Er machte dem englischen Commodore Sherriff in Valparaiso Anzeige von seiner Entdeckung, welcher den Edward Bransfield in der „Andromache“ absendete, um die Entdeckung zu vervollständigen. Dieser untersuchte im Sommer 1819 und 1820 das neue Land und entdeckte im Süden der Bridgemaninsel in 63 Grad 20 Minuten südlicher Breite und 58 Grad westlicher Länge von Greenwich ein hohes mit Schnee bedecktes Gebirge. Gleichzeitig war auf die Entdeckung von Gherit hin James Sheffield aus Nordamerika mit der „Hersilia“ nach Neu-Süd-Shetland zum Robbenfang gegangen, und ihm folgte 1820 eine Flotte von fünf Amerikanern. An der Küste von Deception entdeckte die Wache von einer Bergspitze der Insel im Süden ein Land mit Bergen und einem Vulcan. Einer von ihnen, Palmer, in der „Hero,“ traf bei Deception mit Bellinghausen's Schiffen zusammen, dem er die Entdeckung mittheilte. Derselbe Palmer ging später mit dem Engländer Powell in diese Gegenden, und diese fanden Ende 1821 die Neu-Süd-Orkney's-Inseln auf.

Dagegen ist die Reise von dem Wal-

* In gleicher Weise gingen die vortrefflichen Forschungen Gmelin's für die Wissenschaft größtentheils verloren, da er sich hatte verpflichten müssen, dieselben nicht ohne Erlaubniß der russischen Regierung bekannt zu machen, und diese Erlaubniß nie ertheilt wurde.

fischjäger James Weddel sehr bedeutend, der am 17. September 1822 mit der „Jane" und dem „Beaufoy" die Downs verließ, am 12. Januar 1823 die Neu-Süd-Orkney's besuchte, dann, bis zum 65. Grade südlicher Breite vordringend, nach Osten sich wendete und, obwohl vergebens, nach Land suchte. In offenem Meer segelte er dann noch weiter südwärts und erreichte am 12. Februar etwa in 35 Grad westlicher Länge von Greenwich den 70. Grad 15 Minuten südlicher Breite in einem vollkommen eisfreien, von Walen und Vögeln wimmelnden Meere. Drohender Mangel und günstige Winde bewogen ihn zur Rückkehr. Am 21. December 1828 verließ Henry Forster mit dem „Chanticleer" Nordamerika und ging nach der Deceptioninsel, am 3. Januar 1829 war er an der Smithinsel und lief vom 9. an an der Küste des Trinity- oder Palmerlandes hin, landete am Cap Possession und nahm Besitz. Indessen blieben diese, wie manche andere, nur von dem Nordamerikaner Fanning 1833 mitgetheilten Entdeckungen mit gerechtem Zweifel behaftet, so z. B. fällt das Cap Possession nach den angegebenen Längen- und Breitenbestimmungen weit von allem Lande entfernt mitten in die offene See.

Von großer Wichtigkeit war erst wieder die Reise von Biscoe, der von dem Handelshause M. Enderby in London für den Robbenfang und zugleich für geographische Entdeckungen ausgerüstet war. Mit zwei Schiffen, „Tula" und „Lively," ging er am 14. Juli 1830 in See und erreichte am 30. September das Sandwichsland. Das Eis hinderte ihn, früher als im 8. Grade westlicher Länge von Greenwich den 60. Grad südlicher Breite zu überschreiten, den 31. Januar 1831 wurde sein weiteres Vorgehen im 66. Grade 16 Minuten südlicher Breite durch das Eis gehemmt, am 25. Januar sah er Land, das aber wegen des Eises unerreichbar blieb, in einer Länge von 43 Grad östlicher Länge bis 46 Grad östlicher Länge von Greenwich, das Enderbyland. Nachdem er am 7. Mai Vandiemensland besucht und dann, weiter östlich gehend, der Jagd obgelegen, entdeckte er am 15. Februar 1832 im 67. Grade südlicher Breite und 62. Grade 40 Minuten westlicher Länge von Greenwich die Adelaide-Insel, die sich als äußerste Spitze einer Inselkette, der Biscoegruppe, erwies, hinter welchem er ein ausgedehntes Land, das jetzige Grahamsland, entdeckte. Am 21. Februar landete Biscoe in der Nähe zweier hoher Berge: Mount Williams und Mount Mowerby. Als er sich dann nach Neu-Süd-Shetland und endlich nach den Falklandsinseln gewendet hatte, zwang ihn der Schiffbruch der „Lively" zur Rückkehr nach England. Biscoe erhielt für seine vielen und wichtigen Entdeckungen Preise von den geographischen Gesellschaften von Paris und London.

Enderby rüstete gleich wieder zwei Schiffe aus, die am 2. Juli 1832, da Biscoe ablehnte, unter Lieutenant Rea in See gingen. Die Unternehmung war aber sehr unglücklich. Bei Neu-Süd-Shetland geriethen beide Schiffe in's Eis, das eine sank sogleich, das andere rettete sich nur mit Mühe und mußte heimkehren. Im Jahre 1833 bekam Capitän Kemp, von der Kerguéleninsel südlich und dann südöstlich steuernd, nahe dem Polarkreise und ungefähr 60 Grad östlicher Länge von Greenwich Land zu sehen, die Kempinsel, die vielleicht einen Theil von Biscoe's Enderbyland ausmacht. Von hier aus lief er aber wieder in die niederen Breiten. Noch einmal finden wir die Schiffe Enderby's unter den Entdeckern. 1839 drang der in Enderby's Diensten stehende Walfischjäger Balleny von Neu-Seeland aus bis über den Polarkreis vor, und fand die durch einen thätigen, zwölftausend Fuß hohen Vulcan ausgezeichneten Balleny-Inseln in 69 Grad südlicher Breite und 178 Grad östlicher Länge von Greenwich. Von dort ging er bis 120 Grad östlicher Länge von Greenwich, wobei er abermals im Süden zwei Landpunkte zu entdecken glaubte; der erste Punkt entspricht dem Clarie-, der zweite dem Sabrinaland. Balleny verließ dann die höheren Breiten.

Schon 1837 war Dumont d'Urville mit den Schiffen „Astrolabe" und „Zelée" von Frankreich abgesegelt. Im Januar 1838 war er am Feuerland, und am 22. Januar traf er das erste zusammenhängende (Pack-) Eis in 63 Grad 39 Minuten südlicher Breite und etwa 46 Grad westlicher Länge von Greenwich. Er wendete sich dann nach Westen und ging über Neu-Süd-Shetland in die Südsee. Auf einer zweiten Reise kam er von Vandiemensland

her am 19. Januar 1840 im 66. Grade südlicher Breite und 141. Grade östlicher Länge von Greenwich an eine mehrere tausend Fuß hohe Küste, die er Adélieland nannte. Er segelte 10 Längengrade an ihr fort gegen Westen, wo er dann Balleny's Sabrinaland fand und in Clarieland umtaufte. Dort rief ihn ein fremdes Schiff (Capitän Wilkes) an; statt zu antworten, ging er wieder in niedere Breiten. Seine späteren Entschuldigungen dieses Bruches der See-Etiquette blieben völlig ungenügend. Fast um dieselbe Zeit nämlich war Wilkes mit drei von den Schiffen, welche die nordamerikanische Union zur Erforschung der Südsee abgesendet hatte, von Sidney in See gestochen, um nach dem südlichen Polarkreis zu steuern. Schon am 13. Januar 1840 glaubte er 64 Grad 50 Minuten südlicher Breite und 165 Grad östlicher Länge von Greenwich Land zu sehen. Er folgte dann, immer westlich fahrend, dem Rande eines Eisstromes, der ihn nicht weiter nach Süden vordringen ließ. Von Bord aus sah er das Adélieland und die Sabrinaküste, von der westlich seine eigenen Entdeckungen beginnen. Vom 8. bis 17. Februar ging er in 65 Grad südlicher Breite immer nach Westen und erblickte viermal Land nach Süden, und am letzten Tage im Westen Terminationsland, aber das Eis gestattete nirgends, sich dem Lande ganz zu nähern; inwiefern daher diese Berichte, bei der Leichtigkeit der Täuschung in den Polarregionen, volles Vertrauen verdienen, kann erst die Zukunft entscheiden.

Im Wetteifer mit den Nordamerikanern wurden von der britischen Regierung die Schiffe „Erebus“ und „Terror“ ausgerüstet und unter das Commando von James Clark Roß gestellt. Als Botaniker ging Dr. Hooker mit. Am 16. September 1839 lief Roß aus; auf Vandiemensland erfuhr er zu seinem Verdrusse, daß Wilkes und d'Urville gerade zur Untersuchung des Theiles der Südpolarregionen abgegangen seien, in welchem Gauß den magnetischen Südpol vermuthete, nämlich in 72 Grad 35 Minuten südlicher Breite und 152 Grad 30 Minuten östlicher Länge von Greenwich. Roß änderte daher etwas seinen Plan, kreuzte am 1. Januar 1841 den Polarkreis, brach sich einen Weg durch das Treibeis und entdeckte am 11. Januar in 71 Grad 15 Minuten südlicher Breite und 171 Grad östlicher Länge von Greenwich Land mit dem 9500 engl. Fuß hohen Mount Sabine. Von hier aus sah er ziemlich offenes Meer vor sich und er folgte der Küste des von ihm Victorialand genannten Continents, einmal an der Possessionsinsel und später an der Franklininsel landend, bis zum 77. Grade südlicher Breite, wo sich ihm die beiden Vulcane Mount Erebus von 12,367 Fuß und Mount Terror von 10,884 Fuß entgegenstellten. Von hier aus mußte er längs einer undurchdringlichen Eisbarriere bis zum 170. Grade westlicher Länge von Greenwich nach Westen segeln, wo er wieder, durch Eis aufgehalten, von 78 Grad 4 Minuten südlicher Breite seinen Rückweg antrat. Im folgenden Jahre kam er wieder in diese Gegend, durchschritt am 2. Januar 1842 den Polarkreis, arbeitete sich durch einen 800 engl. Meilen breiten Gürtel von Eis durch, bis er am 23. Februar den 78. Grad 9 Minuten 30 Secunden südlicher Breite erreichte. Er sah auf dieser Fahrt das Land nicht, konnte aber den Eiswall bis 162 Grad westlicher Länge von Greenwich verfolgen. Hier glaubte Roß wieder Berge zu sehen, fürchtete aber die den Polargegenden so eigenthümlichen Täuschungen. Im dritten Jahre, 1843, fand er den Eisgürtel so dicht, daß er erst zwischen 120 Grad und 110 Grad westlicher Länge von Greenwich durchdringen konnte und wenigstens am 5. März bis 71 Grad 30 Minuten vorzudringen vermochte, worauf er wegen des kommenden Winters umkehrte. Dem magnetischen Südpol war er auf diesen Reisen nur auf 160 engl. Meilen nahe gekommen. Aus seinen Beobachtungen aber glaubte er schließen zu dürfen, daß dieser Südpol im Victorialande in 75 Grad 30 Minuten südlicher Breite und 154 Grad 8 Minuten östlicher Länge von Greenwich liegen müsse, also nur 2 Grad 30 Minuten südlicher, als Gauß denselben theoretisch bestimmt hatte.

Zum Schluß erwähne ich noch der Reise des Engländers Moore. Derselbe ging 1845 vom Cap nach Süden, traf in 61 Grad südlicher Breite und 4 Grad östlicher Länge von Greenwich auf Packeis, lief dann nach Ost und Südost so, daß er etwa in 31 Grad östlicher Länge den Polarkreis

gewann und dann überschritt, bis ihn im Februar ein fester Packeisgürtel in 67 Grad 30 Minuten südlicher Breite zur Umkehr nöthigte. Er verfolgte nun seinen östlichen Lauf immer jenseits des 60. Grades südlicher Breite; in 61 Grad 30 Minuten südlicher Breite und 91 Grad östlicher Länge von Greenwich entdeckte er jenseits einer Eiswand Zeichen von Land, wohl einen Theil von Wilkens Terminationsland, und ging dann in nordöstlicher Richtung nach Australien.

XII.

Die Natur der Südpolarregionen.

Die Gegenden zwischen dem 55. Grade südlicher Breite und dem Pol bieten für sich wenig interessante Seiten der Betrachtung dar, zumal da wir bis jetzt von demselben kaum etwas Anderes als das Meer kennen gelernt haben. Das Land, welches diese Regionen, einige kleine Inseln abgerechnet, fast nur innerhalb des Polarkreises einnimmt, ist zum größten Theil nur von den Schiffen aus gesehen, aber nicht betreten worden. Ausgezeichnet ist es durch die verhältnißmäßig große Anzahl der Vulcane, während, soviel mir bekannt, innerhalb des nördlichen Polarkreises nicht ein einziger Vulcan bis jetzt aufgefunden worden ist. Der Charakter des Landes wird von allen Reisenden als äußerst trostlos geschildert: nackte Felsenwände, selten sichtbar, meist mit ewigem Schnee und Eis bedeckt; häufig durch tief einschneidende Fjorde wild zerrissen, bietet das Land keine Züge dar, welche den Menschen von gemüthlicher Seite anziehen könnten. Das Meer dagegen ist in diesen Gegenden, die bis vor wenig Jahrzehnten noch gänzlich unbesucht waren, reich belebt durch die Fauna der Seevögel und der das Meer bewohnenden Säugethiere. Zumal der letzteren wegen hat diese rauhe und abschreckende Region ganze kleine Flotten von Walfischjägern und Robbenschlägern angezogen. Wie lange diese gewinnbringende Industrie währen wird, ist nicht zu bestimmen. Gewiß ist es, daß der gewissenlose und thörichte Mensch Alles thut, um möglichst schnell, wie alle Güter, die ihm ein gütiger Gott verliehen, so auch diese Quelle des Reichthums zu verwüsten. Die Küsten von Neu-Süd-Shetland hatten, als sie entdeckt wurden, die reichste Meeresfauna, die bis dahin beobachtet war, aber durch die sinnlose Schlächterei der amerikanischen und englischen Robbenschläger, die in ihrem Wahnsinn die trächtigen Weibchen so gut wie die eben geworfenen Jungen vernichteten, waren diese Küsten in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren vollständig verödet.

XIII.

Rückblicke und Vergleichung des Nord- und Südpols.

Es sei mir gestattet, hier einige Hauptresultate der vorstehenden Mittheilungen zu wiederholen und daran eine Vergleichung der Nord- und Südpolarregionen zu knüpfen. Beide bilden fast in jeder Beziehung einen entschiedenen Gegensatz.

Ich fasse zuerst das Verhältniß von Land und Meer in diesen beiden Theilen unserer Erde in's Auge. Der circumpolare Süden ist auf jedem Meridian zugänglich. Von den drei großen Continenten Afrika, Amerika und Australien erreicht keiner den 60. Grad südlicher Breite. Besonders die beiden ersten und durch Vandiemensland gewissermaßen auch der dritte laufen nach Süden spitz zu, sodaß selbst im 40. Grade südlicher Breite das feste Land noch nicht 12 Grad der Länge vom ganzen Erdumfang in Anspruch nimmt. Dagegen hat der circumpolare Norden nur drei Zugänge, von denen man fast nur den zwischen Europa und Grönland als Meer bezeichnen kann. Die drei Continente Europa, Amerika und Asien dehnen sich nach Norden zu im Verhältniß zu den Parallelkreisen immer mehr in die Breite, und am Polarkreis nimmt das Land fast 300 Längengrade ein, selbst wenn man die größeren Meerbusen dem Meere mit zurechnet. Diese verschiedene Configuration des Landes hat auf die ganze Natur jener Gegenden einen durchgreifenden Einfluß.

Das unter dem Aequator erwärmte Wasser muß nothwendig beiderseits nach den Polen abfließen. Diese äquatorialen Wasserströme können sich nun im Süden sehr schnell ausbreiten, werden daher langsamer und kühlen sich deshalb schneller ab, weil sie länger der niederen Temperatur der höheren Breiten ausgesetzt sind und mehr Zeit haben, sich mit der größeren Masse der kältern Polargewässer zu mischen.

Anders im Norden. Hier werden die äquatorialen Meeresströme durch das nähere Zusammentreten der Ländermassen in engere Betten eingeschlossen, die sie noch mit den von Norden heraufdrängenden kalten Polarströmen theilen müssen. In engeren Betten fließend, haben sie nothwendig eine bei weitem schnellere Bewegung und erreichen daher mit ihrem warmen Wasser sehr viel höhere Breiten. Besonders gilt das für den Golfstrom, der durch den breiteren Zugang im Westen von Skandinavien und die Configuration dieses Landes, durch welche er allmälig nach Norden abgelenkt wird, seine warmen Wasser in das Sibirische Meer ergießt und wohl zum Theil noch dem Pole selbst mittheilt. Dadurch aber bestimmen sich die klimatischen Verhältnisse der arktischen Welt und Alles, was in Flora, Fauna und Menschenverkehr damit zusammenhängend und davon abhängig erscheint. Dazu kommt aber noch das gegensätzliche Verhalten der Länder. Im Süden spitzen sich dieselben zu, erreichen keine hohen Breiten, aber in den circumpolaren Meeren fangen schon im 50. Grade die isolirten Inseln an, drängen sich im 60. Grade an verschiedenen Stellen mehr zusammen, und am Polarkreis ist man an so vielen Stellen auf Land gestoßen, daß man bei einem Blick auf die Karte ganz unwillkürlich die sämmtlichen von den Reisenden niedergelegten Küstencontouren zu einem großen polaren Continent ergänzt. Dieser muß nach physikalischen Gründen unvermeidlich erkältend auf diese Gegenden einwirken. Umgekehrt ist es im Norden, wo die breiten Landmassen entweder plötzlich aufhören, oder in immer kleiner werdende Inseln zersplittern und uns selbst bei unseren noch sehr mangelhaften Kenntnissen den Blick auf weite oceanische Flächen offenen Wassers eröffnen in Breiten, die im Süden nur an zwei Punkten erreichbar gewesen sind, ja selbst noch in Breiten, die im Süden noch kein menschliches Auge gesehen hat.

Den besten Ausdruck für die verschiedene Temperatur beider Endpunkte der Erde finden wir in zwei Verhältnissen. Es giebt in beiden Regionen Gegenden, wo die mittlere Temperatur des wärmsten Monats gerade 0 Grad ist; die Linie, welche jene Gegenden verbindet, ist die Monats-Isotherme von 0 Grad, dort und hier natürlich verschieden. Der wärmste Monat ist im Süden der Januar, im Norden der Juli. Die Monats-Isotherme von 0 Grad für den Januar verläuft nun im Mittel auf den 60. Grad südlicher Breite, von dem sie nur auf eine kurze Strecke nach Norden um 14 Grad, nach Süden um 12 Grad abweicht. Die Monats-Isotherme für den Juli im Norden kennen wir aber noch gar nicht, weil noch kein Beobachter die hohen Breiten, in denen sie laufen muß, erreicht hat. Die Monats-Isotherme von + 2 Grad Reaumur für den Juli liegt schon jenseits des polaren Asiens, schneidet dann die nördliche Insel von Nowaja Semlja in der Mitte, geht dann nach Spitzbergen herum, erreicht etwa im 70. Grade nördlicher Breite Grönland, um im 65. Grade nördlicher Breite die Baffinsbai zu schneiden und dann wieder plötzlich über die Beechey-Insel steil nach Norden hinaufzusteigen. Eine andere Erscheinung, die nicht minder schlagend den klimatischen Unterschied der beiden Pole ausdrückt, ist die Verbreitung des Polareises. Im Norden kann man die mittlere Südgrenze der von den Polarregionen nach Süden treibenden Eisberge auf 64 Grad nördlicher Breite ansetzen, das Maximum der südlichen Breite, das zuweilen erreicht wird, liegt im Meridian von Grönland bei 39 Grad nördlicher Breite, das Minimum dagegen südlich von Spitzbergen, wo das Treibeis den 74. Grad nördlicher Breite nie überschreitet. Auf der südlichen Halbkugel sieht die Sache ganz anders aus. Hier ist die mittlere Grenze des südpolaren Treibeises nach Norden bis auf 45 Grad 40 Minuten südlicher Breite herabgerückt. Das Maximum liegt westlich vom Cap der guten Hoffnung, wo die Eisberge selbst den 35. Grad südlicher Breite erreichen, was auf der nördlichen Meerenge der Breite der Meerenge von Gibraltar und Sicilien entsprechen würde. Das Minimum liegt südlich vom Feuerland, wo die Eisberge nicht über den 58. Grad südlicher Breite nach Norden hinaus zu kommen scheinen.

Endlich knüpft sich an diese Verhältnisse auch selbstverständlich der menschliche Verkehr. In dieser Hinsicht fragen wir zunächst nach der Polargrenze der festen Wohnsitze der Menschen. Dieselbe wird in den arktischen Regionen im Mittel

durch den 72. Grad nördlicher Breite bestimmt. Die nördlichsten Dörfer der Eskimos finden sich im Smithsund im 77. Grade 25 Minuten nördlicher Breite; das Minimum des polaren Vordringens ist durch die Natur des eisigen Plateaus von Grönland bedingt, wo daher im Süden schon der 63. Grad nördlicher Breite die Nordgrenze menschlicher Ansiedlungen bildet. In schroffem Gegensatz dazu ist in der antarktischen Welt schon die Breite von 36 Grad 50 Minuten südlich die mittlere Grenze, welche von Menschen zu dauernder Bewohnung nicht überschritten wird. Diese Breite würde auf der nördlichen Halbkugel z. B. ganz Europa ausschließen. Am weitesten gegen den Südpol vorgerückt sind die Feuerländer, welche noch im 55. Grade südlicher Breite leben; am wenigsten an den Südpol heran reicht die Menschheit im Meridian der Südspitze von Afrika, wo menschliche Wohnsitze schon im 35. Grade südlicher Breite aufhören. Durch dies Verhältniß wird sogar der freie oceanische Weltverkehr afficirt, der im Mittel den 57. Grad 12 Minuten südlicher Breite nicht überschreitet. Nur südlich von Amerika erreicht er den 61. Grad südlicher Breite, bleibt dagegen in der Mitte des Atlantischen Oceans und südlich von Vandiemensland vor dem 48. Grade südlicher Breite stehen.

Schließlich können wir noch fragen, wieviel der Forschungsdrang der Menschen den beiden Polargebieten abgerungen hat, und wir werden hier denselben Gegensatz zwischen Norden und Süden antreffen. Gegen den Südpol hin hat man auf 150 Längengraden den Polarkreis, aber den 80. Grad südlicher Breite noch an keinem Punkte erreicht; dagegen ist der nördliche Polarkreis in jedem Meridian, und auf 35 Längengraden auch der 80. Grad nördlicher Breite erreicht worden. Im Mittel ist man dem Südpol bis auf 62 Grad 50 Minuten südlicher Breite nahe gekommen, die größte erreichte Breite ist 78 Grad 20 Minuten, die geringste 59 Grad 50 Minuten. Dem Nordpol hat man sich im Mittel bis auf 76 Grad 10 Minuten nördlicher Breite genähert, der nördlichste Punkt, den Menschen aufsuchten, war 84 Grad 30 Minuten; nur an ein paar Stellen hat man den 60. Grad nicht überschreiten können. Im Mittel ist man also dem Nordpol um 13 Grad 20 Minuten Breitengrade (etwa 200 deutsche Meilen) näher gekommen als dem Südpol. Das noch unbekannte Gebiet um den Südpol beträgt fast 400,000 deutsche Quadratmeilen, das um den Nordpol herum nur 140,000 Quadratmeilen, d. h. nicht viel mehr als der australische Continent. Fassen wir endlich alle Ergebnisse der Forschungen in den polaren Gegenden unserer Erde zusammen, so kommen wir zu dem Schluß, den wenigstens viele der genialsten Seefahrer (ich nannte schon Cook), der bedeutendsten Physiker (z. B. Maury) theilen, daß im Süden ein circumpolares Land, im Norden ein circumpolares Meer die Ursachen der auffallenden Verschiedenheit beider Endpunkte unseres Planeten sind.

XIV.

Neuere Pläne zur Erreichung des Pols.

Nach Allem, was ich in den vorigen Abschnitten mitgetheilt habe, ist es wohl selbstverständlich, daß zunächst von einer Erreichung des Südpols nicht die Rede sein kann. Mir scheint wenigstens, daß unsere Technik in Bau und Ausrüstung der dazu nöthigen Schiffe, in Verproviantirung und sonstiger Ausstattung einer dahin gerichteten Expedition, einem solchen Unternehmen noch nicht gewachsen ist. Es kann daher nur von einer möglichen Erreichung des Nordpols die Rede sein.

Nachdem England eine Zeitlang sich von den ungeheuren Anstrengungen der Franklin-Expeditionen erholt hatte, war es Capitän Steward Osborne, welcher am 23. Januar 1865 in der Geographischen Gesellschaft zu London in einem belebten Vortrage diese Angelegenheit wieder zur Sprache brachte. Er hob zunächst die verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten hervor, die eine solche Unternehmung zu überwinden habe. Er erinnerte daran, wie die ungeheuren geographischen Entdeckungen im Norden seit 1818 nur den Verlust der einzigen Franklin'schen Expedition mit 128 Mann zur Folge gehabt hätten, wie nach M'Clintock in jenen Gegenden Schlitten- und Fußreisen zur Aufsuchung Franklin's in einer Länge von 40,000 Seemeilen gemacht seien, ohne daß man dabei den Verlust eines Menschenlebens zu beklagen gehabt hätte, ja daß man allein innerhalb

der letzten vier Jahre mehr Matrosen, die dem Dienst an der chinesischen und afrikanischen Küste erlagen, den Haifischen habe vorwerfen müssen, als auf allen den dreißigjährigen arktischen Expeditionen gestorben sind. Capitän Osborne begründete dann möglichst jene Ansicht, daß ein solches Unternehmen von der englischen Marine ausgehen und durch den Smithsund nach Norden gerichtet sein müsse, um Erfolg zu versprechen, und skizzirte dann noch den großen wissenschaftlichen Gewinn, den eine solche Expedition unausbleiblich zur Folge haben werde.

Gegen diesen Plan trat ein Deutscher, der Geograph Dr. A. Petermann auf, indem er in einem ausführlichen Briefe vom 9. Februar 1865 an Murchison, den Präsidenten der Londoner Geographischen Gesellschaft, seine schon seit 1852 vielfach ausgesprochene Ansicht auf's neue entwickelte, nämlich: daß der einzig sichere, hoffnungsreiche und die größten Resultate versprechende Weg zum Nordpol eine Schiffsreise an Spitzbergen vorbei sein würde, wenn sie nur zur rechten Zeit, d. h. ganz früh im Frühjahr, ehe der Sommer das Meer mit den von arktischen Küsten losgetrennten Eismassen erfüllt, unternommen werde. In einem zweiten Briefe vom 3. März 1865 besprach Dr. Petermann besonders ausführlich die Eisverhältnisse in den Polarmeeren, und leitete auch aus ihnen die schlagendsten Gründe für die Vorzüglichkeit seines Planes ab. In den mehrfachen, dieser Angelegenheit gewidmeten Sitzungen der Geographischen Gesellschaft zu London sprachen sich bei weitem die meisten und ausgezeichnetsten Männer zu Gunsten des Petermann'schen Planes aus. Petermann entwickelte dann in verschiedenen gründlichen Aufsätzen, die er seinen „Geographischen Mittheilungen" einverleibte, seine Ansichten ausführlicher, und begründete sie sowohl durch neue Thatsachen, als auch durch die Zustimmung der urtheilsfähigsten Geographen fester.

Da aber die englische Regierung zunächst auf keinen der gemachten Vorschläge einging, wendete sich Petermann an das freie deutsche Hochstift in Frankfurt am Main. Von demselben wurde zum 23. Juli 1865 eine Versammlung deutscher Geographen und Hydrographen zusammenberufen, in welcher auf Vortrag Petermann's ein Ausschuß für Ausführung einer deutschen Nordpolfahrt zusammentrat. Dieser setzte sich mit der Wiener Geographischen Gesellschaft in Correspondenz, und durch dieselbe wurde der Plan den kaiserlich österreichischen Regierungskreisen bekannt und fand in denselben rege Theilnahme. Petermann versuchte dann persönlich mit der königlich preußischen Regierung zu verhandeln, wo ebenfalls lebhaftes Interesse für die Sache kundgegeben wurde. Aber weder von Oesterreich noch von Preußen wurde, wohl schon im Hinblick auf die herannahenden großen politischen Begebenheiten, die Sache ernstlich angegriffen und in's Werk gesetzt, und der Ausschuß kam endlich zu dem Entschluß, die Nation selbst zu einer geregelten Thätigkeit und Beisteuer für diesen Zweck aufzufordern, ein Versuch, der wohl auf Erfolg hätte rechnen können, wenn nicht der deutsche, oder besser undeutsche Krieg dazwischen gekommen wäre. Eine Episode in dem Gange der Verhandlungen bildet die von Capitän Werner (in der preußischen Marine) versuchte Recognoscirungsfahrt, die an der wohl durch Eifersucht hervorgerufenen Spitzbüberei der englischen Rheder des für diesen Zweck gecharterten Dampfbootes scheiterte.

Ehe ich noch eine eigene Ansicht in dieser Sache vortrage, sei es mir erlaubt, in einem ganz kurzen Ueberblick die Hauptmomente, deren Erwägung hier in Frage kommt, noch einmal zusammenzustellen.

1) Wichtigkeit einer Nordpolfahrt in wissenschaftlicher Hinsicht. Der noch unerforschte Raum am Nordpol beträgt 140,000 Quadratmeilen. Die Verfolgung der letzten Ausläufer des Golfstromes und die hydrographischen Verhältnisse des arktischen Meeres, die Abschließung der Geographie der polaren Länder, die Meteorologie, die Kenntniß des organischen Lebens in diesen Regionen sind lauter Aufgaben, die der Lösung dringend bedürftig sind und deren Erledigung an sich schon vollkommen hinreichender Lohn für den gemachten Aufwand sein würde.

2) Nutzen in kulturhistorischer und materieller Beziehung. Vor Allem ist hier der Walfischfang hervorzuheben. Das Gebiet des Meeres von Spitzbergen ist erschöpft, die Baffinsbai lohnt nicht mehr die jährlichen Ausrüstungskosten; der Fang an der Beringsstraße ist werthlos geworden

durch die Ausbeutung von Seiten der Amerikaner, und das südpolare Gebiet wird dem Vernichtungskriege von Engländern und Amerikanern nicht lange Stand halten können. So ist die nächste Hoffnung für einen ergiebigen Walfischfang nur auf die Gegenden nördlich von Spitzbergen zu bauen. Auch ist der arktische Hai mit seinem vorzüglichen Leberthran und der von den Schweden entdeckte Fischreichthum der Gewässer um Spitzbergen gewiß ein Gegenstand, den eine gesunde Naturalökonomie ernsthaft in's Auge zu fassen hat. Endlich sind die Lager fossilen Elfenbeins, die Mammuthzähne, an den Küsten Nord-Sibiriens und der polaren Inseln gewiß ein sehr der Aufmerksamkeit werther und schätzbarer Handelsartikel.

3) Die Ausrüstung. Es ist nicht so gar viel, was eine solche Expedition nach dem Pol zu ihrem vollen Gelingen in Anspruch nähme. Von den ungeheuren Mitteln, mit denen die Franklin-Expeditionen ausgerüstet wurden, darf man hier ganz absehen. Ein paar hölzerne Schraubendampfer von 80 Pferdekraft und etwa 500 Tonnen würden vollkommen genügen, da die Fahrt zu rechter Zeit, d. h. früh im Frühjahr begonnen, sich in drei bis vier Monaten abmachen ließe, oder höchstens, wenn man die für die Fahrt durch das Treibeis günstigste Zeit auch für die Rückkehr benutzen und die Zeit physikalischer und naturwissenschaftlicher Beobachtungen länger ausdehnen wollte, ein Jahr in Anspruch nehmen würde. Das Letztere wäre natürlich dadurch bedingt, daß man einen passenden Platz zum Ueberwintern entdeckte. Parry's Reise über Spitzbergen, auf welcher er die hohe Breite von 82 Grad 40 Minuten erreichte, nahm nur sechs Monate in Anspruch und kostete bei den hohen englischen Preisen für alles zur Ausrüstung und Bemannung Nothwendige nur 9977 Pfd. Sterl.

4) Die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges geht aus Allem, was ich mitgetheilt habe, wohl so klar hervor, daß es einer nochmaligen Auseinandersetzung nicht bedarf.

Aber wie kommen England, die deutschen Regierungen, das deutsche Volk eigentlich dazu, dieser Expedition ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu sollen? Ueberblicken wir auf einer Polarkarte das Gebiet, um welches es sich hier handelt, so finden wir Folgendes: Vertheilen wir das Polargebiet nach den Meridianen der dasselbe begrenzenden Länder, so kommen auf Norwegen ungefähr 30 Längengrade, auf Dänemark 45 Grade, auf England 15 Grade in Europa und 80 Grade in Amerika, auf Rußland aber 190 Grade, also mehr als die Hälfte des ganzen Erdumfanges. Ziehen wir von dem maritimen Grenzpunkt des russischen Gebietes in Amerika, von der sogenannten Demarcationsspitze, eine grade Linie nach dem Grenzpunkt zwischen Finnland und Norwegen, oder auch nur nach dem nahegelegenen Cap Nelitzkoi auf Fiskeroe, so fällt der Nordpol in die russische Hälfte dieser Theilung. So scheint es ebenso eine Ehrenpflicht als ein Ehrenrecht für die kaiserlich russische Regierung zu sein, sich diese großartigste und wissenschaftlich folgenreichste geographische Expedition nicht nehmen zu lassen. Ein Schraubendampfer, den man in Hammerfest, ein anderer, den man an einem passenden Ort an der tschuktschischen Küste überwintern ließe, und die beide früh im März, der zweite mit Benutzung der, von allen Reisenden constatirten Polynja ausliefen, würden wahrscheinlich in wenig Wochen am Pol zusammentreffen, oder am Polarlande, wenn ein solches vorhanden ist, landen. Die Geographie der nördlichen Halbkugel wäre vollendet; vollendet von der Regierung, die ohnehin schon, nach Längengraden gerechnet, den größten Beitrag zu derselben geliefert hat.

Dieser Gedanke, den ich im August 1866 in einem Briefe nach Petersburg ausführte, wurde dann von anderer Seite ebenfalls aufgefaßt und zu öffentlicher Besprechung gebracht. Am 14. December 1866 hielt W. Lambert in der Geographischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag, in welchem er eine Nordpol-Expedition von der Beringsstraße aus befürwortete, und selbstverständlich für die Ausführung derselben die französische Regierung in Anspruch nahm. Er war aber ehrenhaft genug, zu bekennen, daß leider die Franzosen sich bei dieser wichtigen Frage, ja selbst bei den, einen rein humanen Zweck verfolgenden Franklin-Expeditionen, noch gar nicht betheiligt hätten. Ich kann nur sagen, daß es mich freuen würde, wenn das große geographische Problem auf irgend einem

Wege gelöst würde, ohne mich darum zu grämen, daß ich meine Ansicht nicht früher veröffentlicht habe, sollte auf dem von Lambert und mir gezeigten Wege das lange angestrebte Ziel erreicht werden. —

Seitdem das Vorstehende niedergeschrieben wurde, sind nun wiederum zwei Versuche gemacht, den Plan zur Erreichung des Nordpols zu realisiren. Herr Dr. Petermann hat den Muth gehabt, in der sicheren Ueberzeugung, daß ihn bei Aufbringung der nöthigen Mittel die deutsche Nation unterstützen werde, auf eigene Gefahr eine Nordpol-Expedition in's Werk zu setzen. Ein liberaler Rheder stellte zu diesem Zweck ein tüchtiges Schiff zur Disposition; in der Person des Capitän Koldewey fand sich ein ganz geeigneter Führer, und das Schiff wurde mit Sorgfalt ausgerüstet und bemannt. Am 24. Mai 1868 segelte das Schiff „Grönland"* von Bergen ab, bewährte sich in mehreren Stürmen und heftigem Eisdrang sehr gut, hatte am 14. September den 81. Grad 5 Minuten nördlicher Breite erreicht und lief am 30. September wieder in Bergen ein, ohne dem Hauptziele auch nur so nahe gekommen zu sein, wie so viele Vorgänger.

Bald nach dieser deutschen Expedition ist eine schwedische Unternehmung in's Leben getreten. Die schwedische Regierung hat den Postdampfer „Sophia" zur Disposition gestellt, und derselbe ist am 7. Juli unter Capitän von Otter von Gothenburg aus in See gegangen. Am 22. Juli landete man an der Bäreninsel und entdeckte hier ein mächtiges Kohlenlager als erstes wichtiges Ergebniß der Reise. Nach den letzten Nachrichten, datirt aus der Adventsbai auf Spitzbergen, war die ganze Mannschaft gesund und hatte vor sich, jenseits des 80. Grades nördlicher Breite, vollkommen offenes und eisfreies Wasser.**

Auch das oben erwähnte Lambert'sche Project scheint sich einer Ausführung zu nähern, wenigstens sollen die Kosten durch allgemeine Sammlungen bereits vollkommen gedeckt sein.

Glückliche Fahrt den kühnen Seemännern! Werden wir wohl im nächsten Jahre wissen, wie es am Nordpole aussieht?

* Das Schiff war in Bergen „Grönland" getauft worden. Der Wunsch Petermann's, dasselbe „Germania" zu nennen, traf zu spät ein, und konnte, da ein Matrosenaberglaube das Umtaufen eines Schiffes verbietet, nicht mehr berücksichtigt werden. Daher die Verschiedenheit des Schiffsnamens in den deutschen Zeitungsnachrichten.

** Auch diese Expedition ist wegen der Erkrankung der Mannschaft bereits wieder zurückgekehrt.

Das Cadettenhaus zu La Flèche.

Von

Alexander Büchner.

Die Armee muß sich immer neu gebären.
Schiller.

Wenn man an die französische Heerverfassung denkt, so erinnert man sich unwillkürlich des Napoleon'schen Grundsatzes: Jeder Soldat trägt einen Marschallstab in seinem Tornister, und nimmt an, der Officierstand rekrutire sich dort, der Masse nach, nur unter den sogenannten gedienten Leuten, statt, wie z. B. in Deutschland, aus besonderen Vorbereitungsschulen hervorzugehen. Abgesehen von den speciellen Waffengattungen, für welche der Officier einer solchen Vorbereitung nicht entbehren kann, also für die französische Linie, ist diese Ansicht im Allgemeinen auch die richtige; doch muß sie sich näher dahin bestimmen, daß selbst von den Officieren der Linie immerhin noch ein Drittel den gelehrten Stand ausmacht, d. h. in der Schule von Saint Cyr bei Paris gebildet wird, wobei auch zu bemerken ist, daß in der Regel nur Officiere dieser Classe über den Hauptmannsgrad hinaus vorrücken. Ein wesentlicher Unterschied aber zwischen der Officierschule von Saint Cyr und den entsprechenden deutschen Anstalten besteht darin, daß dieselbe keine eigentliche Cadettenschule, sondern eine Art von Hochschule ist, auf welcher der Zögling nur zwei Jahre zubringt, nachdem er vorher seine Gymnasialbildung abgethan und sein Maturitäts- oder Abiturientenexamen gemacht hat, wie jeder andere angehende Staatsdiener. Das Resultat dieses Examens ist das Baccalaureat, und dieser Grad kann nur vor einer der Facultäten in den achtzehn Akademien des Landes erworben werden. Mithin hat jedes französische Gymnasium (Lycée oder Collége) immer eine Anzahl Schüler, welche sich als Ziel die Zulassung in Saint Cyr oder in den besonderen Fachschulen (École

polytechnique, du Génie, d'Artillerie) vorsetzen. Da nun diejenigen, welche diese Schulen überstanden haben, bei ihrem Austritte auch gleich Officiere werden, so giebt es in Frankreich keine eigentlichen Cadetten mehr, mit einer wichtigen Ausnahme.

Diese Ausnahme bildet das sogenannte Prytanée militaire oder das Cadettenhaus von La Flèche, in dem Städtchen gleichen Namens, welches südwestlich von Paris, zwischen den Städten Mans und Angers liegt. Es ist dies eine Art von militärischem Gymnasium oder Lyceum, welches die Söhne unbemittelter oder im Dienste gefallener Officiere frühzeitig, unentgeltlich, und als Internen aufnimmt und ihnen die für ihren Beruf als Officiere nöthige Bildung angedeihen läßt. Doch haben auch diese Zöglinge die Staatsprüfung, wie jeder Andere, zu bestehen und können erst dann, wenn sie Bacheliers sind, das Zulassungsexamen für Saint Cyr oder die Fachschulen machen. Derjenige Cadet, welcher das Baccalaureat nicht macht, mag nur getrost zur Muskete greifen und sich zum Officier hinaufdienen; das französische Gesetz gestattet keine Ausnahme zu seinen Gunsten.

Da La Flèche im Bezirke der Akademie von Caën liegt, so erwerben die Zöglinge des Cadettenhauses ihr Baccalaureat gewöhnlich bei den Facultäten derselben. Auf Ostern sieht man sie, unter Ueberwachung ihrer Officiere, zu dreißig oder vierzig, am Sitze der Akademie erscheinen. Ende Juli dagegen begiebt sich eine Prüfungscommission aus Caën nach La Flèche selbst, um eine noch größere Anzahl von Candidaten an Ort und Stelle zu examiniren. Als Mitglied der Commission hatte ich kürzlich Gelegenheit, das Städtchen und die Anstalt selbst in Augenschein zu nehmen.

Von Paris wie von der Normandie aus führt der Weg nach La Flèche über Mans. Man benutzt von dieser Stadt aus eine Strecke der Linie nach Angers, verläßt dieselbe auf einer kleinen Station und hat nun im Wagen sechs Stunden Weges durch ein hügeliges, zum Theil bewaldetes, zum Theil wohlangebautes Land zurückzulegen.

Endlich langt man auf einem steilen Hügelrande an, welcher, mit üppigen Weinbergen besetzt, in ein breites Thal mit dem Städtchen La Flèche in der Mitte, abfällt. Dieses Thal ist das des Flusses Loir, welcher von der Hügelreihe kommt, die nördlich von Orleans das Bassin der Seine von dem der Loire trennt. Zuerst ist der Lauf des Loir mit dem des Hauptstromes parallel, und wir haben somit ein nördliches Seitenthal des großen Systems der Loire vor uns; unterhalb von La Flèche wendet sich der Loir nach Süden, verbindet sich mit den von Norden kommenden Flüssen Sarthe und Mayenne und ergießt sich bei Angers in die Loire.

La Flèche gehört somit dem nördlichsten Theile des mittleren Frankreich an. Es ist der Anfang des Gartens, des gesegneten Landes, wo Wein und Honig fließt, jenes Schlaraffenlandes der Touraine, wo Rabelais seine gewaltigen Schlemmer gedeihen läßt und Balzac sein Gigantengelächter anzustimmen gelernt hat.

La Flèche macht ganz den Eindruck eines wohlgepflegten, deutschen Landstädtchens. Reinlich, gut gebaut, ohne eine andere Industrie als die einer reichlichen Kapaunen- und Obstproduction, wird es nur von Grundbesitzern und Pensionärs bewohnt, welche Letzteren die Billigkeit der Lebenspreise in einem productiven, eisenbahnlosen Landstriche anzieht. Mit Ausnahme des näher zu betrachtenden Prytaneums kann man in Zeit von zehn Minuten Alles besichtigt haben: die hellen Straßen, den Marktplatz mit der Thomaskirche und der Statue Heinrichs des Vierten, den Neuen Platz mit der Amtswohnung des Unterpräfecten und den schönen, breiten, schattigen Spaziergang am Ufer des spiegelnden Loir, welcher, hier von einer steinernen Brücke und großen Mühlenwerken, dort von grünen Ufern begrenzt, eine liebliche Aussicht bietet.

Was die Leute in diesem Städtchen von etwa achttausend Einwohnern treiben? Das fragt man sich unwillkürlich, Angesichts der feierlichen Stille, welche, übrigens ohne die Gemüthlichkeit zu stören, die Luft erfüllt. Nichts treiben sie! Sie schlagen die Zeit todt, so gut sie eben können. Im Sommer wird möglichst viel gebadet und mit der Angel gefischt; wie sich aber Alles im Winter ausnimmt, das kann man sich nicht recht vorstellen. Und doch ist ein Mittel- und Haltepunkt da, um welchen sich alle Interessen der Stadt in concentrischen, mehr oder weniger entfernten Kreisen herumschwenken — das Cadettenhaus näm-

lich, zu dessen großer Familie nicht nur seine unmittelbaren Insassen, sondern auch alle Stadtbewohner zu gehören glauben. In La Flèche erinnert Alles an diesen alleinigen Grund der Wichtigkeit und des Daseins; Alles führt auf ihn zurück; jede von dort ausgehende Lebensregung ist ein Ereigniß und ein solches Ereigniß unterbricht jetzt die Stille des Sonntagnachmittags. Was giebt's? Ein schwacher Trommelschlag schallt durch die Straßen. Man wendet den Kopf, und um jene Ecke herum erscheint ein kleines, kaum zwölfjähriges Bürschchen; ein rothes Käppchen mit schwarzem Bund sitzt auf dem rechten Ohre, ein blauer Waffenrock mit dicken Epauletten von rother Wolle darunter, endlich ein Paar grauleinene Höschen, und das trommelt aus Leibeskräften, und hinter ihm kommen paarweise und im Gleichschritt dreißig oder vierzig andere Bürschchen, von demselben Kaliber und Zuschnitt, ohne Trommel, aber Jeder mit einem Handtuche unter dem Arme. Es ist eine Division der Cadettenschule, welche baden geführt wird, und dieser Vorgang genügt, um das öffentliche Leben von La Flèche auf einen Augenblick in Bewegung zu setzen.

Die Anstalt selbst befindet sich in dem ehemaligen, von Heinrich IV. zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gegründeten Jesuitencollegium, auf dessen Geschichte wir zurückkommen werden. Der jetzige Eingang, unscheinbar wie er ist, öffnet sich auf den ältesten und engsten Theil der Stadt, und man muß in den Haupthof vorgedrungen sein, um einen Begriff von der riesigen Anlage des Ganzen zu bekommen.

Dieser Hof bildet ein ungeheueres Quadrat, welches auf allen Seiten von mächtigen Gebäuden eingeschlossen wird. Von außen betrachtet, ist der Stil derselben kahl und nüchtern, kasernenartig. Im Innern dagegen frappirt den Beschauer einerseits die den Werken der Jesuiten eigene Solidität, besonders der gewaltigen Treppen; andererseits der geschmackvolle Reichthum an Verzierungen, welcher die französische Hochrenaissance auszeichnet.

Das Innere des großen Hofes ist sorgfältig gepflegt und mit Grün bepflanzt; dort wie überall sticht eine militärische Ordnungsliebe und Sauberkeit vortheilhaft in die Augen. Auf der Westseite befindet sich der Eingang in die berühmte, dem heiligen Ludwig geweihte Capelle, welche anderthalb Jahrhunderte lang das Herz Heinrich's IV. beherbergte. Wir sagen Capelle, mit dem officiellen Namen; denn Ausdehnung wie Ausschmückung dieses Gebäudes machen es zu einer der schönsten Kirchen der Welt. Von außen fällt der Bau, halb versteckt, wenig in die Augen, und nur aus einiger Entfernung kann man den schönen achteckigen Thurm mit seinem doppelten Kupferaufsatze bewundern. Das Innere dagegen genießt man um so ungestörter; es ist eine Art von Auszug aus der Peterskirche in Rom; dieselbe großartige Einfachheit in der Anlage, welche durch allen Reichthum des Detailschmuckes durchbricht; dieselben freien und kühnen Wölbungen; dieselbe Helle und Klarheit, und ein Ebenmaß in allen Verhältnissen, welches die räumliche Beschränkung besiegt und selbst das Kleine groß erscheinen läßt — das Alles vereinigt sich in diesem Gebäude, das von außen mit Sanct Peter verglichen, neben seinem Muster dastehen würde wie ein Schneckenhäuschen neben einem Bienenkorbe. Nur Eines wirkt störend, die Ueberladung des Hochaltars. Der malerische, architektonische und bildhauerische Reichthum dieses Theiles der Kirche ist staunenswerth; allein trotz der harmonischen Anordnung und Zusammenstellung des Ganzen fühlt man sich durch die große Zahl und den Glanz der Einzelheiten, namentlich durch die prachtvolle Mischung verschiedener Marmorarten und die Spielereien, welche sich Architekt und Steinhauer mit ihrem Materiale erlaubten, verwirrt und betäubt. Da das Ganze einen flachgedrückten Halbkreis ausmacht, so tritt noch das Spiel der Perspective und ein Wechsel von Schatten und Licht hinzu, welcher zauberisch blendet, aber keinen Gesammteindruck aufkommen läßt. Mit einem Worte, der Hochaltar der Chapelle Saint Louis ist eines der merkwürdigsten und vollkommensten Denkmäler des einreißenden Barockstiles oder Jesuitenzopfes, in welchem sich der Renaissancestil selbst verzehrt hat.

An die nördliche Langseite der Capelle stößt ein zweiter, kleinerer Hof. Die mächtigen Gebäulichkeiten, welche ihn einschließen, enthalten unter Anderem den sogenannten Preisvertheilungssaal. Dieser gewaltige, rechtwinklige Raum hat eine hochgewölbte, mit Cassetten geschmückte Decke,

deren jede, mehr originell als geschmackvoll, ein riesiges H (Henri) einschließt.

Als Ganzes machen die Capelle und die Gebäulichkeiten, welche die beiden Höfe umgeben, ein ungeheueres, nach den Weltgegenden orientirtes Viereck aus. An die nördliche Seite schließt sich in deren ganzer Breite ein ausgedehnter Garten oder vielmehr Park, in welchem die studirende Jugend, sowie ihre Lehrer und Vorgesetzten Luft schöpfen oder ihrem Nachdenken obliegen mögen. Das vorderste Drittel ist im Versailler Stil regelmäßig angelegt, mit symmetrischer Zeichnung der Blumenbeete, geschnittenen Hecken auf den Seiten und einem runden Bassin mit Springbrunnen in der Mitte. Auf der rechten Ecke dieses Theiles befindet sich ein sogenannter Schneckenberg, d. h. ein Erdaufwurf von konischer Form, mit einem schattigen Platze auf der Spitze, zu welchem gewundene Gänge zwischen dichten Gebüschen hinaufführen. Wir erwähnen dieses gemüthliche Plätzchen um einer Anekdote willen, welche wir an das Fort Henri, so ist sein Name, zu knüpfen haben werden. Die beiden anderen Drittel des Parkes haben den Charakter einer großen englischen Laubanlage, und wenn man sich im Schatten ihrer bald geheimnißvoll gewundenen Pfade oder gerade durchschneidenden Alleen ergeht, so kann man sich eines Gefühles des Neides gegen diejenigen nicht erwehren, welche Jahr aus Jahr ein solche Spaziergänge so zu sagen im Bereiche ihrer vier Wände haben.

So viel von den Gebäulichkeiten und ihrer Umgebung. Wo man lernt, haben wir gesehen; was und wie man lernt, werden wir, nach einigen historischen und anekdotischen Ausführungen über die Stadt und die Anstalt, zu besprechen haben.

Die Gründung der Stadt fällt in das Mittelalter, und ihre Jugendgeschichte hat nichts aufzuweisen als die Belege der zahllosen Reibereien zwischen Personen und Ständen, welche die Betrachtung jener Tage so monoton machen. Der erste Mittelpunkt von La Flèche war ein Schloß, welches sonderbarer Weise ursprünglich nichts als eine befestigte Brücke über den Loir gewesen zu sein scheint. Das Gebäude, von welchem jetzt nur spärliche Fundamente übrig sind, erhob sich auf Bogen welche den Fluß überwölbten. Ein Theil des Wassers wurde zu beiden Seiten in Canälen abgeleitet, welche künstliche Inselchen bildeten, auf denen sich, unter dem Schutze der Feste, die Bevölkerung ansiedelte. Nach Einigen haben die hierbei nöthigen Pfahlbauten (Fixa, fisce, fiches, fliches, flèche) der Stadt ihren Namen gegeben; nach Anderen wäre sie nach der eleganten Spitze (Flèche) eines ihrer Thürme benannt. Ihr Wappen hat im untern rothen Felde zwei silberne Festungsthürme mit einem gleichfarbigen Pfeile in der Mitte; im obern, von Azur, drei silberne Lilien.

Schon zur Zeit Wilhelm's des Eroberers erscheinen die Normannen als Eroberer in der Gegend und die englischen Normannenkönige suchen ihre Herrschaft daselbst zu behaupten. Aus jener Zeit obscurer Anfänge datirt eine rührende Legende, welche sich an die Ermordung des berühmten Thomas von Becket (1170) anschließt.

Manche Jahre nach dieser That jagte ihr intellectueller Urheber, Heinrich II. von England, in dem Walde der späteren Abtei von Melinais, welche vierhundert Jahre nachher durch Schenkung Heinrich's IV. Eigenthum der Jesuiten von La Flèche werden sollte. Im tiefen Walde begegnete der König einem alten stattlichen Eremiten, der seinen gewaltigen, abgemagerten Körper auf einen keulenartigen Stock stützte.

„Was treibt Ihr hier, guter Vater?“ fragte ihn der König.

„Sire,“ antwortete der Eremit, „ich verbüße meine Sünden und bete zu Gott, daß er mir den Tod eines heiligen Mannes vergeben möge, der um Euretwillen ermordet worden ist.“

„Welches Mannes?“

„Des heiligen Thomas von Becket, welchen ich im Chore seiner Kirche und vor den Heiligen des Paradieses mit einer Keule unbarmherzig erschlagen habe.“

Bei diesen Worten brach Reginald, der Sohn des Bären, einer der drei Mörder Becket's, in Thränen, Schluchzen und Gebet aus.

„Unglücklicher Reginald!“ murmelte der König; und ohne ein anderes Wort hervorbringen zu können, wandte er sein Pferd und ritt davon, während heiße Thränen in seinen Bart und bis auf sein gesticktes Wams herabrollten. Seine Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit nahm von diesem

Tage an immer zu; Reginald aber wurde der erste Abt der Siedelei von Melinais und lebte in solcher Bußfertigkeit, daß er schließlich ein Heiliger und der Schutzpatron der Leute seinesgleichen wurde.

Erst durch Heinrich IV. fängt die Geschichte von La Flèche an, allgemeines Interesse zu gewinnen.

Im Jahre 1513 war die Stadt von dem Hause Alençon auf das Haus Bourbon übergegangen. An der Stelle, wo jetzt das Prytaneum steht, wurde 1540 ein Schloß erbaut, und Heinrich's IV. Eltern, Anton von Bourbon, König von Navarra, und Jeanne Albret bewohnten dasselbe vom Februar 1552 bis Mai 1553. Alsdann begaben sich die beiden Gatten erst in die Picardie und von da gelangte Jeanne im Herbste nach Pau, woselbst Heinrich am 13. December zur Welt kam. Die hohe Gunst, welche der König später der Stadt La Flèche bewies, erklärten deren Einwohner durch die Thatsache, Heinrich sei ihr Landsmann gewesen, ehe er der Landsmann der Leute von Béarn wurde, und die naive Indiscretion der Zeitgenossen bezeichnet bei dieser Gelegenheit das Fort Henri oder den erwähnten schattigen Schneckenberg als den Lieblingsspaziergang Anton's und Jeanne's im Frühlinge 1553.

Im Laufe desselben Sommers war zu La Flèche ein älterer Bruder Heinrich's als Kind verstorben, wie es scheint, infolge der übertriebenen Sorgfalt seiner Gouvernante, welche sich und ihren Pflegling Sommer und Winter in geschlossenen und überheizten Räumen hielt. Ein jüngerer Bruder kam, gleichfalls als Kind, durch einen Sturz aus einem Fenster um's Leben. Beides Zufälle, ohne welche in den Geschicken Frankreichs Vieles vielleicht anders geworden wäre.

Erst nach dem Tode seines Vaters, welcher 1562 bei der Belagerung von Rouen blieb,* kam Heinrich, neun Jahre alt, zum Zwecke der Besitzergreifung nach La Flèche, von seiner Mutter begleitet. Zum Theil an diesem, zum Theil an benachbarten Orten verbrachte er seine Jünglingsjahre und erhielt er seinen classischen Unterricht, bis er, sechzehn Jahre alt, zu den protestantischen Armeen Condé's und Coligny's abging. Erst 1576, als er vier Jahre nach der Bartholomäusnacht aus seiner Gefangenschaft am Hofe der Valois entfloh, kam er nach La Flèche zurück und brachte einige Tage des Februar daselbst zu, ehe er weiter nach dem Süden ging. Von da an bis zu seinem schließlichen Triumphe im Jahre 1594 scheint Heinrich öfter, der Jagd zu Liebe, La Flèche besucht zu haben, und einem dieser Besuche verdankte er einen seiner treuesten Diener, eines seiner geschicktesten Werkzeuge, Fouquet de Varenne, welcher 1560 in dieser Stadt geboren ist.

Auf der Jagd nämlich traf der zukünftige König von Frankreich eines Tages auf einen kleinen rothhaarigen Hirten, dessen entschlossenes Wesen und gescheidte Antworten ihn so für sich einnahmen, daß er ihn in sein Gefolge eintreten ließ. Dies war der zukünftige große Herr Fouquet, der als Kammerdiener, Soldat, Kuppler und Diplomat eine wichtige Rolle bei Heinrich spielen sollte. Erst Küchenjunge, dann geheimer Emissär, erlangte Fouquet bald das gänzliche Vertrauen seines Herrn. Er rettete ihm bei Foutaine Française das Leben und entledigte sich später mit Ehren einer äußerst gefährlichen Sendung bei Philipp II. von Spanien. Heinrich gab ihm einträgliche Posten, erhob ihn in den Adelstand mit einem Wappen, auf welchem ein Hund ein mit Lilien besetztes Halsband trägt, und schenkte ihm Ländereien in der Umgebung von La Flèche. Der Hirt verwandelte sich in einen Marquis.

„Da wurden seine Geschwister
Bei Hof auch große Herrn."

Fouquet baute zu La Flèche ein prächtiges Schloß mit schönen Gartenanlagen, dessen letzte Spuren erst 1820 verschwanden. Auch schreibt man seinem Anstiften die neuen Gunstbezeugungen zu, welche von nun an die Stadt von dem Könige erhielt.

Nachdem Heinrich am 13. April 1598 das Edict von Nantes erlassen, kam er im Mai, auf der Reise nach Paris, nach La Flèche, wohin er sich zu seiner Belohnung die schöne Gabriele durch folgendes Billet bestellte:

* Er starb an einer Wunde in der Schulter, auf welche folgende Verse anspielen:

Par l'oeil, l'oreille et l'épaule
Dieu a fait merveille en Gaule;
Par l'oeil, l'épaule et l'oreille
Dieu en Gaule a fait merveille.

Par l'épaule, l'oreille et l'oeil Dieu mit trois rois (Heinrich II., Franz II., Anton von Navarra) au cercueil.

„Mein eigentliches Herz!

La Varenne bringt mir soeben Deinen Brief, in welchem Du mir sagst, daß Du mich tausendmal mehr liebst als ich Dich. Jetzt, wo ich mit meinem Reiseplane im Reinen bin, sende ich Dir diese Botschaft, um Dir zu sagen, daß ich spätestens Donnerstag von Rennes nach der großen Stadt abreise und den 18. in La Flèche sein werde. Richte Deine Reise so ein, daß Du denselben Tag dort bist."

Dieses Schreiben verdient einen Platz in einem Briefsteller für Liebende.

Gabriele starb ein Jahr darauf; im folgenden Jahre ließ sich der König von seiner ersten Frau, Margarethe von Valois, Tochter Catharine's von Medicis und Schwester der drei ihm vorhergehenden Könige, scheiden und heirathete Maria von Medicis. Die katholische Partei gewann das Uebergewicht in seiner Umgebung und es läßt sich errathen, daß der jagdschlaue Fouquet, welcher nun Gouverneur der Städte und Schlösser von Angers und La Flèche wurde, mit ihm in dasselbe Horn blies.

Im Jahre 1595 waren die Jesuiten von Heinrich IV. aus seinem Reiche verbannt worden; jetzt betrieben sie mit Eifer ihre Zurückberufung. Wenige Stunden Weges von La Flèche hatte der König eine protestantische hohe Schule zu Saumur an der Loire gegründet; jetzt, im Jahre 1603, erließ er das Edict von Rouen, welches den wieder zugelassenen Jesuiten sein Schloß in La Flèche schenkte, um daselbst eine ähnliche, katholische Anstalt zu errichten. „Der König hielt dafür," sagt einer der Väter der Gesellschaft Jesu, „es sei besser die Jesuiten zu Freunden als zu Feinden zu haben." Hatte er sie wirklich zu Freunden? Ein beißendes, echt französisches Wortspiel giebt eine schneidende Antwort auf diese Frage. Heinrich hatte verordnet, daß nach seinem Tode sein Herz in der Capelle des Jesuitencollegs aufbewahrt werden solle. Als dies bekannt wurde, sagte man: Les Jésuites aimeraient autant voir la flèche au coeur du roi que le coeur du roi à la Flèche.

Kaum gegründet, gedieh das Jesuitencolleg in einer staunenswerthen Weise. Von 1604 bis 1610 sahen seine Priester über 1200 junge Leute aus allen Theilen von Frankreich, ja fast aus allen Theilen der Welt ankommen, um dort ihre Bildung zu suchen. Auch wurde das Colleg nicht weniger reichlich als die Stadt selbst von dem Könige dotirt und unter Anderem wies ihm derselbe ein Legat von dreißigtausend Livres zu, welches ein König von Schottland durch seinen Gesandten in Paris zum Zwecke der Errichtung eines katholischen Seminars für junge Schottländer übermacht hatte. Gegen 1762 wurden die Jahreseinkünfte der Jesuiten auf hundertzwanzigtausend Livres geschätzt. Kein Wunder, daß sie mit solchen Mitteln im Laufe von anderthalb Jahrhunderten Gebäulichkeiten hergestellt haben wie die, welche wir noch jetzt sehen. Der hauptsächliche Ruhmestitel der Anstalt aus den ersten Jahren ihres Entstehens aber ist die Thatsache, daß Descartes (geb. 1596) sechs Jahre als Schüler dort zubrachte. Noch heute zeigt man die öde Mansarde, welche er bewohnte; ein monumentales Andenken hat man dem berühmten Denker noch nicht gewidmet.

Am 14. Mai 1610 fiel der großmüthige Stifter des Jesuitencollegs unter Ravaillac's Messer. Fouquet de la Varenne, gerade in Paris anwesend, verlangte, als Gouverneur der Stadt La Flèche, deren Erbtheil, das Herz des Königs. Es wurde ihm gewährt, aber die Erwerbung dieser kostbaren Reliquie ging nicht ohne große, zum Theil komische Ceremonien vor sich. Fouquet schickte den Vorstehern des Jesuitenordens in Paris eine Carosse, in welcher sie sich nach dem Louvre begaben, wo ihnen der Prinz von Conti das Herz des Königs einhändigte. Sie brachten es zuerst in ihr Haus zum Heiligen Ludwig, wo es vom 15. bis zum 31. Mai auf dem Hochaltare der Capelle ausgestellt blieb. Am 1. Juni machten sich zwanzig Ordensglieder, von mehreren großen Herren vom Hofe begleitet, auf den Weg nach La Flèche, um das ihnen anvertraute Gut dort abzuliefern und zwar, bemerken die Berichterstatter ausdrücklich, keineswegs zu Fuße, sondern in guten Carossen. Der Pater Armand insbesondere, welcher die auf einem schwarzen Sammetkissen liegende Reliquie in seinen Händen hielt, saß mit fünf Anderen in derselben Kutsche, in welcher Heinrich erstochen worden war. Man zog am frühen Morgen ab, weil man einen Tumult gegen die Jesuiten befürchtete, welche die öffentliche Meinung laut als die Mörder des Königs bezeichnete, und so lief

Alles ruhig ab, obwohl die Lakaien der großen Herren überall an Thüren und Läden schlugen, um das Volk in Bewegung zu bringen. Trotz der Carossen brauchte man drei und einen halben Tag zu einer Reise, welche man jetzt, zum Theile noch im Wagen, in acht Stunden macht. Große Empfangsfeierlichkeiten fanden unterwegs, noch größere bei der Ankunft in La Flèche selbst Statt. Mit dem Stadthauptmann und seinen Schützen an der Spitze, zogen die Schüler, zwölfhundert an der Zahl, worunter Descartes, hinaus, gefolgt von den Geistlichen aller Orden, von dem Adel und der Bürgerschaft, dem Trauerzuge entgegen, welchen der Herzog von Montbazon und Fouquet de la Varenne anführten. Bei dem Empfange selbst gab es natürlich Competenzconflicte. Der Pfarrer der Thomaskirche behauptete, das Herz habe sich erst bei ihm vorzustellen und dürfe nur aus seiner Kirche in die der Jesuiten übergehen. Die Letzteren dagegen betrachteten es als ihr unmittelbares Eigenthum, welches ohne Verzug an ihre Anstalt abgeliefert werden müsse. Der schlaue Fouquet richtete einen Vergleich aus; hiernach sollten die Geistlichen beider Parteien nebeneinander herschreitend den Zug führen und ihn durch die Thomaskirche bis zu den Jesuiten geleiten. Also geschah es; als aber nun der Rector der Jesuiten neben dem Thomaspfarrer hinschritt, sagte er zu ihm beim Einzuge in die Stadt: „Bos non arat cum asino!“ (Wie kommt der Ochs dazu mit dem Esel zu pflügen?) „Ich könnte,“ versetzte der Pfarrer, „lateinisch antworten, aber es ist mir lieber, daß alle Welt meine Antwort versteht. Hier ist sie: Ein Esel wie ich ist mehr werth als ein Ochs, der wie Du ein Horn verloren hat.“ Und um diesen Treffer zu würdigen, muß man wissen, daß die Jesuiten, in den Proceß des Königsmörders Jean Châtel verwickelt, von den vier Ecken oder Hörnern ihrer Barette oder Mützen zur Strafe Eines verloren hatten.

Unter solchen Gesprächen gelangte man in die Thomaskirche, wo ein Trauergottesdienst und eine Rede gehalten wurden, und dann in das Jesuitencolleg, dessen Räume mit schwarzem Tuche ausgeschlagen waren, auf welchem silberne Lilien glänzten. Wir unterlassen die Beschreibung des allegorischen und sonstigen Pomps und Prunks, welcher jetzt und bei jeder folgenden Jahresfeier statthatte, um nur zu erwähnen, daß die eigentliche Uebergabe der Reliquie an den Hochaltar erst 1622, im Jahre, wo die oben beschriebene, prächtige Capelle fertig wurde, erfolgte. Nach dem Tode Marie's von Medicis wurde auch ihr Herz nach La Flèche gebracht und dort vertrugen sich die Herzen der beiden Gatten weit besser als zu ihren Lebzeiten.

Das Interessanteste kommt aber noch.

Das Volk ist bekanntlich blind, besonders dann, wenn man sich nicht rechtzeitig bemüht, es sehend zu machen. Dies zeigte sich in den Tagen der Revolution, wo man die Denkmäler einer verhaßten Vergangenheit unterscheidungslos zerstörte. Die Ludwigscapelle des Collegs von La Flèche sah damals schlimme Tage, und das Herz des Besten aller Könige wurde verbrannt, wenn anders der Mythus nicht trügt und es überhaupt noch vorhanden war. Letzteres steht nämlich zu bezweifeln, denn im Jahre 1773 berichtet Grimm in seiner Correspondenz Folgendes: Mit dem Fortschreiten der philosophischen Bildung, sagt er, erwachte im gebildeten Publikum ein steigendes Interesse für den einzigen Fürsten, dessen Andenken im Volke lebte; nur bei den Jesuiten sei dies nicht der Fall; denn, fährt er fort, „kürzlich kam einer meiner Bekannten nach La Flèche und verlangte die berühmte Reliquie zu sehen; nachdem der Sakristan eine Stunde lang gesucht hatte, entdeckte er eine vergoldete Bleikapsel, welche in einer Ecke lag, bedeckt von mehrjährigem Staube. Wenn dieser Besucher ein curiositätensüchtiger Engländer gewesen wäre, er hätte die Kapsel in seine Tasche prakticirt, um sie der Westminsterabtei zu schenken, was in England einen größeren Triumph hervorgerufen haben würde, als alle Siege des spanischen Erbfolgekrieges.“

Wenn diese boshafte Anekdote nicht auf einer bloßen Erfindung beruht, dann kann man in der That nicht wissen, was schon lange vor der Revolution aus der Reliquie geworden sein mag. Aber die Ortsschriftsteller protestiren dagegen und behaupten, jener Sacristan habe jenem Reisenden nur eine falsche Kapsel gezeigt, welche man dem Pöbel bei feierlichen Gelegenheiten vor die Nase zu halten pflegte. Ein trauriger Trost! da er nur beweist, daß die Revolution die Reliquie wirklich zerstörte!

Ueber die letztere Thatsache hat man besondere und sehr interessante Nachweise, bei deren Wiederholung ich mir jedoch die Rechtswohlthat des Relata refero vorbehalte.

Die letzte herkömmliche Todtenfeier war den 21. Mai 1792 unter der Devise: La Nation, la Loi, le Roi gehalten worden. Mit Beginn des folgenden Jahres erwählte der republikanische Club von La Flèche die Ludwigscapelle zu seinem Sitzungssaale. Nun wurden die Statuen der Heiligen umgeworfen und die religiösen Gemälde heruntergerissen; vor den Altar stellte man eine Statue der Freiheit, und neben der Kanzel prangten statt der Apostel, lebensgroße Büsten von Marat und Lepelletier aus gebranntem Thon. Die Reliquie selbst oder das, was man dafür hielt, war noch unberührt geblieben, aber auch ihr Tag kam. Da der Aufstand der Vendée die Gegend bedrohte, so langte am 6. Vendemiaire des Jahres II, also im September 1793, eine Truppe von gegen tausend Mann in La Flèche an, von dem Deputirten Tyrion begleitet. Der Mann des Convents präsidirte in einer Clubsitzung; er bemerkte die Reliquie und befahl deren Zerstörung. Wie es scheint, befand sich dieselbe in einer der Nischen des Hochaltars in einer herzförmigen Kapsel von vergoldetem Eichenholze. Nachdem man diese aufgebrochen hatte, traf man auf eine Bleikapsel; bei deren Eröffnung stieg ein aromatischer Staub auf, und man gewahrte im Innern einen festen, braunen Körper, Heinrich's Herz, von welchem sein Eigenthümer, als er es der Stadt La Flèche vermachte, mit Maria Stuart sagen konnte: „Ach, es war immer dort!“

Die Truppe zog mit ihrer Beute auf den „Revolutionsplatz;“ die Soldaten holten dürres Holz bei einem Bäcker, Feuer bei einem Schmied und übergaben die Reliquie den Flammen. Die Berichterstatter bemerken, daß dieses barbarische Verfahren von ortsfremden Tyrannen ausging und die Bevölkerung der Stadt keinen Theil daran hatte. Im Gegentheil meldet eine fromme Fabel zu Gunsten der Letzteren Folgendes:

Ein Einwohner der Stadt, der Arzt Charles Boucher, ehemaliger Zögling und zuletzt Chirurg des Collegs, hatte der Execution mit stummer Entrüstung zugesehen. Als die Soldaten abgezogen waren, und nur noch einige Kinder auf dem Platze spielten, warf Boucher sein Schnupftuch auf die Asche, raffte darin auf, was er konnte und brachte es glücklich in seine Tasche und nach Hause. Dort angekommen, hielt er seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohne eine kleine, der Nachwelt aufbewahrte Rede und brachte dann die erwähnte Asche in einer Flasche ohne Aufschrift unter.

Dies blieb Familiengeheimniß, bis unter dem Consulate Boucher es wagen konnte, mit seinen Freunden von seiner rettenden That zu sprechen. Auch theilte er die betreffenden Einzelheiten dem Senator und Dichter Lemercier mit, als derselbe im Jahre 1808 im Auftrage des Kaisers den Westen bereiste, und Lemercier beauftragte ihn sogar, eine Denkschrift darüber abzufassen, welche jedoch ohne weiteren Erfolg blieb. Boucher starb 1814, und bald darauf, den 6. Juli desselben Jahres, überbrachte sein Schwiegersohn die gerettete Asche dem General Duteil, als Commandanten des Prytaneums. Dieselbe befindet sich jetzt an dem früheren Platze der Reliquie, in einer Nische des Hochaltars unter der Aufschrift: Henrici Magni. Die gegenüberstehende Nische trägt die Aufschrift: Mariae Medicae, aber sie ist leer. Nach Einigen hätten die Jesuiten das Herz der Königin bei ihrer Vertreibung im Jahre 1762 mitgenommen, wonach es ihnen theurer gewesen wäre als das des Königs, welches sie da ließen; nach Anderen wurde es von den Republikanern zusammen mit dem ihres Gatten verbrannt, sodaß die gerettete Asche aus den Resten der Beiden gemengt wäre. Die Tochter Boucher's erhielt im Jahre 1818 ein im Auftrage Ludwig's XVIII. abgefaßtes Dankschreiben vom Hofe, welches ihrem Sohne eine zukünftige Protection versprach.

Dem unbetheiligten Dritten erscheint diese ganze Aschenanekdote wie eine der Fabeln, welche der Localpatriotismus so leicht erfindet und verbreitet.

Die Erinnerung an Heinrich IV. ist seither in Stadt und Schule von La Flèche in einer zweckmäßigeren Weise erneuert worden.

Wenn man jetzt aus dem großen Hofe in den Park geht, kommt man durch einen breiten Gang, auf dessen linker Seite der

Schutzpatron des Hauses in Gyps aufgestellt ist, mit der Inschrift: St. Henri IV., l'École royale militaire reconnaissante, am Fuße der Bildsäule. Dieselbe hat einen anmuthigen, belebten Charakter, trotz des steifen Hofcostüms, in welches der Held gekleidet ist. Mit einem Rohre in der Hand steht er da, stolz, gebietend und doch leutselig und frei, ein französischer Friedrich der Große aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Diese Statue wurde den 14. März 1817 als am Jahrestage des Sieges bei Ivry, unter großen Ceremonien eingeweiht. Die Zöglinge defilirten vor derselben, begrüßten sie durch ihren Zuruf und Jeder warf im Vorbeiziehen Blumen oder einen Lorberzweig auf ihren Fuß. Vier bevorzugte Schüler waren so glücklich, das Haupt des Königs mit Palmen krönen zu dürfen.

Den 1. Februar 1829 stellte man auf dem Stadthause eine Statuette in Bronze auf, welche Heinrich IV. als Kind vorstellt.

Eine weit bedeutendere Feierlichkeit aber fand neuerdings, den 28. Juni 1857 statt, nämlich die Einweihung des Erzbildes auf dem Marktplatze.

Der erste Gedanke der Errichtung dieses Monumentes war von der städtischen Verwaltung ausgegangen. Er wurde von der Regierung beifällig aufgenommen. Napoleon I. hatte dem Andenken Heinrich's IV. eine Pyramide auf dem Schlachtfelde von Ivry errichten lassen — Napoleon III. gab aus dem Arsenale von Rennes zwei Achtpfünder für den Guß der Statue in La Flèche her und fügte dreitausend Franken aus seiner Privatschatulle hinzu. Die hauptsächlichen Kosten wurden durch Privatbeiträge in der Stadt und aus dem Prytaneum gedeckt. Das Werk selbst führte der Bildhauer Bonassieux aus und beschreibt es in folgenden Ausdrücken:

„Um daran zu erinnern, daß der gute König lange Krieg geführt hat, sowie um sein Bild in einen engeren Verband mit der Militärschule zu bringen, habe ich Heinrich IV. in voller Rüstung und nur mit dem kurzen, dem Krieger geziemenden Mantel vorgestellt. Mit der rechten Hand reicht er das Gründungsedict der Schule her, die Linke stützt sich auf das Schwert, um anzuzeigen, daß der König das Recht zu geben, erkämpft habe."

Ein solches Raisonnement konnte seine Wirkung auf die guten Bürger von La Flèche nicht verfehlen, indem es ihnen zeigte, daß sie auch Etwas für ihr Geld hatten, und noch heute finden sie die klotzige Bildsäule so schön wie am ersten Tage. Möge ihnen Niemand diesen Wahn rauben und sagen, der menschliche Körper, nicht aber eine vollständige Rüstung sei der Gegenstand des Bildhauers. Selten habe ich etwas Geschmackloseres und Plumperes gesehen als diesen geharnischten, bemantelten König, dessen bärtiger Kopf durch die hohe Halskrause in die Schultern zurückwächst. Die emblematische Absicht des Künstlers ist rührend, aber von seinem Handwerke versteht er nur das Technische. In einer Comödie des altenglischen Theaters spottet man über einen Spanier in der Hoftracht jener Zeit mit den Worten:

Er sieht ja aus in seinem hohen Kragen,
Als präsentirt' ein Mantel auf zwei Beinen
Ein Haupt auf einer Schüssel!

Wenn ihr Verfasser, Ben Jonson, kein Zeitgenosse Heinrich's IV. wäre, so möchte man glauben, Herr Bonassieux habe ihm seine Verse eingeblasen.

Auch die Portraitähnlichkeit des Gesichtes, welches der Bildhauer geschmackvoller Weise der Todtenmaske des ermordeten Fürsten nachgeformt hat, erregte und erregt noch heute das Entzücken seiner Auftraggeber, die man um ihre naive Befriedigung nur beneiden kann.

Bei Gelegenheit der Enthüllung dieses Wunderwerkes fand in La Flèche ein großes, zweitägiges Fest mit allem üblichen Zubehör Statt, welches verlief wie derartige Feierlichkeiten zu verlaufen pflegen.

Um nun zum Schluß noch einmal auf das Historische des von Heinrich IV. gestifteten Collegs zurückzukommen, so gedieh und blühte dasselbe unter den Jesuiten mehr als anderthalb Jahrhunderte lang und zwar bis zur Vertreibung des Ordens aus Frankreich im Jahre 1762. Zwei Jahre darauf schuf ein Edict Ludwigs's XV. ihre Anstalt in eine Militärschule um, die aber nur zwölf Jahre bestand, indem schon 1776 der Unterricht einer anderen geistlichen Körperschaft, den Vätern der christlichen Lehre, übertragen wurde. Ohne im Entferntesten einen ähnlichen Erfolg wie die Jesuiten zu erzielen, behielten dieselben die Anstalt bis zu der Katastrophe von 1793. Im Jahre 1808 gab ihr Napoleon von neuem den Charakter einer Mi-

litär- und Cadettenschule, den sie bis heute behalten hat und zwar unter den verschiedenen nachfolgenden Benennungen: Prytanée militaire von 1808 bis 1814; École militaire préparatoire von 1814 bis 1830; Collége royal militaire von 1830 bis 1848; Collége national von 1848 bis 1853 und Prytanée impérial seither bis auf Weiteres.

Eine Anstalt, welche mit geringen Unterbrechungen zweihundertundfünfzig Jahre lang bestanden hat, muß nothwendigerweise ruhmreiche Namen unter der Zahl ihrer Schüler aufzuweisen haben. Außer Descartes sehen wir den Prinzen Eugen von Savoyen, den Canzler Voisin, den Parlamentsrath Séguier, den Cardinal Talleyrand Périgord, den vor Abukir getödteten Admiral Dupetit Thouars, La Tour d'Auvergne und neuerdings eine Menge bekannter militärischer Namen, unter Anderen den Marschall Pelissier, von dort ausgehen. An Literatoren ist die Schule weniger reich; Baïf, der gelehrte Hellenist der Plejade, gehört nur der Stadt an. Doch erzog die Schule den Feind Voltaire's, Fréron, und besaß als Lehrer einen der besten Dichter gallischen Stils, Gresset. Zu Amiens geboren und von den Jesuiten erzogen, trat Gresset, der Casti der Franzosen, schon mit sechzehn Jahren in deren Orden und wurde dann aus einem Pariser Colleg, wo er lehrte, zur Strafe nach La Flèche geschickt. Von Seiten seiner Vorgesetzten läßt sich dies begreifen, da er in seinem komischen Epos über den Papagei Vert-Vert mehr Witz als nöthig gezeigt und hinsichtlich der Spöttereien gegen die Geistlichkeit, das Gegenstück zu Boileau's Lutrin geliefert hatte. Dieser lebhafte Geist langweilte sich in La Flèche, was selbst die Früchte seines dortigen poetischen Zeitvertreibs beweisen, und da er seine Versetzung nicht erlangen konnte, so trat er, 26 Jahre alt, (1735) aus dem Orden und kehrte nach Paris zurück, wo er 1748 Mitglied der Akademie wurde. Aber seine erste jugendliche Heiterkeit wollte nicht wieder erwachen, und Voltaire spöttelt, nachdem Gresset ein Mann des Witzes unter den Gelehrten gewesen, habe er der Gesellschaft und der Welt nur noch den Gelehrten gezeigt:

Gresset, doué du double privilège
D'être au collége un bel esprit mondain
Et dans le monde un homme de collége.

Der gegenwärtige Zustand der großen Schule von La Flèche ist ein sehr befriedigender. Das militärische Regiment tritt dort unter der Form eines aufgeklärten Despotismus auf, der sich in einem patriarchalischen Generale und seinem ersten Stellvertreter, einem Obersten, verkörpert. Die höhere Leitung der Studien haben ein Almosenier, welcher wie die Bischöfe Monseigneur betitelt wird, und ein Inspecteur des Études, den man in Deutschland etwa Director nennen würde. Den Gegenständen ihres Unterrichts nach, würden wir die Cadettenschule eine höhere Realschule oder ein Realgymnasium nennen. Man treibt daselbst kein Griechisch, Latein nur mit Bescheidenheit, ein bischen Deutsch, Philosophie und französische Literatur, dagegen ziemlich viel Geschichte und Geographie; die Hauptthätigkeit richtet sich auf Mathematik, Physik, Chemie, mit einem Worte auf die sogenannten exacten Wissenschaften, welche den vorzugsweisen Gegenstand der Prüfungen vor den Facultés des Sciences und bei der Zulassung in Saint Cyr ausmachen. Außerdem werden die eigentlichen militärischen Exercitien natürlicherweise nicht vernachlässigt.

Im Allgemeinen macht die Jugend von La Flèche einen vortheilhafteren Eindruck als die durchschnittliche Internatsbevölkerung der Lyceen und Collegien. Sie hat ein kräftigeres, frischeres, freieres Ansehen, was hauptsächlich von den ausgezeichneten sanitarischen Bedingungen des Platzes, von der Bewegung im Freien, von der reinen Luft und der guten Nahrung jenes Schlaraffenlandes abhängen mag. Die Zahl der Zöglinge ist zwischen drei- und vierhundert; unter denselben befinden sich immer einige junge Türken, welche, wie eine classische Phrase sagt, die Ufer des Bosporus denen des Loir anvertrauen.

Ein Eingehen auf die innere Organisation des Unterrichts selbst würde uns hier zu weit führen. Uebrigens weicht dieselbe auch in keiner erheblichen Weise von derjenigen der kaiserlichen Lyceen ab. Die Classeneintheilung sowie die Unterrichtsmethode sind dieselben, und die Lehrer, die verhältnißmäßig gut bezahlt werden und zum Theil in der Anstalt selbst große materielle Vortheile genießen, stellt der Kriegsminister zwar an, aber nur auf den Vorschlag des Unterrichtsministers, weshalb sie

die für die Lyceen selbst erforderlichen Universitätsgrade haben müssen.

Nach allen diesen Ausführungen glauben wir unsere oben ausgesprochene Ansicht von der Wichtigkeit der Schule zu La Flèche belegt zu haben. Ihre Geschichte wie die Person ihres Gründers, und Wesen und Zweck endlich ihres gegenwärtigen Bestehens sind interessant genug, um die Aufmerksamkeit des Reisenden wie des Lesepublikums auf die große französische Cadettenschule zu lenken.

Die Körpertemperaturen des gesunden und kranken Menschen.

Von

Joh. Aug. Schilling.

I.

Gar Viele werden das Thermometer bisher nur als ein einfaches Instrument kennen gelernt haben, an welchem man die Temperaturgrade der Luft, des Badewassers, des Bieres und dergl. ablesen kann. Dasselbe Thermometer hat aber in der Neuzeit eine gewaltige und hervorragende Stelle bei jedem Forscher eingenommen, der sich mit den Vorgängen des gesunden und kranken Lebens der Menschheit beschäftigt.

Das Thermometer ist sozusagen zur Normaluhr der Menschheit geworden. An ihr lesen wir des Einzelnen Wohlbefinden oder aber seine Krankheit ab. Die Uhr des Arztes, der Secundenzeiger des Chronometers sind ziemlich wieder in den Hintergrund getreten, seitdem die einfache Glasröhre, mit Quecksilber gefüllt, uns so tiefe Blicke in die geheime Werkstätte unserer Welt im Kleinen eröffnete.

Erst in den letzten zwei Decennien begann man damit, ein Gebiet zu cultiviren, welches für Erkenntniß der Gesundheit und für Feststellung mancher und vieler Krankheiten, sowie zur Feststellung deren Höhe, beziehungsweise Gefährlichkeit oder Besserung derselben die allerhöchste Wichtigkeit hat.

Die Thermometrie in der Heilwissenschaft, d. i. die Meßkunst mittelst des Wärmeanzeigers, hat sich bereits und mit Recht ein gewaltiges Feld errungen.

Die größten Männer der Wissenschaft haben in jüngster Zeit ihr volles Augenmerk diesem Fache zugewendet. Es ist auch schon der Tag angebrochen, wo der rationelle Arzt ohne Thermometer das Krankenbett kaum mehr betreten kann, so unerläßlich ist die Kenntniß des Verhaltens der Eigenwärme des Körpers für Gesundheit und Krankheit geworden. Die Messung der jeweiligen Körpertemperatur ist schon deshalb so hochwichtig, weil letztere mit einer Schärfe controlirt werden kann, wie keine anderweitige organische Erscheinung des Lebens. Ferner ist auch diese Messung ein rein objectives Kennzeichen, man kann nämlich die Eigenwärme nicht erheucheln (simuliren). Die Abweichungen der Eigenwärme unseres Körpers von der Norm lassen stets auf vorhandene Störungen schließen und eine gewisse Höhe der Temperatur zeigt uns, auch ohne Puls und ohne Zungenbeleg, das vorhandene Fieber auf's Bestimmteste und Unzweideutigste an.

Die Höhe der Eigenwärme entscheidet vielfach über den Grad und über die Gefährlichkeit der jeweiligen Erkrankung. So z. B. weiß man jetzt seit neuester Zeit aus den vielfältigsten Erfahrungen, daß Typhus-, Blattern-, Scharlach- und derlei Kranke, sobald ihre Haut eine gewisse Temperaturhöhe erreicht oder überschritten hat, zu Grunde gehen und daß mit dem anhaltenden Fallen der Wärme Genesung sicher zu erwarten ist. Wir wissen genau, bei welcher Höhe der Temperatur die Kranken nicht mehr leben werden, nicht mehr leben können. Wir kennen bestimmt die Temperaturhöhe der Agonie (des Todeskampfes). Besserung und Verschlimmerung des Leidens werden an der Scala des Thermometers abgelesen. Ebenso wie der Uebergang der Krankheit in Genesung, wird auch das Hinneigen zur Verschlimmerung sofort an der Quecksilberleiter gefunden. Endlich giebt das Thermometer, dieser stumme Diagnostiker und Prognostiker, die sichersten Beweise des bereits eingetretenen Todes ab.

Es ist also das Thermometer als ein altes zweihundertjähriges Instrument, diese Erfindung eines Drebbel und Sanctorius, dennoch ein neuer und wesentlicher Bestandtheil der ärztlichen Bewaffnung (Armamentarium) geworden und [illegible]

den Stethoskop und Plessimeter, neben Reagensglas und Mikroskop, neben Kehlkopf- und Augenspiegel u. s. w. seinen gerechten Ehrenplatz erworben. Das Thermometer, als ein Hülfsmittel, den allgemeinen Körperzustand des Individuums zu bemessen, ist sicher eines der wichtigsten unter den genannten ärztlichen Erkenntnißapparaten.

Wenn wir aber erkennen wollen, unter welchen Temperaturverhältnissen die Eigenwärme des Menschen bereits krankhaft zu werden beginnt, müssen wir zuvor erst die Gesundheitsbreite der Eigenwärme genau zu bestimmen suchen und uns diese zum Bewußtsein gebracht haben. Deshalb wollen wir diesmal vor Allem die Temperaturen des gesunden Menschen unter den verschiedensten Lebensverhältnissen uns vorführen.

Wie auch bei diesem neuen Zweige der Wissenschaft immer wieder der alte Spruch des weisen Rabbi Ben Akiba gilt: „Nil novi sub sole“ oder „Alles schon dagewesen“ — sehen wir aus der Geschichte der Heilkunst ganz treffend. Schon Hippokrates, dem Urahn rationeller Gesundheits- und Krankheitslehre, und nach ihm dem ganzen classischen Alterthume galt die gestörte Eigenwärme, resp. deren Erhöhung als oberstes und wichtigstes Zeichen der fieberhaften Krankheiten. Auch bis in unser Jahrhundert herein haben vereinzelte Geister der Heilkunde der Temperaturmessung den gebührenden Werth beigelegt. Dies waren aber nur Einzelne. Auch der Empiriker in der Wasserheilkunde, der Vater der gewöhnlichen, sozusagen naturwüchsigen Technik der Hydrotherapie, Vincenz Prießnitz auf Gräfenberg, taxirte ganz instinctgemäß den Zustand seiner Kranken nicht nach dem Pulse, sondern nach der jeweiligen Hitze der Haut.

Es könnte auffallend erscheinen, daß vom Alterthume an bis in die Neuzeit eine solche fast zwei Jahrtausende hindurch bestehende Anerkennung der vermehrten oder verminderten Eigenwärme fast wieder vollkommen vergessen werden konnte, wenn wir den Einfluß der iatrochemischen Schule mit ihren Panaceen aus den Küchen der Alchemisten und später aus den Medicamentenretorten der Chymiker nicht in's Auge fassen müßten. Diese legten ja Alle ihr Hauptgewicht auf den Puls, weil auf die Störungen und Veränderungen in der Circulation des Blutes.

Sanctorius († 1638), der auch schon die Wichtigkeit der unmerklichen, beständigen, menschlichen Ausdünstung beobachtete und sie unter allen Lebensverhältnissen studirte, war der erste, der das Thermometer wissenschaftlich wieder zur Verwendung gebracht hatte am Krankenbette. Der große Boerhave, van Swieten, besonders de Haën folgten dieser Lehre. Leider haben die Schüler der großen Meister die Körperwärmemessungen wieder vielfach verschmäht. Von den Engländern waren es besonders John Hunter (1766) und Crawford und in Frankreich der unglückliche, als Opfer der Revolution gefallene große Chemiker Lavoisier (der Entdecker des Sauerstoffes [Oxygens] und der Reformator der Chemie), welche dies Feld zu cultiviren strebten. James Currie, am Schlusse des vorigen Jahrhunderts (1797), verwerthete die Temperaturbeobachtungen besonders als Controle für Heilerfolge. Hufeland hatte im Jahre 1821 eine Preisaufgabe zur Prüfung der Currie'schen Erfahrungen „über die Wirkungen des Wassers in fieberhaften Krankheiten“ aufgestellt. Der zweite Punkt dieser Preisaufgabe enthielt die Forderung: „Eine Reihe von eigenen Versuchen, die Fieberhitze durch äußere Anwendung des Wassers nach Currie zu mäßigen.“ Der Gebrauch des Thermometers vor und nach Anwendung des Wassers wurde zu diesen Versuchen als nothwendig gefordert.

Uebergehen wir das weitere Ringen und Streben auf diesem Gebiete und nennen wir von den allerneuesten Forschern nur diejenigen, welche anfangs dieser unserer fünfziger Jahre auftraten und eine neue Phase der Entwicklung der Thermometrie anbahnten. Wir begegnen hier vor Allem zwei großen Pionnieren des Fortschrittes: Bärensprung und Traube. Bärensprung's Arbeit in diesem Fache trägt den Stempel voller Classicität und Traube's Untersuchungen tragen das Siegel strengster Naturforschung an sich. Dann folgte Wunderlich, dem sich noch ein halbes Hundert der besten Namen aller Länder anschließen. (Wunderlich's neueste Arbeit, eine Arbeit voller Gediegenheit und Schärfe, gab die Grundlage zu diesem unseren Berichte.)

Jürgensen, Virchow, Liebermeister, Billroth, Smoller (der treffliche und unpar-

teiische Kritiker der Prager Vierteljahrsschrift), Lichtenfels, Fröhlich, O. Weber, Uhle und viele Andere machten die umfassendsten Versuche. Der Reformator der alten Hydrotherapie und Begründer einer rationellen Naturheillehre, Dr. Steinbacher, hat seit Jahren in Praxis und in seinen Schriften mit gleicher Thatkraft und Umsicht sich der Thermometrie zugewendet.

Das Instrument, das zu Temperaturbestimmungen der menschlichen Eigenwärme benutzt wird, ist ein gutes Quecksilberthermometer, meist mit hunderttheiliger Scala (Celsius). Das Quecksilberreservoir kann kugel- oder cylinderförmig sein. Wegen der zu erlangenden Genauigkeit muß die Glasröhre eine vollkommen gleichmäßige Dicke besitzen. Es genügt, wenn die Grade von 32 bis 45 Grad Celsius (also 26 bis 36 Grad Réaumur) in die Röhre fallen und wenn der 35. Grad C. (= 28 Grad R.) 12 Centimeter vom Reservoir des Quecksilbers entfernt ist. Die einzelnen Grade sind wieder in Zehntel- oder Fünftelgrade getheilt. Man kann statt einer Scala nach Celsius auch solche nach Réaumur benutzen. Fahrenheit's Scala ist auf dem Continente nicht mehr im Gebrauche.

Der geeignetste Ort zur Messung der Hauttemperatur ist die wohlgeschlossene Achselhöhle. Die Kenntniß von dem Verhalten der Eigenwärme gesunder Menschen bildet selbstverständlich die Grundlage für jede Beurtheilung der Messungsresultate bei Kranken.

Welches ist nun die Grenze zwischen dem Verhalten der Temperatur innerhalb der Breite der Gesundheit?

Welche Verhältnisse giebt es ferner, die da im Stande sind, bei dem noch gesunden Menschen gewisse Differenzen hervorzubringen?

Als Grenze der menschlichen normalen Temperatur bei noch ungestörter Gesundheit hat man 36,25 bis 37,5 Grad C. (= 29 bis 30 Grad R.) gefunden. Als Mittelnormaltemperatur hat man 37 Grad C. (= 29,6 Grad R.) bestimmt. Was über diese Temperaturen hinaus- oder herabgeht, ist verdächtig und dürfte unter Umständen nicht mehr für normal gerechnet werden.

Die Messungen beziehen sich hier auf die Achselhöhle, die zuvor, um gleichmäßige Resultate zu erreichen, vom reichlichen Schweiße gereinigt und getrocknet sein muß. Die Achselhöhle soll einige Zeit lang vor der Messung geschlossen gehalten werden; dann genügt es auch, das Instrument nur 4 bis 6 Minuten lang liegen zu lassen. Außerdem (wenn die Achselhöhle zuvor nicht einige Minuten durch Anlegen des Armes geschlossen gehalten wurde) dauert es 10 bis 15 Minuten, bis das Quecksilber zur Ruhe kommt. Anfangs steigt die Quecksilbersäule rascher, später nur langsam, bei den letzten Zehntelgraden sehr langsam.

So lange der Körper gesund bleibt, erhält sich die Eigenwärme desselben trotz kleiner Schwankungen auf derselben Höhe oder kehrt sehr bald wieder zur Normalhöhe zurück. Alle lebenden Wesen, obwohl den Gesetzen des Wärmeanstausches unterworfen, haben die Eigenthümlichkeit, so lange sie leben, nicht nothwendig sich in's volle Gleichgewicht zu setzen mit der Wärme derjenigen Körper, mit denen sie in Nachbarschaft sind. Alle Menschen haben in der Regel unter normalen Verhältnissen eine höhere Temperatur als das sie umgebende Medium und steigt ausnahmsweise die Temperatur des letzteren über 40 oder 42 Grad, z. B. bei heißen Luftbädern (sogen. römisch-irischen), so folgt die Körpertemperatur diesen hohen Graden nicht.

Die Erscheinung der Eigenwärme und ihre Beständigkeit sind das Resultat der einerseits während des Lebens auf allen Punkten des Körpers fortwährenden Wärmeerzeugung, andererseits der ebenfalls niemals unterbrochenen Wärmeverluste. Eine Erschaffung der Wärme aus Nichts findet aber im Körper ebensowenig Statt, wie eine Erschaffung einer anderen Kraft ex nihilo. Es ist ein chemischer Proceß, der da die Wärme erzeugt, es ist eine chemische Umwandlung von Kraft. Im ganzen Organismus wird stets eine Kraft in die andere verwandelt, sobald nur die Stoffe gegeben sind. Die dem Körper zugeführten Stoffe werden durch chemische Processe ebenso in Wärme, wie in Bewegung und Elektricität übergeführt.

Die Verbindung der im Körper zu Blut umgewandelten Nahrungsmittel, Speise und Trank untereinander und die Verbindung derselben in den Körpertheilen, die Verbindung des Blutes mit dem Sauerstoff der Luft insbesondere, erzeugen die

Eigenwärme. Die Verbindung irgend eines Stoffes mit dem Sauerstoffe heißt Oxydation. Jede Oxydation ist aber ein Verbrennungsproceß. Bei jedem Verbrennungsacte wird aber Wärme frei. Das Blut, das da die hohe Fähigkeit besitzt, den Sauerstoff aufzunehmen und zwar diesen als activen, polarisirten Sauerstoff, als Ozon (wie uns die neueste Zeit gelehrt hat) mit sich selber zu verbinden, ist der Vermittler unserer Wärmeproduction. Das Blut ist ferner vermittelst seiner Bewegung und seines Kreislaufs durch den ganzen Körper auch zugleich das Mittel, die Temperatur an allen Körpertheilen auszugleichen und dadurch eine gleichmäßige Wärme herzustellen. Nicht der hundertste Theil des Verbrennungs- oder Erwärmungsprocesses findet außerhalb der Gefäßwände (Adern) — der allergrößte Theil aber innerhalb der Adern selbst Statt.

Die tägliche Wärmeproduction eines 82 Kilogrammes* schweren Menschen ergiebt 2,732,472 Calorien oder Wärmeeinheiten, welches so viel ist, daß 1 Gramme Calorie im Stande ist 1 Gramme destillirtes Wasser um 1 Grad C. zu erhöhen, sodaß also jedes Gramme des Körpergewichtes des Menschen täglich so viel Wärme hervorbringt als nöthig ist, um 38½ Gramme destillirtes Wasser um 1 Grad, in einer Stunde so viel, um 1 Gramme destillirtes Wasser um 1,6 Grad zu erwärmen (Helmholtz).

Wie aber im Körper fortwährend Wärme producirt wird, so wird auch beständig wieder Wärme abgegeben. Diese Abgabe geschieht durch Ausstrahlung an der Oberfläche, dann durch Ableitung, ferner durch Verdunstung, durch mechanische Arbeitsleistung, indem bei dieser die Wärme in Bewegung umgesetzt wird.

Die Hauptstelle der Wärmeabgabe, d. i. der Abkühlung, ist die Körperoberfläche — also die Haut. Die Haut ist demnach auch der oberste Regulator der Körpertemperatur. Hierauf beruht auch, wie namentlich Steinbacher am klarsten in seinem Systeme durchführt, die Großartigkeit der Effecte infolge von Anwendung von Kälte, Wasser, Bädern und dergl. Wir verlieren ferner Wärme durch unsere Lungen bei der Athmung; dann geht Wärme verloren im Magen beim Genusse kühler Speisen und Getränke, wir verlieren insbesondere Wärme in unseren Muskeln, wo ein Theil der Wärme in Bewegung verloren geht.

Die Wärmeproduction muß sich begreiflich nach der zufälligen Steigerung und Minderung der Wärmeverluste regeln. Der Mensch trachtet aber schon instinctiv darnach, bei starken Wärmeverlusten diese zu beschränken, z. B. durch Heizung des Zimmers, durch mehr Nahrung, durch bessere Kleidung, oder aber er sucht bei sehr reichlicher Production von Wärme sich durch Entziehung solcher, wie durch kaltes Trinken, kühle Waschungen, Bäder, nasse Einhüllungen u. dgl. zu helfen.

Während so der Mensch schon unbewußt, — instinctiv, wie auch Wunderlich sagt, seinem Organismus zu Hülfe kommt, in relativ gesunden Tagen, hat man leider lange Zeit hindurch auf die verkehrteste Weise bei allen fieberhaften Krankheiten, die doch sämmtlich mit erhöhter Wärmeproduction einhergehen, — kühle Luft und kühles Wasser, kalte Getränke 2c. zur größten Qual der Kranken strengstens entzogen und zur übergroßen Hitze immer noch mehr Feuer hinzugefügt.

Auf dem Naturinstinct: die erhöhte Wärmeerzeugung herabzusetzen, beruht auch die Hauptbehandlung aller fieberhaften Krankheiten nach den Principien der rationellen Hydrotherapie. Seit man angefangen hat, Typhus und Blattern, Lungenentzündungen und Scharlach mit Kühle zu behandeln, sind die Heilresultate wirklich zu triumphvollen geworden.*

Der Organismus besitzt selbstverständlich verschiedene Vorrichtungen, wodurch der Mensch seinem Instincte zu Hülfe kommt. Bei vermehrter Wärmeproduction z. B., entstanden durch zu viel Essen oder durch reizende, reichliche wärmebildende, fette (kohlehydrathaltige) Speisen und Getränke, wird die Blutbewegung sofort stärker, das Blut wallt, die Haut wird dabei blut-

* 1 Kilogramme = 2 Zollpfund, 1 Gramme = 16 Gran Apothekergewicht.

* Soeben lesen wir auch im „Deutschen Archiv für klinische Medicin," 4. Bd., 3. u. 4. Heft 1868, daß Professor Dr. C. Liebermeister in Basel, seitdem im dortigen Spitale die Typhen mit consequenter Wärmeentziehung behandelt werden (durch kühle Bäder), nur noch mehr 9,7 Procent von den Kranken sterben, während noch vor einigen Jahren ohne Wärmeentziehung 25 und mehr Procent Kranke zu Grunde gingen. D. Verf.

überfüllter, hierdurch wird auf ihr die Abgabe der Wärme größer, der Schweiß beginnt und wird gesteigert, das Athmen wird beschleunigt und durch Einführung kühlerer Luft in die Lungen wird in Zusammenwirkung mit all diesen Vorgängen Abkühlung verschafft.

Bei geringerer, verminderter Wärmeproduction dagegen, bei Frost, verengern sich die Gefäße der Haut, sie wird dadurch blutarmer, die Athmung verlangsamt sich und die Wärmeverluste auf der Haut und durch die Lungen werden hierdurch verringert.

Ein denkwürdiges Räthsel bleibt es immer in der Natur, daß die so verschiedenen und stets wechselnden Factoren im gesunden Leben, als da sind Speise, Trank, Bewegung, Ruhe, Luft, Licht, Elektricitätsverhältnisse u. dgl., dennoch so lange noch Gesundheit besteht, ein so gleichmäßiges Resultat der Wärmehöhe ergeben. An gesunden Körpern, mag auch die Abgabe differiren oder die Production verschieden sein, tritt dennoch stets eine Regulirung der Wärme ein. Der Hauptregulator bleibt, wie schon bemerkt, stets die Haut.

Das Räthsel wird aber um so größer, wenn man weiß, daß diese Regulirung nur bei Gesunden eintritt, bei Körperstörungen aber sofort auch diese Regulirung selber Abweichungen kundgiebt und dann die Kunst der Natur oder dem Instincte zu Hülfe kommen muß.

Es bedarf jedoch keiner zauberartig mystischen Einwirkung auf den Körper, um diese Regulation im Stande zu erhalten, nein, die Erhaltung der Ordnung im Körperhaushalte betreffs der Wärmeproduction setzt nur eine Integrität (eine Unversehrtheit) der Leistungen aller auf den Stoffwechsel, auf die Verdauung, Umsetzung, Ernährung, Ausscheidung u. s. f. Beziehung habender Theile voraus. Harmonie der Organe bedingt nicht nur Gesundheit, sondern auch die Regulirung der Wärmeproduction.

So beständig auch im Grobsinnlichen und Ganzen genommen die Höhe der Wärme bei gesunden Menschen ist, so hat sie doch, feiner gemessen, eine gewisse Breite, einen Spielraum der Bewegung. Nicht alle Stellen desselben Körpers zeigen ferner genau dieselben Temperaturgrade. Auch das Blut in den verschiedenen Abtheilungen der Adern zeigt Schwankungen. Das Blut der Hautvenen ist gewöhnlich kühler als das Blut der Arterien (Pulsadern) an Armen und Beinen.

Die Differenzen der Eigenwärme Gesunder unter den verschiedensten Verhältnissen sind allenthalben nur gering und bewegen sich in wenigen Zehnteln und Bruchtheilen von Zehnteln.

So scheint gar kein Verhältniß, gar keine Einwirkung von außen die Achselwärme eines Gesunden anders als höchstens vorübergehend unter 36,2 Grad C. herabzudrücken und über 38 Grad C. steigern zu können, sei es denn, daß der Mensch durch die obwaltenden Verhältnisse oder Experimente selber krank gemacht worden wäre.

Das Alter hat auch nur geringe Einflüsse. Das neugeborne Kind ist um ein sehr Geringes wärmer als der Fruchthalter der Mutter (Bärensprung). Nach dem ersten Bade verlieren die Kinder durchschnittlich um 0,7 bis 0,8 Grad C. Wärme. Sie zeigen im Mittel 37; während sie bei der Geburt 37,75 C. = 30,2 R. temperirt sind. In den folgenden zehn Tagen nach der Geburt sind die Kinder um eine Kleinigkeit höher erwärmt als Erwachsene. Die Temperatur schwankt zwischen 37,25 und 37,6 Grad. —

Schon das Schreien macht Steigerung der Temperatur. Abends sind Neugeborene oft um 1/2 Grad wärmer. Mittags steigt die Wärme noch höher.

Bei Neugeborenen, die scheinbar ganz gesund sind, kommen dennoch Differenzen von 2 Grad vor, die bei gesunden Erwachsenen niemals gefunden werden. Es scheint doch, daß manche Gesundheitsstörungen dann bei Neugeborenen übersehen worden sind.

Vom früheren Kindesalter bis zur Pubertät fällt die Temperatur um 1 bis 2 Zehntel; von da bis zum 50. bis 60. Lebensjahre nochmals um dieselbe Ziffer. Vom 60. Jahre an fängt die Temperatur wieder an zu wachsen, um namentlich im 80. Jahre zur Mitteltemperatur des Kindesalters zurückzukehren. Greise werden also auch hierin zu Kindern oder Kindern ähnlich. Diese relative hohe Greisentemperatur ist ein höchst merkwürdiges Verhalten im Lebenshaushalte.

Der Geschlechtsunterschied macht keine nennenswerthen Differenzen bezüglich der

Eigenwärme. Erwachsene gesunde Frauen sind höchstens um ein Geringes wärmer als gleichalte gesunde Männer.

Was den Unterschied der Race betrifft, so hat Livingstone beobachtet, daß die Eigenwärme der Afrikaner um 2 Grad F. weniger betrug als seine eigene.

Die Beschäftigung, so lange sie die Gesundheit verschont, übt keinen Einfluß.

Es giebt jedoch individuelle Verschiedenheiten, und selten sind zwei äußerlich scheinbar ganz gleichbeschaffene Menschen auch völlig gleich temperirt auf ihrer Haut, ebensowenig sie in ihrer Gemüthslage volle Temperamentsgleichheit besitzen.

Was die Einwirkung des Tages und der Nacht betrifft, so fällt die niedrigste Temperatur in die Nacht zwischen 10 bis 11, und in die Morgenstunden zwischen 6 bis 8 Uhr. Die höchste Wärme fällt zwischen 4 bis 5 Uhr Nachmittags. Am constantesten ist die Steigung von Morgens 8 bis 10, und das Fallen von Abends 5 bis 7 Uhr.

Was die Einwirkung der Ruhe und Bewegung auf die Körpertemperaturen betrifft, so ist hier der Vorgang ein ziemlich complicirter, schon deshalb, weil jede Muskelzusammenziehung, jede Bewegung also von einer Temperaturerhöhung begleitet ist. Schließlich ist aber die Differenz der Eigenwärme in der Ruhe und bei der Arbeit bei Gesunden äußerst gering.

Der Einfluß der geistigen Anstrengung ist noch geringer als der der körperlichen. Ebenso macht der Schlaf bei Gesunden kaum meßbare Differenzen.

Die thermischen Einwirkungen, namentlich von Luft, Wasser, Feuchtigkeit sind jedoch schon mehr in die Wagschaale fallend.

Die physikalische Einwirkung der unmittelbaren Kälte oder Kühle auf den Körper ist eine wärmeentziehende, abkühlende. Die Wirkung höherer Temperaturgrade, heißer Luft, heißen Wassers u. dgl. ist dagegen eine die Abkühlung verhindernde, selber Wärme mittheilende. Sonach kann bei Kälteeinwirkung eine Temperaturerniedrigung des Körpers, bei Wärmeeinfluß eine Steigerung bewirkt werden.

Außerdem wird durch den Einfluß der Wärme die Ausscheidung auf der Oberfläche sowie die Wasserverdunstung vermehrt, was wieder ein Grund zur verstärkten Abkühlung ist.

Ist der Träger der thermischen Einflüsse feuchte Luft oder eine Flüssigkeit, ein Bad z. B., so wird hierdurch dem Körper, wenn diese Medien niedrig temperirt sind, noch mehr Wärme entzogen, als wenn trockene Kälte eingewirkt hätte. Ferner kommt viel auf die Dauer der Einwirkung, auf deren Gleichmäßigkeit oder auf ihren Wechsel, auf die Ruhe oder Bewegung des abkühlenden Mediums an, weshalb sich die Resultate der hierdurch entstehenden Körperwärme bedeutend modificiren können. Fließendes Wasser entzieht dem Körper mehr Wärme als ruhendes, und nasse Kleider vom Winde bewegt, bringen die stärkste Abkühlung hervor.

Im Sommer ist die Eigenwärme des Menschen etwa um 1 bis 2 Zehntel höher als im Winter. Kühles Trinken setzt die Eigenwärme herab. Bei einem Seidel kalten Wassers von 18 Grad C. fällt die Temperatur im Durchschnitte um $^1/_{10}$ Grad nach 6 Minuten; bei einem Seidel von 16,3 Grad um 0,4 Grad gleichfalls nach 6 Minuten.

Die Nahrungsmittel, obgleich sie die Hauptquelle für Wärmebildung abgeben, machen dennoch keinen besonderen Ausschlag, so lange der Körper dabei gesund bleibt. Wird jedoch nach längerem Hungern eine reichliche Mahlzeit eingenommen, so steigt die Temperatur mehr als um $^1/_2$ Grad.

Die Nahrungsentziehung wirkt dann erst erheblich auf den Stand der Temperatur, wenn dabei die Gesundheit zu leiden beginnt. Wer nach einer Mahlzeit eine Temperaturschwankung von $^1/_2$ bis 1 Grad erfährt, der lebt nicht mehr in normalen Verhältnissen oder die Nahrung selber hat bereits krankmachend auf ihn eingewirkt.

Geistige Getränke haben schon einen bestimmteren Effect. Bier in Quantitäten von $^1/_2$ bis 1 Maß mit einem Weingeistgehalte von 3 bis 4 Procent ermäßigt die Eigenwärme um 0,5 Grad und zwar schon nach 15 Minuten, und dieser tiefere Stand bleibt über $1^1/_2$ Stunden bestehen.

Punsch von ca. 50 Grad Wärme erhöht die Temperatur um 1 bis 3 Grad für $^1/_2$ bis 1 Stunde.

Kohlensäurehaltige Getränke, z. B. Brausepulver, Sodawasser, bedingen eine Wärmeerniedrigung um ein oder einige wenige Zehntel. Diese Differenz gleicht

sich aber schon nach $1/_2$ Stunde wieder aus.

Starker Kaffee bringt eine Steigerung der Eigenwärme hervor, die in einer Stunde etwa das Maximum von 2 bis 4 Zehntel erreicht.

Chinesischer Thee (in der Blutwärme, also von etwa 30 Grad R. genommen) wirkt ähnlich wie Kaffee, jedoch ist seine Wirkung eher schwächer und von kürzerer Dauer. —

So hätten wir nun die verschiedensten Temperaturverhältnisse, deren Quellen ꝛc. beim gesunden Menschen betrachtet. Aus diesen Thatsachen können wir dann weitere und sichere Schlüsse machen, wo das kranke Leben beginnt. — Wir werden in der Fortsetzung die „Ursachen der krankhaften Abweichungen der Eigenwärme“ besprechen.

Alle bisher erwähnten Temperaturdifferenzen haben uns gezeigt, daß diese Schwankungen nur sehr geringe sein dürfen und wirklich sind, wenn der Mensch gesund sein soll und so lange er wirklich gesund ist.

Es ist eben das Mysterium des Organismus, daß, so lange er wohlbehalten und unversehrt ist, Alles in ihm in wunderbarer Ordnung vor sich geht und jede zufällige Störung dieser Ordnung sofort sich wieder aus eigener Kraft ausgleicht.

Die Wichtigkeit des Thermometers für alle unsere körperlichen Lebensverhältnisse dürfte aber schon aus dem bisher Erwähnten mit größter Entschiedenheit hervorleuchten.

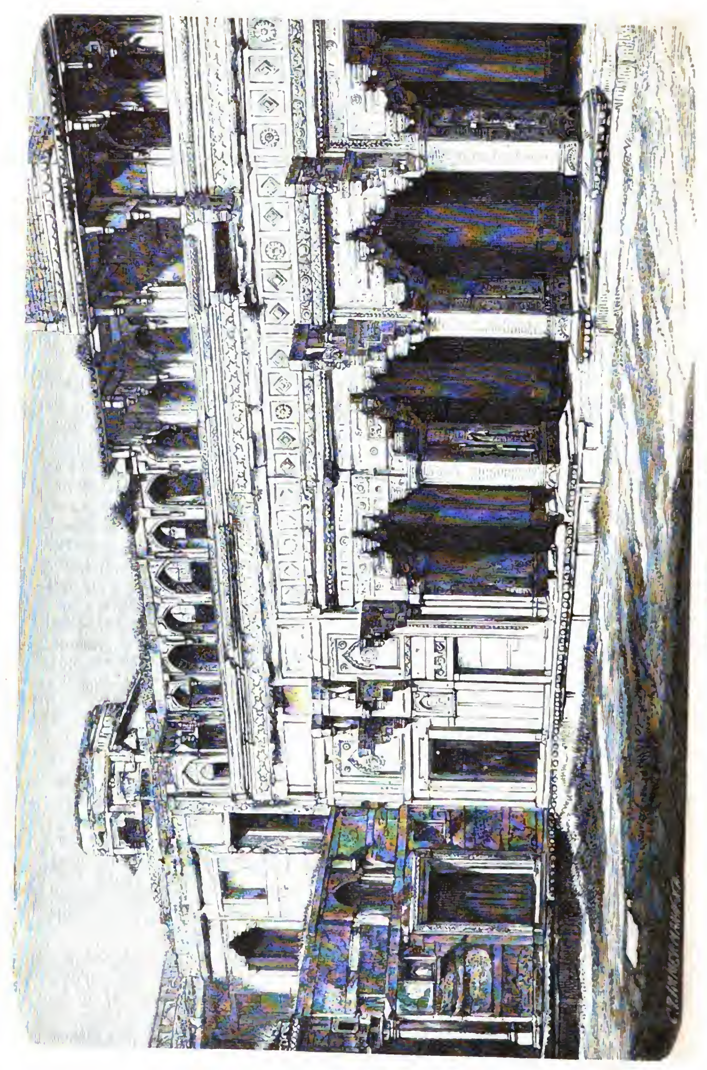
Indische Bauwerke.

Unter den Erforschungsreisen der neueren Zeit nehmen besonders die Reisen in Indien, Ceylon und Hochasien ein großes Interesse in Anspruch. Soeben ist ein lang erwartetes Werk in dieser Richtung erschienen. Es ist der erste Band der Reisebeschreibung in Indien und Hochasien, welche Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission der drei Gebrüder von Schlagintweit, herausgiebt. Diese wissenschaftlichen Resultate sind in englischer Sprache in neun Bänden erschienen, und was nun hier wiedergegeben wird, ist in großen Zügen der Ueberblick jener ausführlichen Darlegungen. Das Ganze wird in zwei Bänden bei Hermann Costenoble in Jena ausgegeben. Bei der Erzählung über die Vorbereitungen zur Abreise im Jahre 1854 wird auch des lebhaften Antheils erwähnt, den der greise Humboldt an dem Unternehmen zeigte. „Meines letzten Zusammentreffens,“ erzählt Schlagintweit, „sei hier ebenfalls gedacht, als eines Beispieles, wie Humboldt so häufig das Gespräch in unerwarteter Weise zu beleben wußte. Seine letzten Worte waren: in Europa solle man eigentlich nie Abschied nehmen, sondern nur auf Wiedersehen sagen, denn, ehe man von der Küste fern, könne man sich wohl noch einmal durch Verzögerung begegnen, und was bliebe dann zu sagen übrig?“

Die Reise der Gebrüder Schlagintweit, von denen der eine bekanntlich in Indien hingerichtet wurde, ging alsdann von Southampton nach Alexandrien. Nach den Beobachtungen in Aegypten, am Rothen und Arabischen Meere folgt der Aufenthalt auf der Insel Bombay. Darauf gehen die Beobachtungen nach Madras über. Central-Indien, dann das südliche Indien und Ceylon, das Tiefland und Gangesgebiet der Präsidentschaft Bengalen, die Districte der westlichen Provinzen, das Stromgebiet Brahmaputra und die Züge des Kassiagebirges werden in eingehender und erschöpfender Weise geschildert; namentlich ist überall auf meteorologische Beobachtungen und geographische Eintheilung große Sorgfalt verwendet. Auch das Kapitel über die Aboriginer-Racen der Gebirge und benachbarten Tiefländer giebt in kurzen Umrissen viel Interessantes. Karten, landschaftliche Ansichten und Gruppenbilder tragen zum Verständniß bei. Hermann Schlagintweit kam am 15. April 1856 zuerst nach Agra.

Die Einwohnerzahl von Agra, so berichtet er, wird auf hundertzwanzigtausend bis hundertdreißigtausend geschätzt; der Verkehr in den Straßen ist sehr lebhaft.

Monumentale Gebäude sind dort sehr zahlreich, sie sind alle von den Mussalmans im arabischen Stile ausgeführt. Abgesehen von den rohen Constructionen der verschiedenen Aboriginer, die jeden ästhetischen Vergleich ausschließen, und den Bauten der Buddhisten, welche gern eine halb-



Palast Shah Jahangirs in Agra.

kugelförmige Gestalt wählten, das Symbol einer Wasserblase, mit welcher das menschliche Leben an rascher Vergänglichkeit verglichen wird, läßt sich der Stil indischer Architektur stets mit Bestimmtheit entweder als jener der Hindus oder als Stil der Mussalmans erkennen.

Die Mussalman-Architektur in Indien ist nicht verschieden von jener, der wir an Denkmälern in anderen mussalmanischen Gebieten begegnen. Erst nach dem Eindringen der Araber in das byzantinische Reich ist dieser „maurische Stil" überall zur Anwendung gekommen, und zwar in der Art, daß in diesen neuen Schöpfungen die Kuppel sich nicht in der ganzen Breite aus dem Unterbau erhebt, sondern nach Form einer Kugel anwächst; dabei endet nach oben die Kuppel in eine Spitze, statt in eine Rundung. Den Hindustil dagegen charakterisirt ein Aufbau mit breiter, meist quadratischer Basis auf dem massigen Centraltheile; die Form des Aufbaues erinnert etwas an einen Spitzbogen; der Spitzbogen im gothischen jedoch ist sowohl seiner Entstehung nach, als auch in Beziehung auf die Stelle seiner Anwendung etwas ganz anderes, nämlich eine Modification des Rundbogens, zunächst Gewölbe im Innern bildend. Hier findet sich im Innern der Gebäude keine solche Anwendung bogenförmiger Struktur, sondern nur nach außen, als Form der Bedachung, tritt solche Zuspitzung auf; die Decken, die Portale, die Nischen in den Wänden, alles hat geradlinige Architraven. Die spitzen Dachformen sind zugleich mit zahlreichen concentrisch gestellten Sculpturen, Einkerbungen sowohl als Vorsprünge bildend, ornamental bedeckt. Die Decken im Innern sind stets flach, weder rund noch spitz gewölbt, die Säulen, wegen des Gewichtes, das sie zu tragen haben, sind meist sehr stark, obwohl die Dimensionen der Hindu-Architektur in den Palästen sowohl, als in den Tempeln nicht sehr groß sind. Der Reichthum der Sculptur in Figuren und Ornamenten ist überraschend; sind sie auch mehr ornamental, als im edelsten Sinne plastisch zu nennen, so ist doch die Symmetrie und das Regelmäßige der Gestaltung in architektonischer Beziehung vollkommen befriedigend.

In Indien finden sich einige der schönsten Prachtwerke arabischen Stiles, großartiger als die oft genannten Denkmäler in Spanien; in Indien ist der Stil zugleich sehr rein geblieben, ungeachtet der vielfachen Anwendung in kleineren Dimensionen zu Wohngebäuden und Gartenanlagen, und ungeachtet der bereits so allgemein und hoch entwickelten Hindu-Architektur des Landes. Der Umstand, daß der Koran in der Wahl der Ornamente menschliche und thierische Gestalten ausschließt, hat wesentlich dazu beigetragen, Veränderungen im Baustile der Eroberer möglichst zu beschränken. Die inneren Wände, bisweilen bereits die äußeren Flächen der Hauptgebäude, sind in Agra sehr sorgfältig mit polirtem, weißem Marmor aus Jaipur bedeckt, zugleich sind sie vielfach mit Blumenornamenten und Sprüchen aus dem Koran in bunten Farben, oft mit kostbaren Halbedelsteinen eingelegt, etwas zarte Zierden, die sich aber durch die richtige Wahl der Formen und der Vertheilung auch mit großen Dimensionen der Räume glücklich verbinden.

Eines der wichtigsten Prachtgebäude ist der Palast Shah Jahangios, der zwar etwas klein, aber in der Ausführung aller einzelnen Theile meisterhaft ist. Unser Bild zeigt die Eingangshalle.

Die Dimensionen sind außergewöhnlich klein, wie bei so vielen der orientalischen monumentalen Gebäude, wenn sie nicht Tempel oder Grabmäler, sondern Wohngebäude sind; die geradlinige Architraven-Construction über den Säulen trägt ebenfalls dazu bei, den Eindruck der Höhe etwas zu schwächen, erst die Fenster der oberen Etage zeigen jene Formen, die man so häufig, aber mit Unrecht, als die bei den indischen Bauten der Mussalmans ausschließlich vorkommenden annimmt. Ueberdies läßt sich auch bei näherer Analyse in den allmälig nach aufwärts sich verengenden Räumen zwischen den Säulen das Profil der arabischen Kuppel wiedererkennen, wo die Beleuchtung diese Contouren hell vom Hintergrunde abhebt. Der Stil würde viel deutlicher hervortreten, wenn die ursprüngliche, nach oben sich zuspitzende Kuppel den kleinen Thurm, zur Linken des Beschauers, noch zierte.



Aus der Zeit der Goethe-Bühne.

Von

Moritz Müller.

Wenn Schiller in seinem an Goethe, „als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte," unter dieser Aufschrift gerichteten Gedichte den Ausspruch thut:

> Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
> In seinem Raume drängt sich eine Welt,
> Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
> Nur der Natur getreues Bild gefällt,
> Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
> Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
> Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
> Und in der Wahrheit findet man das Schöne —,"

so legte er damit einen Grundsatz dar, welcher dem deutschen Theater, nachdem „der deutsche Genius sich erkühnt hatte, in der Künste Heiligthum zu steigen," und er „auf der Spur der Griechen und der Briten dem bessern Ruhme nachgeschritten," — die Pfade anwies, die es einzuschlagen hatte, um seiner aus dem vaterländischen Charakter und Wesen hervorgehenden Eigenthümlichkeit den wahren Ausdruck, das rechte, würdige Gepräge zu verleihen. Obschon Schiller in demselben Gedichte das so oft falsch verstandene Axiom aufstellte:

> — auf dem bretternen Gerüst der Scene
> Wird eine Idealwelt aufgethan,

so war er, der idealen Auffassung der Kunst, wie des Lebens überhaupt, in Wort und Schrift huldigend, doch weit entfernt, den Anforderungen, welche die Natur an die Kunst machte, entgegenzutreten, vielmehr erklärte er (im Prolog zu „Wallenstein") auf das Bestimmteste:

> — jedes Aeußerste führt sie (die Kunst), die Alles
> Begrenzt und bindet, zur Natur zurück.

Verbannt nur sollten aus dem „heiligen Bezirk, dem festlichen Gebiet der Scene der Natur nachlässig rohe Töne" sein, wie sie so lange Zeit zum Verderben des deutschen Theaters selbst, des Kunstgeschmacks und der Sitte des Publikums sich hörbar gemacht und eingebürgert hatten, und wie Schiller und Goethe, als sie eine Zeitlang im Verein, Goethe nach seines großen Freundes allzufrühem Scheiden aus dem Leben allein die Weimar'sche Bühne leitete, jenem Grundsatze unverrückt treu blieben, ist aus dem ganzen Wirken ersichtlich, das sie jenem Kunstinstitute widmeten. Der idealen Auffassung der Natur dabei vollständiger Rechnung zu tragen, als dies bisher geschehen — darauf ging ihr hauptsächlichstes Streben hin, was als ganz natürliche Folge der Richtung gelten mußte, welche die beiden großen Dichter in ihren dramatischen Werken einschlugen, und namentlich erschloß sich der Bühne die volle Blüthe ihres innersten Seins und Wesens, als die reichsten und tiefsten Producte der deutschen dramatischen Kunst seit Schiller's „Wallenstein" und seinen nachfolgenden Werken, seit Goethe's „Egmont," „Iphigenia," „Tasso" ꝛc. ihr die höchsten Aufgaben zur

Lösung boten. Beide Dichtergeister griffen, wie es der eine im „Vorspiel auf dem Theater“ zum „Faust“ den Director aussprechen und fordern läßt, „hinein in's volle Menschenleben“ und holten sich aus ihm, dem unerschöpflichen, alten und doch ewig jungen und neuen, den Stoff, die Vorwürfe und Gestalten, die sie auf den Grund und Boden des realen Lebens stellten, sie aber in eine höhere Sphäre der Behandlung, der objectiven Anschauung und Betrachtung erhoben. Sie wußten, daß, wie Bulwer sagt, die Kunst die Natur „nicht sclavisch nachahmen, sondern erhöhen muß;“ weshalb Apelles den Protogenes tadelte, „weil er zu natürlich war.“ Denn Kunst soll nichts Anderes sein, als freie Wiedergabe, Reproduction der schönen Natur, oder die Verklärung des Natürlichen durch die poetische Auffassung und Darstellung desselben.

Mit Recht betont W. G. Gotthardi in seinem Buche: „Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit“ (Jena und Leipzig, 1865), dem wir hauptsächlich die nachstehende Darstellung entnehmen, wie die sogenannte Leipziger Schule, unter Gottsched's pedantisch-rigorösem Scepter und unter der Neuberin Direction des dortigen Theaters, die Bühne von der Regellosigkeit und Ungebundenheit, man könnte sagen: Dissolutheit und Zuchtlosigkeit, welcher das Drama und die Komödie, überhaupt die gesammte Bühnenwirthschaft anheimgefallen war, zu befreien gesucht, nur daß die mit vieler Sorgfalt angestrebte und mit Consequenz und Energie in's Werk gesetzte Regeneration derselben in das Gegentheil umschlug; die Ausschreitung aus den Grenzen der Natur, oder die auf die Spitze gestellte, nackte Natürlichkeit in die baarste Unnatur, die Regellosigkeit und Willkür in Steifheit und Affectirtheit, die zerfahrene, gemeine und rohe Declamation in Schwulst und Bombast, in unerträgliche Geschraubtheit, in philiströses Kunst-Zopfthum ausartete.

Welchen wesentlichen Vorschub Eckhof im Verein mit Lessing der deutschen Schauspielkunst geleistet hat, weiß die Welt. Lessing erst war es, der angefangen hatte, durch seine Dramen deutschen Geist, deutsches Gemüth, deutschen Charakter, kurz: deutsches Leben der Bühne zu verleihen, und durch seine dramatischen Erörterungen und Besprechungen gewisse Regeln für die Schauspielkunst und die Schauspieler aufzustellen, die maßgebend werden mußten. Daß er und Eckhof sich fanden und sich zum Heil der Sache gegenseitig in die Hände arbeiteten, darf als ein sehr glücklicher Umstand angesehen werden. Ihrer engverbundenen Thätigkeit gelang es, der Unnatürlichkeit, wie der rohen Natur auf der Bühne zu steuern und eine veredeltere an die Stelle der letzteren zu setzen. Als leitende Maxime dieser Schule kann das Wort Lessing's, das er einmal einem Schauspieler in's Stammbuch schrieb, betrachtet werden, das Wort:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt. —

Schröder ist in demselben Geist und Sinne weiter geschritten; er hat dadurch, daß er dem deutschen Theater Shakspeare, dessen Bekanntschaft Eschenburg und Wieland unserer Nation vermittelt hatten, erst eigentlich eroberte, den Gesichtskreis der dramatischen Kunst bei uns erweitert, auf höhere Ziele gelenkt, dem Schauspieler erhabnere Probleme gestellt und zugleich dankbarere Vorlagen geboten, indem er durch des großen Briten unter uns heimischer gemachte dramatische Werke der Menschendarstellung auf der Bühne nach den verschiedensten Seiten hin ein vorher nicht gekanntes Feld eröffnete. Mochte auch Shakspeare durch Schröder's nur zu merklich abschwächende und verstümmelnde Bearbeitungen noch bei weitem nicht in sein volles Recht eingesetzt worden sein, was erst durch Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck glücklicher gelang: genug, daß Schauspieler und Publikum ihn kennen zu lernen anfingen; daß durch ihn dem Schauspieler Veranlassung geboten und die Pflicht auferlegt ward, Charaktere aus dem reinen, individuellen Menschenleben nach oben und unten, Charaktere, wie er sie zeichnet in ihrer unverkünstelten, objectiven, realistischen Wahrheit und Tiefe, deren innerste Lebenspulse man schlagen sah und fühlte, zu studiren und wiederzugeben, dem Publikum aber so der Einblick in den Bau und die Verhältnisse seiner Kunstwerke ermöglicht und der Geschmack desselben geläutert wurde.

Trotz alledem hat es jedoch worauf von

unparteiischen Kritikern hingewiesen worden ist, damit seine Richtigkeit, daß die Hamburger Schule, die allerdings eine schöne Wirklichkeit gesucht hatte, der idealen Auffassung der Natur noch ziemlich fern stand, die schöne Wahrheit nicht vollkommen zur Geltung brachte. — Unbestritten läßt sich so viel feststellen, daß nur die Zeiten, welche große Dramendichter erzeugen, auch Zeiten neuschaffender, weiterführender Bühnenreformen sein können. Molière und Shakspeare sind dafür redende Zeugen, und an Lessing wurde vorhin erinnert. Wenn die beiden Erstgenannten durch den Umstand, daß sie Bühnendichter und Darsteller in einer Person waren, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß auf die Bühne ihrer Zeit übten; wenn Lessing vermöge seiner genauen Beziehungen zum Hamburger Theater als Dichter und Dramaturg demselben den kenntlichen Charakter aufdrückte, und, ohne selbst Schauspieler zu sein, und darum, wie jene, nach Eduard Devrient's bezeichnendem Ausdruck, „aus innerster Bewegung des theatralischen Darstellungstriebes" zu dichten, deswegen so förderlich wirkte, weil er „durch Einsicht und Anschauung wenigstens sich auf den Standpunkt stellte, den Molière und Shakspeare ihrem Berufe nach einnahmen" — so war das, was unserer Bühne und der Bühnendarstellung noch fehlte, der Einsicht eines Goethe und Schiller nicht entgangen; der Standpunkt, auf welchen sich das deutsche Bühnenthum noch aufzuschwingen habe, lag, von ihnen bestimmt erkannt, taghell ihrem Geiste vor, und die Anschauung des Theaters war für sie gegeben. Ohne ihre Dazwischenkunft würde der durch Lessing, Eckhof und Schröder der Bühne gegebene Impuls leicht wieder zum leidigen Naturalismus herabgesunken, oder der Nüchternheit, Beschränktheit und Flachheit der Familiendramen-Darstellung, wie sie sich festzusetzen und einzubürgern den besten Anlauf nahm, größtentheils anheimgefallen sein. Das aber eben stellte sich als das Hauptmoment ihres Hinwirkens auf das Theater im Allgemeinen heraus, daß sie darauf ausgingen, ein poetisches, vom Genius der Naturwahrheit und der Schönheit gleichmäßig getragenes und verklärtes Ganzes hervorzurufen, „höheren Adel der Natur zu geben," während die Mannheimer und die mit ihr auf einem und demselben Stiele erwachsene Berliner Schule, durch das Ansehen Iffland's als Schauspieler und Bühnendichter, den Schwerpunkt in die Ausbildung der Charakterzeichnung und des Conversationstons verlegte.

An den eigenen, vom veredelnden Hauche der Idealität angewehten, und zugleich vom Geiste des reinen Natur- und Menschenlebens durchdrungenen Schöpfungen zogen Goethe und Schiller die Schauspieler heran, und ehe noch Schiller an der Unterweisung der Weimarischen Schauspieler sich mitbetheiligte, fand er nicht nur — wie das Goethe selbst hervorhebt — den festen Grund zur Aus- und Durchführung der leitenden Principien gelegt, sondern bereits das Werk im schönsten Ausbau begriffen. Leider war es nur der Zeitraum weniger Jahre, in welchem es ihm gegönnt war, Hand in Hand mit seinem großen Freunde die Anstalt weiter und weiter zu führen; ohne nachhaltiger zu resultiren blieb indeß seine Theilnahme nicht, wie sie denn auch auf ihn selbst und seine dramatischen Hervorbringungen wohlthätig zurückwirkte. In letzterem Betracht pflegte er, wie seine Schwägerin Karoline von Wolzogen in „Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie" berichtet, zu sagen: das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität; die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte träten immer mehr hervor. — „Ich glaube," versicherte er den Seinen, „mich beinahe nicht mehr darüber täuschen zu können, was die dramatische Kunst fordert." Und so war es! „Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußeren, ihm zusagenden Thätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältniß zu den Schauspielern; sie nahmen seinen Rath gern an, und die Bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnte das Talent, und ein sicherer Tact täuschte ihn nie."

Dies sein und Goethe's Verhältniß zu den Schauspielern, das sich in einer Weise gestaltete, wie sie so wohl nicht wieder in's Leben getreten, berührt Letzterer mit besonderer Vorliebe in einem seiner

Gespräche mit Eckermann, worin er unter Anderm hervorhebt: „Mit den Schauspielern war ich in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben, machte jedem seine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig, und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am anderen Tage Alles, was mir nicht recht erschienen. Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst immer weiter. — Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meinen Kreis zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige höhere Weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Cirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch das Alles mußte für sie eine große innere, wie äußere Cultur hervorgehen. — Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel; er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu thun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publikum im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolge seiner Stücke zu gute kam."

Es sind das ganz bedeutend wichtige Erläuterungen, die aus des Altmeisters Munde selber kamen, um die verhältnißmäßig allerdings sehr hochgespannten Anforderungen sich erklärlich zu machen, die an die Weimarischen Schauspieler jener Tage, im Vergleiche zu dem Bildungszustande des damaligen Schauspielerstandes im Allgemeinen, von den beiden Dichtern bei der Leitung der dortigen Bühne gestellt wurden. Der Factor nämlich, den Goethe in seine Berechnung über die den Schauspielern in Weimar zugeführte und von diesen erlangte Bildung zog: „die große innere und äußere Cultur," die für sie aus dem fortgesetzten Umgange hervorging, dessen er und Schiller die Künstler würdigten, und worin die „übrige höhere Weimarische Gesellschaft hinter ihm und ihnen nicht zurückblieb," — dieser so höchst beachtenswerthe Factor ist gewöhnlich ganz übersehen worden, wenn von den „so harten und neuen" Forderungen die Rede war, die damals an den Schauspieler gemacht worden sind, während bisher „ein gerader Verstand, ein lebhaftes und reizbares Gefühl so ziemlich ausgereicht hatten, um das natürliche Talent emporzubringen. Jetzt wurde vornehmlich an seinen Geschmack appellirt, ein verfeinerter Sinn, eine veredelte Empfindung von ihm verlangt, welche zum Theil wissenschaftliche und antiquarische Bildung voraussetzte," wie Eduard Devrient hervorhebt. Daß Goethe und Schiller die Weimarischen Schauspieler auf die Höhe stellen konnten, die sie ihnen wirklich anwiesen und einräumten, daß sie berechtigt waren, alle die Ansprüche an sie zu machen, die anderwärts so gut wie unmöglich, das fand seine hauptsächlichste Begründung, seinen vornehmsten Anhaltepunkt eben in jenem, durch die Bemühungen und das Verdienst der beiden Dichter und des Publikums selbst gleichsam unbewußt herbeigeführten Bildungsgrade, den sich unter so gegebenen Bedingungen und Verhältnissen die Acteurs zu erwerben Anlaß und Gelegenheit, Trieb und Neigung empfingen, und dies um so mehr, da eine nicht kleine Zahl derselben aus gebildeten Familien hervorgegangen war, sich der Wissenschaft zu widmen angefangen hatte, und somit schon von Haus aus die Grundlage zu ihrer ferneren gedeihlichen geistigen und künstlerischen Entwicklung und Reife mitbrachte. Das prädicirt Goethe namentlich von Pius Alexander Wolff, dem er überdies das Zeugniß ausstellte: „Wolff war von Haus aus eine noble Natur, und er brachte edle und anmuthige Körperhaltung schon mit, als er bei uns die Bühne betrat." Mit Leuten dieser und ähnlicher Art ließ sich schon etwas anfangen, ihnen mehr als das Gewöhnliche zumuthen, und wie hätte die bildende und veredelnde Nähe solcher Geister wie Schiller und Goethe nicht von selbst den nachhaltigsten Einfluß auf die jungen Künstlerseelen ausüben sollen!

Aus alle dem geht hervor, daß bei den dortigen Schauspielern wenigstens das

Wort „Dressur,“ dessen man sich bedient hat, als ein viel zu stark und schroff, ja schief gewählter Ausdruck erscheint, will man nicht alles Unterrichten, Leiten und Bilden mit diesem eitlen, unwürdigen Mechanis-Namen bezeichnen. Wenn man geraume Zeit, nachdem die Weimarische Theaterschule an dem Orte selbst, wo sie entstand und sich entfaltete, nachhaltigen Einfluß übte, anderwärts hinter den Zumuthungen, die sie an die Darsteller machte, noch zurückblieb, so war das aus den gegebenen Verhältnissen großentheils erklärlich und lag einerseits wenigstens in der socialen Stellung, in welcher die Schauspieler lebten, respective sich herabgedrückt sahen.

Nirgends in deutschen Landen, so lange es Schauspieler gegeben, wurde dem Mimen die Anerkennung und Achtung als Mensch, als Glied der bürgerlichen Gesellschaft und als Künstler so gezollt, wie dies in Weimar der Fall war. Und so durfte Goethe im zweiten Theile des Vorspiels: „Was wir bringen,“ die Schauspielkunst berechtigt sagen lassen:

Wie war es sonst für mich entehrend,
Wenn Jedermann die Duldung pries,
Und mich als thöricht und bethörend,
Hinaus, ach! vor die Schwelle wies.

Nun aber — andre Zeiten, andre Sitten!
Wir sehen uns nicht nur gelitten,
Sogar wir sehn uns hochgeehrt:
Das ist es, was den Eifer mehrt.

Mit der Bildung der Weimarischen Künstler kontrastirt nun freilich das, was das Ruppius'sche „Sonntagsblatt“ in einer seiner Nummern aus dem Jahre 1864 von einer Berliner Schauspielerin erzählt, die sich bei Goethe hatte vorstellen lassen, sehr auffallend, und zeigt, wie manche Künstler „das Stück, worin sie auftreten, meist gar nicht kümmert, und nur die Rolle, die sie spielen, ihrer Meinung nach sie angeht;“ wie sie sogar „über die Rolle häufig nicht blos das Stück, sondern den Verfasser dazu vergessen.“ Jene Schauspielerin, über die das genannte Blatt referirt, „war durchaus kein untergeordnetes Mitglied der Bühne, bei welcher sie im Engagement stand, vielmehr ein Stern erster Größe.“ Der Mann, der sie bei Goethe einführte und präsentirte, hatte den alten Herrn vorher darauf aufmerksam gemacht, daß die Dame unter Anderem auch in seinem Stücke: „die Mitschuldigen,“ excellire. Der Meister sah mit lächelndem Behagen die reizende Erscheinung in sein Zimmer treten, begegnete ihr mit größtem Wohlwollen und bemerkte im Laufe der Unterhaltung: „Sie haben in Berlin, höre ich, auch in den „Mitschuldigen“ gespielt?“ — „Ach, Excellenz,“ fiel die Dame lebhaft ein, „reden Sie mir nicht von dem dummen Dinge!“ Sie hatte keine Ahnung, daß Goethe der Verfasser sei. Und was war seine Antwort? Nichts weiter, als ein schmunzelndes: „Hum, hum! So, so!“ Damit brach er das Gespräch ab. — Nur nebenbei mag hier noch der bezeichnenden Thatsache Erwähnung geschehen, daß, selbst nachdem die Schiller'schen großen Dramen sich bereits auf der Bühne einzubürgern angefangen hatten, die Schauspielerin Unzelmann-Bethmann in Berlin die Jamben des Dichters sich in Prosaform umschreiben ließ!

Das ehrenvolle Zeugniß, das Goethe, wie oben ebenfalls erwähnt, wie seinen Schauspielern, so dem Weimarischen Publikum als einem „in hohem Grade gebildeten“ ausdrücklich ertheilt, verdient gleichermaßen, gegenüber so manchen in dieser Rücksicht schiefen, einseitig-absprechenden, ja verächtlichen und hämischen Aeußerungen und Darstellungen gewisser Kritiker, die der Sache mehr oder weniger räumlich und zeitlich fern standen und stehen, volle Beachtung, und man giebt nur der Wahrheit die Ehre, man erfüllt nur einen Act der Gerechtigkeit, wenn man jenes Goethe'sche Urtheil, als ein durchaus begründetes anerkennt und bemerklich macht. Kommt es doch eben aus eines Goethe Munde! — Denn es läßt sich, ohne alle und jede parteiische Voreingenommenheit, von dem Weimarischen Theaterpublikum behaupten, daß dasselbe, schon nach außen hin in die engste und freundlichste Beziehung zueinander gesetzt, aneinander gewöhnt, je länger je mehr eine in höherem Sinne traute, festverbundene, und zwar eine vom Geiste der Kunst und des wachsenden Kunstverständnisses durchwehte Familie bildete. Das konnte auch gar nicht anders sein. Lagen ja doch alle Elemente vor, um es zu einem solchen zu machen; trat doch bei ihm das gerade Gegentheil von dem ein, was Goethe den Theaterdirector im Vorspiel zu „Faust“ über die Menge aussagen läßt, daß sie „an das

Beste nicht gewöhnt" sei. Wo gab es in ganz Deutschland Besseres oder nur Aehnliches an geistiger Kost, als sie den Weimarischen Theaterbesuchern gereicht wurde, und wie wäre eine civilisirte Genossenschaft zu denken, die nicht die bildenden und veredelnden Ausströmungen der sie umgebenden Kunstatmosphäre an sich hätte spüren und wahrnehmen sollen? Das Theater zog sich sein Publikum heran und hielt es fest „mit allen seinen Stärken." Und der Geist, der das zum besten Theile zu Stande brachte, der sein ästhetisch-kritisches Erziehungsgeschäft auf die Kreise des Publikums mit dem unverkennbarsten Erfolge ausübte, war kein anderer, als Goethe selbst. Von niemand Geringerem als von ihm konnte das Theaterpublikum lernen (und wir Alle haben ja von ihm gelernt und lernen von ihm noch täglich!), — und besaß er nicht die hinlänglich geistige Autorität, um sich, indem er die Fahne des Kunstrichterthums auch im Theater aufpflanzte, als Lehrmeister auch in diesem Stücke auszuzeichnen? Dieses sein Ansehen, das nicht, wie man so manchmal ihm vorgeworfen hat, ein bevormundendes, dictatorisches, gleichsam tyrannisirendes sein sollte und es niemals war, — wurde denn auch willig anerkannt und in Ehren gehalten; ihm fügte man sich in dem vollen Bewußtsein, daß kein blinder Leiter den Ton angab. So gewöhnte er, indem er besonders gelungene Punkte in der Darstellung der Schauspieler, feine Wendungen in der Diction des Stückes, tiefere Beziehungen der Situation durch seine einfachen Beifallszeichen hervorhob, die mitanwesenden Zuhörer, auf dergleichen Schönheiten zu merken, gewöhnte sie zum genauen Beachten solcher bezugreichen Einzelheiten und tiefer liegenden Momente, sodaß man nicht blos, wie das in so vielen anderen Theatern der Fall war und noch ist, die auf der Oberfläche liegenden Effectstellen und Phrasen auszuzeichnen, den wohlfeilen Ruhm sich zuschreiben durfte, sondern ein wenig schärfer zu sehen und in das Innere des Kunstbaues einzudringen bemüht war und — lernte und immer mehr lernte. Demnach konnte es nicht fehlen, daß bald, ganz ähnlich wie in Hamburg unter Schröder, so in Weimar „ein auserlesener Kreis" sich bildete, der, wie Schiller im Wallenstein-Prologe von ihm so ehrenvoll anerkennend rühmt:

— rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,
Mit leis beweglichem Gefühl den Geist
In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht.

Die Schauspieler legten natürlich einen hohen Werth auf das Kunsturtheil des in solcher Schule erzogenen Publikums und fühlten sich selbstverständlich angefeuert, den ehrenden Beifall desselben durch unausgesetzten Fleiß, den sie auf ihre eigene Fortbildung verwendeten, sich zu erwerben und zu erhalten. Die jüngeren Kräfte mußten sich gewaltig zusammennehmen, um nicht zu auffallend im Schatten zu stehen. Wer sich gehen ließ, oder aus dem Geleise des Richtigen, Geziemenden und Bemessenen trat, konnte sicher darauf rechnen, ganz unbeachtet zu bleiben und spurlos zu verschwinden, und mochte an der Kälte, womit das Publikum ihm begegnete und ihn fallen ließ, sich den sicheren Thermometer seiner Ungunst abnehmen. Um über den Standpunkt, auf den er sich somit gestellt hatte, in's Klare zu kommen, bedurfte es keiner geräuschvollen Zeichen des Mißfallens, die ohnehin theils untersagt, theils überhaupt nicht üblich waren; das beharrliche Schweigen des Zuschauerkreises, das nur in diesem Falle nicht „der Gott der Glücklichen" ist, sagte ihm genug.

Zu dem Wirken Goethe's als Theaterlenker zurückkehrend, darf als ein Hauptbestreben desselben, dem er nie untreu, darin nie schlaff und nachlässig wurde, herausgestellt werden die Herbeiführung einer schönen Einheit, eines harmonischen Ganzen der dramatischen Darbietungen, wodurch erst ein Kunstwerk zu dem wird, was ihm seinen Charakter und seinen Werth verleiht. Auf ein in sich abgerundetes, zugleich plastisch gefälliges und ausdrucksvolles Zusammenspiel der Künstler war sein Augenmerk ganz vorzüglich gerichtet. In der Erreichung dieses würdigen, großen Ziels besteht namentlich der Ruhm, der Vorzug und das Verdienst der Weimarischen Mimen jener classischen Zeit und der Schule, in welcher sie herangezogen wurden. — Fürwahr: das übereinstimmende Ineinandergreifen Aller, und das würdevolle schöne Maß der Einzelnen bot — wie Jeder, der Zeuge davon war, freudig gestehen wird und muß — ein Vollkommenes dar, wie es ausgeprägter sich nicht leicht denken läßt. Da herrschte kein egoistisch gespreiztes Virtuosenthum, noch schale Routine,

noch widerlich elender Schlendrian; — sie wurden nicht geduldet. Ein Geist beseelte sie, und hielt sie Alle zusammen: der Geist wahrer Kunst, und der Größeste unter ihnen fühlte, geleitet und gemäßigt von der Meisterhand eines Goethe und Schiller, sich erhoben in dem Bewußtsein, Theil eines großen Ganzen zu sein, dem er sich stolz-bescheiden unterordnete. Nicht galt hier, was Goethe seine Jünger schon im Prolog vom 7. Mai 1791 zur Eröffnung des Weimarischen Theaters als Hoftheater verkünden läßt: „daß Einer athemlos dem Andern hastig vorzueilen strebte, um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen;" vielmehr sollte „jeder bescheiden seine Blume bringen," damit ein voller, „schöner Kranz geflochten werde," in welchem auch die scheinbar unscheinbarste Blume ihre berechtigte, ergänzende Stelle, ihren anmuthig und gefällig ausfüllenden Platz einnähme, und so das würdige, harmonische Kunstgeflecht als ein in allen seinen Theilen gleichmäßig Vollendetes erschiene. Und das blieb unverbrüchliches Grundgesetz, ein Hauptdogma der Goethe-Bühne. — Sie Alle mußten lernen ohne Unterlaß — man denke an ihres großen Lehrers, dieses echten, überall selbst sehenden und hörenden Theaterlenkers Didaskalien, seine Lese- und Theaterproben — und sie thaten es unverdrossen; sie thaten es begeistert. Dünkte ja er sich nicht für zu vornehm, mit seinen Schauspielern selbst noch zu lernen, an den Fortschritten seiner Lehrlinge „sich empor zu studiren, klarer über sein dramatisches Kunstgeschäft zu werden," — wie er so offen bekennt. Von diesen seinen „Didaskalien" versichert er selber aus dem Jahre 1810: „Sie wurden fortgesetzt, mit den geübtesten Schauspielern nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts; ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten." Gewiß goldene Worte, die jeder Theaterintendant sich wohl merken und zu Herzen nehmen sollte!

„Was Goethe's und Schiller's vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht," sagt Karoline von Wolzogen in der angeführten Schrift, „ist außerordentlich und zeigt, wie der Geist Alles vermag und über aller Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verstehen der Rollen; Goethe auf die Erscheinung im Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinte Massen in anmuthige Bewegung."

Der bekannte Stephan Schütze, der langjährige Beobachter der Weimarischen Bühne, hebt in einigen bezüglichen Bemerkungen in der „Zeitung für die eleg. Welt" aus dem Jahre 1808 sehr richtig und scharf hervor — und Jeder, der, wie es dem Concipienten gegenwärtiger Mittheilungen vergönnt gewesen, jene Zeit, zum Theil wenigstens, noch mit gesehen und durchlebt hat, wird ihm vollkommen beistimmen müssen, — daß es vornehmlich drei Eigenschaften waren, welche die Goethe-Bühne in Weimar besonders kenntlich gemacht haben: Natürlichkeit, Spiel der Mäßigung, symbolische Anordnung, welche alle drei, wie er bezeichnend hinzusetzt, „den Begriff der Idealität und Schönheit in sich schließen," einen Begriff, den, wie vorhin gedacht, die Bühne unter Goethe vor Allem in's Auge faßte und auf seine Verwirklichung unermüdet hinarbeitete. — „Die Natürlichkeit" — führt Schütze aus, — „da Jeder spricht, wie eben ein fühlender handelnder Mensch nach dem Triebe seiner reinen oder besseren Natur im Leben zu sprechen pflegt oder in solchen Verhältnissen sprechen würde, zeigt und erhält sich besonders durch die Vermeidung zweier Fehler: der Geziertheit und des unnöthigen Wichtigthuns. Viele Schauspieler glauben schon unmittelbar den Ausdruck der Schönheit dadurch zu erreichen, wenn sie in alle Bewegungen, Stellungen, Mienen und Geberden eine gewisse Zierlichkeit legen und ein abgemessenes, tanzmeisterliches Betragen beobachten. Sie treiben mit den bloßen Mitteln der Schönheit in Haltung, Biegung und Gebrauch der Glieder ein eitles, leeres Spiel 2c. Von diesen Fehlern nun ist die Weimarische Bühne (bis auf wenige Anfänger) so völlig frei, daß der Schauspieler, der hier mit solchen Schönheitsmanieren auftreten wollte, Gefahr liefe, auf der Stelle ausgelacht zu werden. Es ist dies nicht blos der Ton des Theaters, sondern Ton der ganzen Stadt, wo kein Fehler mehr gehaßt und

weniger geduldet wird, als Affectation. Ja, man hat sogar Beispiele, daß Personen bei allen übrigen Vorzügen mit diesem Fehler auf dem Theater zu Weimar, selbst bei einem längeren Aufenthalte, fortwährend so oft verspottet und verlacht wurden, bis sie, bei der Unmöglichkeit, eine alte Gewohnheit abzulegen, unwillig das Haus und den Ort verließen und an andern Orten — fast zu ihrer eigenen Verwunderung — mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden. Selbst der Ruhm schützt nicht in diesem Falle.

„Die zweite hervorstechende Eigenschaft der Weimarischen Bühne ist ein Spiel der Mäßigung. Diese Mäßigung, die anfangs in der Ausübung oft erst durch Kunst bewirkt werden muß, hat gleichwohl ihren Grund in der Natur selbst, aber in derjenigen, die vollkommener und vollendeter ist, als die rohe Wirklichkeit. Indem sie auf Fassung, auf Würde, auf Selbständigkeit, auf der selbst im höchsten Affecte noch möglichen Besonnenheit einer kraftvollen edlen Seele beruht, führt sie unmittelbar zu jener wohlgefälligen Harmonie, die in der Kunst geistvolle Schönheit und der höchste Zweck der Kunst ist. — Alle moderne, besonders nördliche Bildung steht größtentheils nur auf dem Standpunkte der Wahrheit, und verlangt diese um so heftiger und roher, je roher sie selbst noch ist. Jene zierliche Umwindung mit der Affectation rettet hier nicht. Gilt es einmal das Gefühl, und sollen Andere gereizt und gerührt werden, dann geht es über alle Grenzen und man sieht gewöhnlich nur die Creatur, die zu Gott schreit. Auf Fleisch und Blut, nicht auf den Geist, der das Ganze überschaut, ist das Rufen und Schreien und Gestikuliren auf so manchen Theatern gerichtet &c.

„Und geht es auf Erhebung des Gefühls, wie pathetisch treten nicht wenige Acteurs dann daher! Jede Stelle, wo von Ehre und Tugend die Rede ist, steigern sie mit ihrer Stimme bis zur Begeisterung eines göttlichen Ingrimms, und weil den Zuhörern das, was sie sagen, gefällt, so glauben sie, auch die Art, wie sie es sagen, sei die rechte. Man sieht es gleich den Personen auf der Bühne an, daß sie Zuschauer haben. Sie handeln und reden nicht für sich, sondern rufen immer das Parterre an &c. Statt zu handeln, hantiren sie, sie sprechen nicht miteinander, sie declamiren. Ja, Declamation ist ihr Losungswort; nach außen muß die Rede schallen, denn von dort soll der Beifall kommen &c. — Von diesem pathetischen, declamatorischen und sentimentalen Wesen sieht man auf der Weimarischen Bühne wenig oder nichts. Wer einmal leidet, der muß würdig leiden; wer die Stimme erhebt, der muß mit Gott oder seinem Volke reden; wer mächtig einherschreitet, der muß wandeln im Bewußtsein seiner Größe. Nicht der schreiende Schmerz soll verwunden: die Würde des Leidenden soll die gerührte Seele erfreuen. Nicht der Sturm der Leidenschaft soll unser Blut aufschrecken, sondern die stürmende Gewalt, welche im Ebenmaß bleibt, den erschütterten Geist in einem erhabenen Staunen erhalten. Nicht ein weiser Spruch, ein Kraftwort von Ehre und Tugend, ein Ausruf der leidenden Menschheit soll uns gegen die Ungerechten in Stadt und Vaterland empören: nein, das Ganze mit aller Tugend und Schönheit soll uns wie mit den gemeinsamen Gütern aller Menschen erlaben &c. Heftiger reizt zwar die Wahrheit einzeln und abgerissen, aber sie wirkt nur zerstörend, giebt uns nicht reine Freude, sondern Unruhe und läßt endlich wohl gar das Mißvergnügen in uns zurück, daß wir nicht helfen und zuspringen können. Solche Anreizungen lieben aber gerade die Meisten und deshalb spielen auch die meisten Theater diesem gemäß, und — wer eben von dieser Berauschung kommt, dem möchte es schwerlich von der Weimarischen Bühne gefallen, wo man ihm keine Empfindung aufdringt und einpredigt, sondern wo Alles für sich seinen ruhigen, schönen Gang geht. Dieses Spiel wird ihn freilich gegen jene Raserei, wo Alles auf Erregung des Effects hinarbeitet, kalt und nüchtern und steif dünken; aber bei aller Gefahr, wirklich in solche Fehler zu verfallen, muß man doch diesem geistreichen, würdevollen, gemäßigten Spiele die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nach dem höchsten Gipfel der Kunst strebt.

„Der letzte Vorzug ist eine symbolische Anordnung, sowohl in Absicht der Personen, als des dienenden Schauplatzes. Man könnte die Beschränktheit des Raumes für die Ursache davon halten, aber man sieht es auch bei anderen Gelegenheiten, wo jener nicht einwirkt, daß dies Grundsatz ist. Alles wird so angeordnet, daß es im Kleinen ein

Bild vom Großen giebt, niemals das Große, das Wirkliche selbst, Alles so gefügt, daß aus dem Geringeren das Größere geahnt wird, und auch die Phantasie ihren Spielraum behält. Die Volksgruppen erscheinen gewöhnlich meisterhaft, frisch eingreifend, sich zudrängend und durchaus lebendig. Ihr Verhältniß zum Raum giebt die beste Täuschung, nicht die Menge, nicht die Unordnung, nicht der Tumult. Einzelne Gefechte, Trompeten, die aus der Ferne erklingen, zaubern schon auf's Schlachtfeld, ohne daß ganze Heerschaaren und wohl gar ganze Schwadronen zu Pferde erscheinen. Was will man mit all diesem kriegerischen Getümmel, mit diesen Lagern, Schlössern und großen Waldgebirgen? Verlangt man diese Dinge wirklich und leibhaftig, so gehe man hinaus, wo man das sinnlich Gewaltige weit besser sehen kann. Eine Schlacht oder ein ganzes Schweizergebirge auf dem Theater wird lächerlich und ist für die Kunst ebenso unstatthaft, wie das Anstreichen und Bekleiden einer Statue, die ja doch nicht lebt. Geht man nur darauf aus, die Sinne zu beschäftigen und ewig zu reizen und zu zerstreuen — wie kann man denn jemals hoffen, ein Publikum zur Kunst zu bilden, in welcher Idee und Geist die Hauptsache bleiben? Bilder für Kinder — für Männer im Bilde den Schauplatz der Welt!"

* * *

Interessante Momente bieten die Ausführungen des angezogenen Gotthardi'schen Buches ebenfalls über die Wanderungen der Weimar-Bühne nach Lauchstädt und Halle, die seit 1791 eine Reihe von Jahren hindurch regelmäßig stattfanden (auch Leipzig, Rudolstadt und Erfurt wurden in einzelnen Zeiträumen von der Gesellschaft besucht) und erst mit 1814 aufhörten. — Dem dort darüber Gesagten fügen wir das Urtheil eines Lauchstädter Referenten bei, der gleicherweise, wie der Verfasser des uns vorliegenden Werkes sich deren rühmen durfte, aus Autopsie spricht und unter Anderem darüber sagt:* „Die Weimarische Schauspielergesellschaft bietet überschwänglichen Ersatz für Alles, was man hier vermissen könnte, und wer nur entfernt einigen Sinn für Kunst und Darstellungen wahrer Künstler hat, der findet sich hier in einem hohen Grade befriedigt. Mit der Aufführung des „Torquato Tasso" von Goethe hat man in diesem Jahre den Tempel Thaliens eröffnet. Daß man ihn würdig eröffnet habe, bedarf wohl keiner Erwähnung, und wenn man in Leipzig durch die Aufführung bezaubert war, so waren es diejenigen hier, die Sinn für das Schöne haben, nicht minder ɔc." — In Leipzig hatte man es kein Hehl, daß, „seit die Weimarischen Hofschauspieler dort gewesen, ein neues Leben für die dramatische Kunst daselbst aufgegangen sei."

Treffender läßt sich übrigens die charakteristische Eigenthümlichkeit der Goethe-Bühne nicht darlegen, als es August Mahlmann bei Gelegenheit der Gastspiele der genannten Künstler jener Zeit in Leipzig (1807) gethan hat. — „Daß diese Gesellschaft" — läßt er sich in der „Zeitung für die eleg. Welt" aus demselben Jahre vernehmen — „in Leipzig außerordentlich gefallen hat, daß durch sie neue Lust und ein besserer Geschmack für dramatische Darstellungen geweckt worden ist, haben alle öffentlichen Blätter gesagt; aber wodurch sie sich dieses allgemeinen Beifalls werth machte, und was vorzüglich an ihr gefiel, hat man weniger erörtert, und doch ist diese Untersuchung wichtiger, als alle Lobeserhebungen, denn sie allein kann den deutschen Theatern zur Lehre und zur Nachahmung dienen. — Diese Gesellschaft besteht, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter jungen Leuten. Schon der Anblick schöner, jugendlicher Gestalten wirkt erfreulich, aber die zweite Folge ist ungleich wichtiger: man sieht keine zum Handwerk gewordene Theaterroutine, man wird durch keine Prätension gestört, welche die sogenannten berühmten Komödianten in die unbedeutendsten Rollen zu legen pflegen, um nur ihr Ich immer als das große Ich durchschimmern zu lassen. Dafür sieht man bei Allen ein ernstes Wollen, ein reges Streben, eine edle Freude an der Kunst, welcher sie ihre Individualität willig und gern unterordnen, und unwillkürlich theilt sich die Lust und Freude, mit der sie spielen, den Zuschauern mit. Die Entfernung aller routinirten Handwerksmäßigkeit und aller spreizenden Prätensionen macht allein ein Zusammenspielen möglich, wodurch einzig ein vollständiger Effect des Ganzen bewirkt werden

* „Zeitung für die eleg. Welt," 1807.

kann. Dieses Zusammenspielen ist ein Vorzug, der diese Gesellschaft vor den berühmtesten Theatern auszeichnet. In der Musik hat man schon längst die Erfahrung gemacht, daß die große Virtuosität der einzelnen Spieler den richtigen Vortrag des Ganzen mehr hindert als fördert, weil die Eitelkeit, sich zeigen zu wollen, die Einzelnen aus den Grenzen hinauslockt, die ihnen das Ganze vorschreibt, oder die Ansprüche auf Berühmtheit Nebensachen, die keine Gelegenheit zum Glänzen darbieten, vernachlässigen. Nur dann, wenn jede Rolle nicht mehr sein will, als sie zum Effect des Ganzen sein darf, wenn ein Schauspieler die obligaten Partien des andern treu unterstützt, wenn keine Partie als unbedeutend vernachlässigt, und selbst die kleinste Rolle als ein nothwendiger Theil des Ganzen, als ein Blatt in dem schönen Kranze angesehen und behandelt wird, läßt sich ein reiner Effect von dem Ganzen erwarten, zumal wenn die Angabe des Tons und des Tactes, in welchem es gehalten werden soll, unter einer so vortrefflichen Leitung steht, wie bei dieser Gesellschaft. Ist bei einem Theater einmal dieses Zusammenspielen zum Ton geworden, so geht er leicht in die neu hinzutretenden Mitglieder über; denn wo Einer nur durch den Andern gefällt, bequemt sich Jeder willig. Auch erklärt sich daraus, warum manche Schauspieler, die anderwärts nicht gefielen, hier ganz andere Personen zu sein scheinen, und warum Mitglieder dieses Theaters, zu andern Theatern versetzt, wo sie nicht dieses Ensemble fanden, die Erwartungen nicht befriedigten, die man von ihnen gehabt hatte.

„Man überzeuge sich nur, daß ein einmal fest eingeführter guter Ton ein Theater lange Zeit gut erhält; denn er erbt sich fort, sowie ein einmal eingerissener schlechter Ton die besten und talentvollsten Leute verdirbt, wie die Beispiele am Tage liegen. Der gute Ton ist aber der, wo die Kunst das Höchste ist, und der schlechte der, wo die Persönlichkeit Alles gilt.

„Ein entschiedener Vorzug dieser Gesellschaft ist ferner das Streben nach dem Idealen. Die Leitung des großen Dichters, unter dem sie steht, die Jugend ihrer Mitglieder, die gern nach dem Höchsten greift, und ein durch die Gegenwart eines gebildeten Hofes und einiger großen Männer erleuchtetes Publikum, das ihre Darstellungen nicht in die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens herabzieht — drei Umstände, die sich selten vereinigen — haben ihr diese Richtung gegeben. Nur die durch Uebung erlangte Sicherheit in Darstellung des Idealen macht es ihnen möglich, die Stücke von Goethe in dem Grade von Vollendung zu geben, womit sie uns entzückt haben. Selbst in dem Lustspiel ist der ideale Charakter ihrer Darstellungen nicht zu verkennen; daher gehen Stücke in Versen, die diesem Charakter besonders zusagen, hier besser, wie bei andern Gesellschaften; daher können die Versuche mit Masken und die Proben mit der Antike hier auf vorzügliche Gelungenheit Anspruch machen.“ —

Die Goethe'schen Schauspieler hatten — was nicht zu übersehen ist — die ganze Schule ihrer Kunst auch praktisch durchzumachen, von den ersten Elementen an; sie mußten, wie man zu sagen pflegt, von der Pike auf dienen, sich ohne weiteres als Statisten mit verwenden lassen.

Ja, selbst tüchtigste, bewährte Kräfte gab Goethe in dieser Rücksicht nicht frei, und legte ihnen in zweiter Reihe die Verpflichtung auf, im Schauspiel so gut wie in der Oper, wenn erforderlich, untergeordnete Rollen zu übernehmen. So hatten Graff und Malkolmi in der Mozart'schen Oper „Titus“ zwei Senatoren vorzustellen; dem Ersteren (bekanntlich der erste Wallenstein der deutschen Bühne) war es sogar nicht erlassen gewesen, in der „Zauberflöte“ sich den nach Papageno's Glockenspiel hüpfenden und tanzenden Sclaven des Sarastro einzureihen, und einen Gerichtsdiener in Don Juan zu agiren. Wolff hatte in der Oper: „Die theatralischen Abenteuer“ den lächerlich-carikirten Theaterschneider zu spielen, dieselbe Rolle, welcher vor ihm auch Vohs (der erste Darsteller des Max Piccolomini) sich hatte unterziehen müssen. Oels gab in der „Braut von Messina“ eine Zeitlang einen einfachen Ritter aus dem Gefolge des Don Manuel, einigemal auch den Boten Lanzelot. Wolff's Frau, Amalie, bekam, noch als Demoiselle Malkolmi, im Schauspiel wie in der Oper vollauf zu thun, im Kleinen und Kleineren, wie es sich eben machte und schickte und wie Goethe es aufzugeben beliebte: die Herzogin von Friedland zu repräsentiren, einen Theil der Rollen der verstorbenen

Neumann-Becker zu übernehmen, in der Oper zweite und dritte Partien zu singen. Umgekehrt mußten Sänger und Sängerinnen untergeordnete Rollen im Drama spielen; so Moltke den Rittmeister Neumann in „Wallenstein,“ Chatillon in der „Jungfrau von Orleans“ ꝛc., die Eberwein eine Bäuerin in „Wilhelm Tell,“ Ismene in „Phädra“ ꝛc. — Es galt, die vorhandenen Kräfte abzuwägen, einzutheilen oder, wie man will, auszutheilen, zu vervielfältigen, um's Doppelte und Dreifache auszubeuten und nutzbar zu machen. So mußten sich denn Manche der Theaterherren und -Damen, ohne Ansehen des künstlerischen Ranges und Standpunktes, ohne alle Umstände bequemen, in einem und demselben Stücke zwei, auch drei Personen zu machen. — Je nach Befinden ließ Goethe einzelne Individuen durch die Feuer- oder die Wasserprobe der Kunst gehen. Trägeren, phlegmatischeren Künstlernaturen theilte er lebhafte, animirte, — allzuerregbaren, exaltirteren ruhigere, gesetztere Rollen zu.

Wie alles Prätentiöse und Pomphafte, alles Blendende und Ueberladene, Alles, was dem äußeren Sinne vor dem inneren allzuviel Beschäftigung zuführte, von dem Bühnenwesen der Goethe-Epoche von vornherein grundsätzlich ausgeschlossen war, in ihr im Gegentheil das Hauptgewicht auf den Kern der Sache, die innere Gediegenheit und Tüchtigkeit, das Geistige gelegt wurde, die Schale aber, der in die Augen fallende Glanz der äußeren Repräsentation nur in sehr untergeordnete Betrachtung kam, auch schon des Kostenpunktes wegen sich nicht sehr breit machen durfte: so hielten sich die Bemühungen der Direction sowohl, als die Anforderungen des Publikums bei und an Decorationen und Garderobe in mäßigen und bescheidenen Grenzen, wie Goethe es selber bekennt in den Worten: „Wir suchten in Costüm und Decorationen nur mäßig, wiewohl schicklich und charakteristisch zu verfahren, wobei, wie immer, mit unseren ökonomischen Kräften die Ueberzeugung zusammentraf, daß man mit allem Aeußeren mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige, so hoch als möglich steigern müsse.“ Es bewährte sich jedoch zum Glück auf seinem Theater sein eigenes Wort in „Wilhelm Meister:“ „Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende, unschickliche Decoration vergessen,“ wie denn auch der Revers dieses Ausspruchs, den er sogleich hinzufügt: „dahingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht,“ seine vielfach erfahrungsmäßige Wahrheit in sich trägt. — Mit den alten, sehr abgebrauchten Decorationen eines gewissen Heideloff war, was auch Goethe selbst fühlte, mit Ehren füglich nicht mehr aus- und durchzukommen. Er hatte den überaus tüchtigen, genialen Beuther kennen gelernt, denselben, der später auch für das Braunschweiger Theater so Vorzügliches schuf, und über den er in seinen Tag- und Jahresheften selber sagt: „Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume in's Grenzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermannigfaltigen, und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Stil unterwarf er seiner perspectivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die ägyptische, sowie die altdeutsche Bauart, und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehen und eigenthümlichen Glanz.“

Die Sparsamkeit, deren man sich in Sachen der Garderobe befleißigte, ging allerdings zuweilen in das Genaueste, ja Uebertriebene. Graff hat es fast nicht dahin bringen können, ein neues Wallenstein-Wams an Stelle seines bis auf's Aeußerste abgetragenen, und von seiner Frau fort und fort ausgebesserten, zu erhalten; der Madame Vohs gelang es schlechterdings nicht, als Elisabeth in „Essex“ ein neues Kleid für sich angeschafft zu sehen, vielmehr wurde die engländische Theater-Königin auf das weiße atlassene vertröstet, wovon Demoiselle Jagemann als Elisabeth in „Maria Stuart“ den Rock angehabt. Höchstens durfte die Bittstellerin auf einen neuen Mantel rechnen, wenn unter den vorräthigen keiner brauchbar sei („was jedoch zu wünschen wäre“). *

Der mehrfach so stark erschöpften Theatercasse kam der Umstand zu Statten, daß die fürstliche Familie sich ihrer Noth viele Mal erbarmte und ihr mit abgelegter Gar-

* Solcher und ähnlicher Beispiele bringt Pasqué in seinem Buche: „Goethe's Theaterleitung in Weimar“ mehrere bei.

derobe, nicht modischen Prachtgewändern, die sie an das Theater abgab, unter die Arme griff, insonderheit die Frau Großfürstin, Erbprinzessin Maria Paulowna, welche ihm dergleichen ansehnliche Geschenke als Weihnachtspräsente machte, was sie auch noch als regierende Großherzogin that. — Waren werthvollere Requisiten, als für gewöhnlich der Direction zur Verfügung und im Besitz der Anstalt standen, erforderlich, etwa elegantes Möblement und dergleichen, so wurde das Inventar des Herzoglichen Witthumspalais der Anna Amalia, was man gerade gegenüber hatte, in Contribution gesetzt, wie denn auch der Silberkammer dieses Schlößchens, wo es noth that, kostbare Armleuchter, die jene schön vergoldeten Tische würdig zu zieren hatten, entliehen wurden, und Schreiber dieses erinnert sich noch recht wohl, wie sein Großvater, der damalige Castellan genannten Witthumspalais, solche Requisiten hinüber in's Theatergebäude transportiren und nach gemachtem Gebrauch sie wieder abholen ließ.

Wie aber Alles vorwärts treibt, so konnte auch die Weimarische Theatergarderobe nicht für immer zurückbleiben. Sie trat immer mehr und glücklicher die Kinderschuhe aus, sodaß Goethe von ihr, wie von anderem damit Verwandten, zu sagen wußte: „Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern; so die Garderobe durch Nacheiferung, zuerst der Frauenzimmer, hierauf der Männer." — Die Maschinerie mag unter dem bekannten, von Goethe in dem Gedichte: „Auf Mieding's Tod" gefeierten Maschinisten dieses Namens ausgezeichnet gewesen sein. Sie stellte auch unter seinem Nachfolger zufrieden.

Von den Gagen jener geistig großen Tage darf man sich ebenfalls keine allzuhohen Begriffe bilden. — Die vorzüglichsten Theatermitglieder, Wolff und seine Gattin, werden zusammen schwerlich über 1400 Thaler jährlicher Einkünfte bezogen haben. — Auf die Mittheilung Zelter's an Goethe, daß der Tenorist Wild 5000 Thaler als Jahresgage verlangt habe, schreibt Goethe zurück: „Wenn Herr Wild fünftausend Thaler werth ist, was ist denn Moltke werth?" Und dieser mußte sich eine geraume Zeit mit achthundert Thalern begnügen, bis man ihm später, als er zum Kammersänger ernannt worden, zweihundert Thaler zulegte. Trotz solcher geringen Gagen sehnten sich doch viele Theatermitglieder jener Zeit, die entweder freiwillig abgegangen oder entlassen worden waren, nach Weimar zurück, wie so mancher lamentable Brief beweist, der von diesem und jenem der früheren Angehörigen der Weimarischen Bühne aus der Fremde an die Intendanz gerichtet ward. — Ein Namhaftes aber zur Beglaubigung der Thatsache, daß die meisten Bühnenkünstler Weimars sich da ungemein wohlgefielen, trug sicherlich das ansprechende gesellige Leben bei, das sie dort fanden, und vor Allem der Umstand, daß dem tüchtigen Schauspieler nicht nur erhebende Anerkennung seines künstlerischen Werthes entgegen kam, sondern daß er auch, wie oben gedacht, zu jeder Zeit in gebildete Kreise offenen und willkommenen Zutritt hatte.

Die dermalen und länger schon auch in Weimar bestehende Sitte des Hervorrufens der Schauspieler, eine Sitte, die leider zur Alltäglichkeit geworden, kannte man am Weimarischen Theater unter Goethe nicht, und denjenigen einheimischen Künstlern, welchen etwa solche Auszeichnung widerfuhr, war es untersagt, zu erscheinen. Selbst hochberühmte Gäste mußten auf die Ehre des Herausrufes verzichten. — Verfasser von Theaterstücken ersten Ranges blieben auf dem Zettel häufig ungenannt, so Goethe, Schiller, der es besonders nicht liebte, sich auf dem Zettel gedruckt zu sehen. — Kannte ja das Publikum, hoch und niedrig, seine Leute. Man traute ihm eben etwas zu.

Der Brand des alten Weimarischen Theatergebäudes (22. März 1825, derselbe Tag, an welchem sieben Jahre später Goethe aus dem Leben schied), hatte vor Allen auf den Altmeister einen tiefen, schmerzlichen Eindruck gemacht. „Wir haben Alle verloren!" rief er aus — „allein was ist zu thun! — Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern. — Ich habe" — äußerte er gegen Eckermann am andern Morgen nach der Katastrophe — „ich habe die ganze Nacht wenig geschlafen; ich sah aus meinem vorderen Fenster die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel steigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an

meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davon gekommen bin."

Welche Erinnerungen, die sich an dieses kleine, unscheinbare Haus, an die engumgrenzte Bühne knüpften, an sie, die gewürdigt worden war, sich mit den Perlen und Edelsteinen der größten dramatischen Dichterwerke unserer Nation zuerst zu schmücken, an sie —

Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents!

Dieselben Kabalen und Intriguen, die Goethe vermittelst des fatalistischen Aubry'schen Hundes von der Theaterleitung vertrieben, hatten es auch zu hintertreiben gewußt, daß der von ihm mit Zuziehung des Oberbaudirectors Coudray entworfene, Carl August bereits vorgelegte und von diesem genehmigte Plan und Riß eines neuen Theatergebäudes verworfen wurde. Auch dieses glücklich ausgeführte feindselige Manöver gegen ihn ließ der Altmeister eben so ruhig an sich herankommen, als er es gelassen ertrug und aushielt.

Seit nun dreiundvierzig Jahren steht auf demselben Platze, wo das alte Haus gestanden, das in Zeit von fünf Monaten hergerichtete nur mäßig große, neue, wohl eines der einfachsten und bescheidensten aller Gebäude dieser Art; davor aber Rietschel's herrliches Kunstwerk: Goethe's und Schiller's vereinte Standbilder.

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhausen.

VI.

Alfieri und Gräfin Albany.

Die Liebe der Dichter erhält ihren reichen Farbenglanz meistens durch die zahlreichen Facetten, in denen sie sich abspiegelt, oder mit andern Worten kann man sagen, daß die Dichterliebe fast immer polygamisch ist und die Zahl ihrer geliebten Gegenstände gewöhnlich die der neun Musen überschreitet. Alfieri muß jedoch als eine Ausnahme dieser Regel hervorgehoben werden. Er ist der Gräfin Albany bis zu seinem Tode treu geblieben und hat vor ihr eigentlich keine Geliebte besessen.

Vittorio Graf Alfieri ist am 17. Januar 1749 zu Asti in Piemont geboren und gehörte einer alten reichen Familie an. Er lernte wenig und führte ein unthätiges, lockeres Leben, bis er vom Schaffensdrang des Dichtergeistes erfaßt wurde. Er hatte große Reisen gemacht, namentlich nach Frankreich und England, wo er einsehen gelernt hatte, wie nothwendig es sei, gründliche Kenntnisse zu sammeln, wenn er in der Literatur etwas leisten wollte. Er ging nach Florenz, um mit dem Studium seiner Muttersprache anzufangen, da die toscanische Mundart für die einzig richtige in Italien gilt.

Er wollte nur kurze Zeit in Florenz bleiben, aber es ging ihm dort ganz unerwartet ein neues Leben auf. In der vornehmen Welt, im Theater und auf Promenaden zog eine schöne junge Frau seine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war von hohem Stande, eigentlich sogar eine Königin, sie besaß ungemein viele Kenntnisse und viel Geltung in literarischen Kreisen. Sie war reizend; wie Alfieri selbst sie beschreibt, besaß sie schwarze, glänzende Augen, blondes Haar, eine blendend weiße Haut, eine zierliche Stumpfnase, eine volle und schlanke Gestalt. Ihr Charakter war edel, sanft und goldrein. Dazu hatte ihr das Schicksal einen Nimbus verliehen, der des Dichters Herz sowohl, wie seine Phantasie zu blenden vermochte, sie war eine exilirte Königin und eine mißhandelte Gattin.

Es war die Prinzessin von Stolberg-Gedern, die Gemahlin des englischen Kronprätendenten Carl Eduard Stuart, die unter dem Namen Gräfin Albany seit ihrer Vermählung in Italien lebte. Sie war geboren am 20. September 1752 zu Mons im Hennegau; ihr Vater war der Prinz Gustav Adolph von Stolberg-Gedern, der im siebenjährigen Kriege in österreichischen Diensten stand.

Sie war in ihrem zwanzigsten Jahre an den Prätendenten Carl Eduard Grafen von Albany vermählt worden, der mehr als doppelt so alt wie sie, schon alle die Vorzüge seiner Stellung und seiner Jugend eingebüßt hatte. Seine Abkunft von Maria Stuart, sein unbestreitbares Recht auf

Englands Thron und ein schönes, ritterliches Aeußere machten ihn beim Beginn seiner Laufbahn zu einer europäischen Größe.

Das Mißlingen seiner Unternehmungen zur Wiederbesteigung seines Thrones versetzte ihn in dauernde Verstimmung, in der er sich als einzigen Trostmittels starker Getränke bediente. Er war schon ein völliger Trunkenbold, als er sich mit der jungen, reizenden Prinzessin von Stolberg vermählte; ihretwegen mußte er eine Herzensverbindung aufgeben, aus der er eine geliebte Tochter besaß, wodurch seine Laune mit Recht noch verdüsterter wurde. Frankreichs Politik hatte seine standesmäßige Vermählung betrieben, um England mit legitimen Thronerben aus dem Hause der Stuarts bedrohen zu können. Da aber die Erben ebenso ausblieben wie das Erbe, so wurde der Prätendent immer wilder in seinen Ausschweifungen und Zornausbrüchen, unter denen seine junge Gemahlin wie eine Märtyrin zu leiden hatte.

Ihre Lebensweise in Italien glich einem Märchen, sie konnte sich und Andern vorkommen wie eine verwünschte Prinzessin; in ihrer Häuslichkeit herrschte die strengste Etikette, man nannte sie stets „Majestät“ und ihr Gemahl erließ Befehle wie ein regierender König. Gleichzeitig war er aber auch ihr Zuchtmeister und ließ sie nie aus den Augen; allein auszugehen oder zu fahren war für sie eine Unmöglichkeit. Ihre einzige Erheiterung bestand darin, alle ausgezeichneten Fremden bei sich zu empfangen und zuweilen in's Theater zu gehen.

Reisende damaliger Zeit haben den seltsamen Aufzug geschildert, den das königliche Ehepaar im Theater machte. Die schöne junge Frau saß prächtig gekleidet vorn an der Logenbrüstung und wurde von der männlichen Jugend der vornehmen Welt eifrig umschwärmt. Im Hintergrunde der Loge lag auf einem Divan halb schlafend und stets scheltend der Gemahl, seine zerrüttete Gesundheit und sein trunkener Zustand zwangen ihn zum Liegen. Er konnte nur gehen, wenn er sich auf zwei Diener stützte.

Der Graf Alfieri war achtundzwanzig, die Gräfin Albany fünfundzwanzig Jahre alt, als sie sich kennen lernten. Anfangs wollte er sich ihr fern halten, weil er wenig Achtung vor den Frauen im Allgemeinen hatte und besonders an ihrem Geist und ihrem Wissen zweifelte. Er fürchtete, der Umgang mit ihnen würde ihn am Lernen und Dichten hindern. Aber er sah sehr bald ein, daß die Gräfin Albany eigentlich eine Gelehrte war und trotz ihrer Jugend fast seine Lehrmeisterin sein konnte. Er begann namentlich unter ihrer Leitung seine Tragödien zu schreiben, „Maria Stuart“ war die erste, die er ihr zu Liebe schrieb, „Virginia,“ „Agamemnon,“ „Orest“ folgten rasch, sowie die herrlichen Sonette, die von seinem glühenden Herzen Zeugniß geben, und seinem Urbilde Petrarca würdig zur Seite stehen können. Ganz Italien begeisterte sich für den neuerwachenden Genius und überhäufte ihn mit Anerkennung und Lobpreisungen.

Von Liebe und Ruhm berauscht, konnte Alfieri die niederdrückenden Verhältnisse nicht länger ertragen, in denen sich die angebetete Frau, die Muse seiner Dichtkunst, gefesselt sah. Beinahe vier Jahre hatte sich die Gräfin Albany als Geliebte Alfieri's so tadellos und streng zurückhaltend benommen, daß Niemand ihr einen Vorwurf machen konnte, ja sogar der argwöhnische Gemahl kaum Verdacht geschöpft hatte, daß sie der Gegenstand von Alfieri's Huldigungen sei.

Der Dichter schildert in seiner Selbstbiographie die Art seines Umganges mit der Geliebten in wirklich rührender Weise. „Ehe ich die Gräfin Albany kennen lernte, war ich nie von einer Leidenschaft ergriffen wie diese, bei welcher Verstand mit dem Herzen sich verbindend und diesem gleichsam die Wagschale haltend, ein unerklärbares Gemisch von Gluth und Seelenruhe bildete. Nach und nach nahm dies Gefühl mein ganzes Sein in Anspruch, nachdem ich den Charakter der Geliebten vollständig erkannt, und gefunden hatte, daß sie, statt wie gewöhnlich Frauen ein Hinderniß auf der Bahn zum Dichterruhm, eine Störung nützlicher Beschäftigung, ich möchte sagen eine Verengerung meines Ideenkreises zu sein, Sporn mir war, Ermunterung und Vorbild zu jedem schönen Werke, so gab ich ihr mich ohne Rückhalt hin, weil ich den seltenen Schatz ihres Gemüthes zu würdigen wußte. . . . Meine Tage wären in vollständiger Ruhe hingeflossen, wenn nicht die unaufhörlichen häuslichen Quä-

lereien, denen die Geliebte durch ihren betrunkenen, alten, scheltsüchtigen Gemahl ausgesetzt war, mich in Verzweiflung gebracht hätten. Ihre Leiden sah ich für die meinigen an und ich habe manches Mal Todesqualen ausgehalten ihretwegen. Ich konnte sie nie anders, als in Gegenwart ihres Mannes sehen, wenigstens war er immer nahe und belauschte uns, wenn er im Nebenzimmer sich aufhielt. Ich blieb den ganzen Tag zu Hause mit literarischen Arbeiten beschäftigt und ritt nur meiner Gesundheit wegen auf einem Miethgaul ein paar Stunden spazieren. Am Abende ward mir dann der Trost ihres Anblicks, ein Trost, zu sehr geschmälert durch ihre beständige Niedergeschlagenheit und Betrübniß. Aber dennoch gab mir dieser süße Anblick die Ruhe und Zuversicht, die meine übrige herbe Einsamkeit mir erträglich machten und mich in den Stand setzten, mein tolles Studiren und Arbeiten auszuhalten."

Der Prätendent Carl Eduard war eigentlich von Natur liebenswürdig und freundlich gewesen, aber seine Kränklichkeit, seine Kümmernisse, getäuschten Hoffnungen, Demüthigungen aller Art machten ihn mürrisch und unverträglich, besonders im eigenen Hause, gegen Fremde behielt er sein urbanes Wesen bei. Der fürchterliche Hang zum Trunk steigerte seine natürliche Heftigkeit oft bis zur Tobsucht und es



Gräfin Albany.

war allerdings begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich, daß seine Gemahlin den Entschluß faßte, ihn zu verlassen. Alfieri hatte jedenfalls viel dazu beigetragen, daß sie diesen Entschluß ausführen konnte. Er hatte seinen Stolz überwunden und war bei allen einflußreichen Persönlichkeiten als Bittsteller aufgetreten, um sie zu bewegen, der Gräfin beizustehen bei der Trennung von ihrem Gemahl. Alfieri rühmt sich, so vorsichtig und zurückhaltend dabei verfahren zu sein, daß alle Rücksichten der Schicklichkeit befolgt wurden und der Ruf

seiner Dame in keiner Weise angetastet werden konnte.

Die argwöhnische Wachsamkeit des hohen Gemahls machte einen Gewaltstreich nöthig; er ließ die Gräfin nie allein ausgehen und verschloß ihre Zimmer wie ein Gefängniß. Sie wurde deshalb zu einem Besuch in einem benachbarten Kloster eingeladen, eine Freundin und ihr Gemahl begleiteten sie auf der Fahrt. Dort angelangt, lief sie so rasch voraus, daß ihr derselbe, der stets von zwei Dienern geführt werden mußte, nicht folgen konnte. Als er dem Wagen entstiegen war und die Klosterpforte erreichte, wurde sie ihm vor der Nase verschlossen. Er pochte wie ein Wüthender, die Aebtissin erschien an einem Gitterfenster und erklärte ihm, daß seine Gemahlin sich in ihren Schutz begeben habe und daß sowohl sein Bruder der Cardinal, wie auch der Papst selbst die Flucht derselben gebilligt hätten.

In der That begab sich die Gräfin nach Rom und wohnte in dem Pallaste ihres Schwagers, des Cardinals von York, der sie jedoch auch dringend ermahnte, in klösterlicher Abgeschiedenheit zu leben und keinen Schritt zu thun, der sie in den Augen der Welt kompromittiren könnte. Wahrscheinlich faßte Alfieri infolge dessen den Entschluß, vorerst in Florenz zu bleiben, damit kein Gerede entstehen könne über sein Einverständniß mit der Gräfin Albany.



Vittorio Graf Alfieri.

Er hielt die Trennung von ihr jedoch nicht lange aus und ging erst nach Neapel, von wo es ihn gewaltsam nach Rom zog. Er miethete sich auf der Villa Strozzi ein und führte ein dichterisches, wie er selbst sagte, seliges Einsiedlerleben. Seine Tragödie „Antigone" und mehrere andere Werke vollendete er dort. Nach vollbrachter Arbeit eilte er des Abends zu „Jener, für die er allein lebte und schrieb." Sie empfing ihn nur vor Zeugen in ihrem Salon und um elf Uhr Abends kehrte er regelmäßig zu seiner einsamen Behausung zurück.

Dennoch erregte sein Verhältniß zur Gräfin Albany in Rom bald bedeutenden Anstoß; die italienischen Sitten sind bekanntlich nicht sehr streng, aber eine so hochstehende Dame, die ihren Mann verlassen hatte, konnte nicht ungestraft bleiben. Die Geistlichkeit mischte sich hinein und jemehr Alfieri als Dichter gefeiert wurde, je heftiger traten Neid und Unduldsamkeit gegen sein Theuerstes auf Erden in die Schranken. Er sah sich endlich genöthigt, Rom zu verlassen, wo er zwei so glückliche Jahre in der Nähe der Geliebten und in der steten Gesellschaft der Musen verlebt hatte. Er ging nach England, wo er sich durch seine Leidenschaft für schöne Pferde einigermaßen zu zerstreuen suchte.

Die Gräfin Albany beschäftigte sich unterdessen mit der Reinschrift seiner Dichtungen und mit dem eifrigsten Briefwechsel an ihn. Ihr Gemahl bedrängte sie sehr mit Bitten und Drohungen, um ihre Rückkehr zu ihm in's Werk zu setzen. Da wurde ihr ganz unerwartet eine Vermittlung zu Theil, die ihre drückenden Ehefesseln für immer und auf legale Weise zu lösen wußte. Der König von Schweden, der edle, schwärmerische und unglückliche Gustav III., gegen den kurze Zeit nachher die Mörderhand sich erhob, kam nach Italien und besuchte den Prätendenten. Gustav soll geweint haben über den traurigen Zustand eines Abkömmlings aus so stolzem Königsgeschlecht; vielleicht durchzog eine trübe Ahnung seine Seele, daß es dem berechtigten Thronerben Schwedens einst nicht viel besser ergehen würde!

Die Gräfin Albany ersuchte den König von Schweden, ihre förmliche Trennung von ihrem Gemahl zu bewirken. Bereitwillig übernahm er diesen Auftrag und es gelang ihm, beide Theile möglichst zufriedenzustellen. Er schrieb an den König Ludwig den Sechzehnten und machte eine französische Pension für die Gräfin aus, denn sie wollte keinerlei Unterstützung von der Familie ihres Gemahls annehmen. Der Prätendent ersparte auf diese Weise eine bedeutende Summe und adoptirte seine natürliche Tochter, um sich über den Verlust der Gattin zu trösten.

Diese Tochter, unter dem Namen Charlotte Stuart, Herzogin von Albany, lebte noch in Rom zur Zeit von Goethe's italienischer Reise. Sie hat die letzten Lebensjahre ihres unglücklichen Vaters durch ihr verständiges, ruhiges und liebevolles Benehmen gegen ihn wesentlich erheitert; sie überlebte ihn jedoch nicht lange. Carl Eduard starb am 7. Januar 1788. Seine Wittwe betrauerte ihn mit Erschütterung, obwohl sie durch seinen Tod erst völlig frei wurde und von da an ganz ungehindert ihr Leben mit Alfieri zusammen zubrachte.

Sie richteten sich in Paris häuslich ein; ihr Salon wurde von den vornehmsten und berühmtesten Leuten besucht. Ein Engländer schildert die äußere Erscheinung der Gräfin als schön und würdevoll, obwohl sie schon nahe an vierzig Jahre war. Die Ehrenzeichen ihrer Verbindung mit einem Königshause hatte sie beibehalten. In ihrem Salon stand ein vergoldeter Sessel unter einem rothen Thronhimmel, alles Silberzeug trug das königliche Wappen und ihre Dienerschaft gab ihr noch immer den Titel „Majestät."

Paris stand schon an dem Abgrunde der Revolution, in den für eine Zeitlang alle Geistescultur und alle Gesittung untergehen sollte, doch war noch der letzte Schimmer der literarischen und höfischen Glanzzeit sichtbar, alle Repräsentanten derselben versammelten sich bei der Gräfin Albany, die in ihren Tagebüchern die Namen verzeichnet hat von Madame de Staël, von Josephine Beauharnais und auch noch von dem Abenteurer Grafen St. Germain.

Alfieri fühlte sich in dem Hause seiner Geliebten sehr wohl, obgleich er eigentlich Paris nicht leiden mochte und es eine „Riesencloake" nannte. Er war in angenehmer Weise damit beschäftigt, seine Werke herauszugeben, wobei ihm der bekannte Vorläufer der Revolution, Beaumarchais, der Verfasser von „Figaro's Hochzeit," behülflich war; das Lustspiel dieses Namens, das die Jetztzeit nur als Mozart's reizende Oper kennt, war bekanntlich einer der Steine des Anstoßes, die die französische Staatsmaschine aus dem Geleise trieben.

Das Widmungssonett, welches Alfieri an der Spitze seiner Werke an die Gräfin Albany richtete, gab hinreichendes Zeugniß, wie unverändert seine Gefühle für sie waren. „Du allein bist der Quell meines Dichtens und Schaffens; mein Leben zählt

nur von dem Tage an, wo es sich mit Deinem Leben verschlang."

Die immer ärger werdenden Stürme der Revolution wirkten jedoch natürlicherweise störend ein auf das literarisch-beschauliche Leben, welches Alfieri und die Gräfin Albany in Paris führten. Einmal wurde in ihrem eigenen Salon eine Stimme der Revolution laut, die wohl erschrecken konnte. Der Maler David, derselbe, der nachher sich vor Napoleon beugte, nannte die unglückliche Marie Antoinette vor allen anwesenden Gästen „eine Megäre."

Die mißlungene Flucht des Königspaares gab das Signal zur Abreise für Alle, die Paris noch zu verlassen im Stande waren. Auch Alfieri mit „seiner Dame," wie er sie nannte, wenn er öffentlich von ihr sprach, sonst sagte er auch gern „meine süße Hälfte," unternahm eine Reise nach England.

Die sittenstrenge englische Gesellschaft nahm die einst geschiedene Frau, deren Verhältniß zu Alfieri allgemein bekannt war, mit großer Artigkeit auf; die Verwandtschaft mit den königlichen Stuarts wird hierbei wohl von Einfluß gewesen sein.

Sogar der Hof empfing die Wittwe des letzten Stuarts und überhäufte sie mit Auszeichnungen, die sie sich gern gefallen ließ, obgleich es ihr doch ein seltsames Bewußtsein gewesen sein muß, daß eigentlich ihr unglücklicher Gemahl der Erbe dieses stolzen englischen Thrones hätte sein sollen.

Alfieri und seine Dame mußten jedoch den Aufenthalt in England abkürzen, weil ihre Geldmittel nicht ausreichten, da die Assignate der französischen Regierung, woraus ihre Einkünfte hauptsächlich bestanden, gänzlich entwerthet wurden. Frankreich bot indessen damals einen so unsichern Aufenthalt dar, daß die Gräfin Albany beschloß, nachdem sie noch einige Zeit in Paris verweilt hatte, wieder nach Italien zurückzugehen.

Alfieri war durch die falschen „Freiheitsmacher" der französischen Revolution von seinem Durste nach Freiheit beinahe gänzlich geheilt; zum Ueberfluß fand er in Italien bald genug die Franzosen als Unterdrücker wieder, während sie sich rühmten, alle Völker befreien zu wollen. Der Franzosenhaß Alfieri's wurde so lebhaft, daß ihm und seiner Dame die größte Gefahr dadurch erwuchs. Napoleon machte sich ein Vergnügen daraus, die Gräfin Albany ähnlich zu bedrohen wie zwei andere berühmte Frauen, die Staël und die Recamier. Er ließ sie nach Paris kommen, um ihren möglichen politischen Einfluß in Florenz zu hintertreiben. Indessen behandelte er sie mit wahrhafter Höflichkeit, er ließ ihr sogar eine königliche Loge im Theater anweisen und gewährte ihr die Mittel, ihrem hohen Range angemessenen Aufwand zu machen. Als sie nach einem einjährigen Zwangsaufenthalte Paris wieder zu verlassen wünschte, ertheilte der Kaiser ihr sogleich die Erlaubniß dazu.

Alfieri's Kränklichkeit hatte indessen zugenommen und er starb vor dem soeben erwähnten Aufenthalte der Gräfin in Paris, der ihn gewiß aufs äußerste empört haben würde, als Gewaltact des verhaßten „Usurpators," wie er stets Napoleon genannt hat.

Fünfundzwanzig Jahre hatte das berühmte Paar in ungestörter Uebereinstimmung verlebt; wohl mochte momentan Alfieri's herrisches und mürrisches Wesen seine Gefährtin verletzt haben, aber ernstlich getrübt wurde ihr beiderseitiges Verhältniß niemals. Alfieri schrieb noch in der letzten Lebenszeit: „Ich täusche mich sicherlich nicht, indem ich jetzt, nach so langen Jahren, nachdem ich in das Alter bitterer Enttäuschung getreten bin, immer mehr an der Freundin hange, jemehr, nach den Gesetzen der Zeit, der vergängliche Reiz hinfälliger Schönheit schwindet. In ihr erhebt sich, mildert und veredelt sich mein Geist von Tage zu Tage und dasselbe erkühne ich mich von ihr zu glauben und zu sagen, die in mir vielleicht Stütze und Kräftigung findet ... Zwischen uns war nie Unwahrheit, noch Mißtrauen, noch Geringschätzung, noch Vorwürfe ... Das Scheiden aus dieser traurigen Welt wird mir keinen anderen Schmerz bringen, als die Trennung von der Freundin. Ich flehe den Himmel an, mich wenigstens zuerst abzurufen ..."

Die Gräfin Albany schrieb an einen seiner Freunde zwei Monate nach seinem Tode: „Ich bin die unglücklichste Frau, ich habe die Empfindung verloren, Trost und Gesellschaft sind mir geraubt. Ich stehe allein in der Welt, die mir zur Last

ist. Beinahe sechsundzwanzig Jahre haben wir für einander gelebt. Ich saß stets neben ihm bei der Arbeit, ich ermahnte ihn, sich nicht zu sehr anzustrengen. Seine glühende Seele konnte nicht in dem Körper weilen, den sie fortwährend untergrub."

Der Dichter hatte ihr alle sein Hab und Gut vermacht, besonders den Schatz seiner Manuscripte, die sie mit der größten Pietät selbst durchsah und auf ihre Kosten drucken ließ. Er hat mehr als zwanzig Tragödien gedichtet und man nannte ihn in Florenz den „Fürsten des Trauerspiels," weil er eine ganz neue Richtung der Bühne durch seine Werke hervorgerufen hat.

Die Gräfin Albany ließ ihm in der Kreuzkirche zu Florenz ein Denkmal von der Meisterhand Canova's in Marmor meißeln und bestimmte ihre eigene Grabstätte daneben, die sie jedoch erst zwanzig Jahre später einnahm. Sie starb 1823 im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre.

Man hat oft behauptet, Alfieri und seine Freundin seien heimlich vermählt gewesen, ein Jahr nach dem Tode Carl Eduard's, ihres königlichen Gemahls, habe die Trauung stattgefunden, aber dies ist ein Irrthum, es bestand nie eine Ehe zwischen dem berühmten Liebespaare! Man duldete aus Gewohnheit und aus Rücksicht für den Ausnahmefall das Zusammenleben desselben und untersuchte nicht, inwiefern es ein erlaubtes war.

Der Wahrheit, wenn auch nicht der Gräfin Albany, die Ehre zu geben, muß übrigens noch hinzugefügt werden, daß sie einen Ersatz für den Dichter in einem Maler fand, der mehr als vierzehn Jahr jünger als sie, ganz und gar die Stelle in ihrem Leben einnahm, die früher Alfieri besessen hatte. Es war François Fabre, ein talentvoller, gebildeter Mann, der sich auch als Künstler einen gewissen Ruf erworben hat. Er unterrichtete anfangs die Gräfin im Malen, wozu sie viel Begabung hatte und wurde dann der Freund und Hausgenosse derselben. Auch Alfieri war ihm sehr zugethan und wurde von ihm enthusiastisch verehrt. Fabre malte mehreremal das Bildniß des Dichters und seiner Freundin; Raphael Morghen stach es in Kupfer. Das beifolgende ist eine Copie davon und zeigt die Weihe des Gedankens auf der edlen Dichterstirn.

Das Porträt der Gräfin ist nach einem Original von der Hand Fabre's, es ist das letzte, welches er von der geliebten Frau gemacht hat und zeigt sie schon als Matrone, aber noch im Schmuck ihrer königlichen Haltung und ihrer geistigen Regsamkeit, die sie bis in's höchste Alter zu bewahren wußte.

Literarisches.

Die Götter und Heroen der Griechen. Eine Vorschule der Kunstmythologie. Von Otto Seemann. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Ein schön ausgestattetes, mit zahlreichen gut ausgeführten Illustrationen geschmücktes Buch, welches sich vorzüglich dazu eignet, die griechische Mythologie, soweit sie mit Poesie und Kunst verwachsen ist, ohne zu weitgehende philosophische oder kosmogonische Deutung, zu erklären. Da die mythologischen Fabeln Griechenlands nun einmal in der Kunst aller Zeiten fortleben und immer und immer wieder ihre Unvergänglichkeit bewähren, so wird die Kenntniß derselben auch stets ein nothwendiger Würzelzweig der ganzen Bildung bleiben und die Beschäftigung damit immer zu den beliebtesten und anregendsten Studien gehören. Wie aber diese Mythologie in der Kunst in fortwährend neuen Formen sich darstellt, so ist sie auch ein unerschöpflicher Quell für die Forschung und es finden sich neue Deutungen und neue Beziehungen, so oft ein neues Menschenalter sich damit beschäftigt. Möge denn die vorliegende, den Anschauungen der Gegenwart entsprechende, sorgfältig durchgeführte Bearbeitung des uralten Stoffes in der wirklich vorzüglichen Ausstattung viele Freunde finden, und namentlich jugendlichen Gemüthern, die ja immer für die ästhetischen Formen, in welche sich die allgemeinen Begriffe kleiden, besondere Vorliebe haben, hier ein Mittel geboten sein, um die Religion der Schönheit, die in den höchsten Werken des künstlerischen Schaffens ihre unsterblichen Denkmale geoffenbart hat, kennen zu lernen. Die Behandlung ist eine sehr gelungene und der Ton des Vortrages ohne jede Pedanterie. Besonders zu loben ist auch die Fürsorge in der Wahl der Bilder und der Umstand, daß denselben meist die Angabe des Ortes beigefügt ist, wo das betreffende Kunstwerk sich befindet; auf diese Weise wird ein doppelter Zweck der Belehrung erreicht.



Neuestes aus der Ferne.

Das Gebiet am Itza-See.

Zwischen der Republik Guatemala und den Staaten Chiapa, Tabasco und Yucatan liegt ein ausgedehnter Landstrich, der bisher fast unbekannt gewesen und erst vor Kurzem von Reisenden erforscht und beschrieben worden ist. In diesen Gebieten behaupten sich noch Reste der alten Itzaes, Lacandones, Choles und Manches, deren Unterwerfung den Spaniern niemals gelungen ist. In die Tiefen ihrer Urwälder verlegt die Sage eine große Indianerstadt mit silbernen Mauern, von welcher der Pfarrer von Quiche dem Nordamerikaner Stephens erzählte, daß er sie von den Gebirgen Quesaltenangos mit eigenen Augen gesehen habe. Will man diese geheimnißvolle Gegend von der Seite des mexicanischen Golfes her besuchen, so muß man zunächst ungeheure Niederungen durchreisen, welche dicht bewaldet und mit einem Netz von Bächen, Flußarmen, Lagunen und Lachen bedeckt sind. Ein halbes Jahr lang ist diese Gegend ein See, aus dem die höheren Bodenstellen als Inseln hervorragen. In der trockenen Jahreszeit behalten nur die tiefsten Stellen und Bodenfurchen ihr Wasser und werden von breiten Schlammstreifen eingesäumt, aus denen gefährliche Miasmen aufdampfen. Auf diesen Küstenstrich folgt ein Gebirgsland, zu dem man, wenn man den nördlichen Theil besucht, fast unmerklich aufsteigt. Oben findet man zwei Gebirgsreihen, zwischen denen eine ausgedehnte Hochebene liegt. Bewässert wird sie vom Usumasinta, der aus den Thälern und Schluchten der Gebirge unzählige Zuflüsse aufnimmt. Wie das große nordamerikanische Becken von Utah hat diese Hochebene ihr abgesondertes Wassersystem. Der See Itza nimmt die Gewässer auf, hat aber keinen Abfluß. Zwischen dem Usumasinta und dem See liegt ein Urwald, dessen Bäume wahre Kolosse sind. Viele haben zehn bis fünfzehn Ellen im Umfange und lassen vom Hauptstamme Zweige ausgehen, die an Größe und Dicke die Monarchen deutscher Wälder übertreffen. Zahllose Schlingpflanzen hängen von ihnen herab, oder schwingen sich von Zweig zu Zweig, oder klettern am Stamme empor und entfalten einen Reichthum von Blättern und Blüthen, der jeder Beschreibung spottet. Unter den Blumen, welche den Pfad schmücken, befindet sich die Teufelsmütze (Aristolochia grandiflora) mit einer Blume von fünfzehn bis achtzehn Zoll im Durchmesser und von der Form einer phrygischen Mütze. Der schönste der hier lebenden Vögel ist der Bergpfau, dessen glänzendes Gefieder das unseres Pfaues weit übertrifft. Schlangen sind selten und nur eine einzige Art ist zu fürchten, die Korallenschlange mit wechselnden gelben, schwarzen und rothen Streifen, deren Biß absolut tödtlich ist.

Der See selbst ist von einem natürlichen Park umgeben. Aus grünen Savannen, die mit Baumgruppen besetzt sind, erheben sich schön bewaldete Hügel. Das Ganze heimelt den Reisenden aus dem Norden so an, daß er jeden Augenblick das Bellen

eines Hofhundes zu hören oder aus einem Landgute Rauch aufsteigen zu sehen erwartet. Die Gegend ist aber eine Wildniß, keine der ausgedehnten Grasflächen dient zur Weide. Der See Itza heißt bei den Indianern Nohuken, der starke Trinker. Für ein Becken, das Wasser aufnimmt, aber nicht wieder herausgiebt, ist der Name ein passender. Der See leuchtet zwischen den Wäldern und Savannen wie ein Edelstein zwischen Smaragden hervor. Seine Länge beträgt fünfzig, seine durchschnittliche Breite drei bis fünf englische Meilen. Seine Tiefe ist so bedeutend und nimmt von den Ufern ab so rasch zu, daß man den Ursprung des Beckens für einen vulcanischen halten sollte. Es haben sich aber an den Steinarten seines Grundes und seiner Ufer, die aus Kalk, Gyps und Kiesel bestehen, keine Spuren der Einwirkung von Feuer gefunden. Eingefäßt wird der See von einem Gürtel von Wasserlilien, deren Same eßbar ist. Gewöhnlich ist er ruhig, nur in der Regenzeit werden seine Gewässer durch Stürme gepeitscht, die aus Nordosten mit großer Gewalt daherbrausen. Er nährt Fische von besonderer Art, die man anderswo noch nicht gefunden hat. Der häufigste ist der Citti, ein Fisch von Silberfarbe, der gleich dem Häring in Schaaren auftritt. Auch eine eigene Alligatorart lebt im See, in der man übrigens das echte Krokodil hat erkennen wollen. Oestlich vom Itza ziehen in einer Linie kleinere Seen, die in der Regenzeit austreten und sich zu einer langen Wasserstraße vereinigen.

Infolge der hohen Lage und aus anderen Ursachen ist das Klima dieser Gegenden kühl, trocken und gesund. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und kaum zu erschöpfen. Der Mais trägt in guten Jahren zweihundertfältig und eine weiße Spielart reift so schnell, daß sie nach neunzig Tagen geerntet werden kann. Der Cacaobaum wächst in den Wäldern wild und auch die Vanille, Sassaparille, der Tabascopfeffer, der Kopal und mehrere Färbehölzer sind einheimische Pflanzen.

Geographisch gehört dieser Bezirk zu Yucatan, von dem er blos durch unermeßliche Wälder getrennt wird. Zwischen ihm und Guatemala, zu dem er politisch gehört, erhebt sich dagegen ein großer Gebirgswall, in dem es nicht einmal Saumpfade giebt. Die Bevölkerung ist von der ganzen übrigen Welt abgesperrt und dürfte der arkadischen Einfachheit und Genügsamkeit sich mehr nähern, als irgend eine andere Gesellschaft der Welt. Die Natur versorgt sie so freigebig mit ihren Bedürfnissen, daß sie wenig zu arbeiten braucht. In der Hauptstadt Flores, die auf einer Insel des Itza-Sees liegt, existiren weder Kaufläden noch Handwerker und nicht einmal Markt wird gehalten. Jeder erbaut und fertigt selbst, was er braucht, oder tauscht das Fehlende von einem Nachbar ein. Am Tage herrscht eine allgemeine Stille, aber sowie die Sonne untergegangen ist, kommt Leben und Heiterkeit in die Stadt und aus vielen Thüren bringen die Töne der Marimta und laden Jeden ein, in's Haus zu treten und an Tanz und Gesang theilzunehmen. Die Unterschiede des Standes, des Alters und der Farbe verwischen sich. Jeder trinkt aus demselben Becher und ißt mit demselben Löffel aus derselben Schale Süßigkeiten. Die Bildung steht auf der tiefsten Stufe und der Unterricht geht über die drei Elementarkenntnisse nicht hinaus. Obgleich eine leichte Einmischung spanischen Blutes stattgefunden hat, ist die Bevölkerung doch wesentlich indianisch und redet die Sprache der alten Eingebornen von Yucatan. Die alten Monumente, die noch existiren, gleichen im Charakter den berühmten Ruinen von Palenque, sind aber kleiner und roher.

Neumayer's australischer Erforschungsplan.

Die bisherigen Reisen in's Innere des Continents sind nach keinem wissenschaftlichen System ausgeführt worden. In der Regel waren die Reisenden Viehzüchter, die landeinwärts nach Weiden suchten, oder sie wollten den Preis verdienen, der auf ein Durchwandern des Innern von Küste zu Küste gesetzt war, oder sie verfolgten einen besonderen Zweck, z. B. die Auffindung Leichardt's. Fast Alle, mit wissenschaftlichen Kenntnissen oder Instrumenten nicht ausgerüstet und in sehr kleinen Gesellschaften vereinigt, welche die vorhandenen Hülfsquellen nicht ausbeuten konnten und den Eingebornen ausweichen mußten, sahen sie sich zur Eile gezwungen und geriethen, auf den mitgenommenen Vorrath von Lebensmitteln angewiesen, nicht selten in arge Noth, die dann der allgemeinen Beschaffenheit des Landes zugeschrieben

wurde. Ihre flüchtigen und darum ungenauen Beobachtungen konnten sich immer nur auf den schmalen Strich beschränken, auf dem sie gegangen waren. Indessen mehrte sich die Zahl dieser Pioniere im Laufe der Jahre und damit auch die Zahl der Binnenstriche, mit denen man durch sie bekannt wurde. Die alte Vorstellung, daß Australien mit Ausnahme der Küste eine ungeheure Wüste sei, gestaltete sich um. Man überzeugte sich mehr und mehr, daß Viehzucht im weit größten Theile des Continents getrieben werden könne und bekam auch ein ungefähres Bild von der Bodenstructur im Großen. Man ist jetzt der Ansicht, daß Australien durch Höhenzüge in zwei Theile von etwa gleicher Größe zertheilt wird, in ein Küstengebiet, zu dem jene Höhen schroffer abfallen, und in ein Binnenbecken, gegen das sie sich sanfter abdachen. Durch die Einflüsse eines tropischen Klimas, durch Regenfluthen und Ueberschwemmungen, werden die leichter verwitternden Steinarten der Gebirge zerstört und bis zu flacheren Stellen fortgeschwemmt, wo sie liegen bleiben. So sind die Steinfelder und unfruchtbaren Flächen entstanden, von denen die Reisenden berichten. Während der Gesammtumfang des Binnenbeckens etwa anderthalb Millionen englischer Geviertmeilen beträgt, ist die sogenannte Steinwüste des Innern nur hundert englische Meilen lang und zwanzig Meilen breit.

Immer bleibt aber noch ein unerforschter Länderstrich, der in zusammenhängender Masse eine halbe Million englischer Geviertmeilen umfaßt. Dem Westen beträchtlich näher als dem Osten und an die Südküste beinahe angrenzend, ist er von den bisherigen Reisenden blos an seinen Rändern gestreift worden. Diesen noch unbekannten Theil zu bereisen und zugleich die von Pionieren durcheilten Gebiete gründlicher zu erforschen, ist der Plan, für den Neumayer die Vermittlung der geographischen Gesellschaft in London und die Unterstützung Englands und der australischen Colonialregierungen in Anspruch genommen hat. Er schlägt eine Linie vor, die im Osten in Queensland beginnend, immer nahe am Wendekreise des Steinbocks quer durch das Innere liefe, bis sie sich im Westen gegen Süden senkte und zum Schwanenfluß hinüberführte. Allgemeine wissenschaftliche Gründe und bestimmte Angaben von Reisenden machen es so gut als gewiß, daß in den Breiten, die er gewählt hat, permanente Wasserläufe und gute Weiden häufiger als weiter im Norden oder Süden vorkommen und das Pflanzen- und Thierleben reicher ist. Die ganze Länge der Linie nimmt Neumayer zu 2649 englischen Meilen an, von denen auf die noch unerforschte Strecke 1080 Meilen kommen. Nach seiner Berechnung würde die Reise, da gründlich zu Werke gegangen werden soll, drei und ein halbes Jahr erfordern. An vierzehn Punkten würden Vorräthe niedergelegt werden, um den Forschern einen längeren Aufenthalt behufs der Kenntnißnahme der ganzen Umgegend zu ermöglichen. Nach dem Vorschlage soll die Gesellschaft aus fünfundzwanzig Mitgliedern, einschließlich je eines Geologen, Botanikers, Zoologen, Physikers und Photographen bestehen. Die Kosten veranschlagt Neumayer auf 21,500 Pfund Sterling und im März oder April könnte der Aufbruch erfolgen.

Gerhard Rohlfs in Afrika.

Gegen das Ende des Novembers brach der berühmte Reisende von Tunis nach Tripolis auf, um von dort Geschenke des Königs von Preußen an den Schah von Bornu abgehen zu lassen. Er selbst mußte sich die Reise nach Bornu, die sieben Monate in Anspruch nimmt, versagen, da er zum Consul in Jerusalem ernannt worden ist. Den Weg nach Palästina nimmt Rohlfs durch eine Gegend, die in diesem Jahrhundert blos von Barth und zwei Engländern besucht worden ist. Er geht zu Lande von Tripolis nach Aegypten. Unterwegs gedenkt er der Cyrenaica und ihren Alterthümern eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und hat zur Aufnahme von Ansichten der sämmtlichen Ruinen und antiken Städte einen Photographen mitgenommen.

Escayrac de Lauture †.

In Fontainebleau starb nach langen Leiden der berühmte Ethnolog und Reisende, dessen Andenken wir diese wenigen Zeilen widmen. Er war 1822 geboren und kam schon in jungen Jahren nach Algier, wo er mehrfach in besonderen Aufträgen von der Regierung verwendet wurde. Er bereiste einigemale den Sudan und veröffentlichte

seine Beobachtungen in Werken, von denen eines in's Deutsche übersetzt wurde. Im Jahre 1856 verschaffte er sich vom Vicekönig von Aegypten Unterstützung für eine Erforschung des oberen Nillaufs. Er hatte seinen Plan in einem großartigen Maßstabe entworfen und in halb Europa Gehülfen geworben. Daran eben scheiterte das Unternehmen, ehe es begonnen hatte, da die Gelehrten der verschiedenen Nationalitäten in arge Zwistigkeiten geriethen. Bei dem letzten französisch-englischen Feldzuge in China war er Vorstand der wissenschaftlichen Commission und hatte das Unglück, den Chinesen in die Hände zu fallen. Von den Mißhandlungen, die er in der Gefangenschaft zu erdulden hatte, konnte er sich niemals wieder erholen. Außer einem Werke über China schrieb er noch eine Reihe von Abhandlungen für die Zeitschrift der Pariser geographischen Gesellschaft.

Der Scirocco.

Ueber die Entstehung des Scirocco oder Föhn in den Südalpen giebt Dr. J. Hann in der „Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie" ausführliche Mittheilungen. „Wenn man," so sagt er in der Einleitung, „einen Ballon mit trockener Luft gefüllt vom Gipfel des Montblanc zum Spiegel des Genfersees hinabschleudern könnte, so würde die eingeschlossene Luft blos infolge des wachsenden Druckes der atmosphärischen Schichten sich bis auf 36,5 Grad R. erwärmen, während der Ballon, dessen Hülle dem Drucke nachgiebig, aber für Wärme undurchdringlich vorausgesetzt wird, auf $^6/_{10}$ seines früheren Volumens zusammenschrumpfen würde. Ließen wir ihn wieder zur Montblanchöhe emporsteigen, so würde er mit seinem ursprünglichen Volumen seine anfängliche Temperatur wieder erlangen, d. h. um 36,5 Grad R. erkalten. Diesen Gesetzen unterliegt aber auch ein breiter mächtiger Luftstrom, dem ein langer, hoch und steil aufgerichteter Gebirgswall in den Weg tritt. Indem er an seinen Abhängen emporsteigt zum verminderten Drucke der Kammhöhe, erkaltet er, gewinnt aber seine ganze frühere Wärme wieder, wenn er jenseits in dasselbe Niveau hinabgesunken ist. Da er aber die für Wärme undurchdringliche Hülle unseres Ballons entbehrt, und er jenseits schon eine Luft von bestimmter (niedrigerer) Temperatur antrifft, mit der er sich mengt, indem er sie verdrängt, so wird die theoretisch geforderte Temperatur von der wirklichen mehr oder weniger differiren; am wenigsten aber in der Mitte des Gebirgszuges, denn dort versehen die rechts und links herabstürzenden und gleichfalls sich erwärmenden Luftmassen die Rolle einer wärmebewahrenden Hülle. Wir haben bisher den Luftstrom trocken vorausgesetzt; ist er feucht, so ändert sich an der Windseite des Gebirges der Vorgang dadurch, daß der Luftstrom beim Emporsteigen und Erkalten einen Theil seines Dampfgehaltes als Regen oder Schnee absetzen muß. Dies hat aber zur Folge, daß der feuchte Luftstrom weniger erkaltet, als sein trockener Vorgänger, denn für jeden Verlust an Wasserdampf gewinnt er dessen gebundene latente Wärme, die ihm einen Theil des Temperaturverlustes immer wieder ersetzt. Er hat darum am Kamme des Gebirges einen Wärmeüberschuß vor dem trockenen Winde voraus, und da er beim Hinabstürzen zur Sohle die gleiche Temperaturzunahme erfährt, so wird er auch als ein heißerer Wind als jener in den Thalgründen ankommen."

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 54 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 150.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1869.



Unter heißerer Sonne.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Der Nachmittag nahm den Gelehrten mit Vorbereitungen in Anspruch. Er war zwar für seine Zwecke völlig ausgerüstet aus der Alten Welt gekommen, allein im Angesicht der Schlacht gab es Manches zu revidiren, auszubessern, Lücken, die sich trotzdem fanden, auszufüllen. Und eine Schlacht durfte man das ihm Bevorstehende wohl fast nennen, wenigstens der Bewaffnung nach, die er jetzt zum Auszuge musterte. Waffen gegen Raubthiere auf Erden und in den Lüften offenbarten die geöffneten Koffer. Eine fein damascirte Doppelflinte, deren rechter Lauf durch die dickere, geriffelte Wandung sich für Kugeln bestimmt erwies, lag neben einem zierlichen, aber sorgsam gearbeiteten Revolver und daneben ein breiter, starker, etwa anderthalbfüßiger Hirschfänger in lederner Scheide. Dann umher unzählige Geräthschaften für botanische, entomologische, ornithologische, zoologische Zwecke. Eifrig suchte der „Sennor naturalista“ unter diesen aus. Er vergaß in dem Augenblicke Alles, was ihn in den letzten Tagen unruhvoll bewegt; aus den naturwissenschaftlichen Apparaten wehte eine Atmosphäre, die dem Kopfe zu unbedingter Herrschaft über das Herz verhalf. So prüfte und verwarf, wählte und ordnete er. Er hatte die großen, zum Schutz gegen den Biß giftiger Reptilien bis hoch über die Kniee hinaufreichenden Stiefel, die er sich bereits in Europa hatte anfertigen lassen, angezogen, um ihre durch die Hitze etwas beeinträchtigte Tragbarkeit zu erproben. Nun fiel ihm ein, daß er bis jetzt versäumt, seinen Bedarf an Schießpulver einzukaufen, und ohne an seine für die Tropenwelt

höchst auffällige Fußbekleidung zu denken, eilte er hinaus und auf die Straße in ein „Almacen," um seinen Mangel zu ersetzen.

Es fiel ihm in seinem Eifer ebensowenig auf, daß die Leute in dem „Magazin" seine Tracht mit verwunderten Augen maßen, als daß Donna Juana bei seiner Rückkehr das nämliche that. Diese saß an dem kühlsten Ende des Corridors und neben ihr, auf ausgebreiteten Palmenmatten an der Erde hockten Gabriele und Rafaele, letztere von ihrem unzertrennlichen lebendigen Troß umbalgt, und gaben sich einer in buchstäblichem Sinne schweißtriefenden Mühe hin, dem Beispiele ihrer Herrin zu folgen und die unsagbar schwierige Kunst des Aneinanderheftens einiger Leinwandlappen in ihrer ganzen Ausdehnung zu ergründen. Am herzzerreißendsten gestaltete sich die Sachlage, wenn im Uebereifer ihrer Thätigkeit der Faden plötzlich dem arbeitenden Instrument entglitt und die schwarzen Finger sich in verzweiflungsvoller Ungeschicklichkeit abquälten, das tückische Nadelöhr wieder zu treffen. Solchen Moment nahm besonders jedesmal die wollköpfige Jugend wahr, um den fruchtlosen Kampf zwischen ihrer Erzeugerin und dem glitzernden Stahlspitzchen aufmerksam zu betrachten und bei jedem neuen verunglückten Vorbeistoßen in ein gutturales afrikanisches Freudengeheul auszubrechen. Manchmal ward indeß dieser unkindliche Hohn für das gleichfalls senegambische Blut der schwarzen Madonna zu arg, daß sie, ihrer rafaelischen Sanftmuth vergessend, mit einem unvorhergesehenen Ruck den durch keinerlei Bepanzerung geschützten Armen und Beinen ihrer triumphirenden Nachkommenschaft die mütterliche Belehrung ertheilte, daß derlei verspottete Instrumente nicht nur zu glitzern, sondern auch empfindlich zu kitzeln vermögen, wodurch sich plötzlich der Siegesjubel in ein ebenso unbändiges Zetergeschrei verwandelte. Dann blickte Donna Juana lächelnd auf und sagte freundlich: „Gieb mir die Nadel, Rafaele, ich will sie Dir einfädeln."

Sie hatte dies gerade auch in dem Moment gethan, in welchem der Gelehrte in seiner ungewöhnlichen Fußbekleidung, mit Pulver und Schrot allen Calibers beladen, zurückkam, und eilig, ohne einen Blick durch den Corridor zu werfen, sein Zimmer wieder aufsuchte. Donna Juana hatte ihn nur mit einem flüchtig von der Nadel emporgehobenen Blicke gestreift, aber es war seltsam, wie dieser kaum eine Secunde umfassende Zeitraum hingereicht hatte, um sie in der begonnenen Arbeit vollständig zu verwirren. Ihre zierlichen Finger erschienen plötzlich nicht minder ungeschickt als die schwarzen Tatzen Gabriele's und Rafaele's, und bei den vergeblichen Versuchen, das widerspenstige Nadelöhr zu treffen, schwand nicht nur das Lächeln um Donna Juana's Lippen, sondern sichtlich auch die Freude, die sie bis dahin an den allerdings nicht übermäßigen Fortschritten ihrer beiden kraushaarigen Zöglinge an den Tag gelegt hatte, denn sie warf die embryonalen Anfänge künftiger Höschen und Jäckchen für die im biblischen Sinne „Unmündigen" ihres Hauswesens gleichgültig zur Seite, stand auf und hinterließ das ihr erstaunt mit dem blendend weißen Gebiß nachblickende schwarze Zofenpaar in geheimer Furcht vor den der Oberaufsicht beraubten diabolischen Werkzeugen der Civilisation in ihren Fingern, welche dem natürlichen afrikanischen Gefühle trotz alledem immer noch als ein gegen die Freiheit der Natur gerichtetes Attentat des Ausflusses eines unheimlichen Geistes erschien.

Die Sonne fiel schon sehr schräg und der Patio befand sich bereits im Schatten, als der Gelehrte mit seinen Zurüstungen fertig geworden, und an den Brunnen hinabging, um den Staub von seinen Fingern zu spülen und sich durch einen Trunk zu erfrischen. Er blickte, während er das letztere that, umher und es kam ihm in's Gedächtniß, daß, als er in der Mondennacht am Abend zuvor den Becher an die Lippen gesetzt, der plötzliche geisterhafte Anblick Donna Juana's ihn so seltsam überrascht hatte. Aber trotzdem schrak er kaum minder zusammen, als in demselben Augenblicke wieder die Stimme seiner schönen Wirthin an sein Ohr traf.

Ehe er der Richtung, aus der sie ertönte, folgte, blickte er unwillkürlich über sich in die Höhe. Nein, ob die Sonne zwar verschwunden, der tiefblaue Azur lag noch tageshell über ihm. Und doch klang die Stimme, als ob sie durch das sonderbar-ungewisse Lichtzittern einer Mondennacht herüberkomme.

„Don Federigo," sagte Donna Juana

langsam, „ich habe da ein närrisches Buch von Euch gefunden, das mich heute Nacht im Traume verfolgt hat. Ihr tragt die Schuld daran."

„Ich, Sennora?"

„Es war thöricht von mir," fuhr sie, die müdumschleierten Augen zu ihrem Gaste aufschlagend, fort, „ich las darin vor der Nachtruhe, viele seltsame Dinge, die bei Euch wohl jedem Kinde bekannt sind, von denen wir armen Indierinnen aber nie etwas vernehmen. Ihr müßt uns sehr verachten, Sennor, wenn Ihr der Frauen in Eurer Heimath gedenkt."

„Aber, Sennora!"

„O doch, doch, Ihr thut es, Don Federigo, und mit Recht. Ihr werdet sagen, wenn Ihr heimgekehrt, das Ihr im Lande der Phäaken gelebt, wie der Held dieses Buches, und Ihr werdet kaum mehr Derer gedenken, zu denen ein flüchtiges Schicksal Euch verschlagen."

Bist du blind und taub geworden, Friedrich Woldmann, daß du auf die Worte erwiderst und den tiefen Born nicht ahnst, aus dem sie angstvoll überquellen? Daß du wie ein deutscher Schulmeister dastehst, hölzern und trocken, mit syntactischen Formeln und stilistischen Albernheiten auf den Lippen, wo die Lippen vor dir nach dem belebenden Geist, nach dem Gedanken, nach dem ewig Menschlichen dürsten? Was geht es das schöne Weib, das vor dir sitzt, an, ob ein Homer existirt hat oder nicht, ob die Philologie einen Punkt auf der Erde ausgeklügelt hat, wohin man vielleicht das Felseneiland der Phäaken verlegen könne, oder nicht?

Ihre Augen fragen nur: „Was glaubst Du, daß Nausikaa empfand, als sie den Fremdling, der an ihrem Herde gesessen, gerüstet sah, wieder fortzuziehen und sie zu verlassen?"

Donna Juana hörte mit großen verständigen Augen auf die Auseinandersetzungen Woldmann's, in welchem, wie in jedem Zögling einer deutschen Facultät, ein Stück classischer Gelehrsamkeit steckte, das ihn in der Neuen Welt zu jeder darauf bezüglichen Professur befähigt hätte. Doch plötzlich unterbrach seine Zuhörerin ihn mit einer Frage, so verständnißvoll philologischer, so fein linguistischer Art, daß jeder Ordinarius einer deutschen Prima seine Freude daran gehabt hätte, denn sie sagte ein wenig zögernd, als scheue sie sich etwas Thörichtes auszusprechen:

„Mir ist es manchmal während des Lesens gewesen, Don Federigo, als könne man das Alles im Spanischen eigentlich gar nicht ausdrücken, was da gemeint ist. Ich weiß nicht, ob Ihr mich versteht, denn ich selbst vermag es schwer in Worte zu bringen, was ich dabei denke. Aber mir ist, als müsse es anders lauten, mit anderem Klange an das Ohr schlagen —"

„O, Ihr empfindet richtig, Sennora. Die spanische Sprache vermag den Versbau des griechischen Originals nicht wiederzugeben, der sich, wie das Gewand um Eure Glieder, faltig und schmiegsam, anmuthig und erhaben um die schönen Formen dieser Dichtung legt. Es giebt nur e i n e lebende Sprache, die im Stande ist, Form und Inhalt wie in der Ursprache in harmonischem Einklang neu zu gestalten. Das ist meine Muttersprache, Sennora."

Donna Juana wendete das Buch, in dem sie gelesen, zwischen ihren Händen. „Ich bemühe Euch, Sennor, aber es würde mir Freude bereiten, diese Verse einmal so zu vernehmen, wie Ihr gesagt und wie ich empfinde, daß sie lauten müßten."

Sie deutete mit rosigem Finger auf eine Stelle des aufgeschlagenen Blattes. Der Gelehrte lächelte: „Ich werde Euren Wunsch schwerlich erfüllen können, Sennora, denn ich gehöre nicht zu denen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Urtext jeder Zeile dieses Buches zu kennen."

Er nahm das dünne Bändchen aus ihrer leise zitternden Hand und überflog die bezeichneten, in der spanischen Uebersetzung in breiter Umschreibung wiedergegebenen Verse. Dann fuhr er fort: „Es ist ein günstiger Zufall, Sennora, daß Ihr diese Stelle ausgewählt; denn schon als Knaben in der Schule lernen wir die berühmten Abschiedsworte, mit denen Nausikaa den scheidenden Odysseus, dessen sie vor dem Eingange des Saales geharrt, anspricht, und um die schon so manche heimliche Thräne geweint worden. Sie heißen —

Er citirte langsam, wie der Lehrer sie einem Kinde vorspricht, den Urtext, der beiden melodisch hinfließenden Hexameter, die Donna Juana aufmerksam anhörte.

„Ist das Deutsch, Don Federigo?" fragte sie verwundert.

Woldmann lächelte abermals. „Nein,

es waren die Worte des alten Homer selbst, Sennora. Doch meine Heimath hat einen alten Herrn geboren, in dessen Adern ein echter Tropfen von dem Blute des großen Sängers gerollt und der diese Verse also übertragen:

„Freude dir, Gast! Doch daß du hinfort im Lande der Väter
Meiner gedenkst, da du mir ja zuerst dein Leben verdankest."

Donna Juana war bei den ersten Worten des Gelehrten erröthet. „Ihr seht, wie unwissend ich bin, Sennor." Sie schwieg einen Augenblick, dann setzte sie hinzu: „Ich finde die deutschen Worte schöner. Das ist das Richtige:

Freude dir, Gast! Doch daß du hinfort im Lande der Väter
Meiner gedenkst —"

Es klang seltsam, wie sie mit spanischem Accent die fremdartigen Worte wiederholte. Woldmann blickte erstaunt darein: „Ihr wäret eine dankbare Schülerin, um Euch deutsch zu lehren, Sennora."

Sie stand hastig auf; die schnelle Dämmerung war gekommen und ein ungewisses Zwielicht fiel wie von Schattenhänden herbeigezogen, unbegreiflich rasch herein. Der feine Sand in den Gängen des Patio knirschte leise zwei- bis dreimal unter dem Fuß seiner Herrin, dann hielt sie nochmals inne und fragte mit rückgewendetem Gesichte:

„Ich habe Euer Buch noch nicht beendet, Caballero; sagt, was meldet der Dichter später über Nausikaa, nachdem Odysseus fortgezogen?"

„Nichts mehr, meine Sennora, und damit vielleicht am meisten. Erst spätere Dichter haben die Thorheit erfunden, daß sie sich, unter der Vorgabe, ihre durch Poseidon's Groll versteinerten Landsleute zu befreien, als Opfer dargebracht und in's Meer gestürzt."

„Die Thorheit, wie die arme Juanita gestern, die man aus dem Flusse gezogen," rief Donna Juana heftig. „O, Ihr seid klug, Sennor, Ihr würdet nie eine solche Thorheit begehen."

Jetzt knirschte der Sand heftig unter den Füßen der Davoneilenden. Dr. Friedrich Woldmann stand wie vom Blitz getroffen und blickte ihr durch die tiefe Dämmerung nach. Abermals hatte seine schöne Feindin die Oberhand über ihn gewonnen. Unvermerkt war es ihm zu Sinn geworden, als liege Sommerabend seiner Heimath mit träumerischer Dämmerung um ihn her, und vertrauliche, deutungsvolle Worte spannen ihre Fäden herüber und hinüber. Gar seltsam hatte es ihn des tollen Schattenbildes gemahnt, mit dem der Traum der letzten Nacht ihn umwebt — da zerriß wieder Alles mit zornigem Aufschrei und es war Nichts, ein thörichter, wesenloser Traum.

In der Sala blitzten die Lichter auf wie am Abend zuvor, wie an jedem Abend. Wiehernde, leichtfüßige Rosse tänzelten unter dem Zügel ihrer leichtfertigen Reiter an die Fenster; seidene Gewänder rauschten über die Steinplatten des Corridors. Es kamen Donna Ines, Donna Margarita, Donna Alienor, Donna Isabel, Donna Catalina. Es kamen Don Pablo, Don Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel. Es kam die Tertulia mit dem Anbruch der Nacht so unwandelbar wie die Sonne mit dem Anbruch des Tages.

Der deutsche Gelehrte stand noch allein in den tiefdunklen Gängen des Patio. Er sagte sich: „Zum Trotz ihr, heute noch, sogleich!"

Aber er war ein Deutscher und wartete seinen eigenen Worten zum Trotz. Die Sterne tauchten hell und heller aus dem Azur des Himmels, um seine Stirn zog die milde Kühle der Tropennacht und eine weiche, erinnerungssüße Stimme flüsterte sehnsüchtig: „Was sinnst du und was suchst du? Stand nicht jenes Traumbild schöner und wahrer und reizvoller vor dir in der Wirklichkeit? Giebt es auf deutscher Erde ein Weib, das sich deiner Sinne bemächtigte wie dieses? Giebt es unter der Sonne des Aequators ein Weib, in dessen Seele deutsche Perlen verborgen ruhen, wie in dieser? Was fehlt ihr zu jedem Glück, zu jeder Sehnsucht deines Herzens?"

Dr. Friedrich Woldmann antwortete nicht: „Daß sie die Gattin, das Eigenthum eines Andern ist —" Er dachte nicht mehr daran, auch aus seinem Gedächtniß hatte die Tropensonne es ausgelöscht. Er lachte nur bitter auf und sagte laut: „Daß sie dich nicht liebt, daß du ihr gleichgültig, ein geduldiges Spielzeug ihrer Laune bist —"

„Und deshalb ihr zum Trotz, heute noch, sogleich, vor Aller Augen!"

Mit raschem Entschluß schritt er auf den Saal zu. Da stand die alte Mariquita neben Donna Catalina und flüsterte mit ihr. Das schöne Mädchen lag in den Schaukelstuhl zurückgeworfen und bewegte lächelnd den silbergefaßten Palmfächer. Ein hastiger Blick aus ihren schwarzen Augen traf den eintretenden blonden Fremdling und der Fächer glitt blitzschnell deutend über ihr dunkles Haar.

Donna Juana saß an ihrem gewöhnlichen Platze, in ihrem gewöhnlichen Abendgespräch mit Donna Ines und Alienor. Einen Moment hielt sie fragend verwunderte Augen auf ihre Duenna gerichtet, wie diese an Donna Catalina herantrat, auf die Mariquita nur mit einem Schmunzeln erwiderte. Dann sah, ohne den Blick zu wenden, Donna Juana ihren Gast eintreten und in der Richtung Donna Catalina's vorschreiten, sah die deutungsvolle Bewegung, den schnellen Blick der Letzteren.

Was sie nicht sehen konnte, war das plötzliche Zagen, das im Augenblick der Entscheidung den Gelehrten abermals überfiel; war der Grund, der ihn veranlaßte, sich ebenso plötzlich wieder umzuwenden und in fieberhaftem Zweifel in den einsamen, kühlen Garten zurückzufliehen.

Noch wenige Secunden und sie wußte den Grund. Schneller und schneller bewegte sich der Fächer Donna Catalina's. Sie stand auf und klagte laut gegen die alte Mariquita über die drückende Hitze des Saales. Sie sagte, die frische Luft des Patio werde ihr wohlthun und bat die Duenna, sie zu begleiten.

Niemand achtete darauf als die zitterndfunkelnden Augen Donna Juana's. Sie mußte sich etwas gewendet haben, daß die Kerzen ihr Gesicht anders beleuchteten und eine sonderbar weiße Farbe darüber ausgossen. Aber sie sprach ruhig weiter mit Donna Ines und Alienor.

Nein, sie hatte Alles beachtet und war sich ihrer Pflicht als Wirthin bewußt. Mit einer höflichen Entschuldigung gegen ihre Nachbarinnen stand sie plötzlich ebenfalls auf und trat den Fortschreitenden in den Weg.

„Euer Unwohlsein ist hoffentlich nicht erheblich, Sennora," lächelte sie artig, „Mariquita soll Euch auf mein Zimmer führen, damit Ihr Euch erholt."

Donna Catalina dankte. „Ich bedarf nur der Kühle auf einen Augenblick —"

„Aber die Nachtluft wird Euch schaden, Sennora —"

Doch die Unpäßliche war anderer sanitätischer Ansicht. Sie lächelte: „O nein, ich kehre gleich zurück," und eilte, auf den Arm Mariquita's gestützt, vorbei.

„So werde ich Euch begleiten, Sennora," antwortete Donna Juana bestimmt, „es könnte Euch in meinem Hause ein Unglück zustoßen, das mich untröstlich machen würde."

Sie machte eine Bewegung, die mit ihrer ausgesprochenen Absicht übereinstimmte, allein Donna Catalina schien ebenfalls gewillt zu sein, auf der ihrigen zu bestehen. Ein leises Zucken flog um ihre Mundwinkel und sie sagte nachdrucksvoll:

„Ich würde untröstlich sein, wenn Ihr Euch um meinetwillen anstrengtet, Sennora. Mich däucht, auch Ihr seht angegriffen aus und ich empfehle Euch Ruhe. Bleibt also und schont Eure Gesundheit. Die Nachtluft könnte Euch aufregen, mir wird sie wohlthun."

Sie trat mit einer Verneigung in den Patio hinaus. Don Pablo und Don Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel, die untereinander die Frage zu lösen schienen, ob die unentbehrliche Mischung gewisser Quantitäten Rum oder Madeira mit gewissen Quantitäten Wasser auch in Don Amedeo's Abwesenheit zu gerathen vermöge, blickten verwundert von dem Büffet auf. Im Eingang der Thür, die nach dem Corridor führte, erschienen neugierig die Köpfe Donna Ines' und Donna Isabel's, Donna Alienor's und Donna Margarita's.

Von den in's Dunkel des Gartens hinausstrahlenden Kerzen beglänzt, erschien zwischen dem Gesträuch unerkennbar noch ein Gesicht, dasjenige des deutschen Gelehrten, der aus seinem Brüten aufgescheucht, erstaunt aufhorchend herankam, gerade auf die hinausschreitende junge Dame zu.

Allein unerwartet hielt Donna Catalina an und wendete sich hastig um. Eine Hand hatte von hinten ihre Schulter schmerzhaft fest gefaßt und hinderte ihr Weiterschreiten. Wie sie den Kopf halb gedreht, begegnete sie den unheimlich glühenden Augen Donna Juana's.

Donna Juana's Gesicht war todtblaß, aber ruhig, nur ihre Nasenflügel zitterten leise. Es war eine Pause von wenig Athemzügen, während der sie langsam die Hand hob und die Augen der beiden Frauen sich maßen. Dann sagte sie laut und rücksichtslos:

„Donna Catalina, ich bin die Herrin hier und ich verbiete Euch, in meinen Garten zu gehen. Wenn Ihr die Kühle genießen wollt, so steht es Euch frei, es außerhalb meines Hauses zu thun."

Es war grabesstill drinnen und draußen; man hörte die vereinzelten vom Kerzenlicht herbeigelockten langflügligen Insecten um die Flammen schwirren. Ehe die Worte noch an den Wänden verhallt waren, hatte Donna Catalina eine schweigsame Verneigung gemacht und schritt stolz durch den Corridor auf die Straße hinaus.

Die zurückbleibenden Gäste blickten sich starr in's Gesicht. Doch Niemand sprach ein Wort über den Zwischenfall, denn die Hausherrin trat sogleich in den Saal zurück und nahm ruhig ihren Platz wieder ein. Auf's neue begann die hergebrachte Unterhaltung über die alten Gegenstände, doch einer von den Gästen nach dem andern verließ heute mit einer Entschuldigung frühzeitig die Tertulia, und ehe eine halbe Stunde verflossen, war das Haus Don Amedeo's von dem letzten Gaste geleert.

Nur Donna Juana saß noch, starr und gedankenlos in die im Lufthauch der Nacht leise schwankenden Kerzen blickend, auf ihrem Stuhle und vor ihr auf und ab ging händeringend die alte Mariquita.

„Juanita — Kind — ninneda," jammerte die Alte, „pro dios y todos santos, was habt Ihr gethan? Das war die letzte Tertulia, welche diese Wände gesehen, und während ich spreche, gehen sie in jedes Haus und weiß jedes Kind in der Stadt, was hier geschehen. Santa virgen, habt Ihr an die Todfeindschaft gedacht, zu der Ihr das Geschlecht Donna Catalina's gezwungen und daß Ihr keinen Trunk Schokolade mehr zu Euch nehmen könnt, wenn ich ihn Euch nicht mit eigener Hand bereitet? Was wird Don Amedeo sagen? Wißt Ihr, daß Ihr, was nach unserer allerheiligsten Religion das Heiligste ist, die Gastfreundschaft verletzt habt, und daß dies für einen Caballero ein Grund ist, um seine Frau zu verstoßen?".

„Laß sie Alle sagen, was sie wollen; laß sie mich hassen, laß sie mich tödten!" fuhr Donna Juana wild auf. Sie warf den Stuhl hinter sich zurück und sprang empor: „Es ist Alles elender Schein und Betrug, erbärmliche Prahlerei und Lüge, Eure gepriesene Gastfreundschaft, Alles schal und hohl und leer um uns her und da drinnen —"

Es war ein Aufblitz stolzer Verachtung, der ihr zornig-schönes Angesicht überflog; dann blieben ihre Augen, während ihre Gedanken sich sammelten, auf der unglücklichen Duenna haften und sie fügte plötzlich hinzu:

„Du trägst die Schuld an Allem. Was hattest Du mit dem eitlen Ding zu flüstern? Weshalb führtest Du sie hinaus? Antworte, Verrätherin!"

Sie faßte hart die Schulter der Alten und rüttelte sie. „Sennora, Ihr ras't, Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich Euch vor Euren eigenen Augen hintergehen wollte?" wimmerte Mariquita. „Ihr wißt, ich sagte es Euch nach der Comida, daß Don Federigo mir das Gold gegeben, damit ich ihm von dem Haar der Fremden verschaffen solle, die ihn gestern drunten im Kirchengewölbe erwartet. Santa virgen, ich will den unseligen Dukado in den Opferstock werfen, damit das Unheil abgewaschen wird, das daran klebt. Ich hatte ja keine andere Absicht, als Euch ein wenig zu necken und anzuspornen, Kind. Ihr war't ja so verändert, so stumm und so kühl heute, ninneda, daß ich dachte, was soll denn daraus werden und was soll von Euch denn Don —"

„Schweig!" unterbrach Donna Juana sie gebieterisch. „Ich glaube Dir doch nicht, Du lügst, es war ein abgekartetes Spiel —"

Sie brachte den Satz nicht zu Ende, denn ein bitterliches, krampfhaftes Schluchzen kam ungestüm aus ihrer Brust und sie kauerte sich auf dem Fleck, wo sie stand, zur Erde, bedeckte ihr Gesicht mit ihren Haaren und Händen und weinte unaufhaltsam.

Die Alte schloß die Thür und blieb ängstlich wehklagend vor ihrer Herrin stehen.

„Juanita — ninneda, was ist Euch? Ihr solltet ein Paternoster beten und zu Bett gehen. Ich will Euren Schutzheiligen anrufen, bis Ihr eingeschlafen seid, mein Liebchen. Kommt!"

Es war beispiellos, daß eine Creolin den verheißenen Tröstungen der Religion gegenüber stumm blieb. Aber Donna Juana regte sich nicht und die Duenna rang verzweifelt die Hände. Draußen auf dem Corridor ertönte ein Schritt. „Kind, es kommt Jemand,“ flüsterte Mariquita.

Nun fuhr ihre Herrin auf und blickte sich verwirrt um. „Wer kommt?“

Der Schritt verhallte nach dem Zimmer des deutschen Gelehrten. „Ich dachte, es sei Don Amedeo gewesen, aber es war Don Federigo,“ antwortete die Alte. Sie schwieg und setzte nach einer kurzen Pause gleichgültig hinzu: „Euer Gemahl wird, wie es scheint, heut Nacht nicht zurückkehren.“

„Ich weiß es, auch morgen, auch übermorgen nicht.“ Donna Juana hatte einen Theil ihres schönen, langen Haares herabgezogen und glättete es nachdenklich mit der Hand. Mariquita fuhr fort:

„Es wird Euch wohlthun, ungestört heut Nacht zu ruhen; ich will hier in der Sala bleiben, Ihr könnt ja rufen, wenn Ihr meiner bedürfen solltet, ninneda.“

Ein glühendes Roth flog über die Züge Donna Juana's und sie griff mit der Hand hinter sich nach der Lehne des Schaukelstuhls.

„Und dann will ich hinübergehen und dem deutschen Arzte sagen, daß er Euch helfe. Denn Ihr seid krank, Kind, ich sehe es an Euren Augen —“

Die Alte flog erschreckt zusammen, denn Donna Juana stieß ein so heftiges, gebieterisches „Nein“ aus, daß es hart und schrill von den Wänden widerklang. Dann setzte sie gemäßigter hinzu:

„Ich bin nicht krank und brauche keinen Arzt. Aber Deiner könnte ich bedürfen, und auch Gabriele soll diese Nacht in meinem Zimmer schlafen. Geh und sag' es ihr.“

Die Duenna ging mit einem scheuen Blick hüstelnd hinaus. Einen Augenblick horchte die Zurückbleibende, dann ergriff sie eine Scheere und schnitt hastig unbedachtsam in ihre gelöste Haaresfülle hinein. Sie betrachtete die weichen abgetrennten Fäden, die sie in der Hand hielt und sagte leise: „Erinnert ihn, wenn ich nicht mehr bin, und grüßt ihn, wenn er von euch sagt: arme Juanita —“

Der schlarrende Fuß der Alten kam zurück. Eilig schloß sie das Haar in ein Papierblatt, das sie der Eintretenden reichte.

„Du mußt erfüllen, was Du versprochen; Du hast ja Bezahlung dafür im voraus erhalten,“ sagte sie bitter. „Gieb das dem Gaste Don Amedeo's morgen früh eh' er aufbricht, und wenn er zurückkommt, grüße ihn und sage, ich hätte gebeten, es möge das Letzte sein, was er von Donna Catalina begehre.“

Sie ging einige Schritte auf und ab. „Sag' ihm, es würde mich in der Ferne kränken, wenn er, der ein Gast unseres Hauses gewesen, der Feindschaft, die zwischen mir und Donna Catalina gewaltet, vergäße. Ich verreise morgen ebenfalls auf einige Tage; vielleicht wird Don Federigo mich noch sehen, eh' er ganz von hier scheidet.“

Sie zog leicht zusammenschaudernd ihr Gewand bei den letzten Worten am Nacken empor. „Es ist kühl, nun laß uns zur Ruhe gehen. Kommt Gabriele?“

Die Alte bejahte stumm; sie empfand, daß in der Weise ihrer Herrin heut' Abend etwas lag, das keinen Widerspruch und keine Schmeichelworte duldete. So folgte sie ihr mit gebücktem Kopf in's Schlafgemach. Nur unter der Thür wandte die Letztere noch einmal den Kopf und fragte:

„Wen hast Du unserm Gaste zum Führer besorgt?“

„Ihr verbotet mir, einen Negro zu wählen, so habe ich einen Chino ausgesucht und den alten Mateo, den Aufseher, kommen heißen.“

„Es ist gut. Besorge Alles so wohl, was ich Dir zu thun geheißen, und ich werde Deiner nicht vergessen. Nun wollen wir schlafen, schlafen. Komm.“

* * *

Auch über dem Urwalde liegt noch die Nacht, der Schlaf, die Erquickung. Droben auf der Außenseite des unermeßlichen Daches, das den Boden der Wildniß überspannt, funkeln die Thauperlen und strahlen in millionenfachem Abglanz die Diamantlichter des Aethers zurück. Manchmal geht ein früher Morgenschauer durch die Wipfel und rüttelt tausend verglühende Edelsteine in die lichtlose Tiefe hinab. Dort liegt das Dunkel und das Schweigen. Durch die unvergänglichen, unwandelbaren Laubkronen fällt kein Strahl der Nachtgestirne wie kein Blick der Sonne. Der Waldstrom murmelt durch das Dickicht und ver-

folgt durch die Finsterniß seinen rastlosen Lauf; mit weithin vernehmlichem Rauschen stürzt er über einen Felsenabhang aufschäumend hinunter. Er bildet den ewig gleichen Accord zu den Stimmen der Nacht, die hie und da das Dunkel durchdringen. Geheimnißvolle Laute des unerschöpflichen Lebens, das die ruhende Wildniß birgt. Jetzt ein Ruf, dem ein anderer erwidert, ein einzelner Aufschrei wie im Traum, ein hastiges Flattern und Rauschen der Blätter. Und wieder Alles still — wie wenn in den Gassen einer schlafenden Riesenstadt der hallende Schritt eines einsamen Nachtwanderers verklungen ist — nur der Waldstrom murmelt fort, wie der gleichmäßige Athemzug des schlummernden Urwalds.

„Cevánte! Cevánte!“ Es ist der Weckruf des Tages, der aus zierlicher, buntgefiederter Kehle vom höchsten Wipfel einer thurmartig das weite Waldbach überragenden Palme ertönt. Von seiner hohen Warte hat der Sänger das erste am Horizont emporquellende Lichtblau des Morgens gewahrt und ruft: „Erhebe dich!“ Und wie auf der Rotunde eines Domthurmes vernimmt den Mahnruf zur Tagesarbeit der geistliche Wächter und antwortet mit schmetterndem Gegengruß: „Dios de ti! Dios de ti!“

„Gott mit dir!“ und die Welt erwacht. Eben noch tiefe, geheimnißvolle Ruhe, und Millionen Stimmen jauchzen dem Morgen entgegen. Eben noch tiefes, geheimnißvolles Dunkel, und die Goldkugel flammt allerhellend im Osten herauf. Ein blendender Lichtstrom überfluthet das Dach des Urwalds und verzehrt die kühlen Perlen der Nacht. Schwächer in dem unendlich zusammenfließenden Getöse des Lebens verhallt das Rauschen des Waldstroms. Im Westen schwindet die Nacht, wie ein Wolkenschatten auf wogendem Aehrenfeld vor der nachrückenden Sonne entflieht, und der Tag hat gesiegt.

Droben wo die üppigen Wipfel sich in das Blau des Aethers emporwiegen, doch nicht drunten, nicht unter ihnen. Lange noch liegt grüne Dämmerung über dem verschlungenen Gewirr, das undurchdringlich den Boden bedeckt, an den Stämmen wie an Kirchenpfeilern emporrankt und in märchenhafter Schwebe den weiten Raum unter dem dichten Laubgewölbe erfüllt. Erst wenn die Sonne höher steigt und senkrecht herabzielt, findet das tausendfach gebrochene Licht auch hierher seinen Weg. Das Licht, doch nicht der Strahl; vergeblich sucht das Auge über sich den Urquell, dem die Helligkeit entströmt. Nichts verräth ihn, kein Merkmal deutet an, wo die Sonne steht. Undurchdringlich wölbt der Urwald sein Dach und allmälig verblaßt wieder der Mittagsglanz, der grüne Schleier der Dämmerung kehrt dichter und dichter, und Nacht umfängt wieder die Tiefe, während droben noch die Kronen im Abendhauche sonnumgoldet zittern.

Jetzt ist's um den Beginn der ersten Stunde des Tags und der Morgen „blau't.“ Von dem Flusse, an dem die Stadt liegt, kommen auf breitem Wege, der die Zuckerplantage durchschneidet, zwei Wanderer daher. Der Morgenhauch geht durch die hohen, mit eigenthümlichem Knarren wallenden Rohrspitzen; sonst ist Alles noch schweigsam und unbelebt, kein Arbeiter, kein Aufseher noch zur Stelle.

Die beiden Wanderer bieten ein sehr verschiedenes Aussehen. Die kupferbraune Gesichtsfarbe, gegen die das bläuliche Weiß des Augapfels weniger grotesk als in den Zügen des Negers, aber fast unheimlicher absticht, kennzeichnet den Voraufschreitenden als den Eingeborenen, den ursprünglichen Herrn des Landes, der Wildniß, eh' die Blaßgesichter kamen und ihm sein Gebiet streitig machten. Es liegt etwas Verschlagen-Listiges, etwas Lauerndes in der alten Indianerphysiognomie. Er ist gewohnt, aus dem Augwinkel das Thun und Treiben der Schwarzen zu beobachten, die keine Sclaven mehr sind, die aber ein Wort, das der braune Aufseher dem Besitzer zuraunt, zwar nicht um ihr Leben, doch um die Mittel zum Leben zu bringen im Stande ist.

Der Chino haßt alle Eindringlinge, die sich seiner Heimath bemächtigt, die Schwarzen wie die Weißen. Er haßt die Letzteren stärker, grimmiger, weil sie die Herren sind, allein an den Schwarzen vermag er seinen Haß zu bethätigen. Gegen die Weißen ist er unterthänig, kriechend, denn die Cultur hat ihn beleckt. Er ist Diener und die Klugheit lehrt ihn, seinen Vortheil durch das Verbergen seiner geheimen Sinnesart zu verfolgen. Und er ist feig.

Anders sein freigebliebener Bruder in der Wildniß, der noch Herrscher im Urwald

ist und mit dem Puma um den Triumph, der Gefürchtetste zu sein, ringt. Wie sein Stammesverwandter in den Prärien des Nordens schwingt er den Tomahawk und bekämpft in offenem Krieg Jeden, der ihm sein Gebiet streitig macht. Er ist muthig bis zum Wahnsinn, räuberisch, grausam. Seine Sinne sind von unglaublicher Feinheit; er sieht wie der Adler, hört wie die wilde Katze. Seinem Auge entgeht kein Merkzeichen, das er wahrnehmen will; er besitzt den Instinct der Wildniß und wendet ihn an, um Alles zu vernichten, was fremd in sein ungeheures Revier eindringt, den Neger, wie den Europäer, ja den Angehörigen seiner eigenen Gattung, wenn derselbe einem andern Stamme entsprang.

Der Indianer, der seinem Gefährten auf dem Wege durch die Zuckerplantage voraufschreitet, ist Mateo, der Aufseher, den die alte Mariquita zum Führer für den Gast ihrer Herrschaft ausgewählt. Leicht bekleidet, die Fußsohle nur durch einfache Alpargatas gegen Dornen und Steinsplittern geschützt, schreitet er neben seinem hochbestiefelten, schwerbeladenen Begleiter, der schon jetzt ab und zu stehen bleibt und sich niederbückt, um ein seltenes Insect, eine Samenkapsel vom Boden zu heben und sorgsam in einem Behälter seiner Umhängtasche zu bewahren.

Es liegen Schatten auf der Stirn des Gelehrten, die mehr und mehr schwinden, wie die Dunkelheit schwindet. Jetzt bricht die Sonne herauf und überflammt goldleuchtend den weit im Bogen gedehnten Saum des Urwalds, auf den die Wanderer zuschreiten.

In den sie eintreten. Jeder von ihnen hält ein kurzes, scharfgeschliffenes Handbeil in der Rechten, um den Weg zu bahnen, wo es noththut. Eine Art von Pfad führt von der Lichtung in's Dickicht hinein; eine Lücke, die sich durch das Gestrüpp hindurchwindet, die man nur als Weg erkennt, wenn man von dem Vorhaben, rechts oder links einzudringen, absteht.

Da ist die grüne Dämmerung, ein ungewisses, traumhaftes, seltsames Licht. Es thut dem Auge wohl, das aus der Sonnenblende hineintritt und allmälig gewöhnt es sich auch daran, die Dinge deutlich zu unterscheiden. Die bunte Mosaik der Farben funkelt in dem „grünen Gewölbe“ nicht so prächtig wie draußen, aber dafür verwebt sie sich zu geheimnißvollerem, märchenhaftem Glanz und Duft. Sind es Blüthen, sind es Falter, die über der Stirn gaukeln? An flimmernden Seilen schaukelt eine lachende Tänzerwelt; die Winde umwindet und die Rebe umrankt. Lianen verstricken mit Anmuth das Auge wie das Gezweig und die weiße Calyptrica streut ihre schneeigen Flocken. Nach wem werfen die Aroiden ihre zitternden Fangarme aus? Wen suchen ihre Nebenbuhlerinnen in beweglichen Maschen zu umgarnen? Da prangt eine Vochysie in goldenem Gewand, in purpurner Robe eine Paullinie neben ihr. Sind es verzauberte Königstöchter des Urwalds? Huldigen ihnen die rothen Melastomen, die Bocconien, die mit dargebotenem Kelche zu ihren Füßen am Boden knien?

O die Rose, die Rose der Tropen, in ihrer brennenden, verführerischen Schönheit!

Zu ihr hin! Auf sie zu! Schnell!

Wo blieb sie? Vergeblich späht das Auge zur Rechten, zur Linken. Ein Schritt hat sie dem Blick entzogen — wo ist Alles geblieben, was das Auge vor einer Secunde überflog? Eine andere, eine neue Welt ringsumher. Riesenhafte Farren umragen die Schläfe, aber ein Duft wogt hinter ihnen auf, ein heimlicher Duft, wie er in deutscher Waldestiefe unerwarteten, sonnigen Erdbeerschlag verkündet. Nur sinnbetäubender — das Farren- und Schilfpalmengewebe, das Reben- und Luftwurzelgeflecht zerreißt unter den Streichen der messerförmigen Axt, und dichtaneinander gedrängt flammen wie ein Stern hundert duftverströmende Orchideenkerzen aus dem Grunde herauf.

Das Auge des einfachen Beschauers bewundert, verschlingt, versinkt in Entzücken, doch das Auge des Naturforschers erschrickt. Es möchte beobachten, prüfen, wählen; die Hand will zugreifen — aber der Urwald ist wie das Meer. Immer höhere Wellen kommen daher und verschlingen die voraufgegangene.

Und Stunden verrinnen wie Minuten. Erstaunt sieht der Blick, daß der kleine Zeiger ein Viertel des Uhrzifferblattes überschritten, während der Besitzer kaum eine halbe Stunde verflossen glaubte, seitdem er den Saum des Waldes betreten. Denn von dem großen goldenen Zeiger, der da droben über ihm an dem blauen Ziffer-

blatte des Aethers fortschreitet, gewahrt er Nichts. Nur die größere Helle, die das Dickicht durchleuchtet, sagt dem kundigen Auge: Es ist Mittag.

Es ist heißer Mittag auch hier, doch nicht die gliederlähmende, gedankenertödtende Gluth, die dörrend über der Lichtung, über den Häusern der Stadt brütet. Noch flimmert hie und da der Thau in dunklerer Tiefe am Boden; tausend verschiedenartige saftstrotzende Blätter athmen Sauerstoff aus. Die Brust fühlt sich nicht beengt und der Forschertrieb concentrirt alle Kräfte des Leibes und Geistes und wehrt der Ermüdung.

Im Vorübergehen knickt die Hand des braunen Führers einen Zweig, zeichnet sie mit sicherem Hieb der Axt ein Kreuz in die Rinde eines Stammes. Unscheinbares Merkmal, nur dem Auge des Kundigen sichtbar und verständlich; aber dennoch der Ariadnefaden in dem weglosen Labyrinth der Wildniß. Wehe, wenn er zerrisse — er kann es nicht, das scharfe Auge des Eingeborenen knüpft die entlegensten Endpunkte wieder zusammen. Es erkennt den Eindruck der Sohle auf dem trockenen wie auf dem feuchten Boden; es wittert die Fährten mit dem Blick wie der Spürhund mit dem Geruch. Wer einen Indianer zum Führer besitzt, kann sich den scharfen Sinnen desselben rückhaltslos vertrauen.

Ein Schuß, der weit durch das grüne Gewölbe hinabrollt. Verwundert sieht der deutsche Gelehrte durch den sich zertheilenden Rauch. In dem Geäst des mächtigen Bananenbaumes, dessen Laub die Kugel pfeifend durchschnitt, ist eine flatternde, wild erregte Welt aus ihrer Mittagssiesta aufgestört worden. Eine Papageienschaar stürmt lachend und kreischend weiter in's Dickicht hinein, übertäubt von dem heiseren, widrig tönenden Gekrächz, das aus den schillernden Kehlen schwerfällig davonfliegender Waldpfauen hervorbricht. Da raschelt eine Bananenfrucht durch's Gezweig, dicht vor die Füße des Schützen. Ein Affenkopf lugt listig hinter dem verfehlten Wurfgeschoß drein, schneidet eine spöttische Grimasse und verschwindet mit behendem Sprunge. Ein halbes Dutzend Gefährten folgt ihm mit gleicher Geschicklichkeit; keiner von ihnen ist getroffen, auch der rothschnäblige Hokko nicht, der über ihnen saß, dem die Kugel gegolten. Er hat sich ebenfalls erhoben und flattert plump einige Secunden lang vorwärts. Da sitzt er oder hockt er wiederum auf dem Ast einer schlanken Tara, der unter seinem Gewicht schwankt. Aber er ist argwöhnisch geworden und blickt zum Weiterfluge bereit scharf in die Richtung, aus der die leisen Schritte seines Verfolgers ertönen.

Dieser winkt seinem Begleiter hastig mit der Hand, zurückzubleiben, und schleicht vorsichtig auf den Punkt zu, wo der rothe Schnabel deutlich von dem glänzend schwarzen Gefieder des „Jakuhuhnes“ absticht. Er legt abermals an — doch der Hokko ist scheu geworden und flattert abermals von dannen. Diesmal verschwindet er in dem Gewirr des Urwalds, allein zu stolz darauf, der Gefahr entgangen zu sein, vergißt er der Klugheit und stößt frohlockend seinen gellen Balzruf: „Mituh! Mituh!“ weithin vernehmlich aus.

Die zackigen Luftwurzeln der Paschiuba ranken sich um den Nacken des eifrigen Naturforschers und zerkratzen empfindlich seine Haut, aber er achtet nicht darauf. Behend, geräuschlos folgt er dem Lockton des amerikanischen Fasans — noch einmal vergeblich, denn der verfolgte Vogel hat seinen Sitz wiederum verlassen und huscht zwischen die fächerartige Krone einer herrlichen Palme, die mit stachelumpanzertem Schaft wie ein Sinnbild der Jungfräulichkeit zwischen plumper verzweigtem Mahagonigeäst aufragt. Doch sie bewährt ihr Sinnbild nicht, sie umgarnt, verstrickt den Flüchtling mit ihren zierlichen Armen, daß er vergebens alle Kräfte sich loszuringen anstrengt. Die kammartigen Federn seines Kopfes sträuben sich, die Flügel schlagen hastig hin und her, das lange Schweifgefieder aus den gerippten Armen zu befreien —

Es kracht der Schuß, der rothe Schnabel sinkt bewegungslos auf die Brust herab und der todte Hokko fällt wuchtig zur Erde.

Nicht zur Erde, denn goldene Epidendrumrispen fangen ihn in Menschenhöhe über dem Boden auf und bereiten ihm ein weiches, luftiges Sterbelager. Doch in wenig Augenblicken hat die Hand des Schützen ihn erreicht und mit geschicktem Messerschnitt sein dichtes Gefieder über der Brust zerspalten. Armer Hokko, dir brachte dein schönes Kleid den Tod, nicht dein zartes,

schmackhaftes Fleisch wie sonst deinen Geschwistern, das dein Verfolger gleichgültig dem Urwalde zurückgiebt, während er die glänzende Hülle desselben sorgsam in seiner Beutetasche verwahrt. Die Wissenschaft ist ebenso grausam wie der Hunger, armer Hokko, und Niemand wird dich an ihr rächen — wenn du es nicht selbst thust. —

„Ein außerordentlich großes, vorzügliches Exemplar des Crax rubrirostris," sagt Dr. Friedrich Woldmann vergnüglich vor sich hin.

Sind das die Lippen, die Stirn, die gestern blaß und roth geworden vor den Mienen, den Worten einer Frau? Ist die Wissenschaft und die Wildniß ein stärkerer Zauberer als zwei tiefe, sehnsuchtsvolle, verlangende Augen? Ist das schwarze Gefieder eines rothschnäbligen Hokkos begeisternder als die schwarzen, duftathmenden Haare, die unter jenem vergessen in einem Winkel der Jagdtasche ruhen?

Oder ist ein Mann vielmehr ein Wesen höherer — nein, „ein Wesen anderer Art" als ein Weib? Es ist möglich, daß dem Gelehrten während seiner augenblicklichen ruhigeren Beschäftigung derartige Gedanken kommen. Jedenfalls denkt er irgend Etwas, an das er seit Stunden nicht mehr gedacht, denn er blickt plötzlich auf und ruft: „Mateo!"

Keine Antwort. „Mateo!"

Vernimmt das braune Gesicht, das hämisch grinsend drüben den Fußweg zurückschleicht, den Ruf noch?

Vielleicht, vielleicht nicht. Jedenfalls hört er den Signalschuß noch und den zweiten, der gleich darauf folgt. Doch er wendet sich nicht, er blickt nach den Kerben in der Baumrinde, nach den Zweigen, die hie und da geknickt niederhängen, und schleicht weiter. Und seine Lippen murmeln höhnisch: „Es ist ja ein Christ, laß den weißen Gott ihm helfen, von dem seine Pfaffen sagen, daß ohne seinen Willen kein Vogel aus der Luft fällt."

Eine Weile steht der Gelehrte und harrt auf Antwort. Dann sagt er leichtmüthig vor sich hin: „Wir haben uns verfehlt; ich will umkehren. Es wäre vielleicht doch nicht rathsam, allein weiter vorzudringen und sich zu verirren. Dort ist die Tara, auf welcher der Hokko gesessen. Von ihr führt die Richtung nach dem Bananenbaum, aus dem die Affenfamilie entfloh. Dann leiten die Orchideen, dann die Tropenrose mich weiter —"

Es ist richtig, die Tara ist's; ihr schlanker, graciler Stamm ist unverkennbar. Doch von welcher Seite kam er vorhin auf sie zu? Liegt die Banane zur Rechten oder zur Linken?

Sie muß zur Rechten sein, und der Pfadsucher schreitet schnell in der Richtung fort. Dreißig — vierzig Schritte etwa — nein, so groß war der Abstand zwischen den beiden Bäumen nicht. Die Banane muß doch zur Linken gewesen sein. — Also zurück wieder, dreißig — vierzig Schritte. Er zählt sie jetzt — wo ist die Tara? Hat er sich verzählt?

Kaum glaublich, und doch keine andere Möglichkeit. Noch zehn, fünfzehn Schritte und sie muß erscheinen —.

Zum erstenmal fühlt er sein Herz klopfen, der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Keine Tara, so weit das Auge reicht.

Es reicht nicht weit, denn eine Schaar von Pupunhabäumen drängt sich dicht zusammen, die mit zolllangen harten Stacheln seine Kleider zerreißen. Er blickt sich athemlos um — von wo kam er vor einer Secunde erst hieher? Kein Merkmal, das Gestrüpp ist hinter ihm zusammengeschlagen wie die Welle. Das Auge vermag nicht mehr zu helfen, nur der Gedanke, die Berechnung. Der Arm des Orinoco, an dem die Stadt liegt, fließt von Osten gegen Westen. Er ist nordwärts gegangen, also muß er in südlicher Richtung auf die Plantagen, jedenfalls auf den Fluß treffen und seinem Ufer folgen.

Doch wo ist Süden, wo Norden? Wo steht die Sonne, um es nach ihr zu berechnen? Kein Strahl fällt durch das undurchdringliche Gewölbe —.

Es durchgraust ihn mit unheimlichem Schauer. „Mateo! Mateo!" Er ladet mit fiebernder Hand die abgeschossenen Läufe und feuert sie in die Luft. Keine Antwort. Der Doppelknall verhallt langsam in der grünen Wildniß. Alles still.

Was sagte Don Amedeo, als er in dem kühlen Corridor neben seinem Gaste saß, behaglich seinen Morgenkaffee einschlürfte und den blauen Dampf seiner Cigarillo in Ringeln zwischen den Zähnen ausstieß?

„Es ist schon Mancher, der in den Wald gegangen, nicht zurückgekommen. Versteht mich, Sennor, er ist nicht von Raubthieren

überfallen oder von den Indianern erschlagen. Er hat sich nur verirrt im Walde, der schlimmer als die Wüste ist, und man hat hie und da Einen gefunden, am Boden liegend, kraftlos zusammengebrochen und verhungert. Denn es ist ein bei Euch weitverbreiteter Irrthum, daß man sich nach der Sonne richten zu können glaubt, Don Federigo —."

Wie genau, wie peinlich genau entsinnt er sich jedes Wortes, das er damals nicht beachtet, fast überhört. Jede Lüge, jede Selbsttäuschung ist Wahnsinn, es giebt nur ein Wort, eine Wahrheit für ihn — er ist verirrt.

Verirrt in dem unermeßlichen, erbarmungslosen, ewig wechselnden und ewig gleichen Meere des Urwalds — — — —

Die Stärke, der Werth des Mannes offenbart sich in der Noth, in der sichern Herrschaft, die der Wille, der Geist über die Schreckbilder der Phantasie ausübt. Der Thor stürmt sinnlos in's Ungewisse hinein, um nach kurzer, vergeblicher Anstrengung ermattet in Verzweiflung hinzusinken. Der Weise sammelt besonnen alle Kräfte seines Körpers und Geistes vor der Ausführung seines Planes und erwägt.

Der deutsche Fremdling ist stark und muthig. Einen Augenblick hat ihn die erste, plötzliche Angst übermannt, doch mit dem ruhigen Durchdenken seiner Lage kehrt ihm die Kraft aller seiner Fähigkeiten zurück. Er läßt sich auf einen umgestürzten Baumstamm nieder und erfrischt seine Sinne durch einen Trunk aus dem Madeirafläschchen, das vorsorglich in seiner Jagdtasche Platz gefunden. Dann blickt er auf seine Uhr und sagt zu sich selbst, den Werth jedes Wortes gleichsam an seinem lauten Klange abwägend:

„Es ist zwei Stunden über Mittag. Draußen wird es in vier Stunden Nacht, hier schon früher. Ich habe noch höchstens drei Stunden, um einen Ausweg zu suchen. In welcher Richtung ich dies unternehme, ist gleichgültig, denn ich verliere sie in wenigen Minuten. Es ist möglich, daß ich meinem Ziele näher komme; es ist wahrscheinlicher, daß ich weiter davon abweiche. Darum muß ich mir den Rückweg hieher, wo ich mich jedenfalls noch nicht zu fern von der Stadt befinde, kenntlich erhalten. Und somit: Glück auf!"

Er steht mit den letzten Worten auf, gürtet seine Kleider fester und dringt, die Axt in der Hand, in's Dickicht ein. Zur Rechten und zur Linken trifft die scharfe Klinge einen Zweig, eine hohe Staude und schneidet sie ab; sie zeichnet sich mit sicherem Kreuzhieb in die Rinde eines Stammes. Die Gefahr hat den Blick geschärft und zurückschauend erkennt das Auge jetzt deutlich den hinterlassenen Pfad. Hätte er vorher diese unscheinbaren Merkmale nicht versäumt!

Der Eifer der Verfolgung riß ihn fort, sonst hätte er es gethan. Der todte Vogel, dessen Kopf regungslos aus der Seitentasche herabhängt, ist gerächt —.

Sinnloser, sentimentaler Gedanke, gut für ein bleichsüchtiges Mädchen, das im sicheren Hause sitzt und Romane liest. Vorwärts! Die eigene Unvorsichtigkeit und das zu große Vertrauen in den braunen Führer tragen die Schuld.

Ist es Zufall, ist es Absicht gewesen, daß er plötzlich verschwunden war?

Einerlei, die Frage ist gleichgültig. Vorwärts! Doch wenn es Absicht war, kam sie von ihm selbst? Wurde sie ihm eingegeben?

Himmel und Hölle! Vorwärts! Das sind Hintergedanken, fort! Die Augen auf! Die Sinne klar und fest!

Aber die Gedanken arbeiten weiter, während die Hand mechanisch die Axt führt —.

Vielleicht ist es gut, daß die Mühe vorwärts zu kommen sich erhöht und die Denkkraft kategorisch in Anspruch nimmt. Der Boden und die Schwierigkeit des Vordringens wechseln. Oft plötzlich, daß der Fuß, der kaum noch scharfes Steingeröll berührte, auf elastischer, unheimlicher Bodendecke fortschreitet. Eine Rasennarbe, die sich über vermodertem Laub und Moor dahinzieht, von Wurzeln durchflochten, mit verfaulendem, im Dunkel phosphorescirendem Baumholz bedeckt. Dumpffeuchte Moderluft liegt darüber und kündigt sich mit widrigem Geruche an. Doch die Warnung kam zu spät; der Fuß hat schon mit kullerndem Geräusch die trügerische Decke durchbrochen und der Körper sinkt ihm nach. Mit namenloser Mühe arbeitet er sich wieder empor und starrt auf das ekle Gewürm aller Art, das sein Sturz aufgescheucht, aus der Tiefe heraufbeschworen. Vielbeinige, kriechende Insecten umwimmeln ihn,

sein Fuß tritt hart an dem geschwollenen Bauch der Riesenkröte vorüber. Eine Boa erwacht und ringelt träg den Schuppenleib auseinander — ein jäher Ruck, und schaudernd schleudert die Hand die garstige, schwarzhaarige Buschspinne zur Seite, die sich mit ihren ungeheuren, blutgierigen Fängen am Gelenk einzukrallen im Begriff stand.

Vorwärts!

Zusammengekrümmten Leibes durch fast unmerkbare Oeffnungen, zwischen unbesiegbaren Hindernissen hindurch. Durch filzartig verwebtes Gräsergewirr, taumelnd, in die Knie fallend, sich verwickelnd. Die zerrissenen Kleider hängen sich an den Stacheln des Waldes fest und halten zurück, das Blut tröpfelt von den Fingern, der Schweiß von der Stirn.

Rinnt er in die Augen und umschleiert sie? Ist es Ermattung, die den Blick umdunkelt, daß er nur undeutlich mehr das Nächste zu unterscheiden beginnt?

Schwer aufathmend hält der Wanderer inne und greift nach dem einzigen todtlebendigen Genossen, der ihm geblieben. Sein Ticken klingt wie ein höhnischer Gruß der Civilisation in die Einöde des Waldes und das Auge starrt betäubt auf seine schweigsame Kunde. Die Uhr sagt, daß es die Nacht ist, die den Blick umdunkelt; kurze Minuten noch, und die Sonne sinkt draußen unter den Horizont.

Auch der Körper empfindet es. Alle Glieder brechen matt zusammen und jeder ihrer Geister stöhnt nach Ruhe, Schlaf. Nur noch einen Augenblick die Sinne klar, die Gedanken fest!

Wie eine sturmgepeitschte Wetterwolke kommt die Finsterniß. Noch eine Minute, um die Wurzeln eines auf sanfter Abdachung stehenden Riesenbaumes zu unterscheiden, das umherzerstreute Laub zu einem Lager dazwischen zu breiten und gedankenlos darauf hinzusinken. Dann liegt die Nacht um ihn, einsam, sternlos, unermeßlich.

Die Nacht und der Hunger. Ihm war, als ob er nichts bedürfe als eine Stütze für seine erschöpften Glieder, doch wie er die Lider eine Weile geschlossen, regt es sich in seinem Innern und schüttelt den Schlaf wieder von seinen Augen. Er tastet mit der Hand nach seiner Tasche und setzt die Flasche an seine Lippen. Ein kurzer Trunk für die mangelnde Speise eines Tages, allein er fließt zum Mindesten erwärmend, belebend durch die Adern. Doch zugleich strömt er in's Hirn hinauf und weckt seine eingeschläferten, ermatteten Fäden zu neuer, qualvoller Arbeit auf. Die Gedanken kommen wieder, unabweisbar, sich überstürzend. Liebliche, verlockende Bilder des Lebens, des Glückes, das unbeachtet vorüberflog. Sie umgaukeln sonnig die Phantasie und brechen plötzlich zusammen wie die trügerische Sumpfdecke, und häßliches, ekles Gewürm wimmelt aus der modernden Tiefe herauf. Dann stürmen wie Wirbelwind thörichte, sinnlose Fragen darüber, die in fieberhaftem Halbschlaf den Kopf zermartern, und die Lippe spricht sie irr und traumhaft vor sich hin:

Wie weit in gerader Richtung mag es wohl hinüber sein bis zur Stadt, bis zu dem Hause Don Amedeo's, bis zu der Sala, in der Donna Juana im weißen Gewande im Schaukelstuhle ruht? Es ist die Stunde der Tertulia und die Kerzen flammen —.

Die ermüdeten Lippen verstummen, sie sagen noch einmal leise: „Juana“ — kaum vernehmlich, traumverworren: „Juana“ —

— — — — — — — — — — — —

Hört sie es über die tiefen Schatten der Nacht hinüber, durch das undurchdringliche Gestrüpp des Urwaldes hindurch? Es ist die Stunde der Tertulia, aber es ist todtenstill in der Sala Don Amedeo's. Kein Laut, kein Licht —.

Der Tag ist verflossen wie jeder Tag, nur daß Donna Juana sich zu der Reise, von der sie gesprochen, bereitet. Sie hat nicht gepackt und Vorkehrungen getroffen; sie ist nur viel auf- und abgegangen trotz der Schwüle des Mittags, und was ihre Umgebung mehr noch Wunder genommen als dies, sie hat ein verstäubtes Dintenfaß aus einem Winkel des Zimmers Don Amedeo's hervorgesucht und hat geschrieben. In der Küche hat Rafaele wieder gewaltet wie früher und der Fuß der Herrin die Schwelle so wenig berührt wie ihre Lippen die in alter Weise bereiteten Speisen. Unbeachtet, vergessen liegen die Meisterwerke afrikanischer Nähkunst, bestimmt die schwarze Blöße der heut wie immer an den schmutzigen Rocksaum ihrer Madonna geklammerten Wollköpfe zu decken, am Boden.

Nun liegt auch etwas auf dem Tisch

des Saales, ein verschlossener Brief, an Don Amedeo adressirt. Es beginnt zu dämmern — erwartet Donna Juana die wiehernden Pferde, die rauschenden Gewänder der Tertulia? Sie tritt in schwarze schwere Seide gekleidet aus ihrem Zimmer, die alte Mariquita blickt sie verwundert an und fragt:

„Soll ich nicht die Kerzen anzünden lassen, ninneda? Ich fürchte zwar, daß Niemand kommen wird —."

„Nein, ich will in die Kirche gehen. Ist Don Federigo schon zurück?"

„Er muß sogleich kommen, denn es wird Nacht. Soll ich Euch begleiten, Kind, und mit für Euch beten?"

„Nein, bleib! Ich will es allein, denn ich habe ein Gelübde gethan. Leb' wohl, Mariquita!"

Sie reicht der Alten die Hand und geht durch den Corridor auf die Straße. „Ich will warten, ich will ihn nur noch einmal sehen — nur sehen," sagt sie leise.

Die Sterne tauchen allmälig aus dem Blau und der Mond kommt und versendet sein ungewisses Licht, doch hell genug, um die Züge der Vorübergehenden auf der Straße zu erkennen. Donna Juana zieht den Schleier über die Stirn und tritt hastig in den Schatten eines Gebäudes. Ein schneller Schritt kommt daher, auf das Haus Don Amedeo's zu.

Nein, er ist es nicht. Es ist ein Chino, der nachlässig vorüberschreitet. Doch plötzlich wendet er erschreckt den Kopf.

„Mateo!" ruft eine Stimme, fast wie wider Willen aus dem Dunkel. „Mateo!"

Donna Juana hat sich verrathen und tritt verwirrt auf ihn zu. „Wo ist Dein Begleiter? Ist er schon vorauf?"

Dem braunen Ankömmling zittern die Knie. Er hat sich auf die Frage vorbereitet, doch erst drüben, im Hause. Nun trifft sie ihn unerwartet, auf der Gasse, aus dem Dunkel. Ueberrascht pocht sein Herz verrätherisch und er stammelt:

„Ich weiß es nicht, Misia. Ist er noch nicht zurück? Er hieß mich zurückbleiben im Walde, weil er einen Hokko verfolgte, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Was ist Euch, Herrin?"

Er streckt den Arm aus, denn die schwarze Gestalt vor ihm schwankt und stützt sich besinnungslos an die Wand. Einen Augenblick ist es ihr, als wirbelten die Gestirne und der Boden unter ihren Füßen in jähem Schwunge um sie her; dann faßt sie wie mit eisernem Griff den Arm des zitternden Indianers und schreit auf durch die Nacht:

„Du lügst — ein Indianer verliert keine Spur. Du hast ihn absichtlich verlassen, verrathen, und er irrt in Verzweiflung und Todesnoth bei Nacht im Walde. Ich tödte Dich, Mensch, ich lasse Dein Weib, Deine Kinder tödten —."

Wimmernd fällt der Aufseher auf die Knie. „Gnade — Barmherzigkeit —"

Einen Moment und Donna Juana reißt ihn entschlossen auf.

„Du hast Verwandte unter den Wilden in der Gegend und stehst mit ihnen im Verkehr, ich weiß es. Höre, was ich sage. Du kannst mir entrinnen, aber Dein Weib und Deine Kinder lasse ich tödten, wenn Du meinen Gast nicht zurückbringst. Bringst Du ihn, so schenke ich Dir die Plantage, wo Du Aufseher bist, zum Lohn. Entscheide Dich! Willst Du es selbst unternehmen? Willst Du Dich auf die schärferen Sinne Deiner Stammesgenossen verlassen? Ich gehe mit Dir, wohin Du mich führst; Du weißt, was ich gesagt."

Der Indianer schweigt einige Secunden und sinnt; dann antwortet er: „Ich weiß, was Ihr gesagt und was Ihr nicht gesagt, Herrin. Ihr vertraut mir, weil es Euch gleichgültig wäre zu leben, wenn Ihr mir nicht vertrauen könntet. Ich hätte nicht gethan, was ich gethan, wenn ich gewußt, daß es Euch Schmerz bereitet, denn Ihr seid gütig gegen mich, gegen mein Weib und meine Kinder gewesen. Ich fürchte Eure Drohung nicht; Ihr würdet ihnen nichts Uebles zufügen, aber Eure Stimme lehrt mich, es könnte ein großes Unheil geschehen, wenn der Fremde nicht lebend zurückkäme. Ich verspreche es Euch, ich bringe ihn wieder, oder Ihr seht mich nicht mehr."

Donna Juana lacht bitter: „Du irrst Dich, nicht mir zum Heil ist es, wenn er zurückkommt —."

Doch er versteht die Worte nicht und fügt nachdenkend bei: „Es ist Nacht, und ich müßte doch bis zum Morgen warten. Mein Auge hat die Schärfe der Gewohnheit verloren. Kommt, Misia, wenn Ihr es so wollt."

Sie schreiten schweigend fort, durch die

Stadt, wo die funkelnden Kerzen der Tertulia an den offenen Fenstern flammen. In der Sala eines vornehmen Hauses sitzen Donna Ines und Alienor, Donna Margarita und Isabel in Schaukelstühlen zurückgelehnt und bewegen die Fächer. Umherstehen Don Pablo, Don Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel im Kreise anderer Cavaliere, und andere schwarzäugige, rauschende Damen gruppiren sich neben ihnen um Donna Catalina, die mit spöttischen Lippen eine interessante Historie erzählt. Vernehmlich klingen die Worte: „Juana“ und „el naturalista aleman“ auf die Straße hinaus, und ein Gelächter folgte ihnen. Hastig eilt die schwarze Gestalt draußen mit bitterem Zucken der Mundwinkel vorüber, die Landstraße, welche die Plantagen durchschneidet, entlang, bis an die Stelle, wo sie sich weiß vom Mondlicht überglänzt, einsam zwischen die dunkelstarrenden Wälder zur Rechten und Linken hineinzieht.

Stundenlange, schweigsame Wanderung. Kein Ton auf der Erde und in den Lüften; nur hin und wieder ein mystischer, schnell verstummter Laut aus der Tiefe des Urwaldes. Zuweilen tastet die schöne Frau über ihr Gewand und schaudert. Der Thau der Tropennacht senkt sich schwer darauf, doch sie fühlt seine Kühle nicht. Sie denkt nur mit brennenden Wangen, wie er drüben — irgendwo drüben in der Richtung, über die ihr heißes Auge hinstreift — mit giftigem Hauch den erschöpften Leib des Verirrten, Verzweifelnden durchfrösteln muß, und sie beschleunigt instinctiv ihre Schritte, daß ihr starker Begleiter ihr kaum zu folgen vermag.

Sie weiß, jeder Schritt trennt sie weiter von ihrer Vergangenheit, von ihrem Ruf, ihrem unbescholtenen Namen. Sie kann ihn nie zurückthun; sie ist bei Nacht aus dem Hause ihres Gatten verschwunden — ausgestoßen, dem Hohn, der Verachtung preisgegeben. Sie weiß es, aber sie denkt nicht daran. Was ist Schande — Schande in den Augen solcher Welt, wenn das Leben selbst nur mehr ein Zufall, eine letzte, heilige Pflicht ist?

Eilig, athemlos vorwärts, denn ein Menschendasein liegt vielleicht auf der Goldwage einer Minute. Dennoch hält der Führer jetzt an und lauscht. Eine dumpfe, rollende Erschütterung kommt durch die Nacht daher, wie das ferne Gebrüll eines Puma, der seine Beute wittert.

„Ich weiß von Fällen, daß die verfluchte Katze es gewagt, bei Nacht auf die Landstraße heraus zu brechen und Menschen anzufallen,“ murmelt der Indianer und legt die Finger fester um den Stiel seiner Axt. Doch seine Begleiterin hört nicht darauf und hält nicht inne, obwohl das Getöse mit jedem Schritte näher herankommt. Nun biegt es mit glühenden Augen um die Ecke des Weges, schnaubend, gerade auf sie zu.

Auch Donna Juana achtet jetzt darauf und zieht ihren Gefährten mit schnellem Ruck in den Schatten eines Steinhaufens, der aufgethürmt am Wege liegt. Es ist kein Puma, sondern zwei schlankhalsige Pferde, die einen von zwei Fackeln hell überstrahlten Wagen daherziehen. Seltsam mischt sich das rothflackernde Licht der Fackeln mit dem silbernen Glanz des Mondes und beleuchtet die Gestalt und das bräunliche Antlitz eines bequem im Rücksitze ausgestreckten Mädchens, um deren vollen Nacken ein galanter Cavalier den rechten Arm geschlungen hält, während seine Linke vertraulich auf ihren Knien ruht.

„Fahre langsamer, fahre im Schritt, Deine Pferde bringen mich um meine Seligkeit!“ ruft er dem Kutscher zu, und er beugt sich vor und küßt den schwellenden Mund seiner Begleiterin und stammelt:

„Margarita, Perle Venezuela's, was verlangst Du von mir, daß ich Dir gebe? Sprich!“

Die Perle lächelt mit Perlenzähnen. „Was antwortete Herodias? Gieb mir das Haupt des Täufers. Ich will nur das einer Frau.“

„Das Haupt?“

„Nein, nur ihre Stelle in — Deinem Herzen.“

„Sie ist Dein, lange, seitdem ich Dich zum ersten Male sah.“

„Und — in ihrem Hause, vor der Welt, sonst —“

Die Lippen reden nicht aus und wenden sich schmollend ab.

„Du sollst sie haben, Göttliche. Ich will ein Mittel finden, meine Frau zu verstoßen, ich schwöre es bei Deinen Augen!“

Margarita fährt erschrocken zusammen. „Was hat Relampago?“

Mit dem Zaum an den Wagen locker

befestigt, zwischen ihm und dem Steinhaufen am Wege, trabt noch ein lediges Pferd, das mit den Nüstern zur Seite nach dem Hügel wittert und ein plötzliches, freudiges Gewieher ausstößt. „Wovor erschrickt meine Perle?“ fragt der Cavalier lachend und seine Nachbarin kühner umfassend. „So pflegt Relampago zu wiehern, wenn meine Frau kommt und ihm Zucker reicht. Bald wird er Dich so begrüßen, Liebchen. Ruhig, Relampago!“

Der Wagen rollt weiter, doch das Pferd hört nicht auf die Ermahnung seines Herrn. Schnaubend wendet es allen Schmeichelworten zum Trotz den Kopf zurück und wird mit jedem Schritte unruhiger. Dann plötzlich zerreißt es mit heftigem Ruck seine Bande und galoppirt zurück in die Nacht hinein.

Der schwarze Kutscher hält grinsend sein Gespann an und fragt: „Soll ich Pferd einfangen, Massa?“

„Nein, es wird schon von selbst zurückkommen. Relampago trägt seinen Namen nicht umsonst; er wird vor uns an der Krippe sein. Adelante!“

Der Wagen setzt sich wieder in Bewegung und die Räder übertäuben das neue freudige Gewieher des Flüchtlings, das aus der Ferne herübertönt. Das feurige Thier steht ruhig neben dem Steinhaufen und blickt mit klugen Augen in das Gesicht Donna Juana's, die seinen Hals streichelt und mit plötzlichem Ungestüm die Arme um seinen schlanken Nacken schlingt und zärtlich die Wange dawider preßt. Sie spricht kein Wort dazu, doch Relampago versteht es und Mateo sagt:

„Das ist ein glücklicher Zufall, Missa, denn der Weg ist weit und Ihr wäret ermüdet.“ Damit hilft er ihr in den Sattel, den sie geschickt besteigt; allein er ist selbst verwundert über die Zuversicht und Freudigkeit des Tons, mit dem sie ihm antwortet: „Ich bin jetzt weniger müde als vorher, aber Relampago würde mir zürnen, wenn ich seine Hülfe ausschlüge.“ Und wie sie ihren Weg fortsetzen, ruht ihre kleine Hand immerdar schmeichelnd auf dem Halse des stolz und anmuthig unter seiner Herrin daherschreitenden Thieres. Aufmerksam blickt der Führer jetzt links und rechts, bleibt bald einige Schritte zurück und überholt sie wieder. Dann beugt die Reiterin sich hastig auf die weiche Mähne nieder und flüstert: „Hast Du mich lieb, Relampago? Wir wollen zusammen in die weite Welt gehen, du und ich. Wenn Du mich lieb hast, will ich nicht sterben.“

Zur Rechten und zur Linken reißt der Wald auseinander und das weiße Mondlicht überstrahlt eine breitgewölbte Brücke, die eine groteske Felsenschlucht überspannt. Silbersprühend rauscht ein Waldstrom durch die Tiefe, auf den der Führer hinabdeutet. Dann faßt er das Pferd am Zügel und lenkt es auf schmalem Pfade an's Wasser hinunter. Das Gestrüpp tritt dicht bis an den Uferrand, oft scheinen Bäume eine undurchdringliche Wand zu bilden, doch immer windet eine enge Lücke sich hindurch, eben ausreichend, das vorsichtig auftretende Thier mit seiner Reiterin ungefährdet durchzulassen.

Vielfach krümmt sich der Fluß und die Wanderung ist lang. Der Mond steigt abwärts und der Pfad verliert sich mehr und mehr in schattige Tiefe. Endlich erhebt er sich wieder, eine Lichtung glänzt auf und zeigt unter der Krone einer zusammengewachsenen Doppelpalme vier in den Boden gerammte Stämme, über denen ein luftiges Dach aus Palmenmatten verwebt ist. Eine hochgewachsene, braune, fast nackte Gestalt springt unter ihm empor und tritt lauschend heraus, während der Mondreflex drohend auf einer Eisenwaffe in ihrer Hand spiegelt.

Schnell geht Mateo, die Arme über der Brust zusammengekreuzt, auf den Indianer zu. Dann bleibt er einige Schritte vor ihm stehen, bis Jener den Tomahawk in der Hand gedreht und statt des Stieles die Schneide mit den Fingern gefaßt. Nun redet er ihn in fremdartiger, sonderbar klingender Sprache an, die der Wilde stumm, ohne ein Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung anhört.

Donna Juana's Herz pocht heftig. Da endlich reicht der Besitzer der Urwaldshütte dem Ankömmling die Hand und stößt einen dumpfen Ruf aus, auf den ein gleichfalls fast unbekleidetes Weib zwischen den Baumpfosten erscheint. Er deutet demselben, wenige Worte murmelnd, mit dem Finger auf Donna Juana und schreitet stolz, ohne diese eines Blickes zu würdigen, den Weg am Flußrande hinauf, den die Andern gekommen.

Mateo folgt ihm und flüstert hastig, an seiner Herrin vorüberschreitend: „Er willigt

ein und bietet Euch Gastfreundschaft, bis wir zurückkehren. Allein ich habe ihm viel versprechen müssen —"

„Alles! Versprich was Du willst. Doch ich gehe mit Euch, ich bleibe nicht hier —"

„Unmöglich, Ihr verrathet, daß Ihr nie im Urwalde gewesen, Herrin," antwortet er lächelnd. Aber wie er bemerkt, daß die Worte ihren Eindruck verfehlen, fügt er nachdrücklich hinzu: „Ihr würdet uns hindern, Misia, und wir die kostbarsten Stunden verlieren. Ihr seid hier in voller Sicherheit, denn der Macusi hat Euch seinem Weibe empfohlen. Schlaft, denn Ihr seid ermüdet. Lebt wohl und harret in Geduld. Das Auge Eures braunen Wirthes ist wie die Sonne; was sie gewahrt, sieht auch er."

Mit nochmaligem Gruß eilt der Aufseher seinem braunen Stammesgenossen nach, während das Weib des letztern neugierig schüchtern an Donna Juana herantritt und sie mit Geberden auffordert, ihr in die Hütte zu folgen. Die beiden Indianer schreiten schnell den Pfad an dem schäumenden Waldstrome zurück. Der Mond steht schon so tief, daß er kaum mit mattem Schimmer mehr die Wipfel der Bäume erhellt, aber das Auge des Macusi durchdringt die Nacht, wie das des nach Beute schleichenden Pumas. So erreichen sie die Brücke und wenden sich auf der Landstraße der Stadt zu. Den Kopf mit dem bunten Federkranz um das kurz geschnittene Haar hoch aufgerichtet, wandert der Wilde schweigsam stolz neben seinem blutsverwandten Gefährten, der die Blaßgesichter mit ihrer Civilisation und Ueppigkeit der Freiheit und dem Mangel des Urwaldes vorgezogen. Nur ab und zu fällt ein karges Wort von seinen Lippen, das die Gedankenwelt seines Innern offenbart.

„Schönes Roß — schönes Blaßgesicht drauf — liebt anderes Blaßgesicht, das mein Bruder sucht? Was sucht Blaßgesicht im Wald? Ich würde es getödtet haben, wenn ich es gefunden."

Er schwingt seinen Tomahawk pfeifend durch die Luft; vor ihnen weicht der Wald und die Lichtung beginnt. Jetzt führt Mateo ihn durch die noch unbelebten Plantagen, bis sie den Weg erreichen, auf dem er vierundzwanzig Stunden zuvor mit dem Europäer geschritten. Die Sterne fangen an zu schwinden und der blaue Schimmer strahlt im Osten herauf. In der Ferne werden die Thürme der Stadt sichtbar, auf die der wilde Genosse Mateo's einen kurzen mißtrauischen Blick wirft.

„Führt mein Bruder mich noch näher an die Hütten der Blaßgesichter?" fragt er scharf.

„Nein, hier ist die Stelle des Waldes, die wir gestern betraten," antwortet Mateo.

Vom ersten Morgenlicht röthlich angestrahlt, liegt der Saum des Urwaldes wie gestern — „Cevánte, cevánte!" ruft es über ihnen aus dem Wipfel eines Genipebaumes. „Dios de ti!" antwortet der geistliche Wecker von drüben — der Tag ist erwacht und die braunen Gestalten verschwinden zwischen den Stämmen des Waldes.

* * *

„Cevánte — Dios de ti!"

Auch drüben in der Tiefe des Urwaldes, die noch von grüner Dämmerung umwebt lag, jauchzten die weckenden Stimmen dem Morgen entgegen. Kalt, naß und frierend schauderte der obdachlose Gast bei dem fröhlichen Gruß des Tages und erhob sich. Hatte er geschlafen oder nicht, waren es wache oder traumhafte Phantasiebilder gewesen, die sein Gehirn unablässig zermartert? Er wußte es nicht und es galt ihm gleich. War es Schlaf, so hatte er sich fruchtlos auf die schweren Lider gesenkt. Bleierne Mattigkeit, unendlich stärker als am Abend vorher, lag auf allen seinen Gliedern, die der Nachtthau mit eisigem Firniß überzogen. Kaum vermochte er sich zu regen, nur seine Zähne schlugen wider Willen heftig zusammen. Erst jetzt empfand er brennenden Schmerz in den Hautwunden, welche die Stacheln und Zähne des Waldes gestern ihm überall gerissen, und die Hand, der Fuß versagen den Dienst, wie das trübe, schwerumflorte Auge.

Zwölfstündiges Grabesdunkel in der unermeßlichen Einöde des Waldes. Wie der Deckel des Sarges über den lebendig Begrabenen, legt es sich auf die angstvoll athmende Brust, die zwischen Schlaf und Wachen ringt. Ist das dieselbe ruhevolle, feierliche Tropennacht, die draußen zwischen den Häusern der Menschen das weiße Mondlicht überglänzt? Thoren, die es geisterhaft nennen, denn Licht ist Leben, Schutz und Selbstvertrauen. Geisterhaft ist nur die todte Finsterniß der Einsamkeit,

in der rundum gespenstische Stimmen laut werden und aus dem ruhelosen Halbschlaf aufschrecken. Verwirrt fährt die fiebernde Stirn empor und strebt vergeblich sich zu besinnen. Mit qualvoller Anstrengung suchen die Augen das lichtlose Chaos nach den unheimlich unverständlichen Tönen zu durchdringen. Umsonst — die Kraft des Sehnerves scheint in ewige Nacht versenkt, und schaurig-tiefes Schweigen liegt wieder umher.

O, es heißt nicht Muth hegen, wenn man im hellen Sonnenschein die herannahende Gefahr mit festem Auge mißt und der Wille ihr mit sicherer Kraft die Stirn bietet und sie erwartet.

Aber in der Finsterniß des Grabes, machtlos hingestreckt, von unsichtbaren Händen gefesselt, des Ungewissen zu harren, das nicht kommt und mit jeder Secunde kommen kann. Der einzige Mensch zu sein unter tausend unsichtbaren Feinden der Menschheit, ein Spiel des Zufalls, der Laune des Urwaldes. Wenn der Selbsterhaltungstrieb sich bis zum Fieber steigert und keine Waffe zur Vertheidigung hat. Wenn das Ohr sich bis zum Zerspringen der Arterien des Kopfes spannt und mit stockendem Athemzuge in die Nacht hineinlauscht, auf das geheimnißvolle Rascheln im Dickicht, das Knarren eines Astes, der sich unter unsichtbarer Last biegt.

Ist es die Tatze eines Raubthieres, die sich im nächsten Augenblick nach den erschlafften Gliedern ausstreckt? Ist es das Klappern der tödtlichen Schlange, die sich durch das Gras windet, um mit heimtückischem Biß die ausgestreckte Hand zu vergiften?

O, schön ist das Licht, ist die Sonne draußen, wenn sie die sicheren Dächer der Menschen vergoldet. Doch schöner ist das erste trübe Grauen des Morgens im Walde nach solcher Nacht, denn es ist die Hoffnung des aufgegebenen Lebens, die Wiederkehr des Muthes, der Kraft und der Zuversicht.

Licht — zwölf Stunden lang Licht wieder! Der Gedanke reicht aus, alle Schrecknisse der Nacht vergessen zu lassen, von den gelähmten Gliedern den frostigen Thau abzuschütteln und die Herrschaft über sie auf's Neue zu erzwingen.

Dr. Friedrich Woldmann setzte das Fläschchen, das er bei sich trug, an die Lippen und trank. Es war ein karger Rest, langsam schlürfte er den letzten Tropfen hinab und warf das werthlose Glas zur Erde. Dann trat er von den Wurzeln, zwischen denen er die Nacht verbracht — es war ihm schon, wie aus der Heimath in die Fremde — in die unbekannte Wildniß hinein.

Wohin? Gerad' aus, vorwärts! Dahin, wohin der Zufall, das Glück oder das Verderben führt.

Dieselben Kämpfe mit den rauhen, umklammernden Armen des Waldes, wie gestern; dieselbe ewig wechselnde und ewig gleiche Wildniß, Sumpf und Gestrüpp, scharfzackiges Felsgeröll und undurchdringliches Flechtwerk. Und Alles umwunden, durchschwebt vom Wipfel bis zur Wurzel, allüberall erfüllt mit den lachenden, gaukelnden Kindern der heißen Sonne, die droben aus wolkenlosem Azur herabstrahlt.

O, sie nur noch einmal zu sehen, nur noch einen Blick in das endlose Blau des Weltalls.

Mit zitternder Hand tastete der Verirrte, einen Moment athemlos innehaltend, nach seiner Uhr und sah starr auf das runde Zifferblatt: „Mittag!“

Mittag — die unsichtbare Sonne steht im Zenith — sechs Stunden, die Hälfte des Tages ist vorüber.

Mittag, die verdorrte Kehle sagt es ebenfalls. Drinnen in den Eingeweiden lauert der Hunger auf den Augenblick, wo der stärkere Feind ihm die Wahlstatt räumt — der Durst. Doch jetzt herrscht dieser allein, die Zunge am Gaumen eindorrend, lechzend wie ein gejagtes, zum Tode gehetztes Thier.

O, nur einen Tropfen Wasser für den Brand, der glühend zum Gehirn hinaufsteigt, daß die Füße willenlos zur Seite taumeln.

Nein, noch herrscht der Wille. Wie ein trüber Tag durch schwere Wolkendecke, so dämmert er nebelhaft durch die todtmüden Gedanken. Vorwärts, weiter!

Er raffte sich wieder auf und setzte mit keuchender Brust seine Arbeit fort. Besinnungsloser, instinctiver Kampf des Lebens gegen den Untergang, der von Minute zu Minute näher heranrückt.

Da plötzlich, ist es Täuschung der überreizten Nerven? Lauschend beugt das

Ohr sich vor und das Auge blickt mit stumpfsinnigem Glanz vorauf.

Es ist ein Gemurmel, das aus der dunklen, laubverhüllten Tiefe heraufkommt. Ein gleichmäßiges Rauschen — zehn eilig hastende, strauchelnde Schritte, und es wird zum Plätschern, ein weißlicher Schimmer leuchtet durch das Gewirr — noch einmal stählt die Hoffnung die Sehnen, unter der Wucht der übermächtigen Begierde zerreißt der grüne Vorhang, den die unermüdliche Natur mit jahrelangem Fleiß verwebt, und von übermächtigem Drange getrieben, wirft der Verdurstende sich an den feuchtbrüchigen Rand des Waldstromes zu Boden und beugt die dorrenden Lippen auf ihn hinab — Wasser — Wasser — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Drüben, wo am Mittag zuvor die goldenen Ranken des Epidendrum den todten Vogel aufgefangen, biegt ein brauner, federverzierter Kopf durch das Blätterdach. Mit glänzenden Augen späht er umher und hebt eine schwarze Feder aus der luftigen Hängematte, die an ihren scharfen Rispen hängen geblieben; die Kehle stößt einen dumpfen Gutturalton aus und er deutet auf die Feder, die der herangekommene Mateo gleichgültig betrachtet.

„Auge der Knechtschaft blind, Auge der Freiheit sieht," sagt der Wilde verächtlich. „Mein Bruder sieht nicht, daß Feder hier rund ist, wo sie voll sein sollte. Mein Bruder glaubt, daß Geier Jaku getödtet. Aber Blaßgesicht großer Schütze und Huhn gut getroffen. Kugel gerade durch Brust gegangen, hier am Rand von Brustfeder."

Das braune Gesicht wendet sich ab und blickt umher; dann gleitet es wenige Armlängen zur Seite und die Hand hebt das vom Jäger fortgeworfene Knochen- und Fleischgerüst des Hokko aus dem Grase.

„Blaßgesicht noch nicht hungrig gewesen, als Jaku geschossen. Federn genommen und Fleisch liegen lassen. Jaku noch vor Mittag gestern gestorben; großer Schütze sich weit verirrt haben kann seitdem."

Während die Lippen es sprechen, hat das Auge nicht gerastet und haftet auf einer Gruppe von Bocconien, deren Kelche die Blätter breit entfaltet zur Erde hängen lassen. Die weißen Zähne lachen geräuschlos und murmeln: „Indianerfuß nicht so schwer; Puma oder Wildschwein nicht so breit. Nur plumper Schuh so viel Blumen zugleich niedertritt."

Umspähend, der Macusi voran, schreiten sie weiter. Manchmal beugt der Wilde sich so dicht auf den Boden, daß es ist, als wolle er die Spur wittern. Etwa dreißig Schritte und er hält mit einem eigenthümlich stieren Ausdruck inne.

„Blaßgesicht nicht weiter gegangen," murmelt er.

Sein Blick läuft unruhig umher, während die nervige Gestalt wie eingewurzelt stehen bleibt.

Doch nun stößt er wieder einen seltsamen Kehllaut aus und seine Augen glänzen auf. „Großer Schütze hier gemerkt, daß verirrt und zu todtem Vogel zurück gewollt."

Er wendet sich rasch rückwärts. — „Hier Rückweg verloren, aber Blaßgesicht noch sehr ruhig und weiß nicht von Gefahr."

Mit elastischem Körper windet der Wilde sich durch das Dickicht und verfolgt Schritt um Schritt die unscheinbarsten Merkzeichen, daß eines Menschen Fuß vor ihm die Wildniß durchdrungen. Plötzlich jauchzt er mit einem erstickten Schrei auf und faßt nach dem eingeknickten Zweig einer Siphonie.

„Blaßgesicht, das großen Schützen liebt, keine Angst mehr haben," lacht er zu Mateo zurückgewendet. „Großer Schütze gedacht, es werde zu Rothhaut kommen und bitten: Suche Spur von meinem Freund. Deshalb großer Schütze von hier an Zweig gebrochen und Tomahawk in Baum geschlagen. Großer Schütze liebt auch Blaßgesicht im Wigwam des rothen Mannes und hat Furcht zu sterben."

Die Lippen des Indianers lachen noch einmal geräuschlos, dann eilt er wie ein Spürhund, der nach langem Umhersuchen die rechte Fährte gefunden, ohne inne zu halten, vorwärts, daß Mateo ihm kaum zu folgen vermag — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Wasser! Der Verdurstende lag auf den Knien in der vom Waldstrome ausgehöhlten Felsschlucht und trank in gierigen Zügen. Einen Augenblick betäubte die übermächtige Begierde jeden andern Gedanken, dann riß es ihn wieder auf. Noch eine solche Nacht in der Wildniß ist der Tod oder der Wahnsinn, und wie gestern bleiben ihm nur vier Stunden mehr, bis die Finsterniß, das Entsetzen, wiederkehrt.

Trotzdem fällt ein Hoffnungsschimmer in seine Verzweiflung, gleichwie ein Stück blauen Himmels hier durch die von der Schlucht auseinandergerissenen Waldkronen herabwinkt. Das Gewässer muß südwärts fließen, dem Orinoco zu; wenn ein menschliches Wesen in der ungeheuren Einöde haust, muß es am Ufer des Stromes sein.

Also stromab, weiter! Der Todtmatte raffte sich wieder auf und folgte dem rauschenden Gewässer. Unsagbar beschwerlich und langsam that er Schritt um Schritt, der mehr ein fortwährendes Gleiten und Anklammern, als ein Gehen war. Doch allmälig wühlte der Strom sich ein tieferes Bett und die Felsen traten rechts und links wandartig enger zusammen. Er mußte im Wasser selbst fortschreiten, das ihm bis über die Knie hinaufreichte; immer dunkler und verworrener woben die dichten Laubkuppeln breitästiger Ulmen sich wieder über die Schlucht und raubten den tröstenden Blick des Himmels. Sassaparillruthen und Brombeeren warfen von beiden Seiten sich wogenartig herüber, das Wasser begann weißschäumend schneller dahinzufließen und ein dumpfes Brausen, wie von jähem Sturz in die Tiefe kam nah und näher. Wenige strauchelnde Schritte noch und ein breiteres, undurchwadbares Becken staute sich an senkrechter Steinmauer auf, durch deren kaum fußweiten Spalt der Strom wie ein Pfeil hinabflog, um jenseits in tosendem Abgrunde zu zerschellen.

Zwischen zweiem die Wahl. Stromauf zurück in die Wildniß, zum Tode durch Hunger und Erschöpfung, zu sicherem Verderben, oder empor an der Felswand, von der Lianen, Asclepien, Clematis, Passifloren durcheinandergewirrt seidene Fäden und armdickes Tauwerk herabwerfen. Dazwischen drohen die stachlichten Fangarme des Desmoncus, trügerisch mit den silberhaarigen Blättern der Cekropie überdeckt, deren Wurzeln sich in die Ritzen des Gesteins hineingekrümmt und seine Fugen gelockert. Parasitenblumen, fruchtbare Modererde dazwischen kündend, umwuchern Alles und überströmen es mit farbigen Lichtern, mit buntem Zierrath von Bändern und Schleifen.

Kein anderer Ausweg. Tastend, zerrend prüfte der Verirrte die Stärke des nächsten Taugehänges mit der Hand und vertraute sich ihm. Elastisch wich es unter der Last, doch es hielt, und mit Armen und Füßen, mit den Zähnen sich anklammernd, kletterte er höher. Noch einen Ruck, und er schwingt sich auf den felsigen Vorsprung, der den Uebergang ermöglicht. Da bricht der dünne Palmenschaft, den er mit der Rechten umfaßt, aus dem lockeren Grunde und er stürzt wuchtig in das hängende Gewebe zurück, das unter ihm zerreißt, und eine Wolke von Erde, Steinschutt, Moder, Staub, Ranken, Knollen und Blüthen begräbt den Fallenden.

Minuten vergehen, eh' die Besinnung ihm wiederkehrt. Er ist mit dem Kopf auf den scharfen Rand eines Baumknorrens geschlagen und das Blut strömt hervor. Allein nicht der Fall, die Verzweiflung hat seine Glieder gebrochen. Es sind noch zwei Stunden, bis die Nacht kommt, doch wenn er es wüßte, daß eine Stunde weiter stromab eine menschliche Hütte, die Rettung, das Leben seiner harrt, er würde sich nicht mehr regen, keinen Versuch mehr machen. Todesmattigkeit liegt über ihm und er fühlt, daß es zu spät ist.

Nur zwei Dinge mehr auf dem weiten Rund des Erdballs, der Tod und die Erinnerung. Sie kommen geschwisterlich Hand in Hand — wem gilt die Thräne, die erste, einzige, die aus dem ernsten, gefaßten Mannesauge hervorquillt?

Ob der Leib in heimischer Erde zu Staub zerfällt, ob die ewig treibende Kraft des Urwaldes eine neue Blüthenzier aus ihm heraufgaukeln läßt — dem einschlafenden Gedanken gilt es gleich. Nicht was da sein wird, qualvoll ist nur, was gewesen.

Hätte es anders sein können? Hat sein Leben besessen, was ein Menschenleben besitzen kann?

Niemand auf dem weiten Erdenrund wird erfahren, wo seine Gebeine bleichen — was liegt daran? Aber wer wird ihn vermissen? Wer wird fragen: wo blieb er?

Hat er Etwas in seinem Leben gethan, daß eine warme Menschenlippe bangend fragt: wo blieb er?

Einmal nur. Nur einmal hing solche Lippe an der seinen. Nur einmal hat er empfunden, was jetzt zu spät in seinem Herzen zuckt, daß es ein Glück giebt, das er nur am Schlusse seines Daseins zu ahnen, nicht mehr mit den Armen zu umfangen vermocht hat. Schmerzlich klingt die Antwort aus seinem Herzen herauf,

daß er nicht gelebt. Bitter fühlt er, durch eigene Schuld verirrt im Tode und verirrt im Leben, und die Thräne, die erste, einzige fällt stumm auf den Boden der einsamen Wildniß, die seinem Leben gleicht.

Die müde Hand tastet noch einmal um sich und faßt das weiche, duftige Haar, nach dem er begehrt, das die Hand der Alten ihm bei Fortgange gereicht. Er legt es auf die leise athmenden Lippen, die einzige Erinnerung eines ernst und einsam durchschrittenen Lebens an einen flüchtigen Augenblick des Glücks, des vollen, süßen, warmen Rausches der Sinne. Aber der Traum, der Vorbote des dunklen Bruders, den die Nacht bringen wird wie er sie, umwirrt phantastisch seine Gedanken. Er athmet den berauschenden Duft des dunklen Haares, das ihn mit süßen Schauern umwogt; an seine Schläfen knistert das seidene Gewand und die Arme Catalina's schlingen sich zauberisch bethörend um seinen Nacken, doch seine Lippen flüstern einen andern Namen — leise, den letzten Laut, eh' die lange Nacht hereinbricht — „Juana — — —"

* * *

Wenn sie es ahnte. Am Abhange sitzt sie und starrt auf die Wellen, die unter ihren Füßen dahinfließen. Wenn sie wüßte, daß es dieselben sind, die an ihm vorübergerollt, kaum vor einer Stunde, die den letzten Klang des Lebens an sein Ohr gemurmelt. Wenn sie wüßte, daß der Strom Grüße von ihm an ihrem Blicke vorüberführt — Tropfen seines Blutes, unsichtbar im Gewoge zertheilt, wie das Gold, das die Wasser aus den Adern der Erde aufwühlen und unbemerkt unter dem ahnungslosen Auge dahintragen.

Furchtbar ist es, vom Morgen bis zum Abend mit der Entbehrung, dem Hunger und dem Durste zu ringen, den Fuß noch unermüdlich vorwärts zu bewegen, wo die Seele nicht mehr hofft, und allmälig in fruchtlosem Kampfe zu unterliegen, von der Uebermacht erdrückt, ermattet, zu Tode gehetzt. Doch entsetzlicher ist es, dies Alles nur zu denken, und vom Frühlicht bis zur Dämmerung mit ruhelosem Herzen an dem Ufer des Flusses zu sitzen und hinabzublicken auf die strömenden Wasser, wie sie daherkommen und vorüberziehen, immer gleich — wie sie hier über verborgener Untiefe sich überstürzen und aufschäumen, immer gleich — wie sie dort in klarem Spiegel das nickende Blatt der Bäume, der hohen Farren zurückwerfen, an denen das Auge jedes zartgefiederte Blättchen absichtslos tausend und tausendmal zählt und wieder zählt, immer gleich —.

Nur die Angst steigt in der Seele, Minute um Minute, gleichwie die Fluth höher und höher an die Lippen des Ertrinkenden hinaufschwillt. Nach jedem Strohhalme greift die verschwindende Hoffnung, zitternd wendet das Ohr sich nach jedem Laut, der irgendwoher aus der Tiefe des Waldes klingt.

Das braune Weib des Macusi blickte bekümmert auf das schöne Blaßgesicht, das den Namen mit mehr Recht trug, denn irgend Eines, und seit dem ersten Grauen des Tageslichtes regungslos auf demselben Flecke am Ufer gesessen. Vergeblich; nachdem das braune Kind der Wildniß die erste Scheu überwunden, hatte es die schönsten Bananen- und Pisangfrüchte der aus einem Winkel der Hütte bestehenden Vorrathskammer ausgewählt und sie auf einer kunstvoll geflochtenen Palmenmatte mit einladender Geberde seinem stummen Gaste dargeboten. Donna Juana nahm sie mit einem bleichen, dankbaren Lächeln an, doch sie standen noch unberührt, wie am Morgen. Die Wilde saß zusammengekauert an einem der Pfosten ihres rohen Hauses und arbeitete gewandt mit den Fingern an einem Halsbande für ihren Gatten, das sie aus durchbohrten Zähnen des Bisamschweines zusammenflocht, allein ihre gutmüthigen Augen gingen unausgesetzt über ihre Hände fort und belauschten jede leise Regung der Fremden. Sie glänzten auf, wenn sie meinten, daß die Hand derselben sich nach den neben ihr stehenden Früchten ausstrecken wolle und trübten sich immer wieder enttäuscht. Das braune Gesicht ward allmälig kaum minder trostlos als das weiße; seine Gedanken umschrieben einen unendlich engen Kreis, doch in ihm wogten sie unruhvoll auf und ab und zogen es gewaltsam von seiner Arbeit empor. Donna Juana bemerkte es nicht, daß ihre Wirthin plötzlich verschwand, und erst nach Stunden, die Arme und die zierlich gebauten Knie von Dornen und Stacheln blutig zerrissen, aber mit strahlendem Ausdrucke zurückkam. Ihr langes Haar triefte von

Wasser; sorgsam auf einem breiten Blatte trug sie zwei glänzende Schildkröteneier und bot, schüchtern von hinten die Schulter ihres Gastes berührend, sie ihm mit kindlich frohlockenden Blicken dar. Doch auch dieser kostbare, mühselig errungene Leckerbissen war es nicht, der das traurige Blaßgesicht erheiterte. Was auf der Erde konnte es noch sein? Donna Juana lächelte wohl wiederum schmerzlich und streichelte dankbar die weichen, vollen Wangen der jungen Wilden; sie kniete vor ihr nieder und zog ihr sorgfältig einen tief eingedrungenen Dorn aus dem braunen Knie, aber sie berührte die köstlichen Eier so wenig, wie die einladend ausgebreiteten Bananen und Pisangs. Betrübt, wie gedemüthigt, schlich das braune Gesicht in die Hütte zurück. Es streifte mit gleichgültigem Blick seine emsige Arbeit und wandte sich wieder in den Wald, von wo es mit saftigen Futterkräutern zurückkam, die es dem an dem Stamme eines Jagabaumes befestigten Relampago vorhielt. Der Appetit, mit dem das Thier die sorgsam ausgewählte Speise verzehrte, erheiterte ihr Auge zwar etwas wieder, doch das Verständniß für den schweigsamen Kummer ihres Gastes schien allmälig in ihr emporzubämmern und auch auf ihr zu lasten, denn sie streichelte freundlich die Mähne des zutraulich nach ihrer Hand witternden Pferdes, aber man sah es, ihr Ohr lauschte gespannt dazwischen in die Wildniß hinaus.

Tief und tiefer legte sich das Dunkel über den schmalen Pfad, auf dem seit Stunden die Augen Donna Juana's unbeweglich ruhten, wo in der Mondnacht die Gestalt Mateo's und seines wildstolzen Begleiters verschwunden. Die Nacht fiel aus den Wipfeln der Bäume,

„Wie die Feder vom Fittig des Adlers,
Der durch die Wolken jagt,"

und ein krampfhaftes Schluchzen der Angst und der Verzweiflung rang aus der Brust der Harrenden herauf, daß sie die Nägel in ihren weichen Arm grub, um den Schrei zu ersticken —.

Da rührte wieder die braune Hand des jungen Weibes von hinten an ihre Schulter, schüchtern wie zuvor und doch zuversichtlicher, als ob sie etwas noch Wundersameres, Köstlicheres als Schildkröteneier aufgefunden. Man gewahrte kaum auf wenige Schritte mehr irgend einen Gegenstand, doch wie Juana den dicht zu ihr geneigten Augen ihrer Wirthin begegnete, sah sie, daß etwas Außerordentliches in ihnen leuchtete und fuhr auf: „Was hast Du? Was willst Du sagen?"

Die Wilde legte einen Finger an ihr Ohr und nahm, stromaufwärts deutend, die Stellung einer Lauschenden an. Sie schüttelte lachend den Kopf, wie das Blaßgesicht fragend auf den stromabführenden Weg zeigte, und lud ihre Gefährtin mit einer ausdrucksvollen Geberde ein, in die entgegengesetzte Richtung zu horchen.

Juana that es, dann schüttelte auch sie mit trostlosem Blick den Kopf. „Das Wasser rauscht und der Wind geht durch den Wald und bringt die Nacht und den Tod," murmelte sie schaudernd.

Die Wilde verstand die Worte nicht, nur ihren Klang, doch ihre weißen Zähne lachten noch freudiger wie zuvor aus den hübschen Lippen. Sie faßte kühn den Arm der Fremden und deutete auf ihre nackten Füße. Dann entfernte sie sich wenige Schritte, soweit es die Dunkelheit erlaubte, und ahmte zusammengekrümmt einem Menschen nach, der sich mühsam durch's Dickicht fortbewegt. Dabei hob sie, einen frohlockenden Laut ausstoßend, drei Finger in die Höhe.

Juana sah sprachlos ihrem Treiben zu — plötzlich tönte stromauf der Schrei eines Waldpfauen durch den Wald, den die Wilde, die Finger an den Mund legend, kunstvoll ebenso erwiederte. Noch eine Weile und auch dem europäischen Ohre vernehmlich krachte dürres Gezweig unter herannahenden Fußtritten.

Starr wie eine Bildsäule stand Juana den Kommenden zugewendet — dann sah sie drei Gestalten aus dem Dunkel auftauchen, von denen die mittlere, auf den Arm Mateo's gestützt, mühsam näherwankte, und sie preßte einen ungeheuren, wahnsinnigen Schrei, den die Brust ausstoßen wollte, mit beiden Händen zurück, und floh in entgegengesetzter Richtung in das Dunkel des Waldes hinein.

„Laßt mich schlafen." Es waren die ersten Worte, die der Gerettete zu seinen Führern sprach. Mateo entzündete aus aufgehäuftem Reisig ein schnell auflodernbes Feuer vor der Hütte, während die junge Wilde mit stummer Neugier den Verirrten betrachtete und forschend jeden

seiner ermatteten, todtmüden Züge musterte. Sie schien mit dem Ergebniß ihrer Prüfung nicht unzufrieden, denn sie warf einen dankbaren, stolzbewundernden Blick auf ihren braunen Gatten, der sich, seine Pfeife anzündend, gleichgültig am Feuer zu Boden kauerte, und streichelte mit der Handfläche zärtlich schmeichelnd ihm über Stirn und Schläfen, eine Huldigung, die er mit der Miene eines Königs, seine Beschäftigung unverändert fortsetzend, aufnahm.

Doch weder er noch Mateo verachteten die Bananen und Pisangs, welche die leichtcostümirte Hausfrau ihnen darbot. Nur mit den Schildkröteneiern schien sie noch absonderliche Zwecke zu verfolgen, denn sie entzog dieselben mit einer gewissen Achtsamkeit den Augen ihres Eheherrn und verbarg sie sorgfältig in einer der unerschöpflichen Vorrathskammern ihres Hauswesens. Dann wandte sie sich wie ein lockender Vogel mit den Lippen schnalzend in den Wald, während die beiden Indianer schweigsam, „der Natur den Tribut zahlend,“ am lodernden Feuer saßen, in das sich unzählige groß- und kleinflügelige Insecten, rastlos aus dem Dunkel hervorschwirrend, selbstmörderisch hineinstürzten. Von drinnen aus der Hütte ertönte das tiefe, gleichmäßige Athmen des Schlafenden, der sogleich in die ihm dargebotene Hängematte zurückgesunken, in todesähnlichem Schlummer dalag.

Nach einer Weile kehrte die junge Wilde mit Zeichen der Unruhe im Gesicht wieder. Sie trat auf das Feuer zu und redete in ihrer Sprache, rückwärts deutend, eifrig mit Mateo, der fast gleichzeitig aufsprang und auf den von ihr bezeichneten Fleck zueilte.

Dort, noch eben von dem Widerschein des Feuers angestrahlt, saß auf einem umgestürzten Baumstamm, neben dem wie ein treuer Riesenhund Relampago auf den Knien lag, Donna Juana. Sie hielt das Gesicht in die Hand gestützt und blickte melancholisch in die zwischen hohen Farren bald emporzüngelnden, bald zurücksinkenden Flammen. Man sah, daß ihre Stirn nach Gedanken haschte, und daß sie wieder zerrannen und nichts hinterließen als die Thränen, die unbewußt aus den starren Augen hervorquollen.

„Herrin,“ sagte Mateo herantretend, „Ihr wollt nicht in die Hütte des Macusi gehen? Fürchtet Ihr Euch? Wahrlich, Ihr habt Nichts zu besorgen. Aber Ihr kränkt sein Weib und setzt hier der Gefahr des giftigen Nachtthaues Euch aus.“

Sie schwieg eine Weile. „Wo fandet Ihr Don Federigo?“

Der Aufseher erzählte und pries den Scharfsinn seines wilden Stammesgenossen. „Ich hätte ihn nimmermehr gefunden, doch er folgte seiner Spur bis wir an den Strom kamen und sie verschwand. Der Sennor muß im Wasser fortgeschritten sein, denn selbst der Macusi stand rathlos. Dann sagte er: Großer Schütze ist klug und kann nicht stromauf gegangen sein, denn er wollte wieder zu dem Blaßgesicht, das ihn liebt.“

Donna Juana stand unruhig auf. „Und Ihr fandet ihn?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Er mußte mit letzter Kraft versucht haben, eine Felswand zu erklimmen, kaum eine Stunde stromauf von hier, und war heruntergestürzt,“ entgegnete Mateo. „Wir fanden ihn bewußtlos mit blutiger Stirn und besprengten ihn mit Wasser. Dann blickte er verstört auf und schloß die Hand krampfhaft um eine schwarze abgeschnittene Locke, die er auf seine Lippen gelegt —“

Donna Juana's Brust athmete angstvoll. „Hast Du ihm gesagt, daß ich — daß ich hier sei, daß ich es gewesen, die —“

Ein Lichtblitz, der von dem Brande aufzuckte, umhellte ihr mit tiefem Roth überströmtes Antlitz. Mateo schüttelte den Kopf.

„Er verstand nichts von dem, was ich ihm sagte, und gab keinerlei Antwort. Es war unendlich mühsam, ihn durch das dichtverflochtene Dickicht am Ufer zu schleppen, denn die Füße versagten ihm, sonst wären wir schon eher hierhergelangt. Nur das Haar hielt er hartnäckig zwischen den Fingern und ließ es nicht —“

„Es ist gut,“ fiel Donna Juana hastig ein, „Du hast wieder gut gemacht, was Du gesündigt, Mateo. Du hast es thun müssen, die Vorsehung hat es gewollt. Wenn Du es nicht gethan —“

Sie schauderte leicht zusammen und griff nach der Hand des Aufsehers, in die sie einige Goldstücke hineinlegte. „Es ist Alles, was ich bei mir trage, gieb es Deinem Freunde und sage, daß ich ihm

danke. Auch Dir werde ich mein Versprechen halten; was ich Dir zugesagt, gehört mir, ich darf es verschenken, und werde Sorge tragen, daß es Dir zu Theil wird."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr mit gedämpftem Tone fort: „Ich fordere nur einen Dienst noch von Dir, Mateo. Ich will fort von hier, sobald der Mond so hoch steht, daß er den Pfad am Flusse erhellt. Es liegt eine Stadt weiter hinab, dort wo der große Strom, an dem wir wohnen, in's Meer mündet, in der ich Verwandte besitze, und dorthin will ich und Du sollst mich begleiten. Dann kehrst Du in das Haus Don Amedeo's zurück; ich will Nichts von ihm als ein kleines Buch, das Du mir bringen sollst."

Sie sprach es so leise, daß er es nur eben verstand, doch auch so ruhig, so fest, daß er fühlte, hier nütze kein Widerspruch. Er ging kopfschüttelnd an's Feuer zurück; auf halbem Wege trat die junge Wilde hinter einem Baumstamm hervor und flüsterte mit ihm. Ihre Augen hatten unablässig aus der Ferne auf dem Mienenspiel Donna Juana's geruht; nun stand sie trübsinnig und nachdenklich und blickte in die Flammen. Mateo hatte auf ihre Worte zustimmend mit dem Kopfe genickt und lagerte sich wieder zu dem Macusi auf den Boden, während das braune Weib in der Hütte verschwand.

Noch wenige Minuten und Alles schlief, von der gewaltsamen Anstrengung des Tages gleicherweise ermüdet. Auch über Donna Juana kam der Schlaf, und sie lag, die Stirn in der Hand vergraben, an den harten Baumstamm gelehnt. Nur der Strom murmelte seine geheimnißvolle Weise, den Athemzug der Wildniß, weiter dem Meere zu, und das Feuer knisterte fort. Und nur die spähenden Augen der jungen Wilden wachten und trieben ihr geheimnißvoll sinnendes Spiel wie die rauschenden Wasser. Auch ihre Lippen murmelten leise vor sich hin, wie der Strom, sonderbare, mühsame Laute, mit denen die Zunge kämpfte und sie rastlos wiederholte.

So verrannen Stunden; neben ihr in der Hängematte bewegte der Gelehrte sich in unruhigem Traum und redete ab und zu in unzusammenhängenden, abgebrochenen Worten. Das braune Weib lauschte eine Weile, dann sagte er deutlich „Juana," und sie erhob sich frohlockend aus ihrem Winkel und eilte hinaus auf die Stelle zu, wo Donna Juana ruhte. Wie aus dem Schlaf gescheucht, mit erschreckt keuchender Stimme, trat sie an die auffahrende Schläferin und stammelte verwirrt:

„Don — Federig — sehr — krank, Misia. Ruft — Hülfe — ruft Juana —"

Entsetzt, besinnungslos, wie im Traume flog die schöne Frau empor. Sie dachte nichts — nicht an den merkwürdigen Umstand, daß die Wilde, die den ganzen Tag hindurch nur durch Zeichen mit ihr zu sprechen vermocht, plötzlich, wenn auch nicht sehr deutliche, doch immerhin verständliche Worte zu Gebot hatte — nichts, als daß er krank und hülflos daliege und nach ihr rufe.

Auf die Hütte zu, ohne Gedanken, athemlos, in wilder, namenloser Angst.

Geräuschlos lachend, mit listigen, glänzenden Augen folgte ihr die braune Ruhestörerin. Scheu und heftiges Verlangen wechselte in ihren Bewegungen. Vorsichtig schlich sie an die Pfosten ihrer luftigen Wohnung heran und lauschte zusammengekauert, noch immer mit den Lippen das letzte der ihr von Mateo gelehrten fremdartigen Worte fortmurmelnd, in das Innere hinein.

Es war nur ein matter, röthlicher Schimmer, der bis dorthin fiel, über das rohe Geräth der Indianerhütte bis an die grob aus Palmrippen geflochtene Hängematte, in welcher der angeblich Kranke lag. Wenigstens verrieth sein Gesicht von dem letzteren nichts; es war bleich und die Spuren der Anstrengung darauf sichtbar — doch krank? Vielleicht gar sterbend, wie die ängstliche Hast der Wilden es fürchten ließ?

Nein — Donna Juana sagte es sich selbst, andere Hülfe war hier nicht vonnöthen als Ruhe, Schlaf. Sie konnte unbesorgt wieder zurückkehren, von wo sie gekommen.

Sie wollte es auch — das lauschende Weib unter dem Eingange der Hütte hob mechanisch die Hand, als wollte sie bitten, schmeicheln, zurückhalten, und es zitterte ängstlich in ihren großen, unruhigen Augen.

Nein — einmal ihn noch sehen, sie hatte es ja auch damals gewollt, als sie das Haus ihres Gatten verlassen, um an-

dere Wege zu gehen, als den, auf den der Zufall sie geführt. Ein Blick mag kurz währen, wenn er morgen, wenn er jemals wiederkehrt, doch ein Blick, der für ewig Abschied nimmt, darf lang sein. Es ist die letzte süße Qual des Lebens, der letzte rothverglühende Sonnengruß, ehe die lange Regenzeit hereinbricht.

Wie der Athemzug sich hebt und senkt und die Lippen sich leise öffnen und schließen! Wovon mögen sie träumen? Auch die Hand, die auf der Brust so regungslos liegt, hebt und senkt sich mit, weiß und friedlich, nur die Finger sind fest um etwas zusammengeschlossen, das dunkel von ihnen absticht. Was ist es?

Sie weiß es genau, jeder hastige, qualvoll süße Schlag ihres Herzens sagt es ihr. Doch sie möchte es bestimmt, unumstößlich wissen, möchte den Gedanken als Lieblichstes mit sich nehmen in die Oede, die Wildniß, den Urwald ihres Lebens, der sie erwartet, und sie streckt scheu die Hand darnach aus und berührt leise die des Schläfers, deren warmes Blut in ihre zagend kalten Fingerspitzen hinüberströmt.

Umsonst, die Hand läßt ihren Schatz nicht, sie klammert sich fester um ihn und theilt ihre Unruhe dem Haupte mit, das sich seufzend umwendet. Erschreckt hält die Lauscherin inne; sie wagt nicht sich zu regen und blickt bangend athemlos auf die geschlossenen Lider.

Wenn sie sich öffneten, in dieser nie wiederkehrenden, herzklopfenden Secunde öffneten —

Da — was ist das? Bei der unruhigen Bewegung des Schlafenden haben nicht die Augen, doch die frische Wunde in seiner Schläfe sich geöffnet und das Blut quillt in rothen, zögernden Tropfen hervor.

Ist es eine tödtliche Wunde, ist's nur ein leichter Einschnitt, der morgen geheilt sein wird? Wägt das Auge der Liebe es ab, das aus ihr das Blut rinnen sieht?

Das eigene Blut strömte nach dem Herzen Juana's zurück, wie ihre kleine Hand sich hastig, unbedacht auf die schmale Wunde legte, um sie zu schließen. Der Schlaf mußte sehr fest sein, daß er nicht erwachte, nicht in das schöne, bleiche, zweifelvolle Gesicht sah, das sich so dicht über ihn herabbeugte, daß es den Hauch seiner Lippen empfand.

Nur einmal noch, nur noch einen langen, abschiednehmenden Blick.

O wie fest, wie gesund und erquickend mußte dieser Schlaf sein, denn an der lauschenden Stirn über ihm hat sich das lange, dunkle Haar gelöst und droht zu fallen, ohne daß die Besitzerin es weiß. Eine leise Bewegung ihres bräunlichen Nackens und es rollt herab.

Und es rollt dicht wie eine Woge auf die geschlossenen Augen, die halbgeöffneten Lippen des Schläfers herab und er erwacht nicht. Er athmet nur tiefer wie nach einem Duft, der ihn umschwebt, und seine Arme heben sich im Traum und seine Lippen sagen glückselig, traumverrathend, lächelnd: „Juana."

Lächelnd — alle Ermattung und Kraftlosigkeit fortlächelnd aus den Zügen des Schläfers — alle Kraft und Gedanken und Willen fortlächelnd in dem zauberisch verzauberten Gesichte über ihnen, das die suchenden Arme näher um seinen Nacken kommen und sich zusammenschließen fühlt, während die träumenden Lippen noch einmal, immer lächelnd, wiederholen: „Juana."

Nein, es ist nicht wahr, daß der Wille Alles vermag und Allem gebietet. Er kann dem, der auf seinen Antrieb den Tod in den Wellen gesucht, wenn die Fluth ihm bis an die Lippen steigt, nicht wehren, aufzuringen und wieder um Luft und Leben zu kämpfen — denn es ist wider die Natur. Er kann den Schrei nicht ersticken, den das namenlose Entsetzen, den das namenlose Glück der überwältigten Brust entreißt — denn es ist wider die Natur. Er kann den Nacken nicht zurückschnellen, den die suchenden, unbewußten Arme umklammern, denn er lehnt sich auf wider die Natur — ein bestellter Sclave, der herrisch über Alltagsgedanken befiehlt, empört er sich gegen die Majestät des Herzens, das ihm seine Macht verliehen, das in diesem Augenblick von den Stufen seines Thrones herabsteigt und hervorschreitet, und mit gebieterischem Schlag sein Recht aus der Hand des Unterthanen zurückfordert.

Nein, sie ist nur ein Mensch, und das Ueberirdische nicht von ihr zu verlangen. Sie ist lebendig, und die Kälte des Todes hat kein Recht an sie. Sie ist die Liebe, und es giebt kein göttliches Gesetz, das Liebe zwingen kann, zu entsagen. Sie ist ein Kind der heißen Sonne, und die Na-

tur läßt sich lange bekämpfen durch neuerwachte, fremde, deutsche Gefühle, durch Stolz und Bangen und Scham — aber sie läßt sich nicht ertödten.

Und ungestüm, mit glühender, namenloser Sehnsucht schlang Juana die Arme wieder um den Nacken des Mannes, den sie gerettet, dessen Leben ihr gehörte, weil er es ihr verdankte, und küßte seine von ihrem Haar umschleierten Lippen wieder und wieder. Traumhaft öffnete er die Augen und rang sich aus ihren Armen los und starrte sie an. Nur ihr dunkles Haar hielt er umfaßt und stammelte: „Catalina — das ist das Haar Catalina's —"

„Blinder, hat ein Weib, hat Dein eigenes Herz Dich so lange betrogen?" Sie lachte glücktrunken auf und blickte ihn mit ihren tiefen Zauberaugen an, bis der Schleier von den seinen fiel und er aufschluchzend die Stirn in ihren geöffneten Armen begrub. Er dachte nichts; wie in dem einzigen Moment, den das Leben ihm mit Glück erfüllt geboten, athmete er den Duft des Haares, das ihn umwogte, fühlte die weichen Arme, die ihn hielten, das Rauschen des seidenen Gewandes, unter dem das Herz ungestüm wie damals klopfte, bis es stiller und stiller ward, wie die Fluth, die zurückbrandet und nur mit sonnigen, leisen Wellen das Ufer umschmiegt, wie der Sturm der Leidenschaft, der aus dem uralten Geheimniß der Liebe emporrauscht, in süßen Schwingungen ausbebt.

Sie war allmälig auf die Knie gesunken, wie er es damals vor ihr gethan, doch ihre Arme hatten seinen Nacken nicht verlassen und seine nicht den ihren — zwei verirrten Kindern gleich, die sich endlich gefunden. Draußen erlosch die letzte Reisigflamme, die mit mattem Schein in die Hütte hinabgestrahlt, und die junge Wilde erhob sich mit einem unterdrückten Ton, der wie lachend und schluchzend zugleich klang, hinter ihrem Pfosten. Lautlos schlich sie an die verglimmenden Kohlen und streckte sich neben ihrem braunen Gatten zu Boden und schlang, den Kopf dicht an seine Schulter rückend, leise, ohne ihn zu erwecken, den runden Arm um seine Brust.

Nun war Alles still — nur der Waldstrom murmelte seine ewigen Räthselworte dem Meere entgegen, und nur aus dem Dunkel tönten hie und da die geheimnißvollen Laute des Urwaldes und der Liebe, uralt und räthselhaft wie jene.

* * *

Und wieder rief es: „Cevánte, Cevánte! — Dios de ti! Dios de ti!" Im Morgengolde lag die Welt, und die bunten Stimmen des Lebens übertönten die melancholischen, antwortlosen Fragen des Waldstroms. Vor der Indianerhütte standen drei ihrer nächtlichen In- und Anwohner zum Aufbruch gerüstet. Eigentlich vier, denn Donna Juana saß auf dem Rücken des ungeduldig mit dem Huf scharrenden Relampago, der den unbekannten Lauten, die aus der Tiefe des erwachten Waldes ertönten, neugierig-fröhlich die Ohren entgegenspitzte.

Sonst sah, trotz den Vorgängen der Nacht, Niemand übermäßig fröhlich aus. Nicht der Indianer, der ein gleichgültig stolzes Gesicht wie immer bewahrte, noch Mateo, der reichen Anwartschaft ungeachtet, welche die Dankbarkeit seiner Herrin ihm dargeboten. Doch auch in den Augen Donna Juana's, wie in denen ihres blonden Freundes lag kein ungetrübter Glanz, wie die Nacht ihn verheißen. Und am wenigsten lag er in den großen braunen Sternen der jungen Wilden, die zaghaft traurig wieder unter den unruhigen Wimpern umherschweiften, nachdem Juana ihr freundlich die Hand zum Abschied gereicht. Sie stand mit gesenktem Kopf und sah, wie Relampago den schlanken Vorderfuß zum Gange erhob — da trat sie mit schnellem Entschluß hastig auf Mateo zu und flüsterte ihm einige stockend verlegene Worte in's Ohr. Er blickte sie einen Moment groß an, allein dann nickte er lachend mit dem Kopf und ging an Donna Juana heran und flüsterte ihr das Vernommene zu. Und auch um ihre Lippen flog ein schnelles, sonnenhaftes Lächeln; sie wandte die Stirn und schaute, die Arme öffnend, das hübsche Indianerweib mit vertraulich winkenden Augen an.

Ein seliger, glückstrahlender Ausdruck übergoß das Gesicht der Wilden, und wie ein Pfeil schnellte sie sich auf den Rücken des Pferdes, schlang die nackten Arme heftig, sehnsüchtig um den Nacken der Reiterin und küßte zärtlich ungestüm die ihr bereitwillig und liebreich zugewendeten

Lippen. Dann schwang sie sich behend wieder herab und rief, fröhlich wie ein Kind vor der Hütte umherhüpfend, mit unverständlich dazwischen gemischten Glückwünschen ihrer Sprache: „Ju—ana! Don Federig, Ju—ana!"

Nun winkte sie unausgesetzt mit der Hand, bis die Fortziehenden im Walde verschwanden. An der Wimper der schönen Reiterin zitterte eine Thräne; sie hielt schweigsam ihre Rechte in der des neben ihr schreitenden Gelehrten, und die Cavalcade bewegte sich stumm den schmalen Pfad am Flußufer entlang, den sie in der Mondnacht gekommen. Nur immer langsamer schritt Relampago — war es sein eigener Wille, war es der der weißen Hand, die ihn lenkte? Immer zögernd langsamer. —

Da — nein, sie konnte es noch nicht sein, es war ja kaum ein Moment, seitdem sie die Hütte im tiefen Urwalde verlassen. Und doch sie war es, weiß und staubig zog sie sich zwischen den dunklen Wegrändern dahin, die Landstraße, der breite Weg, an dem der Traum der weltabgeschiedenen Wildniß endete und jene Welt, die draußen lag, ihr Recht zurückforderte. Hoch im Bogen schwang die Brücke sich über die Felsschlucht, und auf der anderen Seite führte die Landstraße weiter durch die schweigenden Wälder. Entschlossen zog die kleine Hand am Fuß der Brücke den Zügel an und streckte sich dann zu ihrem weißen Begleiter hinab. Er faßte sie und küßte die herabgebeugten Lippen, lange, lange. Was es bedeutete, die Nacht mußte es gehört haben, denn der Tag vernahm nichts. Kein Wort, keinen Gruß, nur ein Seufzer hier und dort — und Relampago gehorchte widerwillig dem Befehl seiner Herrin, die ihn zu beschleunigtem Gang ab von den Ställen der Heimath über die Brücke antrieb. Neben ihr mit großen Schritten ging Mateo, und nur der Gelehrte blieb diesseits der Brücke zurück und blickte den klein und kleiner Werdenden nach, bis der Weg sich bog und der Urwald sie verdeckte. Dann wendete er sich und verfolgte die Landstraße in entgegengesetzter Richtung, auf die Stadt zu. Er wunderte sich selbst über die Leichtigkeit, mit der er seine Glieder nach den Schrecken des gestrigen Tages bewegte. Alle Ermattung war wie durch Zauber von ihm gewichen, und nur in seinen Augen, die sich noch manchmal thöricht nutzlos umdrehten und zurückschauten, lag es trüb und verdunkelnd. Doch allmälig erheiterten auch sie sich, und er ging schneller und schneller, als ob die Geschwindigkeit ihm Trost und Beruhigung verleihe. Bald lag die Stadt mit heiß überstrahlten Dächern vor ihm. Sie blickte ihn so bekannt an, als ob er sein halbes Leben in ihr verbracht, und doch wieder, als ob Jahre vergangen, seitdem er sie verlassen. Auf dem nächsten Wege schritt er dem Hause Don Amedeo's zu, doch ehe er es erreichte, tönte ihm die Stimme desselben aus dem Innern der geöffneten Tienda entgegen, in deren Hintergrunde Don Amedeo, mit den Beinen schaukelnd und den Rauch seiner Cigarillo von sich blasend, auf dem Ladentische saß.

Waren erst vier Tage, waren nicht vier Jahre verflossen, seitdem er hier an der nämlichen Morgentertulia vorübergekommen und eilig unbemerkt vorbeigeschritten?

Er ging jetzt geradeswegs hinein und auf seinen Wirth zu. Don Amedeo war ganz in untadelhaftes Weiß gekleidet, wie immer, nur um den Strohhut trug er einen breiten, schwarz abstechenden Flor. Verwundert riß er die Augen auf, wie sein Gast hereintrat, und sprang in unbedachtsamer Anstrengung von seinem Sitze herunter.

„Seid Ihr es wirklich, Don Federigo?" sagte er; „santa virgen, Euer Anblick ist mir wie ein Gruß des Himmels, Sennor. Wir dachten, daß der Urwald Euch verschlungen und daß Ihr nimmer an's Tageslicht zurückkämt. Mein unwürdiges Haus ist beglückt, seinen Herrn wieder in Euch zu begrüßen, Caballero."

Er reichte Woldmann die Hand und Don Pablo that das Nämliche. Auch Don Alonso that es und Don Pascual. Und Don Miguel und Manuel thaten es und baten, über sich und alle ihre Habe zu verfügen.

Es trat eine Pause ein, in welcher Don Amedeo seinem Gaste abermals die Hand schüttelte und ihm eine Cigarillo darbot. „Denn Ihr seid erschöpft von der Anstrengung, vor der ich Euch so oft gewarnt habe, Don Federigo, und Nichts beschwichtigt die Erregung der Nerven besser, als dieser feine Duft aus der Havanna. Ich sagte Euch, es ist Thorheit, in den Wald bei

uns zu gehen. Es ist zwar kühl dort, doch nicht so sehr, daß es sich darum lohnte, sein Leben zu riskiren."

Don Amedeo hielt einen Augenblick inne und fuhr dann in ernsthaftem Tone fort:

„Ihr werdet eine Veränderung in meinem Hause finden, die sich während Eurer Abwesenheit zugetragen, Sennor. Eine traurige Veränderung, Ihr findet mich gebeugt —"

Der Sprecher glitt sich mit der Hand über Stirn und Augen, es war nicht zu entscheiden, zu welchem Zwecke, ob um eine Thräne, oder um den Schweiß von dort fortzutrocknen, und das Nämliche that Don Pablo und Don Alonso. Don Miguel und Manuel konnten es nicht, da sie beschäftigt waren, sich gegenseitig eine neue Cigarillo anzuzünden, und Don Pascual wiederholte ernst:

„Eine traurige Veränderung, Sennor."

„Ein schwerer Schlag ist auf mich gefallen, Don Federigo," fuhr Don Amedeo mit noch mehr gedämpfter Stimme fort, „und ich bitte Euch um Eure Theilnahme. Es ist sehr heiß in den letzten Tagen gewesen, und die Sonne in diesem unglückseligen Lande hat mir das Kostbarste geraubt. Ich bin ein armer Mann, Sennor —"

„Ein armer Mann," wiederholte Don Pascual, und Don Pablo und Don Alonso bestätigten es, aber sie setzten hinzu: „Faßt Euch, Sennor."

Woldmann fühlte, daß ihm das Blut theils aus Verlegenheit, theils aus Entrüstung zu Häupten stieg. Don Amedeo seufzte und begann wieder:

„Ich weiß nicht, wie ich Euch das Schmerzliche mittheilen soll, Caballero. Donna Juana, meine Gattin — ach, sie war es, und ich habe nur sie geliebt und habe sie verloren. Es war sehr heiß, auch Ihr wißt es, und die Hitze hat ihre Sinne zerrüttet. Unaufschiebbare Geschäfte — Ihr wißt es — zwangen mich zu einer Reise, und während meiner Abwesenheit kam der Irrsinn bei ihr zum Ausbruch. Man hat es mir gesagt, die Unglückliche hat am vorletzten Tage ihres Lebens den ganzen Morgen in der Küche verbracht und nach der Comida sich mit den Negermädchen auf den Corridor gesetzt und sie im Nähen unterrichten wollen. O, wäre ich dagewesen und hätte diese Anzeichen der Tollheit gesehen, sie lebte noch, meine unvergeßliche Juana. Das ahnte ich nicht, als sie an jenem Morgen so liebevoll — Ihr wißt es — von mir Abschied nahm."

Die letzte Unverschämtheit trieb dem Gelehrten das Blut noch höher in die Schläfen. Er stammelte einige ihm selbst unverständliche Worte. „Faßt Euch, Sennor," murmelte Don Pascual.

„Ich danke Euch für Eure innige Theilnahme, Don Federigo," fuhr Don Amedeo, seinem Gaste ergriffen die Hand schüttelnd, fort. „Dann kam der Wahnsinn in ihr noch am Abend desselben Tages zu vollem Ausbruch, sodaß die Unglückliche das heiligste Gebot unseres Landes, die Gastfreundschaft, verletzte und in ihrem eigenen Hause eine hochgeachtete Dame dieser Stadt in Gegenwart der ganzen Tertulia tödtlich beleidigte. Es ist unglaublich, Sennor, unglaublich —"

„Unglaublich, doch wir selbst haben es erlebt," seufzten Don Pablo, Alonso, Pascual.

Die Stimme Don Amedeo's dämpfte sich immer mehr: „Und dann hat die Unglückliche in einem lichten Augenblicke gefühlt, daß sie die Ehre meines Namens, meines Hauses, meiner Stellung geschändet, daß sie nur ein Mittel habe, diesen Schimpf auszutilgen, und sie ist gestorben — aus Liebe für mich gestorben."

Die letzten Worte waren fast tonlos gesprochen.

„Mein Lebensglück ist vernichtet," hob der Sprecher mit schmerzlichem Aufschwung der Stimme wieder an, „vernichtet seit der Minute, in der ich den Brief fand, den sie hinterlassen, in welchem sie mir ihre Absicht mitgetheilt, den Tod in den Wassern zu suchen. Nicht einmal ihre sterblichen Reste werde ich mehr erschauen; wohin haben die unerbittlichen Wellen sie mir entrissen — ?"

„Wohin?" fragten in dumpfem Tone Don Pablo, Don Pascual, Don Alonso.

„Mir bleibt nur ein Trost, nur eine Aufgabe mehr auf Erden, durch die heiligen Diener der Kirche ihr unsterblich Theil zu retten, und ich lade Euch ein, Don Federigo, an der ersten feierlichen Todtenmesse, die heut Nachmittag in der Iglesia de la resurreccion für die Verstorbene stattfindet, Antheil zu nehmen."

Woldmann verbeugte sich schweigend, während auch Don Miguel und Don Manuel sich jetzt von ihrer Beschäftigung umwandten und ein gemeinsames: „Faßt Euch, Sennor!“ murmelten.

Allein Don Amedeo vermochte diesem wohlgemeinten Rathe noch immer nicht zu folgen. Er seufzte noch tiefer als zuvor und begann abermals:

„O, es war eine Ahnung, die mich trieb, als ich in jener Nacht von meiner Geschäftsreise zurückkehrte. Es war eine Ahnung, die mich den Kutscher antreiben hieß, schneller zu fahren, durch die ich mein schönstes Reitpferd, meinen Relampago, verlor. Er riß sich von dem Wagen los, doch die Ahnung hieß mich, keine Secunde zu verlieren, um den Flüchtling zu erwarten. Ich dachte, er werde vielleicht vor mir im Stalle meiner warten — so habe ich das edelste Roß in Venezuela verloren, denn alle Forschungen, die ich unermüdlich angestellt, sind vergeblich gewesen. Ihr kanntet es, Sennor; wer kannte es nicht? Ich hatte es für 2000 Ducados von Don Cristobal gekauft und zweimal den Preis mit ihm gewonnen, und am anderen Tage bot Don Ricardo mir 5000 Ducados dafür. Ich schlug sie aus; wer kann in die Zukunft blicken! O, welch' ein Thor war ich, Caballero!“

„Faßt Euch, Sennor,“ sagte der deutsche Gelehrte und wandte sich zum Gehen.

Don Amedeo schüttelte ihm noch einmal die Hand. „Verzeiht, Don Federigo, daß ich über meinen unersetzlichen Verlusten Euren Zustand vergessen. Ihr bedürft der Ruhe, würdigt mein ärmliches Dach der unverdienten Ehre, sie Euch zu Theil werden zu lassen. Sobald meine Pflichten es verstatten, werde ich mir das Glück Eurer Gesellschaft vergönnen. Santa virgen, wie bedauere ich Euch, bei der Hitze die Gasse überschreiten zu müssen, Caballero.“

Mit diesem Seufzer setzte Don Amedeo sich vorsichtig auf den Ladentisch zurück, und Woldmann grüßte die Anwesenden und schritt an dem Flusse hinunter und durch den Corridor in's Haus hinein.

Es war so still und kühl und ausgestorben darin, wie an dem ersten Tage, da er es betreten. Selbst das mystische Surren der Schaukelstühle hinter den Wänden war verstummt — war es wiederum kaum eine Woche erst, daß er fremd hierher gekommen? Verschlafen lag Rafaele, von ihren Wollköpfen umkauert, auf den Fetzen der Palmenmatte in der Ecke; unter dem Schatten eines dichtblättrigen Strauches, am Eingang des Patio, lag Bastian und schlief ebenfalls. Alles ruhig, unveränderlich, tropenmüde und gleichgültig. Es durschauerte Woldmann — gerade so wäre es auch gewesen, wenn der Besitzer des Hauses drüben in der Tienda die Wahrheit gesprochen. Wenn die Sonne, die Alles erhellt, erwärmt, belebt, nicht nur von flüchtigem Gewölk verhüllt — wenn sie wirklich kalt und todt vom Himmel gefallen und die Welt zu glanzlosem, eisigem Chaos geworden. —

Unbemerkt von einem lebendigen Wesen gelangte er auf sein Zimmer. Ihm war Alles wie ein Traum, die letzten Tage und die letzte Nacht, ja sein ganzes Leben. Dazu kam die gespenstische Ruhe, die ringsum über Allem lag, als ob die Bewohner des Hauses vor tausend Jahren gestorben und nur von unsichtbaren Händen die Ordnung methodisch forterhalten würde, die jene bei Lebzeiten geschaffen. Und so auch in seinem eigenen Gemache; Alles lag und stand, wie er es verlassen, und er entsann sich deutlich, daß er es so gestellt und gelegt. Nur kam's ihm vor, als müsse es in einem andern Leben vor diesem gewesen sein.

Da lag sein Tagebuch noch auf dem Tische, und er griff danach und schlug das Blatt auf, das er am ersten Abend seines Hierseins beschrieben. Hastig überflog sein Auge die Worte:

„Donna Juana — aus Alabaster gemeißelte, farbig bemalte Figuren, kalt, phlegmatisch, gelangweilt, mit schläfrigem Blute, gedankenleer und geistesarm, fortvegetirend von Tag zu Tag in üppigem Wachsthum, wie das Schlinggewächs des Urwaldes — — — — träg, wie ausgebrannte Lava starr, todt und empfindungslos. Das ist die Leidenschaft, die Gluth, von der ich gemeint, daß der Norden sie nicht kenne. —“

Hastig rissen seine Finger das Blatt heraus und begannen es zusammenzuknittern. Doch dann glätteten sie es plötzlich wieder aus und bewahrten es in der Brieftasche und seine Lippen lächelten leise: „Sie hatten doch Recht, nur sollte ein anderer, tausend andere Namen davorstehen. Nein, Du sollst nicht untergehen; ein Stern leuchtet

um so heller, je dunkler die Nacht umher ist."

Er hatte langsam seine von den Umarmungen des Urwaldes zerfetzte Kleidung gewechselt und ordnete und packte seine umhergestreuten Effecten und Geräthe zusammen. Dabei lachte er ihnen zu und sagte:

„Ich dachte nicht, als ich euch in der Alten Welt zuletzt so sorgfältig musterte, daß euer Dienst in der Neuen so kurzer Art sein würde. Doch inter amorem silent arma scientiae, und die Alten wußten wohl, was sie thaten, als sie dem ehrgeizigen Mars die Rüstung von dem geflügelten Schelm abnehmen ließen. Ihr kommt gut weg, ihr geflügelten Schelme des Waldes, für die dies Kriegswerkzeug bestimmt war. Und er hatte auch Recht, als er drüben in der Heimath sagte:

Das hab' ich immer feste
Gehalten vor dem Sinn:
Es kam und schwand das Beste,
Sowie das Schlimmste hin.
Harr' aus nur eine Weile lang,
Bis es erinnernd wiederklang,
Und was da bleibt vom Reste,
Der Rest bleibt doch Gewinn —"

Er wiederholte die Strophe einigemal vor sich hin und streckte sich träumerisch in seine Hängematte zurück, um einen Moment zu ruhen. Doch er hatte kaum die Augen geschlossen, als die Strapazen der letzten Tage ihr Recht geltend machten, und in wenig Secunden lag er in festem, tiefem Schlafe.

Als er erwachte, rieb er sich verstört die Augen. Er vermochte sich nicht zu besinnen, wo er sei, denn es lag tiefes, schweigsames Dunkel um ihn her, wie in jener fürchterlichen Nacht im Urwalde. Erst langsam, wie er mit den Händen um sich tastete, kam ihm das Gedächtniß zurück, und er sprang auf und suchte nach der Thür.

Licht und Laute schlugen ihm entgegen, als er diese geöffnet. Der Corridor war erhellt, der Schein von Kerzen mußte aus der Sala über ihn hinfallen.

Wie an seinen Sinnen zweifelnd, schritt Woldmann vorwärts; dann stand er sprachlos still.

Auf ihren gewohnten Plätzen in dem glänzend erleuchteten Saale saßen Donna Ines und Alienor, Donna Isabel und — Donna Catalina. Alles war wie sonst; am Büffet standen mischend und schlürfend um den Herrn des Hauses Don Pablo und Alonso, Don Pascual, Miguel, Manuel. Die Pferde wieherten vor den offenen Fenstern, die Palmenfächer wehten, die Schaukelstühle gingen auf und ab, die seidenen Roben rauschten und die Spitzentücher winkten. Nur die Herrin des Hauses fehlte.

Auch das nicht, nur Donna Juana fehlte; doch ihr Sitz war nicht leer. Nachlässig ausgestreckt, in weißem Atlaskleide, lag auf ihrem Stuhle Donna Margarita, die „Perle Venezuela's," und lächelte mit ihren Perlenzähnen. Ihre Haut war nicht ganz weiß, nicht völlig von jenem officiellen gelblichen Weiß, das auf den ersten Blick zugleich den diesseits von dem jenseits des Oceans geborenen Europäer unterscheidet und doch „pur sang" verkündet. Ein Tropfen braunen Blutes umschattete ihr Stirn und Wangen und ließ den bläulichen Schimmer ihres Augapfels hervortreten. Sie wußte, daß hier ein spöttischer Blick, dort das leise Zischeln zweier Sennoras ihr galt, doch sie lag mit der ganzen Grandezza der vornehmen Spanierin unbekümmert hingestreckt, zufrieden, daß die Augen und Lippen, sobald sie sich ihnen zuwandte, verstummten und holdselig lächelten.

„Wenn sie sich nicht schminkte, käme die Mestize zum Vorschein," sagte Donna Ines zu Donna Alienor.

„Ihr Großvater hat Ringe um die Beine getragen, darum steckt sie ihre Füße so sorgfältig unter das Atlaskleid," sagte Donna Alienor zu Donna Isabel.

„Don Amedeo ist ein Cavalier von schlechtem Geschmack, aber es giebt doch wieder eine Tertulia in diesem Hause, und dafür muß man sie ertragen," sagte Donna Isabel zu Donna Catalina.

„Es ist eine Genugthuung, die mir zu Theil geworden, und eine braune Närrin ist mir lieber, als eine weiße," sagte Donna Catalina und trat huldvoll an Donna Margarita heran.

„Donna Juana war ein schönes Weib, aber von kindischer Einfalt," sagte Don Pablo zu Don Alonso.

„Ihre alte Duenna hat mir erzählt, daß sie ihr heimlich mehrmals Liebestränke beigebracht, allein daß keiner jemals gewirkt," sagte Don Alonso zu Don Pascual.

„Es war ein langweiliges Haus, nun wird es amüsanter werden; der braunen Margarita braucht die Alte keine Liebes-

tränke zu brauen," sagte Don Pascual zu Don Miguel.

„Jedenfalls braucht sie sich vor fremdem Blute nicht zu fürchten, sie hat genug davon als Mitgift bekommen," sagte Don Miguel zu Don Manuel und trat glückwünschend auf Don Amedeo zu.

Dieser gewahrte in demselben Augenblicke den herannahenden Gelehrten und faßte seine Hand.

„Erlaubt, Don Federigo, daß ich Euch der neuen Herrin meines Hauses vorstelle," sagte er chevaleresk. „Donna Margarita wird sich freuen, Euch zu begrüßen, Caballero, und wir hoffen, daß Ihr uns die unverdiente Ehre geben werdet, unsere eheliche Verbindung morgen durch Eure Anwesenheit unter meinem ärmlichen Dache zu verherrlichen."

Stumm, wie betäubt, obwohl eine geheime Stimme in seinem Herzen aufjubelte, ließ Woldmann sich an den Stuhl der „Perle Venezuela's" führen. Er verneigte sich und sprach einige beglückwünschende Worte, die wider seine Absicht einen bitteren, sarkastischen Ton annahmen. Doch Niemand verstand es, Donna Margarita erwiderte mit huldvollem Lächeln, während ihre erstaunten Augen feurig die blonde Erscheinung des Fremden überschweiften: „Beliebt in Allem über Eure Dienerin zu gebieten, Caballero," und Don Amedeo fiel ein: „Ihr seht noch immer erschöpft aus, wie oft soll ich Euch warnen, Don Federigo. Kommt, es gefalle Euch, aus meiner Hand zur Stärkung ein Glas des schlechten Getränkes zu nehmen, das mein geringer Vorrath zu bieten vermag."

Er zog seinen Gast wieder mit sich fort an's Büffet — ein schneller, brennender Blick aus Donna Margarita's Augen folgte dem Letzteren, ehe er verschwand — und Don Amedeo fuhr, das „schlechte" Getränk mischend fort:

„Ihr seid vielleicht verwundert, Sennor, wenn Ihr der Sitten in Eurer Heimath gedenkt, so schnell die Stätte der Herrin in meinem Hause wieder ausgefüllt zu sehen. Aber der Anstand und die Würde desselben erheischen es. Und dann ist es heiß, sehr heiß bei uns zu Lande, Don Federigo —"

Er seufzte, mit den Augen zwinkernd, während Woldmann sich empört abwandte und froh war, daß die alte Mariquita herankam und das Gespräch unterbrach. Die Duenna knixte vor dem Gelehrten und fuhr sich mit beiden Händen über die Augen.

„Wer hätte das gedacht, Caballero, als Ihr uns verließet. O, welch ein Unglück, welch ein Unglück! Wie viele Aves und Paternoster habe ich für ihre arme Seele gebetet."

Don Amedeo hatte sich entfernt, und sie trat dichter zu ihm heran und wisperte: „Und sie ist aus Liebe zu Euch gestorben, Don Federigo, weil Ihr Euch immer so kalt und abweisend gegen sie verhieltet. Ach, hättet Ihr nur einmal gesagt: „Mariquita, laßt heute Abend die Thür unverschlossen" — Ihr wußtet's ja nicht, und ich durfte es Euch nicht sagen, daß es die arme Ninneda war, die damals in der Iglesia de la resurreccion auf Euch gewartet, denn sie liebte Euch im Anfang gar heftig, aber dann ward sie so wundersam und trieb närrische Dinge und verbot mir, von Euch zu sprechen, daß ich gar nicht mehr wußte, was ich davon denken sollte. Doch soviel kann ich Euch sagen, Sennor, Ihr habt das Schönste durch Eure eigene Schuld eingebüßt. Ihr seid jung und schön, allein wie Ihr es treibt, gewinnt man keine Frauen bei uns zu Lande. Nun mögt Ihr sehen, wie Ihr es bei einer Andern anfangt und wie Ihr eine so kluge und aufrichtige Duenna wiederfindet."

Die Alte ging grollend über die schweigsame Gleichgültigkeit, die Woldmann ihr entgegensetzte, davon und in die Sala auf Donna Margarita zu.

„Santa virgen, wie schön Ihr heut Abend seid, angelita! Welch ein glücklicher Mann ist Don Amedeo!" raunte sie, „Ihr werdet die schönste Frau in Venezuela sein und noch Mancher tausend Ducados dafür bieten, Eure kleinen Füße küssen zu dürfen, ninneda. Gebt Acht, ob die alte, treue Mariquita Recht hat."

Dann fügte sie laut hinzu: „Die Cena steht bereit und harrt auf Euren Befehl, Donna Margarita," und die Angeredete erhob sich mit einer einladenden, selbstbewußten Handbewegung gegen ihre weiblichen Gäste und schritt stolz auf den Corridor hinaus.

Dr. Friedrich Woldmann nahm nicht an der Abendtafel Theil. Ein unaussprechlicher Ekel hatte ihn vor all den gleißenden, wie aus Alabaster gebildeten, anmuthreichen Frauenbüsten, vor all den höflichen,

eleganten, chevaleresken Cavalieren erfaßt. Ihm war, als sei er eben zum zweiten Male einem elastischen, farbig überglühten Sumpfteppich entronnen, jener trügerischen Bodendecke in der Tiefe des Urwaldes gleich, unter der es mit dumpffeuchter Moderluft heraufkam, und wie er einbrach und tief und tiefer sank, ekles Gewürm ihn von allen Seiten umwimmelte, während aus dem Dunkel die haltlos zusammengestürzten Stämme um so glänzender und verführerischer phosphorescirten, je verfaulter, innerlich vermorschter und verdorbener sie waren.

Und doch, die Kraft ihrer Wurzeln aus dem nämlichen Boden saugend, hoch und stolz emporgewachsen, schwebte über der unheimlichen Fläche in einsamer Schönheit die Rose der Tropen, und aus ihrem Kelche, der allen Farbenschmuck der Parasiten überflammte, strömte nicht das verzehrende Gift, die glühende Betäubung, sondern in reinem, süßem, wundersamem Dufte der Hauch einer Seele.

Und sie hatte er mit glücklichem Arme erreicht, ehe der falsche Teppich unter ihm gebrochen, ehe die tödtlichen Dünste, die aus ihm emporstiegen, ihren Kelch vergiftet, ehe das ekle Gewürm ihre Wurzeln untergraben und zernagt. Hatte die Hoffnung nach edlerer Beute ihn über das Meer in die Tropenwelt gerufen? Und hatte er das Recht, sie als sein Eigenthum zu fordern, zu behalten, mit sich in den stillen, sonnigen Garten seiner Heimath zu tragen, zu behüten und schöner unter dem milderen Himmel noch von Tag zu Tag zu veredeln, bis zum Ende der Tage, die ihr und ihm bestimmt worden?

Ja, er hatte es; tausend Rechte der Pflicht, des Herzens, der Seele, des Lebens und der Liebe. Tausend heilige, ewige Rechte einem einzigen unheiligen, vergänglichen gegenüber, das in Wahrheit niemals bestanden, das der Tod nicht schärfer zu durchschneiden vermocht, als das Leben es gethan. —

Gedankenvoll durchwanderte der Gelehrte die dunklen, nur hie und da von dem Kerzenglanz einer Tertulia erhellten Straßen. Immer ruhiger, klarer und sicherer ward es in seinem Innern; zum ersten Male, seitdem er den Boden Venezuela's betreten, empfand er wieder einen deutschen Hunger und begab sich in eine erleuchtete Posada am Wege, um denselben zu befriedigen, so gut oder so schlecht die Küche einer südamerikanischen Wirthschaft dazu im Stande war. Verwundert drehte er den Kopf, als er während dieser Beschäftigung seinen Namen hinter sich nennen hörte, und blickte die untersetzte Gestalt mit dem breiten Strohhute auf dem Kopfe, die es gethan, ungewiß an.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Sennor naturalista?“ lachte diese. „Ich habe es Euch vorher gesagt, die Hitze in diesem verwünschten Lande benimmt Einem Verstand und Sinne. Gottlob, daß ich in die Havanna zurückkomme, und wenn ich das nächste Mal hierher muß, ist's Regenzeit.“

Der Sprecher wischte sich den Schweiß von der Stirn, und Woldmann, der inzwischen seine Erinnerung gesammelt, erkannte den Befehlshaber der „Asuncion,“ die ihn hierhergebracht. Ein schneller Gedanke stieg in ihm auf. „Fährt die „Asuncion“ zurück, Sennor capitan?“ fragte er.

„Morgen Nachmittag,“ keuchte der Capitän, „wir haben unsere Ladung, pro dios, es war Zeit. Das heißt, vierundzwanzig Stunden müssen wir noch aushalten, bis die See uns kühlt, denn wir gehen morgen nur stromab bis zu dem Aturesnest — Ihr wißt, ich zeigte es Euch bei der Herfahrt — wo dieser unkluge Fluß sich noch einmal, ich glaube zum zwölften Male, auseinanderspaltet. Dort müssen wir über Nacht liegen, um einen halben Urwald von Palmenblättern mitzunehmen, ich weiß nicht, wozu sie das Zeug droben brauchen wollen, und den nächsten Morgen geht's in die See, santa virgen, in die Kühle.“

Woldmann nickte zufrieden mit dem Kopfe. „Das trifft sich gut, so fahre ich wieder mit Euch zurück, Sennor capitan. Wollt Ihr meine Effecten aus dem Hause Don Amedeo's di Velasquez abholen lassen?“

„Hahaha!“ lachte der dicke Befehlshaber der „Asuncion“ auf, „habe ich es Euch vorhergesagt, Sennor naturalista? Ihr kamt ausgerüstet, als ob Ihr ein halbes Menschenleben in diesem verfluchten Klima zubringen wolltet. Habt genug gehabt an dem, was Ihr in acht Tagen entdeckt? Wird mir ein ganz besonderes Vergnügen machen, Euch mit heiler Haut wieder heraus zu lootsen. Hahaha!“

Der Naturforscher besprach noch das Nähere mit ihm, dann kehrte er fröhlichen Sinnes nach Hause zurück. Seiner Erkenntniß über das Wesen hispano-amerikanischer Gastfreundschaft zum Trotz, widerstrebte es ihm, solche länger in demselben zu genießen. Er dachte unbemerkt auf sein Zimmer zu gelangen und dieses mit Tagesanbruch, unter Hinterlassung eines Dankschreibens an Don Amedeo, heimlich zu verlassen.

Die Tertulia war beendet, als er eintraf, und das Haus dunkel und still. Vorsichtig durchschritt er den Corridor, doch da blinkte ein Licht auf und neben ihm die alte Mariquita. Sie stand, wie auf etwas wartend, im Wege; Woldmann mußte an ihr vorüber und richtete, um es nicht stumm zu thun und irgend etwas zu sagen, eine Frage an sie nach Don Amedeo.

Die Alte lachte eigenthümlich geräuschlos auf und legte die magere Hand auf den Arm des Ankömmlings. „Wißt Ihr nicht, Sennor, daß unsere allerheiligste Religion und die Sitte es zum Gesetz machen, daß der Bräutigam nicht unter einem Dache mit seiner Braut übernachten darf? Donna Margarita ist bereits als Herrin hier eingezogen und Don Amedeo schläft diese Nacht auswärts bei einem Freunde. Santa fé, wie unwissend ihr Sennores Alemanes doch seid!"

Der Gelehrte murmelte einige Worte und wollte vorübergehen, doch die Alte hielt ihn am Arme zurück.

„Es ist unbegreiflich, daß Ihr trotzdem so viel Glück habt, Don Federigo," flüsterte sie zwischen den zahnlosen Lippen und einen bedeutungsvollen Blick über sein Gesicht werfend: „Ihr verdient es nicht, aber meine Perle hat um Euretwillen den Schlaf in ihren süßen Augen bekämpft und mir geboten, Euch zu sagen, daß sie Euch erwartet. Santa virgen, was für ein Gesicht Ihr wieder dazu macht! Kommt, Don Rubio!"

Sie hatte, ehe Woldmann, der ihr wie versteinert in's Gesicht starrte, eine Bewegung zu machen und seiner vollen Besinnung Herr zu werden vermochte, die Thür, neben der sie stand, geöffnet und ihn über die Schwelle gedrängt, und vor ihm, in einem Schaukelstuhle, von dem Dämmerlichte einer umschleierten Kerze halb erhellt, halb verdunkelt, lag die „Perle Venezuela's" in reizender Stellung ausgestreckt.

Donna Isabel hatte Unrecht. Der Geschmack Don Amedeo's war, wenn die Augen zum Richter bestellt wurden, nicht zu tadeln. Donna Margarita war von ungewöhnlicher, verführerischer Schönheit.

Auch der Klang ihrer Stimme hob diese noch mehr. „Verzeiht, Caballero," sagte sie, „daß ich Euch zu so später Stunde gebeten, Euch zu bemühen. Doch Ihr seid Arzt, wie ich vernommen, und ich bin Eurer Hülfe bedürftig. Mein Herz klopft unruhig heut Abend und meine Stirn fiebert. Fühlt selbst, Sennor, daß ich leide."

Sie streckte den weißen Arm aus. Woldmann stand noch wie betäubt und sammelte seine Gedanken. Ihm war, als drehe sich das Gemach mit Allem, was darin enthalten, um ihn her, daß er erblaßte und ein plötzlicher Schwindel ihn ergriff. Dann flog sein Denken blitzartig stromab, hinüber zu ihr, die vor wenig Tagen noch als Herrin in diesem Zimmer gewaltet, und es überschauerte ihn, was sie denken würde, wenn sie hieher zu blicken, ihn um diese Stunde vor dieser Gestalt zu sehen vermöchte, und das Blut strömte ihm heftig, roth und zornig in Stirn und Wangen zurück.

„Es ist sicher keine Gefahr zu besorgen, die Aufregung vor dem morgigen Tage hat sich Eurer bemächtigt, Sennora," sagte er mit eisigem Tone. „Geht zur Ruhe und schlaft."

Er trat ruhig wieder auf die Thür zu, doch Donna Margarita sprang auf und rief: „Ein frisches Glas Wasser aus dem Brunnen, Mariquita, ich ersticke!" und die Alte eilte schlarrend durch den Corridor hinab.

„Ihr nehmt das Uebel leichter als es ist, Don Federigo," flüsterte die Perle Venezuela's. „Ich habe Vertrauen zu Eurer Kunst und Ihr seid ein Caballero und werdet den Wunsch einer schönen Frau nicht abschlagen. Fühlt, wie mein Herz schlägt —"

Sie riß ungestüm seine Hand an sich und preßte sie an ihre Brust. Doch Woldmann zog sie ebenso schnell zurück.

Rasch hatte er die Thür erreicht und warf sie hinter sich in's Schloß. Er hätte beinahe die alte Duenna zu Boden geworfen, die mit dem bestellten Glase horchend

an der Thür gestanden. Allein sie hielt sich noch eben auf den Füßen, nur das Glas fiel in Scherben zerspringend auf die Steinplatten und sie stammelte:

„Santa virgen, y todos santos! Was habt Ihr? Seid Ihr irrsinnig geworden, Don Federigo?“

Doch sie erhielt keine Antwort; er flog den Corridor hinauf in sein Zimmer, zündete ein Licht an und schrieb mit fiebernder Hand einen Brief an Don Amedeo, den er versiegelte und in der Brieftasche verbarg.

Während die Alte Donna Margarita zur Ruhe auf ihr Lager brachte, verließ ein unhörbarer Schritt das Haus und wandte sich an den Fluß hinab. Der späte Mond stieg am Horizonte auf und wies dem deutschen Gaste den Weg bis zu der Stelle, wo die „Asuncion“ wie ein dunkler Coloß aus dem Wasser aufragte.

Zwölf Stunden weiter und aus dem Schlote wirbelte dicker Qualm der senkrecht über der Stadt wie unbeweglich im Blau glühenden Tropensonne entgegen. Unter dem breiten Schirmdach auf dem Hinterdeck der „Asuncion“ wartend stand Dr. Friedrich Woldmann und lauschte auf das Glockenspiel, das in der windstillen Mittagsluft von den Thürmen der Iglesia de la resurreccion herübertönte. Etwas Glänzendes lenkte sein Auge an der Ecke des Quais in die Höhe und ein prächtiger Zug bog herum, zierlich tänzelnde Pferde und graziöse Reiter über den reichgestickten Schabracken, in der Mitte Don Amedeo di Velasquez neben einer offenen von farbigleuchtendem Baldachin überdachten Sänfte. Darin saß Donna Margarita, ganz in strahlendem Weiß, nur mit einem grünen Myrtengeflecht im schwarzen Haar. Dicht hinter und neben ihr folgten in anderen Säuften Donna Ines und Donna Alienor in festlicher Zier, und die „Perle Venezuela's“ lächelte ihnen holdselig zu mit den Perlenzähnen, doch ihre Augen liefen unruhvoll umher und ihr Gesicht war auffällig bleich.

Es wurde todtenblaß plötzlich, wie es die blonde Gestalt wahrnahm, die unerwartet vom Bord des Dampfschiffes herabgekommen und sich dem Zuge, dem Pferde Don Amedeo's gerade in den Weg gestellt hatte. Dieser grüßte artig und sagte:

„Warum habt Ihr nicht über den Marstall Eures unwürdigen Wirthes geboten, Don Federigo? O, welch' ein tiefer Schmerz für mich, Euch in dieser Hitze zu Fuß zu erblicken!“

Er drückte den Sporn leicht in die Weichen seines schwarzen Bleßpferdes und setzte, abermals anmuthig grüßend, seinen Weg „in tiefem Schmerze“ fort. Dann blickte er Woldmann, der ihm gelassen in die Zügel gegriffen, verwundert an.

„Wißt Ihr gewiß, daß Eure Gattin, daß Donna Juana gestorben, Don Amedeo?“ fragte der Gelehrte ruhig.

„O, Caballero, welchen Kummer Ihr mir an diesem Freudentage mit der Frage bereitet! Leider weiß ich es,“ entgegnete der Gefragte.

„Ihr irrt Euch, Sennor, Eure Gattin lebt,“ versetzte Woldmann kalt.

Donna Margarita schrie auf; sie bog sich vor aus der Sänfte und warf einen Blick tödtlichen Hasses auf den blonden Barbaren. Doch Don Amedeo lächelte:

„O sprächet Ihr wahr, Don Federigo, Ihr würdet mich aus dem Unglücklichsten zum Glücklichsten in Venezuela machen. Faßt Euch, Donna Margarita, meine Perle, Eure Liebe ist das Einzige, das mich aufrecht hält und mir das Leben versüßt. Es betrübt mich tief, Caballero, daß ich Euch entgegnen muß, daß Ihr im Irrthume befangen seid, denn die heiligen Diener der Kirche haben offenbart, daß Donna Juana in die Wohnungen der Seligen hinübergegangen, und Ihr wißt, daß es sündhaft wäre, daran zu zweifeln. O, nehmt Euch vor der Hitze in Acht, Sennor, und denket des traurigen Geschicks, das mich zu Boden geschmettert. Gefalle es Euch, unter meinem ärmlichen Dache Euch zu erholen, Don Federigo, denn die Sonne erfüllt Eure Gedanken mit trügerischen Hoffnungen. Kommt, Trost meiner Verzweiflung. A dios, schont Euer kostbares Leben, Caballero! Adelante!“

Und Don Amedeo tänzelte auf den Hufen seines ungeduldigen Rosses weiter, in ohnmächtiger Wuth grub die Hand Donna Margarita's sich in die Spitzen ihres Brautkleides, doch auch sie lächelte jetzt den unzeitigen Störer huldreich an und lispelte:

„Thut, wie mein geliebter Herr Euch gerathen, Caballero, ruhet Euch aus in meinem unwürdigen Hause und vergeßt,

was Euch erregt, vergeßt, was geschehen, Don Federigo. Es war die Hitze, die alles Unheil verschuldete. Geht, und sagt der alten Mariquita, sie möge Sorge tragen, Euch zu erquicken, wie ich ihr befohlen."

Ein geller Pfiff, dem ein scharfes Läuten der Dampfschiffglocke folgte, unterbrach sie. Der Hochzeitszug bewegte sich weiter, mit wenig Schritten hatte Woldmann das Verdeck der „Asuncion" wieder erreicht, deren Räder sich zu drehen begannen; das Schiff schoß stromab an der weißen, heißen, blendenden Häuserreihe vorüber, hastig versanken die Palmenkronen über den Dächern, dann die Kirchen und die Thürme, auf beiden Seiten trat der schweigende Urwald wieder an die Ufer des rauschenden Flusses und leis und leiser verhallend wimmerten nur noch aus der Ferne die Hochzeitsglocken der frommen Brüder de la resurreccion, welche die brausende Hast der „Asuncion" mit boshaftem Namenswortspiel um hundert wohlverdiente Ducados betrog.

Mit anderen Gedanken stand Dr. Friedrich Woldmann über Bord gelehnt, als da dieselben Planken vor einer Woche ihn stromauf getragen. Damals kämpfte das Schiff langsam gegen den mächtigen Strom; pfeilschnell flog es jetzt mit den Wellen hinab und flogen die Ufer vorüber.

Vorüber, vorüber, dem Glücke entgegen! Zu den tausend Rechten des Herzens hatte er in letzter Stunde das eine Recht gefügt, das ihm gemangelt, der letzten, heimlichsten Stimme des Gewissens gehorcht, hatte das unschätzbare Kleinod des Urwaldes noch einmal in die Hände des Besitzers zurückgelegt und der hatte es gleichgültig fallen lassen um eine falsche Perle. Vor seinen Ohren hallten noch immer mit wonnevollem Geläut die Hochzeitsglocken der lang zurückgeschwundenen Stadt — sie war sein nach göttlichem und menschlichem Rechte.

Vorüber du buntes, zauberisches Geheimniß des Urwaldes! Ich habe das Räthsel deiner Augen gelöst, mit denen du mich lachend und weinend, unwandelbar und ewig wechselnd anblickst. Zauberischer, leuchtender ist das Geheimniß in der eigenen Brust, und wer ihre Räthsel löst, hat auch das deine ergründet. Ihre Lösung heißt Sonne und Liebe, und sie sind zwei Strahlen eines Lichtes, das aus dem unenträthselbaren Azur des Aethers in Blüthenkelche und in Menschenherzen herabfällt.

Vorüber, vorüber! Ueber die Köpfe der schuppigen Ungethüme dahin, die regungslos mit dem wassergrauen Leibe aus den Wellen aufragen, rechts und links an den Einschnitten vorbei, die sich unabsehbar in die Wildniß hinabdehnen, und die Stunden fliegen wie die Ufer dem Glücke entgegen, die schwirrenden Räder jauchzen es laut in unermüdlichem Tacte: „Dem Glücke — dem Glücke — dem Glücke — entgegen."

„Da tauchen die Dächer von dem Aturesnest auf," sagte der dicke Capitän, unter seinem unzertrennlichen Palmendach herankeuchend. Sehnsüchtig hefteten die Augen des Gelehrten sich auf den Quai des dürftig aussehenden Städtchens und suchten die hohe Frauengestalt, deren Bild unablässig in Licht und Dunkel vor ihnen schwebte.

Umsonst — langsamer schlugen die Räder in das Wasser des Flusses, schwarze und braune Gesichter drängten sich kreischend an die ausgeworfene Landungsbrücke, Woldmann sprang fiebernd an's Land und blickte sich um. Dann stieß er einen Freudenruf aus, doch im nächsten Augenblicke erblaßte er und schritt zitternd auf Mateo zu, der Relampago am Zügel haltend, seitab am Uferdamme wartend stand.

„Wo ist Deine Herrin, wo ist Donna Juana?" fragte er athemlos.

Der Indianer grüßte und zog einen Brief hervor. „Misia hat mir befohlen, Euch dies zu geben, Sennor," versetzte er.

Unruhvoll riß der Gelehrte das Papier auf und las:

„Ich bin früher hieher gekommen, als ich dachte, Geliebter, und Gründe, die keinen Widerspruch duldeten, die ich Dir erklären werde, nöthigen mich, vor Deiner Ankunft auf einem andern Schiffe die Stadt zu verlassen. Ich erwarte Dich in Havanna —"

Sprachlos ließ Woldmann die Hand sinken. Mateo nickte. „Ich habe Misia an Bord begleitet, Sennor; Relampago sollte mit, allein es war kein Raum für ihn und sie läßt Euch bitten, ihn mitzunehmen."

Doch der, an den die Worte gerichtet waren, hatte ihn kaum ausgehört und war schon wieder an die „Asuncion" zurückgeeilt, wo der Capitän Anordnungen in

Bezug auf einen ungeheuren Stapel am Ufer aufgeschichteter Palmblätter ertheilte. Woldmann ging auf ihn zu und sprach in zitternder Hast mit ihm, doch der dicke Befehlshaber lachte und wiederholte immer:

„Imposible, sennor naturalista, imposible. Bevor wir dies Palmengebirg — alle Heiligen mögen wissen, wozu sie das Zeug drüben brauchen wollen — an Bord gebracht, wird es Nacht, und wir können uns nicht vor Tagesanbruch auf den Fluß hinauswagen. Ja, wenn wir auf offener See wären, aber so müßt Ihr Euch drein fügen, die Nacht hier in der Cajüte zu verbringen, denn ich würde Euch nicht rathen, in einer Posada in dem elenden Nest zu übernachten, und wir fangen an zu heizen, ehe der Morgen kommt."

Es war ein guter Rath für einen Phlegmatiker, er wäre es auch vielleicht für den Naturforscher gewesen, als er vor acht Tagen stromauf hier vorüber gefahren. Doch jetzt, für die sehnsüchtigen Arme der Liebe, die ausgestreckt waren, die ihr Kleinod schon zu umfassen wähnten, zwölf lange, unendliche Stunden qualvoller Ruhe oder Unruhe, ohne das Bewußtsein, ihr näher zu kommen.

Wieder und wieder las er die kurzen, räthselhaften Zeilen und sann darüber nach, bis der Kopf ihm zu schmerzen begann. Und doch, er mußte sich in's Unabänderliche fügen; planlos durchirrte er den fremden Ort, er kam zurück und schalt die schwarzen Arbeiter läßig, welche die Palmenladung in den Raum des Schiffes trugen und am Bug auf dem Vorderdecke aufstapelten. Endlich brach die Nacht herein, doch er vermochte dem Rathe des Capitäns nicht zu folgen, sondern nachdem er Relampago auf dem Schiffe untergebracht hatte, wanderte er von einer Posada zur anderen und starrte die in der Kühle gedankenlos singende, trinkende und rauchende Menge an, um spät sein Lager in der Cajüte aufzusuchen, wie er es in der Nacht zuvor gethan. Auch diesmal traf er den Capitän, wie gestern, noch wachend auf dem Decke. Derselbe hatte mit Jemand gesprochen, der bei'm Herannahen des Gelehrten in der Dunkelheit verschwand, und der dicke Befehlshaber begrüßte seinen Passagier etwas verwirrt, doch dieser begab sich schnell hinunter und warf sich angekleidet auf sein Lager. Sein Herz klopfte angstvoll, er wußte nicht warum; der Halbschlaf kam über ihn mit wirren, entsetzlichen Traumgebilden, wie in jener Nacht im Urwalde — nur manchmal fuhr er erwachend auf und ein leises Wiehern Relampago's schlug an sein Ohr.

Es war ihm wie Trost, wie ein Gruß, eine Beschwichtigung der Angst. Dann spät fiel er allmälig in tiefen Schlaf, in dem es ihm war, als würde er von den Armen der beiden Indianer, die ihn kraftlos zusammengebrochen in der Wildniß gefunden, aufgerafft und fortgetragen. Das Rauschen des Waldstromes, das er zuletzt vernommen, traf wieder sein Ohr, aber es trug ihn unendlich sanfter und schmerzloser dahin, als damals durch das Gestrüpp und die Dornen der Wildniß. Traumverwirrt schlug er die Augen auf.

Um ihn war es tageshell und die Räder ächzten. Das Schiff flog schnell dahin und er die Treppe empor auf's Deck, auf dem schon der Capitän unter seinem Palmenschirm stöhnte und schwitzte. Aber der Urwald, die Ufer waren verschwunden, und aus der weiten, unabsehbaren See tauchte nur ein blaues Felseneiland zur Rechten auf.

„Ihr habt gut geschlafen, Sennor naturalista," lachte der dicke Befehlshaber, „gottlob, da sind wir wieder unter Trinidad. Ich habe noch einen Brief für Euch heut Morgen empfangen, ich wollte Euch nicht im Schlafe stören, auf einige Stunden eher oder später kommt es ja auf offner See nicht an."

Er reichte dem Gelehrten mit einem listig zwischen den Wimpern hervorblinzelnden Blick den Brief, der von der Hand Donna Juana's an den Empfänger adressirt war.

Ein neues Räthsel — woher konnte er kommen, was bedeutete er? Woldmann lehnte sich schwankend an den hochaufgethürmten Palmenschuppen und starrte auf die feinen, zierlichen Buchstaben, die vor seinen Augen zitterten und durcheinander liefen. Und er errieth mehr als er las:

„Mein Federigo, mein Geliebter!

Verzeih, daß ich Dich getäuscht, und leb wohl für lange, vielleicht für immer! Ich erwarte Dich nicht drüben — wenn Du Dein Glück willst, kehre in Deine Heimath zurück, lebe unter den Frauen Deines Volkes und frage Dich, ob Deine arme, unwissende Juana Dir das zu sein

vermag, was nicht die Liebe unter unserer Sonne, was die Liebe in Deiner Heimath begehrt und bedeutet. Du fragst, woher ich es weiß? Du hast es mich gelehrt, Geliebter; nicht mit Worten, Deine Augen haben es gesagt und mein Herz hat es verstanden. Ich liebe Dich zu unendlich, um ertragen zu können, daß Deine Liebe endete — endete, wie jede Liebe in unserem Lande. Leb wohl, Geliebter, prüfe, ob der kurze Traum die Zeit, die Trennung, die Wiederkehr in Deine Heimath überdauert, den, ob Du kommst oder nicht kommst, ewig fortträumen wird Deine Juana.

„Nimm Relampago mit Dir. Er soll Dich an mich erinnern und es ist mir süß, zu denken, daß Deine Hand über dem Meere auf seinem Nacken, auf der Stelle ruhen wird, die ich so oft gestreichelt. Relampago liebt mich auch, Federigo — leb wohl —"

Woldmann schrie wie irrsinnig auf und seine Augen liefen wild über das phlegmatische Gesicht des Capitäns.

„Zurück, an's Land, um jeden Preis!" keuchte er.

Der Dicke schüttelte lachend den Kopf. „Imposible, sennor naturalista, imposible."

Der Abgewiesene starrte ihn an. „Du lachst, Mensch, wo es sich um das Elend eines ganzen Menschenlebens handelt, um mehr als Tod, um —"

Er packte krampfhaft den Arm des Capitäns: „Hört mich an — ich will zurück, versteht Ihr mich, ich will. Noch kann ich sie finden, aber morgen kann es zu spät sein. Wenn Ihr nicht umkehren wollt, nicht könnt, so setzt ein Boot aus und laßt mich nach Trinidad hinüberbringen, damit ich von dort zurück gelangen kann. Ich gebe Euch tausend Ducados dafür, ist's Euch zu wenig, so fordert, was Ihr wollt. Aber ich will zurück, um jeden Preis, und erfüllt Ihr mein Verlangen nicht, nicht sogleich, so schwöre ich Euch, daß ich über Bord springe und versuche, ob ich allein die Insel erreiche oder nicht."

Der Capitän schüttelte noch immer den Kopf, doch er fügte trocken hinzu: „Es ist gegen jeden Brauch, aber wenn Ihr darauf besteht, Sennor, so will ich um Euretwillen eine Ausnahme machen. — Leewärts die Schaluppe in See! Vier Mann an's Ruder! Passagier hinüber nach Trinidad!"

Er folgte seiner eigenen Ordre auf dem Fuß, d. h. er trat von dem Gelehrten fort, auf das Mitteldeck zu und sprach leiser mit den vier aus den Raen herabgeflogenen Matrosen. Woldmann war stehen geblieben, er starrte wieder auf den Brief und dann in die blaue Ferne hinaus, wo die Ufer Venezuela's wie ein grauer Wolkenstrich am Horizont verblaßten. Zum zweiten Male in seinem Leben quoll gewaltsam eine Thräne aus seiner Wimper und er preßte die Hand über die Augen und schluchzte krampfhaft: „Juana, wie konntest Du so denken — so denken von mir und Dir —"

Plötzlich fuhr er empor. Dicht neben ihm aus dem Palmenhaufen kam ein eigenthümlicher Ton herauf. Die breiten, sonnbestrahlten Blätter regten sich und ein glänzend schwarzer Schimmer flog durch sie hindurch. Eine Secunde stand Dr. Friedrich Woldmann regungslos, wie verzaubert, und aus dem knisternden Palmenlaub leuchteten schelmisch, glückestrunken lächelnd die dunklen Augen Juana's ihm entgegen. —

* * *

Der Schnee fällt in weichen Flocken durch die dämmernde Abendluft. Von dem alten Thurme, der gigantisch im Zwielicht über den grauen Giebeln und Erkern emporragt, kommen windverhallend fünf langsame Glockenschläge herüber, gerad so viel Schläge, als Jahre zwischen den letzten Zeilen und diesen verflossen sind. Der Mann, der auf sie lauscht, wie sie in das behaglich eingerichtete Arbeitszimmer hinuntervibriren, hat den Kopf müßig in den Rohrstuhl vor seinem Schreibtisch zurückgelehnt und blickt träumerisch mit den großen, blauen Augen in das bunte Spiel der Flocken hinaus. Und ein träumerisches, glückliches Lächeln spielt um seine blondumschatteten Lippen, während die Hand einen Brief, den die Augen erst eben, von ernsterer Arbeit innehaltend, überflogen, auf den Tisch zurückschiebt.

Es ist noch gerade hell genug, daß man die spanischen Worte auf dem Papiere zu lesen vermag. Der Poststempel auf ihm datirt auch schon fast so viele Jahre zurück, wie die Uhr vom Thurme Stunden verkündet, und man sieht es dem Blatte an, daß es oftmals geöffnet und wieder zusammengelegt worden. Darauf steht:

„Mi Sennor!

Eure Kunde, daß unsere theure Juana sich noch unter den Lebenden befindet — von den unwiderleglichsten Zeichen ihrer eigenen Hand bestätigt — hat mich außerordentlich überrascht und erfreut. Ich habe mir manchen Vorwurf gemacht, daß die Ehre meines Hauses und meines Namens, d. h. ich, es gewesen, der sie zu dem — wie Ihr wißt — so heiß von mir beweinten Schritte veranlaßt. Gepriesen seien nun alle Heiligen, daß sie mich des tiefen Grames entlastet und Alles so wundersam zur Zufriedenheit gelenkt. Ich lege Euch auf Euren Wunsch, damit Ihr nicht länger auf die Erfüllung Eurer, mir ach so begreiflichen Sehnsucht, zu harren braucht, die Documente bei, welche die Scheidung zwischen mir und unserer theuren Juana aussprechen. Ihr wißt, daß unsere allerheiligste Kirche um der übergroßen Hitze in unserem Lande willen eine Ausnahme statuirt, und da Donna Juana, wie durch das Zeugniß Mateo's bestätigt worden, Euch bei Nacht aus meinem Hause in den Urwald gefolgt und nicht mehr zurückgekehrt ist, so haben unsere Bräuche kein Hinderniß gegen die Trennung erhoben, und die heiligen Diener der Kirche die beigelegte Scheidungsurkunde auf den Tag bezüglich ausgestellt, an dem Ihr mir als letzten Gruß Euren so herzlichen Glückwunsch zu der Verbindung mit Donna Margarita dargebracht.

„O, Ihr seid glücklich, Don Federigo, Ihr lebt in einem kühlen Lande, in dem auch ich wahrhaftig, wenn nicht die erdrückendsten Berufspflichten auf mir lasteten, wenigstens einen Theil meines Lebens zubringen würde. Doch so ruht meine Hoffnung, Euch wiederzusehen, nur darauf, daß es Euch gefallen möge, mit Eurer liebenswürdigen Gattin bald wieder als Gast zu beehren das armselige Haus

Eures unwürdigen Dieners

Amedeo di Velasquez."

Die Finger des Gelehrten spielen sinnend auf den Schriftzügen seines „unwürdigen Dieners" und seine glücklichen Lippen lächeln.

Da geht eine Thür auf, die direct in's Freie, in einen weißverschneiten Garten hinausführt, und frische, kalte Winterluft strömt herein. Mit ihr ein Knabe, vier Jahre etwa alt, dessen himmelblaue Augen in gar seltener Schönheit von weichem, tiefschwarzem Haar umflattert sind, und er lacht übermüthig:

„Papa, Mama sagt, der Schnee sei kalt; fühl' nur, wie heiß meine Hände sind! Darf ich nicht wieder hinaus, Papa?"

Lachend winkt der Vater Gewährung: „Geh nur, Fritz! Das schadet einem deutschen Jungen nicht, Mama," und der Knabe schießt jubelnd wieder in den Garten hinaus, während Woldmann die Arme nach der schönen Mutter ausstreckt, die in einen flockigen Ueberwurf gewickelt, der als Capuze dicht über den Kopf heraufgezogen ist, aus der fast nur die dunklen Augen hervorleuchten, mit hereingetreten. Dann fragt er lächelnd:

„Ist der Schnee wirklich kalt, Mama? Komm, Mama, sag' mir, wie kalt!"

Sie kommt, doch langsam, neckisch, und biegt den schlanken Leib wieder zurück, wie er sie vom Stuhl aus haschen will, und kommt wieder, bis er sie endlich fest mit beiden Händen umfaßt und auf seine Knie niederzieht. Doch sie schmollt über seinen Spott und blickt, hartnäckig die Augen von ihm abwendend, zur Seite. Dann lacht auch sie plötzlich unwillkürlich schelmisch auf und sagt:

„Hast Du wieder einmal den Brief gelesen, Friedrich?"

Sie sagt es deutsch und es hat einen seltsam süßen Klang, wie es etwas fremdartig von den Lippen kommt. „Auch den," erwidert er, ein anderes Blatt vom Tische hebend und es ihr neckisch vorhaltend.

Sie greift darnach und liest: „Mi Federigo, mi amado —"

„Das klingt mir spanisch —"

Und sie wirft lachend den zweiten Brief schnell wieder zur Seite und will aufspringen, doch er legt beide Arme fest um ihren Nacken und zieht die flockige Capuze von ihrem Kopfe herunter und fragt:

„Glaubst Du noch heute, daß, wenn ich nach dem, was der Brief von mir verlangte, gehandelt, wenn ich nach Deutschland ohne Dich hätte zurückkehren wollen — daß Du Dich nicht unter den Palmen geregt und mich über's Meer hättest fortziehen lassen, Juana?"

„Willst Du's denn immer wieder hören, Du eitler Mann? Konnte ich denn nicht verlangen, daß, wenn Du deutsche Liebe in mein Herz gelegt, daß da auch ein Fun-

ken tropischer Liebe, der Liebe meiner Heimath in das Deine gefallen sei? Mir wollte das Herz zerspringen, als wir an jenem Morgen auf der Brücke für einen Tag uns trennen mußten — Du trugst es nicht allzuschwer, Don Federigo. Ich weiß wohl, es ist deutsche Art, und heute sorge ich nicht zu sehr darum, denn ich weiß, daß bei Euch die Sonne auch wärmt, wenn sie hinter Wolken verborgen ist. Aber damals wollte ich wissen, ob es auch deutsche Art sei, sich für Monate, vielleicht für Jahre trennen zu können, wenn die Liebe es verlangte."

„Juana, Juana, wärest Du nicht unter den Palmen zum Vorschein gekommen, wenn ich nicht so thöricht gewesen, gesprochen, gehandelt hätte, wie ich that?" wiederholt Woldmann mit dem Finger drohend. „Leg die Hand auf mein Herz und sprich Wahrheit!"

Sie lacht so glücklich, so übermüthig, wie vorhin der wilde Junge es gethan. „Ich wußte ja, daß Du ein thörichter, thörichter Mann seiest, Don Federigo —"

„Warum, ninneda?"

„Weil Du Dir ein so thörichtes, häßliches, unwissendes Weib — horch, Juanita schreit —"

Mit einem hastigen Kuß schließt sie ihm die Lippen und huscht aus seinen Armen und durch die andere Thür in's Innere des Hauses. Eine Weile bleibt der Mann mit den glücklich lächelnden Augen noch in dem Rohrstuhl sitzen, denn erhebt er sich und zündet seine Studirlampe an.

Da öffnet die Thür sich wieder und kommen wieder zwei Gestalten, eine große und eine kleine, doch diesmal die kleine auf dem Arme der großen. „Dürfen wir zur Tertulia kommen, Papa?" fragt die Große und das kleine Mädchen auf ihrem Arm, dem in fröhlichem Gegensatz zu dem Knaben, der gerade schneeüberschüttet wieder aus dem Garten hereingestürmt ist, blondes Haar die tief dunklen Augen umschattet, streckt die Hände aus und wiederholt abwechselnd: „Juanita — Papa — Juanita"

— — — — — — — — — — — — —

Draußen fällt der Schnee auf deutsche Erde und das frühe Dunkel kommt und die blasse Wintersonne verschwindet. Aber drinnen über dem engen Gemach wölbt sich der unendliche Azur des Aethers; mit silberweißem Lichte durchziehen ihn die ruhevollen, magischen Gestirne der Nacht und durch die Traumestiefen des Urwaldes murmelt der Waldstrom sein ewiges Geheimniß fort — dem großen Räthsel des Meeres entgegen.

Ritter Harant's Orientfahrt

zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Siegfried Kapper.

II.

Gaza, Damietta, die Nilufer; Cairo. Die Wüste und der Sinai. Suez. Rosetta. Alexandrien.

Am 19. September, kurz vor Sonnenuntergang, brachen unsere böhmischen Cavaliere auf, um sich nach Aegypten, und von dort nach dem Sinai zu wenden. Signor Antonio Donato hatte sich von ihnen getrennt, um vorerst über Samaria und Galliläa nach Damaskus zu gehen, und sodann über Tripolizza nach Europa zurückzukehren, dafür aber außer dem Niederländer Lampert, einer höchst abenteuerlichen Persönlichkeit, die es verstand, ohne einen Deut in der Tasche eine Rundreise durch die Welt zu machen, ein Dominicanermönch sich ihnen angeschlossen, der den Orient bereits zu wiederholten Malen bereist hatte, vortrefflich türkisch und arabisch sprach, und daher als sehr willkommene Acquisition gelten konnte. Die officielle Führerschaft für die ersten Tage übernahm wieder der Trutzelmann von Rama, den man zu diesem Zwecke eigens hatte kommen lassen.

Man schlug zunächst, die ganze Nacht hindurch reitend, die Richtung gegen die letztgenannte Stadt ein. Der Weg dahin, diesmal ein anderer, als auf welchem man gekommen war, zog sich durch ein steiniges, unwirthliches Thal, nicht minder verrufen seiner Unsicherheit halber als die Wüste des heiligen Johannes hinter Jericho. Der besorgte Trutzelmann rieth daher seinen Schutzbefohlenen, sich möglichst still zu verhalten, um die Aufmerksamkeit der Araber nicht zu erregen, die in nicht großer Entfernung an den Berghängen und im Geklüfte ringsumher bei helllodernden

Feuern und unaufhörlichem Hundegebell ihre Gelegenheit abzupassen schienen. Am vorgerückten Morgen erreichte man Rama, und nach kurzer Mittagsrast, die man außerhalb der Stadt in einem Olivengarten hielt, um Sonnenuntergang das Dörfchen Dutt, erbaut etwas landeinwärts an der aus Kleinasien nach Mekka und Medinah führenden Hauptstraße aus den Trümmern der ehemaligen Hafenstadt Azotus, deren letzten Reste unsere Reisenden in geringer Entfernung am Meeresufer noch gewahrten. Nach einer in einem elenden Hane daselbst zugebrachten Nacht, welche die fanatische Bevölkerung ihren Gästen durch fortwährende Steinwürfe noch möglichst zu verleiden sich bemühte, wandte man sich am Morgen, vom Trutzelmann unter allerlei Vorwänden plötzlich verlassen und ganz auf sich selbst angewiesen, südwärts längs der Meeresküste hin, und an den Ruinen von Ascalon vorüber weiter gen Gaza. Ascalon, einst eine bedeutende Handelsstadt, und nun von einigen hundert armen Arabern und Juden bewohnt, bewahrte von seinem ehemaligen Glanze nur noch einige Thürme und mit dem baldigen Verfalle ringende Paläste. Gaza dagegen, das unsere Reisenden nicht betreten durften, ohne vorher den dortigen Trutzelmann zu sich heraus bitten und durch ihn vom Sandschiakat die Erlaubniß dazu erwirken zu lassen, erwies sich als eine recht stattliche, überaus belebte Stadt. Einer der Hauptstapelplätze des Karawanenverkehrs zwischen Aegypten, Kleinasien und Indien, hatte es eine zahlreiche, betriebsame Bevölkerung von Türken, Griechen, Arabern und Juden, hübsche Häuser, prächtige Gärten, und mit allerlei Waaren und Lebensmitteln vollgehäufte Bazare, in denen die Karawanen, da, namentlich in der Richtung nach Aegypten und Arabien, auf zwölf Tagereisen weiter keine Stadt anzutreffen war, ihre Einkäufe zu machen gewohnt waren. Die Unterkunft, die die Reisenden hier fanden, war nichtsdestoweniger eine über die Maßen schlechte. Das Pilgerhospital, in das der Trutzelmann sie brachte, war eine erbärmliche Barracke mit einer einzigen, engen, dumpfen Kammer, sodaß sie vorzogen, außerhalb desselben in dem nicht minder beengten Hofe zu übernachten.



Strafe wegen falschen Maßes und Gewichtes in Cairo. (Facsimile nach einem alten Originale.)

Zwei Wege von hier boten sich ihnen

zur Weiterreise, der eine durch Arabien auf der großen Pilgerstraße, der andere seeüber nach den Nilmündungen. Der erstere war ohne Frage der beschwerlichere und unsicherere, und so entschlossen sie sich denn um so lieber für den letzteren, als eine türkische Kara-Musala, die im Hafen eben zur Abfahrt nach Damietta bereit lag, gegen Bezahlung von neun harten Thalern die Person ihnen dazu willkommene Gelegenheit bot. Das Schiff war zwar eines der größeren, führte zwei Boote mit sich und hatte eine Bemannung von zwölf halbnackten Arabern, allein es hatte nur drei Segel, kein Verdeck, und war von Türken und Arabern sammt Weibern und Kindern so voll gepfropft, daß unsere Reisenden darauf kaum Platz zum Stehen, geschweige zum Niederlassen finden konnten. Die Fahrt war eine entsetzliche. Das Fahrzeug, ohnmächtig gegen alle Launen des Windes und Wetters, kam halbe Tage lang, dem glühenden Sonnenbrande preisgegeben, nicht von der Stelle. Die Mißstimmung der Reisenden nahm bedrohliche Dimensionen an und entlud sich vor Allem gegen die Pilger, die hülflos jegliche Art von Beschimpfung und Mißhandlung über sich ergehen zu lassen hatten. Ein glücklicher Zufall nur vereitelte sogar einen heimtückischen Mordversuch auf sie. Am sechsten Tage endlich erreichte man den Hafen von Damietta, um von da ab während des ganzen Aufenthaltes in Aegypten beinahe ununterbrochen die Beute rohester Willkür und schnödester Habsucht zu werden. Noch hatte die Kara-Musala nicht Anker geworfen, als ein herbeigeeilter Aegypter mit dem Antrage, sie den Garbieh-Arm aufwärts nach Damietta zu führen, sie aus dem Schiffe lockte, jedoch nur, um sie — lediglich an's Land zu setzen, und unter Androhung von Stockprügeln von ihnen die nach Damietta bedungene Bezahlung zu erzwingen. Sie mußten, wollten sie nicht das Schlimmste erfahren, den vollen Betrag zahlen, und wollten sie weiterkommen, ein zweites Fahrzeug miethen. Den Hafen übrigens fanden sie von größeren und kleineren Fahrzeugen aller Art — jedoch durchgehends türkischen — überfüllt, den Verkehr ziemlich lebhaft. Zum Schutze desselben erhob in einiger Entfernung am linken Ufer stromaufwärts sich eine kleine Citadelle mit wenigen Mann Besatzung, zwischen der und dem in Da-



Strafe eines Ehebrechers in Cairo. (Facsimile nach einem alten Originale.)

mietta residirenden Sandschiak die Befehle und Rapporte durch Brieftauben vermittelt wurden.

Damietta zu betreten wurde den Reisenden nicht eher gestattet, als bis der französische Vice-Consul, dessen Beistand sie zu diesem Zwecke durch einen eigens entsandten Boten erbitten ließen, erschienen war und sie als unter seinen Schutz zuständig erklärt hatte, was jedoch nicht hinderte, daß man im Zollhause bei Durchsuchung ihrer Sachen ihnen zwar nichts wegnahm, dafür aber die Andenken an die heiligen Orte, die sie mit sich führten, als Kreuzlein, Rosenkränze und dergleichen schmählich anspie. Damietta fanden damals unsere Reisenden weit schöner von außen als von innen. Ueberaus malerisch zwischen den herrlichsten Gärten gelegen, war es im Innern ebenso überaus schmutzig und eng, ein gedrängter Haufe längs der Strombeuge im Halbkreis zusammengepferchter Hütten und Häuser aus ungebrannten Ziegeln. Der Handel, den es trieb, war beinahe ausschließlich auf den Export von Reis herabgekommen, von dem es etwa für eine Million Piaster jährlich verschiffte. Während ihres kurzen Aufenthaltes in Damietta waren die Reisenden Gäste des erwähnten Vice-Consuls gewesen, den, da es bei dem Verfalle des Handels seit der türkischen Herrschaft besondere merkantile Interessen hier nicht zu wahren gab, die französische Regierung an diesem Orte beinahe ausschließlich zum Schutze der Pilger unterhielt. Er bewohnte demgemäß auch nur ein höchst bescheidenes Haus mit blos einer Stube im Ober- und einer im Unterstocke, welche letztere er den Gästen einräumte, und fand sich gern zu allerlei Dienstleistungen bereit, die sonst eher in den Ressort eines Factotums als eines Diplomaten gehören. Wofür ihm jedoch die Reisenden ganz besondern Dank wußten, war das wirklich diplomatische Kunststück, mit dem er es verstand, ihnen den abenteuerlichen Niederländer und den betrügerischen, liederlichen Dominicaner vom Halse zu schaffen. Schon in Gaza hatte dieser würdige Knecht des Herrn bei dem Einkaufe von Lebensmitteln sich des Geldunterschleifes dringend verdächtig gemacht. In Damietta erwies er sich als widerwärtiger Süffling und Ränkebold, der in einer wilden Nacht im Jähzorn über die gesammte Reisegesellschaft die Excommunication aussprach, um sie Mittags darauf für einen Teller Essen wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Den Niederländer schifften sie, nachdem sie ihn mit Reisegeld versehen, nach Cypern ein, den Dominicaner, ungeachtet er die türkischen Behörden gegen sie aufwiegelte, setzten sie simpliciter vor die Thür.

Am 1. October wurde in einem leichten Boote, das vor anderen den Vorzug hatte, mittelst einer Schilfdecke vor der Sonnengluth geschützt zu sein, und außer dem Eigenthümer von zwei arabischen Ruderknechten geführt wurde, gegen Bezahlung von einem Ducaten für die Person, die Fahrt stromaufwärts nach Cairo angetreten. Ritter Harant kann die Pracht und Ueppigkeit des Ufergeländes, längs dessen zu beiden Seiten Städte und Dörfer sich dicht aneinanderdrängten, nicht genug rühmen. Dennoch war die Unsicherheit so groß, daß man es nicht wagen konnte, die Fahrt in die Nacht hinein zu erstrecken. Räuberische Ueberfälle mit Todschlägen waren auf dem Flusse an der Tages- und Nachtordnung, und die Schiffe übten daher die Vorsicht, während der Fahrt auf ihren Booten mehrere Stück Lunten fortwährend glimmend zu erhalten, die ihnen den Anschein gaben, als führten sie ebensoviele Handbüchsen mit sich, von Zeit zu Zeit wohl auch, um die räuberischen Fellahs sich vom Leibe zu halten, einen Schuß in's Ufergebüsch zu thun. Am dritten Tage der Fahrt wurden die Pyramiden sichtbar. Die Araber warfen sich beim Anblick derselben mit dem Angesicht auf den Boden des Bootes nieder und beteten. Am Abende desselben Tages legten die Schiffer bei einem Dorfe an, das sie den Reisenden als Bulako bezeichneten, den Hafenort Cairo's. Die Reisenden sollten bald erkennen, daß sie abermals das Opfer einer Täuschung geworden. Nach Bulako war es noch weit, und das Recht, Personen und Güter dahin zu befördern, besaß nur eine gewisse privilegirte Schifferclasse, zu welcher der, dem sie in die Hände gefallen waren, eben nicht gehörte. Sie sahen sich zum zweiten Male auf's Trockne gesetzt, und mußten noch froh sein, daß der unprivilegirte Fährmann wenigstens die Aufmerksamkeit gehabt, aus dem Dorfe ein paar Fellahs mit Eseln zu bestellen, die sich bereit erklärten, sie gegen

gute Bezahlung endlich wirklich nach Cairo zu bringen. Hinter dem Dorfe gleich wieder wurden sie von einer im Schatten von Feigenbäumen lagernden Gruppe Juden und Türken angehalten und ihnen für die Erlaubniß, den Weg fortzusetzen, ein „breiter Piaster," d. i. ein harter Thaler, die Person, abgenommen. Es waren dies Leute vom Consortium, das die Zölle und Mauthe in Pacht hatte. Die Juden sprachen geläufig spanisch. Doch war es auch hiermit noch nicht abgethan. Der Nil war eben ausgetreten und die Straße nach Cairo lag ganze Strecken weit, und zwar in bedeutender Tiefe, unter Wasser. Hunderte von Arabern, Aegyptern und Türken, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gewühl durcheinander, drängten sich lärmend an beiden Ufern einer jeden solchen improvisirten Bai, die Einen im Begriffe sie hinüber, die Andern herüber zu passiren. Für diejenigen, die zahlen konnten, standen speculative Fellahs mit prächtigen Araberrossen bereit. Den Anderen blieb nichts übrig, als die Fluth, oft nackt bis an den Hals hinan, zu durchwaten. Unsere Reisenden sahen sich daher genöthigt, wo Rosse zu haben waren, sich derselben, natürlich gegen gute Bezahlung, zu bedienen, und wo keine bereit standen, sich auf den Rücken ihrer Eseltreiber hinübertragen zu lassen, wofür diese von Fall zu Fall gleichfalls besonders bezahlt werden mußten.

Am 4. October um Mittag endlich hielten die Reisenden in Cairo ihren Einzug, dessen hauptstädtische Nähe in stundenweiter Umgebung sich durch herrliche Gartenanlagen, luxuriöse Lusthäuser, zahlreiche, kostbar gekleidete Reiter und ein dichtes Menschengewühl ankündigte. Zum ersten Male im Orient mußten sie hier nicht von ihren Eseln absitzen. Schon von Jerusalem und dann von Damietta aus an den französischen Consul gewiesen, ließen sie es ihre erste Sorge sein, sich diesem, der am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte, vorzustellen. Außer Frankreich und Venedig nämlich unterhielt dazumal noch keine andere europäische Macht dergleichen diplomatische Repräsentanten im Orient, und diese nur in Tripolizza, Aleppo, Alexandrien, Cairo und noch sonst an einem und dem anderen der wichtigsten Handelsplätze. Die Aufgabe derselben beschränkte sich lediglich auf Wahrung der Handelsinteressen und den Schutz der Pilger. Sie hatten zu diesem Zwecke in den genannten Städten vom Sultan ihnen angewiesene, eigens dazu eingerichtete geräumige Gebäude in Miethe, sogenannte Fondiques, in denen sie nicht nur selbst wohnten, sondern auch die Kaufleute und Pilger ihre Wohnungen und Magazine hatten, und innerhalb deren ihnen die ausschließliche Jurisdiction zustand. Diese Fondiques wurden des Morgens zur bestimmten Stunde geöffnet, des Abends ebenso geschlossen und des Nachts durch eigene bewaffnete Wächter bewacht, und waren während derselben durchaus für Niemand zugänglich. Mit der Nationalität derjenigen, die ihren Schutz ansuchten, scheinen diese Consuln es nicht eben streng genommen zu haben. Doch hielten die Italiener, Spanier, Portugiesen u. s. w. in der Regel sich an den Vertreter Venedigs, die Niederländer, Engländer, Dänen, Deutschen, Florentiner und Genuesen an den Frankreichs. Dieser war zur Zeit ein sehr gelehrter, humaner Herr, der vielerlei Sprachen sprach und bei den Cairanern in hohem Ansehen stand. Wenn er ausging, wurde von Janitscharen vor ihm Platz gemacht, und stets schloß als freiwilliges Ehrengefolge eine lange Suite christlicher Kaufleute sich ihm an. Er bewohnte neben seiner Fondique ein Haus für sich, führte es ganz nach orientalischer Weise auf großem Fuße, hielt eine Menge Diener, besaß einen prächtigen Marstall und tafelte vortrefflich. In der Fondique, in der er auch unseren Reisenden ihr Quartier anwies, indem er ihnen zugleich als Einkäufer und Koch einen der Consulardiener beigab, unterhielt er sogar eine eigene Hausmenagerie. Von dem Plane, den Sinai zu besuchen, rieth er ihnen, nachdem sie sich ihm nach wahrem Stand und Namen zu erkennen gegeben, entschieden ab, sowie er ihnen überhaupt empfahl, vor Spähern auf ihrer Hut zu sein, da seine Macht sonst kaum ausreichen dürfte, das Aeußerste von ihnen abzuwenden. Doch versprach er sein Möglichstes, sie in der Ausführung desselben zu unterstützen. Die Zeit, bis die unerläßlichen Vorkehrungen dazu getroffen sein würden, benutzte Ritter Harant, soweit es die empfohlene Vorsicht thunlich sein ließ, um in der ägyptischen Hauptstadt sich bestens umzuthun.

Cairo machte nach seiner Schilderung damals in jeder Beziehung den imposanten Eindruck einer Weltstadt. In den Straßen, in denen, soweit sie nicht eben unter Wasser standen, der Staub knöchelhoch lag, und aufgewühlt von Reitern und Fußgängern zu glühend heißen Wolken sich erhob, herrschte allenthalben das regste Leben. Als Hauptader desselben erwies sich jedoch die stundenlange Straße vom Thore Nasreh bis zum Thore Zuailah. Hier wogte und toste das bunte und betäubende Gewühl in so dichten Massen, daß der ganze Menschenstrom jeden Augenblick, sich selbst stauend, in's Stocken gerieth. In den überschwemmten Straßen zu beiden Seiten des Nil drängten, an Venedig erinnernd, nicht minder geschäftig einander Tausende von Kähnen, Tags über mit Waaren beladen, und vom Abend bis spät in die Nacht hinein mit Blumen und farbigen Lampions, zwischen denen bei Gesang und Saitenspiel märchenhaft geschmückte Gruppen von Lustfahrenden lagerten. Einen blendenden Anblick boten die Bazars, in denen alle Schätze des Orients sich ein Stelldichein gegeben zu haben schienen. Indische und persische Stoffe waren hier neben alexandrinischen ausgelegt, englische, französische und florentinische Tücher neben den Brokaten von Golkonda und den Teppichen von Ispahan. Schätze von Edelsteinen, Gold und Silber spotteten der Sonne, während Ambra, Bisam, Rosenöl und tausenderlei andere Wohlgerüche die Luft mit ihren Aromen sättigten. Für die täglichen Bedürfnisse der Bevölkerung, die, ungeachtet die Pest alle drei bis vier Jahre einmal monatelang aufräumte, in steter Zunahme begriffen war, sorgten in allen Straßen und auf allen Plätzen öffentliche Küchen, ambulante Bäcker — das Bäckergewerbe wurde beinahe ausschließlich von Christen betrieben — Fleischer, Scherbethändler und dergl. in Hülle und Fülle, sodaß man im Allgemeinen um ein Billiges vortrefflich leben konnte. Nur einige Obstsorten, die aus der Ferne herbeigeschafft werden mußten, waren theuer, wie z. B. Birnen, Aepfel und Pflaumen, die bis aus Damaskus, Trauben, die bis von Cypern eingeführt wurden, und nur Wein war selbst für schweres Geld nicht zu haben, da der damalige Pascha, ein Sprosse des Propheten, im ganzen Lande ihn auf's Strengste verboten hatte. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, in der alle Nationen und Bekenntnisse der Erde vertreten waren, bildete der Handel, der, ungeachtet die türkische Verwaltung seit 1517 weit mehr gethan, um ihn zu ruiniren, als um ihn zu fördern, bis zur Stunde noch immer auf einer ganz ansehnlichen Höhe sich erhalten hatte. Die zeitweiligen Hauptträger desselben waren die Juden, die unmittelbaren Abkömmlinge der im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen, denen Ritter Harant, bei allem frommen Haß, den er ihrem Stamme nachträgt, doch nicht umhin kann, den förderlichsten Einfluß auf die Hebung der Industrie und Gewerbe nachzurühmen. In ihren Händen befand sich der eigentliche Großhandel, in ihrem Besitz die reichen Juwelenauslagen. Dabei befaßten sie sich beinahe ausschließlich mit der Pflege der Wissenschaften und Literatur, genossen eines ausgebreiteten Rufes als Aerzte, führten die besten Apotheken und besaßen in Constantinopel eine eigene Buchdruckerei, aus der nicht nur zahlreiche hebräische, sondern auch griechische, lateinische, italienische und spanische Werke hervorgingen. Sie unterschieden sich aber von den eingebornen Cairanern, die Ritter Harant als ein schlaues, gewandtes Völkchen schildert, das viel verspricht und gar nichts hält, nicht nur durch ihre hohen rothen Hüte, sondern auch durch ganz besondere Strenge der Sitten, ungeachtet sie mit jenen den Sclavenkauf und die Nebenweiberei theilten. Den Cairanern neben ihnen fiel der größte Theil des specifisch ägyptischen Handels zu, als die Sclaven- und Pferdemärkte, der Handel mit Geheim- und Zaubermitteln, wie z. B. mit Mumien, der gesetzlich strengstens verboten war, „weil die Türken eine so treffliche Arznei* den Christen nicht gönnen wollen," und der Handel mit antiken Schmucksachen und anderen aus den Mumiengräbern zu Tage geförderten Antiquitäten, der deshalb nur heimlich als Schmuggel betrieben werden konnte. Für den allgemeinen Wohlstand dieser Bevölkerung, in deren Mitte die Christen jeglichen Bekenntnisses, wenngleich keinerlei bürgerlicher Rechte, so doch unbeschränkter Religionsübung sich erfreu-

* Franz I. von Frankreich trug für unvorhergesehene Fälle stets ein Stückchen Rhabarber, etwas Terra sigillata und eine Dosis — mumiae bei sich.

ten, zeugte eine große Anzahl frommer und humaner Stiftungen. Einige der Hospitäler, deren es viele gab, und in denen sämmtlich Leidende ohne Unterschied der Religion und Nationalität unentgeltliche Aufnahme und Pflege fanden, hatten ein Jahreseinkommen von hunderttausend Piastern. Der Schule Gemelhazar, dem Hauptseminar für den öffentlichen Dienst, flossen jährlich viermalhunderttausend Piaster zu. Einige Moscheen hatten ein Einkommen von dreißigtausend Ducaten jährlich. Dazu kamen zahllose Wasser- und Speisenstiftungen, deren Zweck darin bestand, mittelst besonderer Herumträger, die den ganzen Tag über die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzten, Jedermann ohne Unterschied, der es nur wünschte, unentgeltlich mit Speise und einem Labetrunk zu betheiligen. Der Pascha, der eine Garde von dreitausend Janitscharen und viertausend Spahis unterhielt, bezog nach Abrechnung aller Auslagen von Cairo allein ein Einkommen von jährlich sechshunderttausend Ducaten. Begreiflicherweise fehlte es unter solchen Verhältnissen auch nicht an einem sehr ausgiebigen Proletariat, das die öffentliche Sicherheit nicht wenig gefährdete. Abermals waren es hier die Araber, die im übelsten Rufe standen, und gegen die daher die strengsten Maßregeln gerichtet waren. So z. B. durften sie nicht einmal, wenn sie Lebensmittel brachten oder mit Karawanen kamen, in die Stadt, sondern mußten auf einem ihnen besonders angewiesenen Platze bei Matarieh außerhalb derselben abladen und warten, bis ihre Waaren durch Cairaner Lastträger abgeholt wurden. Bunt und bewegt wie dies Leben waren auch die einzelnen besonderen Erscheinungen, die aus seinem Getriebe als charakteristische Staffage in den Vordergrund traten. Hier die Jungens mit gelben Kappen, die täglich gegen Abend den officiell constatirten Höhestand des Nils unter Freuderufen kundgebend durch die Straßen rannten, um dafür das Geschenk einiger kleinen Münze einzusammeln. Dort ein Begräbniß, hier das Beschneidungsfest des Sohnes eines reichen Mannes. Hier Gaukler, die Feuer schlucken und mit einem Esel schnurrige Kunststücke aufführen, dort ein Krämer, der wegen falschen Gewichts an einer Schnur, die ihm durch den Nasenknorpel gezogen worden, von einem Janitscharen als warnendes Beispiel



Bestrafung der Bäcker wegen kleinen Brotes in Cairo. (Facsimile nach einem alten Originale.)

durch die Stadt geführt wird. Heute eine Werbung gegen die Ungarn. Der Werber macht einen ungeheuren Spektakel, desto geringfügiger ist das Handgeld, das er den Geworbenen, meist Fellahs der dürftigsten Classe, auszahlt — etwas kleine Münze. Sind ihrer mehrere beisammen, dann steckt jeder derselben eine Feder an seinen Turban, und einen Trommler voran, der zugleich Pfeifer ist, marschiren sie kopfhängerisch nach dem gemeinschaftlichen Sammelplatze. Morgen der Abzug des gestern noch allmächtigen, heute bereits abgesetzten und nach Constantinopel zur Verantwortung, vielleicht zur seidenen Schnur citirten Pascha. Es ist ein langer, langer Zug. In den Straßen, durch die er sich bewegt, bilden dichte Volksmassen zu beiden Seiten Spalier. Zuerst kommen seine Schätze, von fünfzig Kamelen und vierzig Mauleseln in großen, mit kostbaren Teppichen bedeckten Truhen getragen. Ihnen folgen seine Leibtrabanten, hundertzwanzig an der Zahl, in prachtvollem Waffenschmuck auf herrlichen Araberrossen, dann seine Janitscharen, dann er selbst hoch zu Roß mit dem grünen Turban, der ihn als einen Abkömmling Mohamed's kennzeichnet, die Hände über der Brust gekreuzt und zum Abschied nach allen Seiten grüßend. Die Besichtigung der Residenz des Pascha mißlang unseren Reisenden vollkommen. Sie kamen nicht weiter als in den ersten Hof. Der Dragoman des Consuls, ein junger Cairaner Jude, der ihrer bereits hier harrte, machte ihnen im Auftrage seines Gebieters die Mittheilung, daß in der Stadt bereits Gerüchte von verkleideten Personen im Umlaufe seien, die in Ungarn gegen den Sultan gekämpft hätten und nun als Spione nach Aegypten gekommen wären. Sie ließen daher auf seinen Rath von jedem weiteren Versuche ab. Nicht viel lohnender war ihr Versuch, die berühmten Balsamgärten von Matarieh zu schauen. Sie sahen hier zwar noch die Lustgärten mit dem Kiosk der ehemaligen ägyptischen Könige in wohlerhaltener Pracht, allein den Einlaß in die Gärten, in welchen die Cultur der berühmten Balsamstaude, die in der ägyptischen Antike und Geheimlehre eine so wichtige Rolle spielt, noch in vollster Blüthe stand, vermochten sie um keinen Preis zu erlangen. Nur der Einblick durch ein Loch in der Thür wurde ihnen vergönnt. Als den eigentlichen classischen Boden der Wunderpflanze bezeichnet Ritter Harant das Glückliche Arabien, und hauptsächlich die Umgegend von Mekka, wo sie in Hunderttausenden von Stauden an den Abhängen sandiger Hügel wächst, ehedem unbeachtet, nun aber, sowie der Handel mit der wunderwirkenden Essenz, ein ausschließliches Monopol des Scherif von Mekka, der die Erlaubniß zum Anbau an bestimmte Personen für schweres Geld verkauft. Das Einkommen, das ihm hieraus zufloß, war bei der Niederhaltung jeglicher Concurrenz, bei der vortrefflichen Kundschaft, welche die Millionen von gläubigen Wallern abgaben, die jährlich an das Grab des Propheten kamen, und bei dem enormen Preise der Essenz, die mit Gold aufgewogen wurde, ein kolossales, zumal er den Zauber derselben selbst so hoch zu halten verstand, daß er das herkömmliche Geschenk von hundertfünfzigtausend Ducaten und den goldbrokatenen Gewändern für ihn, seine Brüder und seine Söhne, das der Sultan ihm jährlich machte, durch ein Stück indischen Stoffes und ein Gefäß mit drei bis vier Pfund Balsam genugsam erwiedert zu haben meinte. In Aegypten hielt sich die Pflanze weniger gut. Sie mußte von Zeit zu Zeit erneuert werden, wie dies erst 1575 geschehen war. Die Einsammlung der anfangs weißen und später honigfarbenen Flüssigkeit geschah jährlich zweimal durch Einschnitte in die Zweige in Gegenwart der Leibärzte des Pascha.

Inzwischen war das Empfehlungsschreiben an den Erzbischof auf Sinai eingetroffen, welches der Consul den Reisenden vom griechischen Patriarchen, der zur Zeit in Alexandrien weilte, zu besorgen verheißen, und sie konnten mit einem jungen Cairaner Christen, den der Consul ihnen als Trutzelmann beigegeben, und einem Mohren, dem Eigenthümer der drei Kamele, die sie gemiethet hatten, am Abend des 8. October nach Matarieh aufbrechen, um sich hier einer Karawane anzuschließen, die, dreihundert Kamele stark, eben im Begriffe war, mit einer Ladung Getreide zur Verproviantirung der Festung ihren Zug nach Suez anzutreten. Am 9. in früher Morgenstunde setzte der Zug sich in Bewegung. Noch am selben Tage erreichte man die Wüste. Allein schon am 11. trennten

unsere Reisenden sich von der Karawane, die ihnen viel zu langsam ging, um, der Führung des Mohren sich überlassend, ihre Wanderung abseits der großen Pilgerstraße auf Nebenwegen fortzusetzen. Sie wichen auf diese Weise zwar den gefürchteten Wegelagerern aus, fielen aber dafür etwa fünf Miglien vor Suez der Besatzung einer kleinen Citadelle in die Hand, die hier, mitten in der Wüste, zum Schutze der Reisenden und zur Bewachung des Hafens von den Türken errichtet worden war, und unseren Pilgern, da sie ihnen kein Geld zu erpressen vermocht, wenigstens ihren Weinvorrath beinahe bis zur Neige austrank. Am folgenden Tage, ohne Suez zu berühren, tränkten sie ihre Kamele an den zwölf Quellen Mosis, übelriechenden, schwärzlichen Lacken, aus denen die genannte Stadt ausschließlich ihren Wasserbedarf bezog, verloren aber zum ersten, zwei Tage darauf an einer ähnlichen Lacke zum zweiten Male, da sie einen Compaß nicht bei sich hatten, der Mohr aber nach dem Stande der Sonne sich nicht zu richten verstand, darüber den Weg. Einer der braunen Söhne der Wüste mußte die Führung übernehmen, und so erreichten sie denn endlich unter beständigem Bangen, vielleicht in einen Hinterhalt gelockt zu werden, am achten Tage ihrer Wüstenwanderung, auf den Tod müde, das St. Katharinenkloster am Fuße des Horeb.

Mit dem Einlaß in den mächtigen, festungsartig von dicken, hohen Mauern umschlossenen Bau hatte es noch gute Weile. Die Araber des Gebirges hatten denselben eben vor wenigen Tagen erst gestürmt und Brände hineingeschleudert. Es hatte an mehreren Stellen zu brennen angefangen, und nur mit Mühe war es den Mönchen gelungen, des Feuers Meister zu werden. Die Ankunft der Pilger zudem hatte die nächstbenachbarten Araber neuerdings aus ihren Höhlen und Klüften hervorgelockt, und sie wiederholten ihre Drohungen. Die erschreckten Mönche wagten daher nicht zu öffnen, und erst gegen Abend, und da nicht eher, als bis nach langen Unterhandlungen unsere Reisenden von den beiden Häuptlingen für gutes Geld den Rückzug der Tumultuanten erwirkt, erschloß sich ihnen eine der beiden festen, wohlverriegelten Pforten. So fest indeß das Kloster von außen sich ansah, so armselig und gebrechlich repräsentirte es sich innen — ein Haufe elender, aus Stein und Lehm kümmerlich zusammengefügter Hütten, in denen unter der Leitung ihres Obern, des Erzbischofs Laurentius, achtzig Basilianermönche orientalischer Kirche ein wenig beneidenswerthes, zwischen Entbehrung und Furcht sich theilendes Dasein fristeten. Der Strenge ihrer Ordensregel treu, genossen sie weder Fleisch, noch Butter, noch Käse, noch auch Milch, tranken keinen Wein, sondern nährten sich blos von Fischen, Gemüsen und Obst. Die beiden letzteren Arten von Lebensmitteln sollten sie für ihren Bedarf selbst bauen. Allein des ewigen Unfriedens halber, in dem sie mit ihren händellustigen Nachbarn lebten, war ihnen dies seit langen Jahren bereits unmöglich gewesen, und so erhielten sie denn ihren Bedarf an denselben vom Patriarchen aus Cairo zugesandt. Kaum daß sie in dem bescheidenen Klostergarten etwas Erbsen, Bohnen und Lauch zu ziehen vermochten, was jedoch in der Regel die Heuschrecken ihnen zum besten Theile voraufzehrten. Und dennoch mußten sie für die Benutzung dieses Gartens jährlich eine Abgabe von einigen Kamellasten Obst in die Citadelle nach Cairo abliefern, und den Frieden überdies von ihren Nachbarn von einem Tag auf den andern durch nicht unbedeutende Tribute erkaufen, der nicht nur in bestimmten Rationen von Mehl und Brod bestand, die sie den Drängern in besonderen Körben an Stricken aus den Fenstern herabließen, sondern in Allem und Jedem, was den Unersättlichen und in ihren Ansprüchen täglich Anmaßenderen eben zu fordern einfiel. Selbst Nähnadeln und Zwirn mußten die armen Mönche ihnen liefern, und gerade solcher Kleinigkeiten wegen, wenn sie nicht gleich bei der Hand waren, setzte es oft die bedrohlichsten Scenen. Wenn die Mönche die Zahl ihrer Vorgänger, die seit Kaiser Justinian die Opfer einer solchen Lebensweise geworden, auf mehr als zehntausend angaben, so scheint das unter solchen Verhältnissen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Auch fanden es unsere Reisenden nur begreiflich, daß die Aufnahme, die ihnen an diesem Orte ward, eben keine sehr heitere und glänzende war. Das Willkommensmahl, das ihnen in einer kahlen, aller Einrichtung entbehrenden Stube vorgesetzt ward,

bestand aus einem Löffelvoll kalter Bohnen auf einem hölzernen Teller, einem Stückchen an der Sonne gedörrten Fisches und einem Schluck Dattelbranntwein. Das Gesuch um Beigebung zweier Mönche als Begleiter auf den Sinai wurde von dem Erzbischof geradezu abgeschlagen, da unter den waltenden Verhältnissen kein Mönch es wagen dürfe, über die Schwelle des Klosters hinauszutreten, und den Reisenden statt ihrer als Führer und Cicerone einer der Araber zugewiesen, die mit den Mönchen im Innern des Klosters lebten und ihnen dienten. Zur Besteigung des Berges wurde ihnen angerathen, die Stunden nach Mitternacht zu benutzen, da sie sonst ihres Lebens nicht sicher wären. Sie beherzigten die Mahnung und schlichen im Dunkel der Nacht leise aus dem Kloster, um die Wanderung anzutreten. Dennoch begrüßte sie von allen Seiten Hundegebell, und nach wenigen hundert Schritten schon sahen sie von bedrohlichen Haufen sich umschlichen, die offenbar ihnen aufgelauert, und sie mußten sich darein fügen, mit den beiden Häuptlingen abermals einen Freikaufspact abzuschließen. Die Marien-, sowie die Elias-Capelle auf dem Horeb fanden unsere Pilger in Trümmer liegen, ebenso das Kloster der vierzig Märtyrer am Fuße des Sinai. Dafür zeigte ihnen ihr arabischer Cicerone die Hufspur des Kamels Mohamed's. Als sie den Gipfel des Sinai erreichten, war es eben Morgen geworden. Die Gazellen, die friedlich an der Stätte lagerten, von der eine kampfvolle Weltgeschichte ausgegangen, scheuchten vor ihnen von dannen. Sie aber sprachen in der Capelle, die über dem Felsstück sich erhob, in welchem Moses den Abdruck seines Leibes zurückgelassen, als er in der Furcht vor der vorüberrauschenden Ewigkeit zur Seite wich, ihr Vaterunser, der Araber in der kleinen Moschee an dem Orte, an welchem Moses vierzig Tage gefastet, sein „Allah il Allah!“



Bestrafung einer Diebin in Cairo. (Facsimile nach einem alten Originale.)

Als die Reisenden am 19. ihren Rückweg antreten wollten, fand es sich zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß die Araber ihre Kamele mitsammt dem Mohren mit Beschlag belegt hatten, unter dem Vorwande, Letzterer habe gar nicht das Recht, Pilger nach dem Sinai zu befördern. Wollten sie nach Cairo zurück, so müßten sie es entweder zu Fuß versuchen, oder von ihnen, den Sinai-Arabern, dazu Kamele

miethen. Als jedoch die Reisenden in ihrer Bedrängniß auch hierzu sich bereit erklärten, zeigte es sich, daß alle Sinai-Araber zusammen auch nicht ein Kamel besaßen, und das Ganze nur auf eine Prellerei abgesehen sei, die auf die Erpressung eines Ducatens Letztgeldes hinauslief. Doch sollten sie aus dem unheimlichen Gelände so leichten Kaufes nicht loskommen. Im Angesicht des Klosters noch schloß ein Araber unter dem scheinbar harmlosen Vorwande sich ihnen an, auch er wolle nach Cairo. Schon in der ersten Unduldsamkeit endlich gelungen, was die Entdeckung Vasco de Gama's nicht vermocht, nämlich die gründliche Verscheuchung des indischen Handels aus dem Rothen Meere. Die einbalsamirte Leiche eines reichen Cairaner Kaufmanns, der in Mekka gestorben war, und die drei Araber nun in offenem Sarge auf einem Kamele nach Cairo schafften, leistete ihnen Gesellschaft durch die andere Hälfte der Wüste. Am 26. October, also am achtzehnten Tage nach ihrem Aufbruche von da, befanden sie sich wieder in der ägyptischen Hauptstadt, um



Araber um Suez. (Facsimile nach Harant's Zeichnung.)

Nacht jedoch verschwand er wieder, um die arglos im Wüstensande Schlummernden verrätherisch seinen Spießgesellen zu überliefern, die bis auf die Kutten und einen kaum für zwei Tage langenden Rest von Lebensmitteln sie all ihrer Habe entblößten. Unter den qualvollsten Entbehrungen erreichten sie am sechsten Tage Suez — ein Häuflein Hütten aus ungebrannten Ziegeln und Palmstroh, bewohnt von armen Fischern, denen alle anderen Lebensmittel, als welche ihnen die Fluth schenkte, aus Cairo zugeführt werden mußten. Die Oede des Hafens, in welchem lediglich einige kleine türkische Kriegsfahrzeuge ankerten, gab Zeugniß, daß der türkischen nun umsomehr an ihre Rückkehr nach Europa zu denken, als der Aufenthalt im Bereiche derselben für sie bereits ernstlich unsicher zu werden begann, und außerdem die Besorgniß an sie herantrat, den Schluß der diesjährigen Schifffahrt zu versäumen. Nach dem 15. November lief der gefährlichen Herbststürme wegen aus den levantinischen Häfen kein Schiff mehr nach Europa aus. Am 31. October bestiegen sie im Hafen von Bulako eine Dscherma, die zugleich mit elf anderen dergleichen Fahrzeugen mit frischangeworbenen, nach Ungarn bestimmten Soldaten nilabwärts ging. An dem einst so berühmten und reichen Kloster des heiligen Makarius vor-

über erreichte man gegen Abend die Spitze des Delta, und um Mitternacht des anderen Tages bereits Rosetta, um hier einen Tag zu verweilen und den Weg nach Alexandrien sodann auf gemietheten Mauleseln zu Lande fortzusetzen. Rosetta, wie in einem Palmenhaine gelegen, machte mit seinen stattlichen Gebäuden und seinen schönen Moscheen, zu denen man vom Ufer aus auf Treppen emporstieg, auf unsere Reisenden einen ganz besonders freundlichen Eindruck. Das Kaufhaus, in dem auch sie Unterkunft fanden, stand unter der Verwaltung des venetianischen Vice-Consuls. Es war ein umfangreicher Geviertbau mit einem geräumigen Hofe, der über und über voll Waarenballen lag. Die Einwohner betrieben starke Zuckersiedereien und droschen den Reis mit kunstreich construirten — Dreschmaschinen.

Ungleich weniger freundlich ist das Bild, das Ritter Harant vom damaligen Alexandrien entwirft. Es lagerte über dieser Welthandelsstadt in jenen Tagen ein düsterer Schleier der Herabgekommenheit, den das neue Türkenregiment durch strenge Aufrechthaltung aller Einrichtungen, die zu jener Zeit, als der indische Handel durch ihren Hafen seinen ausschließlichen Weg nehmen mußte, vielleicht zu rechtfertigen gewesen, vergebens zu bannen sich bemühte. Die vier Thore waren Tag und Nacht geschlossen und von Zöllnern und Wächtern umlagert, welche nur auf Anpochen öffneten und von jedem Kommenden und Gehenden drückende Abgaben einhoben. Unsere Reisenden mußten für den Einlaß bei ihrer Ankunft nicht weniger als zwei Ducaten bezahlen, und als sie hinausgingen, die Säule des Pompejus zu schauen, einen entsprechenden Betrag für das Hinauslassen entrichten. Waarenzoll mußte sowohl bei der Einfuhr in die Stadt, wie bei der Wiederausfuhr aus derselben entrichtet werden, und nicht einmal die Bewohner des allernächsten Küstenstriches waren davon frei. Er betrug für Christen den zehnten, für Moslemin den zwanzigsten Theil des Werthes. Dabei war die Stadt darauf angewiesen, ihre Lebensmittel aus der Ferne, ihren Erwerb aus dem Handel und von den Fremden zu beziehen. In religiöser Beziehung zwar wurde die möglichste Toleranz geübt. Alle christlichen Bekenntnisse genossen das Recht freier Uebung, alle Nationen, mit alleiniger Ausnahme jener, denen die Türken die Umschiffung des Caps nicht vergessen konnten, das freier Handelsniederlassung. Und dennoch lag der größte Theil der Stadt verödet, ganze Straßen voll Kaufgewölben waren geschlossen, und in der französischen Fondique, einem grandiosen, vier Stock hohen Bau, herrschte peinliche Leere. Noch zwar unterhielten Venedig, Ragusa, Genua, Florenz und andere christliche Handelsstädte hier ihre officiellen Repräsentanten. Allein im Hafen lagen nur drei christliche Schiffe, die „Balbiana,“ „Balbiana nova“ und „Vidaletta,“ die Gewürz luden. Den Haupterwerb der Einwohner bildete das Brennen der Asche aus der Pflanze „Harmala,“ arabisch „Kali“ genannt, die sie nach Venedig zur Fabrikation des Glases verkauften. Den Raum zwischen der Stadt und dem neuen Hafen, nun den belebtesten Stadttheil, füllten die elenden Quartiere der Juden und der Soldaten. Als unsere Reisenden nach neuntägigem Aufenthalte die Stadt verließen, um sich auf der „Balbiana“ zur Rückkehr nach Europa einzuschiffen, wurde ihnen im Thore der Zoll nicht nur für Alles, was sie in der Stadt eingekauft, sondern auch für ein paar Papageien und Meerschweinchen abverlangt, die sie aus Cairo mitgebracht und bereits einmal beim Eintritte verzollt hatten, und als sie schon eingeschifft waren, erschien noch einmal die „circa“ (von cercare, suchen), d. i. die Zollschaarwache, an Bord, um das Schiff in allen Räumen noch einmal zu durchforschen, ob es denn doch nicht vielleicht etwas Unverzolltes mitnehme. Endlich am 12. November, von zwölf Schleppbooten aus dem Hafen bugsirt, stach die „Balbiana“ in See. Die Herbststürme hatten bereits begonnen, und man bewunderte es als eine rasche Fahrt, als sie nach zwanzig Tagen vor Candia Anker warf, bis wohin die Schiffe von Alexandrien um diese Jahreszeit sonst dreißig bis vierzig Tage brauchten. Und dennoch erreichte man Venedig nicht vor dem 26. December wieder!

Nach Neujahr 1599 in seine Heimath zurückgekehrt, sah Ritter Harant sich bald an den Hof Kaiser Rudolf's II. gezogen, der ihn zu seinem Kämmerer ernannte und kurz darauf in den Freiherrnstand erhob.

Seine Zeit theilte er nun zwischen dem Dienst bei Hof, an welchem er besonders als gründlicher Musikkenner und trefflicher Dirigent einen höchst angenehmen Wirkungskreis fand, zwischen ernsten Studien und der erheiternden Niederschreibung seiner Reiseerinnerungen, zu denen er selbst die erforderlichen Illustrationen zeichnete, von welchen wir vorstehend einige mittheilten, und die, nachdem er mittlerweile auch in zweiter Ehe verwittwet war, allgemein mit Spannung erwartet, endlich im Jahre 1608 zu Prag im Druck erschienen. Auch der Gunst des Kaisers Mathias erfreute sich Harant, der ihn zum Hofrath ernannte. Die politisch-religiöse Bewegung, die damals Böhmen mächtig durchschütterte, sollte jedoch auch ihn aus seiner kunst- und wissenschaftpflegenden Ruhe emporrütteln. Er trat vorerst, um 1618, mit seiner ganzen Familie zum Protestantismus über, und leitete sodann, 1619, als das ständische Directorium die allgemeine Bewaffnung gegen die Truppen Ferdinand's II. anordnete, als Insurrections-Commissarius die Rüstungen im nordöstlichen Böhmen. Der Juni desselben Jahres fand ihn mit der ständischen Armee unter den Befehlen des Grafen Mathes Thurn vor Wien als Commandanten des Feldgeschützes, dessen Operationen er so trefflich zu leiten verstand, daß der Kaiser ernstlich Gefahr lief, in seinen eigenen Gemächern von den Kugeln getroffen zu werden. Im August hierauf huldigte er dann dem Könige Friedrich von der Pfalz und trat als Präsident der Hofkammer in dessen Rath ein. Nach der Weißenberger Schlacht im November 1620, die dem Königthum Friedrich's zugleich mit der Geltung des Protestantismus in Böhmen ein Ende machte, zog Harant sich auf sein Schloß Petzka zurück, um die Vorbereitungen zu seiner Auswanderung zu treffen, wurde jedoch über denselben im März 1621 durch eine Abtheilung kaiserlicher Söldner, die der Fürst Karl Liechtenstein eigens zu diesem Zwecke nach Petzka entsandt, verhaftet, und als des Hochverraths angeklagt auf's Prager Schloß gebracht. Das Gegenreformationsgericht, das hier der gekränkten absoluten Majestät blutige Sühne sprach, verurtheilte nach kurzem Verhör am 19. Juni ihn zum Tode. Was es ihm am capitalsten nachtrug, war die meisterhafte Leitung des Feldgeschützes vor Wien. Am 21. Juni darauf, früh um fünf Uhr, fiel sein Haupt auf dem schwarzbehangenen Gerüst vor dem Altstädter Rathhause unter dem Beile des Henkers. Der Ritter vom heiligen Grabe starb als ausharrender Protestant, Einer der Einundzwanzig, die zur selben Stunde die weltbewegenden Principien der religiösen und nationalen Freiheit mit ihrem Blute besiegelten. Seine Wittwe in dritter Ehe, der sein Leichnam ausgefolgt wurde, kehrte bald darauf zum Katholicismus zurück, um Herrn Hermann Czernin, einst der Pilgergefährte ihres Gatten, ihre Hand zu reichen. Sein Reise-Tagebuch übersetzte 1638 sein nach Sachsen ausgewanderter jüngster Bruder Johann Georg in's Deutsche, und veröffentlichte hierauf in dieser Uebersetzung dessen Sohn, der Generalwachtmeister und Kürassieroberst Christoph Wilhelm Harant von Polzic, 1678 zu Nürnberg.

Spitznamen und Scherzworte
in Tirol.

Von

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Wenn in Tirol schon der Einzelne selten durch's Leben geht, ohne einen „Zuenam" oder Spitznamen von Seiten seiner zeitgenössischen Landsleute zu erhalten, so ist es leicht erklärlich, daß auch die verschiedenen Ortschaften und ihre Bewohner nicht ohne besondere, mehr oder minder harmlose und charakteristische Benennungen geblieben sind.

So werden die Meraner von den Bozenern „Leilei" genannt, weil sie das Wörtchen lei überall einflicken, von den Landbewohnern des Burggrafenamtes aber noch immer als „Schuhverlierer" bezeichnet, weil sie in der blutigen Schlacht auf der Malser Haide gegen die Engadiner im Jahre 1499, von plötzlicher Sehnsucht nach dem häuslichen Herde ergriffen, den Weg nach Meran etwas gar zu rasch zurückgelegt haben sollen.

Die Pseyrer, d. h. die Bewohner des Passeier-Thales, verdanken ihrem Lieblingsschimpfworte Zönna (du Zönna!) den Namen „Zönner," den ihnen die Meraner gegeben, und von den Vinschgauern,

welche für sehr lügnerisch gehalten werden, heißt es spottweis in Meran:

„Der treueste Vinschgauer hot a Sack gestohlen.“

Als Entschuldigungsgrund fügt man jedoch hinzu:

„Aus dem Vinschgau kimmt koa guter Luft, geschweige denn Menschen.“

Die Ultner, welche in gewisser Art für die Schildbürger des Burggrafenamtes gelten, neckt man mit dem Spruche:

„Du nimmst die deinslige, ich nehme die meinige und da geh'n wir miteinander auf's Gelana,“

weil die Procession zur Feier Mariä Geburt in Lana fast die gesammte Bevölkerung des Ultner-Thales herbeilockt, und namentlich die Jugend beiderlei Geschlechts in der Regel paarweise nach Lana zieht.

Auch ruft man ihnen wohl zu:

„Sommer, Ulten zu!“

indem man den Ultnern einen ähnlichen Schwank zuschreibt, wie den Hornussern, Lopfingern und Emeringern in Schwaben, den Mistelgauern in Franken, den Jühndern bei Göttingen und den Schöppenstedtern im Braunschweigischen.

Man erzählt nämlich, ein Ultner habe in der Nähe von Bozen eine Grille singen hören und auf seine Frage nach der Ursache dieser Töne die Antwort erhalten, es seien die Thiere, welche den Sommer brächten. Da es nun in seinem Heimathsthale noch kühl war, beschloß er sogleich, ein solches Thier mit heim zu nehmen, fing es, und that es in ein Schächtelchen. Als aber auf dem Rückwege das gefangene Thierchen aufhörte zu zirpen, wurde er ängstlich, wollte nachsehen, was aus dem Sommer geworden sei, und öffnete die Schachtel. Die Grille benutzte diesen Augenblick, um davon zu springen, und dem erschrockenen Ultner blieb nur übrig, ihr die Worte nachzurufen, welche jetzt als Verspottung aller Ultner dienen.

In Ulten selbst necken sich besonders die „Sonnenseiter“ und „Nöderseiter,“ d. h. die Bewohner des nördlichen, der Sonne zugekehrten, und des südlichen, der Sonne abgekehrten Thalflügels. Die Ersteren behaupten, wie Beda Weber mittheilt, die Nöderseiter hätten sich, weil sie bei ihren nächtlichen Ausflügen schmerzlich des Mondlichtes entbehrt, beim Bäcker von St. Pankraz einen großen Mond vom feinsten Weizenmehl backen lassen und ihn an einer hohen Stange auf der Sonnenseite aufgehängt, damit er ihnen leuchten solle. Die Hirten auf dem Flatschberge, die leckere Kost bemerkend, schnitten sich jedoch ein Stück nach dem anderen herunter, und die Nöderseiter, welche zuletzt sahen, daß ihr Mond immer kleiner wurde, trösteten sich mit der Hoffnung auf die Wiederkehr des Vollmondes, der indessen ausblieb und sie dem Gelächter preisgab.

Warum man die Schönnaer, von denen es heißt:

„Schenner, die Falschen!“

die „Bockhänger“ nennt, und sie scherzend frägt:

„Haschst koa Saalerle?“ (Hast kein Seil?)

erzählt J. von Düringsfeld in ihrem Buche „Aus Meran:“

„Schönna besaß nämlich bis 1813 einen Blutbann, und infolge dessen einen Galgen, welcher an der Burgmauer stand. Die Gemeinde war außerordentlich stolz auf das eigene Gericht, aber sie fand, zu ihrer Ehre sei es gesagt, während der ganzen Jahrhunderte, wo sie das Vorrecht des Strickes besaß, nicht ein einziges Mal Gelegenheit, dasselbe anzuwenden: ihr Galgen war und blieb ein jungfräulicher. Da hingen endlich die von Riffian, welche mit denen von Schönna in einem kleinen Nachbarkriege d'outre Passeier lebten, einst bei Nacht einen Bock an den Schönnaer Galgen, und seitdem werden die Schenner „Bockhänger“ genannt und gelegentlich gefragt, ob sie kein Seil bei sich haben.“

Daß die Algunder den Beinamen „Wambenschieber“ führen, ist nicht zu verwundern, wenn man die vielen „Schmaustage“ kennt, die sie halten und welche ohne Zweifel im Stande sind, dicke Bäuche zu erzeugen.

Die Pusterthaler oder Pusterer, welche starken Handel mit Rindvieh treiben, werden in Meran „Pusterochsen;“ die Terlaner „Gragkeler“ (von gragkeln, krummbeinig gehen, klettern) und die Bozener „Laschenzangger“ (von zanken, zerren, fassen, und Lasch', Hündin, Weibsperson im verächtlichen Sinne) genannt.

Die Bewohner des Gerichtes Ehrenberg verwandeln sich spottweis in „Rearnberger“ (von rearen, rêren, weinen, ursprünglich blöken wie das Rind, mittelhochdeutsch rern); die von Abtei in „Badioten“ (vom ladinischen Namen Badia) und die des sogenannten Gerlos im Passeier Thale in

„Enderbachler," weil sie einst durch Bergablagerungen vom rechten Ufer der Passer auf das linke vertrieben wurden und deshalb noch zur Pfarre von St. Martin gehören.

Die Gemeinden des Oetzthales werden sprüchwörtlich mit folgenden Sätzen charakterisirt:

„Die Oetzer vertoat'nmälelen, die Längerfelder verstreiten, die Sölder verhoachzeiten und die Umhauser verleitköfe'."

d. h. die Oetzner verthun das Ihrige in Todtenmählern, die Längerfelder in Processen, die Söldener in Hochzeiten und die Umhauser durch Vorkäufe (von verleitkaufen, durch vorläufige Darangabe, leitkauf, kaufen), was an den bekannten, ursprünglich spanischen Spruch erinnert:

„Die Juden pflegen zum Passahfest, die Mauren bei Hochzeiten und die Christen in Processen ihr Geld auszugeben." *

der auch in andere Sprachen übergegangen ist, und im Toscanischen also lautet:

„I Giudei in Pasqua, i Mori in nozze, i Christiani in piatire sanno impoverire."

Den Kundlern im Innthale sagt man nach, daß sie im Ofen „Narren backen" (Lapp'n bäch'n), und nennt sie deshalb „Ofen;" von den Nonsbergern dagegen versichert man:

„Wenn zehn Teufel mit einem Nonsberger zu streiten anfingen, so würde der Letztere Sieger bleiben."

Aehnlich heißt es im Unter-Innthal von den Zillerthalern:

„Derweil die Alpböcka den Tuifl oamal anschmia'n, derweil hot'n a Zillarschthola schon zwoamal betrog'n." **

während man dort die Einwohner von Zams scherzhaft die „Zämmer-hä˜gken" nennt, weil sie gern hä˜gkeln, d. h. sich gegenseitig mit gekrümmtem Finger ziehen, um zu sehen, wer der Stärkere ist.

Der Spottname „Mutteln," welchen die Kalser führen, rührt wahrscheinlich von Muttli, einer Art Käse, her, wird aber vom Volke auf die Erscheinung des Muttels, eines seltsamen Wesens, bezogen, das einst in's Thal kam, sich nicht vertreiben ließ, und, als man vertrauter mit ihm geworden, sich als der leibhaftige Satan offenbarte.

Die Juden, welche nach der tiroler Polizeiordnung von 1603 zur Unterscheidung „ain gelben ring auf der linggen seit auswendig von gelben tuech" tragen mußten und seit der ihnen zugeschriebenen Ermordung des Anderl von Rinn und des Simerl von Trient von den Kindern so gefürchtet werden, daß man diese, wenn sie schreien, mit den Worten schreckt: „Der Jud kommt!" haben den Tirolern zu mehreren scherzhaften Bezeichnungen gedient. Der „Wei˜jud" ist der Weinhändler; der „Bandljud" der Hausirer; der „Jüd'nheller" der schlechte Heller, und der Name „Jud" selbst gleichbedeutend mit Betrüger, weshalb man auch unter „jüdelen" nach Judenart handeln oder betrügen versteht.

Die Bewohner von Nassereit und Villnöß am Eisack werden „Schärer" genannt, weil sie im Reden schnarren (tirolisch schärren, schären), d. h. die Worte schwerfällig und rauh hervorbringen; die von Sexten wegen des bei ihnen üblichen Ausdrucks Hörl, ein Wenig (gewissermaßen ein Härchen) als „Hörler" verspottet, und die von Imst, Landeck, Pfunds, Spiß und Nauders, welche den gemeinen und eigentlichen Ober-Innthaler-Dialect sprechen, im Scherz „Saltnuiter" (von salt, selbst, und nuit, nicht) gerufen.

Ebenso heißen die Sarner die „Strüzler;" die Mieminger „Huntgrämmler;" die Pillerseer „Tuscher;" die Vomper „Rougger" (Maikäfer); die Innsbrucker „Karpfen;" die Haller von ihrem Salzbau „Kübel" oder „Hällerküb'l;" die Schwazer „Gruspeln" und die Völser „Eselklieber" (Eselspalter).

Die Bewohner von Jenesien werden „Bojen," die von Straß „Froschmagger" (von maggen, zerdrücken) genannt, und die von Kaltern theilen mit den Trubenern den Ruf der Einfalt, weshalb sie „Herrgottskinder" und die Trubener „Käwes" (Kohlköpfe) getauft worden sind.

Die Albeiner führen nicht nur den Namen „Ofenkruken," sondern auch mit den Deutschnofenern gemeinschaftlich die Benennung „Hessen," wahrscheinlich von hessen, d. h. heß, heß! rufen, um das Zugvieh zum Zurückweichen zu bringen, indem man es mit dem Ausrufe: „Heß z'rugg!" auf's Maul schlägt, während die Welsch-

* Judios en pascuas, Moros en bodas, Christianos en pleytos gastan sus dineros.

** In der Zeit, wo die Alpacher den Teufel einmal täuschen, hat ihn ein Zillerthaler schon zweimal betrogen.

nossener von der bei ihnen beliebten Maissuppe oder Schuffa die „Schuffarüerer,“ Schuffarührer, heißen.

Aus demselben Grunde wird der Ober-Engadiner vom Graubündner „Püttär,“ und das Ober-Engadin in Graubünden „terra püttèra,“ Breiland (vom ladinischen pütt, im Ober-Engadin puct, Brei, Maisbrei) genannt, weil der Rahmbrei oder puct in gramma die Lieblingsspeise der Ober-Engadiner ist,* wogegen diese die Oberländer aus Graubünden als „Schalauer“ (von da tschell' aua, von jenem Gewässer, d. h. vom Rhein im Gegensatze zum Inn) bezeichnen.

Die Vinschgauer pflegen die ernstverhüllten, steif einherschreitenden, streng protestantischen Engadinerinnen mit dem Namen „Mummedeya,“ ihre Sprache aber wegen der großen Zungengeläufigkeit der Engadiner mit dem Ausdrucke „Plitschlesplatschles“ zu verspotten.

Anderwärts hat bekanntlich das Romanische und das verderbte Italienisch der herumziehenden Hausirer** die Bezeichnung „Kauderwelsch“ (tirolisch Kauderer, Hausirer, von kaudern, hausiren, mittelhochdeutsch Kût, Tausch) veranlaßt, welche sich in Tirol durch Versetzung der Buchstaben in „Krautwalsch“ verwandelt hat.

Unter „Walsch“ allein versteht der Tiroler zunächst den Italiener, dann jeden Fremden, wie auch das mittelhochdeutsche walch (althochdeutsch walah) eigentlich fremd bedeutete. In Deutschtirol sind schon die Bewohner der Bezirke Trient und Roveredo „Wälsche,“ und Etwas „vorwalschen“ heißt etwas Unverständliches vorbringen, im Gegensatze von etwas „deutsch machen,“ es ihm „bedeutschen,“ was so viel ist, als klar machen.

„Die Deutsch“ bedeutet nicht nur die deutsche Sprache und das Deutschthum, sondern auch das deutsche Land, während Tirol im Munde seiner Bewohner gewöhnlich das „Landl“ heißt.

„Land“ im Allgemeinen ist für den Gebirgsbewohner in der Regel das Hauptthal im Gegensatze zu den Nebenthälern. So sagt der Grödner, er reist in's „Land,“ wenn er nach Klausen; der Stubaier, wenn er nach Innsbruck geht, und nur die Bewohner des Landgerichts Reutte sprechen: „Wir gehen in's Tirol,“ wenn sie in's Innthal wollen.

Im Besonderen aber wird das Etschthal „Land“ genannt, weil es ehemals „Land an der Etsch“ oder „Etschland“ hieß. Daher sagt man nicht blos im Vinschgau: „In's Land darnied“ (im Lande d'runten), sondern auch im Innthale: „In's Land fahren,“ anstatt in's Etschland, und da dasselbe früher in Ober- und Unteretsch, jenes mit acht, dieses mit zehn Gerichten, eingetheilt war, so unterscheidet das Volk noch immer Oberländ und Unterländ, wie beim Ober- und Unter-Innthal.

Auch für einzelne Städte hat die deutsche Bevölkerung Tirols ihre eigenen Namen beibehalten. So nennt sie Riva am Gardasee „Reif,“ Roveredo „Höfreit“ (vom mittelhochdeutschen Hovereite, Hofraum) und Innsbruck „Sprugk, Sprugka,“ im Pitzthale „Schprupp.“ Die Innsbrucker Vorstadt St. Nicolaus heißt nie anders, als die „Kötlak'n“ (Kothlache), und ihre Bewohner sind Veranlassung, einen groben, schmähsüchtigen Menschen mit dem Ausdrucke „Kötlakler“ zu bezeichnen.

Die Gegend von Telfs, wo der Mais (Türk, Türken) besonders gut gedeiht, wird die „Türkei“ genannt, und vom Thale Matsch bei Mals, wo es in strengen Wintern oft so viel Wölfe gab, daß sie zur Nachtzeit bis in die Gehöfte drangen, sagt man sprüchwörtlich:

„Matsch, der Wölfe Heimath.“

Spricht man schon vom ganzen Passeier-Thale:

„Im Passeier müssen die Häuser bisweilen mit Nägeln an den Bergen festgenagelt werden, weil sie sonst keinen Anhalt hätten.“

so behauptet man namentlich von der Berggemeinde Glaiten im Hinter-Passeier: „Die Höfe derselben seien an Nägeln aufgehängt,“ und von Moos, das zwei Stunden von St. Leonhard in trostloser Einsamkeit zerstreut am Abhange liegt, versichert man:

* Dieser Spitzname Püttär, a, ist jedoch so unschuldig, daß J. F. Salutz das Bivronische Neue Testament im Ober-Engadiner Dialekt „Testament putär“ nennt.

** In den Landesordnungen von 1526 und 1603 werden namentlich herumziehende Krämer aus Savoyen und England oder Schottland angeführt, indem wir in der ersteren finden:

„Sophoyer, Schotten und andere fremde Kramer.“

und in der zweiten lesen:

„Schotten und Sophoier nit gestattet zu hausiren.“

„Zu Moosa darschiepen (d. h. fallen sich zu Tode) die Katzen und Geier, und das Brot, das aus dem Ofen fällt, ist unwiederbringlich verloren," *

weil seit 1658, wo das Taufbuch beginnt, über dreihundert Leute durch Fall um's Leben kamen, und nur fünf Häuser frei von Lawinengefahr waren.

Das Sterzingermoos, ein ehemaliger Seeboden und jetzt ein großer Moorgrund, der nicht nur Pferden, Schweinen und Gänsen als trefflicher Weideplatz, sondern auch in der Phantasie des Tirolers allen lediggebliebenen Mädchen des Landes als Sammelplatz nach ihrem Tode dient, wo sie bis zum jüngsten Tage das ganze Moos mit den Fingern nach Spannen ausmessen müssen, ist der Ort, wohin man mit dem derben Trutzknittelreim:

„Gea hin af das Sterzingermoos,
Dorst liegt a toadts Roos,
Ist Rösser und Gobel dabei,
Koscht, wo's wol g'sotten sey!"

jeden unberufenen „Horcher an der Wand" zu schicken pflegt.

Von Selrain, wo überall ein glücklicher Mittelstand zwischen Armuth und Reichthum herrscht, sagt man:

„In Selrain hat Jeder zu arbeiten und zu essen,"

und vom Nonsberg heißt es:

„Wer hienieden schon der himmlischen Seligkeit theilhaftig werden will, muß nach dem Val di Non gehen."

Auf dieselbe Weise hat sich der Volkswitz der Tiroler auch bei der Bildung von originellen Worten und Redensarten in der Unterhaltung des täglichen Lebens kundgethan.

Wer sich immer etwas zu thun macht, heißt ein „Gschaftelberger;" wer sich auf dem Lande damit abgiebt, die Geräthschaften und Möbeln der Bauern anzustreichen, Todtenkreuze und Votivtafeln zu malen, ein „Tuifelemåler" (Teufelsmaler), und wer sich sehr unbeholfen in Allem zeigt, was er thut, ein „Tàigàff" oder eine „Tàigschüssel" (von Tàig, Teig).

Die Stiefschwester wird „einbändige," die rechte „zweibändige Schwester;" ein Bedienter, weil er hinten auf dem Wagen steht, „Bretlhupfer," und ein Geizhals „Pfennigklieber" genannt.

Unter „Plearhausen" (von pleâren, heulen, plärren) versteht man im Vinschgau ein immer weinerliches Kind; unter „Frischleut'" die Personen, welche in die „Frisch, Frist," Sommerfrische, oder wie man im Etschlande sagt, „auf den Berg" gehen; unter „Unfrid" einen Unruhstifter; unter „Kräuterklauber" einen Botaniker, und unter „Bàindlkrâmer," Knochenkrämer, entweder einen sehr mageren Menschen, oder den Tod.

„Roßglück," Pferdeglück, ist der Ausdruck für ein sehr großes Glück; „Roßhimmel," „Kuhhimmel," die Bezeichnung einer trefflichen Weide für Pferde oder Kühe, und „Urvìch," Urvieh, die Benennung eines erzgroben Menschen.

Unsere Katzenmusik wird in Tirol zur „Eulenmusik" oder „Bûhinmusik" (von Bûhin, Uhu, Nachteule); unsere Nothtaufe zur „Frauentàf," Frauentaufe, und unsere Unart zur „Unfurm," Unform, wozu man jede üble Eigenschaft und Angewohnheit rechnet.

„Pâter sein," Mönch sein, heißt wie das florentinische: „È frate di san Francesco: senz' un quattrino," kein Geld haben; „einen Kapuziner geschluckt (im Halse) haben," heiser sein, und vom „Klaffensteiner" oder „Gensschnaps (Gänseschnaps) trinken," Wasser trinken.

„Der Kàtz sein" bedeutet, wie im Vlämischen, verloren oder zu Grunde gerichtet sein; „nicht ausgebàchen (ausgebacken) sein," keinen reifen Verstand haben oder blöde sein, und „einen Schneiderritt machen," unverrichteter Sache zurückkommen, wie das norddeutsche: „einen Fleischergang machen." Wer aber das Unglück hat, bei der Jagd oder beim Spiel „Schneider zu sein," trifft und gewinnt Nichts, und wer Etwas „verschnestert," verschustert, verpfuscht es.

Für „Tabak rauchen" sagt man im Vinschgau „neblan," anderwärts wie der Araber: „Tabak trinken;" statt „geizig sein," spricht man im Sarnthal „den Gerhàb (Vormund) haben," und „einen z'Gàst haben" ist bei Kastelrut soviel, wie ihn necken oder ihm feindlich begegnen, jedenfalls eine eigenthümliche Auffassung der Gastfreundschaft.

„Schreien wie ein welscher Lemônig-

---

* Dasselbe Sprüchwort, am Ende mit dem Zusatze:
„da es der Bauer nicht mehr einholen kann, bis es den Berg hinunterrollt,"
wird auch auf Glaiten angewandt:
„Zu Glaiten darschiepen u. s. w."

handler" (Citronenhändler), heißt sehr stark schreien, und „vèspern" bedeutet nicht nur halblaut beten, murmeln, flüstern, sondern auch zanken, schelten, weil bei der Vesper oder dem Nachmittagsgottesdienste auf dem Lande die Psalmen vom Ortsgeistlichen und dem Chor wechselweis gesungen werden, sodaß es dem Bauern, der nicht lateinisch versteht, vorkommt, als ob Geistlicher und Chor sich stritten.

Von Tänzerinnen, die auf Bällen sitzen bleiben, und welche man in Hamburg spottweis „en Stillsittersch" oder „en Hundmamsell" (von up'n Hund sitten, zurückgesetzt, gemißachtet sein) nennt, sagt man im Etschlande scherzweis „si blattlbàch'n," backen Blattlen, d. h. eine Mehlspeise, die aus dünnen Teigblättern besteht, und die Blumen theilt der Bauer des Etschlandes in „Gärten-, Feld- und Fák'nbluemen" (Schweineblumen, die im Grummet sind).

Die Vornamen haben sich großentheils in Appellativa verwandelt.

Zur Bezeichnung der Dummheit und Ungeschicklichkeit dienen Jàgg, Jàggl (Jakob); Thummai (Thomas); Lippl (Philipp), und Hiesl (Mathias), weshalb „Einen zum Hiesl haben" oder „hieslen" so viel bedeutet, wie ihn aufziehen, oder „hänseln."

Auch Valtl (Valentin) gilt für dumm; Stoffl, Stöffl (Christoph) für dumm und unbeholfen zugleich, und Veitl (Veit) für einfältig und zaghaft. In Alpach wird Veitl ganz ebenso gebraucht, wie anderwärts Hiesl.

Aus Kattl, Katl (Katharina) ist Rätschkatl, eine Plaudertasche; aus Durl (Dorothea) mit Anspielung auf dudlen, trinken, eine trunksüchtige Person geworden, und wer naschhaft ist, erhält den Namen unserer Aller Mutter „Eaverl" (Eva), mit dem Zusatze „blangig" (lüstern, naschhaft) oder „g'schleckig."

„Ruep, Rüepel" (Rupert) hat seine ursprüngliche Bedeutung „der Ruhmstrahlende" (althochdeutsch Hruodperht) mit der Bezeichnung eines unruhigen, muthwilligen Menschen vertauscht, und „Hàns" dient als Appellativ für Mannspersonen und Knechte.

Ein „Fäb'lhànnes" ist ein lustiger Spaßmacher und Plauderer; „Patsch-Urbele" aber im Vinschgau ein beschränkter und eigensinniger Sonderling.

Daß die Heiligen nicht minder, als die Lebenden ihre besonderen volksthümlichen Bezeichnungen erhalten haben, ist bei dem gewissermaßen kindlichen Verhältnisse, welches zwischen der Bevölkerung Tirols und den Heiligen besteht, wohl nicht anders zu erwarten.

So heißt der heilige Johann der Täufer zum Unterschiede von Johann dem Evangelisten im Scherz der „Wasserhans," und der Evangelist, an dessen Festtag (27. December) in den Kirchen der Wein geweiht wird, „Weinhansl."

Der heilige Leonhard (Lie˘hàrt) hat seinen Namen hergeben müssen, um einen trägen, schwerfälligen Menschen „Liendl" zu taufen, weil es bei den Wallfahrern Sitte war, die hölzerne Statue dieses Heiligen oder in Ermangelung ihrer einen hölzernen Klotz in Procession herumzutragen und nach derselben nicht selten in's Wasser zu werfen.

Die Bergknappen von Schwaz, welche den heiligen Daniel in der Löwengrube als Patron verehren, werden spottweis „die Kinder des Propheten Daniel" genannt, und ein leicht verdutzter, bestürzter Mensch heißt „St. Neff (Nepomuk) im Krautgarten."

Aus St. Ingenuin, dem Schutzheiligen gegen die Pest, ist der „heilige Jenewein;" aus der heiligen Magdalena im Sarnthal „Madalien," und aus St. Blasius, dem Patron gegen Halsleiden, der „heilige Blàsig" geworden, an dessen Feste (3. Februar) „geblàsigt" oder „eingeblàsiget," d. h. die übliche kirchliche Ceremonie gegen Halsweh vorgenommen wird.

Der heilige Jakob oder „der merer Jakob" (für Jacobus major) gab, weil sein Fest, der „Jaggesdag" der Meraner, in die Ernte oder den „Schnitt" fällt (25. Juli), Veranlassung, das Lagerstroh „Jakobifedern" zu nennen, und der heilige Ulrich, den das Landvolk neben dem heiligen Sebastian zum Schutzheiligen gegen Epidemien, besonders bei der Cholera, erwählt hat, dient dazu, die Redensart: „Den heiligen Uelrich (Uele) anrueffen," in demselben Sinne anzuwenden, wie die in Deutschland übliche: „Nach Ulm, Worms und Speyer appelliren," oder „Er hat Staffetten nach Speyer geschickt!"



Die Körpertemperaturen des gesunden und kranken Menschen.

Von

Joh. Aug. Schilling.

II.

Ursachen der krankhaft verirrten Eigenwärme.

Wie durch verschiedene Experimente und Erfahrungen belehrt, finden wir auch durch die thermometrischen Messungen die Thatsache bewahrheitet, daß Gesundheit und Krankheit sehr nahe aneinander grenzen. Wie auf geistigem Gebiete oft der Wahnsinn dicht neben dem genialsten Geiste lauert, so ist auch oft vom Wohlsein bis zum heftigsten Leiden der Uebergang ein kaum merklicher.

Der Schritt von denjenigen Temperaturgraden, die noch in die Gesundheitsbreite fallen, bis zu den entschiedenen krankhaften Wärmehöhen oder -Tiefen ist gar meist ein unglaublich kleiner. Die Natur kennt überhaupt keine Sprünge. Zwischen dem normalen Wohlbefinden und dem unzweifelhaften Kranksein ist gleichsam ein neutrales Gebiet eingeschoben, von dem man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob es mehr der Gesundheit oder der Krankheit angehört.

Es giebt aber Einflüsse, die mit der größten Sicherheit bei jedem Betroffenen eine krankhafte Abweichung der Temperatur hervorbringen. Bei anderen zahlreichen Einwirkungen jedoch hängt der Endeffect von den Anlagen, von der Disposition des Betroffenen oder von anderen Nebenumständen ab.

Dieselben Momente, welche das normale Gleichgewicht der Eigenwärme zu stören vermögen, sind selbstverständlich auch im Stande, bei schon gestörtem Gleichgewichte noch größere Abweichungen in der Körpertemperatur hervorzurufen.

Das Gemeinschaftliche aller die Eigenwärme alterirenden Momente liegt jedoch nicht sowohl darin, daß sie die Wärmeproduction nur steigern oder vermindern, sondern vielmehr darin, daß die Regulatoren und hiermit auch die Regulirung selber durch die verschiedenen schädlichen Wirkungen unvollkommen gemacht werden.

Es wird auch gar oft im gesunden Zustande unter obwaltenden Verhältnissen mehr oder minder Wärme erzeugt, ohne daß hierdurch Gesundheitsstörungen nothwendig erfolgen. Dies rührt daher, weil bei harmonischem Gleichgewichte der Kräfte, d. h. bei normalem Wohlsein die Regulirung sofort als Correctiv wirkt, ähnlich wie bei der Uhr die Spirale als Correction verwendet ist.

Im krankhaften Leben handelt es sich auch nicht immer nur um ein bedeutendes Mehr oder Weniger (plus oder minus) der Wärmeerzeugung, sondern vielmehr ent-

wickeln sich beim Kranksein selbst einerseits neue Wärmequellen, anderseits werden neue Abzugscanäle der Wärme eröffnet, die dem außerdem gesunden Körper fehlten.

Bei den sogenannten zymotischen oder Gährungs- und Ansteckungs-Krankheiten (Zyme = Sauerteig, Hefe), als da sind: Blattern, Scharlach, Masern, Typhus und dergleichen, welche auf einer Fermentation oder Gährung eines in das Blut gelangten Giftstoffes beruhen, können, wie selbst bei der weingeistigen Gährung ohne Zufuhr von Sauerstoff Wärme frei wird, auch im Organismus diese Gährungsprocesse selber zu neuen Wärmequellen werden und so die Eigenwärme steigern.

Durch reichliche Verluste von Flüssigkeiten des Körpers, z. B. bei Cholera, dann bei großen Abscessen, Eiterherden, Ausschwitzungsmassen (nach Entzündungen) können im Gegensatze zu vorherigem, neue bedeutende Abzugswege für die Wärme sich eröffnen und hierdurch muß dann die Eigenwärme herabgesetzt werden.

Aber auch in Krankheiten bleibt immer noch eine gewisse Regulirung der Eigentemperatur vorhanden. So lange der Mensch lebt, ist immer noch die Naturkraft thätig. Wo jede Regulirung auf diesem Gebiete aufhört, muß der Tod eintreten. Im Kranksein ist jedoch die Regulirung nicht mehr hinreichend, so daß, wenn die Selbsthülfe ausbleibt und die ärztliche Kunst die rechte Hülfe nicht zu bringen vermag, deshalb die Störungen des Gleichgewichtes im Organismus unüberwindlich bleiben, infolge dessen schon das große Mißverhältniß nach einer oder der andern Seite hin, Hitze oder Frost, das Leben beeinträchtigen.

Wenn wir hier in's Auge fassen, welche Ursachen hauptsächlich es vermögen, die Eigenwärme des Körpers bis zum krankhaften Exceß zu vermindern oder zu steigern, so liegt in dieser Erkenntniß ein gewaltiger Schritt vorwärts auf diesem neuangebahnten Wege der Thermometrie.

Wir können uns dadurch vor verschiedenen Störungen des normalen Lebens, also auch vor manchen Leiden hüten, soweit dies wenigstens in eigener, menschlicher Kraft überhaupt steht. Betrachten wir vorerst diejenigen Einflüsse, welche auf den Organismus derartige Effecte ausüben, daß hierdurch dessen Eigenwärme krankhaft herabgedrückt wird.

Diese Einflüsse können ihre Störungen auf verschiedene Weise erzeugen. Vor allem geschieht dies dadurch, daß sie dem Körper allzuviel Wärme entziehen; wie z. B. sehr hohe Grade äußerer Kälte. Hierdurch kann bei langer Einwirkung der Kälte die Eigenwärme derart sinken, daß der Tod unabwendbare Folge ist. Der niederste Punkt, bis zu welchem die Temperatur bei Kaninchen herabgesetzt werden konnte, um hierdurch den Tod zu erzielen, war 9 Grad C. Bei Menschen konnten solche Erfahrungen bis jetzt noch nicht genau constatirt werden; jedenfalls aber tritt bei uns der Erfrierungstod bei noch mäßigeren, d. i. höheren Temperaturgraden ein als bei Kaninchen, an denen Walther in Kiew seine Versuche machte.

Die Temperatur unseres Körpers kann auch krankhaft dadurch vermindert werden, indem das Zuströmen des warmen Blutes zu irgend einem Theile verhindert wird. Das Blut ist ja, wie wir bereits wissen, der Born der Wärme. Das Abschneiden der Blutzufuhr erzeugt deshalb Kälte. Ein Glied, z. B. ein Finger, der längere Zeit fest unterbunden war, wird blaß, kühl, todt.

Es giebt weiter noch andere äußere Momente, die unsere Körperwärme dadurch sehr intensiv herabzudrängen vermögen, indem durch sie überhaupt im Organismus die Wärme vermindert wird.

So vermögen starke Blutverluste bei zuvor ganz Gesunden, noch mehr aber bei Kranken, ein rasches Sinken der Temperatur zu erzielen. Gar oft starb der Kranke an übergroßen Aderlässen. Das Fieber war darnach freilich gewichen, aber es stellte sich statt der vorherigen Glühhitze der Haut tiefe Kälte ein. Dann hatte die Natur oft nicht mehr die Kraft und nicht mehr die Zeit, eine Regulirung und Ausgleichung des Wärmemittels, d. i. des Blutes zu vollführen, der Kranke ging zu Grunde an Wärmemangel, bedingt durch den Blutverlust, er erlag der Schwäche.

Um sich einen Begriff zu machen, wie rasch die Temperatur nach Blutverlusten sinken kann, wollen wir nur anführen, daß Marschall Hall bei einem 17 Pfund schweren Dachshunde, dem er 32 Unzen Blut entzogen hatte, die Wärme von 37,5 Grad

bis auf 29,45 Grad C. sinken fand, wobei auch sofort dann der Tod eintrat.

Nach starken Lungen-, Magen-, Darm- oder Gebärmutterblutungen tritt bei Kranken oft ein so beträchtliches Sinken der Temperatur auf, daß zugleich sich Blässe des Gesichts und Ohnmacht einstellen, auch wenn zuvor die höchste Fieberhitze bestand. Steigt nun die Wärme nach solchen Blutungen nicht mehr, ist der Fond der Wärme erschöpft, so folgt der Tod oft sehr schnell.

An die Blutverluste reiht sich in dieser Beziehung als wärmeminderndes Mittel der Hunger an. Wird einem Menschen längere Zeit die Nahrung entzogen, so ist das Sinken der Temperatur ziemlich weitgehend und Inanition, d. i. Erschöpfung, bedrohen das Leben.

Der Weingeist in größeren, giftig wirkenden, d. h. vollständig berauscht machenden Portionen, setzt ebenfalls die Eigenwärme herab. Diese Minderung kann sehr beträchtlich werden, indem der Weingeist den Stoffumsatz vermindert und verlangsamt. Genannte Wirkung des Alkohols ist auch die Ursache, warum fast nur Betrunkene, besonders Schnapstrinker erfrieren. So suchen sich arme Leute oft ein Erwärmungsmittel für das Blut in der Schnapsflasche, sie trinken zu viel, es tritt die Alkoholvergiftung ein, die Eigenwärme sinkt und Erfrierungstod ist die Folge, während die äußere Temperatur gar nicht sehr tief ist. Hierin, in der wärmeherabsetzenden Wirkung größerer Weingeistmengen liegt auch der Schlüssel zum Räthsel, warum gar Manche todt gefunden werden, erfroren, während das Thermometer vielleicht nur einige wenige Grade unter Null steht.

Aus gleichem Grunde besitzen auch Gewohnheitstrinker durchschnittlich eine geringere Eigenwärme als andere Menschen. Noch mehr wie Weingeist und weingeistige Getränke setzen Aether und Chloroform die Temperatur des Körpers herab.

Es giebt auch Arznei- und giftige Mittel, welche das Gleiche thun, so der Fingerhut, der Brechweinstein, das Calomel, das Morphium und dergleichen. Aeußere Reizmittel, also schmerzmachende Substanzen, Senfteige, Senföl, Blasenpflaster, Seidelbast u. s. f. setzen ebenfalls, wenn auch nicht bedeutend, dennoch die Eigenwärme herab.

Bei Thieren wurden ferner vielfache Versuche gemacht, die uns zeigten, daß wenn man deren Körperoberfläche mit einer undurchdringlichen Substanz, z. B. mit Firniß, überzog, die Eigenwärme bedeutend sank. Kaninchen, deren von Haaren befreite Haut mit einem Ueberzuge von Leim, Talg und Harz bestrichen war, verloren in 1 oder $1\frac{1}{2}$ Stunden 14 bis 18 Grad C. von ihrer Eigenwärme und — starben.

Die Beobachtung, daß Menschen, deren Haut infolge von vernachlässigter Pflege durch langjährigen Mangel an Bädern, an ergiebigen Waschungen u. s. f. unthätig, fast pergamentartig, oft völlig incrustirt erscheint von Hornhautzellen (Epidermisresten) Hautschmiere, Schweiß u. s. f., daß solche sogar im Hochsommer mit zwei Röcken bekleidet unter einer Sonnenhitze von 30 Grad R. noch frieren und stets leidend sind, beruht auf demselben Grunde. Gerlach und Valentin haben gleiche, wie oben erwähnte Resultate erzielt. Alle den Körper resp. die Haut wasser- oder luftdicht umschließenden Stoffe liefern ähnliche Resultate. Man fand sogar, daß Thiere, deren Oberfläche man nur theilweise überzog, sobald mehr als ein Sechstel oder ein Achtel ihrer Haut völlig bedeckt war, zu Grunde gingen.

Diese letzteren Thatsachen lassen sich nur dadurch deuten und erklären, daß durch unterdrückte Hautthätigkeit und durch gehinderte Hautausdünstung ein dem Körper und dem ganzen Blutleben schädlicher, namentlich auf die Centralherde der Athmung giftig wirkender Stoff, der zugleich durch die Verminderung der Athmung auch eine Verminderung der Wärmeproduction bedingt, im Blute zurückbehalten wird, d. h. nicht zur Ausscheidung kommt, und somit derartig krank machend, selbst tödtlich einwirkt. Alle sogenannte Mauserungsstoffe oder Schlacken erzeugen, im Blute zurückbehalten, Krankheiten unter herabgesetzter Eigentemperatur.

Diese Thatsachen allein dürften schon genügen, um die Wichtigkeit einer guten Hautpflege durch Waschungen, Bäder jeder Art u. s. f. stets im Auge zu behalten, um hierdurch das körperliche und somit auch geistige Wohlsein zu erhalten, zu erhöhen.

Lassen wir nun im Gegensatze zu bisher Angeführtem, d. i. nach Erörterung derjenigen Momente, welche ein krankhaftes Sinken unserer Eigenwärme bewirken, diejenigen Veranlassungsmomente vor unseren

Augen passiren, die da das Gegentheil thun, d. h. welche die Eigenwärme krankhaft steigern.

Zuerst vermag eine, die Blutwärme an sich übersteigende oder ihr nahekommende Temperatur bei längerer Einwirkung einen entschiedenen krankmachenden, weil die Eigenwärme erhöhenden Einfluß zu üben. (Die Blutwärme des Menschen beträgt + $29^9/_{10}$ Grad R. oder $37^3/_8$ Grad C.) Wenn bei Versuchsthieren die Temperatur der Umgebung hohe Grade erreicht hatte, so fing die Eigenwärme an zu steigen und zwar stieg sie noch um einige Grade höher, als die sie umgebende Temperatur. Der Tod des Thieres erfolgte dann bei einer Höhe der Eigenwärme zwischen 44 und 45 Grad C. Walther setzte ein festgebundenes Kaninchen der Sonnenwärme von 34 Grad aus. Die Körpertemperatur stieg bis auf 46 Grad, wobei das Thier verendete. Selbst nach dem Tode dauerte die Temperaturzunahme noch fort bis zu 50 Grad C.

In dem heißen Sommer des Jahres 1865 zeigte sich bei Kranken, die an fieberhaften Zuständen litten, eine ungewöhnlich hohe Temperatur, deren Ursache in der Höhe der atmosphärischen Wärme lag. Es ist ja eine alltägliche Erfahrung, daß bei gesunkener Eigenwärme eine erhöhte Wärme der Umgebung, ein gutgeheiztes Zimmer, wollene Decken oder Kleider, ein warmes Bad die Temperatur des Körpers wieder zu erhöhen im Stande sind.

Wird an irgend einem Theile des Körpers mechanisch, durch Druck z. B. demselben vermehrte Blutzufuhr bereitet, so entsteht allmälig Blutüberfüllung, Congestion und die Wärme wächst.

Man darf nur die Schlüsselbeinarterie unterbinden, wodurch dem Kopfe durch die Carotis mehr Blut zugebracht wird. Sofort entsteht vermehrter Blutandrang im Gehirne und Hitze. Bei allen Störungen des Kreislaufes z. B. in der Pfortader, wobei das Gehirn überfüllt wird von Blut, ist ja die hohe Wärme des Kopfes bekannt.

Die Einfuhr von Nahrungsmitteln ist besonders wichtig betreffs der Steigerung der Eigenwärme bei Kranken. Wir haben schon in voriger Abhandlung gesehen, daß während der Gesundheit die Nahrungsmaterialien keinen großen Effect auf die Wärmeproduction resp. deren Erhöhung ausüben.

Der directe Gegensatz hiervon findet jedoch in Krankheiten und besonders in der Reconvalescenz Statt. Sowohl bei Kranken, deren Temperatur nur um Weniges erhöht ist, als auch bei Reconvalescenten, deren Eigenwärme bereits wieder die Norm erreicht hat, findet man, daß oft die Einführung von an sich ganz unschädlichen Nahrungsmitteln die bedeutendste Temperatursteigerung herbeiführt. Es bedarf daher gar oft keines eigentlichen Diätfehlers oder der Aufnahme der Nahrung, ohne daß man eigentlichen Appetit gehabt hätte (also sich zwingend gegessen hätte), nein, selbst bei ganz mäßigen Quantitäten von Nahrung und sogar bei hochgradigem Appetit in der Genesungsperiode bringt namentlich der erstmalige Genuß von Fleischeskost eine Temperaturerhöhung von 2 Grad hervor. Dieser Höhestand beharrt dann oft mehrere Tage. Daher rühren dann meist die Recidiven nach einem scheinbar ganz unschädlichen Mahle. Noch schlimmere Folgen haben selbstverständlich allzu reichliche oder unpassende Genußmittel zu genannten Zeiten.

Deshalb kann der Arzt heute mittelst des Thermometers die Diätfehler, den Genuß von Fleisch und derlei Excesse in der Reconvalescenz genau erkennen.

Mehrtägige Verstopfung hat, wie Jedermann fast schon weiß, der je an sogenannten Hämorrhoidalanschoppungen mit Schwindel, fliegender Hitze, Kopfcongestionen ꝛc. gelitten, oft schon nach vierundzwanzigstündigem Ausbleiben des Stuhles, eine Temperatursteigerung zur Folge. Das Ausbleiben der weiblichen Regeln, dann längeres Zurückbehalten des Harns — diese so häufige schlechte Gewohnheit mancher Damen in Gesellschaft, denen der Kenner die Angst und Qual auf dem gerötheten Gesichte ansieht — wirken gleicherweise krankhaft die Temperatur erhöhend.

Dagegen setzen ein weicher Stuhl oder auch Abführmittel die zuvor erhöhte Eigenwärme wieder herab. Noch mehr aber wird die bereits krankhaft gesteigerte Temperatur wieder herabgedrückt durch Erbrechen.

Wie es Substanzen giebt, die wie oben erwähnt, direct die Temperatur des Körpers erniedrigen, so giebt es auch andere, die das Gegentheil bewirken. Besonders sind hierher Kaffee, Moschus und Kampfer zu rechnen. Die Temperatur steigernde Wir-

kung des amerikanischen Pfeilgiftes Curare* ist bisher am deutlichsten erforscht. Man hat durch Curareeinspritzungen bei Menschen vollständige Fieberanfälle mit Schüttelfrost, Hitze, Schweiß und Temperaturerhöhung bis zu 40,4 Grad C. hervorgerufen.

Gewisse in den Blutlauf gebrachte thierische Stoffe bringen gleichfalls krankhafte, d. i. fieberhafte Steigerung der Eigenwärme hervor. Eiter, besonders faulender Eiter, d. i. Jauche, bewirken schon ein Maximum der Temperaturdifferenz von 2,2 Grad und nach mehrmaligen Einspritzungen in das Blut erfolgt der Tod unter sehr hohen Temperaturgraden.

Die Pyaemie, das sogenannte Eiterungsfieber und das Wochenbettfieber, gleichfalls ein pyaemischer, auf Blutvergiftung durch Eiter beruhender Vorgang, geben uns von dem Gesagten hinreichende Kunde. Das Blut fiebernder Thiere, welcher Art das Fieber auch sein mag, mit dem Blute gesunder Thiere in Berührung gebracht, ruft Erhöhung der Wärme hervor und zwar folgt diese Steigerung der Bluttransfusion selber ziemlich rasch nach. Mögen die Producte eines fauligen oder entzündlichen Zerfalles der organischen Gewebe aus fremden oder aus dem eigenen Körper stammen, so folgt, sobald solche in's Blut gelangen, Temperatursteigerung.

Während Muskelanstrengungen, Bewegungen, Thätigkeit beim gesunden Menschen nur sehr geringen Einfluß auf die Eigenwärme ausüben, so haben solche Muskelactionen jedoch bei schon an sich wenig auffallendem Kranksein eine starke Steigerung der Wärme zur Folge. Ueberall dort aber, wo ein Mensch sich scheinbar wohl und munter befindet, jedoch nach einer mäßigen Muskelanstrengung, nach einem Spaziergange z. B., eine die Gesundheitsbreite überschreitende Temperatur zeigt, da ist der gegründetste Verdacht, über dessen Gesundheitszustand ernstlich besorgt zu sein. So erfolgt auch bei allen Reconvalescenten, sobald sie zum ersten Male das Bett verlassen und umhergehen, eine Steigerung der Wärme um einen oder sogar mehrere Grade. Dies geschieht auch dann, wenn das Außerbettgehen nicht zu frühe geschieht; d. h. nicht vor eingetretener Erholung.

* Das Curare wird von einer Strychnosart — Krähenaugenstrauch — bereitet.

Bei Genesenden giebt die Höhe der Temperatur sonach meist die besten Anhaltspunkte ab, wie viel sich dieselben erlauben dürfen an Bewegung, Speise und Trank. Bei jedem den Gesundheits-, beziehungsweise Krankheitsverhältnissen oder noch vorhandenen Krankheitsresten nicht vollkommen angemessenen Aufenthalte außerhalb des Bettes tritt nämlich eine mehr oder minder bedeutende Wärmeerhöhung ein.

Die Empfindlichkeit für äußere krankmachende Einflüsse betreffs der Eigenwärme ist allerdings wieder individuell — persönlich — etwas verschieden. Kinder zeigen größere Schwankungen als Erwachsene; ebenso giebt das weibliche Geschlecht auch im reiferen Alter mehr Aehnlichkeit mit den Kindern kund. An sich geringfügige Actionen bringen oft starke Erhöhungen der Wärme hervor. So sind hierin besonders hysterische, überhaupt mit sogenannter nervöser Constitution behaftete Individuen sehr empfindsam.

Auch unter den Männern giebt es Persönlichkeiten, deren Eigenwärme auf äußere Einflüsse hin sehr leicht und sehr stark reagirt und leicht Schwankungen erleidet. Im Allgemeinen sind dies dann doch immer nervöse Leute. Menschen von vorgerücktem Alter verhalten sich auch bei krankhafter Wärmesteigerung wie die Kinder.

Somit möchte durch bisher Dargelegtes — sammt und sonders den Resultaten der neuesten und großartigsten Forschungen entsprechend — es wohl ziemlich deutlich geworden sein, welche hohe Wichtigkeit nicht nur die Eigenwärme unseres Körpers für Gesundheit und Krankheit, sondern eben deshalb auch das von Vielen bisher vielleicht als unscheinlich angesehene Instrument — das Thermometer — habe.

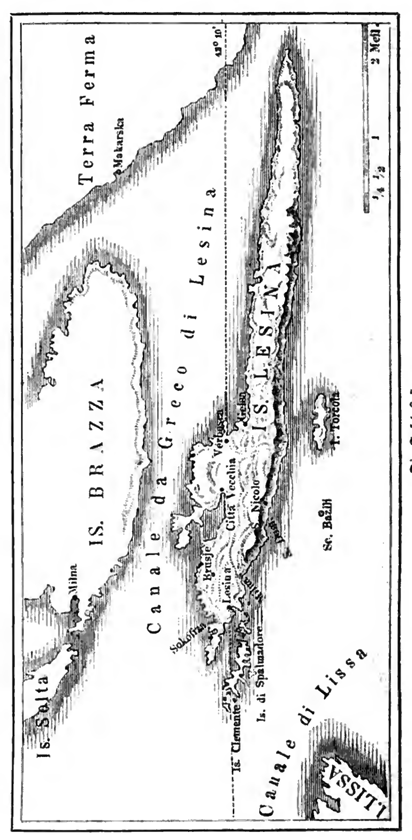
Möchten diese Erfahrungen, einmal in's Bewußtsein der Nation eingedrungen, Jeden vermögen, einerseits das zu thun, wodurch stets die mittlere Breite einer gesunden Hauttemperatur und somit die Gesundheit erhalten werden kann, anderseits das zu meiden, was da so leicht die Eigenwärme des Körpers und somit dessen Gesundheit und Leben zu stören im Stande ist. Die richtige Pflege der Haut wird aber stets ein vortreffliches Mittel bleiben, die Regulatoren unserer Eigenwärme gewaltig zu unterstützen.

Die Insel Lesina.

Dalmatien, das einst in der Geschichte so vielfach genannte, mit den Weltereignissen so innig verflochtene Land ist gegenwärtig weniger gekannt als es verdient. Zwar ist es durch seinen langgestreckten Küstensaum dem Handel und dem Verkehr offen gelegt, durch seine befestigten Städte und allenthalben zerstreuten Forts und Festungswerke ein Stützpunkt der österreichischen Marine, doch bietet das Land durch die Ursprünglichkeit seiner Bewohner, durch das geringe Entgegenkommen der mittel- und nordeuropäischen Cultur wenige Berührungspunkte und ist daher fremden Einflüssen fast ganz abgewandt.

Dalmatien grenzt übrigens auch an Montenegro, Albanien und an jene türkischen Provinzen, die ohne Zweifel als die unwirthlichsten des ganzen Welttheiles angesehen werden müssen. Es ist daher wohl nicht anders möglich, als daß der Fremde mit einer Art Scheu dieses Land betritt. Wer dasselbe jedoch näher kennen gelernt hat, wird durch dessen Eigenthümlichkeit ganz besonders gefesselt, und ein Vergleich mit anderen Ländern zeigt, welcher Reichthum an charakteristischen Formen, an Naturmerkwürdigkeiten und pittoresken Motiven demselben eigen sind. Alle diese Eigenschaften kommen jedoch nicht nur dem streifenförmig bis zum 42. Grade nördlicher Breite sich erstreckenden Küstenlande, sondern ebenso und zuweilen in noch höherem Maße seinen aus Hunderten von Inseln und Klippen bestehenden Küstensaume zu.

Eine der schönsten, durch Lage, Gestaltung und Cultur hervorragende Insel Dalmatiens ist Lesina, zwischen den Küstenstädten Spalato und Ragusa gelegen, von nicht unbedeutender Ausdehnung (sieben Quadratmeilen) und mäßiger Entfernung



Die Insel Lesina.

vom Festlande, wie ein bergiger Streifen Landes in die blaue Fluth hinausgeschleudert. Drei Städte und eine Menge größerer und kleinerer Ortschaften bedecken den größtentheils aus weißem Kalkstein gebildeten Boden, den Naturforschern und Alter-

thumskundigen längst bekannt, von Reisenden jedoch wenig besucht.

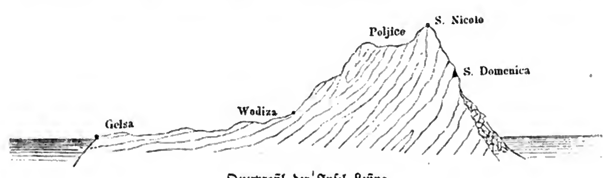
Die äußerst günstigen klimatischen Verhältnisse, der Mangel aller endemischen Krankheiten lassen seine fleißigen und gutmüthigen Bewohner in der Regel ein hohes Alter erreichen, Eigenschaften, welche diese Insel ganz besonders geeignet machen, auch als Asyl für andere von der Gesundheit weniger beglückte Menschen dienlich zu sein. Diese und viele andere Vorzüge der Insel haben seit Kurzem Veranlassung gegeben, auf derselben eine Curanstalt in's Leben zu rufen, um solchen Pilgern, die nach einem sicheren, ruhigen und geschützten Plätzchen suchen, und ihren leidenden Respirationsorganen Erholung und Genesung verschaffen wollen, einen geeigneten Aufenthalt darzubieten.

Die Insel Lesina ist wenigstens achtmal so lang als breit, fast genau von Westen nach Osten ausgestreckt und daher mit ihren Breitseiten nach Süden und Norden gekehrt. Da sie im Süden zugleich steil in's Meer abfällt, so ist ihre Erwärmung hier im Ganzen bedeutender, als sie anderen Landstrichen in derselben Breite zukommt. Ein gewaltiger Gebirgsrücken mit mannigfachen Verzweigungen durchzieht sie in gleicher Richtung von einem Ende zum andern und flacht sich nur im Norden auf einer kleinen Stelle zu einer Ebene ab.

Die Erhebung der höchsten Punkte beträgt ungefähr fünfzehnhundert Fuß über die Meeresfläche, und da jene der letzteren meist nahe liegen, so bauen sie sich um so imposanter auf. Der Monte S. Nicolo in der westlichen Hälfte der Insel erreicht eine Erhebung von nahezu zweitausend Fuß. Von da aus erstreckt sich nach Osten eine Hochebene, die als Hauptstock der Gebirge gelten kann.

An Flüssen, Bächen und Seen fehlt es der Insel ganz. Dagegen leiten tiefe Einschnitte in die Gebirgsmasse während der Regenzeit die niederfallenden Gewässer ab und bilden dabei mächtige Gießbäche (Torrente), die sich mit Geröll und Felstrümmern belasten. Während der Sommerzeit sind alle diese Flußbetten trocken und gewähren durch ihr Bild der Zerstörung einen trostlosen Anblick.

Der Mangel an beständig fließendem Wasser rührt wohl zunächst vom Fehlen der Quellen her, doch ist dies Fehlen kein absolutes, sondern die Quellen bieten nur jene Eigenthümlichkeit dar, die sie, wie in ganz Dalmatien, auf den Jonischen Inseln und in Griechenland, meist nur in der Nähe des Meeres, auch wohl unter dem Niveau desselben, hervorbrechen läßt. Solche wenige Schritte vom Meeresufer entspringende starke Quellen, denn nur von diesen kann hier die Rede sein, finden sich bei Citta vecchia und Gelsa, auch kann die in Stein gefaßte Quelle bei Vrisnic — Wodiza genannt — die mehrere in der Nähe befindliche Dorfschaften mit gutem Trinkwasser versorgt, hierher gezählt werden, da sie am Fuße des Bergstockes entspringt. Ihre Lage wird am besten durch vorstehendes Querprofil der Insel erläutert, das zugleich die Höhen- und die Lagerungsverhältnisse der Gesteinschichten darthut.



Querprofil der Insel Lesina.

Bietet die geognostische Beschaffenheit der Insel keinen Wechsel verschiedenartiger Gesteinsarten, und namentlich nicht solcher Schichten, die man als wasserführende bezeichnet, so kann auch das Graben von Brunnenschichten kein erwünschtes Resultat geben, und man ist daher genöthigt, künstliche Wasserbecken (Cisternen) anzulegen, um das meteorische Wasser für die trockene Jahreszeit zu reserviren. Selbst die kleinsten Ortschaften besitzen mehrere solcher Cisternen, ja sogar einzelne Häuser sind damit versehen.

Die Undurchlässigkeit der vorherrschenden

Gesteinsart (Kalk), der Mangel an Zerklüftungen, sowie die nicht selten muldenförmigen Vertiefungen desselben, machen die Anlage solcher Becken minder beschwerlich. In Städten verwendet man größere Sorge, das Wasser rein zu erhalten, daher diese Becken durchaus mit Filtrirkästen versehen sind.

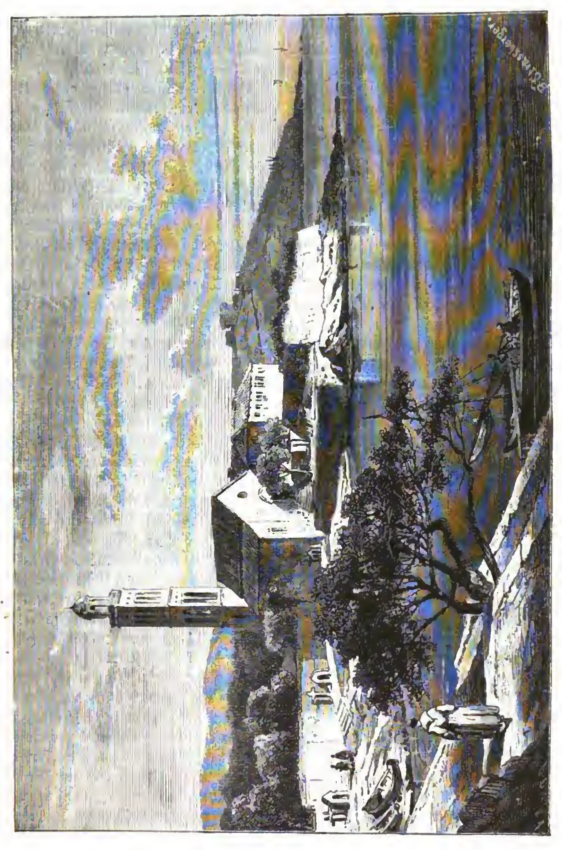
Am einflußreichsten für die Bewohner von Lesina und von Dalmatien überhaupt ist die geognostische Beschaffenheit des Landes, welche eine große Einförmigkeit zeigt und daher nicht viel Mannigfaltigkeit in der Cultur des Bodens zuläßt, sicherlich auch zur Erhaltung der einförmigen Lebensweise und Sitten derselben nicht unwesentlich beiträgt.

Dalmatien ist, man darf es sagen, verrufen wegen der felsigen, nackten, unproductiven Beschaffenheit seiner Oberfläche,



Weinberg auf der Insel Lesina.

die nur einen mageren Graswuchs und unnützes Gestrüpp zu erhalten im Stande ist. Grünende Wiesen fehlen ganz, Saatfelder erscheinen nur hier und da als unbedeutende Oasen. In der That trägt einen Theil der Schuld allerdings die Natur des Bodens, der fast nirgends weite Ebenen bildet, mit Ausnahme einiger Flußthäler des Festlandes in der Nähe ihrer Mündungen.



Franciscanerkloster auf der Insel Lesina.

Ueber ganz Dalmatien und seinen Inseln herrscht ein weißer, grauer, selten anders gefärbter Kalkstein von dichter Beschaffenheit, als Werkstein hier und da sehr geschätzt, als Unterlage der Culturen, selbst wo er verwittert eine zertrümmerte Form annimmt, wegen des geringen wasserbindenden Vermögens völlig unbrauchbar, und man muß die äußerst kräftige und arbeitsame Bevölkerung bewundern, die

dem Boden dennoch einen mageren Unterhalt abzugewinnen im Stande ist.

Dem genauen Beobachter kann es nicht entgehen, daß neben dem weißen Kalkstein sich zugleich ein rother, durch Eisenoxydhydrat gefärbter zäher Thon mehr oder weniger verbreitet vorfindet, und er wird bald bemerken, daß dort, wo sich diese thonige Erde anhäuft, die darauf befindlichen Culturpflanzen am besten gedeihen. Da diese rothe Erde durch Regengüsse sich leichter von Ort und Stelle bewegt, als der zu Trümmer zerfallene Kalk, so ist es begreiflich, wie sich dieselbe zuletzt in den Thaleinschnitten und Mulden anhäuft und da den einzigen culturfähigen Boden, namentlich für den Anbau der Cerealien, giebt, während die geneigten Flächen der Berge immer kahler werden. Eine genauere Untersuchung der Erde von der Hochebene von Dernis, welche nur den spärlichsten Graswuchs und einen Feldbau unterhielt, wobei die Gerstenhalme zwei bis drei Zoll von einander entfernt standen, ließ kaum mehr als dreizehn Procent organische Substanz erkennen, und doch war dieselbe einst mit Eichenwaldungen bedeckt, wie die noch hier und da vorhandenen Wurzeln und Stockausschläge darthun.

Woher aber kommt diese rothe Erde? wird man fragen. Die Antwort darauf ist folgende.

Wenn man frisch aufgeschlossene Steinbrüche, welche eine Einsicht in den Felsboden auf mehrere Klafter Tiefe gestatten, zu Rathe zieht, so bemerkt man mit Erstaunen, daß selbst der festeste Fels durch und durch von gang- und nierenförmigen Einschlüssen eines grauen Thones durchsetzt ist, ja daß der Wechsel der Schichten durch mehr thonige als kalkige Zwischenmittel bewerkstelligt wird. Treten nun durch Verwitterung des Gesteines diese Thonlager und Einschlüsse zu Tage, so bilden sie unter Einwirkung von Luft und Wasser jene Erde, die den Pflanzenwurzeln nicht nur das Eindringen in die Tiefe verstattet, sondern sie zugleich mit Feuchtigkeit versorgt, die sie mehr als andere Erdarten zu binden im Stande ist. Ohne diese Beschaffenheit der Felsmassen würde nicht nur jeder Anbau von Nutzpflanzen erfolglos, ja die Oberfläche des Bodens müßte mit Ausnahme einiger Flechten völlig ohne alle vegetabilische Decke sein.

Der gemeine Mann in Dalmatien weiß dies ganz gut, daher er der ab- und fortschwemmenden Thätigkeit der Winterregen womöglich Dämme entgegenzusetzen sucht, und namentlich bei der Cultur des Weinstockes, für den er in der Regel die steilsten Gehänge noch verwendet, durch Aufbau von Terrassen die gute fruchtbare Erde auf denselben zu erhalten bemüht ist.

Die Geognosten zählen diesen Kalk zur unteren Kreideformation. Er ist es, der in Lesina fast ausschließlich die Unterlage bildet. In einigen Steinbrüchen, wo er zu Trögen, Rinnen, zu Thür- und Fensterstöcken, Treppen und Werksteinen aller Art bearbeitet und weit verführt wird, enthält er alle jene organischen Einschlüsse, welche diese Periode charakterisiren, als Radioliten, Capeotinen, Hippuriten, Nerineen, Ostrea rc.

Im Allgemeinen streichen die Schichten dieses Kalkes nicht parallel mit der Längenachse der Insel, sondern durchschneiden sie in einem spitzen Winkel (St. 4—5, St. 7—8) und fallen mehr oder weniger steil gegen Norden. Auf dem Monte S. Nicolo, dem höchsten Punkte der Insel, sind sie fast senkrecht aufgerichtet.

Dieser Kalk ist nicht ohne Höhlenbildungen. Einige derselben, die bisher nur von Naturforschern untersucht wurden (Erber), haben nur enge, löcherartige Zugänge und sind voll Tropfsteinbildungen, andere, wie die Höhle der S. Domenica, enthalten eine verfallene Kirche und Kloster.

Eine von der gewöhnlichen Beschaffenheit abweichende Form bietet der Kalkschiefer, ein fester, leicht in dünne Platten spaltbarer Kalk, der hier und da auftritt, vorzüglich aber bei Verbosca in mehreren Steinbrüchen aufgeschlossen ist. Er liefert ein sehr brauchbares Material zum Decken der Häuser. Aermere Wohnungen sind auf der ganzen Insel mit formlosen Tafeln dieses weißlichgelben Schiefers gedeckt, und der Paläontolog hat hier die schönste Gelegenheit, Sammlungen auf den Dächern anzustellen, da dieselben versteinerte Fische enthalten. Erst kürzlich ist ein neuer Fundort von versteinerten Fischen in der Nähe von Citta vecchia in einem dem lithographischen Schiefer ähnlichen Gesteine entdeckt worden. Die Abdrücke sind wunderschön und gleichen in der That Zeichnungen auf ebenem Grunde mit der Erhaltung des kleinsten Details. Die

Ichthyologen werden uns hoffentlich bald näheren Aufschluß über diese an verschiedenen Formen reiche Fundgrube geben.

Wie auf der Terra ferma, so ist auch auf Lesina an den Kreidekalk die Nummulitenformation (Eocen) geknüpft. Dieselbe erscheint einestheils in der Form eines graulichweißen, versteinerungsreichen Kalksteines, anderntheils als blaugrauer Thon, in dem sich eine große Menge wohlerhaltener Schalthiere, Korallen und Echinodermen eingebettet findet. Die Stadt Lesina liegt auf Nummulitenkalk, und ein etwa sechzig Klafter breiter Streifen jenes Thones zieht sich von Valle di Sabbione über Rakie, Milna bis Punta Zarace (nicht Zorace), und liefert für den Getreidebau die besten Striche auf der ganzen Insel.

Ich übergehe die jüngeren Sandstein- und Breccienablagerungen und bemerke nur noch von der über ganz Dalmatien stellenweise verbreiteten Knochenbreccie, daß sich Spuren davon auf dem kleinen Scoglio Goiza finden.

Ist das Relief der Berge, die Vertheilung von Land und Wasser, sowie die Beschaffenheit der geognostischen Unterlage auf den Charakter einer Gegend von Einfluß, so ist es nicht weniger die Bekleidung derselben durch die Pflanzenwelt. Man würde sich sehr irren, wenn man, abgesehen von den Culturen, den Zustand, in welchem die Insel gegenwärtig erscheint, für einen ursprünglichen halten wollte. Das ganze Küstenland, Dalmatien, Albanien, die Jonischen Inseln mit Griechenland haben schon in der fernsten Vorgeschichte eine Rolle gespielt, von der wir gegenwärtig nichts mehr wissen, und die wir nur aus den Folgen, die sie zurückgelassen hat, zu beurtheilen im Stande sind. Ein Schicksal, das alle alten Culturländer sammt und sonders getroffen hat, ist die Vertilgung des Waldes, von dem mit Anbeginn unserer geologischen Periode alle diese Länder bedeckt waren. Spuren von diesem Kampfe mit der ungezähmten Natur finden sich in den ältesten Traditionen aller dieser Länder. Noch ist der Wald nicht gänzlich ausgerottet, noch finden sich allenthalben Oasen, wo er wie ein Heiligthum erhalten ist, und daher auch auf das Ueberzeugendste darthut, daß er sich einst einer größeren Ausdehnung erfreute. Auch auf der Insel Lesina ist er nicht ganz verschwunden, obgleich er auf die kleinsten Strecken zurückgedrängt ist, ebenso wie auf der Nachbarinsel Curzola, die ihren Namen Corcyra nigra ohne Zweifel von den dunklen Kieferwäldern erhalten hat.

Wenn man den Namen Lesina von der pfriemenförmigen Gestalt der Insel ableiten will, so hat man übersehen, daß das illyrische Wort für Holz = les und lešna = die holzreiche, waldreiche, viel näher liegt. Und in der That sind die vielen hier vorhandenen Ortsnamen, als Borovik, Borova Gniva, Borovaz u. s. w., die alle das Wort bor, d. i. Kiefer, in der Zusammensetzung haben, ein Beweis, wie sehr hier dieses Nadelholz verbreitet gewesen sein mag.

Haben die ersten griechischen Colonisten, von denen die Insel in der historischen Zeit bevölkert wurde, schon den Weinstock, den Weizen und die Ziege mitgebracht, so ist es begreiflich, daß von dieser Zeit an (497 n. Chr.) die Verminderung des Waldstandes bemerklich werden mußte. Was in der Folge der Zeit der häusliche Gebrauch, die Herstellung von Gebäuden, der Schiffbau, das Fischergewerbe, Waldbrände und viele andere feindliche Umstände zur Vernichtung desselben beitrugen, wollen wir hier übergehen und nur bemerken, daß der venetianische Löwe, unter dessen Fittigen die Insel durch Jahrhunderte die schönsten und glücklichsten Tage genoß, wie ein Borkenkäfer im Stillen an dem Waldstand nagte, bis er die Insel, sowie ganz Istrien und Dalmatien, dieses ihres kostbaren Naturschmuckes beraubte und sie dadurch den trostlosen, culturunfähigen Ländern des Orients gleichmachte.

Zum Glück war der Transport des Holzes bis zum Meeresgestade hier und da größeren Schwierigkeiten unterworfen, und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß einzelne Stellen mit prachtvollem Holzwuchse versehen sind, während ringsumher Alles kahl erscheint. Der Biocovo, einer der höchsten Berge Dalmatiens, ist ganz holzleer, mit Ausnahme seines Gipfels, in dessen Mulden und Vertiefungen das schönste Nadelholz vorhanden ist. Ebenso sind alle Hinterlande Dalmatiens auf türkischem Gebiete noch mit ganz ausgezeichnetem Waldstand versehen.

Lesina hat mehrere Waldbäume, drei Nadelhölzer und einige Laubholzarten,

von denen gegenwärtig nur die Seestrandskiefer (Pinus maritima) und die Schwarzföhre, Gluhibor (Pinus Laricio), auf diese Benennung Anspruch machen können. Während erstere die tieferen Regionen einnimmt, gehört der düstere Pinus Laricio der höheren Bergregion über achthundert Fuß an. Ein sicherlich einmal sehr verbreiteter Waldbaum, von dem sich nur hier und da unter besonderem Schutz einige mehrere hundert Jahre alte Individuen finden, Juniperus Oxyacantha, ist bereits zu niederem Gesträuche degradirt. Dasselbe Geschick traf auch die Steineiche (Quercus Ilex), die Mastix-Pistazie (Pistacia Lentiscus) und die Terebinthe (Pistacia Terebinthus).

Dagegen hat sich mit dem Verschwinden des Waldes das Heer der Straucharten, früher nur Unterholz der Waldungen, breit zu machen gesucht und jeden Fleck des Bodens besetzt, der von der Cultur nicht erobert wurde. Zu den verbreitetsten Sträuchern sind außer den obenangeführten noch zu zählen die Myrte (Myrtus communis), der Erdbeerstrauch (Arbutus Unedo), Erica arbarea und Erica verticillata, Juniperus phoenicea, Phillyrea media, die Cistrosen, darunter Cistus mons pelliensis und C. salviaefolius Rosmarinus officinalis, Spartium junceum u. a. m. Sie sind meist untereinander gemischt und überziehen ganze Berglehnen, wobei sich nur ein oder das andere Exemplar der Seestrandskiefer zuweilen als Begleiter einfindet.

Will der Fremde einen Kieferwald sehen, so muß er sich nach Grabie oder an die Nord- und Südseite der Insel begeben; aber auch hier wird er selten hochstämmige Bäume in geschlossenen Beständen, sondern meist nur junge Anflüge oder durch das Rindenschälen verkrüppelte Waldbäume erblicken.

Doch gehen wir von diesem wenig erfreulichen Bilde zu der Vegetation über, welche die Cultur in anderer Richtung zur Beglückung der Insel hervorbrachte.

Hier erscheint der Oelbaum als der erste und wichtigste Vertreter der heimischen Kiefer. Ist derselbe hier auch nicht so hochwüchsig und malerisch schön wie in Corfu, so hat er doch ein gesundes, heiteres Aussehen, und eine solche Verbreitung, daß man manche Gegenden als Wälder von Oelbäumen bezeichnen könnte. In günstigen Jahren ist die Olivenernte so bedeutend, daß das daraus bereitete Oel nicht blos den Tisch der Insulaner, sondern auch die Ampeln vor den zahlreichen Heiligenbildern reichlich versorgt, und noch für den Export übrig bleibt.

Weniger allgemein verbreitet ist die Feige (Ficus Carica), die Carube (Ceratonia Siliqua) und der Speierling (Sorbus domestica). Fast nur in Gärten werden Granatäpfel, Mandeln und Agrumen gezogen. Sie alle liefern reichliches Obst, das sowohl im frischen als getrockneten Zustande zur Nahrung dient.

An diese vielleicht schon seit undenklichen Zeiten heimisch gewordenen Fruchtbäume schließen sich zwei Repräsentanten anderer Welttheile und Zonen, die der Landschaft sogar einen subtropischen Stempel aufdrücken. Es sind dies die Dattelpalme und die Agave (Agave americana). Ist erstere nur auf Gärten beschränkt, wo sie in geschützter Lage sogar ihre Früchte zu völliger Reife bringt, so hat die Agave das ihr anfänglich angewiesene Terrain schon weit überschritten und vertheidigt ihre Eroberung mit ihren gigantischen, zu Lanzen zugespitzten Blättern der Art, daß sie unangetastet bleibt, wo sie einmal Posto gefaßt hat. Schon in acht bis zehn Jahren entwickelt sie ihren majestätischen Blüthenschaft, der getrocknet zu Stützen verwendet wird, während die Blätter einen vortrefflichen Bast liefern, der hier sowohl als auf der Insel Lissa zu verschiedenen Luxusgegenständen verwoben wird.

Unter allen Culturgewächsen ist jedoch der Weinstock von der größten Verbreitung und höchsten Bedeutung, da er durch sein in großer Menge erzeugtes belebendes Product als Lebenselement der Insulaner angesehen werden muß. Seit undenklichen Zeiten hierher verpflanzt, hat er sich über Berg und Thal verbreitet, und gedeiht als Segenspender auch dort noch, wo ihm der nackte Fels auch nur eine Handvoll Erde darzubieten im Stande ist. Wenn man so in der Mitte der Insel seinen Blick über die Berge und Thäler schweifen läßt, so erstaunt man, welches ausgedehnte Terrain sich der Weinstock erobert hat, von der meeresgleichen Ebene bis zu den steilsten Gehängen und den über tausend Fuß hohen Plateaus, wo sonst keine andere Culturpflanze mehr gedeihen würde. Mühsam liest der Landmann die zerstreuten losen Steine in Haufen zusammen, oder bildet

daraus Terrassen, um der werthvollen Rebe noch ein günstiges Plätzchen zu bereiten, und es reut ihn die saure Arbeit nicht, da er mit ihrem besten Herzblute belohnt wird. Ihre Pflege gleicht mehr der orientalischen als der bei uns üblichen. Sie wird allenthalben kurz geschnitten, mit Ausnahme eines Sprosses von fünf bis sechs Fuß Länge. Bei dem Holzmangel wird demselben nur eine verhältnißmäßig kleine gabelförmige Stütze gegeben, die neuen Sprossen müssen sich behelfen wie sie können, auch erhält sie nicht die geringste Nahrung von Dünger, denn derselbe ist im Lande unbekannt.

Der Lesinianer Wein ist weiß und dunkelfarbig, angenehm zu trinken, einige Sorten sind sogar vorzüglich und haben, wie der Wein von Bugava auf der nachbarlichen Insel Brazza, mit dem Cypro Aehnlichkeit. Als der beste gilt der vino di spiaggia, ein wahrer Commanderiawein, schade, daß er nur in kleinen Quantitäten vorhanden ist.

Von einer strauchartigen Pflanze, dem Rosmarin, der hier zuweilen bis zur Manneshöhe emporwächst, werden die dreijährigen Zweige abgeschnitten, getrocknet und die gesammelten Blätter einer Destillation unterzogen, die ein ätherisches Oel — das Rosmarinöl liefert. Die Destillation, vom Landmanne mit unvollkommenen Apparaten allerwärts im Freien vollzogen, läßt nur einen Theil des in den Haardrüsen der Blätter aufgespeicherten Oeles gewinnen, deßungeachtet producirt die Insel jährlich 16,800 bis 19,600 Kilogramme, die einem Werthe von 27,000 bis 30,000 Gulden gleichkommen. Durch zweckmäßigen Anbau der Pflanze, die sich leicht besamt und mit dem trockensten Felsboden vorlieb nimmt, ja sich bis auf die Mauern der Stadt hereinschmuggelt, könnte die Insel um die Hälfte mehr produciren.

Noch mehrere andere gewürzhafte Pflanzen des nördlichen Europa, als Arzneipflanzen von Geltung, wachsen hier wild und sind allenthalben verbreitet, wie z. B. der Salbei (Salvia officinalis), die Raute (Ruta graveolens); außerdem dient noch eine große Menge der besten aromatischen Kräuter, vorzüglich aus der Familie der Lippenblüthigen, den herumweidenden Ziegen und Schafen zur Nahrung. Es läßt sich daher wohl denken, wie schmackhaft und üppig das Fleisch dieser Thiere dadurch wird, sodaß auch Lesina auf den Ruhm Anspruch machen kann, den einst Priamos der Ebene von Troja und den Gehängen des Ida ertheilte, indem er von seinen ungerathenen Söhnen erzählte (Ilias 24, V. 262), „daß sie im Fette der Lämmer und Zicklein schwelgten.“

Wenden wir unsern Blick nun den Meeresproducten zu, deren Gewinnung besonders den Küstenbewohnern im Gegensatze zum Lande eine nie versiegende Quelle des Unterhaltes und des Wohlstandes darzubieten scheint. In der That sind die Gewässer um Lesina reich an Fischen, Schal- und Krustenthieren, und wenn ihr auch von anderen werthvollen Erzeugnissen der Najaden die Perlenmuschel und die Koralle fehlen, so ist ihr in dem Badeschwamme (Spongia) ein nicht viel weniger werthvolles Geschenk dargeboten.

Unter den vielen, ihres guten, schmackhaften Fleisches wegen geschätzten Fischen, steht die zwar kleine, aber äußerst schmackhafte Sarbelle obenan. Zur Frühlingszeit erscheint sie in dem Meere von Lesina in großen Zügen, und es war von jeher für die Küstenbewohner ein Fest der Freude, wenn sich diese stillen Wanderer in den heimischen Meeren sehen ließen. Jung und Alt, was Fischergewerbe treibt, raffte sich auf, um sich derselben auf irgend eine Weise zu bemächtigen, und dies hatte in der Zeitfolge wahrscheinlich zu jenen Methoden geführt, die ganzen Heerden der Wellen sammt und sonders einzufangen.

Die Sarbellen Lesina's haben einen besseren Ruf als jene Griechenlands, und gehen in Gestalt eingesalzener Mumien, in Fäßchen (Barillen) verpackt, deren jedes ungefähr tausend Stück enthält, nicht blos in vieler Herren Länder, sondern selbst nach Griechenland. Leider hat der Reichthum der Sarbellen abgenommen und die Insel um ein Bedeutendes in ihrem Erwerbe zurückgesetzt.

Die Ursache dieses Mißgeschickes wird hier allenthalben dem Umstande zugeschrieben, daß diese Thiere, auf ihren gewöhnlichen Zügen durch die Dampfschifffahrt beunruhigt, nun andere Wege einschlagen, und daß zugleich die veränderte Art des Fanges nicht mehr wie früher erlaubt, Herr des ganzen Zuges zu werden.

Auch in Lesina wird der Sarbellen-

fang mit Netzen von verschiedener Gestalt und Ausdehnung betrieben, deren eines unter dem Namen Tratta, das andere als Voiga bezeichnet wird. Beide haben eine verschiedene Form und Größe, erstere eine Länge von vierzig bis fünfzig Klafter mit einer sackartigen Vertiefung, letztere, minder lang, aber bis zu fünf bis sechs Klafter breit, gleicht einer durch Bleigewichte senkrecht in's Meer hinabgelassenen Gardine, in dessen engen Maschen die Sardellen bei ihrem raschen Zuge stecken bleiben. Gewöhnlich werden drei bis zwölf solcher Voigen zusammengestellt und miteinander verbunden. Hat der Fischer durch gewisse Kennzeichen ausgeforscht, daß da oder dort Sardellen ziehen, so wirft er von der Barke aus sein Netz. Die gerade vorwärts eilenden Fische stoßen auf dasselbe, und jeder einzelne bleibt in irgend einer Masche stecken. Dadurch scheu gemacht, fliehen die anderen und zerstreuen sich, sodaß man auf diese Weise immer nur einen kleinen Theil des Zuges in seine Gewalt bekommt. Eine einzige Barke mit vier bis fünf Personen reicht hin, um das Netz herauszuziehen, was oft weit entfernt vom Lande geschieht und ganz unverletzte Fische gewinnen läßt.

Man zieht die Voiga der Tratta vor, weil sie minder kostspielig und zur Fischerei mit derselben nur eine einzige Barke nöthig ist, indeß die Anwendung der Tratta drei bemannte Barken erfordert.

Das Fischen mit der Tratta wird bei dunkler Nacht getrieben, und die Fische durch einen Fackelkorb, am Hinterende der Barke, in welchem stundenlang trockenes Kienholz brennt, herangelockt. Die nach und nach in eine enge Bucht verführten Fische werden dann vom Netze, das die beiden anderen Barken dirigiren, umfangen und dem Lande immer näher gebracht.

Manche Ortschaften haben den Sardellenfang so geregelt, daß sie der Voiga den Zutritt verwehren. Andererseits werden den Fischern nach einer gewissen, durch Gesetze bestimmten Ordnung bestimmte Plätze angewiesen und auch die Zeit der Fischerei vorgeschrieben.

Ein hohes Interesse gewinnt die Fischerei sowie das Stechen mit dem Dreizack bei Fackelscheine in vielerlei Beziehung, und ich möchte jedem Fremden rathen, dem Beiwohnen dieser Beschäftigung eine halbe Nacht zum Opfer zu bringen.

Ich komme nun zu einem anderen Erzeugniß des Meeres, das viel wichtiger als die Sardelle für die Insulaner werden kann, wenn sie hinlänglichen Muth und Ausdauer besitzen, das bereits Begonnene fortzusetzen und zu erweitern — ich meine die künstliche Anzucht der an dem klippigen Meeresboden hier häufig vorkommenden Badeschwämme (Spongia officinalis). Vor etwa fünf Jahren hat Prof. O. Schmidt die wichtige Entdeckung gemacht, daß von ihrer Unterlage abgelöste und in Stücke zerschnittene Spongien nicht zu leben aufhören, im Gegentheil jedes derselben wie ein oberflächlich verletzter Baumstamm seine Wunden vernarbt und zugleich zu wachsen fortfährt. Daraufhin wurden förmliche Anlagen zertheilter Schwämme in der Weise etablirt, daß man sie unter Verhältnisse brachte, die ihrem natürlichen Standorte entsprachen und dabei den Fortschritt ihrer Regeneration beobachten ließen. Die auf ungefähr einen bis anderthalb Quadratzoll unregelmäßig zerschnittenen Stücke frischer eben gefischter Schwämme wurden mittelst Holzstiften oder Draht, der mit Guttapercha umsponnen war, in viereckigen offenen Brettergestellen angeheftet, und an geeigneten Stellen auf vier bis sechs Faden Tiefe in's Meer versenkt. Um sie zu jeder beliebigen Zeit wieder untersuchen zu können, wurden diese Gestelle mit Handhaben versehen, damit sie ein vom Boote herabgelassener Anker leicht anfassen konnte. Die Art und Weise der Anheftung, die Form der Gestelle, die Bestimmung der passendsten Plätze hatten im Verlaufe der eben verflossenen Jahre fortwährend Verbesserungen erfahren, sodaß sich schon gegenwärtig das Etablissement in Sokoliza, einer von Lesina unfernen Bucht, mehrere Tausend solcher in Anzucht stehender Individuen befinden. Die Erfahrung hat bereits festgestellt, unter welchen Umständen das Fortwachsen der Schwämme am raschesten vor sich geht, und daß drei bis vier Jahre hinreichend sind, um ein kleines Theilstück zur Größe einer Faust heranzuziehen. Da je nach der Art der Anheftung das Anwachsen mehr oder weniger gleichmäßig auf allen Seiten erfolgen kann, so hat man es sogar in seiner Gewalt, dem Schwamme die passendste Form für den Gebrauch zu geben.

Jedenfalls ist der gänzlichen Ausrottung

dieses wichtigen und gesuchten Handelsartikels in Dalmatien in der gegenwärtig üblichen Schwammfischerei durch die künstliche Züchtung der Spongien ein Damm gesetzt.

Aber diese liebliche, leider durch die Ungunst der Verhältnisse etwas herabgekommene Insel besitzt noch andere wichtige Eigenschaften und Mittel, sich nicht nur auf eine höhere Stufe des Wohlstandes emporzuheben, sondern auch der Menschheit in anderer Beziehung nützlich zu sein.

Wie Viele, deren Gesundheit geschwächt ist, suchen alljährlich zur rauhen Jahreszeit ein Plätzchen, wo sie bei unverändert milder Temperatur, Entfernung aller stürmischen Bewegungen der Luft, angehaucht vom balsamischen Odem eines Frühlingswinters ihren leidenden Organen Erholung zu verschaffen suchen.

Wenn auf dem Continente und den Inseln des weiten österreichischen Reiches irgend ein Ort ausfindig gemacht werden konnte, welcher den genannten Forderungen entspricht, so ist es Lesina.

An dem klippigen Vorsprunge einer geschützten Meeresbucht gelegen, von Gärten umgeben, in denen Mandeln, Feigen, Lorber, Citronen und Orangen schattige Bosquette bilden, von einer verlassenen Batterie (Andräns) im Hintergrunde bewacht, mit der reizendsten Fernsicht auf die nahen Küsten, die Stadt und die fernen Inselchen (Spalmadoren), liegt das Franciscanerkloster, welches wohl geeignet ist, als Zielpunkt eines nur einige hundert Schritte umfassenden Spazierganges zu dienen. Mild, vom lieblichen Sonnenschein umflossen, wandelt hier der Lesianer mitten im Winter zwischen altersgrauen Caruben und Cypressen und nennt dies vor allen Stürmen geschützte Plätzchen sein Egitto-Aegypten.

Es war am 11. Mai des Jahres 1868, als sich im Palaste des Bischofs von Lesina, des Monsignore Dubocović, eine große Anzahl von Personen aus allen Ständen versammelte, um die ersten Entwürfe zur Bildung eines Vereines entgegenzunehmen, dessen Aufgabe es sein sollte, kranken Fremden für einen längeren Aufenthalt in der Stadt die geeignetsten Mittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu verschaffen. Da Lesina gegenwärtig außer Naturforschern nur von wenigen Fremden besucht wird, so mußte vor Allem für eine passende Unterkunft und Unterhalt derselben Sorge getragen, auch auf Alles Rücksicht genommen werden, was die schleunige Wiedergenesung kranker Personen zu fördern im Stande ist, zugleich durften die geistigen Bedürfnisse derselben nicht außer Acht gelassen werden. Die Mittel hierfür sollten durch Actien herbeigeschafft werden.

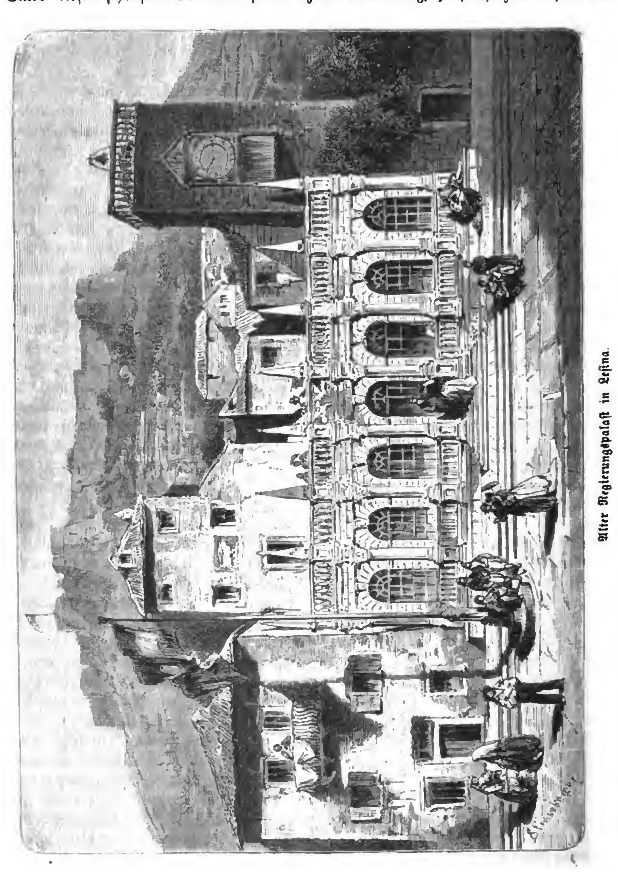
Der Enthusiasmus für die Gründung eines solchen klimatischen Curortes, wie Anstalten dieser Art in Meran, Mentone, Nizza, auf den Hyèren u. s. w. sind, war so groß, daß ein solcher Verein sogleich zu Stande kam und wenige Tage hinreichten, die Statuten desselben der Regierung vorzulegen. Im Juli erfolgte bereits ihre Genehmigung, und nun schritt man rasch und ohne Zaudern daran, noch im Laufe dieses Herbstes eine für den Anfang hinreichende Anzahl zweckmäßig eingerichteter Wohnungen den Gästen zur Verfügung zu stellen.

Lesina, eine Stadt von dritthalbtausend Einwohnern, im Winkel einer stillen Bucht gelegen, von hohen Bergen im Norden und Osten umgeben, die das gegenwärtig wenig armirte Fort Espagniol und das auf einer noch höheren Bergspitze gelegene Fort Napoleon oder S. Nicolo tragen, ist durch die Bauart seiner Häuser, öffentlichen Gebäude und Kirchen, deren sie sechs oder sieben besitzt, von einem Charakter, der allen ehemaligen venetianischen Städten mehr oder minder eigen ist.

Die meisten Gebäude sind aus Quadern, wozu der in der Nähe brechende Kreidekalk die passendste Verwendung fand, sowie das Pflaster der Piazza, der Riva und aller Gassen aus demselben Materiale genommen ist. Die Häuser haben sämmtlich mehrere Stockwerke, sind mit gefälligen Altanen und anderen Verzierungen versehen. Unter den vielen fiel mir ein Palast auf, der im zweiten Stockwerke einen durch die ganze Fronte von dreißig Klafter Länge verlaufenden Balkon hatte. Die dreißig Tragsteine desselben waren so gestellt, daß jeder derselben die Enden zweier Fußplatten aufnahm und darüber noch die schlanken Säulen einer Borgola trug. Leider hat so manche, selbst die vornehmsten dieser Prachtgebäude, der Zahn der Zeit und der Verfall des Wohlstandes seiner Bewohner zu Ruinen umgestaltet, auf welchen nun die lächelnden Blüthen des Löwen-

mauls, der Cappern, des Rosmarins und der Parietaria von dem verlorenen Glücke träumen.

Eines dieser schönsten Gebäude ist der Palazzo communale und die daran stoßende Loggia, einst in den glänzenden Zeiten der Republik der Ort, wo die Lenker des Staates sich versammelten, rathschlagten und zu Gerichte saßen. Ein wohlwollendes Geschick hat diese architektonisch einzige und historisch ehrwürdige Zierde der Stadt dem eben entstandenen Vereine, der den Namen Società igienica di Lesina führt, zur Verwendung, ja selbst zum Theile als Eigenthum übergeben, und hier so einem neuen, schönen, humanitären Ziele entgegengeführt.



Alter Regierungspalast in Lesina.

Mit Hast, die alle Anerkennung verdient, hat der Verein bereits mit der Instandsetzung der Loggia begonnen, um den

ankommenden Fremden einen passenden Mittelpunkt der Vereinigung zu verschaffen.

Im schönsten Theile der Stadt gelegen, im Angesichte des Meeres, durch seine freie Stellung den ganzen Tag der belebenden Wirkung der Sonne ausgesetzt, eignet sich wohl kein Punkt der Stadt besser für die behagliche Ruhe und eine hoffnungsvolle Aussicht des Kranken, als dieser schöne, alte Regierungspalast. Es kann daher nur im Interesse des Vereins liegen, denselben mit Beibehaltung seines architektonischen Charakters für die nächste Zeit wohnlich zu machen und ihn baldmöglichst dem Genusse der Fremden zu übergeben.

So geht die Stadt Lesina und mit ihr die ganze Insel einer neuen Phase entgegen. Einst von einer griechischen Colonie aus Paros, wie Diodor Sic. meldet, dem Urzustande oder einer ganz unbekannten Bevölkerung entrissen, reich an Mitteln, um ein vollständig freies Leben zu führen, später unter der Herrschaft illyrischer Könige, den Römern, und bei der Theilung des Reiches den byzantinischen Herrschern unterthan, unter verschiedenen Verhältnissen endlich an die Könige von Ungarn gekommen und von diesen an die Republik Venedig abgetreten, gelangte sie erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wieder dahin, um sich unter der Aegide derselben nach eigenen Gesetzen zu regieren. Noch mancherlei Wechselfällen unterworfen, erreichte diese Insel dennoch während dieser Zeit bis zum Untergange Venedigs ihre höchste Blüthe, wenngleich sich schon damals die Vorboten ihres künftigen Verfalles einstellten.

In der Kriegsperiode zu Anfang dieses Jahrhunderts kämpften sowohl Franzosen als Deutsche, Engländer und Russen um ihren Besitz, bis sie endlich mit dem Frieden von 1813 an Oesterreich fiel.

Ausgenutzt wie ganz Dalmatien und das Küstenland, jedoch von einer arbeitsamen und kräftigen Bevölkerung unterstützt, kann ihr künftiges Aufblühen nur durch das vertrauensvolle Anschließen an die mittel- und nordeuropäische Cultur gelingen. Möge der Stern der Humanität, der sich nun über ihrem Horizont erhebt und ein Leitstern für Leidende mancherlei Art zu werden verspricht, ihr eine neue Bahn des Glückes und der Zufriedenheit eröffnen!

Holland und die Holländer.

Von

Karl Wittich.

II.

Wir kommen nun zur Zeit, wo Holland sich zu einer Republik entwickelte.

Aus jener dynastischen Zersplitterung hatten sich die Niederlande nach Jahrhunderten der Vereinzelung endlich wieder zusammengefunden. Durch dynastische Mittel, Erbschaften, Kauf- und Heirathsverträge geriethen sie ungefragt an ein Haus, in eine Hand. Es war zur Zeit der Reformation, als Kaiser Karl V. sämmtliche Niederlande unmittelbar unter seinem Scepter vereinigte. Aber dieser deutsche Kaiser, der Deutschland nur als eine Provinz seines ungeheuren Reiches betrachtete, der weder die nationalen noch die religiösen Bestrebungen verstand, die, hervorgegangen aus der Tiefe des deutschen Seelenlebens, damals ganz Deutschland erfüllten, behandelte die Niederlande lediglich als sein Hausgut. Er selbst, der Kaiser, hat sie noch mehr vom Reiche losgelöst; er hat sie seinem Sohn und damit der spanischen Herrschaft überliefert.

Diese unnatürliche Herrschaft konnte keinen Bestand haben. Die Niederlande erhoben sich gegen Philipp II., in dem sie den Fremdling nicht weniger als den Tyrannen hassen lernten. Nach einer langen religiösen und politischen Knechtung kam es langsam zur Revolution; stufenweise, von oben nach unten, schritt dieselbe vorwärts. Als sie aber einmal das Volk ergriffen hatte, da war kein Halt mehr. Die südlichen belgischen, größtentheils katholisch gebliebenen Niederlande kehrten freilich unter die spanische Herrschaft zurück; aber die nördlichen, zur Hälfte reformirten, mit der Provinz Holland an der Spitze, kämpften sich frei. Und das war ein Freiheitskampf in jeder Beziehung, in nationaler, politischer, religiöser wie commercieller; ein Freiheitskampf für alle geistigen und materiellen Interessen; ein Kampf gegen die spanische Universalmonarchie, gegen das damals allmächtige Haus Habsburg, gegen den Papst und die Jesuiten; ein Kampf war es auf Leben und Tod.

Es bleibt ewig staunenswerth, es ist

ohne Beispiel in der Weltgeschichte, wie jenes Häuflein von kaum zwei Millionen gegen den spanisch-österreichischen Staatenkoloß der Vorfechter, der Hort des Protestantismus ward. Doch fast nicht weniger ist es zu bewundern, wie jenes Häuflein durch diesen Krieg reich und mächtig geworden ist. Anfangs freilich, als derselbe noch innerhalb Hollands Grenzen wüthete, ging es schlimm. Die Bürger in dem belagerten Haarlem hatten nichts mehr zu essen als das Gras zwischen den Steinen; die Bürger der belagerten Stadt Leyden erklärten, sie wollten ihren linken Arm aufessen und mit dem rechten dennoch kämpfen. Sie durchstachen die Dämme, riefen die Wogen der Nordsee zu Hülfe. Der Heldenmuth der Bevölkerung drängte den Feind zurück; und der Krieg — noch viele Jahre dauerte er, achtzig im Ganzen; aber er nahm allmälig mehr den Charakter eines Grenzkrieges an; er brauchte nicht mehr um die Rettung, sondern nur um Erhaltung noch geführt zu werden. Da begannen die Bürger sich sicherer hinter ihren Mauern zu fühlen und verstanden es, den Krieg den Interessen ihres Handels dienstbar zu machen. Colonien wurden gegründet; unter dem Schutze einer mächtigen Kriegsflotte, die die spanische Seemacht fast vernichtete, bildete sich stärker und stärker eine Handelsflotte aus. Holland wurde die erste Seemacht der Welt. Es versorgte ganz Europa mit den Erzeugnissen seiner indischen Gewürzinseln. Es brachte die Frachtfahrt aller europäischen Staaten an sich. In der Ostsee kaufte es das Getreide fast ausschließlich, auf Speculation. War Hungersnoth in Europa, so fand man in Holland mitten im Kriege das Kornmagazin. Es war der Weltmarkt, es war der große Stapelplatz, es war, wie ein belgischer Kaufmann sagte, die hohe Schule des Handels.

Und es war ebenso die hohe Schule des Krieges, in der Helden, wie der große Kurfürst, lernten. Die niederländische Befestigungskunst hatte für die ehemalige Art, Krieg zu führen, eine Wichtigkeit, machte Epoche wie heut das Zündnadelgewehr. Dies Land war auch lange Zeit der Mittelpunkt aller politischen Bestrebungen; im Haag, sagte Gustav Adolf, ist das Theatrum aller Actionen von Europa. Ausgezeichnete Staatsmänner gab es hier — und das beste war doch, daß Holland, obwohl noch ein unfertiger Staat, in der glücklichen Lage sich befand, sich „den Luxus einer liberalen Regierung" gestatten zu können. Eben dadurch ist es groß geworden. Es waren freilich ganz eigenthümliche und unvergleichliche Verhältnisse. Indem sich die Republik der freien Niederlande zu einer Freistätte machte für alle Bedrängten, zog sie aus anderen, unter dem Joch despotischer Regierungen seufzenden Ländern die besten und intelligentesten Kräfte herbei. Da kamen die belgischen und deutschen Protestanten, die portugiesischen Juden, bald auch die französischen Hugenotten, und brachten Gelehrsamkeit, Industrie, Reichthum mit. — Mannigfache Umstände wirkten zusammen, daß Holland im siebzehnten Jahrhundert eine so allseitige Blüthe, auch in Künsten und Wissenschaften, erlangte, wie sie kein Gebiet gleichen Umfanges, vielleicht außer Athen, je gesehen. Das kleine Holland stand an der Spitze aller öffentlichen Bewegungen, aller großen Unternehmungen in Europa.

Da kann man es wohl bedauern, wenn dies Land, das (abgesehen von seinen Colonien) die trefflichste Lage für den Welthandel hat, am Meere, im Besitz der Mündungen dreier schiffreicher Ströme, durch den Rhein mit Deutschland, durch die Nordsee mit England in natürlicher Verbindung, und gleichsam in der Mitte zwischen Ostsee und Mittelmeer, wenn dies Land nun ganz und förmlich aufhörte, eine Provinz Deutschlands zu sein. Man kann es bedauern, wenn dieses trotzigstolze, allen Nationen damals weit vorausgeeilte Volk in dem langwierigen Kampf mit Spanien eine besondere Nationalität gleichsam gewann und entwickelte, die sich feindlich der spanischen und zugleich fremdartig der deutschen gegenüberstellte. Das Haus Habsburg hat es verschuldet, daß wir Holland gänzlich verloren haben. Der westphälische Friede, der die Unabhängigkeit dieser Republik von Spanien anerkannte und garantirte, sprach sie damit zugleich vom deutschen Reiche los. Uns garantirte derselbe nur die Kleinstaaterei; er vollendete die Zerreißung des geschmälerten Reiches, indem er die Souveränetät des Landesherrn herstellte.

Doch diese Kleinstaaterei hatte sich in

den vorausgegangenen Religionskämpfen, im dreißigjährigen Kriege, der mit dem niederländischen achtzigjährigen eng verflochten ist, fast als Nothwendigkeit erwiesen. Sie rettete die Freiheit des Gewissens und der Wissenschaften, das Erbe der Reformation, vor den kaiserlich habsburgischen Waffen, die eine Einheit vielleicht hätten herstellen können, aber eine spanische. Man kann es den mächtigen Holländern danken, daß sie die damalige deutsche Kleinstaaterei halfen aufrecht erhalten und unsere vielen evangelischen Fürsten gegen den gemeinsamen Feind fortdauernd mit Geld und Truppen unterstützten — „zur Aufmunterung," wie sie sich ausdrückten. Ohne diese Kleinstaaterei indeß wären sie selbst nie eine Macht für sich, nie eine Großmacht geworden. Wie haben die Holländer es nebenbei doch verstanden, das ohnmächtige, aus allen Wunden blutende heilige römische Reich für ihre Zwecke zu gebrauchen und zu mißbrauchen — kaum weniger als Schweden und Franzosen! Ihren Agenten und Gesandten in Deutschland schickten sie geheime Instructionen, die Uneinigkeiten emporwachsen zu lassen. Den katholischen Fürsten und Kurfürsten, den Alliirten des Kaisers und Spaniens, drohten sie „mit Strafe von Brand, Leib und Leben." Sie blockirten nach Belieben die Ems, Weser und Elbe; den Rhein hatten sie völlig in Händen. Sie hielten das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch bis tief in's achtzehnte hinein Ostfriesland militärisch besetzt, Jahrzehnte lang einen großen Theil Westphalens und der Rheinlande. Sie machten diese wehrlosen Länder, aus denen sie schwere Contributionen erhoben, zu Bollwerken ihrer eigenen Ostgrenze. Es war einst so, daß der reichste Staat trotz räumlicher Kleinheit der mächtigste sein konnte. Die Freiheit hatte den Reichthum, der Reichthum die Macht begründet. Damals, wo es noch keine stehenden Heere auf Grund des Conscriptionssystems, wo es nur Söldnerheere gab, besaßen die Holländer zeitweilig die größte Militärmacht in Europa. Ihre Truppen aber bestanden meist aus deutschen Söldnern. Die arme Bevölkerung von Deutschland, sagt wegwerfend ein holländischer Historiker, war zu allen Zeiten bereit zu fechten für den, der bezahlte. Bezahlen konnten sie freilich. Es kam vor, daß der Senat der alten freien, aber verarmten Reichsstadt Nürnberg die Generalstaaten, die Lenker der Republik, brieflich um ein Darlehen bat von hunderttausend Reichsthalern. Doch in derselben Zeit kauften holländische Händler Spielwaaren und bunten Kram in Nürnberg. Dafür tauschten ihre Schiffer an der Küste von Guinea Gold ein; sie trieben Neurembergerij, wie sie es nannten. Es ist nur ein einzelnes Beispiel — mit dieser „Nürnbergerei" haben sie Millionen verdient.

Der bekannte Friedrich Kapp hat vor Kurzem aus alten Amsterdam'schen Schiffslisten ein Beispiel dafür gebracht, wie infolge der Verkrüppelung unserer nationalen Entwicklung damals deutsche Kräfte in's Ausland gezogen und im Dienste fremder, durch Colonien frisch emporblühender Völker verwerthet worden sind. Das jetzige New-York war ursprünglich eine holländische Colonie und hieß Neu-Niederland. Dorthin kamen gleich bei ihrer Gründung aus allen Theilen Deutschlands Handwerker und Arbeiter; die brachten ihren deutschen Fleiß mit; aber die heimische Sitte und Cultur ging verloren. Diese vaterlandslosen Deutschen wurden Holländer und übersetzten selbst ihre Namen in's Holländische; aus Dietrich wurde Dirk, aus Gerhard Gerrit u. s. w. Ja, der erste Gouverneur, man kann sagen der eigentliche Begründer von New-York, Peter Minnewit mit Namen, war ein Deutscher, in Diensten von Holland. Die Geschichte hat ihm kein Denkmal gesetzt.

Genug indeß von einer Vergangenheit, die längst hinter uns liegt. Die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Holland hat zwar bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts mit im Rathe der Mächte gesessen; doch auf seiner schwindeligen Höhe konnte es sich nicht erhalten, seine künstliche Großmachtstellung nicht behaupten, als seine Nachbarn, Frankreich, England, und schließlich auch Preußen, sich in außerordentlicher Weise entwickelten. Auf allen Gebieten, in der Wissenschaft und im Handel, lernte man den Holländern Concurrenz machen und vielfach den Rang ablaufen. Namentlich der englische Handel überflügelte den ihrigen vollständig. Im Jahre 1640 verhielt sich der englische zum holländischen Handel nur wie 1 zu 5, 1750 schon wie 7 zu 6, 1794 aber wie 15 zu 6. Wiederholte

Kämpfe verursachte die Rivalität der Engländer und Holländer zur See. Diese verloren eine Reihe ihrer Colonien. Immer tiefer sank ihre Macht, ihr Handel, ihr Ansehen. Endlich brach die einst so glanzreiche Republik zusammen; die französische Revolution bereitete ihr mit wenigen Schlägen das Ende.

Auf ihren Trümmern sehen wir heut ein Königreich, das Königreich der Niederlande oder Holland, wie es im gewöhnlichen Sprachgebrauch noch heißt — nach jener alten Provinz Holland, die im republikanischen Bunde der sieben Provinzen fast eine so dominirende Stellung eingenommen, wie heut Preußen im Norddeutschen Bunde, deren Einfluß so überwiegend gewesen, daß sich ihr Name auf die Gesammtheit des Staates übertragen konnte. — Der jetzige Staat hat kaum eine Einwirkung mehr auf den Gang der europäischen Angelegenheiten: er ist zu Lande nur eine Macht dritten, zur See eine zweiten Ranges; aber er gehört zu den verhältnißmäßig meistbevölkerten Europa's; auf einem Flächenraum von nur fünfhundertsechsundneunzig Quadratmeilen wohnen heut über drei und eine halbe Million Menschen. Eines hat er aus seinen großen Zeiten geerbt: ungeheure Schulden. Am Ende der Republik repräsentirte die Zinsenlast ein Capital von etwa tausend Millionen Gulden. Heut betragen die jährlichen Zinsen gegen achtundzwanzig Millionen, d. i. mehr als dreiunddreißig Procent der Gesammteinnahme. Der Staatsschuld entsprechend sind die Steuern. In Holland wird Alles besteuert, bis hinab auf die Thüren, Fenster und Kamine, sogar das Mobiliar. In diesem kleinen Lande sind an Grundsteuer allein über zehn Millionen aufzubringen. Aber das Volk trägt seine Lasten, und es rühmt sich dabei patriotisch, in einem glücklichen Lande zu wohnen; es nennt dasselbe nicht allein ein freies, sondern mit Vorliebe auch eine reiches Land.

Was die Freiheit betrifft, so betrachtet sich Holland heut wohl, d. h. doch erst seit der durchgreifenden Verfassungsänderung vom Jahre 1848, als einen parlamentarischen Musterstaat. In der That ist die Regierung eine rein parlamentarische, und stützt sich mit unumgänglicher Nothwendigkeit auf die Majorität der Vertretung. Nichts ändern hieran die vor längerer Zeit entstandenen und kaum beschwichtigten Wirren, die, ursprünglich in der verwickelten Colonialfrage wurzelnd, sodann durch die auswärtige europäische Politik des kürzlich abgetretenen Ministeriums, durch das unkluge Verhalten desselben in der famosen Luxemburger Frage neue Nahrung empfangen hatten. Der König giebt im Grunde überall nur den Namen her; wie seine Vorfahren, die „Statthalter“ zur Zeit der Republik nur Stellvertreter der Souveräne, nämlich der Provinzialstaaten waren, so erscheint auch er heut fast nur als der erste Repräsentant des Staates. Ein holländischer Staatsrechtslehrer hat die Frage, ob der König der Niederlande Souverän sei, ausdrücklich verneint — und ist nicht gemaßregelt worden. In der Mehrheit des Volkes lebt der alte republikanische Sinn fort, trotz der Verehrung des Königshauses, des ruhmreichen Hauses Oranien-Nassau. Da besteht, gleichmäßiger noch und tiefer begründet, als zur Zeit der Republik, Freiheit des Gottesdienstes — das Bekenntniß hat keinerlei Einfluß mehr auf die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte — Vereins- und Versammlungsfreiheit in ausgedehntem Maße, und eine wenigstens thatsächlich unumschränkte Preßfreiheit. Da ist keine Büreaukratie und kein privilegirter Geburtsadel. Aber etwas ist da, eine Geldaristokratie, die auf Grund eines höchst illiberalen Wahlgesetzes doch allzustark dominirt. Holland kann sein Muster füglich für sich behalten.

Das Geld war stets hier die Hauptsache. Und noch immer befinden sich nicht blos in den Händen Einzelner riesenhafte Vermögen, sondern fast im ganzen Lande herrscht Wohlhabenheit. Hollands Handel, zu Napoleon I. Zeit fast vernichtet, hat sich wieder erholt, wenn er auch nie zur ehemaligen Höhe zurückkehren wird. Aber das Land liegt noch auf dem alten Flecke, hat noch die glücklichsten Bedingungen, noch die beste Küste für den Handel, ist noch das Rendezvous, wie man es genannt, der drei großen Ströme, die Deutschland, Frankreich und Belgien durchfließen, des Rheins, der Maas und der Schelde. Und noch immer gehören ihm Colonien im Umfang von mehr als zweiunddreißigtausend Quadratmeilen, in Ost- und Westindien, an der Küste von Afrika. Die ostindischen mit Java, der Perle des Ostens,

sind von vorzüglicher Bedeutung. Von dort führt es Kaffee, Zucker, Thee, Tabak, Gewürze, man kann sagen nach der ganzen Welt aus, auch nach Amerika und England, vor Allem aber nach Deutschland. Das südwestliche Deutschland ist das Hauptabsatzgebiet für seine Colonialproducte. Holland tauscht dafür Weine, Getreide, Holz, Steinkohlen und Bausteine ein und zieht nebenbei aus seinem Handel mit dem Zollverein viele Millionen jährlich heraus.

Neben dem großen Productengeschäft seiner Colonien ist es der Ackerbau und besonders die Viehzucht, die noch immer auf der höchsten Culturstufe stehen. Holland besitzt über eine Million Stück Rindvieh und schwimmt gleichsam in Butter und Käse. Dagegen seine Industrie kommt weniger in Betracht. Die Holländer haben geringe Befähigung zum Fabrikwesen; auch fehlt dem Lande das wichtigste, Eisen und Kohle. — Leider hat auch die Fischerei ihre ehemalige Bedeutung gänzlich verloren; sie kann die schottische Concurrenz schwer vertragen. Die Häringe sind freilich noch immer holländische Lieblingskinder, und ihre erste Ankunft wird in den Städten alljährlich mit der Nationalflagge begrüßt. Die Schifffahrt, dieser älteste und einst bedeutendste Erwerbszweig, ist gerade in den letzten Jahren immer mehr zurückgegangen, und das in auffallender Weise. Die holländische Handelsflotte wird von der deutschen längst überflügelt; ja, während die erstere im Jahre 1862 nur noch hundertvierundvierzigtausend Lasten zählte, zählte die von Bremen schon einundneunzigtausend Lasten, die von Bremen allein also beinahe Zweidrittel der gesammten niederländischen. Die deutschen Rheder übertreffen heut die holländischen weit an Intelligenz, Bildung und Unternehmungsgeist.

Im Ganzen aber läßt sich sagen: Holland zehrt von seinem Capital, vom Erbe der Vergangenheit, das ihm seine kühnen und thatkräftigen Vorfahren hinterlassen haben. Die heutige Generation legt darum nicht die Hände in den Schooß. Man ist fort und fort mit großartigen Anlagen beschäftigt; man denkt an Verbesserung der Wasserstraßen vom Meere zu den großen Handelsstädten Amsterdam und Rotterdam; man schafft neue Communicationswege. Ein Riesenwerk ist die Trockenlegung des Haarlemer Meeres; und schon erwägt man sogar die Ausschöpfung der Zuidersee. Delendum est mare, das Meer muß vernichtet — zurückgedrängt werden: diesen Grundsatz kann man heut mehr als sonst mit Hülfe kolossaler Dampfmaschinen zur Wahrheit machen. Aber es ist doch nicht mehr eine endlose Mühe, nicht mehr eine so unmittelbare Gefahr, die auf der Bevölkerung lastet. Die Hauptsache ist die Instandhaltung der Bollwerke, die frühere Jahrhunderte geschaffen haben, die beständige sorgfältige Ueberwachung, die hier kein Loch im Aermel dulden darf. Die Hauptsache ist in Holland, das einst Errungene möglichst zu erhalten; im Ganzen sind doch daselbst stabile Zustände.

Es ist aber seltsam, wenn diese Epigonen auf ihre deutschen Nachbarn gewissermaßen herabsehen. Weil Deutschland im Allgemeinen nicht die gleiche günstige Lage für den Welthandel hat, wenig Küsten- und weit mehr Binnenländer, keine so vorzüglichen Hafenplätze, auch keine Colonien besitzt, so glaubt ein echter Holländer, der aus seinem paradiesischen Lande nicht herauskommt, noch immer, daß in Deutschland größtentheils eine arme Bevölkerung wohne, die hauptsächlich von Sauerkraut lebt. Daß schon unsere Schifffahrt die ihrige so eingeschränkt hat, wissen die Wenigsten. —

Und solch ein Holländer, der sich mit seiner politischen Freiheit brüstet, spricht den Deutschen die parlamentarischen Fähigkeiten kurzweg ab, wegen der streng monarchischen Entwicklung, die bisher die einzelnen deutschen Staaten genommen hatten. Da redet er — und der Gelehrte an der Spitze — von sclavischer Unterwerfung des deutschen Volkes unter seine Landesherren in früheren wie in neueren Zeiten, und thut gerade so, als ob er selbst die Freiheitskriege gegen Spanien mit durchgefochten habe.

Einen Ruhm lassen sie uns — nicht den der Erfindung der Buchdruckerkunst, den sie sich mit aller Leidenschaftlichkeit bekanntlich selbst aneignen — sondern: daß wir ein musikalisches und philosophisches Volk seien. Freilich weder das Eine noch das Andere sind die Holländer. Erst in den letzten Jahrzehnten ist Musik, und namentlich deutsche, bei ihnen eingeführt, ich möchte sagen Mode geworden. Dem

deutschen philosophischen Geist, den sie aber nebenbei düster und unklar zu finden lieben, stellen sie — ich gebrauche hier die Worte eines holländischen Gelehrten — „ihren lebendigen, hellen, praktischen Geist“ gegenüber. Die unklare, unpraktische deutsche Nation! Solch' Aburtheilen konnte man vielfach in Holland hören.

Da sind nun die großen Ereignisse des Jahres 1866 den Leuten dort allerdings über den Kopf gekommen. Seitdem hat die Furcht ihre sonstigen Ansichten und Gefühle in den Hintergrund gedrängt. Schon seit dem letzten Kriege in Schleswig begann diese sich zu entwickeln. Holland, hieß es da, hätte ebensoleicht als Dänemark das Schlachtopfer werden können. Sie sympathisirten mit Dänemark als mit einem kleinen und freien Lande. Sie schickten Adressen an's dänische Volk, worin sie bedauerten, daß Niederland nicht wie ehedem mächtig genug sei, mit seinen Flotten Unterdrückte zu beschirmen. Von der Unterdrückung des deutschen Elements in Schleswig wußten sie nichts. Von einer nationalen Berechtigung der Deutschen mögen sie nichts wissen. Preußens Aufgabe, die deutschen Bruchstücke zu einigen, verkennen sie vollständig. Preußen und Deutschland — das sei ganz etwas Anderes. Sehr wohl! Deutschland war für sie immer nur ein unklares, aber nothwendiges Gemisch von vielen selbständigen Staaten. Mit Hülfe der deutschen Kleinstaaterei sind sie einst eine Nation für sich geworden. Jene zum Mindesten hat ihren Beruf längst erfüllt. Damit aber die Unabhängigkeit der niederländischen Nation und der kleinen Nationen überhaupt ungefährdet bleibe, müsse jene Kleinstaaterei, wie sie zum zweiten Male auf dem Wiener Congreß garantirt worden war, aufrecht erhalten werden: diese Idee hat mit großer Leidenschaftlichkeit unmittelbar nach dem Kriege von 1866 ein holländischer Professor in französischer Sprache verarbeitet. Es ist sehr gleichgültig. — Merkwürdig aber, wie sich die Zeiten ändern. Johann Sigismund, der Großvater unseres großen Kurfürsten (er war selbst nur ein kleiner Herr), gebrauchte die damals allmächtigen Holländer als Freunde und Verbündete, und ihnen zu Gefallen trat er von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Aber eben damals — es war gerade vor zweihundertfünfzig Jahren — lenkte ein holländischer Diplomat, Namens Dietrich Sticke, den Blick auf die Zukunft des kurbrandenburgischen Hauses: dasselbe werde in Pommern, Mecklenburg, Lüneburg-Hannover und andern stattlichen Fürstenthümern Norddeutschlands succediren. Er hat nicht schlecht prophezeiht. Mecklenburg freilich liegt noch abseits. Die Holländer von heut bedauern, daß ihre Vorfahren nicht mindestens Ostfriesland, das damals von ihnen occupirte, behalten und annectirt haben. Annectionsgelüste neben der Furcht vor Annection! Diese, wie es scheint, auch noch gegenwärtig stark verbreitete Furcht stammt nicht etwa her aus dem Bewußtsein, daß die niederländische Nation eigentlich nur ein Zweig der deutschen sei; im Gegentheil sind Alle von der ursprünglichen Besonderheit ihrer Nationalität fest überzeugt; — diese Furcht, zu der die Nachbarschaft des großgewordenen Preußen natürlich das Meiste thut, gründet sich auf den allgemeinen Gedanken, daß auch im Leben der Völker eine Anziehungskraft bestehe, welche das Kleine zwinge, sich in das Große aufzulösen. Und nebenbei urtheilt der gemeine Mann dort, Preußen wolle eine Seemacht werden, wolle gute Häfen und Flotten und Colonien, es wolle auch die Mündungen des großen deutschen Stromes haben; das reiche, durch den starken Absatz nach Deutschland vornehmlich reiche Holland sei gar zu verlockend und appetitlich für uns. — Wenn es sich denken ließe, daß Holland von neuem eine Provinz Deutschlands würde, ohne Frage, es würde die reichste Provinz sein. Allein wer denkt denn daran? Was im Schooß einer fernen Zukunft liegt, wer weiß es? Aber zunächst ist doch die Idee der Nationalität die bewegende sittliche Kraft, die dahin drängt, ein einheitliches Deutschland herzustellen. Ebendarum erscheint die holländische Furcht als unbegründet; denn die Holländer sind in der That eine andere, sind eine besondere Nation; sie sind es ursprünglich nicht gewesen, indeß mit der Zeit, vor beinah drei Jahrhunderten geworden und mit Zähigkeit geblieben. Das in jeder Hinsicht. Die Sprache ist nur ein einzelnes Merkmal der Nationalität, doch das deutlichste; sie ist der Spiegel derselben. Wie sich nun gleichzeitig mit der politischen Emancipation die holländische Sprache ausgebildet, sich mehr und mehr entwickelt und — ursprünglich

von den benachbarten nordwestdeutschen Dialekten kaum verschieden — sich mehr und mehr getrennt hat, ihren eigenen Weg gegangen ist, das sei hier nur angedeutet. Wir lernen doch immer noch sehr bald, sie mühelos verstehen. Eine leicht verständliche Probe gab ich oben bereits; noch eine kurze aber charakteristische Probe möchte ich mittheilen, den Beginn eines Volksliedes:

Wij leven vrij, wij leven blij
Op Neêrlands dierbren grond,
Ontworsteld aan de slavernij,
Zijn wij door eendragt groot en vrij;
Hier duldt de grond geen dwinglandij,
Waar vrijheid eeuwen stond.

Die Sprache hat eine reichhaltige Literatur; daß sie wirkliche Dichter aufweisen kann, wissen die Leser dieser Zeitschrift hinlänglich — Dichter, die vor Allem das Talent besitzen, ähnlich den berühmten holländischen Genremalern das gemüthliche Kleinleben ihres Volkes mit all seinen Nüancen fein, humoristisch und naturgetreu, oft nur in wenigen charakteristischen Strichen, zu schildern. Großartige, ideale Erscheinungen, die imponirend dem Unbefangenen, d. h. dem Nichtholländer, entgegentreten, wird man in dieser Literatur freilich vergebens suchen; man müßte denn ein paar Jahrhunderte zurückgehen und den trotz mancher herrlicher Schönheiten im Ganzen veralteten, von seiner Nation heut mehr gelobten als gelesenen Vondel anführen; — ganz zu geschweigen von dessen Zeitgenossen, dem zwar im Munde des Volkes fortlebenden, häufig gemüthlichen und erbaulichen, aber ebenso häufig trivialen, selbst cynischen und immer höchst weitschweifigen „Vater Cats."

Schön ist die holländische Sprache nicht, obwohl mehrere ihrer Dichter sie für die schönste von der Welt erklären; auch eine eigenthümliche Anmaßung! Aber sie hat wenigstens Nerv, sie ist kernig, von rednerischer Kraft, und sie ist reich, obschon sie Ausdrücke wie z. B. „allergnädigst" und „allerunterthänigst" nicht kennt; sie kann nicht schmeicheln,* sie klingt mit ihren heftigen Kehl- und Gurgellauten derb und rauh wie das Deutsch der Schweizer, mit denen überhaupt in ihrer ganzen Entwicklung die Holländer mannigfache Aehnlichkeit haben. Das poetische Hochland mit dem Flachland, mit dem platten Lande! Allein Holland hat die See für sich, und das merkt man auch in der Sprache. Keine ist reicher an Seemannsausdrücken als die holländische. Z. B. hij heeft te zwaar geballast, wofür wir sagen würden: „er hat zu schwer geladen." Eine alternde Schöne ist im Holländischen de linie voorbij u. s. w.

Neben der Sprache, Verfassung und Denkart ist auch die Gewohnheit des täglichen Lebens von der unsrigen vielfach verschieden. Diese hat mit der englischen größere Aehnlichkeit, wozu freilich eine ähnliche klimatische Beschaffenheit mitgewirkt haben mag. Es ist dasselbe häusliche Leben. Auch in Holland bewohnt Jeder mit seiner Familie ein besonderes Haus und denkt: my house is my castle. Es ist daneben dasselbe Klubwesen. Die Holländer lieben die Geselligkeit außerordentlich; aber sie sind merkwürdig exclusiv in ihrem Umgang. Diese freien Holländer, die so gern über politisches Junkerthum schelten, sind in gesellschaftlicher Hinsicht die allerärgsten Junker. Da besteht ein ausgebildeter Kastengeist, eine höchst willkürliche Art, zwischen guter und minder guter Gesellschaft zu unterscheiden. Z. B. Jeder, der irgend ein offenes Geschäft hat, wird von der ersteren ohne Weiteres ausgeschlossen. Jede Kaste aber hat ihre besonderen Klubs. Und man muß gestehen, daß innerhalb der geschlossenen, doch gerade dem Fremden leicht zugänglichen Räume eines Klubs von der besseren Art, der stets eine Reihe eleganter Lese- und Versammlungs-, Spiel- und Speisesäle umfaßt, daß es da äußerst behaglich und oft sehr bunt und lustig hergehen kann. Nicht vor Jedermanns Augen, aber wenn sie unter sich sind, unter Ihresgleichen, sind auch die Holländer der besseren Stände redselig und lebhaft, oft bis zur Ausgelassenheit.

Aeußerst gering übrigens ist der Sinn für Vergnügungen. Ich sprach eine vornehme ältere Dame, die hatte in ihrem Leben keinem Concert und keinem Ball beigewohnt. Indeß die jüngere Generation, die noch nicht die Linie passirt hat, fängt

* Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß sie, namentlich im Briefstil, manchen lächerlichen Zopf aus früheren Zeiten beibehalten hat. Hochtrabende Titel kennt man im Holländischen nicht; aber unterscheidende epitheta ornantia, wie: „Wohl Edler," „Edel Gelehrter," „Edel Gestrenger Herr," dürfen noch heut auf keiner regelrechten Adresse fehlen; und was dergleichen mehr.

gegenwärtig an, nicht blos musikliebend, sondern auch sehr tanzlustig zu werden. — Bisher aber galt im Allgemeinen nur eine Ausnahme, die es Einem freiließ, einmal im Jahre die Gewohnheiten des streng geregelten Lebens abzustreifen und — sich gründlich auszutoben. Die Kirmes: das ist der holländische Carneval, das Nationalfest für Hoch und Niedrig; es ergreift nicht nur alle Classen der Gesellschaft, sondern es wirft die sonst so abgesonderten bunt durcheinander. Es verwandelt auf acht bis vierzehn Tage auch die ruhigste Stadt in ein klein Paris, zeitweilig in ein Tollhaus. Ein Sturmwind geht da plötzlich über die stillen Wasser; — stille Wasser aber sind tief! Doch schnell kehrt Alles in's gewohnte Geleise zurück. Bis auf das Volk in den Straßen, das weiter rauscht und auch außer der Kirmeszeit sich Räusche trinkt, herrschen dann von neuem nüchterne Zustände, Ordnung, äußerliche Ruhe, friedliche Behaglichkeit und Bequemlichkeit. Und wenn man hierin die Merkmale des Phlegmas findet, so sind — in einem besseren Sinne — die Holländer allerdings phlegmatisch zu nennen.

Ein echt und ursprünglich germanisches Volk sind aber die Holländer doch. Man hat gesagt, sie stehen in der Mitte zwischen Deutschen und Engländern. Jedenfalls haben sich die Engländer ihr neuerdings erfolgtes größeres Verständniß von deutschen Dingen nicht über Holland geholt. Die Bewohner dieses Landes besitzen trotz ihrer beiderseitigen Verwandtschaft dennoch vieles Eigenartige. Man kann den niederländischen Patriotismus begreifen; aber weshalb jener Hochmuth, der wesentlich doch nur von einer längst verblichenen Glorie zehrt? Man muß ihre Seelenkraft und ihre Zähigkeit rühmen; aber daneben besteht auch eine Langsamkeit, eine Geduld, die man im eigenen Lande die „echt holländische“ nennt, und die noch weit die unseres deutschen Michels übersteigt.

Wieviele Jahre währt es, wieviele Deliberationen kostet es doch, ehe hier etwas Größeres, Gemeinnütziges wirklich zur Ausführung kommt. Ist aber einmal Hand an's Werk gelegt, dann wird es trotz aller Schwierigkeiten zu Ende geführt. So ist es heut, so war es immer. Die Holländer haben ungeheure Hindernisse besiegt, mit den größten Gefahren gekämpft; aber muthwillig haben sie diese nie aufgesucht. Ihr Muth ist ein mehr passiver; sie sind kaltblütig, aber sie werden Nichts wagen, was nicht nothwendig oder nicht zweckmäßig ist. Das Princip der Zweckmäßigkeit steht überall voran. Ja, sie sind praktisch und keine Idealisten, keine Schwärmer. Nenne man sie nüchtern: trocken sind sie darum nicht; sie sind jovial und oft von ironischer Spaßhaftigkeit. Sie sind, der Natur ihres Landes entsprechend, schlicht, bei solidem Luxus sparsam und bekanntermaßen sehr reinlich. Sie sind thätig und arbeitsam, aber doch nebenbei bequem, soviel es irgend geht. Sie sind gutmüthig, ehrlich, offenherzig, häufig naiv. Sie sind, kann man sagen, zu gleicher Zeit fein und derb.

Mehr solide als brillante Eigenschaften besitzen sie. Aber woher kommt es, daß diese Biedermänner von Kaufleuten, mit denen der Fremde gern zu thun hat, die nur eine allzuängstliche Vorsicht oft zeigen, auch wieder allzuleichtsinnig sein können? Die werthlosesten Papiere finden in Holland ihren Markt und ihren wechselnden Cours. Das Spielen auf der Börse wird hier leidenschaftlich, sogar von Frauen, geliebt. Auch das war immer so. Ich erinnere an jene Tulpomanie vor zweihundert Jahren, den größten Schwindel, den die Welt vielleicht gesehen. Da wurde auf der Amsterdamer Börse in Haarlemer Tulpen speculirt, wie heut in Staatspapieren; man wurde reich und arm durch Tulpen; man kaufte und verkaufte Tulpen auf Lieferung. Ein einziger „Admiral Enkhuizen“ kostete beispielsweise sechstausend, ein „Semper Augustus“ dreizehntausend Gulden. Heut würde natürlich dergleichen unmöglich sein. Die Sucht, schnell und durch leichten Gewinn reich zu werden, herrscht aber immer noch in Holland. Geld ist die allmächtige Triebfeder. Doch man hat mit Recht gesagt: es findet „als Gegengewicht Gott.“ Eine echte Religiosität lebt in Holland, die man auch in edlen Werken, vor Allem in einer bewundernswerthen Mildthätigkeit wiedererkennt.

So haben denn die Holländer viele gute und einzelne schlechte Seiten. Man kann sie lieben; aber man könnte sie auch hassen, wenn man eben weiß, mit welch bösem Vorurtheil sie auf ihre nächsten Verwandten sehen, wie sie nicht einmal dem deutschen Charakter Gerechtigkeit widerfahren

lassen. Ernst Moritz Arndt scheint allerdings zu übertreiben, wenn er sagt: Der Holländer denke sich den Deutschen „als einen unstäten, windigen, abenteuerlichen, verlorenen und knechtischen Menschen." Arndt setzt indeß mit vollem Recht hinzu: „Seine Augen haben viele Deutsche solcher Art und Gestalt gesehen und sehen sie noch alle Tage" — „Abenteurer und Glücksucher." Ja, leider lassen sich noch heut solche zu Hunderten in Holland anwerben, um für Bezahlung zu fechten, als verkaufte Seelen in den indischen Mordsümpfen. Und zu Tausenden wandern noch alljährlich zur Zeit der Heuernte arme Taglöhner aus Westphalen und Oldenburg nach Nordholland und Friesland, die von uns „Hollandgänger," von den Holländern aber spöttisch Hannekenmaaijers genannt werden. Die bringen für den Winter einen kleinen Sparpfennig und daneben das Wechselfieber nach Hause zurück.

Aber es giebt doch auch eine bessere Kategorie von Deutschen in Holland, die sich in Handel und Wandel ihr Brot verdienen. In Amsterdam allein wohnen siebzigtausend Deutsche, resp. Abkömmlinge von Deutschen. Die Meisten haben mit Nichts angefangen und sie werden wohlhabend; denn sie sind ungemein fleißig, wie die Holländer selbst zugestehen. Daneben aber werden sie von diesen — wie ich von verschiedener und von deutscher Seite selbst gehört habe — devot und feil gescholten, als wenn sie für Geld Alles thäten. Ich weiß nicht, worauf solch Urtheil sich gründet. Aber Eines ist leider gewiß: es giebt unter jenen deutschen Kaufleuten sehr viele Vaterlandslose, die ihre Heimath schnell vergessen und die selbst noch heut ihre Namen in's Holländische übersetzen. Das freilich schafft keine Achtung.

Wenn Holländer auswandern, so gehen sie meist nach ihren eigenen Colonien und bleiben dort im Vaterlande, bleiben Holländer. Sie legen außerordentliches Gewicht auf den Besitz von Colonien; und ohne Frage hat solcher eine große Bedeutung. Er verschafft einer Nation Einwirkung auf andere Erdtheile; er kann ihre Sprache zu einer Weltsprache, ebenso wie ihren Handel zu einem Welthandel erheben. Er pflegt eine Quelle der Wohlfahrt für den Staat wie für dessen Angehörige zu sein. Schlimm freilich, wenn ein kleiner Staat von seinen Colonien so abhängig erscheint, als gegenwärtig der holländische. — Für uns bilden Colonien wenigstens keine Lebensfrage, und wir besitzen ja deren nicht. Natürlich sprechen nun die Holländer, wie auch andere Nationen, weil sie keine Proben vor Augen haben, den Deutschen das Colonisationstalent kurzweg ab; jener deutsche Begründer von New-York ist längst vergessen. Kurbrandenburg hat einst eine kleine Colonie gehabt, nur für kurze Zeit. Wenn es aber wahr wäre, wovon vor einiger Zeit einmal unsere Zeitungen sprachen, wenn Preußen heut daran dächte, auf's neue eine Colonie zu erwerben: ich glaube, dieselbe würde nicht, wie im vorigen Jahrhundert geschehen, — nicht zum zweiten Male an die Holländer verkauft werden.

Das kleine Holland giebt eben nur ein einzelnes Beispiel dafür, daß der Deutsche im Auslande noch nicht die Stellung einnimmt, die ihm gebührt. Zu lange ist unsere Nation verspottet worden. Aber es kommt eine bessere Zeit, und zur Wahrheit wird das Wort Niebuhr's: „Preußen ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen." Mögen unsere Nachbarn uns fürchten, nachdem sie uns stets unterschätzt hatten! — Jener edle Friedrich Kapp und viele tausend andere Deutsche in der Fremde, denen das Herz geblutet hat wegen Deutschlands politischer Zerrissenheit und Machtlosigkeit nach außen, sehen jetzt auf Preußen. Möge fortan aber auch jeder Deutsche, den sein Beruf irgendwohin in's Ausland führt, sich dieses gemeinsamen Vaterlandes bewußt werden, ihm treu bleiben und nicht die eigene Person mehr als seine Nation lieben. Möge Jeder in seinem kleinen Kreise dahin mitwirken, daß neben der Furcht die Achtung einhergehe!

Von den Ufern der Mangfall.

Von

August Vogel.

Vom Rhein, von der Donau, von der Isar „grünem Strande" — unter derartigen einladenden Ueberschriften haben wir sehr häu-

fig Gelegenheit, höchst interessante Mittheilungen politischen und culturhistorischen Inhaltes zu bewundern. Und mit Recht; ist ja doch der Lauf eines Flusses ein wesentlicher Factor für die Entwicklung des Völkerlebens. Wir möchten nun auch eines kleinen bescheidenen Flusses ehrend erwähnen, eines Flusses, dessen Namen wohl Manchen unserer geehrten Leser bisher noch ziemlich unbekannt geblieben sein dürfte; wir haben daher absichtlich die Ueberschrift „Von den Ufern der Mangfall" gewählt, um gleich von vornherein das Object unserer kleinen Mittheilung als ein Gewässer zu kennzeichnen, also von der Mangfall, s'il vous plait!

Die geographisch-historische Weltstellung der Mangfall bedarf nur einer ganz kurzen Behandlung. Aeltere Geographien berichten sehr einfach von der Mangfall nichts weiter, als daß sie sich bei Rosenheim in den Inn ergießt. Wir freuen uns, doch noch etwas interessantere Nachrichten von diesem bisher so stiefmütterlich ignorirten friedlichen Flusse in Aussicht stellen zu können.

Die Mangfall, Mangualde oder Mangvalde, ist ein Abfluß des Tegernsees und windet sich in zahllosen Krümmungen durch unermeßliche wilde Auen. In ihrem Laufe nimmt sie zwei Flüsse auf, unterhalb Aibling die Glan, bei Raisach die Schlierach aus dem Schliersee fließend. Leider ist sie bis jetzt wenigstens noch nicht durch poetische Weihe, wie z. B. die Jaxt, deren der kleine Carl von Berlichingen so sinnig erwähnt, berühmt geworden. Dagegen hat sie durch die in der Neuzeit an ihren Ufern entstandenen Ortschaften und Etablissements — freilich sehr verschieden von stolzen Ritterburgen — eine nicht gewöhnliche Bedeutung erlangt und von dieser wollen wir, durch wiederholte persönliche Anschauung geleitet, hier flüchtige Andeutungen versuchen.

Schon bald nach ihrem Ausflusse aus dem Tegernsee ist die Mangfall zu mehreren großartigen technischen und industriellen Unternehmungen Anlaß geworden, so eine Papierfabrik, eine Drahtstiftfabrik u. a. Doch da wir diese Etablissements bei einer anderen Gelegenheit demnächst ausführlich zu besprechen beabsichtigen, so beschränken wir uns hier zunächst auf die zweite Hälfte des Flußgebietes.

Nicht blos in Amerika bringen Eisenbahnbauten durch tausendjährige Wüsteneien; Gleiches geschieht mitunter im Herzen unseres alten Europa's, nahe an den Hauptstädten gutbevölkerter Länder; dann knüpft sich hieran aber auch schnell das wohlthuende Schauspiel der reichsten Entfaltung menschlicher Arbeit. So sind denn auch an den Ufern der Mangfall durch die Eisenbahn zwei Ortschaften entstanden, deren Namen noch vor einem Decennium in keiner Geographie zu finden waren, Heufeld und Kolbermoor, beides Stationen der München-Salzburger Bahn, welche Paris mit Wien verbindet. Wollen wir zunächst in Heufeld den dahineilenden Zug verlassen, so betreten wir eine wohleingerichtete chemische Fabrik, welche der Natur der Sache nach schon in gewisser Entfernung durch einen hundertsechzig Fuß hohen Schornstein, sowie durch eigenthümliches Mixtum-Compositum unvermeidlicher Düfte — stärker, aber nicht besser als Rosen und Veilchen — sich ankündigt. Auf Actien gegründet, steht die Anstalt unter der Leitung eines ausgezeichneten aus der Liebig'schen Schule hervorgegangenen technischen Chemikers, Dr. Mayer. Der mit lebendiger Energie verbundenen Sachkenntniß dieses Mannes ist es gelungen, eine Anstalt in's Leben zu rufen, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine würdige Stellung unter den Fabriken dieser Art in Deutschland errungen. Um die allenfallsige Besorgniß unseres geneigten Leserkreises, es möchte vielleicht jetzt eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Fabrikationszweige folgen, gleich von vornherein abzuschneiden, beeile ich mich, zu versichern, daß solches an diesem Orte keineswegs meine Absicht ist. So viel mag nur bemerkt werden, daß hier Schwefelsäure, Salzsäure, Chlorkalk, Soda, Leim, Düngersorten aller Art u. s. w. unausgesetzt fabricirt werden, wozu durchschnittlich zweihundertfünfzig Arbeiter in Thätigkeit sind. Daß der Director jeden derselben mit Namen zu nennen weiß, zeugt auf das deutlichste von dem patriarchalischen Verhältnisse, welches hier wie kaum in anderen ähnlichen Anstalten den Fabrikherrn mit seinen Fabrikarbeitern verbindet. Wenn die englische Königin Elisabeth in ihrem Selbstbewußtsein den Abgesandten des prachtvollen Hofes von St. Germain gegenüber sagt:

„Ein gesittet fröhlich Volk —
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann,"

so darf mutatis mutandis auch der Herrscher dieses kleinen industriellen Reiches mit vollem Rechte jene königlichen Worte für sich rühmend in Anspruch nehmen.

Von der Ausdehnung des Betriebes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß täglich hundertachtzig Centner Schwefelsäure, dreitausend Centner Leim im Jahre u. s. w. geliefert werden. Unterstützt von zwei jüngeren Chemikern, ist der treffliche Dirigent stets bemüht, den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft in seiner Fabrik praktisch Rechnung zu tragen, wie denn überhaupt der geistige Einfluß des Großmeisters Liebig, welcher der Anstalt seit ihrer Gründung wohlwollende Aufmerksamkeit widmet, sich allenthalben vortheilhaft kennzeichnet. Auch diese an den Ufern der Mangfall erblühte Fabrik hatte wie alles Neue so manchen Kampf mit der Ungunst der Zeiten zu bestehen; doch ist trotz so mancher Stürme, deren ein besonders heftiger sogar vor einigen Jahren sensu strictissimo die Dächer entführt hat, die junge Pflanze jetzt schon zu einem kräftigen Stamme erstarkt. Möge sie in der Folge vor Stürmen aller Art glücklich bewahrt bleiben!

Verlassen wir nun Heufeld, nachdem wir uns in der chemischen Fabrik flüchtig umgesehen, mit dem nächsten Bahnzuge, so gelangen wir schon kaum nach einer halben Stunde zu dem zweiten Orte an den Ufern der Mangfall, welchem wir hier noch eine kurze Erwähnung zugedacht haben, d. i. die Station Kolbermoor. Es war im Jahre 1858, als der für Hebung der Industrie in Baiern so vielfach thätige Graf Th. v. Lodron in Begleitung sachverständiger Ingenieure an dieser Stelle das Flußgebiet der Mangfall einer gründlichen Prüfung unterzog, und alsbald entstand inmitten des prächtigen, von der Umgebung des Chiemsees, des Inn- und Mangfallthales gebildeten Gebirgspanoramas das bedeutende Unternehmen einer auf Actien gegründeten Baumwollenspinnerei. Begünstigt von der ausgezeichneten Wasserkraft der Mangfall (vierundzwanzig Fuß Gefäll auf neuntausend Fuß Länge, entsprechend mehr als tausend Pferdekräften), steht jetzt ein ebenso kolossales als geschmackvolles Fabrikgebäude sechs Etagen hoch vor uns, woselbst mit siebenundvierzigtausend Spindeln jährlich zwei Millionen Pfund Garn geliefert werden. Für die große Menge der in der Fabrik beschäftigten Arbeiter — es sind gegenwärtig fünfhundert bis sechshundert — ist selbstverständlich eine bedeutende Anzahl von Wohngebäuden erforderlich geworden und so ist denn hier an den Ufern der Mangfall innerhalb elf Jahren eine lebhafte freundliche Ortschaft mit wenigstens hundert Häusern, einer Kirche und sechzehnhundert Einwohnern entstanden. Die Spinnerei wird mit Torfgas beleuchtet und bietet für den nächtlich Vorüberreisenden den Anblick eines großartigen Feenschlosses dar. Die umgebenden Gartenanlagen zeichnen sich durch geschmackvolle Bosquets und durch einen Springbrunnen von ungewöhnlicher Größe aus. Die Erweiterung der Fabrik auf den doppelten Betrieb ist unter günstigen Umständen wohl schon für die nächste Zukunft in Aussicht genommen. Fast gleichzeitig mit der Baumwollenspinnerei sind drei große Torfstiche mit stundenlangen Hülfsbahnen, mit Locomobilen, Dampfmaschinen und Verwendung zahlreicher Menschenhände entstanden. Durch die Entwässerung großer Hochmoorstrecken ist jetzt schon ein ausgedehnter Theil der Gegend in freundliche Anlagen verwandelt. Der am linken Ufer der Mangfall weithin sich erstreckende Thonboden hat eine Ziegelbrennerei in's Leben gerufen, die alle Arten von Bausteinen in vortrefflicher Qualität producirt.

Noch einem wesentlichen Aufschwunge geht die Ortschaft Kolbermoor in nächster Zeit entgegen, indem seit wenigen Monaten der Bau einer auf Actien gegründeten Glasfabrik begonnen hat. Es war nicht leicht möglich, einen günstigeren Platz für dieses Etablissement zu wählen. Der in der Nähe vorkommende Thon gewährt, wie zahlreiche wissenschaftliche Versuche gezeigt haben, ein zur Fabrikation von Flaschenglas fast ohne allen Zusatz ganz geeignetes Material. Für Tafelglas bietet ein in nicht großer Entfernung vorkommender Sand, dem berühmten Grünstädter Sand an Güte gleichstehend, sowie für den Bezug der nöthigen Chemikalien die naheliegende Fabrik Heufeld erwünschte Gelegenheit. Besonders Vertrauen erweckend für die Anstalt ist der Name ihres Directors, W.

Dillinger, welcher schon seit mehr als zwanzig Jahren mit besonderem Geschicke große Glasfabriken geleitet hat und nun in Kolbermoor die sogenannte rheinische Glasfabrikation einführt, ein bisher in Baiern meines Wissens noch nicht zur Ausführung gekommenes Verfahren. Die sämmtlichen engagirten Arbeiter haben schon seit fünfzehn Jahren unter ihm gearbeitet — ein Umstand, der für den gedeihlichen Fortschritt des Unternehmens besondere Bürgschaft zu leisten verspricht.

Beim Glashüttenbetriebe ist bekanntlich die Brennmaterialfrage die allerwichtigste, die Nachhaltigkeit und dauernde Billigkeit dieses Rohstoffes ist vor Allem in's Auge zu fassen. In dieser Beziehung steht das neue Etablissement glänzend da, indem ein ausgedehntes Torffeld in der nächsten Umgebung Eigenthum der Fabrik geworden, so daß ein ausgezeichnetes Brennmaterial auch für eine fernere Zukunft gesichert erscheint. Nicht minder günstig ergeben sich die Absatz- und Transportverhältnisse, da einerseits der Hafen von Venedig, mit welchem die Glashütte in directer Schienenverbindung stehen wird, andererseits die Wasserstraße auf dem Inn und der Donau von Rosenheim bis in die Wallachei stromabwärts die entschiedensten Vortheile bietet.

Die Mannigfaltigkeit der Fabrikationszweige in Kolbermoor: Torfstich, Spinnerei, Glashütte, Ziegelbrennerei, bietet dem kräftigen Manne, sowie den schwächeren Familiengliedern lohnende Beschäftigung, so daß die erwünschte Ansiedlung trefflicher Arbeiterfamilien und Colonien in dieser jugendlichen Fabrikstadt keinem Zweifel unterliegt.

So sind denn hier längs der freundlichen Ufer der Mangfall Schöpfungen des menschlichen Geistes erblüht, welche — wir sind dessen gewiß — der Menschheit zum Wohle, ihren Gründern zur Ehre gereichen werden. Vielleicht dürfte diese kleine Mittheilung im Stande sein, das Interesse der Vergnügungsreisenden, welche alljährlich diese Gegend durchziehen, auf die hier entstandenen Anstalten hinzulenken, um so, das Utile dem Dulce verbindend, im Gewande des Schönen auch das Nützliche nicht zu verkennen.

Literarisches.

Gerhard Rohlfs' Afrikanische Reisen. — Reise durch Marokko, Uebersteigung des großen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat und Tidikelt, und Reise durch die große Wüste über Rhadames nach Tripoli. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Karte von Nordafrika. Bremen, J. Kühtmann's Verlag.

Das interessante Buch unseres berühmten deutschen Landsmannes erschien bisher im Zusammenhange nur in französischer Sprache, und einzelne Abschnitte davon in Petermann's Geographischen Mittheilungen. — Wir gewinnen sehr wichtige Ergebnisse durch die muthigen Forschungen G. Rohlfs': Belehrungen über die westlichen und mittleren Provinzen von Marokko, über den marokkanischen Atlas, über die Oase Tafilet, über die Flüsse Ued-Sis, Ued-Gehr, Ued-Ssaura, eine vollständige Beschreibung der wichtigen Oasengruppe von Tuat, von Tidikelt und Ain-Ssala, eine Anschauung einer der frequentesten Straßen der Wüste; — er belehrt uns endlich über die Handelsbeziehungen und über die Bedürfnisse der Volkscentren, welche in der großen westlichen Wüste zerstreut liegen. — Das Buch empfiehlt sich auch durch ansprechende Form der Darstellung und schöne Ausstattung.

Die im Bibliographischen Institute zu Hildburghausen erscheinenden **„Ergänzungsblätter“** bewahren fortwährend eine gediegene Haltung und bringen Aufsätze des verschiedenartigsten Inhaltes, die alle auf ziemlich gleicher Höhe der inneren Bedeutung und klaren Fassung stehen. Aus den letzten Heften darf man namentlich die Literaturnotizen von Dr. Dühring über Bastian's psychologische Forschungen und Gutzkow's Romane nennen, die anregend und gründlich sind, ohne in einseitige Schärfe zu verfallen. Auch die Arbeiten von Dr. Bruno Meyer über kunsthistorische Gegenstände und die ethnographischen Mittheilungen von Dr. E. Schlagintweit, sowie mehrere Beiträge von ungenannten Verfassern bringen in kurzer und prägnanter Fassung ganz vortreffliche Auseinandersetzungen über Gegenstände aus allen Fächern des Wissens. Zuweilen werden auch erläuternde Illustrationen beigefügt, die dann stets von der Sorgfalt Zeugniß ablegen, womit das Bibliographische Institut im Allgemeinen und Einzelnen bei der Herausgabe seiner vielfachen Publicationen verfährt.



Was werden die Leute sagen?

Eine Geschichte

von

Emil Vacano.

Szupanczice ist eine kleine Stadt in Galizien. Eine kleine Stadt mit einem katholischen Klerus und einem russischen Klerus, einem Präsidenten, einem Postmeister, einem Apotheker, einem Kreiscommissär, einem Schuldirector, einem Hauptmann, zwei Lieutenants und vielen, vielen Juden in Verkaufsgewölben.

Freitags sind auch immer unzählige Bauern da mit ihren Weibern und mit ihren Huzulenpferdchen; sie kutschiren in Massen von Wägelchen in die Stadt, und beim Zurückfahren kutschirt dann das Weib, und der Bauer liegt betrunken unter dem Stroh und bewegt nur manchmal träumend einen Fuß.

Der Präsident von Szupanczice ist ein magerer, stolzer alter Herr mit grauen Haaren, einer goldenen Brille und Universitätsstudien, seine Frau ist eine geborene Wislocka und ist bei einer Gräfin erzogen worden. Sein Sohn Julius ist Jurist und wird einmal sehr reich werden.

Der Apotheker Mosterdi ist dick, reich und boshaft, der Postmeister ist dumm und eingebildet, der Marktplatz geht bergauf, ist schlecht gepflastert, immer kothig und von schmalen, ungleichen, vorstehenden, zurückgewichenen, hohen und engen Häusern umgeben; die Bauernschlitten, die in dem Frühlingsthauwetter vom offenen Lande hereinholpern, sind strohstarrend und angefault, die Huzulenpferdchen sind winzig, dickköpfig, schäbig und struppig, die Judenläden sind klebrig, todte Fliegen trocknen langsam in den Schnapsgläsern derselben ein, die Jüdinnen haben dreifache Jacken, dicke Halbhandschuhe und blaue Wangen, die Juden haben eine Locke an jedem Ohre und grüne Kaftans, die einmal schwarz waren, die Bauern in den Leinwandkitteln brennen inwendig alle lichterloh von Branntwein, die Schilder über den Läden zeigen lustige Bauern, dicke Herren, die sich Kappen geben oder Stiefel anmessen lassen, magere Herren, denen die Haare gekräuselt werden, und Alles dies trieft von Thau und wimmert vor Wind, denn es ist ein häßlicher, thauender Frühlingstag. Die Gäßchen sind voll Pfützen, von den Dächern rinnt gethautes, schmutziges Schneewasser herab, und an den Gassenecken zürnt der krankheitsgeschwängerte laue Wind. Aber noch lauter heult er an der Mauth vorüber in der Allee draußen. In der Allee, die nach dem Schlosse führt. Es ist eine Allee von mageren Pappeln, die im Sommer keinen Schatten und im Winter keinen Schutz geben, lange Pappeln, die vom Winde wie Weidenruthen gebogen werden.

Links und rechts von der Straße sind schwarze Felder, auf denen der Schnee in schmalen Lachen zusammengeschmolzen ist. Die Krähen sind so dick und träge, daß sie gar nicht auffliegen würden, wenn ein einsamer Wanderer an ihnen vorüberschritte. Aber es geht Keiner vorüber. Man kann nicht wandern an einem solchen windigen, thauenden, feuchten, nassen Frühlingstage. Man könnte sich höchstens muthlos in den Koth und in das Wasser legen und verzweifeln.

Am Schloß Flickow zieht sich ein Garten, der im Sommer recht wild und unkrautüberwuchert ist, im Winter aber wie der Garten zu Knecht Ruprecht's Wohnung aussieht. Eine Baumschule aller Ruthenarten, nacktes, wirres Gestrüpp, von welchem Schneewasser trieft, dürre, windknarrende Bäume und Morast. Und mitten drin das Schloß des Herrn Ritters von Flicki. Ein weitläufiges, ebenerdiges Gebäude mit ein, zwei Stallungen und einem alten Thurme noch aus der Zeit des Boleslaus.

Die Herren von Flicki sind das älteste Geschlecht des Landes. Sie stammen von Kasimir dem Großen im achten und vom heiligen Georg im vierzehnten Grade ab. Schon unter Wanda hat ein Flicki das Königreich gerettet, unter Boleslaus hat Einer es verrathen, unter Katharina wäre Einer beinahe König geworden, im Jahre 46 ist ein Flicki zuerst der Wuth des Pöbels zum Opfer gefallen, und es giebt keine Chronik der ältesten oder der neuesten Zeit, die nicht einen Flicki als großen Mann anführte. Polen hätte ohne die Flicki ebensowenig entstehen als zu Grunde gehen können.

Aber die Flicki sind nicht nur berühmt wegen ihres Namens, sondern auch wegen ihres Reichthums. Die Flicki sind reich geblieben, auch nachdem im sechzehnten Jahrhundert in einer stürmischen Nacht ihr Stammschloß von den Tataren niedergebrannt und all ihre Kostbarkeiten sammt dem jüngsten Sprößling geraubt worden waren. Sie sind reich geblieben sogar unter Charles Flicki, der im vorigen Jahrhundert in Paris unter Law speculirt und königliche Reichthümer verloren hatte. Sie sind reich geblieben bis — — — —

Die Juden in Szupanczice und in Krakau murmelten zwar, dieser Reichthum sei schon seit zwei Jahrhunderten bergab gegangen und von der stolzen Familie nur mehr mit Entbehrungen und Mühe äußerlich aufrecht erhalten worden. Die Seidenkleider der Damen sollten alle von Wiener Verwandten geschenkt und die Busennadel des gnädigen Herrn sollte wirklich Imitation sein. Aber sie hatten immer einen Koch, die Damen gingen in Seide, sie hatten Equipage, auf dem Bocke saß ein „Lokaj," der junge Flicki hatte einen Hofmeister gehabt, und das Schloß wurde oft mit neuen Wetterhähnen versehen.

II.

Herr Ignacy Flicki war ein echter polnischer Schlachtiz mit vollem Bauche, polnischem Schnürenrocke, einem Atlasgürtel, Stiefelbeinkleidern und einem weißen Schnurrbart bei schwarzen Augenbrauen.

Madame Bronislawa Flicka war einst eine schöne, schwarzäugige und brünette, stolze Patriotin gewesen, und war jetzt eine gelbe, hagere, stolzere Patriotin, aus fürstlichem Blute, immer schwarz gekleidet, mit einem schwarzen Spitzenschleier um das weiße Häubchen.

Fräulein Jadwiga Flicki war ein schönes, gescheidtes und elegant-natürliches Mädchen.

Die Zimmer im Herrenhause sind alle in den Tapeten etwas verschossen, in den Möbeln etwas geflickt, aber das ist au besoin durch den Rococogeschmack zu entschuldigen. Dafür sind sie alle an Ahnenbildern sehr reich. Man sieht da eine wahre Verschwendung von Hermelin, Pulverdampf, Stahl und Goldketten — Alles in Oel. Das Gut hatte einst zweitausend abhängige Seelen besessen; jetzt besaß es deren nur zwei: den Koch und seinen Sohn, den Lokaj Wladzo. Im fünfzehnten Jahrhundert arbeiteten täglich so und so viel Hände für den allmächtigen Magen des Herrn, für die Toilette der gnädigen Frau und für die Küche im Herrenhause. Man sprach im Dorfe und in dem Städtchen Szupanczice von Nichts als von der Herrschaft: wen dieselbe heute abprügeln ließ, wen das Fräulein zum Bedienten erhoben, was für eine neue Kopfsteuer der Herr ausgedacht habe.

Szupanczice und das Dörfchen kannten damals nur e i n e n Gott, und das war die Herrschaft.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte sich

zwar das Costüm geändert, aber der Horizont noch nicht erweitert.

Der Herr Réné Flicki lebte meistens in Paris, aber man mußte alle Tage von ihm sprechen in Szupanczice und im Dörfchen; denn er brauchte immer Geld, d. h. Getreide. Die Juden mußten täglich Ducaten senden und Wechsel empfangen, die Bauern mußten sich das Blut aus den Händen arbeiten, und die Weiber waren den ganzen Tag über im Schloß und Garten beschäftigt, denn Madame Wanda Flicka mit der doppelfärbig schillernden Seidenrobe und der thurmhohen Puderfrisur hatte die von der Pariser Gesellschaft ihrer Schönheit wegen verbannte Madame Potocka zu Gast, und einen ganzen Hof von Dichtern zur Suite. Szupanczice hatte noch immer kein anderes Gesprächsthema als die Flickis.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich nun der Horizont gewaltig erweitert. Die Berge schienen gleichsam zurückzuweichen, der Himmel schien weiter hinaufzuschweben. Dann kam das Jahr 32, und die Erde schien aufzuathmen. Der Ruf der Freiheit erbebte wie eine zerplatzende Granate in jedem Herzen, in jedem Gehör, in jedem Gemüthe, und die Flickis mußten zum ersten Male das Geständniß machen, daß sie zu wenig Wein im Keller hätten, um alle Patriotenkehlen zu laben, die an den ältesten und reichsten Namen des Landes appellirten.

Aber man appellirt nie vergebens an einen polnischen Stammbaum; das wissen alle Abenteurer der Revolutionen sowohl als der Höfe. Und Mesdames Flicki erschienen zum ersten Male ohne Seidenkleider und ohne Perlen vor ihren Gästen, aber die Gäste hatten Wein. Dann kam das Jahr 46, und der Bauer stieg, vom Juden unterstützt, trunken, blutwitternd, die Sense in der Hand, im brennenden Hofe umher, während Messieurs Flicki im Keller die Fäuste ballten. Es waren noch ein paar Silbergefäße dagewesen, die zertrat der brüllende Bauer, und der Jude hob die Trümmer auf. Die Werthpapiere warf der Bauer in den Branntweinsee, der aus den zerstoßenen Propinationsfässern rinnend, im Hofe lichterloh brannte, und der Jude warf sich schreiend, mit geschürztem Kaftan, mitten in den Feuerpfuhl. — Und als Messieurs Flicki nach drei Tagen aus dem Keller wieder in das arme verwüstete Haus hinaufstiegen, da stand zum ersten Male die unleugbare Armuth auf der Schwelle und lachte gellend und schadenfroh über die ganze Gegend hinaus, bis nach Szupanczice hinüber.

Aber Messieurs Flicki, die ältesten und reichsten Cavaliere des Landes, hatten noch Verwandte in Paris, und Mesdames Flicki hatten noch einen Schrank mit Brokatfetzen gerettet. Und man erschien allsonntäglich in der Kirche von Szupanczice in Glanz.

Dann kam die Insurrection. Und abermals wurde das veramte Haus des ältesten und reichsten Namens die Herberge eines jeden Abenteurers, der das Vaterland ausbeutete, bis in dessen Todeskampf hinein, und jetzt, nachdem dieser letzte Brand verglommen, glaubte man sicher, daß die Flicki endlich das alte Haus verlassen und bürgerlich arm in die Fremde ziehen oder in Szupanczice leben würden.

Aber es war nicht so. Die Flicki mußten nicht nur das älteste, sondern wirklich auch das reichste Haus des Landes sein, denn sie waren noch nicht gebrochen. Herr Ignacy Flicki lachte auf allen Pferdemärkten, Frau Bronislawa Flicka und Fräulein Jadwiga fuhren allsonntäglich in einer kleinen Britschka im schwarzen Seidenkleide, einen jungen Lokaj im Leinwandkittel auf dem Bocke, in die Kirche von Szupanczice, der junge Herr studirte irgendwo, der Koch ging weiß angezogen im Hause herum und das Schloß erhielt oft neue Wetterhähne.

Es war standhaft geblieben auf derselben Stelle, wie vor fünfhundert Jahren.

Nur ein Verhältniß hatte sich geändert. Das Schloß, welches einst der ganze Horizont und das einzige Wetter von Szupanczice und vom Dörfchen gewesen war, war fast gänzlich vom Himmel des dortigen Alltagslebens geschwunden; wer kümmerte sich noch um das Schloß, und um die stille Herrschaft? Und in rächender Vergeltung war nun das Städtchen zum Barometer und Tyrannen und zum einzigen Horizont des Schlosses geworden: denn die stolzen Herzen konnten nicht vergessen, daß einst aller Augen auf sie gerichtet gewesen waren, daß sie Regen und schönes Wetter gemacht hatten, daß an ihrem Glanze der Glanz eines jeden Daseins wiederum Antheil genommen hatte; und während die Bauern des Dorfes, die Juden aus den

Kartschmen* und die Beamten von Szupanczice ihre eigenen Freuden und die großen Politiken ihrer eigenen Existenz verfolgten, saß Madame Broncza** Flicka am Hinterfenster und besserte die schwarze Seidenrobe aus, frischte Herr Ignacy Flicki eigenhändig das Wägelchen für den morgigen Roßmarkt auf, schäumte der Koch den leeren Essigbarscht*** ab, wurden die letzten fünf Weinflaschen im Keller seit drei Jahren für einen unerwarteten Besuch aufbewahrt, und mußte der leinwandene Lokaj Wladzo, dem die blonden Haare auf die Nase herabfielen, jedes Loth Kaffee auf einem Extrapferde holen, denn: „was würden sonst die Leute in Szupanczice sagen?"

III.

Die Schnapsflasche, die auf dem Büffettische in der Ecke vor Herrn Ignacy Flicki steht, ist halb leer.

„Wenn wir die Sache betreiben, kann Jadwiga diesen Carneval noch die Frau Julian Tilcer's werden," sagt Ignacy Flicki und streicht sich den weißen Schnurrbart. „Wir müssen morgen eine Fahrt nach Szupanczice zum Präsidenten machen. Julian ist verliebt in Jadwiga und möchte wahrscheinlich lieber heut als morgen Hochzeit machen. Nur die Alten sind noch zu gewinnen. Reich wie Crösus und dumm wie Bürger, wollen sie wenigstens einen Bissen Reichthum wittern unter dem Stammbaume. Der alte Adel ist wie ein Diamant. Er hat nur Werth für den Kenner. Wir müssen also dem kleinlichen Geiste nachgeben und unsern Ruf der Wohlhabenheit um jeden Preis aufrecht erhalten, bis zu dem Augenblicke, wo wir ihn wirklich wieder verdienen werden in dem Vermögen Julian's."

Herr Ignacy Flicki ist bei seinem dritten Glase Kontoszowka angelangt, und da spricht er stets so gescheidt und wie gedruckt, daß Madame Broncza Flicka immer ganz éperdue aufschaut — trotz der langen Gewohnheit.

Sie sitzt auf einem mille-fleur Sopha, ein Sacktuch und ein französisches Gebetbuch vor sich, schwarz gekleidet und elegant aussehend.

„Meine Seidenrobe ist wieder wie neu, Jadwiga hat sich aus dem vorjährigen Hute sechs neue Hütchen gemacht, aber die alte Tigerdecke des Schlittens dürfte kaum mehr ein Haar besitzen. Beim letzten Sturme, als wir zu dem Spiele bei Bonicki's fuhren, sind die letzten in der Gegend von Przemysl hin verflogen. Und eine Pelzdecke müssen wir haben, Flicki. Was würde das Gesindel in Szupanczice sagen, welches an der Kirchenthür den Schlitten umsteht?"

„Und Tilcers müssen wir zum nächsten Monat einladen, um ihnen auch die Wohlhabenheit . . ."

„Unseres Intérieurs zu zeigen," fällt Madame Broncza Flicka ernst in das Gluck, gluck! ihres Gatten ein.

„Wladzo muß die Böden wichsen, die fünf Champagnerflaschen werden heraufgetragen, der Hahn wird geschlachtet, und vor der Abreise nach dem Thee spielst Du mit Herrn Tilcer ein Préférence zu drei Gulden den Stone."

„Und Graf Bronikowski, unser neuer Nachbar, bei dem wir neulich die Etikettsvisite erwiedert haben, wird eingeladen. Der Apotheker auch . . ."

„Ja. Der Apotheker spielt hoch," stimmt Madame Broncza Flicka ein. „Wir könnten auch dem Pathen Jadwiga's nach Lemberg schreiben . . ."

„Um Gotteswillen, Wasili Ostrowski lacht ja immer über unsere pauvreté — da kämen wir schön an!" schreit Ignacy Flicki im vierten Stadium, wo der Zorn und die Röthe beginnen und der weiße Schnurrbart sich sträubt.

„Auslachen? Er begnügt sich, mit seinem lustigen Humor alle Dinge von der drolligen Seite zu nehmen. Er vergißt übrigens nie, uns das neue Seidenkleid des Namensfestes, die Schinken des Schwenzoni* und die Kiste zu Weihnachten zu senden. Hast Du ihn um die zwanzig Ducaten angegangen, die wir dem Mendel schulden?"

„Ja, und er hat sie geschickt," sagt Ignacy Flicki im gerührten Stadium, und stöpselt die Siestaflasche zu und geht schwer auf den Tisch zu.

„Gut. Dafür wird eine neue Tigerdecke gekauft und die Einkäufe werden in Szupanczice gemacht."

* Schenke. ** Bronislawa. *** Suppe.

* Ostermahl.

„Und Mendel?“

„Mendel wird warten,“ sagt Madame stolz.

„Er will aber nicht mehr. Er sagt, es ist schon genug, wenn er auf die großen Gelder warten muß. Er will sogar — klagen, Broncza!“

Madame lacht hell auf. Es ist ein unsagbares Gemisch von Unglauben und höhnischer Unsicherheit in diesem gläsernen Gelächter der gebornen Fürstin Panczicka. „Dann laßt ihn das nächste Mal vor,“ sagt sie. „Ich werde mit ihm sprechen.“

* * *

Der kleine Wagen — der Schnee ist ganz zu Wasser geworden — ist angespannt. Ueber dem Stroh liegt der Tigerteppich, rückwärts sitzt Herr Ignacy mit schwarzsammtener Konföderatka, und Madame Broncza Flicka im Mantel, schwarzem Kapüchon und mit einem weißen Tuche um die Stirn, als Schutzmittel gegen den Wind; ihnen gegenüber Fräulein Jadwiga in demselben Costüme, wie die Mama, und Mieczislaus Flicki, der Student der Hochschule, der schon seit einem Jahre wegen Kränklichkeit zu Hause blieb, blond, stumpfnasig, flegeljährig, mit großen Händen und Füßen und verschiedenen Verschwörungen angehörig, in polnischer Tracht. Auf dem Bocke Wladzo im Leinwandkittel und Strohhut, die dicken Köpfe der Huzulenpferdchen aus Nüchternheit zornig bearbeitend. Der gethaute Schnee sprühte zu beiden Seiten des Wagens auf, die Weidenbäume, Landhäuser und Judenkartschmen rasten förmlich vorüber, die Krähen flogen verscheucht fort, endlich war der Mauthschranken passirt, das Postamt, die Kaserne, und zuletzt hielt man auf dem kothigen Marktplatze, wo eben alle Bauern und Bäuerinnen vor der Kirche standen, gerade am Hause des Herrn Präsidenten, wo die gemalten Jalousien waren.

Die Zimmer beim Herrn Präsidenten sind mehr städtisch als galizisch eingerichtet; keine Nippsachen in Glaskästen und Filischanki* in Parade. Denn der Herr Präsident hat einige Jahre in Wien gelebt. Die Frau Präsidentin empfängt die Damen mit großer Zärtlichkeit; man kann ja so nahe verwandt werden, und hat sich deshalb schon im voraus gern, um sich, im Falle man wirklich verwandt wird, desto legitimer nicht gern haben zu können. Der Herr Präsident umarmt Herrn Ignacy Flicki und reicht dem jungen Herrn die Hand. Die Frauen schreien durcheinander: ma cherciù hin, ma cherciù her!* und die Herren reden so laut, als ob Alle schwerhörig wären.

Die Frauen schälen sich aus ihren Mänteln, Pelzkragen und Stirntüchern, und Jadwiga schreit nach Wladzo. Wladzo hat den Wagen in den Hof gefahren, Wladzo wird von fünf Stimmen gerufen, und Wladzo bringt endlich das Tuch mit den zwei Coiffüren, welches in der Wagentasche geblieben war. Die Damen setzen die Coiffüren auf; Wladzo, der mit dem Strohhut in den Händen und in seinem Leinwandkittel an der Thür steht, empfängt vom Herrn Präsidenten grinsend und „zu Füßen fallend“ ein Gläschen ordinären Schnaps, der für die Magd, die fremden Bedienten und die Faktors** bestimmt ist. Wladzo berührt die Füße des Herrn Präsidenten und den Kleidersaum der Frau Präsidentin mit seinem Hute und lächelt, und wischt sich den Mund und winselt: „Caluje raczki!“*** und ist roth und seine gelben Haare wehen ihm über den Rücken herab.

Die Herren gehen dann in's Studirzimmer auf Schnaps und reden von Hafer und Politik, und Ignacy Flicki spricht davon, heuer eine neue Equipage anzuschaffen und seinen Pferdestall auf dem nächsten Huszarenmarkte zu verdoppeln. Die Damen gehen an's Fenster und schauen hinaus auf das Getreibe, und Madame Bronczа Flicka erzählt, sie erwarte die Frühlingskleider für sich und Jadwiga alle Tage, sie lasse alles das in Lemberg machen, in Szupanczice verstehen die Schneider im Bazar nichts! Die Frau Präsidentin dagegen betheuert, das Fräulein müsse zum nächsten Huszarenkränzchen hereinkommen, die Oberstin Gräfin Schalis präsidire da, sie sei eine sehr liebe Frau, und beinahe ihr einziger Umgang. Die Tochter Onufri's von Mogilawice.

„Ach Gott, Jadwiga darf nicht tanzen.

* Kaffeetassen.

* Aus ma chère und der polnischen Liebkosungssilbe ciù gebildet.

** Jüdische Unterhändler.

*** Küß' die Hand!

Der Arzt untersagt es. Aber wie glücklich sind Sie, pani. Sie haben Umgang! Unser einziger täglicher Gast ist der Graf Teofil Bronikowski, erst seit drei Wochen Gutsnachbar, aber schon wie ein Familienglied bei uns, ein lieber, feiner Mann, und so lustig!" —

Zum Mittagstisch kommt auch der junge Tilcer, der hübsche Advocaturscandidat, nach Hause. Er sprach anfangs sehr viel mit den alten Herrschaften, und nach Tisch sehr viel mit Jadwiga.

Sie waren halbe Brautleute, und kannten sich noch sehr wenig. Die Tilcers waren ungeheuer reich und bürgerlich, die Flicki waren vom ältesten Adel des Landes, mit allen todten Königsfamilien verwandt, und hatten ein Gut. Die Eltern verliebten sich also gegenseitig ineinander und die Kinder gefielen einander und suchten sich kennen zu lernen, und waren eben deshalb verschlossener, als sie sonst gewesen wären.

Die Herren waren nach Tisch im Studirzimmer, die Frauen prahlten auf dem Sopha schläfrig vor einander, der junge Flicki war spazieren gegangen, weil er Nichts zu reden wußte, wenn nicht ein gleichaltriger Verschwörer zugegen war, die Magd rieb den Kaffee in der Küche, die jetzt ganz roth vor Sonne war, Wladzo lag in der Flur unten betrunken, und ein Jude im Kaftan neigte sich über ihn, rüttelte ihn und fragte schmeichelnd, ob seine Herrschaft vielleicht in die Stadt gekommen sei, um was zu kaufen? Der Ringplatz war menschenleer und der Vormittagskoth von einer freundlichen, durch laue Lüfte scheinenden Sonne beleuchtet. Und Fräulein Jadwiga sitzt mitten in einem Sonnenstrahle am Piano und spielte mit ihren feinen Händen ein Stück von einer Krakauer Componistin. Sie war still und hübsch, und hatte so dunkles Haar und so große braune, feste Augen. Julian Tilcer stand neben ihr, kramte zwischen den Noten und plauderte mit ihr.

„Sie tanzen also nicht gern, Fräulein Jadwiga?"

„Ich weiß es kaum," sagte sie im Spielen. „Ich bin schon lange nicht auf einem Balle gewesen. Meine Mama will das nicht."

„Fürchtet sie für Ihre Gesundheit?"

Fräulein Jadwiga hält inne und lächelt für sich. Sie weiß, daß sie kein fürstliches Ballkleid mehr besitzen, welches dem Rufe der Familie entspräche. Aber sie sagt nur: „Nein."

„Sie sollten doch einen Ball mitmachen. Es sind immer alle Huszaren der Umgegend da, und die machen das Ganze sehr lustig."

„Was liegt mir an den Huszaren!" sagt Jadwiga mit einer echt polnischen souveränen Miene. „Ich werde doch nicht den Huszaren zulieb auf einen Ball gehen? Ich mache lieber Musik oder lese."

„Miczkiewicz?"

„Der ist für's Beten. Aber zur Unterhaltung Byron."

Fräulein Jadwiga spricht englisch. Und Julian auch. Er spricht nebstdem auch italienisch. Man redet immer von dem, was man weiß, wenn man verliebt ist, aber noch nicht bekannt miteinander. Aus Verlegenheit. Und Jadwiga ist schön und ein wenig stolz. Und Julian ist hübsch, fein, geistvoll, ohne Witze zu machen. Sie plaudern bis zum Kaffee von Byron, dem Krakauer Theater, Militär, Gräfinnen und der prière d'une vierge, pour Piano.

Man hört zwischen den Zeilen, wie man zwischen den Zeilen liest. Und wie sie zum Kaffee beordert werden, denkt er: „Sie ist schön und ein bischen stolz. Auf den Adel oder auf das Geld?" Und sie denkt nichts über ihn. Aber in ihren großen braunen Augen liegt's wie ein Schatten von Demuth, derselbe Schatten, der sich auf ihren Lippen wie verdoppelter Stolz kräuselt.

Und Abends ist der Wagen wieder angespannt, Wladzo ist nüchtern und naß von dem Kübel Wasser, den man über ihn ausgegossen hat, die Flicki laden die Tilcers für gewiß, aber für ganz gewiß! zur schönen Jahreszeit, die in vierzehn Tagen beginnen muß, nach Flickow hinaus, Ignacy Flicki hat mit dem Präsidenten von einer Heirath gesprochen und hat ihn nach jedem Gläschen Liqueur heftiger umarmt, Madame Broncza Flicka hat der Frau Präsidentin all die Pracht ihrer Familienansprüche vorgemalt; man sitzt im Wagen, man reicht noch die Hände heraus, man ladet sich ein, Juden umschleichen grüßend den Wagen, und wie dieser mit einem Ruck aus dem Kothe herausfährt in die volle Abendgluth hinein, peitscht Ignacy Flicki mit Wladzo's Peitsche einen der zudringlichsten Juden über das Gesicht. Es

ist wegen des Credits. Denn wenn er es nicht thäte ... was würden die Juden in Szupanczice denken?

IV.

Die schöne Zeit sollte in vierzehn Tagen kommen, und schon acht Tage nach dem Besuche in Szupanczice ließen die Tilcers sich auf Flickow melden. Es war, als ob ein Sturmwind in das aufthauende, noch halb im Winterschlafe befangene Haus gefahren wäre. Nichts war vorbereitet!

Die Präsidentin hatte vielleicht so viel Eile, altadelig zu werden, daß sie diesen Fasching noch benutzen wollte? Oder vielleicht hatte die Noblesse der Flickis die guten Bourgeois so entzückt, daß man keine Zeit verlieren wollte. Und ließ sich diese Noblesse auch zu Hause so ohne alle Vorbereitungen beibehalten?

Man suchte die schönste Damentoilette zusammen, Großmama's Brabanter Spitzenschleier sollte Madame als Bajadère dienen. Drei Flaschen Liqueur wurden aus der Propination geholt, der alte sechsjährige ostindische Hahn sollte die Suppe geben, und der Braten? Und die Assietten, und ...

Man aß in Flickow gewöhnlich Pirogen mit Käse, oder Barscht mit gestrigem Rindfleisch.

Vor allem aber mußten die fünf Weinflaschen aus dem Keller heraufgeholt werden, die schon seit langer, langer Zeit für eine unvorhergesehene Aufrechterhaltung der Familienwürde aufbewahrt wurden.

Ach, aber Verhängniß! Wladzo hatte gedacht, diese Flaschen seien vergessene Flaschen, verlorne Posten, denn weshalb sollten sie allein ihre längst vertilgten Gefährtinnen überleben? Und er hatte sie nach und nach mit der vollkommensten Gewissensruhe ausgetrunken, obwohl der Champagner „viel schwächer war als Schnaps."

Ignacy Flicki war bei dieser Entdeckung sprachlos — man weiß nicht, ob vor Wuth oder vor Entsetzen. Aber todtgeschlagen durfte Wladzo nicht werden, denn er war der Lokaj und brauchte für den Sonntag alle seine Glieder. Ignacy Flicki begnügte sich also mit einem zermalmenden Drohblicke und mit einem dumpfen Racheschwure, und sagte auf der obersten Stufe des Kellers zu dem verblüfften Buben das einzige Wort: „Montag!"

Dann eilte er zu Madame Flicka, die eben auf ihrem mille-fleur Divan, umgeben von ihren frischgeputzten Ahnenbildern, darüber her war, ihre und Jadwiga's Paille-Handschuhe mit Gummi-Elasticum zu reinigen.

„Hast Du schon Braten, Assietten, goûtés?" fragte er athemlos, rothgesichtig auf der Schwelle.

Madame schaute auf und sagte kurz: „Nein!"

„Nun denn, dann nimm den Champagner auch noch dazu!"

„Ignacy?"

„Jawohl. Wladzo, den alle Teufel... dieser ... dieser ...!" Die Stimme versagte dem würdigen alten Schlachtizen und nur einige Mietas* vermochten ihm die Unglücksbotschaft zu entringen.

Madame Broncza Flicka, die schon den ganzen Morgen wie Gott über den Gewässern gesonnen hatte, sagte endlich mit einem großen Entschlusse: „Es muß Geld her."

„Geld! Aber von wem?"

„Vom Mendel!"

„Mendel?" lachte der Schlachtiz.

Madame Broncza Flicka setzte sich gerade auf und sah ihren Gatten mit ihrem gelben, stolzen, schöngeschnittenen Gesichte an: „Ich will ihn sprechen. Laß ihn rufen, Ignacy."

Ignacy Flicki zuckte die Achseln, wie er seit Jahren that, wenn er seiner Frau nicht folgen konnte mit seinem Geiste, und wandte sich um.

„Und sende gleich mit der Einladung zum Grafen Bronikowski hinüber. Einen Grafen müssen wir haben. Und ich habe gesagt, Teofil Bronikowski sei unser einziger Umgang."

„Und er war erst einmal bei uns, als er seine Visite machte!"

„Und ist ein neuer Wetterhahn auf dem Dache?"

„Ach, Teufel, der alte knarrt ja noch vor Neuheit und duftet von Firniß, meine Theure. Der Vetter Wladzo's hat ihn ja erst vor acht Tagen aufgesetzt."

Der Vetter Wladzo's war ein zugrundegegangener Schlosser, dem aus seiner Praxis nichts übrig geblieben war, als ein Magazin von Wetterhähnen. Wetterhähne

* Krausemünzliqueur.

waren daher der einzige Luxus, den Flickow sich gestattete.

* * *

Mendel wischte sich den langen, rothen, dürren Bart mit der einen Hand, und schnappte mindestens zwölfmal grüßend zusammen, wie er vor der gnädigen Frau stand. Das war der Hausjude. Dabei aber schaute er so zuversichtlich unverschämt auf, und hinter seinen Augen zuckte Wuth, wie stets bereite Krallen unter Sammetpfötchen, die jeden Augenblick hervorkommen mögen. Das war der Gläubiger. Und Madame saß streng da, und sagte mit sanfter Stimme, man brauche für morgen Geld.

„Waih, Geld! Was hat der gnädige Herr gemacht mit dem vielen Geld, was hab' ich ihm schon gebracht, und wovon ich noch nicht hab' gesehen keinen Heller wieder?"

Madame zog die Augenbrauen ein wenig zusammen und legte die behandschuhten Hände fest ineinander, und trat im Sitzen mit dem Fuße fest auf den Boden.

„Was für Hypotheken hast Du für das viele Geld bekommen, Mendel?" sagt sie mit einem unnachahmlichen Gemisch von Verachtung und Langmuth.

„Waih! So viel als nischt! Für die fünfhundert Gulden den vierten Satz auf's Haus, für die dreihundert die Ernt' vom nächsten Jahr, und —"

„Und voriges Jahr für die Tausend den letzten Satz auf den Propinationspacht. Ist es so?"

„Ja! Aber wann werd' ich wieder kommen zu meinem Geld? Und jetzt braucht die Herrschaft wieder welches? Waih! Und auf was? Wie viel brauchen Sie und was wollen Sie geben für eine Sicherheit?"

Draußen im Garten am offenen Fenster des Zimmers stand Jadwiga, in der Schürze welke Zweige vom Winter haltend, rothwangig in dem warmen Frühlingshauche, der alle Fenster öffnet und Alles vor die Zimmerthür lockt, was noch eine offene Brust hat. „O, Mama mit Mendel," sagt sie ärgerlich.

„Wir brauchen zweihundert Gulden."

„Und was vor eine Hypothek geben Sie mir?" fragt der Jude, tief gebückt, gedehnt, lauernd, nach oben schielend auf die Frau, wie zu einem Sprunge ausholend und im Innern schnell registrirend: Haus fertig, Ernte weg, Propination zu Ende, was hat sie denn noch?!

„Gar keine!" sagt Madame Broncza Flicka mit vornehmer Ruhe.

Die Krallen strecken sich aus den Pfoten vor, der Jude richtet sich auf, und das Grinsen seines Gesichtes wird zu einem leisen, verhaltenen, impertinenten Lachen. „Haha! Die gnädige Frau spaßt!"

„Du hast schon einen enormen Profit seit zwei Jahren von uns genommen, Du wirst uns heute die Summe ohne Hypothek geben."

„Wenn ich könnt'! Ich hab' sie aber nicht," sagt Mendel trocken. „Wenn die gnädige Frau noch ebbes an Geschmuck hätt', könnt' ich sie verschaffen von einem Fraind —"

„Du hast immer Geld," sagt Madame Broncza mit der stolzen Miene, der concentrirten Stimme, den festgeschlossenen Armen und dem festen Tritte des vorgeschobenen kleinen Fußes auf den Teppich. „Und Du wirst uns dieses Geld noch verschaffen. Wir — brauchen es, um die Hochzeit unserer Tochter mit Julian Tilcer vorzubereiten."

Madame Broncza Flicka war langsam roth geworden unter ihren eigenen Worten. Es war eine Demüthigung, dem Juden von ihren eigenen häuslichen Verhältnissen zu erzählen, um ihn geneigt zu machen.

Aber Mendel duckte jetzt wieder nieder und lächelte wieder lauernd und sagte, er habe so Etwas schon gemerkt, aber die Leute sagten noch nein, und er werde sehen was sich thun lasse, und ob er nicht einen Theil der Summe in Geflügel oder Wein liefern könne, und e i n Schmucksächelchen m ü s s e er kriegen, die gnädige Frau solle nur suchen, sie finde gewiß was, und . . . Und der gnädige Herr, er wolle noch mit dem gnädigen Herrn reden, und er werde sehen, und Nachmittag werde er bringen hundert, hundert, mehr könne er nicht!

Als der Jude draußen war, erhob sich Madame Broncza Flicka jäh von ihrem Platze. Sie ergriff ohne zu schauen einen Bleistift, der auf dem Tische lag, und brach ihn entzwei mit ihren zarten Händen, und erblickte ihre Tochter am Fenster. Im nächsten Momente hatte sie wieder ihr ruhiges Gesicht und schritt am Fenster vorüber auf eine Chiffonniere zu.

„Du wirst Dich verderben, Visza.* Die Frühjahrswärme täuscht."

„O nein, Mama," sagt Jadwiga kurz und tritt vom Fenster in den Garten zurück. „Ich sterbe lieber, als daß ich ihn so erkaufe!" athmet sie dann still heftig in ihr geballtes Händchen hinein.

Um sie herum der Rasen fängt zu grünen an, und die geschmeidig werdenden Zweige knospen, und das alte vornehme Haus lächelt in der jungen Sonne, wie ein erwärmter Greis, so sorglos, als ob gar keine Hypothekenkrankheit sein Leben untergrabe.

Es war seine Pflicht, so auszusehen. Ein Haus wird immer ein bischen wie seine Bewohner. Niemand durfte Etwas ahnen! Denn was hätten die Leute in Szupanczice gesagt?

Ach, in Szupanczice kümmerte sich schon seit hundert Jahren Niemand mehr um Flickow.

V.

Es war ein unglücklicher Sonntag, an welchem die Familie des Präsidenten auf Flickow ankam.

Er war schön, heiter, Alles rundum fing an, das kommende Grün zu ahnen. Die Herren schrien freundlich, die Damen kreischten entzückt beim Aussteigen, Wladzo half dem Kutscher beim Ausspannen, und auch der Koch zeigte sich. Das Haus war in Frühlingstoilette, Jadwiga in der Toilette ihrer Schönheit, Ignacy Flicki hatte brennendrothe Wangen, der Koch war schneeweiß, und Madame Broncza Flicka sah aus, wie aus einer Königsgruft gestohlen.

Die Herrschaft ging in's Haus, und die Pferde in den Stall. Aber der Graf Bronikowski war noch nicht da. Er schwebte erst als glänzendes Meteor in der Luft, und endlich kam er in seinem Wägelchen an — ein großer, glanzloser Meteorstein. Ach, Graf Teofil Bronikowski hatte einen armen Vater und eine geborne Prinzessin zur Mutter gehabt. Der Vater hatte mit seinem Sohne im Hintergebände getrunken und die Prinzessin hatte vorne Conversation gemacht. Der Sohn hatte Nichts gelernt außer dem Trinken. Und als er dann Waise und reich wurde, trank er fort. Er war roh und gemein, wenn er betrunken war. Bei Etikettsvisiten war er wortkarg, nüchtern, und sagte französische Phrasen. Beim zweiten Besuche hatte er schon sein Alltagsgewand an. Rothes Gesicht, verglaste Augen, wirre graue Haare und vernachläßigten grauen Schnürenrock. Er machte Bauernwitze und taumelte. Und man hatte ihn „unsern täglichen Umgang" genannt! — „Er ist heute so ausgelassen, wie sonst nie," sagte Madame Broncza Flicka.

Der reiche bucklige Apotheker, der den Stone zu drei Gulden spielte, war wie eine Rettung, als er kam. Gegen Abend wurde gespielt. Der Graf, Ignacy Flicki, der Apotheker und die beiden Frauen spielten Whist mit „König." Die jungen Leute lasen oder plauderten am Fenster, wohin das Abendlicht nur gedämpft fiel. Jadwiga erschien dem Julian Tilcer heute unerträglich hochmüthig.

Da erscholl Lärm unten. Wladzo und der Koch konnten den Juden kaum überschreien. Mendel war in der Stadt gewesen, und hatte der Magd des Präsidenten eine einfache Korallenschnur geschenkt, damit er ein bischen in der Küche ausruhen dürfe. Und er hatte vergebens nach der Heirath des jungen Herrn gefragt. Kasia hatte Nichts davon gewußt.

„Wir wissen von Nichts," sagte sie, die Wurstlippen unter der dicken, winzigen Knopfnase verziehend. „Die Flickis kriechen immer zu uns, wir denken an Nichts. Das Alles ist Judengewäsch!"

Mendel saß eine Minute sprachlos. Dann nahm er seine Korallenschnur wieder vom Tische und lief die Treppe hinab, daß der altersgrüne Kaftan wie das Segel eines Grünspanschiffes in der Luft klatschte, und der haarlose fuchsige Filzhut auf seinem Hinterkopf tanzte. Der Koth sprühte über seinem Haupte, und er kam athemlos von der Stadt in Flickow an. Er hatte sich auf dem Wege nicht einmal Zeit genommen, zu schnaufen. Er hatte nur in Eile einer Bäuerin die Korallen zum Kaufe angeboten. Und schon unter dem Parkthore schrie er zitternd, athemlos sein Waih! — Er hatte gestern hundert Gulden in dieses Haus getragen — ohne Sicherheit! Er war betrogen, hintergangen von diesen . . . von diesen . . . Waih!

„Ich will mein Geld haben! Aus der

---

* Visza = Jadwiga.

Hochzeit wird nichts, sagt die Magd!" kreischt Mendel den Wladzo an. „Ich will den Herrn sprechen, rufen Sie mir den Herrn, den Herrn will ich haben, auf der Stell'!"

Wladzo stößt den Moysche Mendel von der Hausthür zurück, und der Moysche Mendel schreit nach dem Koch, und der Koch packt ihn, und so ringen sie in der Abendgluth, wie eine lebenddiggewordene Broncegruppe, und der Jude schreit stimmlos heiser, wie nur wegen Geld wüthende Juden schreien können, nach dem Herrn, und er wolle sein Geld, man habe ihn angelogen wegen der Heirath, und er könne einem solchen Hause keinen Kreuzer leihen ohne Hypothek, und er werde schon seit einem Jahre hingehalten, und er lasse Alles verkaufen, und . . .

Die Gäste eilen an's Fenster, vergebens zurückgehalten von dem purpurrothen Ignacy Flicki, und der Graf johlt, denn solche Scenen machen ihm den meisten Spaß, da er sie oft erlebt, und er schreit nur: „So, jetzt durchpeitschen den Kerl!" und der Präsident schaut und horcht verdutzt, und die Präsidentin sieht durch ihre Lorgnette Madame Flicka an, und Madame Flicka bricht endlich in ein grelltönendes gläsernes Gelächter aus.

„O, das ist ausgezeichnet! So wahr ich Gott liebe, es ist Henryk Nagorski!" ruft sie. „Er hat sich als Jude verkleidet . . . Das ist einer von seinen Späßen. Bravo, Henryk!" Und sie lacht laut und faßt die Hand des buckligen Apothekers fest.

Der Apotheker kommt durch die Flickis in hochadelige Gesellschaft, er schaut daher Madame eine Minute hindurch an, dann zwinkert er mit den Augen und lacht auch. „Ja, es ist Henryk Nagorski! Bravo, Henryk!"

„Henryk, wer?" fragt der Präsident, der nicht weiß, ob er mitlachen soll.

„Henryk Nagorski aus Suczawa, er kommt alle Augenblick in anderer Verkleidung herüber, ein Buffon, ein Gutsbesitzer aus Suczawa, ein Vetter, ein Narr!" lacht Madame. „Bravo, Henryk!"

„Waih, da ist der Herr, was soll ich nicht hineindürfen zum Herrn, wenn ich hab' hineingedürft mit mein Geld."

„Bravo, Henryk!" brüllt jetzt Ignacy Flicki, blau im Gesichte, aus seiner Verblüffung erwachend, und schlägt die Hände zusammen, und jetzt lacht der Präsident auch, und das ganze Publikum, das sich da im rothen Abendsonnenschein am Fenster bewegt, klatscht in die Hände und ruft: „Bravo, Henryk!"

Der Jude, der nichts als lachende Gesichter und applaudirende Hände sieht, verliert beinahe den Verstand, und da er überdem den Herrn Präsidenten und die Frau Präsidentin erkennt, dämmert ihm Etwas, als ob er eine große Dummheit begangen habe, und er weicht halb freiwillig, halb vom Koche, Wladzo und dem Stadtkutscher gestoßen, in den Hof zurück, und weiß nicht, ob er in ein Tollhaus gerathen, oder selber betrunken ist.

„Ist dieser Spaßvogel Henryk auch ein guter Freund von Ihnen?" fragt Julian Jadwiga, wie sie am andern Fenster der komischen Gruppe nachsehen.

Jadwiga schaut ihn mit ihrem stolzesten Blicke, den Mund leicht gekräuselt, an, und ist sehr roth. Sie antwortet gar nichts. Dann sagt sie kurz: „Wollen Sie mit mir einen Gang auf die Terrasse hinaus machen, Herr Julian?"

Im Sommer ist die Terrasse schön, im Vorfrühling kahl und von dürrem Windling überkrochen, aber an diesem prachtvollen Abende wie im Feuer vergoldet. Dort steht Jadwiga vor Julian, das dunkle Haar leicht vom Winde gelüftet, die Arme fest gekreuzt, mit einem Ausdrucke in den großen, blitzenden Augen, der Alles um sich herum zu verachten scheint, und sich selbst verachtet, und sagt tiefathmend und rasch: „Glauben auch Sie, daß wir reich sind, mein Herr?"

„Ich — ich habe mich nicht darum gekümmert, Fräulein Jadwiga," sagt Julian überrascht und erröthend.

„Nun denn, mein Vater ist verschuldet, wir suchen einen reichen Gatten für mich, und der Jude Mendel ist unser Hausfactor, dem selbst schon der Boden gehört, auf dem wir hier stehen."

* * *

„Willst Du, daß ich Dir etwas sage?" meint die dicke Präsidentin zu ihrem Manne beim Nachhausefahren in der dunklen Nachtkühle. „Das ist doch ein Bettelvolk. Dieser einzige Umgang ist ein ordinärer Mensch, und der Apotheker eine lächerliche Figur.

Broncza Flicka hat geputzte Handschuhe, und in ihren großen Ohrgehängen fehlt ein Stein. Was mich betrifft, ich glaube an den Juden."

„Du hast recht, Anastasie. Aber es wäre alter Adel gewesen! Was, Julian?"

Julian ist sehr roth. „Wenn Sie auf den stillschweigenden Plan hindeuten, mich mit Jadwiga Flicka zu verbinden," sagte er, sich fester in seinen Mantel hüllend, „so habe ich darüber nie meine Meinung ausgesprochen, weil man mir nie die Ehre angethan hat, mich über dieselbe zu befragen. Heute aber nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, Vater, und Ihnen, liebe Mama, zu gestehen, daß ich Fräulein Jadwiga liebe, und daß sie meine Frau wird."

Der Präsident lacht: „Oho! Du wirst Dir's überlegen." Und die Präsidentin wird zornig.

„Ich bin entschlossen, Papa."

„Und wenn wir Dir unsere Einwilligung versagen?" ruft die Präsidentin laut durch das Rädergerassel hindurch.

„Dann, Mama, wird die Ausführung dieses Planes um sechs Monate hinausgeschoben, bis ich meine Advocatur angetreten habe, und ich Sie dann mit Jadwiga zugleich um Ihren Segen bitten kann."

„Hiio!" schreit der Kutscher, und ein mächtiger Räderstoß an einen Stein verschlug der Frau Präsidentin die Erwiderung. Sie wollte „Nie!" rufen, brachte aber nur einen zweiten Ermuthigungsruf für die galoppirenden Pferde hervor.

VI.

Die schöne Zeit war vollends da mit grünem Rasen, knospendem Grün an den Bäumen und einer hellen, klaren Luft, durch die eine freundliche Sonne schien. Nach einer Einleitung, wie sie bei den Flickis und Tilcers gewesen war, mußten jetzt Besuch auf Besuch und Freundlichkeiten auf Freundlichkeiten folgen, wenn das Verhältniß nicht als abgebrochen betrachtet werden sollte. Aber Tilcers hatten Flickow vergessen. Einmal hatte man sich auf der Landstraße begegnet, und Tilcers hatten schrecklich höflich gegrüßt. „Sie haben Lunte gewittert," sagte Flicki einmal nach einem dritten Gläschen, „und ziehen sich zurück. Sie haben keinen Sinn für den Klang eines Namens."

Madame Bronczа Flicka, die nie dieses Thema berührte, sagte Nichts als das einzige verächtliche Wort: „Juden!"

Der Plan war also offenkundig zurückgenommen, aufgegeben von den Tilcers, die Zukunft des Hauses lagerte sich mitten im Frühlingssonnenschein dunkelnd wie ein Spinnengewebe um das Haus, und nur Jadwiga stand manchmal im Einklange mit dem Frohsinne und dem Jugendlichte der Natur, wenn sie lächelnd an dem Fenster ihres Zimmers stand, vor welchem die grünenden Zweige des nächsten Baumes wie ein Vorhang auf- und niederwehten, und zum dritten, zum zehnten Male einen Brief Julian's las:

„Gnädiges Fräulein!

„Sie wissen, daß unsere Eltern durch einige Zeit die Absicht hatten, uns Beide einander näher zu bringen. Ich muß gestehen, ich kannte Sie damals noch zu wenig, gnädiges Fräulein, um für diesen Plan besondere Sympathien oder Antipathien gehegt zu haben. Als ich Sie dann kennen lernte, wurde es klar in mir, daß ich Sie liebe — daß Sie besser, stolzer, echter, ehrlicher wären, als alle Mädchen, die mir bis jetzt begegnet waren — daß Sie schöner seien, hatte ich schon im ersten Augenblicke gesehen. Und ich weiß jetzt, daß ich Sie liebe. Zufällige und ignoble nur für alte Herzen maßgebende Umstände haben meine Eltern bestimmt, ihren Plan auf's Bestimmteste aufzugeben, und überdies mir ihren eigenen geänderten Willen zu octroyiren.

„Wenn es auch mein Auftreten beeinflußt, mein Herz ist jetzt schon frei und ungebunden und selbständig. In sechs Monaten habe ich eine Advocatur, bin unabhängig, und dann werde ich zu Ihnen kommen und Sie fragen: „Fräulein Jadwiga, wollen Sie mir erlauben, Ihnen von Mund zu Mund zu sagen, daß ich Sie liebe?

„Liebevolle Eltern können unbeugsam sein, aber nur bis an den Fuß des Unabänderlichen. Dann erhält die Liebe wieder die Oberhand.

„Sagen Sie mir nur ein Wort: wollen Sie mit mir hoffen und warten, können Sie mir vertrauen, und werden Sie mir gut sein können?

„Ich zeichne mich, 2c."

Jadwiga antwortete nach vier Stunden das einzige Wort: „Ja!"

* * *

Eines Tages kam unter vielen anderen Nachrichten, die dieser oder jener Jude aus der Stadt oder der Apotheke brachte, auch die: der Präsident habe seine Versetzung nach Krakau oder Przemysl verlangt und die erstere auch erreicht.

„Das ist zu dumm!“ sagte Ignacy Flicki, welcher eben mit erdbeschmierten Stiefeln vom Felde hereingekommen war — er war sein eigener Verwalter.

„Das ist Tact!“ sagte Madame Broncza Flicka. „Wir müssen auch eine Reise machen. Unsere jährliche Reise zu Ostrowski. Er ist von Lemberg schon auf Ostrow angekommen.“

Jadwiga sagte gar nichts. Aber sie ging in ihr Zimmer, nahm den Brief, las ihn durch und legte ihn dann wieder ruhig zusammen.

Dann setzte sie sich plötzlich an ihren Tisch, stützte ihren Kopf in die Hände und weinte bitterlich. „Sie gehen nach Krakau. Er geht auch. Ein halbes Jahr! Er wird Andere sehen und lieben, er wird sich verhandeln lassen, er geht fort, er ist mir verloren. Kasia Jankowicz hat mir gesagt, ein Bräutigam, der versetzt wird, kommt nie zurück.“

Sie schluchzte noch fünf Minuten. Dann stand sie auf, riß den Brief zornig in vier Stücke, und steckte diese wieder sorgfältig in ihr Portemonnaie, in welchem sich außerdem noch eine Czenstochauer Mutter Gottes und ihr Petschaft befanden.

VII.

Wasili Ostrowski brachte jeden Winter in Lemberg und jeden Sommer auf seinem hübschen Gute Ostrow zu.

Wasili Ostrowski war fünfzig Jahre alt, graublond, stark, groß, stattlich, noch immer schön und lustig wie ein Jüngling. Man sah ihm an, daß er sein Leben weder verloren noch vergeudet hatte, daß er nie unglücklich, aber auch nie schlecht geliebt habe. Seine Frau, die er mit fünfzehn Jahren geheirathet hatte, war nach fünf Jahren gestorben, und seitdem war er ein lustiger, stattlicher Wittwer geblieben. Sein Lachen that wohl, seine Witze waren frisch, ohne gemein zu sein. Er war nicht geistreich, aber er war gescheidt, er war kein alter Courmacher, aber er war echt ritterlich gegen jede Frau. Gegen Männer verstand sich dies von selbst. Er war von Adel, aber der Adel war neu. Er war noch dazu Baron. Und ein Baron ist in Polen sehr wenig. Er ist nicht Fisch noch Fleisch. Ein Ritter ist viel klingender. Ein Ritter kann aus königlichem Blute sein. Baron wird man durch einen Hof oder durch Geld. Sein Großvater war noch Tafeldecker gewesen bei einem reichen russischen Grafen. Der hatte seinem Sohne ein ungeheures Vermögen hinterlassen. Tafeldecker haben manchmal diese Gewohnheit, besonders in unruhigen Zeiten; sie kaufen dann die Güter ihrer Herren. Wasili Ostrowski war also reich wie ein Nabob. Er genoß diesen Reichthum mit Noblesse, und theilte davon großmüthig der einzigen Familie mit, mit der er in einer Art verwandtschaftlicher Beziehung stand durch seine kleine Pathin Jadwiga. Er zahlte manchmal Schulden für Ignacy Flicki, und allsommerlich wohnte die Familie bei ihm auf Ostrow. Sammt Wladzo. Der Koch blieb dann allein zurück auf Flickow und wurde Kostgänger in der Judenkartschma neben der Propination.

Ostrow war ein schönes Schloß. Weiß, neumöblirt, glänzend, von einem blumenüberwucherten Garten umgeben, der in einen angenehmen, wenn auch ganz und gar nicht feodalen Obstgarten auslief.

Madame Broncza Flicka war hier in ihrem Elemente. Sie lächelte sogar manchmal. Sie brauchte da ihre Würde nicht durch eine strenge fürstliche Haltung aufrecht zu erhalten wie daheim in der ärmlichen Umgebung, wo sie jedes Loch im Sopha durch einen Grad Hochmuth mehr retten muß. Mitten in comfortabler aisance sitzt die Würde wie eine Gesellschafterin an unserer Seite.

Madame Flicka nahm täglich Eis zum Goûter, und ein Kästchen mit Handschuhen stand auf Ostrow in jedem Damenzimmer. Dieses kleine Kästchen nahm Madame Flicka im Herbste immer mit sich und lebte davon den ganzen Winter.

Ignacy Flicki trank, ging auf die Felder, spielte Préférence und kutschirte bei den Nachbarn herum.

Ostrowski sah oft Gesellschaft. Jadwiga sang dann und spielte Piano und wurde sehr angebetet. Die Bedienten hatten alle hübsche gestreifte Sommerlivréen, Pferde standen immer bereit, es war ein Koch da und sogar ein Billardzimmer. Die Juden

küßten den Saum der Kleider, die Bauern verneigten sich bis in die Pfützen. Und zu alledem war die Zeit schön, grün und die Blumen drängten sich förmlich übereinander.

* * *

Und Abends war's so schön, daß man nach dem Kartenspielen noch lange nicht schlafen ging. Auch wenn keine Nachbarn und Gäste da schliefen. Selbst die beiden Herren saßen manchmal noch lange am Fenster des Spieltisches und rauchten dort eine Cigarre und plauderten. Und in einer schönen Mondscheinnacht, als die Wanduhr mit dem großen Pendel in dem langen braunpolirten Gehäuse schon längst elf Uhr geschlagen hatte, theilte Wasili Ostrowski seinem Freunde einen Gedanken mit, der ihm diesen Winter in Lemberg mitten in den Unterhaltungen eingefallen war. Und der war nichts mehr und nichts weniger, als der Gedanke, seine kleine Jadwiga zu heirathen. Dieser Gedanke war ihm wie gesagt diesen Winter gekommen, und als er ihn einmal gefaßt hatte, fühlte der wackere Schlachtiz, daß er ihn unbewußt schon längst in seinem Herzen getragen habe. Wasili Ostrowski war noch stattlich, schön, lebensfroh, und bei Gott, er liebte auf der ganzen Welt nichts so sehr wie sein Pathenkind. Das fühlte er plötzlich in einem Zwischenacte der „Gorali.“ Liebte er doch ihretwegen sogar den allzujovialen Ignacy mit der unheimlich leeren Tasche. Aber so bestimmt auch diese Absicht und dieser Gedanke in seinem Herzen lebten, sie hatten doch in den ersten Tagen in Nichts sein immer gleich galantes und frankes und lustiges Wesen verändert. Er hatte dabei gesehen, daß Jadwiga noch immer so lieb, stolz, schön sei, daß sie noch keinen erklärten Anbeter habe, und heute, in dieser schönen, lichten, mondhellen Frühlingsnacht, theilte er Ignacy Flicki seinen Gedanken mit.

Ignacy Flicki stutzte und dann jubelte er. „Meiner Seel, Gevatter Ostrowski, sprich mit dem Mädel!“

„Das will ich eben nicht früher, als bis ich weiß, ob sie mich mag.“

„Was Teufel, bist Du schüchtern?“

Der schöne stattliche Edelmann wurde roth und räusperte sich. „Meinetwegen — ja . . . Ich habe in meinem Leben keinen Heirathsantrag gemacht. Meine erste Frau war für mich bestimmt gewesen. Sprich Du mit Jadwiga, morgen, Ignacy, und wenn sie nicht will, so soll mir Niemand eine Erwähnung machen, und Alles bleibt beim Alten . . .“

„Meinetwegen.“

Und wirklich kam Ignacy Flicki schon mit der Morgensonne in das Zimmer seiner Tochter, als die noch im Morgenkleide an ihren Haaren ordnete, und machte ihr die Eröffnung mit seiner gewohnten Delicatesse und Vorsicht.

Jadwiga Flicka war ein entschlossenes, echtherziges, braves Mädchen. Ebensoweit entfernt von Sentimentalität wie von Gefühllosigkeit. Aber bei der Eröffnung ihres Vaters erschrak sie doch so schrecklich, daß ihr der Athem fehlte und sie ein Lockenwickel in den vinaigre de toilette warf. Der Gedanke an Zwang gab ihr zuerst das volle Bewußtsein wieder. „Und ich soll ihn heirathen? Den Pathen! Ihr verlangt es?“

„Verlangen! Ich denke, da ist doch keine Frage, was Du thun wirst. Er ist Dein Glück und das unsrige. Gieb ihm nur schnell das Jawort. Ich gehe zur Mutter, daß sie's gleich erfährt.“

Pathe Ostrowski war schön, brav, reich, er war das Glück; Jadwiga erkannte, daß jedes zögernde oder gar verneinende Wort von ihr nicht nur auf peremtorischen Widerstand stoßen, sondern auch in den Augen dieser Welt sie lächerlich machen würde — lächerlich vor ganz Szupanczice! — Sie sagte also nur sehr blaß und sehr ruhig und mit sehr dunklen Augen, die groß auf ihren Vater schauten: „Und ich darf dem Pathen selber die Antwort bringen?“

„Freilich, er wartet sicher schon seit Mitternacht darauf, glückliches Mädel. Gieb mir einen Kuß, Du bist unser Goldkind! Gieb mir noch einen Kuß. So. Jetzt geh ich zur Mutter, und Du mach schnell feine Toilette. Gieb mir noch einen Kuß. Ich werde hier wohnen. Der Wladzo muß einen Cylinder mit Goldborde haben, und dem Mendel reiße ich den Bart aus!“

VIII.

Jadwiga Flicka war ein echtes polnisches Mädchen. Geistvoll, charakterfest, heißblütig unter einer stolzen, immergleichen feinen Eishülle, wissenschaftlich gebildet, in der Kunst zu Hause, und in ihrem Le-

ben selbstbewußt den geraden, hellen, exclusiven Pfad gehend. Dabei im Herzen kindlicher, als es die feine, feste Außenseite ahnen ließ. Sie dachte manchmal wie ein Kind, während sie sprach wie eine Dame.

Und so stand Jadwiga an diesem Vormittage neben Wasili Ostrowski, wie er an seinem Schreibtische saß und sich sehr roth in seinem schönen Gesichte nach seinem Pathenkinde umwandte; sie stand neben ihm, schön, großaugig, mit den feinen Lippen regelmäßig athmend, und legte ihre kleine bronzefarbige Hand zutraulich auf seine breite Schulter.

„Pathe Ostrowski, der Papa hat mich hergeschickt." Pathe Ostrowski wollte sich verlegen und lachend erheben, aber die kleine bronzefarbige Hand drückte ihn auf den Stuhl zurück. „Papa hat mir nämlich gesagt, daß Du mich heirathen willst."

Er schlang seine Arme um sie, wie er so oft gethan, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen und ihm Glückwünsche aufgesagt oder die ersten Frühlingsblumen gebracht hatte. Dabei wurde er immer röther aus lauter Verlegenheit und lachte noch immer, und rief: „Nun, und Du bist böse?"

„Böse? Ach, Pathe, wo es von Dir doch rein Güte ist, mich zu einer glänzenden und glücklichen Dame machen zu wollen? Aber es ist nur Eins dabei —"

„Nun, und —?" Wasili Ostrowski hält sie in seinen Armen. Und sie ist wirklich wie ein Kind jetzt, und es ist ein Gedanke in ihm — ein unsagbarer, der ihm plötzlich klar macht, daß dieses liebe, trotz seiner Klostererziehung so natürlich gebliebene Geschöpf ihn immer mehr wie einen Vater als wie einen Gatten ansehen müsse. Und er schaute auf sie wie ein Beschützer, nicht wie ein Anbeter. Es liegt etwas Eigenthümliches in der Liebe eines braven, ritterlichen älteren Mannes. Sie ist der Jünglingsliebe so nahe verwandt, daß sie mißverstanden, an vielem Unglück Schuld sein kann.

„Nun?" fragte Wasili Ostrowski lustig, und doch im Herzen wie entnüchtert.

„Es ist dabei, daß es nicht möglich ist, Pathe."

„Warum nicht?" Er hatte es immer gewußt! das fühlte er jetzt.

„Weil . . . weil ein Anderer mich lieb hat, den —"

„Den Du mehr liebst wie mich, kleine Jadwiga."

„Nein. Aber den ich anders liebe, Pathe."

„Und den willst Du heirathen?"

„Auch nicht. Ich werde nie heirathen. Er darf nicht. Aber ich würde ihn immer lieber haben als meinen Mann. Und das wäre häßlich. Ich fühle es so. Da, lies den Brief." — Und wie sie ihm den Brief Julian's reichte, brach sie plötzlich mitten aus einer recht hochmüthigen und eleganten Miene in herzliches Schluchzen aus, machte sich los und lehnte sich an die hohe Stuhllehne, und blieb so zitternd und unglücklich stehen.

Wasili Ostrowski hatte noch nie ein so schönes Gesicht gehabt wie jetzt. Es war noch nie so alt gewesen, aber auch noch nie so lieblich, unter seinem Schleier von ernster Resignation. Er entfaltete den Brief und las ihn aufmerksam durch — denn er las ihn lange. Vielleicht überflog er ihn nur, und seine Gedanken waren weit über den Blättern hinaus.

„Du kannst also nie glücklich sein, armes Kind," sagte er dann ernst.

„Nein. Weil ich arm bin," schluchzte sie in ihre Hände hinein.

„Nun, nun, weine nur nicht, Kind. Ich wollte Dich nur zu einer ganzen Dame machen. Wenn's Dich aber so unglücklich werden läßt, ist ja Alles vorbei. Fürchte Dich weder vor Deinem Vater noch vor den Anderen, ich selber will zurücktreten und mich ausschimpfen lassen. Ich hab' Dich zu lieb. Und ich heirathe eben ein anderes junges Mädchen."

Jadwiga hatte jetzt ausgeweint und schaute in die Höhe und nahm ihrem Pathen den Brief aus den Händen und umarmte ihn. Sie hatte keinen Feind mehr, wenn sie auch keine Hoffnung hatte. Und das macht ruhig. Sie liebte ihren Pathen wieder und war wieder ein Kind. „Das solltest Du aber nicht thun, Pathe," sagte sie.

„Warum nicht?"

„Weil nicht Alle so ehrlich wären wie ich, und weil Dich doch Alle nur wegen des Geldes nehmen und im Herzen einen Andern lieber hätten."

Wasili Ostrowski fuhr jetzt wirklich zornig auf — röther wie früher, hübscher wie je, und mitten im Herzen getroffen. Er

war noch nie so gekränkt gewesen, und so selbstisch böse wie jetzt. „Was? Ich bin wohl schon zu alt? Zu häßlich? Du weißt nicht mehr, was Du redest!“

Jadwiga erschrak wirklich. Und er war eben so brav gewesen gegen sie! Sie nahm seine Hände, die er ihr entzog, und sie umarmte ihn, obwohl er sich los machte, und rief: „Nein, ach Gott nein, Pathe, ich habe noch nie einen so schönen Herrn gesehen wie Dich, so schön blond, ein so edles Gesicht, ein solches Auge, so groß, so gebietend, es gefällt mir Niemand so gut wie Du.“

Er ist jetzt verlegener als er früher zornig war, und macht sich heftiger los.

„Nun?“

„Aber — aber, Pathe . . . ich — ich fühle immer, daß es nicht lange mehr so — dauern wird . . .“

Er lacht und ist verlegen und ist zornig und ist — vielleicht nur ängstlich oder traurig. Er sagt ihr Adieu, lachend, und sie muß fortgehen. Schüchtern, wie sonst, wenn sie unartig war. Sie weiß selber nicht, was sie gesagt hat . . . sie ist wie verwirrt. Sie weiß nur Eins. Sie hat Julian Tilcer noch nie so gern gehabt wie heute.

* * *

Erst Mittags zeigte sich Wasili Ostrowski wieder vor seiner Thür. Weiß Gott, welche Veränderung mit seinem Wesen vorgegangen war . . . aber er war so schön, so stattlich, so lieb, wie noch nie. Er trat so fest auf und sein hübsches Lächeln war doppelt hübsch in seinem Ernste. Der Bediente hatte ihm gemeldet: das Diner sei servirt. Im Corridor fand er Jadwiga, die von ihm aus in die Felder gelaufen war, aus Angst vor ihren Eltern. Er fing sie an der Hand und legte seine zweite Hand auf ihren Kopf. Sie schaute scheu zu ihm auf. Er war so seltsam!

„Jadwiga!“ sagte er halb boshaft, „ich habe mir's überlegt. Ich werde kein anderes Mädchen heirathen, da sie mich doch nur des Geldes wegen nähmen!“

Sie schaute auf den Boden, das Herz that ihr weh, und sie sagte beschämt, und doch ehrlich: „Das ist gut, Pathe.“

„Und ich werde mich in Lemberg nicht mehr lächerlich machen, ich werde nur Whist spielen mit alten Generalinnen.“

Jadwiga verstand ihn nicht, und schaute auf.

„Und da ich keine Kinder habe und keine Frau haben werde, so mache ich Dich zur Erbin.“

Jadwiga schrie auf.

„Damit Deine Eltern nicht zanken und damit Du Deinen faden Julian heirathen kannst. Denn es ist ein Unglück und eine Schande, wenn eine Frau im Herzen einen Andern lieber haben muß als ihren Mann. Und morgen fahre ich auf den Pferdemarkt von Szupanczice, und Du gehst mit und Du führst mich beim Präsidenten ein.“

IX.

Und als der Hochzeitstag bestimmt war, und auf Flickow gesotten und gebraten und die Ahnen gereinigt wurden, da wurde auch Mendel sammt allen seinen Hypothekenansprüchen gestrichen, und in dem glorreichen Augenblicke, wo Wladzo und der Koch ihn mit großem Hurrah aus dem Hofe hinauswarfen, während Ignacy Flicki vom Fenster aus diese Operation dirigirte, stieß Madame Bronczа Flicka einen Seufzer der Erleichterung aus, und fiel ihrem Mann um den Hals und fing zu schluchzen an.

* * *

Und als der Hochzeitszug, von geputzten Bauern zu Pferde begleitet, zur Stadt fuhr, da flüsterte Madame Broncza Flicka mit einem nie gehörten Accent in ihre feinen Paille-Handschuhe hinein: „Was werden die Leute in Szupanczice sagen!“

Thorwaldsen.

Eine biographische Skizze.

Von

O. Otto.

Wenn der Name Thorwaldsen mit hellem Klange Europa durchdrungen und ebenso in der Neuen Welt sein Echo gefunden hat, wenn Alle, die von diesem Klange berührt worden sind, den modernen Meister antiker Sculptur in dem großen Bildhauer erkennen, wissen doch nur diejenigen, welche in

Dänemark gelebt haben, den Einfluß zu würdigen, den Thorwaldsen auf sein Vaterland und auf das dänische Volk ausgeübt hat. Es ist nicht der liebenswürdige Mensch und der gefeierte Bildhauer allein, dessen Name in dem Munde seiner Landsleute lebt, den jeder Däne mit Stolz ausspricht und als sein Eigenthum betrachtet — es ist der verkörperte Genius der Kunst, der mit dem großen Meister über dem ganzen Lande schwebt und es mit griechischer Bildung durchgeistigt hat. Wohin man auch in dem blühenden Seeland kommen mag, sei es in eine kleine Stadt oder in ein ärmliches Fischerdorf, man wird selten eine Hütte oder ein Haus betreten, in der man nicht ein Zeichen von dem geistigen Schaffen Thorwaldsen's vorfindet. Bald ist es eine kleine Gipsfigur des Christus, welche auf dem Kaminsims zwischen einfachen Gläsern und Tassen steht — oder ein handgroßer Taufengel, der auf der Kommode seinen Platz neben der chinesischen Lackdose hat, die der Eigenthümer, ein alter Seefahrer, einst von seinen Reisen aus fernen Ländern heimgebracht. Dann blickt uns wieder von der weißgetünchten Wand aus einem schlichten Holzrahmen ein Bild Thorwaldsen's entgegen, dessen schöne, edle Züge selbst in dem groben Holzschnitte dem Beschauer erwärmend in die Seele leuchten, und neben dem Bilde des Landesfürsten einen ehrenvollen Platz behaupten. In dem Salon des reichen Kaufmanns in der Hauptstadt, wie in dem Schlosse des vornehmen Gutsbesitzers auf dem Lande trifft man, wenn auch nur selten ein Original, doch desto gewisser eine gelungene Copie irgend eines berühmten Werkes des großen Bildhauers an; hier sieht man in Marmor, in Terra Cotta oder in Gips die Hebe und den Ganymed, den Vulkan und den Amor, der seiner Mutter klagend das von einer Biene gestochene Händchen zeigt.

Es mag sein, daß der Nordländer sowohl durch innere Beanlagung als durch die Natur seines Landes darauf hingewiesen ist, sich wissenschaftlich zu beschäftigen und auch sein kleines Heim möglichst mit einem Kunstwerk zu schmücken, um in den eigenen vier Wänden eine anregende Unterhaltung zu suchen, wenn draußen Sturm und Wetter toben, der lange Winterabend ihn eben auf die vier Wände des kleinen Hauses beschränkt. Denn, wenn die Bewohner Roms noch zur Weihnachtszeit in den Gärten der Villa Mills die Rosenstöcke mit Blüthen bedeckt sehen, — wenn der Landmann aus der Campagna, der mit Obst und Gemüse zur Stadt kommt, auf deren Plätzen und Straßen stets den Anblick der herrlichsten Marmorfiguren genießt, werden diese im Norden nur in dem Museum der Hauptstadt gezeigt und dasselbe oft während des strengen Winters geschlossen, weil es für Besucher nicht genügend erwärmt werden kann. Und die Blumen gedeihen dort in dieser Jahreszeit nur hinter den Glasscheiben künstlich angelegter Treibhäuser; aber diese Blumen werden daher auch desto höher geschätzt und bewundert, — ein Abbild von Thorwaldsen's Apostel Petrus aber wird mit noch größerer Andacht betrachtet.

Im Mittelalter waren es die Sagen der Vorzeit, welche ein poetisches Gewand über Dänemark geworfen hatten, und die von seinen Bewohnern eifrig bewahrt und geehrt wurden. Später war es die Dichtkunst, die ihre reichen Gaben über das dänische Inselreich ausschüttete, und Männer wie Holberg und Ewald, Baggesen und Oehlenschläger beschenkten ihr Vaterland mit den köstlichen Juwelen der Poesie. Thorwaldsen war es vorbehalten, die Dänen auch mit den Schöpfungen der Sculptur vertraut zu machen und das Auge seiner Mitbürger für die hehre Kunst des Meißels zu öffnen.

* * *

Bertel Thorwaldsen wurde am 19. November 1770 zu Kopenhagen, oder eigentlich im Angesicht der Thürme von Kopenhagen auf einem Schiffe geboren, welches die Reise von Reikiavig nach der dänischen Hauptstadt machte. Sein Vater, ein armer Bildschnitzer auf der Insel Island, verdiente einen kärglichen Lohn damit, Holzfiguren für die Vordertheile der Schiffe zu fertigen, und in der Hoffnung, einen besseren Verdienst in Kopenhagen zu finden, verließ er mit seiner Familie sein rauhes Vaterland. Noch ehe er das Ziel seiner Reise erreichte, wurde ihm ein Sohn geschenkt, dessen erste Wiegenlieder die blauäugige Thetis sang, die ihn auf ihren hochgehenden Wogen hin und her schaukelte.

In Kopenhagen wollte die Holzschnitze-

rei dem alten Thorwaldsen auch keinen rechten Gewinn bringen; er versuchte es daher mit der Steinmetzarbeit, was ihm besser gelang. Schon im zartesten Kindesalter wurde Bertel dazu angehalten, seinem Vater bei dessen Arbeiten zu helfen, und er bekundete dabei so viel Eifer und Geschicklichkeit, daß er nicht nur die Arbeit förderte, sondern auch ein Talent verrieth, welches sich über die Schöpfungen aus der Hand des einfachen Steinmetzen hoch erhob. Dies erkannte dieser auch bald an und suchte es zu ermöglichen, daß sein Sohn die Zeichenschule der Kunstakademie zu Kopenhagen besuchen konnte. Im Jahre 1781 wurde Bertel als Freischüler in dieselbe aufgenommen und schritt dort so rasch vorwärts, daß er sich schon nach sechs Jahren die kleine und 1789 die große silberne Preismedaille errang. Wieder nach zwei Jahren erhielt er die kleine goldene und 1793 sogar die große goldene Medaille der Akademie. Unter anderen Werken hatte Thorwaldsen damals auch die Büste des Ministers von Bernstorf modellirt, welche seinen Ruf in allen Kreisen verbreitete und den Staatsminister von Reventlow auf den jungen Künstler aufmerksam machte. Dieser erwirkte ihm denn auch ein dreijähriges Reisestipendium nach Italien, von dem Thorwaldsen jedoch erst im Jahre 1796 Gebrauch machte. Damals, wo weder Eisenbahn noch Dampfschiff existirte, gehörte eine lange Zeit dazu, um die Reise von Kopenhagen nach Rom zurückzulegen. Erst im März 1797 erreichte Thorwaldsen sein Ziel — Italien; er war nun wirklich in dem Lande seiner Sehnsucht, „dem Lande der Sonne, der Wiege der Künste!“ — In Rom ließ er sich nieder, und die ewige Stadt spann bald einen Zauberfaden um ihn, der ihn sein ganzes Leben hindurch an sie fesselte.

Zum ersten Male traten nun die Gebilde antiker Kunst an Thorwaldsen heran, und eine neue Welt ging vor ihm auf bei dem Anblick des Apollo von Belvedere und des Jupiter von Otricolo. Was er bisher gesehen, geschaffen — es zerfiel in Nichts. — Seine Seele berauschte sich an der Schöpfung eines Praxiteles und schwang sich empor zu den Gestalten des alten Griechenthums. Die Zeit verging dem jungen Künstler im Schauen und im Studium; er hat damals wenig geschaffen und außer der kleinen Gruppe „Bacchus und Ariadne,“ welche er 1798 nach Kopenhagen sandte, ist aus dieser Periode kein Werk seines Meißels zu nennen. Aber was er in dieser Zeit in sich aufgenommen, haben die folgenden vierzig Jahre einer unausgesetzten Thätigkeit bekundet, in denen er vierundachtzig Statuen und Gruppen, hundertfünfundzwanzig Büsten und dreihundertfünf Reliefs in eigener Ausführung und im Entwurf geschaffen hat. Fast sollte man glauben, daß ein Lebensalter nicht ausreichend sei, um mehr als fünfhundert Arbeiten dieser Art zu liefern! Und welche Arbeiten! — Meisterwerke muß man sie nennen, von denen eins schon genügt hätte, den Ruhm des Schöpfers desselben zu gründen! —

Ein bedeutendes Werk, welches aus Thorwaldsen's Hand noch vor Ablauf der drei Jahre des Stipendiums hervorging, war die Statue des Jason. Das erbeutete goldene Vließ über den linken Arm geschlagen, hält die Rechte den Speer. So steht der Held da, in antiker Ruhe, den schönen Kopf etwas zur Seite gewendet. Doch wie Viele das Modell auch bewunderten, es fand sich Niemand, der die Figur bestellen und käuflich erwerben wollte, und der Künstler, vom Mangel gedrückt, beschloß, in sein Vaterland zurückzukehren, da nach Ablauf des Stipendiums er nicht mehr die Mittel besaß, um in Rom fortleben zu können. Da, an dem Tage vor der bestimmten Abreise, besuchte ein reicher Engländer, Sir Hope, Thorwaldsen's Atelier, sah die Figur des Jason und bestellte sofort deren Ausführung in Marmor. Die beabsichtigte Reise nach Dänemark wurde aufgegeben, Thorwaldsen begann sogleich seine Arbeit, und die alte Roma schlang auf's neue ihre Fesseln um den jungen Künstler. Er blieb nun in der ewigen Stadt, in der der nordische Bildhauer bald eine bekannte und berühmte Persönlichkeit wurde. Sein Atelier auf dem Quirinal gehörte zu den Sehenswürdigkeiten Roms, und die hohe Gestalt des Meisters mit dem von blonden Locken umrahmten Antlitz, aus dem ein Paar große blaue Augen freundlich hervorschauten, war den Römern bald eine vertraute und liebe Erscheinung.

Und nun flossen die Arbeiten mit einer fast unglaublichen Schnelle aus Thorwaldsen's Hand; sie reihten sich aneinander

gleich einer köstlichen Perlenschnur, die sich dann zum unvergänglichen Diadem über der hohen Stirn des nordischen Phidias wölbte. Amor, Psyche, Ganymed, Hebe, Bacchus, Venus und Apollo, gehören den ersten fünf Jahren dieses Jahrhunderts an. In diese Zeit fällt auch die Arbeit des von Napoleon I. bestellten Frieses: „Der Triumphzug Alexanders des Großen in Babylon.“ Dieses großartige Relief sollte den Palazzo Quirinale auf dem Monte Cavallo in Rom schmücken und möglichst in drei Monaten beendet sein. Das Werk nimmt eine Fläche von neunundzwanzig Ellen in der Länge ein, wurde aber erst im Jahre 1812 fertig und an dem ihm bestimmten Platze eingesetzt. Die Ausführung in Marmor hatte Napoleon ebenfalls für Paris bestellt; dieses Werk wurde später von dem Grafen Sommariva für seine Villa am Comersee erworben und lockt heute noch eine Schaar von Fremden und Kunstjüngern an dessen Gestade. Auch in dem königlichen Schlosse zu Christiansburg in Kopenhagen ist dieses Meisterwerk von des Künstlers eigener Hand ausgeführt und aufgestellt worden.

Thorwaldsen, der inzwischen zum Mitgliede der Akademie in seiner Vaterstadt, wie auch zum Ehrenmitgliede der Akademie in Bologna ernannt worden war, hatte einen neuen Ruhm durch seinen viel gepriesenen Adonis errungen, der von dem Könige Ludwig I. von Baiern für die Münchener Sammlungen erworben wurde und jetzt eine Perle der Glyptothek daselbst bildet. Ebenso vollendete er damals das herrliche Basrelief „Die Kunst,“ als eine anmuthige Frauenfigur dargestellt, und mehrere andere Basreliefs und Statuen, welche sich jetzt in der Galerie des Fürsten von Putbus befinden.

Unter der Last dieser anstrengenden Arbeit begann die Körperkraft Thorwaldsen's zu wanken. Er wurde öfter von einem Unwohlsein befallen, welches ihn zwang, die Arbeit einzustellen. Unter diesen Zuständen litt auch seine Stimmung; er wurde düster und verschlossen, vermied das Zusammensein mit den Freunden und brachte tagelang in dumpfem Hinbrüten zu. Auf Anrathen des Arztes wechselte er den Aufenthalt und ging nach Montenero bei Livorno, welches wegen seiner gesunden und schönen Lage selbst in dem Lande Italia berühmt ist. Es war dies im Jahre 1815.

In Montenero verweilte Thorwaldsen drei Monate, schweifte viel auf den mit Oliven beflanzten Hügeln umher, war oft in dem Kloster der Capuziner und begann nach und nach an Geist und Körper wieder zu erstarken. Der Trieb zum Schaffen erwachte auf's neue, und der Künstler arbeitete in einem Tage jene beiden reizenden Reliefs, Tag und Nacht, aus, welche in guten und schlechten Abbildungen auch bei uns in Deutschland so heimisch geworden sind, daß Mancher, der den Namen Thorwaldsen nie gehört hat, doch dessen Tag und Nacht kennt, ohne zu wissen, wer diese Reliefs geschaffen hat.

Nach Rom zurückgekehrt, gab sich der Meister einer erneuten Thätigkeit hin. Die Büste Byron's, der Hirtenknabe mit dem Hunde, Ganymed, und vor Allem die Statue der Hoffnung gingen rasch nacheinander aus seiner Hand hervor. Letztere ist weltberühmt geworden; alle Poesie des hehren Gegenstandes leuchtet aus dem lieblichen Gesicht hervor, die Haltung ist wahrhaft classisch und die Gewandung unübertrefflich dargestellt. Wem diese Hoffnung geleuchtet hat, der verzagt nicht im Schmerz des Lebens!

Von der Sirene Italia umschlungen, im Schaffen und Arbeiten versunken, hatte Thorwaldsen die schönsten Jahre des Mannesalters in dem Lande Hesperien zugebracht. Da auf einmal regte sich in ihm die Sehnsucht nach dem fernen kalten Vaterlande, und der nun fünfzigjährige Mann beschloß, eine Reise nach der Heimath anzutreten. Dänemark empfing seinen berühmten Sohn mit unendlichem Jubel. Jetzt erst betrachtete es ihn wieder als sein wahres Eigenthum; es war sein Thorwaldsen, es war der Däne, der, mit dem unvergänglichen Lorberkranz der Kunst geschmückt, wieder zu den heimischen Gestaden kam. Schon längst hatte man in Kopenhagen mit einer Art von Neid und Eifersucht nach Rom geblickt, von wo aus aller Ruhm den großen Bildhauer umstrahlte, den es gleichsam zu den italienischen Künstlern zählte. Nun kam er endlich zurück, kam — nicht allein, um die Stätten der Kindheit und des Jugendlebens wieder zu betreten, sondern auch, um an Ort und Stelle noch nähere Rücksprache

wegen eines großen Werkes zu nehmen, welches dem Künstler von der dänischen Regierung übertragen worden war und das ihn mit großer Begeisterung erfüllte: die Ausschmückung der Frauenkirche zu Kopenhagen.

Von der heimischen Luft schmeichelnd angeregt, entfaltete Thorwaldsen's Genius seine glänzenden Schwingen, und in des Meisters Kopf entstand die herrliche Idee, in dem Tempel Christi als einzigen Schmuck die Figur des Erlösers und seiner Apostel aufzustellen. Die Idee ward zur Wahrheit und schon nach zwei Jahren waren die Skizzen zu dem Bildercyklus für die Frauenkirche vollendet.

Während seiner Anwesenheit in Kopenhagen fertigte Thorwaldsen die Büsten der königlichen Familie an. König Friedrich VI. ernannte ihn zum dänischen Etatsrath, und mit dieser neuen Ehrengabe der Heimath beschenkt, reiste Thorwaldsen im Hochsommer des Jahres 1820 nach seinem geliebten Rom zurück. Doch geschah dies nicht auf directem Wege. Der Künstler verweilte längere Zeit in Berlin, Warschau, Dresden und Wien, wo ihm überall die ehrenvollsten Aufträge zu Theil wurden. In Troppau, wo gerade der Monarchencongreß versammelt war, bestellte der Kaiser Franz von Oesterreich das Monument des Fürsten Schwarzenberg, und in Warschau saß Kaiser Alexander I. von Rußland dem Künstler zu der später so berühmten Büste.

Die folgenden Jahre sind nun so überreich an Schöpfungen aus Thorwaldsen's Hand, daß man kaum begreift, wie seine Kraft zu einer so großartigen, ununterbrochenen Thätigkeit ausreichen konnte. In Warschau, der alten Hauptstadt Polens, verkünden drei große Monumente den Ruhm des nordischen Bildhauers, und der polnische Bauer, an dessen Ohr nie der Name Thorwaldsen gedrungen ist, steht voll Ehrfurcht vor der Reiterstatue des Fürsten Poniatowsky und betrachtet mit Bewunderung in der Kathedrale die Statue des Fürsten Potocki aus eben derselben ihm unbekannten Künstlerhand, die auch das große Monument des Kopernikus auf dem Universitätsplatze daselbst geschaffen hat.

Auch München hat mehr als ein bedeutendes Kunstwerk Thorwaldsen's als Eigenthum errungen. Wenn man in der Glyptothek den herrlichen Adonis, auf dem Wittelsbacher Platze das Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I. bewundert hat, steigert sich dies Gefühl noch bei der Anschauung des Grabmonumentes für den Herzog Eugen von Leuchtenberg in der Michaelskirche, bei welchem Thorwaldsen alle Poesie der Erfindung mit dem Reichthum seines Genius und der Zartheit seines Meißels verschmolzen hat. Die schöne Gestalt des Herzogs schreitet der offenen Grabthür zu, über der in goldenen Lettern der Wahlspruch des Verstorbenen: „Honneur et fidélité“ erglänzt. Wie in der Figur des Herzogs die höchste männliche Schönheit dargestellt ist, zeigt die neben ihm sitzende Muse der Geschichte ein ebenso vollendetes Frauenantlitz, und die ihr gegenüber sich befindenden Genien des Todes die reizendsten Engelsköpfe.

Weiter in Süddeutschland finden wir von dem nordischen Meister noch in Stuttgart das Denkmal Schiller's und in Mainz das von Gutenberg. Doch wie weithin Thorwaldsen auch seinen Ruhm getragen hat, derselbe gipfelt immer in dem Figurencyklus der Frauenkirche zu Kopenhagen, mit dem der Künstler seiner Vaterstadt die höchste Krone der Kunst verlieh.

Wenn die nordische Hauptstadt durch ihre schöne Lage berühmt ist, indem sie auf der einen Seite von dem baltischen Meeresstrande, auf der anderen von herrlichen Buchenwaldungen begrenzt wird; wenn ihre historischen Erinnerungen, ein reges Volksleben, Handel und Schifffahrt den Fremden interessiren mußten, so nahm dieser wohl im Allgemeinen einen angenehmen Eindruck mit heim, aber es fehlte dabei Etwas, was ihn geistig angezogen und angeregt hätte. Dieses fehlende Etwas ist durch Thorwaldsen ergänzt worden: die Kunst.

Seit das Thorwaldsen-Museum und die Frauenkirche zu Kopenhagen die köstlichsten Perlen der Sculptur bergen, zieht jährlich eine große Schaar von Reisenden dahin, um die Meisterwerke des berühmten Dänen zu schauen, mit denen er das Vaterland geschmückt und sein Volk gehoben hat. Denn nicht nur der Künstler und der gebildete Mann stehen staunend vor den Marmorbildern ihres großen Landsmannes; sogar der Bauer, der von weither in die Stadt kommt, pilgert nach der Frauenkirche zu dem Erlöser, der ja auch sein Er-

löser ist, und mit dem neuen Christusbilde im Herzen kehrt er heim zu den Seinen, ihnen von der hehren Steinfigur des Meisters Bertel Thorwaldsen erzählend. Und ebenso läßt der arme Handwerker oder Tagearbeiter am liebsten sein Kind aus der Schaale des Engels taufen, der, aus der Hand desselben Meisters hervorgegangen, zu den Füßen des berühmten Christus seinen Platz hat, und die arme Pathe des jungen Täuflings kauft in dem nahen Laden wohl ein kleines Gipsmodell des Engels aus der Frauenkirche, und schenkt es der Familie zum Andenken des festlichen Tages.

Der Zug der Fremden, welcher sich sonst meistens nur nach dem Süden hin bewegte, nimmt jetzt seinen Weg gern über die blauen Fluthen der Ostsee und landet an der Capitale Dänemarks, die sich so stolz und doch so anmuthig an den schillernden Meeresspiegel lehnt. Auf dem Neumarkt tönen alle Sprachen Europa's an unser Ohr; da sehen wir den gravitätischen Engländer und den beweglichen Franzosen, den dunkeläugigen Spanier und den ernsten Deutschen dem Führer folgen, der sie nach der Frauenkirche bringt. — Das Portal derselben trägt an seinem Friese den kreuztragenden Christus auf dem Zuge nach Golgatha, in dem Giebelfelde Johannes, der in der Wüste predigt. Beide Reliefs sind aus des Meisters eigener Hand hervorgegangen und von ergreifender Wirkung. Nun betreten wir das Innere. Ein einfacher, dreischiffiger Tempel thut sich vor uns auf, in dem kein Säulenprunk, keine Goldverzierung zu finden ist. Doch von den gelblich schlicht getünchten Wänden schauen ernst und hehr die Marmorfiguren der Apostel zu uns herab, aus Marmor geschaffen, aber mit Lebensgluth durchhaucht. Hier ist nichts von kaltem, sprödem Stein zu gewahren; in Leben und Wärme scheinen diese Glieder zu beben, diese Adern zu pulsiren. Aus den Augen des Paulus leuchtet es wie Flammengruß, in dem erhobenen Arme des Thaddäus zuckt es mit gewaltiger Kraft. Doch an den Aposteln vorüber zieht es uns zu der Stelle hin, die in andern christlichen Kirchen der Altar einnimmt, — dahin, wo aus einer braunrothen Nische eine wahrhafte Himmelsfigur uns die Arme entgegenbreitet, uns aufzunehmen mit aller unserer Erdensünde und Erdennoth! — Wir stehen vor dem Christus. — „Kommet Alle her, die ihr mühselig und beladen seid!" — scheint es von diesen Lippen zu tönen; der vorschreitende Fuß kommt uns entgegen, die Hand streckt sich aus nach der unsrigen. Milde und Erhabenheit, Geist und Frömmigkeit, Kraft und Demuth sind in dem Antlitz verschmolzen, welches dabei die reinsten Züge klassischer Schönheit trägt. Und doch fühlen wir uns nicht gedrückt durch diese überirdische Gestalt; — wir fühlen uns zu ihr erhoben in unserer Kleinheit, fühlen uns von ihr getragen in unserer Schwäche. Sie trägt den Stempel der höchsten Poesie, der sanften Duldung, der ernsten Mahnung; sie ist nicht allein Christus, sondern das verkörperte Christenthum. In diesem Christus hat Thorwaldsen seinem Volke nicht nur ein unschätzbares Juwel der Kunst gegeben, er hat ihm eine leuchtende Fackel angezündet, die den Irrenden und den Unwissenden auf den wahren Weg des Heils, die ihn zu Christus führt.

Meister Thorwaldsen weilte wieder in seinem geliebten Rom, auf dem Quirinale hatte er sein Atelier, in der Casa Buti auf dem Monte Pincio war seine Wohnung. Letztere war mit aller Behaglichkeit und allem Luxus ausgestattet, wie es sich der wohlhabende und mit allen Ehren überschüttete Künstler gestatten durfte. Doch der Ritter Thorwaldsen blieb äußerlich der schlichte Bildhauer, der am liebsten seine blaue Arbeitsblouse trug, wie auch sein Wesen jene einfache und gemüthliche Färbung beibehielt, welche ihm schon als Jüngling die Liebe seiner Umgebung erworben und gesichert hatte. Er war aber nicht allein Künstler, er war auch Kunstfreund geworden, und in seiner Gemäldesammlung neuerer Kunstwerke waren Schadow, Cornelius, Overbeck, Karstens, Koch, Riedl, Lund, Dahl, Jensen, Leopold Robert, Horace Vernet 2c. reich vertreten. Ebenso hatte er eine nennenswerthe Sammlung ägyptischer, griechischer, etruskischer und römischer Alterthümer, Münzen, Medaillen und Vasen, sowie auch antike Büsten, Figuren und Reliefs, in Marmor und in gebrannter Erde. — Alle diese Kunstschätze beschloß Thorwaldsen seiner Vaterstadt zu schenken, um dort ein Museum zu gründen. Dies auszuführen reiste er im Jahre 1838 wieder nach der Heimath, welche er

achtzehn Jahre nicht betreten hatte und brachte auf einem eigens dazu gemietheten Schiffe seine Sammlungen mit.

War Thorwaldsen bei seiner ersten Rückkehr in Kopenhagen mit großem Jubel empfangen worden, so glich seine diesmalige Ankunft einem wahren Triumphzuge. Es war am 17. September 1838, als die ganze Bevölkerung der Hauptstadt auf den Füßen war, um ihren berühmten Bildhauer bei seiner Landung zu begrüßen. Man darf wirklich sagen: die ganze Bevölkerung, denn Vornehme und Geringe, Alte und Junge waren, da der Hafenplatz nicht ausreichte, die Menschenmenge zu fassen, auf Straßen und Plätzen versammelt, welche der Zug passiren mußte. Nur die Kranken und Schwachen waren daheim geblieben. Und er kam endlich, empfangen von dem endlosen Jubelrufen des Volkes, getragen fast von ihren Armen. Freundlich grüßend schritt er einher, die Locken wohl ergraut, doch in den großen blauen Augen noch immer den jugendlich feurigen Blick, die hohe Gestalt ungebeugt unter der Last ihrer achtundsechzig Jahre.



Bertel Thorwaldsen.

Ein solcher Willkomm wird sonst nur einem Fürsten zu Theil; dies fühlte Thorwaldsen auch im innersten Herzen, und dieses Herz schloß sich auf das innigste wieder seinen Landsleuten an. Er vergaß Italien und war wieder Däne, schuf und arbeitete für Dänemark. Aus dieser Epoche stammen die beiden Reliefs an der Frauenkirche: Christi Einzug in Jerusalem und Christi Zug nach Golgatha, dann die Fi-

zur König Christian's IV., die später in Erz gegossen und im Dom zu Roeskild aufgestellt wurde. Auch die Büsten Oehlenschläger's, Holberg's und Steffens', sowie sein eigenes Bild in Lebensgröße fertigte Thorwaldsen während seines diesmal zweijährigen Aufenthalts in der Vaterstadt an.

Im Jahre 1839 wurde in Thorwaldsen's Anwesenheit der Grundstein zu dem Museum gelegt, welches bestimmt war, seine Werke oder deren Abgüsse, so wie seine Kunstsammlungen aufzunehmen und seinen Namen zu führen. Die Gemeinde der Stadt hatte zu dem Bau zwei Drittel gegeben, ein Drittel war durch öffentliche Subscriptionen beschafft worden, und dem Architekten Bindesböll die Ausführung des Baues übertragen. Das große Unternehmen war gesichert und begonnen, und Kopenhagen sah seinen Meister abermals scheiden, der im Mai 1841 sich wieder nach Italien einschiffte.

In Rom glücklich wieder angelangt, gab sich der siebzigjährige Greis in ungebrochenem Schaffenstrieb der Arbeit hin. Die sieben Wochentage als Genien, die vier Jahreszeiten, dann ein Cyklus von Bildern aus dem Leben des Heilandes zeugten von seiner fortwährenden Thätigkeit. Doch wenn Geist und Körper sich auch ungeschwächt zeigten, in der Stimmung des Meisters gab sich eine Aenderung kund, die seine Freunde mit Befremden und Besorgniß erfüllte. Der sonst stets gleichmäßig heitere Mann war oft ernst und in sich gekehrt, sprach gern von seinem nordischen Vaterlande und zeigte sich nicht mehr so zufrieden mit dem römischen Aufenthalt, wie dies früher der Fall gewesen war. Einst hatte er über Rom die Heimath, wenn auch nicht vergessen, doch in den Hintergrund gestellt; jetzt drängte sich diese überall bei ihm hervor und sang ihm ihre Wiegenlieder in die Ohren. Wenn er Abends auf dem Monte Pincio war, beachtete er wenig das lebensvolle Drängen und Treiben von Einheimischen und Fremden um ihn her, fühlte nicht den schmeichelnden Duft der Orangen, hörte nicht das Läuten der Ave-Maria-Glocke. Seine Seele weilte in dem fernen Kopenhagen, war dort in dem Schnitzhause auf dem Holm oder in der kleinen Stube des armen Vaters, dem er bei seinen Arbeiten hülfreich zur Seite gegangen. Die Heimath legte ihren Zauberschleier um das Herz des alten einsam dastehenden Mannes und zog ihn mit sanfter Gewalt nach ihrem Gestade hin. Er wollte diese noch einmal wiedersehen, nur auf kurze Zeit, wie er sagte, und dann in Rom bleiben, wo in seinem Atelier die Figur des Conradin von Schwaben und manche andere Arbeit der Vollendung harrte.

Im October 1841 kehrte Thorwaldsen abermals in seine Vaterstadt zurück, war dort für die Ausschmückung des Christiansborger Schlosses sehr thätig und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Plan zu einem Standbilde Luthers, welches in der Frauenkirche seinen Platz finden sollte. Er sprach wohl oft von seiner Rückkehr nach Rom, verzögerte dieselbe aber immer von Zeit zu Zeit und schien sich in der nordischen Capitale wieder ganz einzuleben. Die Ausschmückung der Frauenkirche war vollendet, der Bau an dem Museum schritt rüstig fort, Thorwaldsen nahm an Allem den regsten Antheil; da, am 23. März 1844, machte ein Schlaganfall dem Leben des rüstigen Greises rasch ein Ende. Er starb während einer Theatervorstellung, der er in der kleinen Stadt Nyhoe beigewohnt hatte.

Ein Schmerzensschrei hallte durch das ganze Land, als die Todesnachricht bekannt wurde. Man wollte an dieselbe gar nicht glauben, konnte es sich nicht möglich denken, daß ein Geist, wie der Thorwaldsen's, gleich gewöhnlichen Sterblichen die Erde verlassen hätte. Die Bevölkerung Kopenhagens wogte auf den Straßen einher und flüsterte sich die Trauerkunde zu, von der Jeder wünschte, daß sie noch zurückgenommen werden möchte. Doch diese blieb unverändert: der große Meister war heimgegangen! — Seine Leichenfeier war ein Trauerzug, wie ihn nur ein Landesvater haben konnte. Ein tief ausgeprägter Schmerz war auf dem Antlitz eines Jeden zu lesen, die ihrem Thorwaldsen, ihrem berühmten Bildhauer, dem Genius Dänemarks, zu Grabe folgten. Der Leichnam wurde in einer Seitencapelle der Frauenkirche beigesetzt, bis er später in einem Mausoleum, wie kein Fürst es aufzuweisen hat, seine Ruhestätte finden sollte. Es war dies in dem Museum Thorwaldsen's, inmitten seiner unvergänglichen Werke.

Dieses Museum, welches sich dicht

an das Christiansborger Schloß anlehnt, und die Werke, Copien und Sammlungen Thorwaldsen's enthält, umschließt auch sein Grab. Das Gebäude, halb in ägyptischem, halb in pompejanischem Stil gehalten, bildet ein längliches Viereck, in dessen Mitte sich ein unbedeckter Hof befindet. Die Außenwände sind mit Frescogemälden geschmückt und stellen Scenen aus dem Einzuge Thorwaldsen's in Kopenhagen im Jahre 1838 und das Hereinbringen seiner Geschenke für das Museum dar. Die Malereien an den Wänden des inneren Hofes tragen das Gepräge der Verzierungen antiker Gräber. Vasen und Dreifüße, Palmen und Lorberbäume, der Genius auf einem Rennwagen und dergleichen Bilder wiederholen sich auf den Friesen und auf den Feldern zwischen den Fenstern und Thüren. Namentlich ist die Victoria, als Genius Thorwaldsen's, sehr häufig an den Wandverzierungen in dem Innern des Hofes angebracht, ebenso findet man sie auf dem Giebel in dem Viergespann und auf den Capitälen und Pilastern in den Ecken.

Wenn man das Vestibüle betritt, ist es zuerst der Kurfürst Maximilian I., der uns entgegenleuchtet, und zwischen dem Papst Pius VII. und der Reiterfigur Poniatowsky's seinen Platz hat. An dieses Vestibüle reihen sich von der einen Seite zwölf Cabinete, von der andern neun, die in den mittleren Saal münden, der dem Vestibüle gegenüberliegt. In diesem Saale sind die Gipsmodelle von Christus und den Aposteln aus der Frauenkirche aufgestellt. Die Figur des Erlösers steht gerade vor der offenen Glasthüre, welche auf den innern Hof führt, in dessen Mitte sich Thorwaldsen's Grab befindet, die ausgebreiteten Arme dem Grabe entgegenstreckend, als sollte der Geist des Meisters von ihnen empfangen werden. Auch aus jedem der Cabinete führt eine Glasthür in den innern Hof, in welchem der Meister ruht, umgeben von seinen Schöpfungen, die ihm auch im Tode nahe geblieben sind. Es ist ein gar einfaches Grab, welches den Leichnam des großen Künstlers umschließt, an dem kein prunkender Denkstein, keine rühmende Inschrift zu finden ist. Von dichtem Epheu überwuchert, zwischem dem zarte Monatsrosen blühen, hat es nur eine fußhohe marmorne Einfassung, auf deren Vorderseite mit metallenen Lettern der Name: Thorwaldsen — steht. Es ist nur ein Wort, und wie ist dieses Wort Tausenden aus dem Herzen genommen und dringt ebenso in die Herzen von Tausenden, die es lesen. Im September 1848 wurde das Museum dem Publikum geöffnet, nachdem man zuerst den Leichnam Thorwaldsen's aus seiner interimistischen Grabstätte geholt und in feierlichem Zuge nach dem Museum getragen hatte, um ihn in dessen Mitte zu beerdigen. Zu diesem Grabe wallfahrten alle Besucher des Museums und weilen gerührt an der Stätte, welche die irdischen Ueberreste des Phidias des Nordens birgt.

Die finnische Kalewala.

Von

F. Sonnenburg.

Schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Geisteserzeugnissen der verschiedenen Völker wird das Urtheil bestätigen, daß der Mensch in allen Verhältnissen und zu allen Zeiten dem Einflusse der ihn umgebenden Natur in sehr hohem Grade unterworfen ist. Sowie die glanzvollen Bilder der südlichen Poesie nur ein Spiegelbild der farbenglühenden Pracht sind, mit welchen die Natur jene Gegenden geschmückt, so tritt auch aus der nordischen Sangeswelt uns nichts Anderes entgegen als der Norden, mit seinen düsteren Nebelbildern, mit der unheimlich prächtigen Gluth seines Nordlichtes, mit der vernichtenden Gewalt seiner Stürme auf der einen Seite, mit der stillen, anmuthigen Schönheit seines Sommers, seines Herbstes auf der andern Seite. Aber nur wenige sind der sonnigen Tage, nur spärlich sind die Blüthen des Frühlings, der Gedanke an den langen, öden Winter tritt in jedem Augenblicke hervor, und deshalb klingt auch aus jedem Freudenliede ein leiser Ton der Wehmuth, welchen wir in keiner einzigen der nordischen Poesien vermissen.

Am schärfsten ausgeprägt zeigt sich uns dieser Charakter in der Poesie der Finnen, und ganz vorzüglich in ihrem uralten Nationalepos, Kalewala genannt.

Von dem Dasein dieses großartigen Hel-

dengedichtes als eines zusammengehörigen Ganzen hat uns auffälligerweise erst die Neuzeit Kunde gebracht. Schon vor längerer Zeit wußte man, daß im Munde des finnischen Volkes eine Anzahl von Liedern lebte, welchen die beiden Volkshelden Wäinämöinen und Lemminkäinen feierten, aber Niemand vermuthete, daß diesen Gesängen, deren im Norden Finnlands ganz andere erklangen, als im Süden, ein rother Faden innewohne, welcher alle jene Bruchstücke als Glieder einer Kette hinstelle. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts wurden von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg zwei sehr verdiente Männer nach Finnland gesandt, um dortige Sitten und besonders die Bruchstücke der ehemaligen heidnischen Religion einer genaueren Erforschung zu unterwerfen. Diese beiden Männer waren Professor Alexander Castrén und Dr. Lönnrot. Auf ihren Reisen zeichneten die beiden Gelehrten eine große Anzahl verschiedener Gesänge auf, und stellten sie später zu einem Ganzen zusammen. Diese einzelnen Gesänge, bald längere, bald kürzere Lieder, nannten sie Runen, und das Ganze Kalewala.

Auf den ersten Blick scheinen die Runen unklar, verworren, oft ohne Zusammenhang, die Handlung abgerissen und ohne Abschluß, und erst beim wiederholten Lesen zeigen sich überall die gewaltigen Thaten des alten Wäinämöinen als Mittelpunkt, und die Kämpfe des Lemminkäinen und des Jukahäinen treten in geistige Beziehung zu dem Haupthelden. Unumgänglich nothwendig aber ist zum Verständniß des Epos auch die Kenntniß der finnischen Mythologie, da die ehemaligen heidnischen Gottheiten einen verhältnißmäßig breiten Raum einnehmen und den Geist des Epos vielfach beherrschen. Neben den heidnischen Gottheiten spielen auch die Schamahnen, d. h. Zauberer, eine nicht unbedeutende Rolle. Auffallend ist noch der Umstand, daß in den großartigsten Momenten der Sage nicht die als sichtbar gedachten gewöhnlichen Göttergestalten auftreten, sondern daß ihre Stelle ausgefüllt wird durch den Einen Höchsten, welcher Alles beherrscht, den Alvadr der Deutschen, im Finnischen Num (lateinisch numen, vergleiche auch das griechische *νόμος*) genannt.

Alexander Castrén's Mythologie ist in deutscher Bearbeitung erschienen, und die Kalewala ist von Anton Schiefner in's Deutsche übersetzt.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt dieses großartigen Heldengedichtes näher eingehen, selbst die gedrängteste Uebersicht würde der überreichen Handlung wegen sich zu weit ausdehnen.

An besonders vielen Stellen ist die Heimathsliebe ausgesprochen. So heißt es Rune VII, 253 bis 266:

Deshalb weine ich so lange,
Quäl' ich mich, so lang' ich lebe,
Daß ich aus dem Heimathlande,
Aus bekannten Länderstrecken
Zu der fremden Thür gekommen,
Zu den unbekannten Pforten.
Alle Bäume hier verwunden,
Jeder Ast scheint mich zu schlagen,
Jede Birke bringt Beschwerden,
Jede Erle sucht zu schneiden.
Nur der Wind ist mein Bekannter,
Nur die Sonne mir befreundet
In den fremden Länderstrecken,
Bei den unbekannten Thüren.

Literarisches.

Die vom Bibliographischen Institute in Hildburghausen herausgegebene „**Bibliothek ausländischer Classiker**" hat neuerdings eine von Robert Prutz übertragene Auswahl der dänischen Komödien des Holberg gebracht und damit ein werthvolles Glied in die Kette der Bearbeitungen fremder Literaturen gefügt. Holberg's Komödien sind noch heute von frischer Wirkung: großentheils sind es alte, dem römischen, italienischen und englischen Volkstheater schon angehörige Stoffe, mitunter derb, ja sogar cynisch, aber von ungemeiner Lebendigkeit und recht mitten in das Leben des Volkes versetzt, für welches sie geschrieben wurden. „Der politische Kannegießer," „Jeppe vom Berge," der dem noch jetzt auf unseren Theatern gern gesehenen Schwank „Der verwunschene Prinz" wohl als Urbild gedient hat, „Die Wochenstube" und die meisten anderen Lustspiele sind voll urwüchsigen Humors und bei aller Derbheit von gesunder, volksthümlicher Kraft erfüllt. Die Uebertragung ist von R. Prutz ganz vorzüglich gehalten; interessant für die deutsche Literaturgeschichte ist besonders das parodistische Stück „Ulysses von Ithacia," in welchem die damalige deutsche Komödie gegeißelt wird.



Neuestes aus der Ferne.

Die Schans und Pansis.

In den Gegenden, denen der Irawaddy entströmt, wohnen Stämme, die eine Mittelstellung zwischen China und Birma einnehmen. Ihr Gebiet liegt nordöstlich vom eigentlichen Birma und erstreckt sich bis in die chinesische Provinz Yünnan herein. Dieses südwestliche Gebiet ist aber thatsächlich fast ganz unabhängig vom Hofe zu Peking geworden. Seine wirklichen Gebieter sind die mohamedanischen Pansis, ein tüchtiges und kräftiges Volk. Sie trachten ihren Staat, dessen Hauptstadt Talifu ist, zu vergrößern und auch den Rest von Yünnan an sich zu reißen. Gegen Birma hin haben sie sich der acht Schanstaaten bemächtigt, aber den Fürsten derselben eine halbe Unabhängigkeit gelassen. Den besten Zugang zu diesen Gebieten gewährt der Irawaddy. Man kann ihn bis Bhamo mit Dampfbooten befahren und von dort aus die alte Karawanenstraße benutzen, die nach China führt. Jetzt ist sie freilich für Europäer ungangbar, nicht blos wegen der Unruhen in Yünnan, sondern auch wegen des Handelsmonopols, das die birmanischen Mandarinen sich anmaßen und zu dessen Schutz sie jenen Weg sperren. Ein neuer Vertrag mit Birma wurde von den Engländern zu einer Expedition auf dem Irawaddy benutzt, über die bisher blos einige Notizen bekannt geworden waren. Der ausführlichere Bericht Slade's, des Führers der Expedition, giebt Aufschluß über das Vasallenverhältniß der Schans zu den Pansis. Der Sultan der Letzteren residirt in der Stadt Talifu. Bis zu dieser konnte Slade wegen der Kämpfe in Yünnan nicht vordringen und lernte aus demselben Grunde auch von dem ganzen Lande der Pansis Nichts kennen. Zu den Schans zu gelangen, wurde dem englischen Bevollmächtigten durch die birmanischen Mandarinen nach Möglichkeit erschwert. Als er ihre Ränke und ihre Anschläge auf sein Leben vereitelt und Ponsi im Lande der Chachyens erreicht hatte, nahmen die Schwierigkeiten ein Ende. In Ponsi fand er Beamte der Schanfürsten, die ihm gebildeter als die chinesischen Mandarinen erschienen. Mit ihrer Vermittlung schickte er Botschaft nach Momein, der Schanhauptstadt. Die Erlaubniß zur Reise dorthin traf ein, und selbst nach der Hauptstadt des Sultans der Pansis hätte er mit dem angebotenen bewaffneten Geleit gelangen können, wenn er es nicht für unpolitisch gehalten hätte, eine noch zum Theil chinesische Gegend in feindlicher Gesellschaft zu betreten. In Momein residirte ein Schanfürst als Vicekönig des Sultans. Auf einem Throne sitzend empfing er Slade und dessen Begleiter und erklärte, daß er Vollmacht habe, über alle Handelsangelegenheiten zu unterhandeln. Der Sultan sei über die Mission und deren Zweck, den alten Handelsweg wieder zu eröffnen, sehr erfreut und werde nach dem Eintritte der kühlen Jahreszeit eine Gesandtschaft nach Ranguhn schicken. Die Officiere und Beamten der Pansis, die in Momein anwesend waren, verkehrten mit Slade auf dem freundschaftlichsten Fuße

und sorgten auf Kosten der Regierung für alle seine Bedürfnisse. Daß er den Irawaddy hinauffahren werde, hatten sie gewußt, mit der Stellung der Engländer zu den Birmanen und mit den zwischen beiden abgeschlossenen Verträgen waren sie unbekannt gewesen. Vor seiner Abreise erhielt Slade ein Schreiben des Sultans an den Generalstatthalter von Indien, das dessen Mitwirkung bei der Belebung des Handels und Schutz für alle englischen Kaufleute verhieß. Am 20. Sept. 1868 war Slade wieder in der birmanischen Hauptstadt, die er am 19. Januar 1868 verlassen hatte. Seine Reise hatte mithin acht Monate in Anspruch genommen. Im Laufe dieses Jahres wollen die Engländer eine förmliche Gesandtschaft nach Talifu schicken. Gelingt es, die Machinationen der birmanischen Mandarinen gegen den Verkehr auf dem obern Irawaddy unwirksam zu machen, so steht ein reger Verkehr in Aussicht. Wo die Schifffahrt aufhört, überwachen die Schans und Pansis den Transport, dem sie, wie sie behaupten, bequem hunderttausend Maulthiere widmen können.

Karl von Martius.

Bedeutende Werke und Forschungsreisen in einem großen transatlantischen Reiche werden den Namen des Naturforschers von Martius, der vor Kurzem aus dem Leben geschieden ist, in steter Erinnerung erhalten. Seiner Geburt nach gehört er noch dem vorigen Jahrhundert an (sein Geburtsjahr ist 1794); seine Ausbildung empfing er in Erlangen. Als Gehülfe dem alternden Conservator des botanischen Gartens in München beigegeben, wurde er dort dem Könige Max Joseph I. bekannt. Der Letztere hatte schon den Gedanken gefaßt, eine wissenschaftliche Reise nach Amerika zu veranstalten, als die Verheirathung des Kaisers Dom Pedro von Brasilien mit der Erzherzogin Leopoldina eine Gelegenheit zur Ausführung bot. Oesterreichische Naturforscher begleiteten die Braut nach Rio de Janeiro und der König von Baiern erhielt für Spix und Martius die Erlaubniß zur Mitreise. Am 2. April 1817 erfolgte die Abfahrt von Triest, am 8. December 1820 waren die beiden Reisenden wieder in München. Brasilien hatten sie mit dem Auftrage betreten, „die Hauptprovinzen ohne Bevorzugung gewisser Gegenden auf dem längsten Wege forschend und sammelnd zu durchziehen.“ Der Weg, den sie wählten, hatte eine Länge von vierzehnhundert deutschen Meilen und führte monatelang durch die unwirthsamsten und gefahrvollsten Gegenden der Neuen Welt. In ein fast unbekanntes Gebiet gelangten sie, als sie den Amazonenstrom bis zur Mündung des Yupura hinauffuhren, um sich hier zu trennen. Spix verfolgte nun den Hauptstrom weiter bis zum peruanischen Grenzorte Tobatinga und Martius schiffte den Yupura bis zur Grenze von Neugranada hinauf. Gemeinsam machten sie dann noch einen Abstecher auf dem Madeira, mit dem die ganze Forschungsreise schloß.

Die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise hat Martius sein Leben lang beschäftigt. Er ist gestorben, ohne sein großes Werk über die brasilische Flora weiter als bis zur sechsundvierzigsten Lieferung vollenden zu können. Mit den drei Quartbänden der eigentlichen Reisebeschreibung wurde er am frühesten fertig. Nachdem er in vier Foliobänden die interessantesten brasilischen Pflanzengattungen geschildert hatte, mußte er noch an Stelle seines Freundes Spix, der inzwischen gestorben war, die Redaction der zoologischen Partien übernehmen. Sein Meisterwerk ist seine „Naturgeschichte der Palmen.“ Den botanischen Garten in München, dem er zu seinem heutigen europäischen Rufe verhalf, verwaltete er bis zum Jahre 1854 und trat blos deshalb in Ruhestand, weil seine Proteste gegen den Einbau des Industriepalastes, durch den in seinen Garten eine große Störung kam, nicht beachtet wurden.

Südafrikanische Missionen.

Der südlichste Theil des Welttheils der Schwarzen pflegt als eines der Felder bezeichnet zu werden, auf denen die Thätigkeit der Glaubensboten schöne Resultate aufzuweisen habe. Die in jenen Gegenden lebenden Europäer sind keine Freunde der Missionen und machen den Mitgliedern derselben den Vorwurf, den Fortschritt der Civilisation zu hemmen. Nur durch die Gewöhnung zu anhaltender Arbeit, sagen sowohl die Engländer als die Holländer, könne bei den Eingeborenen ein Anfang von Cultur entstehen, aber die Missionäre erhielten diese Leute in ihrer

Trägheit, indem sie sie um sich versammelten und gegen die gerechtesten Anklagen der Weißen vertheidigten. Durch Uneinigkeit untereinander beeinträchtigen die Missionäre selbst ihre Wirksamkeit, der die äußerst niedrige Bildungsstufe der Eingeborenen und ihre unentwickelten Sprachen weitere Hindernisse entgegenstellen. Von großen Resultaten sollte nicht gesprochen werden. Schlagend hat sich der geringe Erfolg der Missionen auf der Westküste herausgestellt. Die Häuptlinge der dortigen Stämme werden fast ohne Ausnahme als Christen aufgeführt und auch der größte Theil ihrer Unterthanen soll sich zum Christenthum bekennen. Unter diesen Stämmen ist ein Vernichtungskrieg ausgebrochen, der trotz aller Bemühungen der Missionäre drei Jahre gewüthet hat und noch immer fortzudauern scheint. Der Stamm, bei dem Moffat lange Zeit wirkte, hat durch einen hinterlistigen Ueberfall das Signal zum Kriege gegeben. Die Makololo, ein von Livingstone besonders gelobter Stamm, haben bald nach seiner Entfernung räuberische Einfälle in die Nachbarländer gemacht. Ihre Stadt war zur Missionsstation gewählt worden. Sie nahmen die Missionäre auch auf, behandelten sie aber unfreundlich und hielten sie in einer Art von Gefangenschaft. Nach einiger Zeit erkrankten die Missionäre unter räthselhaften Symptomen und starben binnen wenigen Stunden. Man glaubt, daß sie vergiftet worden seien, und Herr Price, der einzige Ueberlebende von ihnen, theilt diesen Verdacht. Die Makololo selbst sind durch Kriege dem Untergang nahe gebracht worden. Moselekatse, der unter den Förderern der Mission besonders genannt zu werden pflegt, ist gegen die Missionäre persönlich freundlich, hat aber in seiner Politik, die das Gegentheil einer christlichen ist, nichts geändert. Seine Matebele wohnen truppweise in militärischen Lagern zusammen. Moselekatse schickt sie beständig gegen Nachbarstämme aus, bei denen zu plündern der Mühe lohnt. Mit Beute zurückkehrende Horden empfängt er als gütiger Monarch, die als Feiglinge, das heißt, mit leeren Händen zurückkommen, werden furchtbar bestraft. In dem ganzen großen Gebiete Südafrika's nehmen die Kriege unter den Eingeborenen kein Ende und der Sclavenhandel, den Livingstone überall verantwortlich machen will, trägt nicht allein die Schuld. Bei den Kämpfen, deren wir erwähnten, handelte es sich nicht um die Erbeutung von Menschen, sondern von Rinderheerden.

Das Klima an den großen Seen Nordamerika's.

Von großem Interesse sind die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Nordamerika in Bezug auf die Wirkung localer Ursachen auf das Klima. So findet man im Thale des Hudson-Flusses, im Staate New-York, als vorherrschende Winde Nord- oder Südwinde, während im Thale des Nebenflusses Mohawk Ost- oder Westwinde vorherrschen, ganz entsprechend der Richtung der betreffenden Thäler. Man sieht ferner starke Luftströme über diese Thäler hinwegziehen, während die Luft unten ganz ruhig ist.

Ein ähnliches locales Phänomen zeigte Herr Lapham der Akademie der Wissenschaften von Chicago in einer Karte des Staates Wisconsin, auf welcher die Orte gleicher mittlerer Temperatur im Januar durch schwarze, die von gleicher mittlerer Temperatur im Juli durch rothe Linien verbunden sind. Diese beiden Linienreihen haben nämlich eine ganz verschiedene Richtung; die ersteren verlaufen von Nordost nach Südwest, die letzteren hingegen von Nordwest nach Südost, so daß sie sich unter einem bedeutenden Winkel schneiden. Der Staat Wisconsin wird nun im Norden vom Lake Superior und im Osten vom Lake Michigan begrenzt, und die Nähe dieser bedeutenden Wassermassen erklärt den eigenthümlichen Verlauf der isothermen Linien. Indem das Wasser die mittlere Temperatur des Winters erhöht, nehmen die Isothermen für den Winter bei ihrem Nahen an die im Osten gelegene Wassermasse eine mehr nördliche Richtung; da ferner das Wasser die mittlere Sommertemperatur erniedrigt, nehmen die Sommerisothermen bei ihrem Nahen an die Ostgrenze eine mehr südliche Richtung.

Uebrigens giebt es noch eine andere, bisher übersehene Ursache für dieses Resultat.

Wenn der Gärtner seine zarten Pflanzen gegen die Strenge der Winterkälte schützen will, errichtet er am Nordrande seines Gartens eine Mauer; und der unternehmende Pflanzer der Prairien von Illinois pflanzt zu gleichem Zwecke Bäume

an der Nordgrenze seiner Gemarkung. Nach demselben Principe nun schützt die hohe Gebirgskette, welche sich etwas westlich vom Lake Superior durch die Britischen Besitzungen bis zu den Küsten von Labrador erstreckt, die ganze Seegegend vor den nördlichen Winterstürmen, welche sonst über dieselbe hinwehen würden. Die Erhebung der Kette im Norden und Nordosten vom Lake Superior ist 1035 bis 1900 Fuß über dem Seespiegel und in Labrador beträgt sie 2240 Fuß. Von dem mittleren Theile ist die Höhe zwar nicht bekannt, doch da man behauptet, daß sie an einigen Stellen die Grenze des ewigen Schnees erreicht, dürfen wir schließen, daß diese große Gartenmauer die Seegegend in nicht unbedeutendem Grade vor der strengen Winterkälte schützt. Und nur das Fehlen dieses Gebirgssystems im Westen vom Lake Superior ist es, was den kalten Winden der arktischen Gegenden gestattet, im Winter sich über die Gegenden westlich vom Mississippi zu verbreiten und die Temperatur so weit herabzudrücken.

Die Eiszeiten der Erde.

Von der Annahme ausgehend, daß die Excentricität der Erdbahn in ihrem Maximum für diejenige Erdhälfte, deren Winter in die Sonnenferne falle, durch die längere Dauer und größere Strenge der Winter eine Eiszeit veranlasse, kommt Herr Croll nach einer Reihe von Abhandlungen, die er in dem „Philosophical Magazine“ veröffentlicht, zu folgenden Schlüssen:

„Während der letztverflossenen drei Millionen Jahre gab es drei Perioden, in welchen die Excentricität ein Maximum hatte. Die erste begann um 2,630,000 Jahre und endete um 2,460,000 Jahre vor unserer Zeit. Die zweite begann 980,000 Jahre und endete gegen 720,000 Jahre vor der Gegenwart. Die dritte endlich begann um 240,000 Jahre und endete um 80,000 Jahre vor unserer Zeit. Die dritte Periode hält Croll für die der letzten Eiszeit; die zweite war höchst wahrscheinlich die Kälteperiode der Ober-Miozen-Periode, und die dritte mag wahrscheinlich übereinstimmen mit einer Eiszeit der mittleren eozenen Periode.

Vor dem Beginn der letzten Eiszeit vor 240,000 Jahren bis zurück zum Ende der Eiszeit der Ober-Miozen-Periode ist eine Zeit von 480,000 Jahren verflossen. In dieser Zeit haben die Athmosphärilien die Oberfläche der Erde benagt und die Flüsse die Producte der Verwitterung fortgeführt. Nehmen wir das Verhältniß dieser Verwitterung und Erniedrigung der Erdoberfläche in der Vergangenheit ebenso groß wie gegenwärtig, so betrug sie auch damals einen Fuß für 6000 Jahre. In der Zwischenzeit zwischen den beiden Eiszeiten ist somit die Oberfläche der Erde um 80 Fuß abgespült und es wird hieraus wahrscheinlich, daß jede Spur von Wirkung des Eises während der Ober-Miozen-Periode entfernt wurde, bevor die letzte Eiszeit begann. Von dem Ende der Eiszeit der mittleren Eozen-Periode bis zum Beginn der Eiszeit in der Miozen-Periode verflossen aber 1,480,000 Jahre und während dieser Zeit wurden nicht weniger als 247 Fuß der allgemeinen Oberfläche des Landes entfernt.

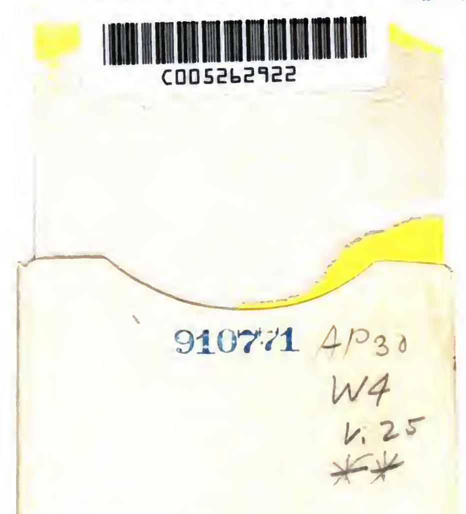
Von dem Ende der Eiszeit der Miozen-Periode bis zur Gegenwart müssen nach dieser Berechnung 120 Fuß Felsmassen von der Oberfläche des Landes entfernt und in Form von Sedimenten in's Meer geschafft, und seit der Eiszeit der Eozen-Periode sogar nicht weniger als 410 Fuß abgespült sein. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß so wenig Eisspuren aus jenen Perioden übrig geblieben. Entfernt man nämlich 410 Fuß Felsmassen von der Oberfläche des gegenwärtigen Continents, wo würden wir dann die gestreiften Felsen, die Moränen oder überhaupt eine Spur davon finden, daß während der posttertiären Epoche eine Eiszeit existirt hat?“

Schluß des fünfundzwanzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


C005262922
910771 AP30
W4
v. 25



